Joseph Roth Werke 5

Romane und Erzählungen

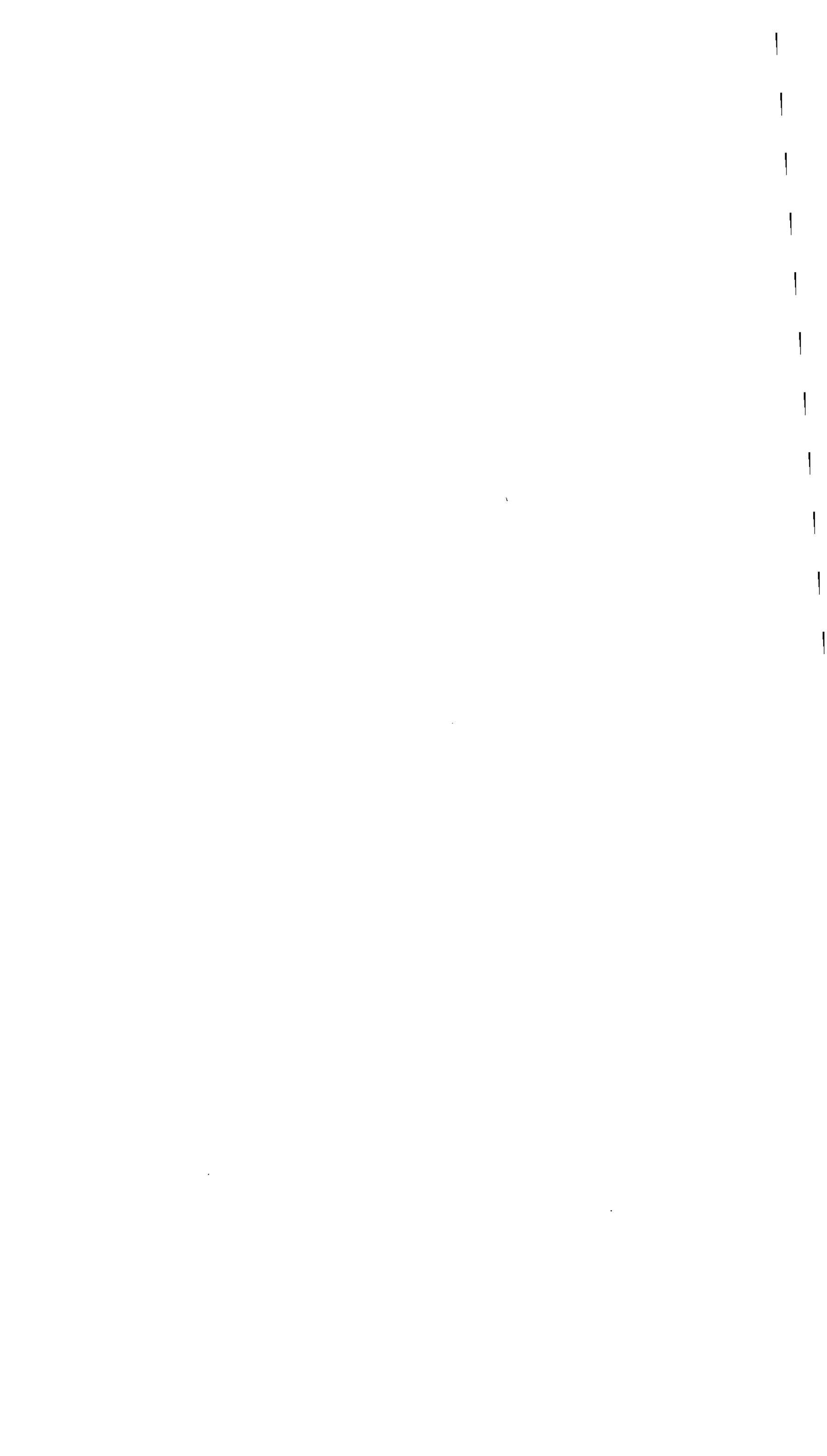
1930–1936

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Fritz Hackert

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg,
Frankfurt am Main und Wien,
mit freundlicher Genehmigung
des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln
© 1989 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln,
und Allert de Lange, Amsterdam
Satz Froitzheim, Bonn
Druck und Bindearbeiten Pustet, Regensburg
Printed in Germany 1994
ISBN 3 7632 2988 4

INHALT



HIOB

Roman eines einfachen Mannes

1930



ERSTER TEIL

I

Vor vielen Jahren lebte in Zuchnow ein Mann namens Mendel Singer. Er war fromm, gottesfürchtig und gewöhnlich, ein ganz alltäglicher Jude. Er übte den schlichten Beruf eines Lehrers aus. In seinem Haus, das nur aus einer geräumigen Küche bestand, vermittelte er Kindern die Kenntnis der Bibel. Er lehrte mit ehrlichem Eifer und ohne aufsehnerregenden Erfolg. Hunderttausende vor ihm hatten wie er gelebt und unterrichtet.

Unbedeutend wie sein Wesen war sein blasses Gesicht. Ein Vollbart von einem gewöhnlichen Schwarz umrahmte es ganz. Den Mund verdeckte der Bart. Die Augen waren groß, schwarz, träge und halb verhüllt von schweren Lidern. Auf dem Kopf saß eine Mütze aus schwarzem Seidenrips, einem Stoff, aus dem manchmal unmoderne und billige Krawatten gemacht werden. Der Körper steckte im halblangen, landesüblichen jüdischen Kaftan, dessen Schöße flatterten, wenn Mendel Singer durch die Gasse eilte, und die mit hartem, regelmäßigem Flügelschlag an die Schäfte der hohen Lederstiefel pochten.

Singer schien wenig Zeit zu haben und lauter dringende Ziele. Gewiß war sein Leben ständig schwer und zuweilen sogar eine Plage. Eine Frau und drei Kinder mußte er kleiden und nähren. (Mit einem vierten ging sie schwanger.) Gott hatte seinen Lenden Fruchtbarkeit verliehen, seinem Herzen Gleichmut und seinen Händen Armut. Sie hatten kein Gold zu wägen und keine Banknoten zu zählen. Dennoch rann sein Leben stetig dahin, wie ein kleiner, armer Bach zwischen kärglichen Ufern. Jeden Morgen dankte Mendel Gott für den Schlaf, für das Erwachen und den anbrechenden Tag. Wenn die Sonne unterging, betete er noch einmal. Wenn die ersten Sterne aufsprühten, betete er zum drittenmal. Und bevor er sich schlafen legte, flüsterte er ein eiliges Gebet mit müden, aber eifrigen Lippen. Sein Schlaf war traumlos. Sein Gewissen war rein. Seine Seele war keusch. Er brauchte nichts zu bereuen, und nichts gab es, was er begehrt hätte. Er liebte sein Weib und ergötzte sich an ihrem Fleische. Mit gesundem Hunger verzehrte er schnell seine Mahlzeiten. Seine zwei kleinen Söhne, Jonas und Sche-

marjah, prügelte er wegen Ungehorsams. Aber das Jüngste, die Tochter Mirjam, liebkoste er häufig. Sie hatte sein schwarzes Haar und seine schwarzen, trägen und sanften Augen. Ihre Glieder waren zart, ihre Gelenke zerbrechlich. Eine junge Gazelle.
Zwölf sechsjährige Schüler unterrichtete er im Lesen und Memorieren der Bibel. Jeder von den zwölf brachte ihm an jedem Freitag zwanzig Kopeken. Sie waren Mendel Singers einzige Einnahmen. Dreißig Jahre war er erst alt. Aber seine Aussichten, mehr zu verdienen, waren gering, vielleicht überhaupt nicht vorhanden. Wurden die Schüler älter, kamen sie zu andern, weiseren Lehrern. Das Leben verteuerte sich von Jahr zu Jahr. Die Ernten wurden ärmer und ärmer. Die Karotten verringerten sich, die Eier wurden hohl, die Kartoffeln erfroren, die Suppen wässerig, die Karpfen schmal und die Hechte kurz, die Enten mager, die Gänse hart und die Hühner ein Nichts.
Also klangen die Klagen Deborahs, der Frau Mendel Singers. Sie war ein Weib, manchmal ritt sie der Teufel. Sie schielte nach dem Besitz Wohlhabender und neidete Kaufleuten den Gewinn. Viel zu gering war Mendel Singer in ihren Augen. Die Kinder warf sie ihm vor, die Schwangerschaft, die Teuerung, die niedrigen Honorare und oft sogar das schlechte Wetter. Am Freitag scheuerte sie den Fußboden, bis er gelb wurde wie Safran. Ihre breiten Schultern zuckten auf und nieder im gleichmäßigen Rhythmus, ihre starken Hände rieben kreuz und quer jedes einzelne Brett, und ihre Nägel fuhren in die Sparren und Hohlräume zwischen den Brettern und kratzten schwarzen Unrat hervor, den Sturzwellen aus dem Kübel vollends vernichteten. Wie ein breites, gewaltiges und bewegliches Gebirge kroch sie durch das kahle, blaugetünchte Zimmer. Draußen, vor der Tür, lüfteten sich die Möbel, das braune, hölzerne Bett, die Strohsäcke, ein blankgehobelter Tisch, zwei lange und schmale Bänke, horizontale Bretter, festgenagelt auf je zwei vertikalen. Sobald die erste Dämmerung an das Fenster hauchte, zündete Deborah die Kerzen an, in Leuchtern aus Alpaka, schlug die Hände vors Angesicht und betete. Ihr Mann kam nach Hause, in seidigem Schwarz, der Fußboden leuchtete ihm entgegen, gelb wie geschmolzene Sonne, sein Angesicht schimmerte weißer als gewöhnlich, schwärzer als an Wochentagen dunkelte auch sein Bart. Er setzte sich, sang ein Liedchen, dann schlürften die Eltern und die Kinder die heiße Suppe, lächelten den Tellern zu und sprachen kein Wort. Wärme erhob sich im Zimmer. Sie schwärmte aus den Töpfen, den Schüsseln,

den Leibern. Die billigen Kerzen in den Leuchtern aus Alpaka hielten es nicht aus, sie begannen sich zu biegen. Auf das ziegelrote, blaukarierte Tischtuch tropfte Stearin und verkrustete im Nu. Man stieß das Fenster auf, die Kerzen ermannten sich und brannten friedlich ihrem Ende zu. Die Kinder legten sich auf die Strohsäcke in der Nähe des Ofens, die Eltern saßen noch und sahen mit bekümmerter Festlichkeit in die letzten blauen Flämmchen, die gezackt aus den Höhlungen der Leuchter emporschossen und sanft gewellt zurücksanken, ein Wasserspiel aus Feuer. Das Stearin schwelte, blaue, dünne Fäden aus Rauch zogen von den verkohlten Dochtresten aufwärts zur Decke. »Ach!« seufzte die Frau. »Seufze nicht!« gemahnte Mendel Singer. Sie schwiegen. »Schlafen wir, Deborah!« befahl er. Und sie begannen, ein Nachtgebet zu murmeln.

Am Ende jeder Woche brach so der Sabbat an, mit Schweigen, Kerzen und Gesang. Vierundzwanzig Stunden später tauchte er unter in der Nacht, die den grauen Zug der Wochentage anführte, einen Reigen aus Mühsal. An einem heißen Tag im Hochsommer, um die vierte Stunde des Nachmittags, kam Deborah nieder. Ihre ersten Schreie stießen in den Singsang der zwölf lernenden Kinder. Sie gingen alle nach Hause. Sieben Tage Ferien begannen. Mendel bekam ein neues Kind, ein viertes, einen Knaben. Acht Tage später wurde es beschnitten und Menuchim genannt.

Menuchim hatte keine Wiege. Er schwebte in einem Korb aus geflochtenen Weidenruten in der Mitte des Zimmers, mit vier Seilen an einem Haken im Plafond befestigt wie ein Kronleuchter. Mendel Singer tippte von Zeit zu Zeit mit einem leichten, nicht lieblosen Finger an den hängenden Korb, der sofort anfing zu schaukeln. Diese Bewegung beruhigte den Säugling zuweilen. Manchmal aber half gar nichts gegen seine Lust, zu wimmern und zu schreien. Seine Stimme krächzte über den Stimmen der zwölf lernenden Kinder, profane, häßliche Laute über den heiligen Sätzen der Bibel. Deborah stieg auf einen Schemel und holte den Säugling herunter. Weiß, geschwellt und kolossal entquoll ihre Brust der offenen Bluse und zog die Blicke der Knaben übermächtig auf sich. Alle Anwesenden schien Deborah zu säugen. Ihre eigenen älteren drei Kinder umstanden sie, eifersüchtig und lüstern. Stille brach ein. Man hörte das Schmatzen des Säuglings.

Die Tage dehnten sich zu Wochen, die Wochen wuchsen sich zu Monaten aus, zwölf Monate machten ein Jahr. Menuchim trank immer

noch die Milch seiner Mutter, eine schüttere, klare Milch. Sie konnte ihn nicht absetzen. Im dreizehnten Monat seines Lebens begann er, Grimassen zu schneiden und wie ein Tier zu stöhnen, in jagender Hast zu atmen und auf eine noch nie dagewesene Art zu keuchen. Sein großer Schädel hing schwer wie ein Kürbis an seinem dünnen Hals. Seine breite Stirn fältelte und furchte sich kreuz und quer wie ein zerknittertes Pergament. Seine Beine waren gekrümmt und ohne Leben wie zwei hölzerne Bögen. Seine dürren Ärmchen zappelten und zuckten. Lächerliche Laute stammelte sein Mund. Bekam er einen Anfall, so nahm man ihn aus der Wiege und schüttelte ihn ordentlich, bis sein Angesicht bläulich wurde und der Atem ihm beinah verging. Dann erholte er sich langsam. Man legte gebrühten Tee (in mehreren Säckchen) auf seine magere Brust und wickelte Huflattich um seinen dünnen Hals. »Macht nichts«, sagte sein Vater, »es kommt vom Wachsen!« »Söhne geraten nach den Brüdern der Mutter. Mein Bruder hat es fünf Jahre gehabt!« sagte die Mutter. »Man wächst sich aus!« sprachen die andern. Bis eines Tages die Pocken in der Stadt ausbrachen, die Behörden Impfungen vorschrieben und die Ärzte in die Häuser der Juden drangen. Manche verbargen sich. Mendel Singer aber, der Gerechte, floh vor keiner Strafe Gottes. Auch der Impfung sah er getrost entgegen.

Es war an einem heißen, sonnigen Vormittag, an dem die Kommission durch Mendels Gasse kam. Das letzte in der Reihe der jüdischen Häuser war Mendels Haus. Mit einem Polizisten, der ein großes Buch im Arm trug, ging der Doktor Soltysiuk mit wehendem, blondem Schnurrbart im braunen Angesicht, einen goldgeränderten Kneifer auf der geröteten Nase, mit breiten Schritten, in knarrend gelben Ledergamaschen und den Rock, der Hitze wegen, über die blaue Rubaschka lässig gehängt, daß die Ärmel wie noch ein paar Arme aussahen, die ebenfalls bereit schienen, Impfungen vorzunehmen: also kam der Doktor Soltysiuk in die Gasse der Juden. Ihm entgegen scholl das Wehklagen der Frauen und das Heulen der Kinder, die sich nicht hatten verbergen können. Der Polizist holte Frauen und Kinder aus tiefen Kellern und von hohen Dachböden, aus kleinen Kämmerchen und großen Strohkörben. Die Sonne brütete, der Doktor schwitzte. Nicht weniger als hundertsechsundsiebzig Juden hatte er zu impfen. Für jeden Geflohenen und Unerreichbaren dankte er Gott im stillen. Als er zum vierten der kleinen, blaugetünchten Häuschen gelangt war, gab er dem Polizisten einen Wink, nicht mehr eifrig zu suchen. Immer stärker

schwoll das Geschrei, je weiter der Doktor ging. Es wehte vor seinen Schritten einher. Das Geheul derjenigen, die sich noch fürchteten, verband sich mit dem Fluchen der bereits Geimpften. Müde und vollends verwirrt ließ er sich in Mendels Stube mit einem schweren Stöhnen auf die Bank nieder und verlangte ein Glas Wasser. Sein Blick fiel auf den kleinen Menuchim, er hob den Krüppel hoch und sagte: »Er wird ein Epileptiker.« Angst goß er in des Vaters Herz. »Alle Kinder haben Fraisen«, wandte die Mutter ein. »Das ist es nicht«, bestimmte der Doktor. »Aber ich könnte ihn vielleicht gesund machen. Es ist Leben in seinen Augen.«

Gleich wollte er den Kleinen ins Krankenhaus mitnehmen. Schon war Deborah bereit. »Man wird ihn umsonst gesund machen«, sagte sie. Mendel aber erwiderte: »Sei still, Deborah! Gesund machen kann ihn kein Doktor, wenn Gott nicht will. Soll er unter russischen Kindern aufwachsen? Kein heiliges Wort hören? Milch und Fleisch essen und Hühner auf Butter gebraten, wie man sie im Spital bekommt? Wir sind arm, aber Menuchims Seele verkauf' ich nicht, nur weil seine Heilung umsonst sein kann. Man wird nicht geheilt in fremden Spitälern.« Wie ein Held hielt Mendel seinen dürren, weißen Arm zum Impfen hin. Menuchim aber gab er nicht fort. Er beschloß, Gottes Hilfe für seinen Jüngsten zu erflehen und zweimal in der Woche zu fasten, Montag und Donnerstag. Deborah nahm sich vor, auf den Friedhof zu pilgern und die Gebeine der Ahnen anzurufen um ihre Fürsprache beim Allmächtigen. Also würde Menuchim gesund werden und kein Epileptiker.

Dennoch hing seit der Stunde der Impfung über dem Haus Mendel Singers die Furcht wie ein Ungetüm, und der Kummer durchzog die Herzen wie ein dauernder heißer und stechender Wind. Deborah durfte seufzen, und ihr Mann wies sie nicht zurecht. Länger als sonst hielt sie ihr Angesicht in den Händen vergraben, wenn sie betete, als schüfe sie sich eigene Nächte, die Furcht in ihnen zu begraben, und eigene Finsternisse, um zugleich die Gnade in ihnen zu finden. Denn sie glaubte, wie es geschrieben stand, daß Gottes Licht in den Dämmernissen aufleuchte und seine Güte das Schwarze erhelle. Menuchims Anfälle aber hörten nicht auf. Die älteren Kinder wuchsen und wuchsen, ihre Gesundheit lärmte wie ein Feind Menuchims, des Kranken, böse in den Ohren der Mutter. Es war, als bezögen die gesunden Kinder Kraft von dem Siechen, und Deborah haßte ihr Geschrei, ihre roten Wangen, ihre geraden Gliedmaßen. Sie pilgerte zum Friedhof

durch Regen und Sonne. Sie schlug mit dem Kopf gegen die moosigen Sandsteine, die aus den Gebeinen ihrer Väter und Mütter wuchsen. Sie beschwor die Toten, deren stumme, tröstende Antworten sie zu hören vermeinte. Auf dem Heimweg zitterte sie vor Hoffnung, ihren Sohn gesund wiederzufinden. Sie versäumte den Dienst am Herd, die Suppe lief über, die tönernen Töpfe zerbrachen, die Kasserollen verrosteten, die grünlich schimmernden Gläser zersprangen mit hartem Knall, der Zylinder der Petroleumlampe verfinsterte sich rußig, der Docht verkohlte kümmerlich zu einem Zäpfchen, der Schmutz vieler Sohlen und vieler Wochen überlagerte die Dielen des Bodens, das Schmalz im Topfe zerrann, die Knöpfe fielen dürr von den Hemden der Kinder wie Laub vor dem Winter.
Eines Tages, eine Woche vor den hohen Feiertagen (aus dem Sommer war Regen geworden, und aus dem Regen wollte Schnee werden), packte Deborah den Korb mit ihrem Sohn, legte wollene Decken über ihn, stellte ihn auf die Fuhre des Kutschers Sameschkin und reiste nach Kluczýsk, wo der Rabbi wohnte. Das Sitzbrett lag locker auf dem Stroh und rutschte bei jeder Bewegung des Wagens. Lediglich mit dem Gewicht ihres Körpers hielt Deborah es nieder, lebendig war es, hüpfen wollte es. Die schmale, gewundene Straße bedeckte der silbergraue Schlamm, in dem die hohen Stiefel der Vorüberkommenden versanken und die halben Räder der Fuhre. Der Regen verhüllte die Felder, zerstäubte den Rauch über den vereinzelten Hütten, zermahlte mit unendlicher, feiner Geduld alles Feste, auf das er traf, den Kalkstein, der hier und dort wie weißer Zahn aus der schwarzen Erde wuchs, die zersägten Stämme an den Rändern der Straße, die aufeinandergeschichteten, duftenden Bretter vor dem Eingang zur Sägemühle, auch das Kopftuch Deborahs und die wollenen Decken, unter denen Menuchim begraben lag. Kein Tröpfchen sollte ihn benetzen. Deborah berechnete, daß sie noch vier Stunden zu fahren hatte; hörte der Regen nicht auf, mußte sie vor der Herberge halten und die Decken trocknen, einen Tee trinken und die mitgenommenen, ebenfalls schon durchweichten Mohnbrezeln verzehren. Das konnte fünf Kopeken kosten, fünf Kopeken, mit denen man nicht leichtsinnig umgehen darf. Gott hatte ein Einsehen, es hörte zu regnen auf. Über hastigen Wolkenfetzen bleichte eine zerronnene Sonne, eine Stunde kaum; in einem neuen, tieferen Dämmer versank sie endgültig.
Die schwarze Nacht lagerte in Kluczýsk, als Deborah ankam. Viele

ratlose Menschen waren bereits gekommen, den Rabbi zu sehn. Kluczýsk bestand aus ein paar tausend niedrigen, stroh- und schindelgedeckten Häusern, einem kilometerweiten Marktplatz, der wie ein trockener See war, umkränzt von Gebäuden. Die Fuhrwerke, die in ihm herumstanden, erinnerten an steckengebliebene Wracks; übrigens verloren sie sich, winzig und sinnlos, in der kreisrunden Weite. Die ausgespannten Pferde wieherten neben den Fuhrwerken und traten mit müden, klatschenden Hufen den klebrigen Schlamm. Einzelne Männer irrten mit schwankenden, gelben Laternen durch die runde Nacht, eine vergessene Decke zu holen und ein klirrendes Geschirr mit Mundvorrat. Ringsum, in den tausend kleinen Häuschen, waren Ankömmlinge untergebracht. Sie schliefen auf Pritschen neben den Betten der Einheimischen, die Siechen, die Krummen, die Lahmen, die Wahnsinnigen, die Idiotischen, die Herzschwachen, die Zuckerkranken, die den Krebs im Leibe trugen, deren Augen mit Trachom verseucht waren, Frauen mit unfruchtbarem Schoß, Mütter mit mißgestalteten Kindern, Männer, denen Gefängnis oder Militärdienst drohte, Deserteure, die um eine geglückte Flucht baten, von Ärzten Aufgegebene, von der Menschheit Verstoßene, von der irdischen Gerechtigkeit Mißhandelte, Bekümmerte, Sehnsüchtige, Verhungernde und Satte, Betrüger und Ehrliche, alle, alle, alle...

Deborah wohnte bei Kluczýsker Verwandten ihres Mannes. Sie schlief nicht. Die ganze Nacht kauerte sie neben dem Korb Menuchims in der Ecke, neben dem Herd; finster war das Zimmer, finster war ihr Herz. Sie wagte nicht mehr, Gott anzurufen, er schien ihr zu hoch, zu groß, zu weit, unendlich hinter unendlichen Himmeln, eine Leiter aus Millionen Gebeten hätte sie haben müssen, um einen Zipfel von Gott zu erreichen. Sie suchte nach toten Gönnern, rief die Eltern an, den Großvater Menuchims, nach dem der Kleine hieß, dann die Erzväter der Juden, Abraham, Isaak und Jakob, die Gebeine Mosis und zum Schluß die Erzmütter. Wo immer eine Fürsprach möglich war, schickte sie einen Seufzer vor. Sie pochte an hundert Gräber, an hundert Türen des Paradieses. Vor Angst, daß sie morgen den Rabbi nicht erreichen würde, weil zuviel Bittende da waren, betete sie zuerst um das Glück, rechtzeitig vordringen zu können, als wäre die Gesundung ihres Sohnes dann schon ein Kinderspiel. Endlich sah sie durch die Ritzen der schwarzen Fensterläden ein paar fahle Streifen des Morgens. Schnell erhob sie sich. Sie zündete die trockenen Kienspäne an, die auf dem

Herd lagen, suchte und fand einen Topf, holte den Samowar vom Tisch, warf die brennenden Späne hinein, schüttete Kohle nach, faßte das Gefäß an beiden Henkeln, bückte sich und blies hinein, daß die Funken herausstoben und um ihr Angesicht knisterten. Es war, als handelte sie nach einem geheimnisvollen Ritus. Bald siedete das Wasser, bald kochte der Tee, die Familie erhob sich, sie setzten sich vor irdene, braune Geschirre und tranken. Da hob Deborah ihren Sohn aus dem Korb. Er winselte. Sie küßte ihn schnell und viele Male, mit einer rasenden Zärtlichkeit, ihre feuchten Lippen knallten auf das graue Angesicht, die dürren Händchen, die krummen Schenkel, den aufgedunsenen Bauch des Kleinen, es war, als schlüge sie das Kind mit ihrem liebenden mütterlichen Mund. Hierauf packte sie ihn ein, schnürte einen Strick um das Paket und hängte sich ihren Sohn um den Hals, damit ihre Hände frei würden. Platz wollte sie sich schaffen im Gedränge vor der Tür des Rabbi.

Mit scharfem Heulen stürzte sie sich in die Menge der Wartenden, mit grausamen Fäusten drängte sie Schwache auseinander, niemand konnte sie aufhalten. Wer immer, von ihrer Hand getroffen und weggerückt, sich nach ihr umsah, um sie zurückzuweisen, war geblendet von dem brennenden Schmerz in ihrem Angesicht, ihrem offenen roten Mund, aus dem ein sengender Hauch zu strömen schien, von dem kristallenen Leuchten der großen, rollenden Tränen, von den Wangen, die in hellroten Flammen standen, von den dicken blauen Adern am gereckten Hals, in denen sich die Schreie sammelten, ehe sie ausbrachen. Wie eine Fackel wehte Deborah einher. Mit einem einzigen grellen Schrei, hinter dem die grauenhafte Stille einer ganzen gestorbenen Welt einstürzte, fiel Deborah vor der endlich erreichten Tür des Rabbi nieder, die Klinke in der gereckten Rechten. Mit der Linken trommelte sie gegen das braune Holz. Menuchim schleifte vor ihr her am Boden.

Jemand machte die Tür auf. Der Rabbi stand am Fenster, er kehrte ihr den Rücken, ein schwarzer, schmaler Strich. Plötzlich wandte er sich um. Sie blieb an der Schwelle, auf beiden Armen bot sie ihren Sohn dar, wie man ein Opfer bringt. Sie erhaschte einen Schimmer von dem bleichen Angesicht des Mannes, das eins zu sein schien mit seinem weißen Bart. Sie hatte sich vorgenommen, in die Augen des Heiligen zu sehen, um sich zu überzeugen, daß wirklich in ihnen die mächtige Güte lebe. Aber nun sie hier stand, lag ein See von Tränen vor ihrem Blick, und sie sah den Mann hinter einer weißen Welle aus Wasser und

Salz. Er hob die Hand, zwei dürre Finger glaubte sie zu erkennen, Instrumente des Segens. Aber ganz nah hörte sie die Stimme des Rabbi, obwohl er nur flüsterte:
»Menuchim, Mendels Sohn, wird gesund werden. Seinesgleichen wird es nicht viele geben in Israel. Der Schmerz wird ihn weise machen, die Häßlichkeit gütig, die Bitternis milde und die Krankheit stark. Seine Augen werden weit sein und tief, seine Ohren hell und voll Widerhall. Sein Mund wird schweigen, aber wenn er die Lippen auftun wird, werden sie Gutes künden. Hab keine Furcht, und geh nach Haus!«
»Wann, wann, wann wird er gesund werden?« flüsterte Deborah.
»Nach langen Jahren«, sagte der Rabbi, »aber frage mich nicht weiter, ich habe keine Zeit, und ich weiß nicht mehr. Verlaß deinen Sohn nicht, auch wenn er dir eine große Last ist, gib ihn nicht weg von dir, er kommt aus dir, wie ein gesundes Kind. Und geh!«...
Draußen machte man ihr Platz. Ihre Wangen waren blaß, ihre Augen trocken, ihre Lippen leicht geöffnet, als atmeten sie lauter Hoffnung. Gnade im Herzen, kehrte sie heim.

II

Als Deborah heimkehrte, traf sie ihren Mann am Herd. Unwillig besorgte er das Feuer, den Topf, die hölzernen Löffel. Sein gerader Sinn war auf die einfachen, irdischen Dinge gerichtet und vertrug kein Wunder im Bereich der Augen. Er lächelte über den Glauben seiner Frau an den Rabbi. Seine schlichte Frömmigkeit bedurfte keiner vermittelnden Gewalt zwischen Gott und den Menschen. »Menuchim wird gesund werden, aber es wird lange dauern!« Mit diesen Worten betrat Deborah das Haus. »Es wird lange dauern!« wiederholte Mendel wie ein böses Echo. Deborah hängte seufzend den Korb wieder an den Plafond. Die älteren drei Kinder kamen vom Spiel. Sie fielen über den Korb her, den sie schon einige Tage vermißt hatten, und ließen ihn heftig pendeln. Mendel Singer ergriff mit beiden Händen seine Söhne, Jonas und Schemarjah. Mirjam, das Mädchen, flüchtete zur Mutter. Mendel kniff seine Söhne in die Ohren. Sie heulten auf. Er schnallte den Hosengurt ab und schwang ihn durch die Luft. Als gehörte das Leder noch zu seinem Körper, als wäre es die natürliche Fortsetzung seiner Hand, fühlte Mendel Singer jeden klatschenden Schlag, der die

Rücken seiner Söhne traf. Ein unheimliches Getöse brach los in seinem Kopf. Die warnenden Schreie seiner Frau fielen in seinen eigenen Lärm, unbedeutend vergingen sie darin. Es war, als schüttete man Gläser Wasser in ein aufgeregtes Meer.

Er fühlte nicht, wo er stand. Er wirbelte mit dem schwingenden, knallenden Gürtel umher, traf die Wände, den Tisch, die Bänke und wußte nicht, ob ihn die verfehlten Schläge mehr freuten oder die gelungenen. Endlich klang es drei von der Wanduhr, die Stunde, in der sich die Schüler am Nachmittag versammelten. Mit leerem Magen – denn er hatte nichts gegessen –, die würgende Aufregung noch in der Kehle, begann Mendel, Wort für Wort, Satz für Satz aus der Bibel vorzutragen. Der helle Chor der Kinderstimmen wiederholte Wort für Wort, Satz für Satz, es war, als würde die Bibel von vielen Glocken geläutet. Wie Glocken schwangen auch die Oberkörper der Lernenden vorwärts und zurück, indes über den Köpfen der Korb Menuchims fast in gleichem Rhythmus pendelte. Heute nahmen Mendels Söhne am Unterricht teil. Des Vaters Zorn versprühte, erkaltete, erlosch, weil sie im klingenden Vorsagen den andern voran waren. Um sie zu erproben, verließ er die Stube. Der Chor der Kinder läutete weiter, angeführt von den Stimmen der Söhne. Er konnte sich auf sie verlassen.

Jonas, der ältere, war stark wie ein Bär, Schemarjah, der jüngere, war schlau wie ein Fuchs. Stampfend trottete Jonas einher, mit vorgeneigtem Kopf, mit hängenden Händen, strotzenden Backen, ewigem Hunger, gekräuseltem Haar, das heftig über die Ränder der Mütze wucherte. Sanft und beinahe schleichend, mit spitzem Profil, immer wachen, hellen Augen, dünnen Armen, in der Tasche vergrabenen Händen, folgte ihm sein Bruder Schemarjah. Niemals brach ein Streit zwischen ihnen aus, zu ferne waren sie einander, getrennt waren ihre Reiche und Besitztümer, sie hatten ein Bündnis geschlossen. Aus Blechdosen, Zündholzschachteln, Scherben, Hörnern, Weidenruten verfertigte Schemarjah wunderbare Sachen. Jonas hätte sie mit seinem starken Atem umblasen und vernichten können. Aber er bewunderte die zarte Geschicklichkeit seines Bruders. Seine kleinen, schwarzen Augen blinkten wie Fünkchen zwischen seinen Wangen, neugierig und heiter.

Einige Tage nach ihrer Rückkehr erachtete Deborah die Zeit für gekommen, Menuchims Korb vom Plafond abzuknöpfen. Nicht ohne Feierlichkeit übergab sie den Kleinen den ältern Kindern. »Ihr werdet

ihn spazierenführen!« sagte Deborah. »Wenn er müde wird, werdet ihr ihn tragen. Laßt ihn Gott behüte nicht fallen! Der heilige Mann hat gesagt, er wird gesund. Tut ihm kein Weh.« Von nun an begann die Plage der Kinder.

Sie schleppten Menuchim wie ein Unglück durch die Stadt, sie ließen ihn liegen, sie ließen ihn fallen. Sie ertrugen den Hohn der Altersgenossen schwer, die hinter ihnen herliefen, wenn sie Menuchim spazierenführten. Der Kleine mußte zwischen zweien gehalten werden. Er setzte nicht einen Fuß vor den andern wie ein Mensch. Er wackelte mit seinen Beinen wie mit zwei zerbrochenen Reifen, er blieb stehen, er knickte ein. Schließlich ließen ihn Jonas und Schemarjah liegen. Sie legten ihn in eine Ecke, in einen Sack. Dort spielte er mit Hundekot, Pferdeäpfeln, Kieselsteinen. Er fraß alles. Er kratzte den Kalk von den Wänden und stopfte sich den Mund voll, hustete dann und wurde blau im Angesicht. Ein Stück Dreck, lagerte er im Winkel. Manchmal fing er an zu weinen. Die Knaben schickten Mirjam zu ihm, damit sie ihn tröste. Zart, kokett, mit hüpfenden dünnen Beinen, einen häßlichen und hassenden Abscheu im Herzen, näherte sie sich ihrem lächerlichen Bruder. Die Zärtlichkeit, mit der sie sein aschgraues, verknittertes Angesicht streichelte, hatte etwas Mörderisches. Sie sah sich vorsichtig um, nach rechts und links, dann kniff sie ihren Bruder in den Schenkel. Er heulte auf, Nachbarn sahen aus den Fenstern. Sie verzerrte das Angesicht zur weinerlichen Grimasse. Alle Menschen hatten Mitleid mit ihr und fragten sie aus.

Eines Tages im Sommer, es regnete, schleppten die Kinder Menuchim aus dem Haus und steckten ihn in den Bottich, in dem sich Regenwasser seit einem halben Jahr gesammelt hatte, Würmer herumschwammen, Obstreste und verschimmelte Brotrinden. Sie hielten ihn an den krummen Beinen und stießen seinen grauen, breiten Kopf ein dutzendmal ins Wasser. Dann zogen sie ihn heraus, mit klopfenden Herzen, roten Wangen, in der freudigen und grausigen Erwartung, einen Toten zu halten. Aber Menuchim lebte. Er röchelte, spuckte das Wasser aus, die Würmer, das verschimmelte Brot, die Obstreste und lebte. Nichts geschah ihm. Da trugen ihn die Kinder schweigsam und voller Angst ins Haus zurück. Eine große Furcht vor Gottes kleinem Finger, der eben ganz leise gewinkt hatte, ergriff die zwei Knaben und das Mädchen. Den ganzen Tag sprachen sie nicht zueinander. Ihre Zungen lagen gefesselt an den Gaumen, ihre Lippen öffneten sich, ein Wort zu

formen, aber kein Ton bildete sich in ihren Kehlen. Es hörte zu regnen auf, die Sonne erschien, die Bächlein flossen munter an den Rändern der Straßen. Es wäre an der Zeit gewesen, die Papierschiffchen loszulassen und zuzusehen, wie sie dem Kanal entgegenschwimmen. Aber gar nichts geschah. Die Kinder krochen ins Haus zurück wie Hunde. Den ganzen Nachmittag noch warteten sie auf den Tod Menuchims. Menuchim starb nicht.

Menuchim starb nicht, er blieb am Leben, ein mächtiger Krüppel. Von nun an war der Schoß Deborahs trocken und fruchtlos. Menuchim war die letzte, mißratene Frucht ihres Leibes, es war, als weigerte sich ihr Schoß, noch mehr Unglück hervorzubringen. In flüchtigen Sekunden umarmte sie ihren Mann. Sie waren kurz wie Blitze, trockene Blitze am fernen, sommerlichen Horizont. Lang, grausam und ohne Schlaf waren Deborahs Nächte. Eine Wand aus kaltem Glas trennte sie von ihrem Mann. Ihre Brüste welkten, ihr Leib schwoll an wie ein Hohn auf ihre Unfruchtbarkeit, ihre Schenkel wurden schwer, und Blei hing an ihren Füßen.

Eines Morgens im Sommer erwachte sie früher als Mendel. Ein zwitschernder Sperling am Fensterbrett hatte sie geweckt. Noch lag ihr sein Pfiff im Ohr, Erinnerung an Geträumtes, Glückliches, wie die Stimme eines Sonnenstrahls. Die frühe, warme Dämmerung durchdrang die Poren und Ritzen der hölzernen Fensterläden, und obwohl die Kanten der Möbel noch im Schatten der Nacht verrannen, war Deborahs Auge schon klar, ihr Gedanke hart, ihr Herz kühl. Sie warf einen Blick auf den schlafenden Mann und entdeckte die ersten weißen Haare in seinem schwarzen Bart. Er räusperte sich im Schlaf. Er schnarchte. Schnell sprang sie vor den blinden Spiegel. Sie fuhr mit kalten, strählenden Fingerspitzen durch ihren schütteren Scheitel, zog eine Strähne nach der andern vor die Stirn und suchte nach weißen Haaren. Sie glaubte, ein einziges gefunden zu haben, ergriff es mit einer harten Zange aus zwei Fingern und riß es aus. Dann öffnete sie ihr Hemd vor dem Spiegel. Sie sah ihre schlaffen Brüste, hob sie hoch, ließ sie fallen, strich mit der Hand über den hohlen und dennoch gewölbten Leib, sah die blauen verzweigten Adern an ihren Schenkeln und beschloß, wieder ins Bett zu gehn. Sie wandte sich um, und ihr Blick stieß erschrokken auf das geöffnete Aug' ihres Mannes. »Was schaust du?« rief sie. Er antwortete nicht. Es war, als gehörte das offene Auge nicht ihm, denn er selbst schlief noch. Unabhängig von ihm hatte es sich geöffnet.

Selbständig neugierig war es geworden. Das Weiße des Auges schien weißer als gewöhnlich. Die Pupille war winzig. Das Auge erinnerte Deborah an einen vereisten See mit einem schwarzen Punkt darinnen. Es konnte kaum eine Minute offen gewesen sein, aber Deborah hielt diese Minute für ein Jahrzehnt. Mendels Auge schloß sich wieder. Er atmete ruhig weiter, er schlief, ohne Zweifel. Ein fernes Trillern von Millionen Lerchen erhob sich draußen, über dem Haus, unter den Himmeln. Schon drang die anbrechende Hitze des jungen Tages in den morgendlich verdunkelten Raum. Bald mußte die Uhr sechs Schläge schlagen, die Stunde, in der Mendel Singer aufzustehen pflegte. Deborah rührte sich nicht. Sie blieb stehen, wo sie gestanden war, als sie sich wieder dem Bett zugewandt hatte, den Spiegel im Rücken. Nie hatte sie so stehend gelauscht, ohne Zweck, ohne Not, ohne Neugier, ohne Lust. Sie wartete auf gar nichts. Aber es schien ihr, daß sie auf etwas Besonderes warten müßte. Alle ihre Sinne waren wach wie nie, und noch ein paar unbekannte, neue Sinne waren erwacht, zur Unterstützung der alten. Sie sah, hörte, fühlte tausendfach. Und gar nichts geschah. Nur ein Sommermorgen brach an, nur Lerchen trillerten in unerreichbarer Ferne, nur Sonnenstrahlen zwängten sich mit heißer Gewalt durch die Ritzen der Läden, und die breiten Schatten an den Rändern der Möbelstücke wurden schmäler und schmäler, und die Uhr tickte und holte zu sechs Schlägen aus, und der Mann atmete. Lautlos lagen die Kinder in der Ecke neben dem Herd, Deborah sichtbar, aber weit, wie in einem andern Raum. Gar nichts geschah. Dennoch schien Unendliches geschehen zu wollen. Die Uhr schlug wie eine Erlösung. Mendel Singer erwachte, setzte sich gerade im Bett auf und starrte verwundert auf seine Frau. »Warum bist du nicht im Bett?« fragte er und rieb sich die Augen. Er hustete und spuckte aus. Gar nichts an seinen Worten und an seinem Gehaben verriet, daß sein linkes Auge offen gewesen war und selbständig geschaut hatte. Vielleicht wußte er nichts mehr, vielleicht hatte sich Deborah getäuscht.

Seit diesem Tage hörte die Lust auf zwischen Mendel Singer und seiner Frau. Wie zwei Menschen gleichen Geschlechts gingen sie schlafen, durchschliefen sie die Nächte, erwachten sie des Morgens. Sie schämten sich voreinander und schwiegen wie in den ersten Tagen ihrer Ehe. Die Scham stand am Beginn ihrer Lust, und am Ende ihrer Lust stand sie auch.

Dann war auch sie überwunden. Sie redeten wieder, ihre Augen wi-

chen nicht mehr einander aus, im gleichen Rhythmus alterten ihre Gesichter und ihre Leiber wie Gesichter und Leiber von Zwillingen. Der Sommer war träge und schweren Atems und arm an Regen. Tür und Fenster standen offen. Die Kinder waren selten zu Haus. Draußen wuchsen sie schnell, von der Sonne befruchtet.

Sogar Menuchim wuchs. Seine Beine blieben zwar gekrümmt, aber sie wurden ohne Zweifel länger. Auch sein Oberkörper streckte sich. Plötzlich, eines Morgens, stieß er einen nie gehörten, schrillen Schrei aus. Dann blieb er still. Eine Weile später sagte er, klar und vernehmlich: »Mama.«

Deborah stürzte sich auf ihn, und aus ihren Augen, die lange schon trocken gewesen waren, flossen die Tränen, heiß, stark, groß, salzig, schmerzlich und süß. »Sag Mama!« »Mama«, wiederholte der Kleine. Ein dutzendmal wiederholte er das Wort. Hundertmal wiederholte es Deborah. Nicht vergeblich waren ihre Bitten geblieben. Menuchim sprach. Und dieses eine Wort der Mißgeburt war erhaben wie eine Offenbarung, mächtig wie ein Donner, warm wie die Liebe, gnädig wie der Himmel, weit wie die Erde, fruchtbar wie ein Acker, süß wie eine süße Frucht. Es war mehr als die Gesundheit der gesunden Kinder. Es bedeutete, daß Menuchim stark und groß, weise und gütig werden sollte, wie die Worte des Segens gelautet hatten.

Allerdings: Noch andere verständliche Laute kamen nicht mehr aus Menuchims Kehle. Lange Zeit bedeutete dieses eine Wort, das er nach so schrecklichem Schweigen zustande gebracht hatte, Essen und Trinken, Schlafen und Lieben, Lust und Schmerz, Himmel und Erde. Obwohl er nur dieses Wort bei jeder Gelegenheit sagte, erschien er seiner Mutter Deborah beredt wie ein Prediger und reich an Ausdruck wie ein Dichter. Sie verstand jedes Wort, das sich in dem einen verbarg.

Sie vernachlässigte die älteren Kinder. Sie wandte sich von ihnen ab. Sie hatte nur einen Sohn, den einzigen Sohn: Menuchim.

III

Vielleicht brauchen Segen eine längere Zeit zu ihrer Erfüllung als Flüche. Zehn Jahre waren vergangen, seitdem Menuchim sein erstes und einziges Wort ausgesprochen hatte. Er konnte immer noch kein anderes sagen.

Manchmal, wenn Deborah mit ihrem kranken Sohn allein im Hause war, schob sie den Riegel vor, setzte sich neben Menuchim auf den Boden und sah dem Kleinen starr ins Angesicht. Sie erinnerte sich an den fürchterlichen Tag im Sommer, an dem die Gräfin vor der Kirche vorgefahren war. Deborah sieht das offene Portal der Kirche. Ein goldener Glanz von tausend Kerzen, von bunten, lichtumkränzten Bildern, von drei Geistlichen im Ornat, die tief und fern am Altar stehn, mit schwarzen Bärten und weißen, schwebenden Händen, dringt in den weiß besonnten, staubigen Platz. Deborah ist im dritten Monat. Menuchim regt sich in ihrem Leib, die kleine, zarte Mirjam hält sie fest an der Hand. Auf einmal erhebt sich Geschrei. Es übertönt den Gesang der Beter in der Kirche. Man hört das schnalzende Getrappel der Pferde, eine Staubwolke wirbelt auf, die dunkelblaue Equipage der Gräfin hält vor der Kirche. Die Bauernkinder jubeln. Die Bettler und Bettlerinnen auf den Stufen humpeln der Kalesche entgegen, um der Gräfin die Hände zu küssen. Auf einmal reißt sich Mirjam los. Im Nu ist sie verschwunden. Deborah zittert, sie friert, mitten in der Hitze. Wo ist Mirjam? Sie fragt jedes Bauernkind. Die Gräfin ist ausgestiegen. Deborah tritt ganz nah an die Kalesche. Der Kutscher mit den silbernen Knöpfen in der dunkelblauen Livree sitzt so hoch, daß er alles übersehen kann. »Haben Sie die kleine Schwarze laufen gesehen?« fragt Deborah, den Kopf emporgereckt, die Augen geblendet vom Glanz der Sonne und des Livrierten. Der Kutscher zeigt mit seiner weiß behandschuhten Linken in die Kirche. Da hinein ist Mirjam gelaufen.

Deborah überlegt einen Augenblick, dann stürzt sie sich in die Kirche, hinein in den goldenen Glanz, in den vollen Gesang, in das Brausen der Orgel. Im Eingang steht Mirjam. Deborah ergreift das Kind, schleppt es auf den Platz, rennt die heißen, weiß glühenden Stufen hinunter, flüchtet wie vor einem Brand. Sie will das Kind schlagen, aber sie hat Angst.

Sie rennt, das Kind hinter sich her ziehend, in eine Gasse. Nun ist sie ruhiger. »Du darfst dem Vater nichts davon erzählen«, keucht sie. »Hörst du, Mirjam?«

Seit diesem Tage weiß Deborah, daß ein Unglück im Anzug ist. Ein Unglück trägt sie im Schoß. Sie weiß es und schweigt. Sie schiebt den Riegel wieder zurück, es klopft an der Tür, Mendel ist da.

Früh ergraut ist sein Bart. Früh verwelkt waren auch Angesicht, Kör-

per und Hände Deborahs. Stark und langsam wie ein Bär war der älteste Sohn Jonas, schlau und hurtig wie ein Fuchs der jüngere Schemarjah, kokett und gedankenlos wie eine Gazelle die Schwester Mirjam. So wie sie durch die Gassen huschte, Botengänge zu besorgen, schlank und schmal, ein schimmernder Schatten, ein braunes Gesicht, ein großer roter Mund, ein goldgelber Schal, unter dem Kinn in zwei wehende Flügel geknotet, und die zwei alten Augen mitten in der braunen Jugend des Angesichts, so fiel sie in die Blickfelder der Offiziere von der Garnison und blieb haften in ihren sorglosen, lustsüchtigen Köpfen. Mancher stellte ihr manchmal nach. Nichts anderes nahm sie von ihren Jägern zur Kenntnis, als was sie durch die äußeren Tore der Sinne gerade nachschicken konnte: ein silbernes Klirren und Rasseln von Sporen und Wehr, einen verwehenden Duft von Pomade und Rasierseife, einen knalligen Schimmer von goldenen Knöpfen, silbernen Borten und blutroten Riemen aus Juchten. Es war wenig, es war genug. Gleich hinter den äußeren Toren ihrer Sinne lauerte die Neugier in Mirjam, die Schwester der Jugend, die Künderin der Lust. In einer süßen und heißen Furcht floh das Mädchen vor seinen Verfolgern. Nur um den schmerzlichen, erregenden Genuß der Furcht auszukosten, floh es durch mehr Gassen, viele Minuten länger. Es flüchtete auf Umwegen. Nur um wieder fliehen zu können, ging Mirjam häufiger, als nötig war, aus dem Haus. An den Straßenecken hielt sie ein und warf Blicke zurück, Lockspeise den Jägern. Es waren Mirjams einzige Genüsse. Selbst wenn jemand vorhanden gewesen wäre, der sie verstanden hätte, ihr Mund wäre verschlossen geblieben. Denn die Genüsse sind stärker, solange sie geheim bleiben.

Noch wußte Mirjam nicht, in welch drohende Beziehung sie zu der fremden und schrecklichen Welt des Militärs treten sollte und wie schwer die Schicksale waren, die sich bereits zu sammeln begannen über den Häuptern Mendel Singers, seiner Frau und seiner Kinder. Denn Jonas und Schemarjah waren schon in dem Alter, in dem sie nach dem Gesetz zu den Soldaten sollten und nach der Tradition ihrer Väter sich vor dem Dienst retten mußten. Andern Jünglingen hatte ein gnädiger und vorsorglicher Gott ein körperliches Gebrechen mitgegeben, das sie wenig behinderte und vor dem Bösen beschützte. Manche waren einäugig, manche hinkten, der hatte einen Leistenbruch, jener zuckte ohne Grund mit den Armen und Beinen, einige hatten schwache Lungen, andere schwache Herzen, einer hörte schlecht und ein

anderer stotterte, und ein dritter hatte ganz einfach eine allgemeine Körperschwäche.

In der Familie Mendel Singers aber schien es, als hätte der kleine Menuchim die ganze Anzahl menschlicher Qualen auf sich genommen, die sonst vielleicht eine gütige Natur sachte auf alle Mitglieder verteilt hätte. Mendels ältere Söhne waren gesund, kein Fehler konnte an ihrem Körper entdeckt werden, und sie mußten anfangen, sich zu plagen, zu fasten und schwarzen Kaffee zu trinken und wenigstens auf eine vorübergehende Herzschwäche hoffen, obwohl der Krieg gegen Japan schon beendet war.

Und also begannen ihre Plagen. Sie aßen nicht, sie schliefen nicht, sie torkelten schwach und zitternd durch Tage und Nächte. Ihre Augen waren gerötet und geschwollen, ihre Hälse mager und ihre Köpfe schwer. Deborah liebte sie wieder. Für ihre älteren Söhne zu beten, pilgerte sie noch einmal zum Friedhof. Diesmal betete sie um eine Krankheit für Jonas und Schemarjah, wie sie früher um die Gesundheit Menuchims gefleht hatte. Das Militär erhob sich vor ihrem bekümmerten Aug' wie ein schwerer Berg aus glattem Eisen und klirrender Marter. Leichen sah sie, lauter Leichen. Hoch und schimmernd, die gespornten Füße im roten Blut, saß der Zar und wartete auf das Opfer ihrer Söhne. Sie gingen ins Manöver, schon dies allein war ihr der größte Schrecken, an einen neuen Krieg dachte sie nicht einmal. Sie zürnte ihrem Mann. Mendel Singer, was war er? Ein Lehrer, ein dummer Lehrer dummer Kinder. Sie hatte anderes im Sinn gehabt, als sie noch ein Mädchen gewesen war. Mendel Singer indessen trug nicht leichter am Kummer als seine Frau. Am Sabbat in der Synagoge, wenn das gesetzlich vorgeschriebene Gebet für den Zaren abgehalten wurde, dachte Mendel an die nächste Zukunft seiner Söhne. Schon sah er sie in der verhaßten Drillichuniform frischer Rekruten. Sie aßen Schweinefleisch und wurden von Offizieren mit der Reitpeitsche geschlagen. Sie trugen Gewehre und Bajonette. Er seufzte oft ohne erdenklichen Grund, mitten im Beten, mitten im Unterricht, mitten im Schweigen. Sogar Fremde sahen ihn bekümmert an. Nach seinem kranken Sohn hatte ihn niemals jemand gefragt, aber nach seinen gesunden Söhnen erkundigten sich alle.

Am sechsundzwanzigsten März, endlich, fuhren die beiden Brüder nach Targi. Sie zogen beide das Los. Beide waren tadellos und gesund. Beide wurden genommen.

Noch einen Sommer durften sie zu Hause verbringen. Im Herbst sollten sie einrücken. An einem Mittwoch waren sie Soldaten geworden. Am Sonntag kehrten sie heim.

Am Sonntag kehrten sie heim, mit Freikarten des Staates ausgerüstet. Schon reisten sie auf Kosten des Zaren. Viele ihresgleichen fuhren mit ihnen. Es war ein langsamer Zug. Sie saßen auf hölzernen Bänken unter Bauern. Die Bauern sangen und waren betrunken. Alle rauchten den schwarzen Tabak, in dessen Rauch noch eine ferne Erinnerung an Schweiß mit duftete. Alle erzählten einander Geschichten. Jonas und Schemarjah trennten sich nicht für einen Augenblick. Es war ihre erste Reise mit der Eisenbahn. Oft tauschten sie die Plätze. Jeder von ihnen wollte ein wenig am Fenster sitzen und in die Landschaft sehn. Ungeheuer weit erschien Schemarjah die Welt. Flach war sie in Jonas' Augen, sie langweilte ihn. Der Zug fuhr glatt durch das flache Land wie ein Schlitten über Schnee. Die Felder lagen in den Fenstern. Die bunten Bäuerinnen winkten. Wo sie in Gruppen auftauchten, antwortete ihnen im Waggon ein dröhnendes Geheul der Bauern. Schwarz, schüchtern und bekümmert saßen die zwei Juden unter ihnen, in die Ecke gedrängt vom Übermut der Trunkenen.

»Ich möchte ein Bauer sein«, sagte plötzlich Jonas.

»Ich nicht«, erwiderte Schemarjah.

»Ich möchte ein Bauer sein«, wiederholte Jonas, »ich möchte betrunken sein und mit den Mädchen da schlafen.«

»Ich will sein, was ich bin«, sagte Schemarjah, »ein Jude wie mein Vater Mendel Singer, kein Soldat und nüchtern.«

»Ich freue mich ein bißchen, daß ich Soldat werde«, sagte Jonas.

»Du wirst schon deine Freuden erleben! Ich möchte lieber ein reicher Mann sein und das Leben sehn.«

»Was ist das Leben?«

»Das Leben«, erklärte Schemarjah, »ist in großen Städten zu sehn. Die Bahnen fahren mitten durch die Straßen, alle Läden sind so groß wie bei uns die Gendarmerie-Kaserne, und die Schaufenster sind noch größer. Ich habe Ansichtskarten gesehen. Man braucht keine Tür, um in ein Geschäft zu treten, die Fenster reichen bis zu den Füßen.«

»He, warum seid ihr so betrübt?« rief plötzlich ein Bauer aus der gegenüberliegenden Ecke.

Jonas und Schemarjah taten, als hörten sie ihn nicht oder als gelte nicht ihnen seine Frage. Sich taub stellen, wenn ein Bauer sie anredete, das

hatten sie im Blut. Seit tausend Jahren ging es niemals gut aus, wenn ein Bauer fragte und ein Jude antwortete.
»He!« sagte der Bauer und erhob sich.
Jonas und Schemarjah standen gleichzeitig auf.
»Ja, zu euch, Juden, hab' ich gesprochen«, sagte der Bauer. »Habt ihr noch nichts getrunken?«
»Haben schon getrunken«, sagte Schemarjah.
»Ich nicht«, sagte Jonas.
Der Bauer holte eine Flasche hervor, die er unter der Joppe, an der Brust, getragen hatte. Sie war warm und schlüpfrig und roch nach dem Bauern stärker als nach ihrem Inhalt. Jonas setzte sie an den Mund. Er entblößte die blutroten, vollen Lippen, man sah zu beiden Seiten der braunen Flasche die weißen, starken Zähne. Jonas trank und trank. Er spürte nicht die leichte Hand des Bruders, die ihn mahnend am Ärmel berührte. Mit beiden Händen, einem riesigen Säugling ähnlich, hielt er die Flasche. An seinen emporgereckten Ellenbogen schimmerte weißlich das Hemd durch den zerriebenen, dünnen Stoff. Regelmäßig, wie ein Kolben an einer Maschine, stieg und sank sein Adamsapfel unter der Haut des Halses. Ein leises, ersticktes Gurgeln grollte aus seiner Kehle. Alle sahen zu, wie der Jude trank.
Jonas war fertig. Die leere Flasche fiel ihm aus den Händen und seinem Bruder Schemarjah in den Schoß. Er selbst sank ihr nach, als müßte er den gleichen Weg nehmen wie sie. Der Bauer streckte die Hand aus und erbat stumm die Flasche von Schemarjah wieder. Dann liebkoste er mit dem Stiefel ein wenig die breiten Schultern des schlafenden Jonas.
Sie erreichten Podworsk, hier mußten sie aussteigen. Bis nach Jurki waren es sieben Werst, zu Fuß sollten die Brüder wandern, wer weiß, ob sie unterwegs jemand auf den Wagen nehmen würde. Alle Reisenden halfen den schweren Jonas aufrichten. Als er draußen stand, wurde er wieder nüchtern.
Sie wanderten. Es war Nacht. Den Mond ahnten sie hinter milchigem Gewölk. Auf den Schneefeldern dunkelten einzelne unregelmäßig konturierte Erdflecken wie Kratermünder. Der Frühling schien aus dem Wald einherzuwehn. Jonas und Schemarjah gingen schnell auf einem schmalen Weg. Sie hörten das zarte Knistern der dünnen, spröden Eishülle unter ihren Stiefeln. Ihre weißen, rundlichen Bündel trugen sie geschultert an Stöcken. Einige Male versuchte Schemarjah, ein

Gespräch mit seinem Bruder anzufangen. Jonas antwortete nicht. Er schämte sich, weil er getrunken hatte und hingefallen war wie ein Bauer. An den Stellen, an denen der Pfad so schmal war, daß beide Brüder nicht nebeneinandergehen konnten, ließ Jonas dem jüngern den Vortritt. Am liebsten hätte er Schemarjah vor sich hergehen lassen. Wo der Weg wieder breiter wurde, verlangsamte er den Schritt in der Hoffnung, Schemarjah würde weitergehen, ohne auf den Bruder zu warten. Aber es war, als fürchtete der jüngere, den älteren zu verlieren. Seitdem er gesehen hatte, daß Jonas betrunken sein konnte, traute er ihm nicht mehr, zweifelte er an des älteren Vernunft, fühlte er sich für den älteren verantwortlich. Jonas erriet, was sein Bruder empfand. Ein großer, törichter Zorn kochte in seinem Herzen. Lächerlich ist Schemarjah, dachte Jonas. Wie ein Gespenst ist er dünn, den Stock kann er nicht einmal halten, jedesmal schultert er ihn wieder, das Bündel wird noch in den Dreck fallen. Bei der Vorstellung, daß Schemarjahs weißes Bündel vom glatten Stock in den schwarzen Dreck der Straße fallen könnte, lachte Jonas laut auf. »Was lachst du?« fragte Schemarjah. »Über dich!« antwortete Jonas. »Ich hätte mehr Recht, über dich zu lachen«, sagte Schemarjah. Wieder schwiegen sie. Schwarz wuchs ihnen der Tannenwald entgegen. Aus ihm, nicht aus ihnen selbst, schien die Schweigsamkeit zu kommen. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein Wind aus willkürlicher Himmelsrichtung, ein heimatloser Windstoß. Ein Weidenbusch regte sich im Schlaf, Zweige knackten dürr, die Wolken liefen hell über den Himmel. »Jetzt sind wir doch Soldaten!« sagte auf einmal Schemarjah. »Ganz richtig«, sagte Jonas, »was waren wir denn sonst? Wir haben keinen Beruf. Sollen wir Lehrer werden wie unser Vater?« »Besser als Soldat sein!« sagte Schemarjah. »Ich könnte ein Kaufmann werden und in die Welt gehen!« »Die Soldaten sind auch Welt, und ich kann kein Kaufmann sein«, meinte Jonas. »Du bist betrunken!« »Ich bin nüchtern wie du. Ich kann trinken und nüchtern sein. Ich kann ein Soldat sein und die Welt sehn. Ich möchte ein Bauer sein. Das sag' ich dir – und ich bin nicht betrunken ...«

Schemarjah zuckte mit den Schultern. Sie gingen weiter. Gegen Morgen hörten sie die Hähne krähn aus entfernten Gehöften. »Das wird Jurki sein«, sagte Schemarjah. »Nein, es ist Bytók!« sagte Jonas. »Meinetwegen Bytók«, sagte Schemarjah.

Eine Fuhre klapperte und rasselte hinter der nächsten Biegung des Weges. Der Morgen war fahl, wie die Nacht gewesen war. Kein Unter-

schied zwischen Mond und Sonne. Schnee fing an zu fallen, weicher, warmer Schnee. Raben flogen auf und krächzten.
»Sieh, die Vögel«, sagte Schemarjah; nur als Vorwand, um den Bruder zu versöhnen.
»Raben sind das!« sagte Jonas. »Vögel!« ahmte er höhnisch nach.
»Meinetwegen!« sagte Schemarjah, »Raben!«
Es war wirklich Bytók. Noch eine Stunde, sie kamen nach Jurki. Noch drei Stunden, und sie waren zu Haus.
Es schneite dichter und weicher, je weiter der Tag fortschritt, als käme der Schnee von der ansteigenden Sonne. Nach einigen Minuten war das ganze Land weiß. Auch die einzelnen Weiden am Weg und die verstreuten Birkengruppen zwischen den Feldern weiß, weiß, weiß. Nur die zwei jungen, schreitenden Juden waren schwarz. Auch sie überschüttete der Schnee, aber auf ihren Rücken schien er schneller zu schmelzen. Ihre langen, schwarzen Röcke flatterten. Die Schöße pochten mit hartem, regelmäßigem Schlag gegen die Schäfte der hohen Lederstiefel. Je dichter es schneite, desto schneller gingen sie. Bauern, die ihnen entgegenkamen, gingen ganz langsam, mit eingeknickten Knien, sie wurden weiß, auf ihren breiten Schultern lag der Schnee wie auf dicken Ästen, schwer und leicht zugleich, vertraut mit dem Schnee, gingen sie in ihm einher wie in einer Heimat. Manchmal blieben sie stehn und sahen sich nach den zwei schwarzen Männern um wie nach ungewohnten Erscheinungen, obwohl ihnen der Anblick von Juden nicht fremd war. Atemlos langten die Brüder zu Hause an, schon fing es an zu dämmern. Sie hörten von weitem den Singsang der lernenden Kinder. Er kam ihnen entgegen, ein Mutterlaut, ein Vaterwort, ihre ganze Kindheit trug er ihnen entgegen, alles bedeutete und enthielt er, was sie seit der Stunde der Geburt geschaut, vernommen, gerochen und gefühlt hatten: der Singsang der lernenden Kinder. Er enthielt den Geruch der heißen und würzigen Speisen, den schwarzweißen Schimmer, der von Bart und Angesicht des Vaters ausging, den Widerhall der mütterlichen Seufzer und der Wimmertöne Menuchims, des betenden Geflüsters Mendel Singers am Abend, Millionen unnennbarer regelmäßiger und besonderer Ereignisse. Beide Brüder nahmen also mit den gleichen Regungen die Melodie auf, die ihnen durch den Schnee entgegenwehte, während sie sich dem väterlichen Hause näherten. In gleichem Rhythmus schlugen ihre Herzen. Die Tür flog vor ihnen auf, durchs Fenster hatte sie ihre Mutter Deborah schon lange kommen sehn.

»Wir sind genommen!« sagte Jonas ohne Gruß.
Auf einmal stürzte ein furchtbares Schweigen über die Stube, in der eben noch die Stimmen der Kinder geklungen hatten, ein Schweigen ohne Grenzen, um vieles gewaltiger als der Raum, der seine Beute geworden war, und dennoch geboren aus dem kleinen Wort »genommen«, das Jonas eben ausgesprochen hatte. Mitten im halben Wort, das sie memoriert hatten, brachen die Kinder das Lernen ab. Mendel, der auf und ab durch die Stube gewandert war, blieb stehn, sah in die Luft, erhob die Arme und ließ sie wieder sinken. Die Mutter Deborah setzte sich auf einen der zwei Schemel, die immer in der Nähe des Ofens standen, als hätten sie schon seit langem auf die Gelegenheit gewartet, eine trauernde Mutter aufzunehmen. Mirjam, die Tochter, hatte sich rückwärts tastend in die Ecke geschoben, laut pochte ihr Herz, sie glaubte, alle müßten es hören. Die Kinder saßen festgenagelt auf ihren Plätzen. Ihre Beine in wollenen, buntbereiften Strümpfen, die unaufhörlich während des Lernens gebaumelt hatten, hingen leblos unter dem Tisch. Draußen schneite es unaufhörlich, und das weiche Weiß der Flocken strömte einen fahlen Schimmer durch das Fenster in die Stube und auf die Gesichter der Schweigenden. Ein paarmal hörte man verkohlte Holzreste im Ofen knistern und ein leises Knattern an den Türpfosten, wenn der Wind an ihnen rüttelte. Die Stöcke noch über den Schultern, die weißen Bündel noch an den Stöcken, standen die Brüder an der Tür, Boten des Unglücks und seine Kinder. Plötzlich schrie Deborah: »Mendel, geh, lauf und frag die Leute um Rat!«
Mendel Singer faßte nach seinem Bart. Das Schweigen war verbannt, die Beine der Kinder fingen an, sachte zu baumeln, die Brüder legten ihre Bündel und ihre Stöcke ab und näherten sich dem Tisch.
»Was redest du für Dummheiten?« sagte Mendel Singer. »Wohin soll ich gehn? Und wen soll ich um Rat fragen? Wer hilft einem armen Lehrer, und womit soll man mir helfen? Welche Hilfe erwartest du von den Menschen, wo Gott uns gestraft hat?«
Deborah antwortete nicht. Eine Weile saß sie noch ganz still auf dem Schemel. Dann erhob sie sich, stieß ihn mit dem Fuß wie einen Hund, daß er mit Gepolter hintorkelte, ergriff ihren braunen Schal, der wie ein Hügel aus Wolle auf dem Fußboden gelegen hatte, umwickelte Kopf und Hals, knüpfte die Fransen im Nacken zu einem starken Knoten, mit einer wütenden Bewegung, als wollte sie sich erwürgen, wurde rot im Gesicht, stand da, zischend und wie gefüllt von sieden-

dem Wasser, und spuckte plötzlich aus, weißen Speichel feuerte sie wie ein giftiges Geschoß vor Mendel Singers Füße. Und als hätte sie damit allein ihre Verachtung nicht genügend bewiesen, schickte sie dem Speichel noch einen Schrei nach, der wie ein Pfui! klang, der aber nicht genau verstanden werden konnte. Ehe sich die Verblüfften gefaßt hatten, schlug sie die Tür auf. Ein böser Windstoß schüttete weiße Flokken ins Zimmer, blies Mendel Singer ins Gesicht, griff den Kindern an die hängenden Beine. Dann knallte die Tür wieder zu. Deborah war fort.

Sie lief, ohne Ziel, durch die Gassen, immer in der Mitte, ein schwarzbrauner Koloß, raste sie durch den weißen Schnee, bis sie in ihm versank. Sie verwickelte sich in den Kleidern, stürzte, erhob sich mit erstaunlicher Hurtigkeit, lief weiter, noch wußte sie nicht, wohin, aber es war ihr, als liefen die Füße schon selbst zu einem Ziel, das ihr Kopf noch nicht kannte. Die Dämmerung fiel schneller als die Flocken, die ersten gelben Lichter erglommen, die spärlichen Menschen, die aus den Häusern traten, um die Fensterläden zu schließen, drehten die Köpfe nach Deborah und sahen ihr lange nach, obwohl sie froren. Deborah lief in die Richtung des Friedhofs. Als sie das hölzerne, kleine Gitter erreichte, fiel sie noch einmal nieder. Sie raffte sich auf, die Tür wollte nicht weichen, Schnee hatte sie festgeklemmt. Deborah rannte mit den Schultern gegen das Gitter. Jetzt war sie drinnen. Der Wind heulte über die Gräber. Toter als sonst schienen heute die Toten. Aus der Dämmerung wuchs schnell die Nacht, schwarz, schwarz und durchleuchtet vom Schnee. Vor einem der ersten Grabsteine in der ersten Reihe ließ sich Deborah nieder. Mit klammen Fäusten befreite sie ihn vom Schnee, als wollte sie sich vergewissern, daß ihre Stimme leichter zu dem Toten dringen würde, wenn die dämpfende Schicht zwischen ihrem Gebet und dem Ohr des Seligen fortgeräumt wäre. Und dann brach ein Schrei aus Deborah, der klang wie aus einem Horn, in dem ein menschliches Herz eingebaut ist. Diesen Schrei hörte man im ganzen Städtchen, aber man vergaß ihn sofort. Denn die Stille, die hinter ihm folgte, wurde nicht mehr gehört. Nur ein leises Wimmern stieß Deborah in kurzen Abständen hervor, ein leises, mütterliches Wimmern, das die Nacht verschlang, das der Schnee begrub und das nur die Toten vernahmen.

IV

Nicht weit von den Kluczýsker Verwandten Mendel Singers lebte Kapturak, ein Mann ohne Alter, ohne Familie, ohne Freunde, flink und vielbeschäftigt und mit den Behörden vertraut. Seine Hilfe zu erreichen, bemühte sich Deborah. Von den siebzig Rubeln, die Kapturak einforderte, ehe er sich mit seinen Klienten in Verbindung setzte, besaß sie erst knapp fünfundzwanzig, geheim erspart in den langen Jahren der Mühsal, im haltbaren Lederbeutel aufbewahrt unter einem Dielenbrett, das ihr allein vertraut war. Jeden Freitag hob sie es sachte auf, wenn sie den Fußboden scheuerte. Ihrer mütterlichen Hoffnung erschien die Differenz von fünfundvierzig Rubeln geringer als die Summe, die sie bereits besaß. Denn zu dieser addierte sie die Jahre, in denen sich das Geld angehäuft hatte, die Entbehrungen, denen jeder halbe Rubel seine Dauer verdankte, und die vielen stillen und heißen Freuden des Nachzählens.
Vergeblich versuchte ihr Mendel Singer die Unzugänglichkeit Kapturaks zu schildern, sein hartes Herz und seinen hungrigen Beutel. »Was willst du, Deborah«, sagte Mendel Singer, »die Armen sind ohnmächtig, Gott wirft ihnen keine goldenen Steine vom Himmel, in der Lotterie gewinnen sie nicht, und ihr Los müssen sie in Ergebenheit tragen. Dem einen gibt Er, dem andern nimmt Er. Ich weiß nicht, wofür Er uns straft, zuerst mit dem kranken Menuchim und jetzt mit den gesunden Kindern. Ach, dem Armen geht es schlecht, wenn er gesündigt hat, und wenn er krank ist, geht es ihm schlecht. Man soll sein Schicksal tragen! Laß die Söhne einrücken, sie werden nicht verkommen! Gegen den Willen des Himmels gibt es keine Gewalt. ›Von ihm donnert es und blitzt es, er wölbt sich über die ganze Erde, vor ihm kann man nicht davonlaufen‹ – so steht es geschrieben.«
Deborah aber antwortete, die Hand in die Hüfte gestemmt über den Bund rostiger Schlüssel: »Der Mensch muß sich zu helfen suchen, und Gott wird ihm helfen. So steht es geschrieben, Mendel! Immer weißt du die falschen Sätze auswendig. Viele tausend Sätze sind geschrieben worden, die überflüssigen merkst du dir alle! Du bist so töricht geworden, weil du Kinder unterrichtest! Du gibst ihnen dein bißchen Verstand, und sie lassen bei dir ihre ganze Dummheit. Ein Lehrer bist du, Mendel, ein Lehrer!«
Mendel Singer war nicht eitel auf seinen Verstand und auf seinen Be-

ruf. Dennoch wurmten ihn die Reden Deborahs, ihre Vorwürfe zernagten langsam seine Gutmütigkeit, und in seinem Herzen züngelten bereits die weißen Stichflämmchen der Empörung. Er wandte sich ab, um das Angesicht seiner Frau nicht länger anzusehn. Es war ihm, als kannte er es schon lange, weit länger als seit der Hochzeit, seit der Kindheit vielleicht. Lange Jahre war es ihm gleich erschienen wie am Tage seiner Heirat. Er hatte nicht gesehen, wie das Fleisch abbröckelte von den Wangen wie schön getünchter Mörtel von einer Wand, wie die Haut sich um die Nase spannte, um desto lockerer unter dem Kinn zu zerflattern, wie die Lider sich runzelten zu Netzen über den Augen und wie deren Schwärze ermattete zu einem kühlen und nüchternen Braun, kühl, verständig und hoffnungslos. Eines Tages, er erinnerte sich nicht, wann es gewesen sein konnte (vielleicht war es auch an jenem Morgen geschehen, an dem er selbst geschlafen und nur eines seiner Augen Deborah vor dem Spiegel überrascht hatte), eines Tages also war die Erkenntnis über ihn gekommen. Es war wie eine zweite, eine wiederholte Ehe, diesmal mit der Häßlichkeit, mit der Bitterkeit, mit dem fortschreitenden Alter seiner Frau. Näher empfand er sie zwar, beinahe ihm einverleibt, untrennbar und auf ewig, aber unerträglich, quälend und ein bißchen auch gehaßt. Sie war aus einem Weib, mit dem man sich nur in der Finsternis verbindet, gleichsam eine Krankheit geworden, mit der man Tag und Nacht verbunden ist, die einem ganz angehört, die man nicht mehr mit der Welt zu teilen braucht und an deren treuer Feindschaft man zugrunde geht. Gewiß, er war nur ein Lehrer! Auch sein Vater war ein Lehrer gewesen, sein Großvater auch. Er selbst konnte eben nichts anderes sein. Man griff also sein Dasein an, wenn man seinen Beruf tadelte, man versuchte, ihn auszulöschen aus der Liste der Welt. Dagegen wehrte sich Mendel Singer.

Eigentlich freute er sich, daß Deborah wegfuhr. Jetzt schon, während sie die Vorbereitungen zur Abreise traf, war das Haus leer, Jonas und Schemarjah trieben sich in den Gassen herum, Mirjam saß bei den Nachbarn oder ging spazieren. Zu Hause, um die Stunde des Mittags, bevor die Schüler wiederkamen, blieben nur Mendel und Menuchim. Mendel aß eine Graupensuppe, die er selbst gekocht hatte, und ließ in seinem irdenen Teller einen erheblichen Rest für Menuchim übrig. Er schob den Riegel vor, damit der Kleine nicht vor die Tür krieche, wie es seine Art war. Dann ging der Vater in die Ecke, hob das Kind hoch, setzte es auf seine Knie und begann, es zu füttern.

Er liebte diese stillen Stunden. Er blieb gern allein mit seinem Sohn. Ja, manchmal überlegte er, ob es nicht besser wäre, wenn sie überhaupt zusammenblieben, ohne Mutter, ohne Geschwister. Nachdem Menuchim Löffel um Löffel die Graupensuppe verschluckt hatte, setzte ihn der Vater auf den Tisch, blieb hart vor ihm sitzen und vertiefte sich mit zärtlicher Neugier in das breite, blaßgelbe Angesicht mit den vielen Runzeln auf der Stirn, den vielfach gefältelten Augenlidern und dem schlaffen Doppelkinn. Er bemühte sich zu erraten, was in diesem breiten Schädel vorgehn mochte, durch die Augen wie durch Fenster in das Gehirn hineinzusehen und durch ein bald leises, bald lautes Sprechen dem stumpfen Knaben irgendein Zeichen zu entlocken. Er nannte zehnmal hintereinander Menuchims Namen, mit langsamen Lippen zeichnete er die Laute in die Luft, damit Menuchim sie erblickte, wenn er sie schon nicht hören konnte. Aber Menuchim regte sich nicht. Dann ergriff Mendel seinen Löffel, schlug damit gegen ein Teeglas, und sofort wendete Menuchim den Kopf, und ein kleines Lichtlein flammte in seinen großen, grauen, hervorquellenden Augen auf. Mendel klingelte weiter, begann, ein Liedchen zu singen und mit dem Löffel an das Glas den Takt zu läuten, und Menuchim offenbarte eine deutliche Unruhe, wendete den großen Kopf mit einiger Mühe und baumelte mit den Beinen. »Mama, Mama!« rief er dazwischen. Mendel stand auf, holte das schwarze Buch der Bibel, hielt die erste Seite aufgeschlagen vor Menuchims Angesicht und intonierte in der Melodie, in der er seine Schüler zu unterrichten pflegte, den ersten Satz: »Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.« Er wartete einen Augenblick in der Hoffnung, daß Menuchim die Worte nachsprechen würde. Aber Menuchim regte sich nicht. Nur in seinen Augen stand noch das lauschende Licht. Da legte Mendel das Buch weg, blickte seinen Sohn traurig an und fuhr in dem monotonen Singsang fort:

»Hör mich, Menuchim, ich bin allein! Deine Brüder sind groß und fremd geworden, sie gehn zu den Soldaten. Deine Mutter ist ein Weib, was kann ich von ihr verlangen? Du bist mein jüngster Sohn, meine letzte und jüngste Hoffnung habe ich in dich gepflanzt. Warum schweigst du, Menuchim? Du bist mein wirklicher Sohn! Sieh her, Menuchim, und wiederhole die Worte: ›Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.‹«

Mendel wartete noch einen Augenblick. Menuchim rührte sich nicht. Da klingelte Mendel wieder mit dem Löffel an das Glas. Menuchim

drehte sich um, und Mendel ergriff wie mit beiden Händen den Moment der Wachheit und sang wieder: »Hör mich, Menuchim! Ich bin alt, du bleibst mir allein von allen Kindern, Menuchim! Hör zu und sprich mir nach: ›Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.‹«
Aber Menuchim rührte sich nicht.
Da ließ Mendel mit einem schweren Seufzer Menuchim wieder auf den Boden. Er schob den Riegel zurück und trat vor die Tür, um seine Schüler zu erwarten. Menuchim kroch ihm nach und blieb auf der Schwelle hocken. Von der Turmuhr schlug es sieben Schläge, vier tiefe und drei helle. Da rief Menuchim: »Mama, Mama!« Und als Mendel sich zu ihm umwandte, sah er, daß der Kleine den Kopf in die Luft streckte, als atmete er den nachhallenden Gesang der Glocken ein.
Wofür bin ich so gestraft? dachte Mendel. Und er durchforschte sein Gehirn nach irgendeiner Sünde und fand keine schwere.
Die Schüler kamen. Er kehrte mit ihnen ins Haus zurück, und während er auf und ab durch die Stube wanderte, den und jenen ermahnte, den auf die Finger schlug und jenem einen leichten Stoß in die Rippen versetzte, dachte er unaufhörlich: Wo ist die Sünde? Wo steckt die Sünde?
Deborah ging indessen zum Fuhrmann Sameschkin und fragte ihn, ob er sie in der nächsten Zeit umsonst nach Kluczýsk mitnehmen könnte. »Ja«, sagte der Kutscher Sameschkin, er saß auf der blanken Ofenbank, ohne sich zu rühren, die Füße in graugelben Säcken, mit Stricken umwickelt, und er duftete nach selbstgebranntem Schnaps. Deborah roch den Branntwein wie einen Feind. Es war der gefährliche Geruch der Bauern, der Vorbote unbegreiflicher Leidenschaften und der Begleiter der Pogromstimmungen. »Ja«, sagte Sameschkin, »wenn die Wege besser wären!« »Du hast mich einmal auch schon im Herbst mitgenommen, als die Wege noch schlechter waren.« »Ich erinnere mich nicht«, sagte Sameschkin, »du irrst dich, es wird ein trockener Sommertag gewesen sein.« »Keineswegs«, erwiderte Deborah, »es war Herbst, und es regnete, und ich fuhr zum Rabbi.« »Siehst du«, sagte Sameschkin, und seine beiden Füße in den Säcken begannen sachte zu baumeln, denn die Ofenbank war ziemlich hoch und Sameschkin ziemlich klein von Wuchs, »siehst du«, sagte er, »damals fuhrst du zum Rabbi, es war vor euren hohen Feiertagen, und da nahm ich dich eben mit. Heute aber fährst du nicht zum Rabbi!« »Ich fahre in einer wichtigen Angelegenheit«, sagte Deborah, »Jonas und Schemarjah sollen niemals Solda-

ten werden!« »Auch ich war Soldat«, meinte Sameschkin, »sieben Jahre, davon saß ich zwei im Zuchthaus, denn ich hatte gestohlen. Eine Kleinigkeit übrigens!« Er brachte Deborah zur Verzweiflung. Seine Erzählungen bewiesen ihr nur, wie fremd er ihr war, ihr und ihren Söhnen, die nicht stehlen und auch nicht im Zuchthaus sitzen sollten. Also entschloß sie sich, schnell zu handeln: »Wieviel soll ich dir zahlen?« »Gar nichts! – Ich verlange kein Geld, ich will auch nicht fahren! Der Schimmel ist alt, der Braune hat gleich auf einmal zwei Hufeisen verloren. Übrigens frißt er den ganzen Tag Hafer, wenn er einmal nur zwei Werst gelaufen ist. Ich kann ihn nicht mehr halten, ich will ihn verkaufen. Es ist überhaupt kein Leben, Fuhrmann sein!« »Jonas wird den Braunen selbst zum Schmied führen«, sagte beharrlich Deborah, »er wird selbst die Hufeisen bezahlen.« »Vielleicht!« erwiderte Sameschkin. »Wenn Jonas das selbst machen will, dann muß er aber auch ein Rad beschlagen lassen.« »Auch das!« versprach Deborah. »Wir fahren also nächste Woche!«

Also reiste sie nach Kluczýsk zu dem unheimlichen Kapturak. Viel lieber wäre sie eigentlich beim Rabbi eingetreten, denn gewiß war ein Wort aus seinem heiligen, dünnen Mund mehr wert als eine Protektion Kapturaks. Aber der Rabbi empfing nicht zwischen Ostern und Pfingsten, es sei denn in dringenden Fällen, in denen es sich um Leben und Tod handelte. Sie traf Kapturak in der Schenke, wo er, umringt von Bauern und Juden, in der Ecke am Fenster saß und schrieb. Seine offene Mütze, mit dem aufwärtsgekehrten Unterfutter, lag auf dem Tisch, neben den Papieren, wie eine ausgestreckte Hand, und viele Silbermünzen ruhten bereits in der Mütze und zogen die Augen aller Umstehenden an. Kapturak kontrollierte sie von Zeit zu Zeit, obwohl er wußte, daß niemand wagen würde, ihm auch nur eine Kopeke zu entwenden. Er schrieb Gesuche, Liebesbriefe und Postanweisungen für jeden Analphabeten – (außerdem konnte er Zähne ziehen und Haare schneiden).

»Ich habe mit dir eine wichtige Sache zu besprechen«, sagte Deborah über die Köpfe der Umstehenden hinweg. Kapturak schob mit einem Ruck alle Papiere von sich, die Menschen zerstreuten sich, er langte nach der Mütze, schüttete das Geld in die hohle Hand und knüpfte es in ein Taschentuch. Dann lud er Deborah ein, sich zu setzen.

Sie sah in seine harten, kleinen Augen wie in starre, helle Knöpfchen aus Horn. »Meine Söhne müssen einrücken!« sagte sie. »Du bist eine

arme Frau«, sagte Kapturak mit einer fernen, singenden Stimme, als läse er aus den Karten. »Du hast kein Geld sparen können, und kein Mensch kann dir helfen.« »Doch, ich habe gespart.« »Wieviel?« »Vierundzwanzig Rubel und siebzig Kopeken. Davon habe ich schon einen Rubel ausgegeben, um dich zu sehn.« »Das macht also nur dreiundzwanzig Rubel!« »Dreiundzwanzig Rubel und siebzig Kopeken!« verbesserte Deborah. Kapturak hob die rechte Hand, spreizte Mittel- und Zeigefinger und fragte: »Und zwei Söhne?« »Zwei«, flüsterte Deborah. »Fünfundzwanzig kostet schon ein einziger!« »Für mich?« – »Auch für dich!«

Sie handelten eine halbe Stunde. Dann erklärte sich Kapturak mit dreiundzwanzig für einen zufrieden. Wenigstens einer! dachte Deborah.

Aber unterwegs, während sie auf der Fuhre Sameschkins saß und die Räder durch ihre Eingeweide und ihren armen Kopf holperten, erschien ihr die Lage noch elender als zuvor. Wie konnte sie ihre Söhne voneinander unterscheiden? Jonas oder Schemarjah? fragte sie sich unermüdlich. Besser einer als beide, sagte ihr Verstand, wehklagte ihr Herz.

Als sie nach Hause kam und ihren Söhnen das Urteil Kapturaks zu berichten anfing, unterbrach sie Jonas, der ältere, mit den Worten: »Ich gehe gern zu den Soldaten!«

Deborah, die Tochter Mirjam, Schemarjah und Mendel Singer warteten wie Hölzer. Endlich, da Jonas nichts weiter sprach, sagte Schemarjah: »Du bist ein Bruder! Ein guter Bruder bist du!« »Nein«, erwiderte Jonas, »ich will zu den Soldaten!«

»Vielleicht kommst du ein halbes Jahr später frei!« tröstete der Vater.

»Nein«, sagte Jonas, »ich will gar nicht freikommen! Ich bleibe bei den Soldaten!«

Alle murmelten das Nachtgebet. Schweigsam entkleideten sie sich. Dann ging Mirjam im Hemd und auf koketten Zehen zur Lampe und pustete sie aus. Sie legten sich schlafen.

Am nächsten Morgen war Jonas verschwunden. Sie suchten nach ihm, den ganzen Vormittag. Erst am späten Abend erblickte ihn Mirjam. Er ritt einen Schimmel, trug eine braune Joppe und eine Soldatenmütze.

»Bist du schon Soldat?« rief Mirjam.

»Noch nicht«, sagte Jonas und hielt den Schimmel an. »Grüß Vater und Mutter. Ich bin bei Sameschkin, vorläufig, bis ich einrücke. Sag,

ich konnte es nicht bei euch aushalten, aber ich hab' euch alle ganz gern!«

Er ließ daraufhin eine Weidengerte pfeifen, zog an den Zügeln und ritt weiter.

Von nun an war er Pferdeknecht beim Fuhrmann Sameschkin. Er striegelte den Schimmel und den Braunen, schlief bei ihnen im Stall, sog mit offenen, genießenden Nasenlöchern ihren beizenden Urinduft ein und den sauren Schweiß. Er besorgte den Hafer und den Tränkeimer, flickte die Koppeln, beschnitt die Schwänze, hängte neue Glöckchen an das Joch, füllte die Tröge, wechselte das faule Heu in den zwei Fuhren gegen trockenes aus, trank Samogonka mit Sameschkin, war betrunken und befruchtete die Mägde.

Man beweinte ihn zu Hause als einen Verlorenen, aber man vergaß ihn nicht. Der Sommer brach an, heiß und trocken. Die Abende sanken spät und golden über das Land. Vor der Hütte Sameschkins saß Jonas und spielte Ziehharmonika. Er war sehr betrunken, und er erkannte seinen eigenen Vater nicht, der manchmal zögernd vorbeischlich, ein Schatten, der sich vor sich selbst fürchtete, ein Vater, der nicht aufhörte zu staunen, daß dieser Sohn seinen eigenen Lenden entsprossen war.

V

Am zwanzigsten August erschien bei Mendel Singer ein Bote Kapturaks, um Schemarjah abzuholen. Alle hatten den Boten in diesen Tagen erwartet. Als er aber leibhaftig vor ihnen stand, waren sie überrascht und erschrocken. Es war ein gewöhnlicher Mann von gewöhnlichem Wuchs und gewöhnlichem Aussehn, mit einer blauen Soldatenmütze auf dem Kopf und einer dünnen, gedrehten Zigarette im Mund. Als man ihn einlud, sich zu setzen und einen Tee zu trinken, lehnte er ab. »Ich will lieber vor dem Haus warten«, sagte er in einer Art, an der man erkennen mußte, daß er gewohnt war, draußen zu warten, vor den Häusern. Aber gerade dieser Entschluß des Mannes versetzte die Familie Mendel Singers in noch hitzigere Aufregung. Immer wieder sahen sie den blau bemützten Mann wie einen Wachtposten vor dem Fenster erscheinen, und immer heftiger wurden ihre Bewegungen. Sie packten Schemarjahs Sachen ein, einen Anzug, Gebetriemen, Reise-

proviant, ein Brotmesser. Mirjam holte die Gegenstände herbei, immer mehr schleppte sie heran. Menuchim, der bereits mit dem Kopf bis zum Tisch reichte, reckte neugierig und stupide das Kinn und lallte unaufhörlich das eine Wort, das er konnte: »Mama«. Mendel Singer stand am Fenster und trommelte gegen die Scheibe. Deborah weinte lautlos, eine Träne nach der anderen schickten ihre Augen zu dem verzogenen Mund. Als Schemarjahs Bündel fertig war, erschien es allen viel zu kümmerlich, und sie suchten mit hilflosen Augen das Zimmer ab, um noch irgendeinen Gegenstand zu entdecken. Bis zu diesem Augenblick hatten sie nichts miteinander gesprochen. Jetzt, da das weiße Bündel neben dem Stock auf dem Tisch lag, wandte sich Mendel Singer vom Fenster ab und der Stube zu und sagte zu seinem Sohn: »Du wirst uns sofort und so schnell, wie es dir möglich ist, Nachricht zukommen lassen, vergiß es nicht!« Deborah schluchzte laut auf, breitete die Arme aus und umfing ihren Sohn. Lange umklammerten sie sich. Dann löste sich Schemarjah gewaltsam los, schritt auf seine Schwester zu und küßte sie mit knallenden Lippen auf beide Wangen. Sein Vater breitete die Hände segnend über ihn und murmelte hastig etwas Unverständliches. Furchtsam näherte sich darauf Schemarjah dem glotzenden Menuchim. Zum erstenmal galt es, das kranke Kind zu umarmen, und es war Schemarjah, als hätte er nicht einen Bruder zu küssen, sondern ein Symbol, das keine Antwort gibt. Jeder hätte gerne noch etwas gesagt. Aber keiner fand ein Wort. Sie wußten, daß es ein Abschied für immer war. Im besten Fall geriet Schemarjah heil und gesund ins Ausland. Im schlimmsten Fall wurde er an der Grenze gefangen, dann hingerichtet oder von den Grenzposten an Ort und Stelle erschossen. Was soll man einander sagen, wenn man Abschied fürs Leben nimmt?

Schemarjah schulterte das Bündel und stieß die Tür mit dem Fuß auf. Er sah sich nicht mehr um. Er versuchte, in dem Augenblick, in dem er über die Schwelle trat, das Haus und alle seine Angehörigen zu vergessen. Hinter seinem Rücken ertönte noch einmal ein lauter Schrei Deborahs. Die Tür schloß sich wieder. Mit dem Gefühl, daß seine Mutter ohnmächtig hingestürzt sei, näherte sich Schemarjah seinem Begleiter. »Gleich hinter dem Marktplatz«, sagte der Mann mit der blauen Mütze, »erwarten uns die Pferde.« Als sie an Sameschkins Hütte vorbeikamen, blieb Schemarjah stehn. Er warf einen Blick in den kleinen Garten, dann in den offenen, leeren Stall. Sein Bruder Jonas war nicht da. Einen wehmütigen Gedanken hinterließ er dem verlorenen Bruder,

der sich freiwillig geopfert hatte, wie Schemarjah immer noch glaubte. Er ist ein Grobian, aber edel und tapfer, dachte er. Dann ging er mit gleichmäßigen Schritten an der Seite des Fremden weiter.
Gleich hinter dem Marktplatz trafen sie die Pferde, wie der Mann gesagt hatte. Nicht weniger als drei Tage brauchten sie, bis sie zur Grenze kamen, denn sie mieden die Eisenbahn. Es erwies sich unterwegs, daß der Begleiter Schemarjahs genau Bescheid im Lande wußte. Er gab es zu erkennen, ohne daß ihn Schemarjah gefragt hätte. Auf die fernen Kirchtürme deutete er und nannte die Dörfer, zu denen sie gehörten. Er nannte die Gehöfte und die Güter und die Namen der Gutsbesitzer. Er zweigte oft von der breiten Straße ab und fand sich auf schmalen Wegen in kürzerer Zeit zurecht. Es war, als wollte er Schemarjah noch schnell mit der Heimat vertraut machen, ehe der junge Mann auszog, eine neue zu suchen. Er säte das Heimweh fürs ganze Leben in das Herz Schemarjahs.
Eine Stunde vor Mitternacht kamen sie zur Grenzschenke. Es war eine stille Nacht. Die Schenke stand in ihr als einziges Haus, ein Haus in der Stille der Nacht, stumm, finster, mit abgedichteten Fenstern, hinter denen kein Leben zu ahnen war. Millionen Grillen umzirpten es unaufhörlich, der wispernde Chor der Nacht. Sonst störte sie keine Stimme. Flach war das Land, der gestirnte Horizont zog einen vollendet runden, tiefblauen Kreis darum, der nur im Nordosten durch einen hellen Streifen unterbrochen war, wie ein blauer Ring von einem Stück eingefaßten Silber. Man roch die ferne Feuchtigkeit der Sümpfe, die sich im Westen ausbreiteten, und den langsamen Wind, der sie herübertrug. »Eine schöne, echte Sommernacht!« sagte der Bote Kapturaks. Und zum erstenmal, seitdem sie zusammen waren, ließ er sich herbei, von seinem Geschäft zu sprechen: »Man kann in so stillen Nächten nicht immer ohne Schwierigkeiten hinüber. Für unsere Unternehmungen ist Regen nützlicher.« Er warf eine kleine Angst in Schemarjah. Da die Schenke, vor der sie standen, stumm und geschlossen war, hatte Schemarjah nicht an ihre Bedeutung gedacht, bis ihn die Worte des Begleiters an sein Vorhaben erinnerten. »Gehen wir hinein!« sagte er wie einer, der die Gefahr nicht länger aufschieben will. »Brauchst dich nicht zu eilen, wir werden lange genug warten müssen!«
Er trat dennoch ans Fenster und klopfte leise an den hölzernen Laden. Die Tür öffnete sich und entließ einen breiten Strom gelben Lichts

über die nächtliche Erde. Sie traten ein. Hinter der Theke, genau im Lichtkegel einer Hängelampe, stand der Wirt und nickte ihnen zu, auf dem Fußboden hockten ein paar Männer und würfelten. An einem Tisch saß Kapturak mit einem Mann in Wachtmeisteruniform. Niemand sah auf. Man hörte das Klappern der Würfel und das Ticken der Wanduhr. Schemarjah setzte sich. Sein Begleiter bestellte zu trinken. Schemarjah trank einen Schnaps, er wurde heiß, aber ruhig. Sicherheit fühlte er wie noch nie; er wußte, daß er eine der seltenen Stunden erlebte, in denen der Mensch an seinem Schicksal nicht weniger zu formen hat als die große Gewalt, die es ihm beschert.

Kurz nachdem die Uhr Mitternacht geschlagen hatte, knallte ein Schuß, hart und scharf, mit einem langsam verrinnenden Echo. Kapturak und der Wachtmeister erhoben sich. Es war das verabredete Zeichen, mit dem der Posten zu verstehen gab, daß die nächtliche Kontrolle des Grenzoffiziers vorbei war. Der Wachtmeister verschwand. Kapturak mahnte die Leute zum Aufbruch. Alle erhoben sich träge, schulterten Bündel und Koffer, die Tür ging auf, sie tropften einzeln in die Nacht hinaus und traten den Weg zur Grenze an. Sie versuchten zu singen, irgend jemand verbot es ihnen, es war Kapturaks Stimme. Man wußte nicht, ob sie aus den vorderen Reihen herkam, aus der Mitte, aus der letzten. Sie schritten also schweigsam durch das dichte Zirpen der Grillen und das tiefe Blau der Nacht. Nach einer halben Stunde kommandierte ihnen Kapturaks Stimme: »Niederlegen!« Sie ließen sich auf den taufeuchten Boden fallen, lagen reglos, preßten die klopfenden Herzen gegen die nasse Erde, Abschied der Herzen von der Heimat. Dann befahl man ihnen aufzustehn. Sie kamen an einen seichten, breiten Graben, ein Licht blinkte links von ihnen auf, es war das Licht der Wächterhütte. Sie setzten über den Graben. Pflichtgemäß, aber ohne zu zielen, feuerte hinter ihnen der Posten sein Gewehr ab.

»Wir sind draußen!« rief eine Stimme.

In diesem Augenblick lichtete sich der Himmel im Osten. Die Männer wandten sich um zur Heimat, über der noch die Nacht zu liegen schien, und kehrten sich wieder dem Tag und der Fremde zu.

Einer begann zu singen, alle fielen ein, singend setzten sie sich in Marsch. Nur Schemarjah sang nicht mit. Er dachte an seine nächste Zukunft (er besaß zwei Rubel); an den Morgen zu Haus. In zwei Stunden erhob sich daheim der Vater, murmelte ein Gebet, räusperte sich, gurgelte, ging zur Schüssel und verspritzte Wasser. Die Mutter blies in

den Samowar. Menuchim lallte irgend etwas in den Morgen hinein, Mirjam kämmte weiße Flaumfedern aus ihrem schwarzen Haar. All dies sah Schemarjah so deutlich, wie er es nie gesehn hatte, als er noch zu Hause gewesen war und selbst ein Bestandteil des heimatlichen Morgens. Er hörte kaum den Gesang der andern, nur seine Füße nahmen den Rhythmus auf und marschierten mit.
Eine Stunde später erblickte er die erste fremde Stadt, den blauen Rauch aus den ersten fleißigen Schornsteinen, einen Mann mit einer gelben Armbinde, der die Ankömmlinge in Empfang nahm. Von einer Turmuhr schlug es sechs.

Auch von der Wanduhr der Singers schlug es sechs. Mendel erhob sich, gurgelte, räusperte sich, murmelte ein Gebet, Deborah stand bereits am Herd und pustete in den Samowar, Menuchim lallte aus seiner Ecke etwas Unverständliches, Mirjam kämmte sich vor dem erblindeten Spiegel. Dann schlürfte Deborah den heißen Tee, stehend, immer noch am Herd. »Wo ist jetzt Schemarjah?« sagte sie plötzlich. Alle hatten an ihn gedacht. »Gott wird ihm helfen!« sagte Mendel Singer. Und also brach der Tag an.
Also brachen die folgenden Tage an, leere Tage, kümmerliche Tage. Ein Haus ohne Kinder, dachte Deborah. Alle hab' ich geboren, alle hab' ich gesäugt, ein Wind hat sie weggeblasen. Sie sah sich nach Mirjam um, sie fand die Tochter selten zu Haus. Menuchim allein blieb der Mutter. Immer streckte er die Arme aus, kam sie an seinem Winkel vorbei. Und wenn sie ihn küßte, suchte er nach ihrer Brust wie ein Säugling. Vorwurfsvoll dachte sie an den Segen, der sich so langsam erfüllte, und sie zweifelte, ob sie die Gesundheit Menuchims noch erleben würde.
Das Haus schwieg, wenn der Singsang der lernenden Knaben aufhörte. Es schwieg und war finster. Es war wieder Winter. Man sparte Petroleum. Man legte sich zeitig schlafen. Man versank dankbar in der gütigen Nacht. Von Zeit zu Zeit schickte Jonas einen Gruß. Er diente in Pskow, erfreute sich seiner guten, gewohnten Gesundheit und hatte keine Schwierigkeiten mit den Vorgesetzten.
Also verrannen die Jahre.

VI

An einem Nachmittag im Spätsommer betrat ein Fremder das Haus Mendel Singers. Tür und Fenster standen offen. Die Fliegen klebten still, schwarz und satt an den heiß besonnten Wänden, und der Singsang der Schüler strömte aus dem offenen Haus in die weiße Gasse. Plötzlich bemerkten sie den fremden Mann im Rahmen der Tür und verstummten. Deborah erhob sich vom Schemel. Von der andern Seite der Gasse eilte Mirjam herbei, den wackelnden Menuchim an der heftigen Hand. Mendel Singer stellte sich vor dem Fremden auf und musterte ihn. Es war ein außergewöhnlicher Mann. Er trug einen mächtigen, schwarzen Kalabreser, weite, helle, flatternde Hosen, solide, gelbe Stiefel, und wie eine Fahne wehte über seinem tiefgrünen Hemd eine knallrote Krawatte. Ohne sich zu rühren, sagte er etwas, offenbar einen Gruß, in einer unverständlichen Sprache. Es klang, als spräche er mit einer Kirsche im Mund. Grüne Stengel lugten ohnehin aus seinen Rocktaschen. Seine glatte, sehr lange Oberlippe rückte langsam hinauf wie ein Vorhang und entblößte ein starkes, gelbes Gebiß, das an Pferde denken ließ. Die Kinder lachten, und auch Mendel Singer schmunzelte. Der Fremde zog einen länglich gefalteten Brief und las die Adresse und den Namen der Singers in seiner eigentümlichen Weise, so daß alle noch einmal lachten. »Amerika!« sagte jetzt der Mann und überreichte Mendel Singer den Brief. Eine glückliche Ahnung stieg in Mendel auf und erleuchtete sein Angesicht. »Schemarjah«, sagte er. Mit einer Handbewegung schickte er seine Schüler fort, wie man Fliegen verscheucht. Sie liefen hinaus. Der Fremde setzte sich. Deborah stellte Tee, Konfekt und Limonade auf den Tisch. Mendel öffnete den Brief. Deborah und Mirjam setzten sich ebenfalls. Und folgendes begann Singer vorzulesen:

»Lieber Vater, liebe Mutter, teure Mirjam und guter Menuchim!
Den Jonas rede ich nicht an, weil er ja beim Militär ist. Auch bitte ich Euch, ihm diesen Brief nicht direkt zukommen zu lassen, denn er könnte widrige Umstände haben, wenn er mit einem Bruder korrespondiert, der ein Deserteur ist. Deshalb habe ich auch so lange gewartet und Euch nicht per Post geschrieben, bis ich endlich die Gelegenheit fand, Euch diesen Brief mit meinem guten Freund Mac zu schikken. Er kennt Euch alle aus meinen Erzählungen, aber er wird kein

Wort mit Euch sprechen können, denn nicht nur er ist ein Amerikaner, sondern seine Eltern waren auch schon in Amerika geboren, und ein Jude ist er auch nicht. Aber er ist besser als zehn Juden.
Und also beginne ich, Euch zu erzählen, von Anfang bis heute: Zuerst, als ich über die Grenze kam, hatte ich nichts zu essen, nur zwei Rubel in der Tasche, aber ich dachte mir, Gott wird helfen. Von einer Triestiner Schiffsgesellschaft kam ein Mann mit einer Amtsmütze an die Grenze, um uns abzuholen. Wir waren zwölf Mann, die anderen elf hatten alle Geld, sie kauften sich falsche Papiere und Schiffskarten, und der Agent der Schiffsgesellschaft brachte sie zum Zug. Ich ging mit. Ich dachte mir, es kann nicht schaden. Man geht mit, auf jeden Fall werde ich sehen, wie es ist, wenn man nach Amerika fährt. Ich blieb also allein mit dem Agenten zurück, und er wundert sich, daß ich nicht auch fahre. ›Ich habe keine Kopeke‹, sage ich zu dem Agenten. Ob ich lese und schreibe, fragt er. ›Ein bißchen‹, sage ich, ›aber es ist vielleicht genug.‹ Nun gut, um Euch nicht lange aufzuhalten, der Mann hatte eine Arbeit für mich. Nämlich: jeden Tag, wenn die Deserteure ankommen, zur Grenze zu gehen, sie abholen und ihnen alles einkaufen und ihnen einreden, daß in Amerika Milch und Honig fließt. Well: Ich fange zu arbeiten an, und fünfzig Prozent von meinem Verdienst gebe ich dem Agenten, denn ich bin nur Unteragent. Er trägt eine Mütze mit goldgestickter Firma, ich habe nur eine Armbinde. Nach zwei Monaten sage ich ihm, ich müsse sechzig Prozent haben, sonst lege ich die Arbeit nieder. Er gibt sechzig. Kurz und gut, ich lerne bei meinem Wirt ein hübsches Mädchen kennen, Vega heißt sie, und jetzt ist sie Eure Schwiegertochter. Ihr Vater gab mir etwas Geld, damit ich ein Geschäft anfange, ich aber kann und kann nicht vergessen, wie die elf nach Amerika gefahren sind und wie ich allein zurückgeblieben bin. Ich nehme also nur von Vega Abschied, in Schiffen kenne ich mich aus, es ist ja meine Branche – und also fahre ich nach Amerika. Und hier bin ich, vor zwei Monaten ist Vega hierhergekommen, wir haben geheiratet und sind sehr glücklich. Mac hat die Bilder in der Tasche. Im Anfang nähte ich Knöpfe an Hosen, dann bügelte ich Hosen, dann nähte ich Unterfutter in Ärmel, und fast wäre ich ein Schneider geworden wie alle Juden in Amerika. Da aber lernte ich Mac auf einem Ausflug auf Long Island kennen, direkt am Fort Lafayette. Wenn Ihr hier seid, werde ich Euch die Stelle zeigen. Von da an begann ich, mit ihm zusammenzuarbeiten, allerhand Geschäfte. Bis wir Versicherungen an-

fingen. Ich versichere die Juden und er die Irländer, ich habe sogar auch schon ein paar Christen versichert. Mac wird euch zehn Dollar von mir geben, davon kauft Euch was für die Reise. Denn bald schicke ich Euch Schiffskarten, mit Gottes Hilfe.

Ich umarme und küsse Euch alle

Euer Sohn Schemarjah
(hier heiße ich Sam)«

Nachdem Mendel Singer den Brief beendet hatte, entstand in der Stube ein klingendes Schweigen, das sich mit der Stille des Spätsommertages zu vermischen schien und aus dem alle Mitglieder der Familie die Stimme des ausgewanderten Sohnes zu hören vermeinten. Ja, Schemarjah selbst sprach, drüben, im weltenweiten Amerika, wo um diese Stunde vielleicht Nacht war oder Morgen. Für eine kurze Weile vergaßen alle den anwesenden Mac. Es war, als wäre er hinter dem fernen Schemarjah unsichtbar geworden, wie ein Postbote, der einen Brief abgibt, weitergeht und verschwindet. Er selbst, der Amerikaner, mußte sich wieder in Erinnerung bringen. Er erhob sich und griff in die Hosentasche, wie ein Zauberkünstler, der sich anschickt, ein Kunststück zu produzieren. Er zog ein Portefeuille, entnahm ihm zehn Dollar und Photographien, auf denen Schemarjah einmal mit seiner Frau Vega auf der Bank im Grünen zu sehen war und ein anderes Mal allein, im Schwimmkostüm, am Badestrand, ein Leib und ein Gesicht unter einem Dutzend fremder Leiber und Gesichter, kein Schemarjah mehr, sondern ein Sam. Den Dollarschein und die Bilder überreichte der Fremde Deborah, nachdem er alle kurz gemustert hatte, wie um jeden einzelnen auf seine Vertrauenswürdigkeit zu prüfen. Den Schein zerknüllte sie in der einen Hand, mit der andern legte sie die Bilder auf den Tisch, neben den Brief. All dies dauerte ein paar Minuten, in denen immer noch geschwiegen wurde. Endlich setzte Mendel Singer den Zeigefinger auf die Photographie und sagte: »Das ist Schemarjah!« »Schemarjah!« wiederholten die anderen, und sogar Menuchim, der jetzt schon den Tisch überragte, gab ein helles Wiehern von sich und legte einen seiner scheuen Blicke mit schielender Behutsamkeit auf die Bilder.
Es war Mendel Singer auf einmal, als wäre der Fremde kein Fremder mehr und als verstünde er dessen seltsame Sprache. »Erzählt mir was!«

sagte er zu Mac. Und der Amerikaner, als hätte er die Worte Mendels begriffen, begann seinen großen Mund zu bewegen und mit heiterem Eifer Unbegreifliches zu erzählen, und es war, als zerkaute er manche schmackhafte Speise mit gesegnetem Appetit. Er erzählte den Singers, daß er eines Hopfenhandels wegen – es lag ihm an der Errichtung von Brauereien in Chicago – nach Rußland gekommen sei. Aber die Singers verstanden ihn nicht. Da er einmal hier sei, wolle er keineswegs verfehlen, den Kaukasus zu besuchen und besonders jenen Ararat zu besteigen, von dem er bereits Ausführliches in der Bibel gelesen. Hatten die Zuhörer der Erzählung Macs mit angestrengten Spähergebärden gelauscht, um aus dem ganzen polternden Wust vielleicht eine winzige verständliche Silbe zu erjagen, so erbebten ihre Herzen bei dem Wort »Ararat«, das ihnen merkwürdig bekannt vorkam, aber auch zum Entsetzen verändert, und das aus Mac mit einem gefährlichen und schrecklichen Grollen herausrollte. Mendel Singer allein lächelte unaufhörlich. Es war ihm angenehm, die Sprache zu hören, die nunmehr auch die seines Sohnes Schemarjah geworden war, und während Mac redete, versuchte Mendel sich vorzustellen, wie sein Sohn aussah, wenn er ebensolche Worte sprach. Und bald war es ihm, als spräche die Stimme des eigenen Sohnes aus dem heiter mahlenden Munde des Fremden.

Der Amerikaner beendete seinen Vortrag, ging rund um den Tisch und drückte jedem herzlich und heftig die Hand. Menuchim hob er mit einem hastigen Ruck in die Höhe, betrachtete den schiefen Kopf, den dünnen Hals, die blauen und leblosen Hände und die krummen Beine und setzte ihn mit einer zärtlichen und besinnlichen Geringschätzung auf den Boden, als wollte er so ausdrücken, daß merkwürdige Geschöpfe auf der Erde zu kauern haben und nicht an Tischen zu stehn. Dann ging er breit, groß und ein wenig schwankend, die Hände in den Hosentaschen, aus der offenen Tür, und ihm nach drängte die ganze Familie. Alle beschatteten die Augen mit den Händen, wie sie so in die besonnte Gasse sahen, in deren Mitte Mac dahinschritt und an deren Ende er noch einmal stehenblieb, um einen kurzen Gruß zurückzuwinken.

Lange blieben sie draußen, auch nachdem Mac verschwunden war. Sie hielten die Hände über den Augen und sahen in das staubige Strahlen der leeren Straße. Endlich sagte Deborah: »Nun ist er weg!« Und als wäre der Fremde erst jetzt verschwunden, kehrten alle um und standen

umschlungen, jeder einen Arm um die Schultern des anderen, vor den Photographien auf dem Tisch. »Wieviel sind zehn Dollar?« fragte Mirjam und begann nachzurechnen.
»Es ist ganz gleich«, sagte Deborah, »wieviel zehn Dollar sind, wir werden uns doch nichts dafür kaufen.«
»Warum nicht?« erwiderte Mirjam, »in unsern Fetzen sollen wir fahren?«
»Wer fährt und wohin?« schrie die Mutter.
»Nach Amerika«, sagte Mirjam und lächelte, »Sam selbst hat es geschrieben.«
Zum erstenmal hatte ein Angehöriger der Familie Schemarjah »Sam« genannt, und es war, als hätte Mirjam den amerikanischen Namen des Bruders absichtlich ausgesprochen, um seiner Forderung, die Familie möge nach Amerika fahren, Nachdruck zu verleihen.
»Sam!« rief Mendel Singer, »wer ist Sam?«
»Ja«, wiederholte Deborah, »wer ist Sam?«
»Sam«, sagte, immer noch mit einem Lächeln, Mirjam, »ist mein Bruder in Amerika und euer Sohn!«
Die Eltern schwiegen.
Menuchims Stimme gellte plötzlich hell aus dem Winkel, in den er sich verkrochen hatte.
»Menuchim kann nicht fahren!« sagte Deborah, so leise, als fürchtete sie, der Kranke könnte sie verstehen.
»Menuchim kann nicht fahren!« wiederholte, ebenso leise, Mendel Singer.
Die Sonne schien rapide zu sinken. Auf der Wand des gegenüberliegenden Hauses, auf die alle durch das offene Fenster starrten, stieg der schwarze Schatten sichtbar höher, wie das Meer beim Anzug der Flut seine Uferwände emporsteigt. Ein leiser Wind erhob sich, und in den Angeln knarrte der Fensterflügel.
»Mach die Tür zu, es zieht!« sagte Deborah.
Mirjam ging zur Tür. Ehe sie die Klinke berührte, stand sie noch ein wenig still und steckte den Kopf über den Türrahmen in die Richtung, in der Mac verschwunden war. Dann schloß Mirjam die Tür mit hartem Schlag und sagte: »Das ist der Wind!«
Mendel stellte sich ans Fenster. Er sah zu, wie der Schatten des Abends die Wand hinankroch. Er hob den Kopf und betrachtete den goldüberglänzten First des Hauses gegenüber. Er stand lange so, die Stube, sein

Weib, seine Tochter Mirjam und den kranken Menuchim im Rücken. Er fühlte sie alle und ahnte jede ihrer Bewegungen. Er wußte, daß Deborah den Kopf auf den Tisch legte, um zu weinen, daß Mirjam ihr Gesicht dem Herd zukehrte und daß ihre Schultern dann und wann zuckten, obwohl sie gar nicht weinte. Er wußte, daß seine Frau nur auf den Augenblick wartete, in dem er nach seinem Gebetbuch griff, um ins Bethaus zu gehn, das Abendgebet sagen, und Mirjam den gelben Schal nahm, um zu den Nachbarn hinüberzueilen. Dann wollte Deborah den Zehn-Dollar-Schein, den sie immer noch in der Hand hielt, unter dem Dielenbrett vergraben. Er kannte das Dielenbrett, Mendel Singer. Sooft er es betrat, verriet es ihm knarrend das Geheimnis, das es deckte, und erinnerte ihn an das Knurren der Hunde, die Sameschkin vor seinem Stall angebunden hielt. Er kannte das Brett, Mendel Singer. Und um nicht an die schwarzen Hunde Sameschkins denken zu müssen, die ihm unheimlich waren, lebendige Gestalten der Sünde, vermied er es, auf das Brett zu treten, wenn er nicht gerade vergeßlich war und im Eifer des Unterrichtens durch die Stube wanderte. Wie er so den goldenen Streifen der Sonne immer schmaler werden sah und vom First des Hauses auf das Dach gleiten und von hier auf den weißen Schornstein, glaubte er, zum erstenmal in seinem Leben deutlich das lautlose und tückische Schleichen der Tage zu fühlen, die trügerische Hinterlist des ewigen Wechsels von Tag und Nacht und Sommer und Winter und das Rinnen des Lebens, gleichförmig, trotz allen erwarteten wie überraschenden Schrecken. Sie wuchsen nur an den wechselreichen Ufern, an ihnen vorbei strich Mendel Singer. Es kam ein Mann aus Amerika, lachte, brachte einen Brief, Dollars und Bilder von Schemarjah und verschwand wieder in den verschleierten Gebieten der Ferne. Die Söhne verschwanden: Jonas diente dem Zaren in Pskow und war kein Jonas mehr. Schemarjah badete an den Ufern des Ozeans und hieß nicht mehr Schemarjah. Mirjam sah dem Amerikaner nach und wollte auch nach Amerika. Nur Menuchim blieb, was er gewesen war, seit dem Tage seiner Geburt: ein Krüppel. Und Mendel Singer selbst blieb, was er immer gewesen war: ein Lehrer.

Die schmale Gasse verdunkelte sich vollends und belebte sich gleichzeitig. Die dicke Frau des Glasermeisters Chaim und die neunzigjährige Großmutter des längst verstorbenen Schlossers Jossel Kopp brachten ihre Stühle aus den Häusern, um sich vor den Türen hinzusetzen und die frische Abendstunde zu genießen. Die Juden eilten

schwarz und hastig und mit flüchtig gemurmelten Grüßen ins Bethaus. Da wandte sich Mendel Singer um, er wollte sich ebenfalls auf den Weg machen. Er ging an Deborah vorbei, deren Kopf immer noch auf dem harten Tisch lag. Ihr Gesicht, das Mendel schon seit Jahren nicht mehr leiden konnte, war jetzt vergraben, wie eingebettet in das harte Holz, und die Dunkelheit, die das Zimmer zu erfüllen begann, deckte auch die Härte und die Schüchternheit Mendels zu. Seine Hand huschte über den breiten Rücken der Frau, vertraut war ihm dieses Fleisch einmal gewesen, fremd war es ihm jetzt. Sie erhob sich und sagte: »Du gehst beten!« Und da sie an etwas anderes dachte, wandelte sie mit einer fernen Stimme den Satz ab und wiederholte: »Beten gehst du!«

Mit ihrem Vater zugleich verließ Mirjam im gelben Schal das Haus und begab sich zu den Nachbarn.

Es war die erste Woche im Monat Ab. Die Juden versammelten sich nach dem Abendgebet, um den Neumond zu begrüßen, und weil die Nacht angenehm war und ein Labsal nach dem heißen Tage, folgten sie ihren gläubigen Herzen williger als gewöhnlich und dem Gebot Gottes, die Wiedergeburt des Mondes auf einem freien Platz zu begrüßen, über dem sich der Himmel weiter und umfangreicher wölbt als über den engen Gassen des Städtchens. Und sie hasteten, stumm und schwarz, in regellosen Grüppchen, hinter die Häuser, sahen in der Ferne den Wald, der schwarz und schweigsam war wie sie, aber ewig in seinem verwurzelten Bestand, sahen die Schleier der Nacht über den weiten Feldern und blieben schließlich stehn. Sie blickten zum Himmel und suchten das gekrümmte Silber des neuen Gestirns, das heute noch einmal geboren wurde, wie am Tage seiner Erschaffung. Sie schlossen sich zu einer dichten Gruppe, schlugen ihre Gebetbücher auf, weiß schimmerten die Seiten, schwarz starrten die eckigen Buchstaben vor ihren Augen in der nächtlich-bläulichen Klarheit, und sie begannen, den Gruß an den Mond zu murmeln und die Oberkörper hin und her zu wiegen, daß sie aussahen wie von einem unsichtbaren Sturm gerüttelt. Immer schneller wiegten sie sich, immer lauter beteten sie, mit kriegerischem Mut warfen sie zu dem fernen Himmel ihre urheimischen Worte. Fremd war ihnen die Erde, auf der sie standen, feindlich der Wald, der ihnen entgegenstarrte, gehässig das Kläffen der Hunde, deren mißtrauisches Gehör sie geweckt hatten, und vertraut nur der Mond, der heute in dieser Welt geboren wurde wie im Lande

der Väter, und der Herr, der überall wachte, daheim und in der Verbannung.

Mit einem lauten »Amen« beschlossen sie den Segen, reichten einander die Hände und wünschten sich einen glücklichen Monat, Gedeih den Geschäften und Gesundheit den Kranken. Sie zerteilten sich, sie liefen einzeln nach Haus, verschwanden in den Gäßchen hinter den kleinen Türen ihrer schiefen Hütten. Nur ein Jude blieb zurück, Mendel Singer.

Seine Gefährten mochten sich erst vor wenigen Minuten verabschiedet haben, aber ihm war es, als stünde er schon seit einer Stunde da. Er atmete die ungestörte Ruhe in der Freiheit, machte ein paar Schritte, fühlte sich matt, bekam Lust, sich auf den Boden zu legen, und hatte Angst vor der unbekannten Erde und dem gefahrvollen Gewürm, das sie höchstwahrscheinlich beherbergte. Sein verlorener Sohn Jonas kam ihm in den Sinn. Jonas schlief jetzt in einer Kaserne, auf dem Heu, in einem Stall, vielleicht neben Pferden. Sein Sohn Schemarjah lebte jenseits des Wassers: Wer war weiter, Jonas oder Schemarjah? Deborah hatte daheim schon die Dollars vergraben, und Mirjam erzählte jetzt den Nachbarn die Geschichte von dem Besuch des Amerikaners.

Die junge Mondsichel verbreitete bereits einen starken, silbernen Glanz, treu begleitet von dem hellsten Stern des Himmels glitt sie durch die Nacht. Manchmal heulten die Hunde und erschreckten Mendel. Sie zerrissen den Frieden der Erde und vergrößerten Mendel Singers Unruhe. Obwohl er kaum fünf Minuten von den Häusern des Städtchens entfernt war, kam er sich unendlich weit von der bewohnten Welt der Juden vor, unsagbar einsam, von Gefahren bedroht und dennoch außerstande zurückzugehen. Er wandte sich nach Norden: Da atmete finster der Wald. Rechts dehnten sich viele Werst weit die Sümpfe mit den vereinzelten, silbernen Weiden. Links lagen die Felder unter opalenen Schleiern. Manchmal glaubte Mendel einen menschlichen Laut aus unbestimmbarer Richtung zu vernehmen. Er hörte bekannte Leute reden, und es war ihm auch, als ob er sie verstünde. Dann erinnerte er sich, daß er diese Reden schon längst gehört hatte. Er begriff, daß er sie jetzt nur noch einmal vernahm, lediglich ihr Echo, das so lange in seinem Gedächtnis gewartet hatte.

Auf einmal rauschte es links im Getreide, obwohl sich kein Wind erhoben hatte. Es rauschte immer näher, jetzt konnte Mendel auch sehn, wie sich die mannshohen Ähren bewegten, zwischen ihnen mußte ein

Mensch schleichen, wenn nicht ein riesiges Tier, ein Ungetüm. Davonlaufen wäre wohl richtig gewesen, aber Mendel wartete und bereitete sich auf den Tod vor. Ein Bauer oder ein Soldat würde jetzt aus dem Korn treten, Mendel des Diebstahls bezichtigen und auf der Stelle erschlagen – mit einem Stein vielleicht. Es könnte auch ein Landstreicher sein, ein Mörder, ein Verbrecher, der nicht belauscht und beobachtet sein wollte. »Heiliger Gott!« flüsterte Mendel. Da hörte er Stimmen. Es waren zwei, die durch das Getreide gingen, und daß es nicht einer war, beruhigte den Juden, obwohl er sich gleichzeitig sagte, daß es eben zwei Mörder sein dürften. Nein, es waren keine Mörder, es war ein Liebespaar. Eine Mädchenstimme sprach, ein Mann lachte. Auch Liebespaare konnten gefährlich werden, es gab manches Beispiel dafür, daß ein Mann rasend wurde, wenn er einen Zeugen seiner Liebe ergriff. Bald mußten die beiden aus dem Felde treten. Mendel Singer überwand seinen furchtsamen Ekel vor dem Gewürm der Erde und legte sich sachte hin, den Blick auf das Getreide gerichtet. Da teilten sich die Ähren, der Mann trat zuerst hervor, ein Mann in Uniform, ein Soldat mit dunkelblauer Mütze, gestiefelt und gespornt, das Metall blinkte und klingelte leise. Hinter ihm leuchtete ein gelber Schal auf, ein gelber Schal, ein gelber Schal. Eine Stimme erklang, die Stimme des Mädchens. Der Soldat wandte sich um, legte seinen Arm um ihre Schultern, jetzt öffnete sich der Schal, der Soldat ging hinter dem Mädchen, die Hände hielt er an ihrer Brust, eingebettet in den Soldaten ging das Mädchen.

Mendel schloß die Augen und ließ das Unglück im Finstern vorbeigehen. Hätte er nicht Angst gehabt, sich zu verraten, er hätte sich auch gern die Ohren verstopft, um nicht hören zu müssen. So aber mußte er hören: schreckliche Worte, silbernes Klirren der Sporen, leises, wahnsinniges Kichern und ein tiefes Lachen des Mannes. Sehnsüchtig erwartete er jetzt das Kläffen der Hunde. Wenn sie nur laut heulen wollten, sehr laut heulen sollten sie! Mörder hatten aus dem Getreide zu treten, um ihn zu erschlagen. Die Stimmen entfernten sich. Stille war es. Fort war alles. Nichts war gewesen.

Mendel Singer stand eilends auf, sah sich um in der Runde, hob mit beiden Händen die Schöße seines langen Rockes und lief in die Richtung des Städtchens. Die Fensterläden waren geschlossen, aber manche Frauen saßen noch vor den Türen und plauderten und schnarrten. Er verlangsamte seinen Lauf, um nicht aufzufallen, er machte nur große,

eilige Schritte, die Rockschöße immer noch in den Händen. Vor seinem Hause stand er. Er klopfte ans Fenster. Deborah öffnete es: »Wo ist Mirjam?« fragte Mendel. »Sie geht noch spazieren«, sagte Deborah, »sie ist ja nicht zu halten! Tag und Nacht geht sie spazieren. Eine halbe Stunde kaum ist sie im Haus. Gott hat mich gestraft mit diesen Kindern, hat man je in der Welt schon –« »Sei still«, unterbrach sie Mendel, »wenn Mirjam nach Hause kommt, sag ihr, ich habe nach ihr gefragt. Ich komme heute nicht nach Haus, sondern erst morgen früh. Heute ist der Todestag meines Großvaters Zallel, ich gehe beten.« Und er entfernte sich, ohne eine Antwort seiner Frau abzuwarten.
Es konnten kaum drei Stunden verflossen sein, seitdem er das Bethaus verlassen hatte. Nun, da er es wieder betrat, war ihm, als kehre er nach vielen Wochen dahin zurück, und er strich mit einer zärtlichen Hand über den Deckel seines alten Gebetpultes und feierte mit ihm ein Wiedersehn. Er klappte es auf und langte nach seinem alten, schwarzen und schweren Buch, das in seinen Händen heimisch war und das er unter tausend gleichartigen Büchern ohne Zögern erkannt hätte. So vertraut war ihm die lederne Glätte des Einbands mit den erhabenen, runden Inselchen aus Stearin, den verkrusteten Überresten unzähliger längst verbrannter Kerzen, und die unteren Ecken der Seiten, porös, gelblich, fett, dreimal gewellt durch das jahrzehntelange Umblättern mit angefeuchteten Fingern. Jedes Gebet, dessen er im Augenblick bedurfte, konnte er im Nu aufschlagen. Eingegraben war es in sein Gedächtnis mit den kleinsten Zügen der Physiognomie, die es in diesem Gebetbuch trug, der Zahl seiner Zeilen, der Art und Größe des Drucks und der genauen Farbtönung der Seiten.
Es dämmerte im Bethaus, das gelbliche Licht der Kerzen an der östlichen Wand neben dem Schrank der Thorarollen vertrieb das Dunkel nicht, sondern schien sich eher in diesem zu bergen. Man sah den Himmel und einige Sterne durch die Fenster und erkannte alle Gegenstände im Raum, die Pulte, den Tisch, die Bänke, die Papierschnitzel auf dem Boden, die Armleuchter an der Wand, ein paar golden befranste Deckchen. Mendel Singer entzündete zwei Kerzen, klebte sie fest am nackten Holz des Pultes, schloß die Augen und begann zu beten. Mit geschlossenen Augen erkannte er, wo eine Seite zu Ende war, mechanisch blätterte er die neue auf. Allmählich glitt sein Oberkörper in das altgewohnte, regelmäßige Schwanken, der ganze Körper betete mit, die Füße scharrten die Dielen, die Hände schlossen sich zu Fäu-

sten und schlugen wie Hämmer auf das Pult, an die Brust, auf das Buch und in die Luft. Auf der Ofenbank schlief ein obdachloser Jude. Seine Atemzüge begleiteten und unterstützten Mendel Singers monotonen Gesang, der wie ein heißer Gesang in der gelben Wüste war, verloren und vertraut mit dem Tode. Die eigene Stimme und der Atem des Schlafenden betäubten Mendel, vertrieben jeden Gedanken aus seinem Herzen, nichts mehr war er als ein Beter, die Worte gingen durch ihn den Weg zum Himmel, ein hohles Gefäß war er, ein Trichter. So betete er dem Morgen entgegen.

Der Tag hauchte an die Fenster. Da wurden die Lichter kümmerlich und matt, hinter den niedrigen Hütten sah man schon die Sonne emporkommen, mit roten Flammen erfüllte sie die zwei östlichen Fenster des Hauses. Mendel zerdrückte die Kerzen, verbarg das Buch, öffnete die Augen und wandte sich zum Gehen. Er trat ins Freie. Es roch nach Sommer, trocknenden Sümpfen und erwachtem Grün. Die Fensterläden waren noch geschlossen. Die Menschen schliefen.

Mendel pochte dreimal mit der Hand an seine Tür. Er war kräftig und frisch, als hätte er traumlos und lange geschlafen. Er wußte genau, was zu tun war. Deborah öffnete. »Mach mir einen Tee«, sagte Mendel, »dann will ich dir was sagen. Ist Mirjam zu Haus?« »Natürlich«, erwiderte Deborah, »wo sollte sie denn sein? Glaubst du, sie ist schon in Amerika?«

Der Samowar summte, Deborah hauchte in ein Trinkglas und putzte es blank. Dann tranken Mendel und Deborah gleichmäßig mit gespitzten, schlürfenden Lippen. Plötzlich setzte Mendel das Glas ab und sagte: »Wir werden nach Amerika fahren. Menuchim muß zurückbleiben. Wir müssen Mirjam mitnehmen. Ein Unglück schwebt über uns, wenn wir bleiben.« Er blieb eine Weile still und sagte dann leise:

»Sie geht mit einem Kosaken.«

Das Glas fiel klirrend aus den Händen Deborahs. Mirjam erwachte in der Ecke, und Menuchim regte sich in seinem dumpfen Schlaf. Dann blieb es still. Millionen Lerchen trillerten über dem Haus, unter dem Himmel.

Mit einem hellen Blitz schlug die Sonne ans Fenster, traf den blanken Samowar aus Blech und entzündete ihn zu einem gewölbten Spiegel.

So begann der Tag.

VII

Nach Dubno fährt man mit Sameschkins Fuhre; nach Moskau fährt man mit der Eisenbahn; nach Amerika fährt man nicht nur auf einem Schiff, sondern auch mit Dokumenten. Um diese zu bekommen, muß man nach Dubno.

Also begibt sich Deborah zu Sameschkin. Sameschkin sitzt nicht mehr auf der Ofenbank, er ist überhaupt nicht zu Haus, es ist Donnerstag und Schweinemarkt, Sameschkin kann erst in einer Stunde heimkehren.

Deborah geht auf und ab, auf und ab vor Sameschkins Hütte, sie denkt nur an Amerika.

Ein Dollar ist mehr als zwei Rubel, ein Rubel hat hundert Kopeken, zwei Rubel enthalten zweihundert Kopeken, wieviel, um Gottes willen, enthält ein Dollar Kopeken? Wieviel Dollar ferner wird Schemarjah schicken? Amerika ist ein gesegnetes Land.

Mirjam geht mit einem Kosaken, in Rußland kann sie es wohl, in Amerika gibt es keine Kosaken. Rußland ist ein trauriges Land, Amerika ist ein freies Land, ein fröhliches Land. Mendel wird kein Lehrer mehr sein, der Vater eines reichen Sohnes wird er sein.

Es dauert nicht eine Stunde, es dauert nicht zwei Stunden, erst nach drei Stunden hört Deborah Sameschkins genagelte Stiefel.

Es ist Abend, aber immer noch heiß. Die schräge Sonne ist schon gelb geworden, aber weichen will sie nicht, sehr langsam geht sie heute unter. Deborah schwitzt vor Hitze und Aufregung und hundert ungewohnten Gedanken.

Nun, da Sameschkin herankommt, wird ihr noch mehr heiß. Er trägt eine schwere Bärenmütze, zottelig und an einigen Stellen räudig, und einen kurzen Pelz über schmutzigen Leinenhosen, die in den schweren Stiefeln stecken. Dennoch schwitzt er nicht.

In dem Augenblick, in dem ihn Deborah sieht, riecht sie ihn auch schon, denn er stinkt nach Branntwein. Einen schweren Stand wird sie mit ihm haben. Es ist schon keine Kleinigkeit, den nüchternen Sameschkin herumzukriegen.

Am Montag ist Schweinemarkt in Dubno. Es ist nicht von Vorteil, daß Sameschkin bereits den Schweinemarkt zu Hause absolviert hat, er dürfte keine Veranlassung mehr haben, nach Dubno zu fahren, und die Fuhre wird Geld kosten.

Deborah tritt Sameschkin mitten in den Weg. Er taumelt, die schweren Stiefel halten ihn aufrecht. Ein Glück, daß er nicht barfuß ist! denkt Deborah, nicht ohne Verachtung.
Sameschkin erkennt die Frau nicht, die ihm den Weg verstellt. »Weg mit den Weibern!« ruft er und macht eine Bewegung mit der Hand, halb ein Griff und halb ein Schlagen.
»Ich bin es!« sagt Deborah tapfer. »Montag fahren wir nach Dubno!«
»Gott segne dich!« ruft Sameschkin freundlich. Er bleibt stehn und stützt sich mit dem Ellenbogen auf Deborahs Schulter. Sie hat Angst, sich zu rühren, damit Sameschkin nicht hinfalle.
Sameschkin wiegt gute siebzig Kilo, sein ganzes Gewicht liegt jetzt im Ellenbogen, und dieser Ellenbogen liegt auf Deborahs Schulter.
Zum erstenmal ist ihr ein fremder Mann so nahe. Sie fürchtet sich, aber sie denkt zugleich auch, daß sie schon alt ist, sie denkt auch an Mirjams Kosaken und wie lange sie Mendel nicht mehr berührt hat.
»Ja, mein Süßes«, sagt Sameschkin, »wir fahren Montag nach Dubno und unterwegs schlafen wir miteinander.«
»Pfui, du Alter«, sagt Deborah, »ich werde es deiner Frau sagen, vielleicht bist du besoffen?« »Besoffen ist er nicht«, erwiderte Sameschkin, »er hat nur gesoffen. Was willst du überhaupt in Dubno, wenn du nicht mit Sameschkin schläfst?«
»Dokumente machen«, sagt Deborah, »wir fahren nach Amerika.«
»Die Fuhre kostet fünfzig Kopeken, wenn du nicht schläfst, und dreißig, wenn du mit ihm schläfst. Ein Kindchen wird er dir machen, bekommen wirst du es in Amerika, ein Andenken an Sameschkin.«
Deborah erschauert, mitten in der Hitze.
Dennoch sagt sie, aber erst nach einer Minute: »Ich schlafe nicht mit dir und zahle fünfunddreißig Kopeken.«
Sameschkin steht plötzlich frei, er hat den Ellenbogen von Deborahs Schulter weggezogen, es scheint, daß er nüchtern geworden ist.
»Fünfunddreißig Kopeken«, sagt er mit fester Stimme.
»Montag um fünf Uhr früh.«
»Montag um fünf Uhr früh.«
Sameschkin kehrt in seinen Hof ein, und Deborah geht langsam nach Haus.
Die Sonne ist untergegangen. Der Wind kommt vom Westen, am Horizont schichten sich violette Wolken, morgen wird es regnen. Deborah denkt: Morgen wird es regnen, und fühlt einen rheumatischen

Schmerz im Knie, sie begrüßt ihn, den alten, treuen Feind. Der Mensch wird alt! denkt sie. Die Frauen werden schneller alt als die Männer, Sameschkin ist genauso alt wie sie und noch älter. Mirjam ist jung, sie geht mit einem Kosaken.

Vor dem Wort »Kosaken«, das sie laut gesagt hatte, war Deborah erschrocken. Es war, als ob erst der Klang ihr die Furchtbarkeit des Tatbestands bewußtgemacht hätte.

Zu Hause sah sie ihre Tochter Mirjam und ihren Mann Mendel. Sie saßen am Tisch, der Vater und die Tochter, und sie schwiegen so beharrlich, daß Deborah sofort beim Eintritt wußte, daß es bereits ein altes Schweigen war, ein heimisches, festgesiedeltes Schweigen.

»Ich habe mit Sameschkin gesprochen«, begann Deborah. »Montag um fünf Uhr früh fahre ich nach Dubno um die Dokumente. Fünfunddreißig Kopeken will er.« Und da sie der Teufel der Eitelkeit ritt, fügte sie hinzu: »So billig fährt er nur mit mir!«

»Du kannst überhaupt nicht allein fahren«, sagte, Müdigkeit in der Stimme und Bangnis im Herzen, Mendel Singer. »Ich habe mit vielen Juden gesprochen, die sich auskennen. Sie sagen, ich muß selber beim Urjadnik sein.«

»Du beim Urjadnik?«

Es war in der Tat nicht einfach, sich Mendel Singer in einem Amt vorzustellen. Nie in seinem Leben hatte er mit einem Urjadnik gesprochen. Nie hatte er einem Polizisten begegnen können, ohne zu zittern. Den Uniformierten, den Pferden und den Hunden ging er sorgfältig aus dem Weg. Mendel sollte mit einem Urjadnik sprechen?

»Kümmere dich nicht, Mendel«, sagte Deborah, »um die Dinge, die du nur verderben kannst. Ich allein werde alles richten.«

»Alle Juden«, wendete Mendel ein, »haben mir gesagt, daß ich persönlich erscheinen muß.«

»Dann fahren wir Montag zusammen!«

»Und wo wird Menuchim sein?«

»Mirjam bleibt bei ihm!«

Mendel sah seine Frau an. Er versuchte, mit seinem Blick ihre Augen zu treffen, die sie unter den Lidern furchtsam verbarg. Mirjam, die von einer Ecke aus den Tisch betrachtete, konnte den Blick ihres Vaters sehn, ihr Herz ging schneller. Montag war sie verabredet. Montag war sie verabredet. Die ganze heiße Zeit des Spätsommers war sie verabredet. Ihre Liebe blühte spät, zwischen den hohen Ähren, Mirjam hatte

Angst vor der Ernte. Sie hörte schon manchmal, wie die Bauern sich vorbereiteten, wie sie die Sicheln wetzten an den blauen Schleifsteinen. Wo sollte sie hin, wenn die Felder kahl wurden? Sie mußte nach Amerika. Eine vage Vorstellung von der Freiheit der Liebe in Amerika, zwischen den hohen Häusern, die noch besser verbargen als die Kornähren im Feld, tröstete sie über das Nahen der Ernte. Schon kam sie. Mirjam hatte keine Zeit zu verlieren. Sie liebte Stepan. Er würde zurückbleiben. Sie liebte alle Männer, die Stürme brachen aus ihnen, ihre gewaltigen Hände zündeten dennoch sachte die Flammen im Herzen an. Stepan hießen die Männer, Iwan und Wsewolod. In Amerika gab es noch viel mehr Männer.
»Ich bleibe nicht allein zu Hause«, sagte Mirjam, »ich habe Angst!«
»Man muß ihr«, ließ sich Mendel vernehmen, »einen Kosaken ins Haus stellen. Damit er sie bewacht.«
Mirjam wurde rot. Sie glaubte, daß der Vater ihre Röte sah, obwohl sie in der Ecke, im Schatten stand. Ihre Röte mußte doch durch das Dunkel leuchten, wie eine rote Lampe war Mirjams Angesicht entzündet. Sie bedeckte es mit den Händen und brach in Tränen aus.
»Geh hinaus!« sagte Deborah, »es ist spät, mach die Fensterläden zu!«
Sie tastete sich hinaus, vorsichtig, die Hände immer noch vor den Augen. Draußen blieb sie einen Moment stehen. Alle Sterne des Himmels standen da, nah und lebendig, als hätten sie Mirjam vor dem Haus erwartet. Ihre klare, goldene Pracht enthielt die Pracht der großen, freien Welt, kleine Spiegelchen waren sie, in denen sich der Glanz Amerikas spiegelte.
Sie trat ans Fenster, sah hinein, versuchte aus den Mienen der Eltern zu erkennen, was sie sprechen mochten. Sie erkannte nichts. Sie löste die eisernen Haken von dem Holz der aufgeklappten Läden und schloß die beiden Flügel wie einen Schrank. Sie dachte an einen Sarg. Sie begrub die Eltern in dem kleinen Häuschen. Sie fühlte keine Wehmut. Mendel und Deborah Singer waren begraben. Die Welt war weit und lebendig. Stepan, Iwan und Wsewolod lebten. Amerika lebte, jenseits des großen Wassers, mit all seinen hohen Häusern und mit Millionen Männern.
Als sie wieder ins Zimmer trat, sagte ihr Vater, Mendel Singer:
»Sogar die Läden kann sie nicht schließen, eine halbe Stunde braucht sie dazu!«
Er ächzte, erhob sich und trat an die Wand, an der die kleine Petro-

leumlampe hing, dunkelblauer Behälter, rußiger Zylinder, durch einen rostigen Draht verbunden mit einem gesprungenen runden Spiegel, der die Aufgabe hatte, das spärliche Licht kostenlos zu verstärken. Die obere Öffnung des Zylinders überragte Mendel Singers Kopf. Vergeblich versuchte er, die Lampe auszupusten. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, er blies, aber der Docht flackerte nur stärker auf.
Indessen entzündete Deborah ein kleines, gelbliches Wachslicht und stellte es auf den Ziegelherd. Mendel Singer stieg krächzend auf einen Sessel und blies endlich die Lampe aus. Mirjam legte sich in die Ecke, neben Menuchim. Erst wenn es finster war, wollte sie sich ausziehen. Sie wartete atemlos, mit geschlossenen Lidern, bis der Vater sein Nachtgebet zu Ende gemurmelt hatte. Durch ein rundes Astloch im Fensterladen sah sie das blaue und goldene Schimmern der Nacht. Sie entkleidete sich und befühlte ihre Brüste. Sie taten ihr weh. Ihre Haut hatte ein eigenes Gedächtnis und erinnerte sich an jeder Stelle der großen, harten und heißen Hände der Männer. Ihr Geruch hatte ein eigenes Gedächtnis und behielt den Duft von Männerschweiß, Branntwein und Juchten unablässig, mit quälender Treue. Sie hörte das Schnarchen der Eltern und das Röcheln Menuchims. Da erhob sich Mirjam, im Hemd, barfuß, mit den schweren Zöpfen, die sie nach vorne legte und deren Enden bis zu den Schenkeln reichten, schob den Riegel zurück und trat hinaus in die fremde Nacht. Sie atmete tief. Es schien ihr, daß sie die ganze Nacht einatmete, alle goldenen Sterne verschlang sie mit dem Atem, immer noch mehr brannten am Himmel. Frösche quakten und Grillen zirpten, den nordöstlichen Rand des Himmels säumte ein breiter, silberner Streifen, in dem schon der Morgen enthalten zu sein schien. Mirjam dachte an das Kornfeld, ihr Hochzeitslager. Sie ging rund um das Haus. Da schimmerte von ferne her die große, weiße Mauer der Kaserne. Ein paar kärgliche Lichter schickte sie Mirjam entgegen. In einem großen Saal schliefen Stepan, Iwan und Wsewolod und viele andere Männer.
Morgen war Freitag. Alles mußte man für den Samstag vorbereiten, die Fleischkugeln, den Hecht und die Hühnerbrühe. Das Backen begann schon um sechs Uhr morgens. Als der breite, silberne Streifen rötlich wurde, schlich sich Mirjam wieder in die Stube. Sie schlief nicht mehr ein. Durch das Astloch im Fensterladen sah sie die ersten Flammen der Sonne. Schon regten sich Vater und Mutter im Schlaf. Der Morgen war da.

Der Sabbat verging, den Sonntag verbrachte Mirjam im Kornfeld, mit Stepan. Sie gingen schließlich weit hinaus, ins nächste Dorf, Mirjam trank Schnaps. Den ganzen Tag suchte man sie zu Hause. Mochte man sie suchen! Ihr Leben war kostbar, der Sommer war kurz, bald begann die Ernte. Im Walde schlief sie noch einmal mit Stepan. Morgen, Montag, fuhr der Vater nach Dubno die Papiere besorgen.
Um fünf Uhr früh am Montag erhob sich Mendel Singer. Er trank Tee, betete, legte dann schnell die Gebetsriemen ab und ging zu Sameschkin. »Guten Morgen!« rief er von weitem. Es war Mendel Singer, als begänne schon hier, vor dem Einsteigen in die Fuhre Sameschkins, die Amtshandlung und als müßte er Sameschkin begrüßen wie einen Urjadnik.
»Ich fahre lieber mit deiner Frau!« sagte Sameschkin. »Sie ist noch ansehnlich für ihre Jahre und hat einen anständigen Busen.«
»Fahren wir«, sagte Mendel.
Die Pferde wieherten und schlugen mit den Schwänzen auf ihre Hinterteile. »Hej! Wjo!« rief Sameschkin und knallte mit der Peitsche.
Um elf Uhr vormittags kamen sie nach Dubno.
Mendel mußte warten. Er trat, die Mütze in der Hand, durch das große Portal. Der Portier trug einen Säbel.
»Wohin willst du?« fragte er.
»Ich will nach Amerika – wo muß ich hin?«
»Wie heißt du?«
»Mendel Mechelovitsch Singer.«
»Wozu willst du nach Amerika?«
»Geld verdienen, es geht mir schlecht.«
»Du gehst auf Nummer 84«, sagte der Portier. »Dort warten schon viele.«
Sie saßen in einem großen, gewölbten, ockergelb getünchten Korridor. Männer in blauen Uniformen wachten vor den Türen. Die Wände entlang standen braune Bänke – alle Bänke waren besetzt. Aber sooft ein Neuer kam, machten die blauen Männer eine Handbewegung; und die schon saßen, rückten zusammen, und immer wieder nahm ein Neuer Platz. Man rauchte, spuckte, knackte Kürbiskerne und schnarchte. Der Tag war hier kein Tag. Durch das Milchglas eines sehr hohen, sehr fernen Oberlichts konnte man eine blasse Ahnung vom Tag erhaschen. Uhren tickten irgendwo, aber sie gingen gleichsam neben der Zeit einher, die in diesen hohen Korridoren stillestand.

Manchmal rief ein Mann in blauer Uniform einen Namen aus. Alle Schläfer erwachten. Der Aufgerufene erhob sich, wankte einer Tür zu, rückte an seinem Anzug und trat durch eine der hohen, zweiflügeligen Türen, die statt einer Klinke einen runden, weißen Knopf hatte. Mendel überlegte, wie er diesen Knopf behandeln würde, um die Tür aufzumachen. Er stand auf, vom langen Sitzen, eingezwängt zwischen den Menschen, taten ihm die Glieder weh. Kaum aber hatte er sich erhoben, als ein blauer Mann auf ihn zutrat. »Sidaj!« rief der blaue Mann, »setz dich!« Mendel Singer fand keinen Platz mehr auf seiner Bank. Er blieb neben ihr stehen, drückte sich an die Wand und hatte den Wunsch, so flach zu werden wie die Mauer.
»Wartest du auf Nummer 84?« fragte der blaue Mann.
»Ja«, sagte Mendel. Er war überzeugt, daß man jetzt gesonnen war, ihn endgültig hinauszuwerfen. Deborah wird noch einmal hierherfahren müssen. Fünfzig Kopeken und fünfzig Kopeken machen einen Rubel. Aber der blaue Mann hatte nicht die Absicht, Mendel aus dem Haus zu weisen. Dem blauen Mann lag vor allem daran, daß alle Wartenden ihre Plätze behielten und daß er alle übersehen konnte. Wenn einer schon aufstand, so konnte er auch eine Bombe werfen.
Anarchisten verkleiden sich manchmal, dachte der Türsteher. Und er winkte Mendel zu sich heran, betastete den Juden, fragte nach den Papieren. Und da alles in Ordnung war und Mendel keinen Platz mehr hatte, sagte der blaue Mann: »Paß auf! Siehst du die gläserne Tür? Die machst du auf. Dort ist Nummer 84.«
»Was willst du hier?« schrie ein breitschultriger Mann hinter dem Schreibtisch. Genau unter dem Bild des Zaren saß der Beamte. Er bestand aus einem Schnurrbart, einem kahlen Kopf, Epauletten und Knöpfen. Er war wie eine schöne Büste hinter seinem breiten Tintenfaß aus Marmor. »Wer hat dir erlaubt, hier ohne weiteres einzutreten? Warum meldest du dich nicht an?« polterte eine Stimme aus der Büste.
Mendel Singer verbeugte sich unterdessen tief. Auf solch einen Empfang war er nicht vorbereitet gewesen. Er beugte sich und ließ den Donner über seinen Rücken dahinstreichen, er wollte winzig werden, dem Erdboden gleich, wie wenn er von einem Gewitter auf freiem Felde überrascht worden wäre. Die Falten seines langen Rockes schlugen auseinander, und der Beamte sah ein Stück von Mendel Singers fadenscheiniger Hose und das abgeschabte Leder der Stiefelschäfte. Dieser Anblick machte den Beamten milder. »Tritt näher!« befahl er,

und Mendel rückte näher, den Kopf vorgeschoben, als wollte er gegen den Schreibtisch vorstoßen. Erst als er sah, daß er sich schon dem Saum des Teppichs näherte, hob Mendel ein wenig den Kopf. Der Beamte lächelte.

»Her mit den Papieren!« sagte er.

Dann war es still. Man hörte eine Uhr ticken. Durch die Jalousien brach das goldene Licht eines späten Nachmittags. Die Papiere raschelten. Manchmal sann der Beamte eine Weile nach, blickte in die Luft und haschte plötzlich mit der Hand nach einer Fliege. Er hielt das winzige Tier in seiner riesigen Faust, öffnete sie vorsichtig, zupfte einen Flügel ab, dann den zweiten und sah noch ein bißchen zu, wie das verkrüppelte Insekt auf dem Schreibtisch weiterkroch.

»Das Gesuch?« fragte er plötzlich, »wo ist das Gesuch?«

»Ich kann nicht schreiben, Euer Hochwohlgeboren!« entschuldigte sich Mendel.

»Das weiß ich, du Tepp, daß du nicht schreiben kannst! Ich habe nicht nach deinem Schulzeugnis gefragt, sondern nach dem Gesuch. Und wozu haben wir einen Schreiber? Ha? Im Parterre? Auf Nummer 3? Ha? Wozu erhält der Staat einen Schreiber? Für dich, du Esel, weil du eben nicht schreiben kannst. Also geh auf Nummer 3. Schreib das Gesuch. Sag, ich schicke dich, damit du nicht zu warten brauchst und gleich behandelt wirst. Dann kommst du zu mir. Aber morgen! Und morgen nachmittag kannst du meinetwegen wegfahren!«

Noch einmal verneigte sich Mendel. Er ging rückwärts, er wagte nicht, dem Beamten den Rücken zu kehren, unendlich lang schien ihm der Weg vom Schreibtisch zur Tür. Er glaubte, schon eine Stunde zu wandern. Endlich fühlte er die Nähe der Tür. Er wandte sich schnell um, ergriff den Knopf, drehte ihn zuerst links, dann rechts, dann machte er noch eine Verbeugung. Er stand endlich wieder im Korridor.

In Nummer 3 saß ein gewöhnlicher Beamter, ohne Epauletten. Es war eine dumpfe, niedrige Stube, viele Menschen umstanden den Tisch, der Schreiber schrieb und schrieb, die Feder stieß er jedesmal ungeduldig auf den Boden des Tintenbehälters. Er schrieb flink, aber er wurde nicht fertig. Immer kamen neue Menschen. Trotzdem hatte er noch Zeit, Mendel zu bemerken.

»Euer Hochwohlgeboren, der Herr von Nummer 84 schickt mich«, sagte Mendel.

»Komm her«, sagte der Schreiber.

Man machte Mendel Singer Platz.
»Einen Rubel für den Stempel!« sagte der Schreiber. Mendel kramte einen Rubel aus seinem blauen Taschentuch. Es war ein harter, blanker Rubel. Der Schreiber nahm die Münze nicht, er erwartete noch mindestens fünfzig Kopeken. Mendel verstand nichts von den ziemlich deutlichen Wünschen des Schreibers.
Da wurde der Schreiber böse. »Sind das Papiere?« sagte er. »Fetzen sind es! Die zerfallen einem ja in der Hand.« Und er zerriß wie unabsichtlich eines der Dokumente, es zerfiel in zwei gleiche Teile, und der Beamte griff nach dem Gummiarabikum, um es zusammenzukleben. Mendel Singer zitterte.
Das Gummiarabikum war zu trocken, der Beamte spuckte in das Fläschchen, dann hauchte er es an. Aber es blieb trocken. Er hatte plötzlich einen Einfall, man sah ihm an, daß er plötzlich einen Einfall hatte. Er schloß eine Schublade auf, legte Mendel Singers Papiere hinein, schloß sie wieder zu, riß von einem Block einen kleinen, grünen Zettel, bestempelte ihn, gab ihn Mendel und sagte: »Weißt du was? Morgen früh um neun Uhr kommst du her! Da sind wir allein. Da können wir ruhig miteinander sprechen. Deine Papiere sind hier bei mir. Du holst sie morgen ab. Den Zettel zeigst du vor!«
Mendel ging. Sameschkin wartete draußen, neben den Pferden saß er auf den Steinen, die Sonne ging unter, der Abend kam.
»Wir fahren erst morgen«, sagte Mendel, »um neun Uhr früh muß ich wiederkommen.«
Er suchte nach einem Bethaus, um übernachten zu können. Er kaufte ein Stück Brot, zwei Zwiebeln, steckte alles in die Tasche, hielt einen Juden auf und fragte ihn nach dem Bethaus. »Gehn wir zusammen«, sagte der Jude.
Unterwegs erzählte Mendel seine Geschichte.
»Bei uns im Bethaus«, sagte der Jude, »kannst du einen Mann treffen, der dir die ganze Sache besorgt. Er hat schon viele Familien nach Amerika geschickt. Kennst du Kapturak?«
»Kapturak? Natürlich! Er hat meinen Sohn weggeschickt!«
»Alte Kundschaft!« sagte Kapturak. Im Spätsommer hielt er sich in Dubno auf, er ordinierte in den Bethäusern. »Damals war deine Frau bei mir. An deinen Sohn erinnere ich mich noch. Gut geht es ihm, was? Kapturak hat eine glückliche Hand.«
Es erwies sich, daß Kapturak bereit war, die Angelegenheit zu über-

nehmen. Es kostete vorläufig zehn Rubel per Kopf. Einen Vorschuß von zehn Rubeln konnte Mendel nicht geben. Kapturak wußte einen Ausweg. Er ließ sich die Adresse vom jungen Singer geben. In vier Wochen hat er Antwort und Geld, wenn der Sohn wirklich die Absicht hat, seine Eltern kommen zu lassen.

»Gib mir den grünen Zettel, den Brief aus Amerika, und verlaß dich auf mich!« sprach Kapturak. Und die Umstehenden nickten. »Fahr heute noch nach Hause. In ein paar Tagen komme ich bei euch vorbei. Verlaß dich auf Kapturak!«

Ein paar Umstehende wiederholten: »Verlaß dich ruhig auf Kapturak!«

»Es ist ein Glück«, sagte Mendel, »daß ich euch hier getroffen habe!«

Alle gaben ihm die Hand und wünschten ihm eine gute Fahrt. Er kehrte zum Marktplatz zurück, wo Sameschkin wartete. Sameschkin war schon im Begriff, sich in seinem Wagen schlafen zu legen. »Mit einem Juden kann nur der Teufel etwas Gewisses ausmachen!« sagte er. »Also fahren wir doch noch!«

Sie fuhren.

Sameschkin band sich die Zügel ums Handgelenk, er gedachte, ein wenig zu schlafen. Er nickte wirklich ein, die Pferde scheuten vor dem Schatten einer Vogelscheuche, die ein Spitzbube aus einem Feld fortgetragen und an den Straßenrand gestellt hatte. Die Tiere setzten sich in Galopp, die Fuhre schien sich in die Luft zu heben, bald, so glaubte Mendel, würde sie zu flattern beginnen, auch sein Herz galoppierte, wie ihm schien, es wollte die Brust verlassen und in die Weite hüpfen. Auf einmal stieß Sameschkin einen lauten Fluch aus. Die Fuhre glitt in einen Graben, die Pferde ragten noch mit den Vorderbeinen auf die Straße, Sameschkin lag auf Mendel Singer.

Sie kletterten wieder hervor. Die Deichsel war zersplittert, ein Rad war locker geworden, einem anderen fehlten zwei Speichen. Sie mußten die Nacht über hierbleiben. Morgen wollte man sehn.

»So beginnt deine Reise nach Amerika«, sagte Sameschkin. »Was fahrt ihr auch immer soviel in der Welt herum! Der Teufel schickt euch von einem Ort zum andern. Unsereins bleibt, wo er geboren ist, und nur wenn Krieg ist, zieht man nach Japan!«

Mendel Singer schwieg. Er saß am Straßenrand, neben Sameschkin. Zum erstenmal in seinem Leben saß Mendel Singer auf der nackten Erde, mitten in der wilden Nacht, neben einem Bauern. Er sah über

sich den Himmel und die Sterne und dachte: Sie verdecken Gott. All das hat der Herr in sieben Tagen geschaffen. Und wenn ein Jude nach Amerika fahren will, braucht es Jahre!
»Siehst du, wie schön das Land ist?« fragte Sameschkin. »Bald wird die Ernte kommen. Es ist ein gutes Jahr. Wenn es so gut ist, wie ich mir vorstelle, kaufe ich noch ein Pferd im Herbst. Hörst du was von deinem Sohn Jonas? Er versteht was von Pferden. Er ist ganz anders als du. Hat dich dein Weib vielleicht einmal betrogen?« »Alles ist möglich«, erwiderte Mendel. Es war ihm auf einmal sehr leicht, alles konnte er begreifen, die Nacht machte ihn frei von Vorurteilen. Er schmiegte sich sogar an Sameschkin wie an einen Bruder.
»Alles ist möglich«, wiederholte er, »die Weiber taugen nichts.«
Plötzlich begann Mendel zu schluchzen. Mendel weinte, mitten in einer fremden Nacht, neben Sameschkin.
Der Bauer drückte seine Fäuste gegen die Augen, denn er fühlte, daß er auch weinen würde.
Dann legte er einen Arm um die dünnen Schultern Mendels und sagte leise:
»Schlaf, lieber Jude, schlaf dich aus!«
Er blieb lange wach. Mendel Singer schlief und schnarchte. Die Frösche quakten bis zum Morgen.

VIII

Zwei Wochen später rollte in einer großen Staubwolke ein kleiner, zweirädriger Wagen vor das Haus Mendel Singers und brachte einen Gast: Es war Kapturak.
Er berichtete, daß die Papiere bereit waren. Sollte eine Antwort in vier Wochen von Schemarjah, genannt Sam, aus Amerika kommen, so würde die Abreise der Familie Singer gesichert sein. Nur dieses hatte Kapturak sagen wollen; und daß ein Vorschuß von zwanzig Rubeln ihm angenehmer wäre, als wenn er das Geld später von der Summe Schemarjahs abziehen müßte.
Deborah ging in die Rumpelkammer aus faulen Holzplanken, die in dem kleinen Hof stand, zog die Bluse über den Kopf, holte ein verknotetes Taschentuch aus dem Busen und zählte sich acht harte Rubel in die Hand. Dann stülpte sie die Bluse wieder über, ging ins Haus und

sagte zu Kapturak: »Das ist alles, was ich bei den Nachbarn auftreiben konnte. Sie müssen sich damit zufriedengeben.«
»Einer alten Kundschaft sieht man was nach!« sagte Kapturak, schwang sich auf sein federleichtes, gelbes Wägelchen und verschwand alsbald in einer Staubwolke.
»Kapturak war bei Mendel Singer!« riefen die Leute im Städtchen. »Mendel fährt nach Amerika.«
In der Tat begann bereits die Reise Mendel Singers nach Amerika. Alle Leute gaben ihm Ratschläge gegen die Seekrankheit. Ein paar Käufer erschienen, Mendels Häuschen zu besichtigen. Man war bereit, tausend Rubel dafür zu zahlen, eine Summe, für die Deborah fünf Jahre ihres Lebens gegeben hätte.
Mendel Singer aber sagte: »Weißt du, Deborah, daß Menuchim zurückbleiben muß? Bei wem wird er bleiben? Billes verheiratet im nächsten Monat seine Tochter an den Musikanten Fogl. Bis sie ein Kind bekommen, können die jungen Leute Menuchim behalten. Dafür geben wir ihnen die Wohnung, und wir nehmen kein Geld.«
»Ist es schon für dich eine ausgemachte Sache, daß Menuchim zurückbleibt? Es sind noch ein paar Wochen mindestens bis zu unserer Abreise, bis dahin tut Gott sicher ein Wunder.«
»Wenn Gott ein Wunder tun will«, erwiderte Mendel, »wird er es dich nicht vorher wissen lassen. Man muß hoffen. Fahren wir nicht nach Amerika, so geschieht ein Unglück mit Mirjam. Fahren wir nach Amerika, so lassen wir hier Menuchim zurück. Sollen wir Mirjam allein nach Amerika schicken? Wer weiß, was sie anstellt, allein unterwegs und allein in Amerika. Menuchim ist krank, daß ihm nur ein Wunder helfen kann. Hilft ihm aber ein Wunder, so kann er uns folgen. Denn Amerika ist zwar sehr weit; aber es liegt dennoch nicht außerhalb dieser Welt.«
Deborah blieb still. Sie hörte die Worte des Rabbi von Kluczýsk: »Verlaß ihn nicht, bleibe bei ihm, als wenn er ein gesundes Kind wäre!« Sie blieb nicht bei ihm. Lange Jahre, Tag und Nacht, Stunde um Stunde hatte sie auf das verheißene Wunder gewartet. Die Toten im Jenseits halfen nicht, der Rabbi half nicht, Gott wollte nicht helfen. Ein Meer von Tränen hatte sie geweint. Nacht war in ihrem Herzen, Kummer in jeder Freude gewesen seit Menuchims Geburt. Alle Feste waren Qualen gewesen und alle Feiertage Trauertage. Es gab keinen Frühling mehr und keinen Sommer. Winter hießen alle Jahreszeiten.

Die Sonne ging auf, aber sie wärmte nicht. Die Hoffnung allein wollte nicht sterben. »Der bleibt ein Krüppel«, sagten alle Nachbarn. Denn ihnen war kein Unglück zugestoßen, und wer kein Unglück hat, glaubt auch nicht an Wunder.

Auch wer Unglück hat, glaubt nicht an Wunder. Wunder geschahen vor ganz alten Zeiten, als die Juden noch in Palästina lebten. Seitdem sind keine mehr gewesen. Dennoch: Hatte man nicht mit Recht merkwürdige Taten des Rabbi von Kluczýsk erzählt? Hatte er nicht schon Blinde sehend gemacht und Gelähmte erlöst? Wie war es mit Nathan Piczeniks Tochter? Verrückt war sie gewesen. Man brachte sie nach Kluczýsk. Der Rabbi sah sie an. Er sagte seinen Spruch. Dann spuckte er dreimal aus. Und Piczeniks Tochter ging frei, leicht und vernünftig nach Haus.

Andere Menschen haben Glück, dachte Deborah. Für Wunder muß man auch Glück haben. Mendel Singers Kinder haben aber kein Glück! Sie sind eines Lehrers Kinder!

»Wenn du ein vernünftiger Mensch wärest«, sagte sie zu Mendel, »so würdest du morgen nach Kluczýsk fahren und den Rabbi um Rat fragen.«

»Ich?« fragte Mendel. »Was soll ich bei deinem Rabbi? Bist einmal dort gewesen, fahr noch einmal hin! Glaubst an ihn, dir wird er einen Rat geben. Du weißt, daß ich nichts davon halte. Kein Jude braucht einen Vermittler zum Herrn. Er erhört unsere Gebete, wenn wir nichts Unrechtes tun. Wenn wir aber Unrechtes tun, kann er uns strafen!«

»Wofür straft er uns jetzt? Haben wir Unrecht getan? Warum ist er grausam?«

»Du lästerst ihn, Deborah, laß mich in Ruh', ich kann nicht länger mit dir reden.« Und Mendel vertiefte sich in ein frommes Buch.

Deborah griff nach ihrem Schal und ging hinaus. Draußen stand Mirjam. Sie stand da, gerötet von der untergehenden Sonne, in einem weißen Kleid, das jetzt orangen schimmerte, mit ihren glatten, glänzenden schwarzen Haaren und sah gradaus in die untergehende Sonne mit ihren großen, schwarzen Augen, die sie weit offenhielt, obwohl sie die Sonne ja blenden mußte. Sie ist schön, dachte Deborah, so schön bin ich auch einmal gewesen, so schön wie meine Tochter – was ist aus mir geworden? Mendel Singers Frau bin ich geworden. Mirjam geht mit einem Kosaken, sie ist schön, vielleicht hat sie recht.

Mirjam schien ihre Mutter nicht zu sehn. Sie beobachtete mit leiden-

schaftlicher Genauigkeit die glühende Sonne, die jetzt hinter einem schweren, violetten Wall von Wolken versinken wollte. Seit einigen Tagen stand diese dunkle Masse jeden Abend im Westen, kündigte Sturm und Regen an und war am nächsten Tag wieder verschwunden. Mirjam hatte beobachtet, daß in dem Augenblick, in dem die Sonne untergetaucht war, drüben in der Kavalleriekaserne die Soldaten zu singen begannen, eine ganze Sotnia begann zu singen, immer dasselbe Lied: »Polubil ja tibia za twoju krasotu.« Der Dienst war zu Ende, die Kosaken begrüßten den Abend. Mirjam wiederholte summend den Text des Liedes, von dem sie nur die ersten zwei Verse kannte: »Ich habe dich liebgewonnen, deiner Schönheit wegen.« Ihr galt das Lied einer ganzen Sotnia! Hundert Männer sangen ihr zu. Eine halbe Stunde später traf sie sich mit einem von ihnen oder auch mit zweien. Manchmal kamen drei.

Sie erblickte die Mutter, blieb ruhig stehen, wußte, daß Deborah herüberkommen würde. Seit Wochen wagte die Mutter nicht mehr, Mirjam zu rufen. Es war, als ginge von Mirjam selbst ein Teil des Schrekkens aus, der die Kosaken umgab, als stünde die Tochter schon unter dem Schutz der fremden und wilden Kaserne.

Nein, Deborah rief Mirjam nicht mehr. Deborah kam zu Mirjam. Deborah, in einem alten Schal, stand alt, häßlich, ängstlich vor der goldüberglänzten Mirjam, hielt ein am Rande des hölzernen Bürgersteigs, als befolgte sie ein altes Gesetz, das den häßlichen Müttern befahl, einen halben Werst tiefer zu stehen als die schönen Töchter.

»Der Vater ist bös, Mirjam!« sagte Deborah.

»Laß ihn böse sein«, erwiderte Mirjam, »deinen Mendel Singer.«

Zum erstenmal hörte Deborah den Namen des Vaters aus dem Munde eines ihrer Kinder. Einen Augenblick schien es ihr, daß hier eine Fremde sprach, nicht Mendels Kind. Eine Fremde – weshalb sollte sie auch »Vater« sagen? Deborah wollte umkehren, sie hatte sich geirrt, sie hatte zu einem fremden Menschen gesprochen. Sie machte eine kurze Wendung. »Bleib!« befahl Mirjam – und Deborah fiel es zum erstenmal auf, mit welch harter Stimme ihre Tochter sprach. Eine kupferne Stimme, dachte Deborah. Sie klang wie eine der gehaßten und gefürchteten Kirchenglocken.

»Bleib hier, Mutter!« wiederholte Mirjam, »laß ihn allein, deinen Mann, fahr mit mir nach Amerika. Laß Mendel Singer und Menuchim, den Idioten, hier.«

»Ich habe ihn gebeten, zum Rabbi zu fahren, er will nicht. Allein fahr' ich nicht mehr nach Kluczýsk. Ich habe Angst! Einmal schon hat er mir verboten, Menuchim zu lassen, und wenn seine Krankheit Jahre dauern sollte. Was soll ich ihm sagen, Mirjam? Soll ich ihm sagen, daß wir deinetwegen wegfahren müssen, weil du, weil du---«
»Weil ich mich mit Kosaken abgebe«, ergänzte Mirjam, ohne sich zu rühren. Und sie fuhr fort: »Sag ihm, was du willst, es soll mich gar nichts angehn. In Amerika werde ich noch eher tun, was ich will. Weil du einen Mendel Singer geheiratet hast, muß ich nicht auch einen heiraten. Hast du denn einen bessern Mann für mich, was? Hast du eine Mitgift für deine Tochter?«
Mirjam erhob ihre Stimme nicht, auch ihre Fragen klangen nicht wie Fragen, es war, als spräche sie gleichgültige Dinge, als gäbe sie Auskunft über die Preise des Grünzeugs und der Eier. Sie hat recht, dachte Deborah. Hilf, guter Gott, sie hat recht.
Alle guten Geister rief Deborah zu Hilfe. Denn sie fühlte, daß sie ihrer Tochter recht geben mußte, sie selbst sprach aus ihrer Tochter. Deborah begann, ebenso vor sich selbst Angst zu haben, wie sie noch vor einer kurzen Weile vor Mirjam Angst gehabt hatte. Bedrohliche Dinge ereigneten sich. Der Gesang der Soldaten klang unaufhörlich herüber. Noch ragte ein kleiner Streifen der roten Sonne über das Violett.
»Ich muß fort«, sagte Mirjam, löste sich von der Mauer, an der sie gelehnt hatte, leicht wie ein weißer Schmetterling flatterte sie vom Bürgersteig, ging mit raschen, koketten Füßen die Straßenmitte entlang, hinaus in die Richtung, in der die Kaserne lag, dem rufenden Gesang der Kosaken entgegen.
Fünfzig Schritte vor der Kaserne, in der Mitte des kleinen Pfades zwischen dem großen Wald und dem Getreide Sameschkins, erwartete sie Iwan.
»Wir fahren nach Amerika«, sagte Mirjam.
»Wirst mich nicht vergessen«, mahnte Iwan. »Wirst immer um diese Stunde, beim Untergang der Sonne, an mich denken und nicht an die andern. Und vielleicht, wenn Gott hilft, komme ich dir nach, wirst mir schreiben. Pawel wird mir deine Briefe vorlesen, schreib nicht zuviel geheime Dinge von uns beiden, sonst muß ich mich schämen.« Er küßte Mirjam, stark und viele Male, seine Küsse knatterten wie Schüsse durch den Abend. Ein Teufelsmädel, dachte er, nun fährt sie hin, nach Amerika, ich muß mir eine andere suchen. So schön wie die

ist keine mehr, noch vier Jahre muß ich dienen. Er war groß, bärenstark und schüchtern. Seine riesigen Hände zitterten, wenn er ein Mädchen anfassen sollte. Auch war er in der Liebe nicht heimisch, alles hatte ihm Mirjam beigebracht, auf was für Gedanken war sie nicht schon gekommen!

Sie umarmten sich, wie gestern und vorgestern, mitten im Feld, eingebettet zwischen den Früchten der Erde, umgeben und überwölbt von dem schweren Korn. Willig legten sich die Ähren hin, wenn Mirjam und Iwan niedersanken; noch ehe sie niedersanken, schienen sich die Ähren zu legen. Heute war ihre Liebe heftiger, kürzer und gleichsam erschreckt. Es war, als müßte Mirjam schon morgen nach Amerika. Der Abschied zitterte schon in ihrer Liebe. Während sie ineinanderwuchsen, waren sie sich schon fern, durch den Ozean voneinander getrennt. Wie gut, dachte Mirjam, daß nicht er fährt, daß nicht ich zurückbleibe. Sie lagen lange matt, hilflos, stumm, wie Schwerverwundete. Tausend Gedanken schwankten durch ihre Hirne. Sie merkten nicht den Regen, der endlich gekommen war. Er hatte sachte und tükkisch begonnen, es dauerte lange, bis seine Tropfen schwer genug waren, das dichte, goldene Gehege der Ähren zu durchbrechen. Plötzlich waren sie den strömenden Wassern preisgegeben. Sie erwachten, begannen zu laufen. Der Regen verwirrte sie, verwandelte die Welt vollends, nahm ihnen den Sinn für die Zeit. Sie dachten, es sei schon spät, sie lauschten, ob sie die Glocken vom Turm hören würden, aber nur der Regen rauschte, immer dichter, immer dichter, alle andern Stimmen der Nacht waren unheimlich verstummt. Sie küßten sich auf die nassen Gesichter, drückten sich die Hände, Wasser war zwischen ihnen, keins von beiden konnte den Körper des andern fühlen. Hastig nahmen sie Abschied, ihre Wege trennten sich, schon war Iwan in Regen eingehüllt und unsichtbar. Nie mehr werde ich ihn sehen! dachte Mirjam, während sie nach Hause lief. Die Ernte kommt. Morgen werden die Bauern erschrecken, weil ein Regen mehrere bringt.

Sie kam nach Hause, wartete eine Weile unter dem Dachvorsprung, als wäre es möglich, in einer kurzen Minute trocken zu werden. Sie entschloß sich, ins Zimmer zu treten. Finster war es, alle schliefen schon. Sie legte sich leise, naß, wie sie war, sie ließ ihre Kleider am Körper trocknen und rührte sich nicht mehr. Draußen rauschte der Regen.

Alle wußten schon, daß Mendel nach Amerika ging, ein Schüler nach dem andern blieb vom Unterricht weg. Jetzt waren es nur noch fünf

Knaben, auch sie kamen nicht zu regelmäßigen Zeiten. Die Papiere hatte Kapturak noch nicht gebracht, die Schiffskarte hatte Sam noch nicht geschickt. Aber schon begann das Haus Mendel Singer zu zerfallen. Wie morsch muß es doch gewesen sein, dachte Mendel. Es ist morsch gewesen, und man hat es nicht gewußt. Wer nicht achtgeben kann, gleicht einem Tauben und ist schlimmer daran als ein Tauber – so steht es irgendwo geschrieben. Hier war mein Großvater Lehrer; hier war mein Vater Lehrer, hier war ich ein Lehrer. Jetzt fahre ich nach Amerika. Meinen Sohn Jonas haben die Kosaken genommen, Mirjam wollen sie mir nehmen. Menuchim – was wird mit Menuchim?
Noch am Abend dieses Tages begab er sich zu der Familie Billes. Es war eine frohe Familie, es schien Mendel Singer, daß sie unverdient viel Glück hatte; alle Töchter waren verheiratet, bis auf die jüngste, der er eben sein Haus anbieten wollte, alle drei Söhne waren dem Militär entgangen und in die Welt gefahren, der eine nach Hamburg, der andere nach Kalifornien, der dritte nach Paris. Es war eine fröhliche Familie, Gottes Hand ruhte über ihr, sie lag wohl gebettet in Gottes breiter Hand. Der alte Billes war immer heiter. Alle seine Söhne hatte Mendel Singer unterrichtet. Der alte Billes war ein Schüler des alten Singer gewesen. Weil sie einander schon so lange kannten, glaubte Mendel, ein kleines Anrecht an dem Glück der Fremden zu haben.
Der Familie Billes – sie lebten nicht im Überfluß – gefiel der Vorschlag Mendel Singers. Gut! – das junge Paar wird das Haus übernehmen und Menuchim dazu. »Er macht gar keine Arbeit«, sagte Mendel Singer. »Es geht ihm auch von Jahr zu Jahr besser. Bald wird er mit Gottes Hilfe ganz gesund sein. Dann wird mein älterer Sohn Schemarjah herüberkommen, oder er wird jemanden schicken und Menuchim nach Amerika bringen.«
»Und was hört Ihr von Jonas?« fragte der alte Billes. Mendel hatte schon lange nichts von seinem Kosaken gehört, wie er ihn im stillen nannte – nicht ohne Verachtung, aber auch nicht ohne Stolz. Dennoch antwortete er: »Lauter Gutes! Er hat lesen und schreiben gelernt, und er ist befördert worden. Wenn er kein Jude wäre, wer weiß, vielleicht wäre er schon Offizier!« Es war Mendel unmöglich, im Angesicht dieser glücklichen Familie mit dem schweren Übergewicht seines großen Unglücks auf dem Rücken dazustehn. Deshalb streckte er den Rücken und log ein bißchen Freude vor.
Es wurde ausgemacht, daß Mendel Singer sein Haus vor einfachen

Zeugen der Familie Billes zur Benutzung übergeben würde, nicht vor dem Amt, denn das kostete Geld. Drei, vier anständige Juden als Zeugen genügten. Inzwischen bekam Mendel einen Vorschuß von dreißig Rubeln, weil seine Schüler nicht mehr kamen und das Geld zu Hause ausging.

Eine Woche später rollte noch einmal Kapturak in seinem leichten Wägelchen durch das Städtchen. Alles war da: das Geld, die Schiffskarte, die Pässe, das Visum, das Kopfgeld für jeden und sogar das Honorar für Kapturak.

»Ein pünktlicher Zahler«, sagte Kapturak. »Euer Sohn Schemarjah, genannt Sam, ist ein pünktlicher Zahler. Ein Gentleman, sagt man drüben...«

Bis zur Grenze sollte Kapturak die Familie Singer begleiten. In vier Wochen ging der Dampfer »Neptun« von Bremen nach New York.

Die Familie Billes kam Inventur aufnehmen. Das Bettzeug, sechs Kissen, sechs Leintücher, sechs rot-blau karierte Bezüge nahm Deborah mit, man ließ die Strohsäcke zurück und das spärliche Bettzeug für Menuchim.

Obwohl Deborah nicht viel zu packen hatte und obwohl sie alle Stücke ihres Besitzes im Kopfe behielt, blieb sie doch unaufhörlich in Tätigkeit. Sie packte ein, sie packte wieder aus. Sie zählte das Geschirr und zählte noch einmal. Zwei Teller zerbrach Menuchim. Er schien überhaupt seine stupide Ruhe allmählich zu verlieren. Er rief seine Mutter öfter als bisher, das einzige Wort, das er seit Jahren aussprechen konnte, wiederholte er, auch wenn die Mutter nicht in seiner Nähe war, ein dutzendmal. Er war ein Idiot, dieser Menuchim! Ein Idiot! Wie leicht sagt man das! Aber wer kann sagen, was für einen Sturm von Ängsten und Sorgen die Seele Menuchims in diesen Tagen auszuhalten hatte, die Seele Menuchims, die Gott verborgen hatte in dem undurchdringlichen Gewande der Blödheit! Ja, er ängstigte sich, der Krüppel Menuchim. Er kroch manchmal aus seinem Winkel selbständig bis vor die Tür, hockte an der Schwelle, in der Sonne wie ein kranker Hund und blinzelte die Passanten an, von denen er nur die Stiefel zu sehen schien und die Hosen, die Strümpfe und die Röcke. Manchmal griff er unvermutet nach der Schürze seiner Mutter und knurrte. Deborah nahm ihn auf den Arm, obwohl er schon ein ansehnliches Gewicht hatte. Dennoch wiegte sie ihn im Arm und sang zwei, drei abgerissene Strophen eines Kinderliedes, das sie selbst schon ganz

vergessen hatte und das in ihrem Gedächtnis wieder zu erwachen begann, sobald sie den unglücklichen Sohn in den Armen fühlte. Dann ließ sie ihn wieder niederhocken und ging an die Arbeit, die seit Tagen lediglich aus Packen und Zählen bestand. Plötzlich gab sie es wieder auf. Sie blieb eine Weile stehen, mit nachdenklichen Augen, die denen Menuchims nicht unähnlich waren; so ohne Leben waren sie, so hilflos in einer unbekannten Ferne nach den Gedanken suchend, die das Gehirn zu liefern sich weigerte. Ihr törichter Blick fiel auf den Sack, in dem die Pölster eingenäht werden sollten. Vielleicht, fiel es ihr ein, konnte man Menuchim in einen Sack nähen? Gleich darauf erzitterte sie bei der Vorstellung, daß die Zollrevisoren mit langen, scharfen Spießen die Säcke der Passagiere durchstechen würden. Und sie begann, wieder auszupacken, und der Entschluß durchzuckte sie zu bleiben, wie der Rabbi von Kluczýsk gesagt hatte: »Verlaß ihn nicht, als wenn er ein gesundes Kind wäre!« Die Kraft, die zum Glauben gehörte, brachte sie nicht mehr auf, und allmählich verließen sie auch die Kräfte, deren der Mensch bedarf, um die Verzweiflung auszuhalten.

Es war, als hätten sie, Deborah und Mendel, nicht freiwillig den Entschluß gefaßt, nach Amerika zu gehn, sondern als wäre Amerika über sie gekommen, über sie hergefallen, mit Schemarjah, Mac und Kapturak. Nun, da sie es bemerkten, war es zu spät. Sie konnten sich nicht mehr vor Amerika retten. Die Papiere kamen zu ihnen, die Schiffskarten, die Kopfgelder. »Wie ist es«, fragte Deborah einmal, »wenn Menuchim plötzlich gesund wird, heute oder morgen?« Mendel wiegte eine Weile den Kopf. Dann sagte er: »Wenn Menuchim gesund wird, nehmen wir ihn mit!« Und sie ergaben sich beide schweigend der Hoffnung, daß Menuchim morgen oder übermorgen gesund von seinem Lager aufstehen würde, mit heilen Gliedern und einer vollkommenen Sprache.

Am Sonntag sollen sie fahren. Heute ist Donnerstag. Zum letztenmal steht Deborah vor ihrem Herd, die Mahlzeit für den Sabbat zu richten, das weiße Mohnbrot und die geflochtenen Semmeln. Offen brennt das Feuer, zischt und knistert, und der Rauch erfüllt die Stube wie an jedem Donnerstag seit dreißig Jahren. Es regnet draußen. Der Regen drängt den Rauch aus dem Schornstein zurück, der alte gezackte, vertraute Fleck im Kalk des Plafonds zeigt sich wieder in seiner feuchten Frische. Seit zehn Jahren hätte das Loch in den Schindeln des Daches ausgebessert werden sollen, die Familie Billes wird es schon machen.

Gepackt steht der große, eisenbeschlagene, braune Koffer, mit seiner soliden Eisenstange vor dem Schlitz und mit zwei funkelnden, neuen, eisernen Schlössern. Manchmal kriecht Menuchim an sie heran und läßt sie baumeln. Dann gibt's ein unbarmherziges Klappern, die Schlösser schlagen gegen die eisernen Reifen und zittern lange und wollen sich nicht beruhigen. Und das Feuer knistert, und der Rauch erfüllt die Stube.
Am Sabbat-Abend nahm Mendel Singer Abschied von seinen Nachbarn. Man trank den gelblich-grünen Schnaps, den einer selbst gebrannt und mit trockenen Schwämmen durchsetzt hat. Also schmeckt der Schnaps nicht nur scharf, sondern auch bitter. Der Abschied dauert länger als eine Stunde. Alle wünschen Mendel Glück. Manche betrachten ihn zweifelnd, manche beneiden ihn. Alle aber sagen ihm, daß Amerika ein herrliches Land ist. Ein Jude kann sich nichts Besseres wünschen, als nach Amerika zu gelangen.
In dieser Nacht verließ Deborah das Bett und ging, die Hand sorgsam gewölbt um eine Kerze, zum Lager Menuchims. Er lag auf dem Rükken, sein schwerer Kopf lehnte an der zusammengerollten, grauen Decke, seine Lider standen halb offen, man sah das Weiße seiner Augen. Bei jedem Atemzug zitterte sein Körper, seine schlafenden Finger bewegten sich unaufhörlich. Er hielt die Hände an der Brust. Sein Angesicht war im Schlaf noch fahler und schlaffer als am Tag. Offen standen die bläulichen Lippen, mit weißem, perlendem Schaum in den Mundwinkeln.
Deborah löschte das Licht. Sie hockte ein paar Sekunden neben dem Sohn, erhob sich und schlich wieder ins Bett. Nichts wird aus ihm – dachte sie – nichts wird aus ihm. Sie schlief nicht mehr ein.
Am Sonntag, um acht Uhr morgens, kommt ein Bote Kapturaks. Es ist der Mann mit der blauen Mütze, der einmal Schemarjah über die Grenze gebracht hat. Auch heute bleibt der Mann mit der blauen Mütze an der Tür stehen, lehnt es ab, Tee zu trinken, hilft dann wortlos den Koffer hinausrollen und auf den Wagen stellen. Ein bequemer Wagen, vier Menschen haben Platz. Die Füße liegen im weichen Heu, der Wagen duftet wie das ganze spätsommerliche Land. Die Rücken der Pferde glänzen, gebürstet und blank, braune, gewölbte Spiegel. Ein breites Joch mit vielen silbernen Glöckchen überspannt ihre schlanken und hochmütigen Nacken. Obwohl es heller Tag ist, sieht man die Funken sprühn, die sie mit ihren Hufen aus dem Schotter schlagen.

Noch einmal hält Deborah Menuchim auf dem Arm. Die Familie Billes ist schon da, umzingelt den Wagen und hört nicht auf zu reden. Mendel Singer sitzt auf dem Kutschbock, und Mirjam lehnt ihren Rücken gegen den des Vaters. Nur Deborah steht noch vor der Tür, den Krüppel Menuchim in den Armen.
Plötzlich läßt sie von ihm. Sie setzt ihn sachte auf die Schwelle, wie man eine Leiche in einen Sarg legt, steht auf, reckt sich, läßt ihre Tränen fließen, über das nackte Gesicht nackte Tränen. Sie ist entschlossen. Ihr Sohn bleibt. Sie wird nach Amerika fahren. Es ist kein Wunder geschehen.
Weinend steigt sie in den Wagen. Sie sieht nicht die Gesichter der Menschen, deren Hände sie drückt. Zwei große Meere voll Tränen sind ihre beiden Augen. Die Pferdehufe hört sie klappern. Sie fährt.
Sie schreit auf, sie weiß nicht, daß sie schreit, es schreit aus ihr, das Herz hat einen Mund und schreit. Der Wagen hält, sie springt aus ihm, leichtfüßig wie eine Junge. Menuchim sitzt noch auf der Schwelle. Sie fällt vor Menuchim nieder. »Mama, Mama!« lallt Menuchim. Sie bleibt liegen.
Die Familie Billes hebt Deborah hoch. Sie schreit, sie wehrt sich, sie bleibt schließlich still. Man trägt sie wieder zum Wagen und bettet sie auf das Heu. Der Wagen rollt sehr schnell nach Dubno.
Sechs Stunden später saßen sie in der Eisenbahn, im langsamen Personenzug, zusammen mit vielen unbekannten Menschen. Der Zug fuhr sachte durch das Land, die Wiesen und die Felder, auf denen man erntete, die Bauern und Bäuerinnen, die Hütten und Herden grüßten den Zug. Das sanfte Lied der Räder schläferte die Passagiere ein. Deborah hatte noch kein Wort gesprochen. Sie schlummerte. Die Räder der Eisenbahn wiederholten unaufhörlich, unaufhörlich: Verlaß ihn nicht! Verlaß ihn nicht! Verlaß ihn nicht!
Mendel Singer betete. Er betete auswendig und mechanisch, er dachte nicht an die Bedeutung der Worte, ihr Klang allein genügte, Gott verstand, was sie bedeuteten. Also betäubte Mendel seine große Angst vor dem Wasser, auf das er in einigen Tagen gelangen sollte. Manchmal warf er einen gedankenlosen Blick auf Mirjam. Sie saß ihm gegenüber, an der Seite des Mannes mit der blauen Mütze. Mendel sah nicht, wie sie sich an den Mann schmiegte. Der sprach nicht zu ihr, er wartete auf die kurze Viertelstunde zwischen dem Anbruch der Dämmerung und dem Augenblick, in dem der Schaffner die winzige Gasflamme entzün-

den würde. Von dieser Viertelstunde und später von der Nacht, in der die Gasflammen wieder ausgelöscht wurden, versprach sich der Mann mit der blauen Mütze allerhand Wonnen.

Am nächsten Morgen nahm er von den alten Singers einen gleichgültigen Abschied, nur Mirjam drückte er die Hand in stummer Herzlichkeit. Sie waren an der Grenze. Die Revisoren nahmen die Pässe ab. Als man Mendels Namen ausrief, erzitterte er. Ohne Grund. Alles war in Ordnung. Sie passierten.

Sie stiegen in einen neuen Zug, sahen andere Stationen, hörten neue Glockensignale, sahen neue Uniformen. Sie fuhren drei Tage und stiegen zweimal um. Am Nachmittag des dritten Tages kamen sie in Bremen an. Ein Mann von der Schiffahrtsgesellschaft brüllte: »Mendel Singer!« Die Familie Singer meldete sich. Nicht weniger als neun Familien erwartete der Beamte. Er stellte sie in einer Reihe auf, zählte sie dreimal, verlas ihre Namen und gab jedem eine Nummer. Da standen sie nun und wußten nichts mit den Blechmarken anzufangen. Der Beamte ging fort. Er hatte versprochen, bald wiederzukommen. Aber die neun Familien, fünfundzwanzig Menschen, rührten sich nicht. Sie standen in einer Reihe auf dem Bahnsteig, die Blechmarken in den Händen, die Bündel vor den Füßen. An der äußersten Ecke links, weil er sich so spät gemeldet hatte, stand Mendel Singer.

Er hatte während der ganzen Fahrt mit Frau und Tochter kaum ein Wort gesprochen. Beide Frauen waren auch stumm gewesen. Jetzt aber schien Deborah die Schweigsamkeit nicht mehr ertragen zu können. »Warum rührst du dich nicht?« fragte Deborah. »Niemand rührt sich«, erwiderte Mendel. »Warum fragst du nicht die Leute?« »Niemand fragt.« »Worauf warten wir?« »Ich weiß nicht, worauf wir warten.« »Glaubst du, ich kann mich auf den Koffer setzen?« »Setz dich auf den Koffer.«

In dem Augenblick aber, in dem Deborah ihre Röcke gespreizt hatte, um sich niederzulassen, erschien der Beamte von der Schiffahrtsgesellschaft und verkündete auf russisch, polnisch, deutsch und jiddisch, daß er alle neun Familien jetzt in den Hafen zu geleiten gedenke; daß er sie in einer Baracke für die Nacht unterbringe; und daß morgen, um sieben Uhr früh, die »Neptun« die Anker lichten werde.

In der Baracke lagerten sie, in Bremerhaven, die Blechmarken krampfhaft in den geballten Fäusten, auch während des Schlafs. Vom Schnarchen der fünfundzwanzig und von den Bewegungen, die jeder auf dem

harten Lager vollführte, erzitterten die Balken, und die kleinen, gelben, elektrischen Birnen schaukelten leise. Es war verboten worden, Tee zu kochen. Mit trockenem Gaumen waren sie schlafen gegangen. Nur Mirjam hatte ein polnischer Friseur rote Bonbons angeboten. Mit einer großen, klebrigen Kugel im Mund schlief Mirjam ein.

Um fünf Uhr morgens erwachte Mendel. Er stieg mühsam aus dem hölzernen Behälter, in dem er geschlafen hatte, suchte die Wasserleitung, ging hinaus, um zu sehen, wo der Osten liege. Dann kehrte er zurück, stellte sich in eine Ecke und betete. Er flüsterte vor sich hin, aber während er flüsterte, packte ihn der laute Schmerz, krallte sich in sein Herz und riß daran so heftig, daß Mendel mitten im Flüstern laut aufstöhnte. Ein paar Schläfer erwachten, sahen hinunter und lächelten über den Juden, der in der Ecke hüpfte und wackelte, seinen Oberkörper vor- und rückwärts wiegte und Gott zu Ehren einen kümmerlichen Tanz aufführte.

Mendel war noch nicht fertig, da riß der Beamte die Tür auf. Ein Seewind hatte ihn in die Baracke geweht. »Aufstehen!« rief er ein paarmal und in allen Sprachen dieser Welt.

Es war noch früh, als sie das Schiff erreichten. Man erlaubte ihnen, ein paar Blicke in die Speisesäle der ersten und zweiten Klasse zu werfen, ehe man sie ins Zwischendeck hineinschob. Mendel Singer rührte sich nicht. Er stand auf der höchsten Stufe einer schmalen, eisernen Leiter, im Rücken den Hafen, das Land, den Kontinent, die Heimat, die Vergangenheit. Zu seiner Linken strahlte die Sonne. Blau war der Himmel. Weiß war das Schiff. Grün war das Wasser. Ein Matrose kam und befahl Mendel Singer, die Treppe zu verlassen. Er begütigte den Matrosen mit einer Handbewegung. Er war ganz ruhig und ohne Furcht. Er warf einen flüchtigen Blick auf das Meer und trank Trost aus der Unendlichkeit des bewegten Wassers. Ewig war es. Mendel erkannte, daß Gott selbst es geschaffen hatte. Er hatte es ausgeschüttet aus seiner unerschöpflichen, geheimen Quelle. Nun schaukelte es zwischen den festen Ländern. Tief auf seinem Grunde ringelte sich Leviathan, der heilige Fisch, den am Tage des Gerichts die Frommen und Gerechten speisen werden. »Neptun« hieß das Schiff, auf dem Mendel stand. Es war ein großes Schiff. Aber mit dem Leviathan verglichen und mit dem Meer, dem Himmel und der Weisheit des Ewigen, war es ein winziges Schiff. Nein, Mendel fühlte keine Angst. Er beruhigte den Matrosen, er, ein kleiner, schwarzer Jude auf einem riesengroßen Schiff und vor

dem ewigen Ozean, er drehte sich noch einmal im Halbkreis und murmelte den Segen, der zu sprechen ist beim Anblick des Meeres. Er drehte sich im Halbkreis und verstreute die einzelnen Worte des Segens über die grünen Wogen: »Gelobt seist Du, Ewiger, unser Herr, der Du die Meere geschaffen hast und durch sie trennest die Kontinente!«
In diesem Augenblick erdröhnten die Sirenen. Die Maschinen begannen zu poltern. Und die Luft und das Schiff und die Menschen erzitterten. Nur der Himmel blieb still und blau, blau und still.

IX

Den vierzehnten Abend der Seereise erleuchteten die großen, feurigen Kugeln, die von den Leuchtschiffen abgeschossen wurden. »Jetzt erscheint«, sagte ein Jude, der schon zweimal diese Fahrt mitgemacht hatte, zu Mendel Singer, »die Freiheitsstatue. Sie ist hunderteinundfünfzig Fuß hoch, im Innern hohl, man kann sie besteigen. Um den Kopf trägt sie eine Strahlenkrone. In der Rechten hält sie eine Fackel. Und das schönste ist, daß diese Fackel in der Nacht brennt und dennoch niemals ganz verbrennen kann. Denn sie ist nur elektrisch beleuchtet. Solche Kunststücke macht man in Amerika.«
Am Vormittag des fünfzehnten Tages wurden sie ausgeladen. Deborah, Mirjam und Mendel standen enge nebeneinander, denn sie fürchteten, sich zu verlieren.
Es kamen Männer in Uniformen, sie erschienen Mendel ein wenig gefährlich, obwohl sie keine Säbel hatten. Einige trugen blütenweiße Gewänder und sahen halb wie Gendarmen aus und halb wie Engel. Das sind die Kosaken Amerikas, dachte Mendel Singer, und er betrachtete seine Tochter Mirjam.
Sie wurden aufgerufen, nach dem Alphabet, jeder kam an sein Gepäck, man durchstach es nicht mit spitzen Lanzen. Vielleicht hätte man Menuchim mitnehmen können, dachte Deborah.
Auf einmal stand Schemarjah vor ihnen.
Alle drei erschraken auf die gleiche Weise.
Sie sahen gleichzeitig ihr altes Häuschen wieder, den alten Schemarjah und den neuen Schemarjah, genannt Sam.
Sie sahen Schemarjah und Sam zugleich, als wenn Sam über einen Schemarjah gestülpt worden wäre, ein durchsichtiger Sam.

Es war zwar Schemarjah, aber es war Sam.
Es waren zwei. Der eine trug eine schwarze Mütze, ein schwarzes Gewand und hohe Stiefel, und die ersten flaumigen, schwarzen Härchen sprossten aus den Poren seiner Wangen.
Der zweite trug einen hellgrauen Rock, eine schneeweiße Mütze wie der Kapitän, breite, gelbe Hosen, ein leuchtendes Hemd aus grüner Seide, und sein Angesicht war glatt wie ein nobler Grabstein.
Der zweite war beinahe Mac.
Der erste sprach mit seiner alten Stimme – sie hörten nur die Stimme, nicht die Worte.
Der zweite schlug mit einer starken Hand seinem Vater auf die Schulter und sagte, und jetzt erst hörten sie die Worte: »Hallo, old chap!« – und verstanden nichts.
Der erste war Schemarjah. Der zweite aber war Sam.
Zuerst küßte Sam den Vater, dann die Mutter, dann Mirjam. Alle drei rochen an Sam Rasierseife, die nach Schneeglöckchen duftete und auch ein wenig wie Karbol. Er erinnerte sie an einen Garten und gleichzeitig an ein Spital.
Im stillen wiederholten sie sich ein paarmal, daß Sam Schemarjah war. Dann erst freuten sie sich.
»Alle andern«, sagte Sam, »kommen in die Quarantäne. Ihr nicht! Mac hat es gerichtet. Er hat zwei Vettern, die sind hier bedienstet.«
Eine halbe Stunde später erschien Mac.
Er sah noch genauso aus wie damals, als er im Städtchen erschienen war. Breit, laut, in einer unverständlichen Sprache polternd und die Taschen schon geschwollen von süßem Backwerk, das er sofort zu verteilen und selbst zu essen begann. Eine knallrote Krawatte flatterte wie eine Fahne über seiner Brust.
»Ihr müßt doch in die Quarantäne«, sagte Mac. Denn er hatte übertrieben. Seine Vettern waren zwar in dieser Gegend bedienstet, aber nur bei der Zollrevision. »Aber ich werde euch begleiten. Habt nur keine Angst!«
Sie brauchten in der Tat keine Angst zu haben. Mac schrie allen Beamten zu, daß Mirjam seine Braut sei und Mendel und Deborah seine Schwiegereltern.
Jeden Nachmittag um drei Uhr kam Mac an das Gitter des Lagers. Er streckte seine Hand durch die Drähte, obwohl es verboten war, und begrüßte alle. Nach vier Tagen gelang es ihm, die Familie Singer zu

befreien. Auf welche Weise es ihm gelungen war, verriet er nicht. Denn es gehörte zu Macs Eigenschaften, daß er mit großem Eifer Dinge erzählte, die er erfunden hatte; und daß er Dinge verschwieg, die sich wirklich zugetragen hatten.

Er bestand darauf, daß sie ganz ausführlich, auf einem Leiterwagen seiner Firma, Amerika betrachteten, ehe sie sich nach Hause begaben. Man verlud Mendel Singer, Deborah und Mirjam und führte sie spazieren.

Es war ein heller und heißer Tag. Mendel und Deborah saßen in der Fahrtrichtung, ihnen gegenüber Mirjam, Mac und Sam. Der schwere Wagen ratterte über die Straßen mit einer wütenden Wucht, wie es Mendel Singer schien, als wäre es seine Absicht, Stein und Asphalt für ewige Zeiten zu zertrümmern und die Fundamente der Häuser zu erschüttern. Der lederne Sitz brannte unter Mendels Körper wie ein heißer Ofen. Obwohl sie sich im düstern Schatten der hohen Mauern hielten, glühte die Hitze wie graues, schmelzendes Blei durch die alte Mütze aus schwarzem Seidenrips auf den Schädel Mendels, drang in sein Gehirn und verlötete es dicht, mit feuchter, klebriger, schmerzlicher Glut. Seit seiner Ankunft hatte er kaum geschlafen, wenig gegessen und fast gar nichts getrunken. Er trug heimatliche Galoschen aus Gummi an den schweren Stiefeln, und seine Füße brannten wie in einem offenen Feuer. Krampfhaft zwischen die Knie geklemmt hatte er seinen Regenschirm, dessen hölzerner Griff heiß war und nicht anzufassen, als wäre er aus rotem Eisen. Vor den Augen Mendels wehte ein dicht gewebter Schleier aus Ruß, Staub und Hitze. Er dachte an die Wüste, durch die seine Ahnen vierzig Jahre gewandert waren. Aber sie waren wenigstens zu Fuß gegangen, sagte er sich. Die wahnsinnige Eile, in der sie jetzt dahinrasten, weckte zwar einen Wind, aber es war ein heißer Wind, der feurige Atem der Hölle. Statt zu kühlen, glühte er. Der Wind war kein Wind, er bestand aus Lärm und Geschrei, es war ein wehender Lärm. Er setzte sich zusammen aus einem schrillen Klingeln von hundert unsichtbaren Glocken, aus dem gefährlichen, metallenen Dröhnen der Bahnen, aus dem tutenden Rufen unzähliger Trompeten, aus dem flehentlichen Kreischen der Schienen an den Kurven der Streets, aus dem Gebrüll Macs, der durch einen übermächtigen Trichter seinen Passagieren Amerika erläuterte, aus dem Gemurmel der Menschen ringsum, aus dem schallenden Gelächter eines fremden Mitreisenden hinter Mendels Rücken, aus den unaufhörlichen Reden,

die Sam in des Vaters Angesicht warf, Reden, die Mendel nicht verstand, zu denen er aber fortwährend nickte, ein furchtsames und zugleich freundliches Lächeln um die Lippen, wie eine schmerzende Klammer aus Eisen. Selbst wenn er den Mut gehabt hätte, ernst zu bleiben, wie es seiner Situation entsprach, er hätte das Lächeln nicht ablegen können. Er hatte nicht die Kraft, eine Miene zu verändern. Die Muskeln seines Angesichts waren erstarrt. Er hätte lieber geweint wie ein kleines Kind. Er roch den scharfen Teer aus dem schmelzenden Asphalt, den trockenen und spröden Staub in der Luft, den ranzigen und fetten Gestank aus Kanälen und Käsehandlungen, den beizenden Geruch von Zwiebeln, den süßlichen Benzinrauch der Autos, den fauligen Sumpfgeruch aus Fischhallen, die Maiglöckchen und das Chloroform von den Wangen seines Sohnes. Alle Gerüche vermengten sich im heißen Brodem, der ihm entgegenschlug, mit dem Lärm, der seine Ohren erfüllte und seinen Schädel sprengen wollte. Bald wußte er nicht mehr, was zu hören, zu sehen, zu riechen war. Er lächelte immer noch und nickte mit dem Kopfe. Amerika drang auf ihn ein, Amerika zerbrach ihn, Amerika zerschmetterte ihn. Nach einigen Minuten wurde er ohnmächtig.

Er erwachte in einem Lunch-Room, in den man ihn in der Eile gebracht hatte, um ihn zu laben. In einem runden, von hundert kleinen Glühbirnen umkränzten Spiegel erblickte er seinen weißen Bart und seine knochige Nase und glaubte im ersten Augenblick, Bart und Nase gehörten einem andern. Erst an seinen Angehörigen, die ihn umringten, erkannte er sich selbst wieder. Ein bißchen schämte er sich. Er öffnete mit einiger Mühe die Lippen und bat seinen Sohn um Entschuldigung. Mac ergriff seine Hand und schüttelte sie, als gratulierte er Mendel Singer zu einem gelungenen Kunststück oder zu einer gewonnenen Wette. Um den Mund des Alten legte sich wieder die eiserne Klammer des Lächelns, und die unbekannte Gewalt bewegte wieder seinen Kopf, so daß es aussah, als ob Mendel nickte. Mirjam sah er. Sie hatte wirre, schwarze Haare unter dem gelben Schal, etwas Ruß auf den blassen Wangen und einen langen Strohhalm zwischen den Zähnen. Deborah hockte breit, stumm, mit geblähten Nasenflügeln und auf und ab ebbenden Brüsten auf einem runden Sessel ohne Lehne. Es sah aus, als müßte sie bald herunterfallen.

Was gehen mich diese Leute an? dachte Mendel. Was geht mich ganz Amerika an? Mein Sohn, meine Frau, meine Tochter, dieser Mac? Bin

ich noch Mendel Singer? Ist das noch meine Familie? Bin ich noch Mendel Singer? Wo ist mein Sohn Menuchim? Es war ihm, als wäre er aus sich selbst herausgestoßen worden, von sich selbst getrennt, würde er fortan leben müssen. Es war ihm, als hätte er sich selbst in Zuchnow zurückgelassen, in der Nähe Menuchims. Und während es um seine Lippen lächelte und während es seinen Kopf schüttelte, begann sein Herz, langsam zu vereisen, es pochte wie ein metallener Schlegel gegen kaltes Glas. Schon war er einsam, Mendel Singer: Schon war er in Amerika...

ZWEITER TEIL

X

Ein paar hundert Jahre früher war ein Ahne Mendel Singers wahrscheinlich aus Spanien nach Wolynien gekommen. Er hatte ein glücklicheres, ein gewöhnlicheres, jedenfalls ein weniger beachtetes Schicksal als sein Nachfahre, und wir wissen infolgedessen nicht, ob er viele Jahre oder wenige gebraucht hat, um in dem fremden Land heimisch zu werden. Von Mendel Singer aber wissen wir, daß er nach einigen Monaten in New York zu Hause war.

Ja, er war beinahe heimisch in Amerika! Er wußte bereits, daß old chap auf amerikanisch Vater hieß und old fool Mutter, oder umgekehrt. Er kannte ein paar Geschäftsleute aus der Bowery, mit denen sein Sohn verkehrte, die Essex Street, in der er wohnte, und die Houston Street, in der das Kaufhaus seines Sohnes lag, seines Sohnes Sam. Er wußte, daß Sam bereits ein American boy war, daß man good bye sagte, how do you do und please, wenn man ein feiner Mann war, daß ein Kaufmann von der Grand Street Respekt verlangen konnte und manchmal am River wohnen durfte, an jenem River, nach dem es auch Schemarjah gelüstete. Man hatte ihm gesagt, daß Amerika God's own country hieß, daß es das Land Gottes war, wie einmal Palästina, und New York eigentlich the wonder city, die Stadt der Wunder, wie einmal Jerusalem. Das Beten dagegen nannte man service und die Wohltätigkeit ebenso. Sams kleiner Sohn, zur Welt gekommen knapp eine Woche nach der Ankunft des Großvaters, heißt nicht anders denn MacLincoln und wird in einigen Jahren, husch, geht die Zeit in Amerika, ein college boy. My dear boy nennt den Kleinen heute die Schwiegertochter. Vega heißt sie immer noch, merkwürdigerweise. Blond ist sie und sanft, mit blauen Augen, die Mendel Singer mehr Güte als Klugheit verraten. Mag sie dumm sein! Frauen brauchen keinen Verstand, Gott helfe ihr, amen! Zwischen zwölf und zwei muß man Lunch essen und zwischen sechs und acht ein Dinner. Dieser Zeiten achtet Mendel nicht. Er ißt um drei Uhr nachmittags und um zehn Uhr abends, wie zu Hause, obwohl eigentlich zu Hause Tag ist, wenn er sich zum Nachtmahl setzt, oder auch früher Morgen, wer kann es wissen. All right heißt

einverstanden, und statt ja! sagt man yes! Will man einem etwas Gutes wünschen, so wünscht man ihm nicht Glück und Gesundheit, sondern prosperity. In der nächsten Zukunft schon gedenkt Sam, eine neue Wohnung zu mieten, am River, mit einem parlour. Ein Grammophon besitzt er schon, Mirjam leiht es manchmal bei der Schwägerin aus, und er trägt es in getreuen Armen durch die Straßen wie ein krankes Kind. Das Grammophon kann viele Walzer spielen, aber auch Kol Nidre. Sam wäscht sich zweimal am Tag, den Anzug, den er manchmal am Abend trägt, nennt er Dreß. Deborah war schon zehnmal im Kino und dreimal im Theater. Sie hat ein seidenes, dunkelgraues Kleid. Sam hat es ihr geschenkt. Eine große, goldene Kette trägt sie um den Hals, sie erinnert an eines der Lustweiber, von denen manchmal die heiligen Schriften erzählen. Mirjam ist Verkäuferin in Sams Laden. Sie kommt nach Mitternacht heim und geht um sieben Uhr morgens weg. Sie sagt Guten Abend, Vater! Guten Morgen, Vater! und weiter nichts. Hier und da hört Mendel Singer aus Gesprächen, die an seinen Ohren vorüberrinnen, wie ein Fluß vorbeirinnt an den Füßen eines alten Mannes, der am Ufer steht, daß Mac mit Mirjam spazierengeht, tanzen geht, baden geht, turnen geht. Er weiß, Mendel Singer, daß Mac kein Jude ist, die Kosaken sind auch keine Juden, so weit ist es noch nicht, Gott wird helfen, man wird sehen. Deborah und Mirjam leben gut miteinander. Friede ist im Haus. Mutter und Tochter flüstern miteinander, oft, lange nach Mitternacht, Mendel tut, als ob er schliefe. Er kann es leicht. Er schläft in der Küche, Frau und Tochter schlafen im einzigen Wohnraum. Paläste bewohnt man auch in Amerika nicht. Man wohnt im ersten Stock! Ein Glücksfall. Wie leicht hätte man auch im zweiten, im dritten, im vierten wohnen können! Die Treppe ist schief und schmutzig, immer finster. Mit Streichhölzern beleuchtet man auch am Tage die Stufen. Es riecht warm, feucht und klebrig nach Katzen. Aber Mäusegift und Glassplitter, in Sauerteig zerrieben, muß man immer noch, jeden Abend, in die Ecken legen. Deborah scheuert jede Woche den Fußboden, aber so safrangelb wie zu Hause wird er niemals. Woran liegt das? Ist Deborah zu schwach? Ist sie zu faul? Ist sie zu alt? Alle Bretter quietschen, wenn Mendel durch die Stube geht. Unmöglich zu erkennen, wo Deborah jetzt das Geld verbirgt. Zehn Dollar in der Woche gibt Sam. Dennoch ist Deborah aufgebracht. Sie ist ein Weib, manchmal reitet sie der Teufel. Sie hat eine gute, sanfte Schwiegertochter, Deborah aber behauptet, Vega treibe Luxus. Wenn Mendel

derlei Reden hört, sagt er: »Schweig, Deborah! Sei zufrieden mit den Kindern! Bist du noch immer nicht alt genug, um zu schweigen? Hast du mir nicht mehr vorzuwerfen, daß ich zu wenig verdiene, und quält es dich, daß du mit mir nicht streiten kannst? Schemarjah hat uns hierhergebracht, damit wir alt werden und sterben in seiner Nähe. Seine Frau ehrt uns beide, wie es sich gehört. Was willst du noch, Deborah?«
Sie wußte nicht genau, was ihr fehlte. Vielleicht hatte sie gehofft, in Amerika eine ganz fremde Welt zu finden, in der es möglich gewesen wäre, das alte Leben und Menuchim sofort zu vergessen. Aber dieses Amerika war keine neue Welt. Es gab mehr Juden hier als in Kluczýsk, es war eigentlich ein größeres Kluczýsk. Hatte man den weiten Weg über das große Wasser nehmen müssen, um wieder nach Kluczýsk zu kommen, das man in der Fuhre Sameschkins hätte erreichen können? Die Fenster gingen in einen finsteren Lichthof, in dem Katzen, Ratten und Kinder sich balgten, um drei Uhr nachmittags, auch im Frühling, mußte man die Petroleumlampe anzünden, nicht einmal elektrisches Licht gab es, ein eigenes Grammophon hatte man auch noch nicht. Licht und Sonne hatte Deborah wenigstens zu Hause gehabt. Gewiß! Sie ging dann und wann mit der Schwiegertochter ins Kino, zweimal war sie schon in der Untergrundbahn gefahren, Mirjam war ein nobles Fräulein, mit Hut und Seidenstrümpfen. Brav war sie geworden. Geld verdiente sie auch. Mac gab sich mit ihr ab, besser Mac als die Kosaken. Er war der beste Freund Schemarjahs. Man verstand zwar kein Wort von seinen unaufhörlichen Reden, aber man würde sich daran gewöhnen. Er war geschickter als zehn Juden und hatte noch gewiß den Vorteil, keine Mitgift zu verlangen. Schließlich war es doch eine andere Welt. Ein amerikanischer Mac war kein russischer Mac. Mit dem Geld kam Deborah auch hier nicht aus. Das Leben verteuerte sich zusehends, vom Sparen konnte sie nicht lassen, das gewohnte Dielenbrett verdeckte bereits achtzehnundeinhalb Dollar, die Karotten verringerten sich, die Eier wurden hohl, die Kartoffeln gefroren, die Suppen wässerig, die Karpfen schmal und die Hechte kurz, die Enten mager, die Gänse hart und die Hühner ein Nichts.
Nein, sie wußte nicht genau, was ihr fehlte, Menuchim fehlte ihr. Oft, im Schlaf, im Wachen, beim Einkaufen, im Kino, beim Aufräumen, beim Backen hörte sie ihn rufen. Mama! Mama! rief er. Das einzige Wort, das er sprechen gelernt hatte, mußte er jetzt schon vergessen haben. Fremde Kinder hörte sie Mama rufen, die Mütter meldeten

sich, keine einzige Mutter ließ freiwillig von ihrem Kinde. Man hätte nicht nach Amerika fahren dürfen. Aber man konnte ja immer noch heimkehren!
»Mendel«, sagte sie manchmal, »sollen wir nicht umkehren, Menuchim sehn?«
»Und das Geld und der Weg und wovon leben? Glaubst du, daß Schemarjah so viel geben kann? Er ist ein guter Sohn, aber er ist nicht Vanderbilt. Es war vielleicht Bestimmung. Bleiben wir vorläufig! Menuchim werden wir hier wiedersehn, wenn er gesund werden sollte.«
Dennoch heftete sich der Gedanke an die Abreise in Mendel Singer fest und verließ ihn niemals. Einmal, als er seinen Sohn im Geschäft besuchte (im Kontor saß er, hinter der gläsernen Tür, und sah die Kunden kommen und gehn und segnete im stillen jeden Eintretenden), sagte er zu Schemarjah: »Von Menuchim hört man noch immer nichts. Im letzten Brief von Billes war kein Wort über ihn. Was glaubst du, wenn ich hinüberführe, ihn anzusehn?« Schemarjah, genannt Sam, war ein american boy, er sagte: »Vater, es ist unpraktisch. Wenn es möglich wäre, Menuchim hierherzubringen, hier würde er sofort gesund. Die Medizin in Amerika ist die beste in der Welt, grad hab' ich's in der Zeitung gelesen. Man heilt solche Krankheiten mit Einspritzungen, einfach mit Einspritzungen! Da man ihn aber nicht hierherbringen kann, den armen Menuchim, wozu die Geldausgabe? Ich will nicht sagen, daß es ganz unmöglich ist! Aber gerade jetzt, wo ich und Mac ein ganz großes Geschäft vorbereiten und das Geld knapp ist, wollen wir nicht davon reden! Warte noch ein paar Wochen! Im Vertrauen gesagt: Ich und Mac, wir spekulieren jetzt in Bauplätzen. Jetzt haben wir ein altes Haus in der Delancy Street abreißen lassen. Ich sage dir, Vater, das Abreißen ist fast so teuer wie das Aufbauen. Aber man soll nicht klagen! Es geht aufwärts! Wenn ich daran denke, wie wir mit Versicherungen angefangen haben! Treppauf, treppab! Und jetzt haben wir dies Geschäft, man kann schon sagen: dieses Warenhaus! Jetzt kommen die Versicherungsagenten zu mir. Ich seh' sie mir an, denke mir: Ich kenn' das Geschäft, und werfe sie hinaus, eigenhändig. Alle werfe ich hinaus!«
Mendel Singer begriff nicht ganz, weshalb Sam die Agenten hinauswarf und weshalb er sich darüber so freute. Sam fühlte es und sagte: »Willst du mit mir ein breakfast nehmen, Vater?« Er tat, als ob er vergessen hätte, daß der Vater nur zu Hause aß, er schuf sich gerne eine Gelegenheit, den Abstand zu betonen, der ihn von den Sitten seiner Heimat

trennte, er schlug sich auf die Stirn, als ob er Mac wäre, und sagte: »Ach so! Ich habe vergessen! Aber eine Banane wirst du essen, Vater!« Und er ließ dem Vater eine Banane bringen.
»Apropos Mirjam«, fing er wieder an, mitten im Essen, »sie macht sich. Sie ist das schönste Girl hier im Geschäft. Wäre sie bei einem Fremden, man hätte ihr längst eine Stellung als Modell angeboten. Aber ich möchte nicht, daß meine Schwester ihre Figur für fremde Kleider hergibt. Und Mac will es auch nicht!« Er wartete, ob der Vater etwas über Mac sagen würde. Aber Mendel Singer schwieg. Er war nicht argwöhnisch. Er hatte den letzten Satz kaum gehört. Er ergab sich der innigen Bewunderung seiner Kinder, insbesondere Schemarjahs. Wie klug er war, wie schnell er dachte, wie fließend sprach er Englisch, wie konnte er auf Klingelknöpfe drücken, Laufjungen anschnauzen, er war ein Boß.
Er ging in die Abteilung für Hemdblusen und Krawatten, um seine Tochter zu sehn. »Guten Tag, Vater!« rief sie, mitten im Bedienen. Respekt erwies sie ihm, zu Hause war es anders gewesen. Sie liebte ihn wahrscheinlich nicht, aber es stand auch nicht geschrieben: Liebe Vater und Mutter! sondern: Ehre Vater und Mutter! Er nickte ihr zu und entfernte sich wieder. Er ging nach Hause. Er war getrost, er ging langsam in der Mitte der Straße, grüßte die Nachbarn, freute sich an den Kindern. Er trug immer noch seine Mütze aus schwarzem Seidenrips und den halblangen Kaftan und die hohen Stiefel. Aber die Schöße seines Rocks pochten nicht mehr mit hastigem Flügelschlag an die rohledernen Schäfte. Denn Mendel Singer hatte in Amerika, wo alles eilte, erst gelernt, langsam zu wandern.
Also wanderte er durch die Zeit dem Greisenalter entgegen, vom Morgengebet zum Abendgebet, vom Frühstück zum Nachtmahl, vom Erwachen zum Schlaf. Am Nachmittag, um die Stunde, in der zu Hause seine Schüler gekommen waren, legte er sich auf das Roßhaarsofa, schlief eine Stunde und träumte von Menuchim. Dann las er ein bißchen in der Zeitung. Dann ging er in den Laden der Familie Skowronnek, in dem Grammophonapparate, Platten, Notenhefte und Gesangstexte gehandelt, gespielt und gesungen wurden. Dort versammelten sich alle älteren Leute des Viertels. Sie sprachen über Politik und erzählten Anekdoten aus der Heimat. Manchmal, wenn es spät geworden war, gingen sie in die Wohnstube der Skowronneks und beteten sehr schnell ein Abendgebet.

Auf dem Heimweg, den Mendel ein wenig auszudehnen suchte, ergab er sich der Vorstellung, daß ihn zu Hause ein Brief erwartete. Im Brief stand klar und ausdrücklich, daß erstens: Menuchim ganz gesund und vernünftig geworden war; zweitens: daß Jonas wegen eines geringfügigen Gebrechens den Dienst verlassen hatte und nach Amerika kommen wollte. Mendel Singer wußte, daß dieser Brief noch nicht gekommen war. Aber er versuchte gleichsam, dem Brief eine günstige Gelegenheit zu geben, auf daß er Lust bekomme einzutreffen. Und mit einem leisen Herzklopfen zog er den Klingelknopf. In dem Augenblick, in dem er Deborah erblickt, ist es vorbei. Noch war der Brief nicht da. Es wird ein Abend sein wie jeder andere.
An einem Tage, an dem er einen Umweg machte, um nach Hause zu gelangen, sah er an der Ecke der Gasse einen halbwüchsigen Jungen, der ihm aus der Ferne bekannt erschien. Der Junge lehnte in einem Haustor und weinte. Mendel hörte ein dünnes Wimmern, es drang, so leise es auch war, bis zu Mendel, auf die gegenüberliegende Seite der Straße. Wohlvertraut war Mendel dieser Laut. Er blieb stehen. Er beschloß, zu dem Knaben zu treten, ihn auszufragen, ihn zu trösten. Er setzte sich in Gang. Plötzlich, das Wimmern wurde lauter, stockte Mendel in der Straßenmitte. Im Schatten des Abends und des Haustors, in dem der Junge kauerte, schien er Menuchims Umriß und Haltung zu bekommen. Ja, so, vor der Schwelle seines Hauses in Zuchnow, hatte Menuchim gekauert und gewimmert. Mendel machte noch ein paar Schritte. Da huschte der Knabe ins Haus. Mendel trat bis zur Tür. Da hatte der finstere Hausflur den Jungen schon aufgenommen.
Noch langsamer als zuvor ging Mendel heim.
Nicht Deborah kam an die Tür, als er schellte, sondern sein Sohn Sam. Mendel blieb einen Augenblick an der Schwelle. Obwohl er auf nichts anderes als auf eine überraschende Freude vorbereitet war, ergriff ihn doch die Angst, es könnte ein Unglück geschehen sein, ja, dermaßen war sein Herz an Unglück gewöhnt, daß er immer noch erschrak, selbst nach einer langen Vorbereitung auf das Glück. Was kann einem Mann wie mir, dachte er, überraschend Fröhliches widerfahren? Alles Plötzliche ist böse, und das Gute schleicht langsam.
Die Stimme Schemarjahs aber beruhigte ihn bald. »Komm nur!« sagte Sam. Er zog den Vater an der Hand ins Zimmer. Deborah hatte zwei Lampen angezündet. Seine Schwiegertochter Vega, Mirjam und Mac saßen um den Tisch. Das ganze Haus kam Mendel verwandelt vor. Die

zwei Lampen – sie waren von der gleichen Art – sahen aus wie Zwillinge, und sie beleuchteten weniger das Zimmer als sich selbst gegenseitig. Es war, als ob sie sich zulachten, eine Lampe der andern, und das erheiterte Mendel besonders. »Setz dich, Vater!« sagte Sam. Er war nicht neugierig, Mendel, er fürchtete schon, es werde jetzt eine von den amerikanischen Geschichten kommen, die alle Welt veranlaßten, fröhlich zu sein, und an denen er keine Freude finden konnte. Was wird schon geschehen sein? dachte er. Sie werden mir ein Grammophon geschenkt haben. Oder sie haben beschlossen, Hochzeitstag zu feiern. Er setzte sich sehr umständlich. Alle schwiegen. Dann sagte Sam – und es war, als entzündete er die dritte Lampe im Zimmer: »Vater, wir haben fünfzehntausend Dollar auf einen Schlag verdient.«
Mendel erhob sich und reichte allen Anwesenden die Hand. Zuletzt gelangte er zu Mac. Ihm sagte Mendel: »Ich danke Ihnen.« Sam übersetzte sofort die drei Worte ins Englische. Mac erhob sich nun ebenfalls und umarmte Mendel. Dann begann er zu sprechen. Er hörte nicht mehr auf. An diesem Abend sprach außer Mac kein anderer mehr. Deborah rechnete die Summe in Rubel um und wurde nicht fertig. Vega dachte an neue Möbel in der neuen Wohnung, besonders an ein Klavier. Ihr Sohn sollte Klavierstunden nehmen. Mendel dachte an einen Abstecher nach Hause. Mirjam hörte nur Mac reden und bemühte sich, möglichst alles zu verstehen. Da sie seine Sprache nicht ganz verstand, meinte sie, Mac spreche zu klug, um verstanden zu werden. Sam überlegte, ob er das ganze Geld in sein Kaufhaus stecken sollte. Nur Mac dachte wenig, machte sich keine Sorgen, schmiedete keine Pläne. Er sprach, was ihm einfiel.
Am nächsten Tag fuhren sie nach Atlantic City. »Eine schöne Natur!« sagte Deborah. Mendel sah nur das Wasser. Und er erinnerte sich an jene wilde Nacht daheim, in der er mit Sameschkin im Straßengraben gelegen hatte. Und er hörte das Zirpen der Grillen und das Quaken der Frösche. »Bei uns zu Hause«, sagte er plötzlich, »ist die Erde so weit wie in Amerika das Wasser.« Er hatte es gar nicht sagen wollen. »Hörst du, was der Vater sagt?« meinte Deborah. »Er wird alt!« Ja, ja, ich werde alt, dachte Mendel.
Als sie nach Hause kamen, lag im Türspalt ein dicker, geschwollener Brief, den der Postbote nicht hatte durchstecken können. »Siehst du«, sagte Mendel und bückte sich, »dieser Brief ist ein guter Brief.

Das Glück hat angefangen. Ein Glück bringt das andere, gelobt sei Gott. Er helfe uns weiter.«
Es war ein Brief von der Familie Billes. Und es war in der Tat ein guter Brief. Er enthielt die Nachricht, daß Menuchim plötzlich zu reden angefangen hatte.
»Der Doktor Soltysiuk hat ihn gesehn«, schrieb die Familie Billes. »Er konnte es nicht glauben. Man will Menuchim nach Petersburg schikken, die großen Doktoren wollen sich den Kopf über ihn zerbrechen. Eines Tages, es war Donnerstagnachmittag, er war allein zu Haus, und es brannte im Ofen wie jeden Donnerstag, fiel ein brennendes Scheit heraus, und jetzt ist der ganze Fußboden verbrannt, und die Wände muß man tünchen. Es kostet ein schönes Stück Geld. Menuchim lief auf die Straße, er kann auch schon ganz gut laufen, und schrie: ›Es brennt!‹ Und seit damals spricht er ein paar Worte.
Schade nur, daß es eine Woche war nach Jonas' Abreise. Denn Euer Jonas war hier, auf Urlaub, er ist wirklich schon ein großer Soldat, und er hat gar nicht gewußt, daß Ihr in Amerika seid. Auch er schreibt Euch hier, auf der anderen Seite.«
Mendel wendete das Blatt um und las:

»Lieber Vater, liebe Mutter, lieber Bruder und liebe Schwester!
Ihr seid also in Amerika, es hat mich getroffen wie ein Blitz. Ich bin zwar selbst schuldig, denn ich habe Euch niemals oder, ich erinnere mich, nur einmal geschrieben, dennoch, wie gesagt, es hat mich getroffen wie ein Blitz. Macht Euch nichts daraus. Es geht mir sehr gut. Alle sind gut zu mir, und ich bin gut zu allen. Besonders gut bin ich zu den Pferden. Ich kann reiten wie der beste Kosak und im Galopp mit den Zähnen ein Taschentuch vom Boden aufheben. Solche Sachen liebe ich und das Militär auch. Ich werde bleiben, auch wenn ich ausgedient habe. Man ist versorgt, man hat zu essen, alles befiehlt man von oben, was nötig ist, man braucht nicht selbst zu denken. Ich weiß nicht, ob ich es so schreibe, daß Ihr es ganz genau versteht. Vielleicht könnt Ihr das gar nicht verstehen. Im Stall ist es sehr warm, und ich liebe die Pferde. Sollte einmal einer von Euch herüberkommen, so könnt Ihr mich sehn. Mein Kapitän hat gesagt, wenn ich ein so guter Soldat bleibe, kann ich ein Gesuch machen an den Zaren, das heißt an Seine hochwohlgeborene Majestät, damit meinem Bruder die Desertation vergeben und vergessen wird. Das wäre meine größte Freude, Sche-

marjah in diesem Leben noch zu sehn, wir sind ja zusammen aufgewachsen.
Sameschkin läßt Euch grüßen, es geht ihm gut.
Man sagt hier manchmal, daß ein Krieg kommen wird. Sollte er wirklich kommen, so müßt Ihr darauf vorbereitet sein, daß ich sterbe, so wie ich darauf vorbereitet bin, denn ich bin ein Soldat.
Für diesen Fall umarme ich Euch ein für allemal und für immer. Aber seid nicht traurig, vielleicht bleibe ich am Leben.

Euer Sohn Jonas«

Mendel Singer legte die Brille ab, sah, daß Deborah weinte, und ergriff nach langen Jahren zum erstenmal wieder ihre beiden Hände. Er zog ihre Hände vom verweinten Angesicht und sagte beinahe feierlich: »Nun, Deborah, der Herr hat uns geholfen. Nimm den Schal, geh hinunter, und bring eine Flasche Met.«
Sie saßen am Tisch und tranken den Met aus Teegläsern, sahen sich an und dachten das gleiche. »Der Rabbi hat recht«, sagte Deborah. Deutlich diktierte ihr die Erinnerung die Worte, die lange in ihr geschlafen hatten: »Der Schmerz wird ihn weise machen, die Häßlichkeit gütig, die Bitternis milde und die Krankheit stark.«
»Das hast du mir nie gesagt«, meinte Mendel.
»Ich hatte es vergessen.«
»Mit Jonas hätte man auch nach Kluczýsk fahren müssen. Die Pferde liebt er mehr als uns.«
»Er ist noch jung«, tröstete Deborah. »Vielleicht ist es gut, daß er die Pferde liebt.« Und weil sie keine Gelegenheit, boshaft zu sein, vorübergehn ließ, sagte sie noch: »Von dir hat er die Liebe zu den Pferden nicht.«
»Nein«, sagte Mendel und lächelte friedfertig.
Er begann, an eine Heimkehr zu denken. Jetzt konnte man vielleicht bald Menuchim nach Amerika bringen. Er zündete eine Kerze an, löschte die Lampe aus und sagte: »Geh schlafen, Deborah! Wenn Mirjam nach Hause kommt, werde ich ihr den Brief zeigen. Ich bleibe heute wach.«
Er holte aus dem Koffer sein altes Gebetbuch, heimisch war es in seiner Hand, er schlug mit einem Griff die Psalmen auf und sang einen nach dem andern. Es sang aus ihm. Er hatte die Gnade erfahren und die Freude.

Auch über ihm wölbte sich Gottes breite, weite, gütige Hand. Von ihr beschirmt und ihr zu Ehren sang er einen Psalm nach dem andern. Die Kerze flackerte in dem leisen, aber eifrigen Wind, den Mendels schaukelnder Oberkörper entfachte. Mit den Füßen schlug er den Takt zu den Versen der Psalmen. Sein Herz jubelte, und sein Körper mußte tanzen.

XI

Da verließen zum erstenmal die Sorgen das Haus Mendel Singers. Vertraut waren sie ihm gewesen, wie verhaßte Geschwister. Neunundfünfzig Jahre wurde er jetzt alt. Seit achtundfünfzig Jahren kannte er sie. Die Sorgen verließen ihn, der Tod näherte sich ihm. Sein Bart war weiß, sein Auge war schwach. Der Rücken krümmte sich, und die Hände zitterten. Der Schlaf war leicht, und die Nacht war lang. Die Zufriedenheit trug er wie ein fremdes, geborgtes Kleid. Sein Sohn übersiedelte in die Gegend der Reichen, Mendel blieb in seiner Gasse, in seiner Wohnung, bei den blauen Petroleumlampen, in der Nachbarschaft der Armen, der Katzen und der Mäuse. Er war fromm, gottesfürchtig und gewöhnlich, ein ganz alltäglicher Jude. Wenige beachteten ihn. Manche bemerkten ihn gar nicht. Ein paar alte Freunde besuchte er tagsüber: Menkes, den Obsthändler, Skowronnek, die Musikalienhandlung, Rottenberg, den Bibelschreiber, Groschel, den Schuster. Einmal in der Woche kamen seine drei Kinder, sein Enkel und Mac. Er hatte ihnen gar nichts zu sagen. Sie erzählten Geschichten aus dem Theater, aus der Gesellschaft und aus der Politik. Er hörte zu und schlief ein. Wenn Deborah ihn weckte, schlug er die Augen auf. »Ich habe nicht geschlafen!« versicherte er. Mac lachte. Sam lächelte. Mirjam flüsterte mit Deborah. Mendel blieb eine Weile wach und nickte wieder ein. Er träumte sofort: Begebenheiten aus der Heimat und Dinge, von denen er in Amerika nur gehört hatte, Theater, Akrobaten und Tänzerinnen in Gold und Rot, den Präsidenten der Vereinigten Staaten, das Weiße Haus, den Milliardär Vanderbilt und immer wieder Menuchim. Der kleine Krüppel mischte sich zwischen das Rot und Gold der Sängerinnen, und vor dem bleichen Strahlen des Weißen Hauses haftete er als ein armer, grauer Fleck. Dies und jenes mit wachen Augen anzuschauen, war Mendel zu alt. Er glaubte seinen Kin-

dern aufs Wort, daß Amerika das Land Gottes war, New York die Stadt der Wunder und Englisch die schönste Sprache. Die Amerikaner waren gesund, die Amerikanerinnen schön, der Sport wichtig, die Zeit kostbar, die Armut ein Laster, der Reichtum ein Verdienst, die Tugend der halbe Erfolg, der Glaube an sich selbst ein ganzer, der Tanz hygienisch, Rollschuhlaufen eine Pflicht, Wohltätigkeit eine Kapitalanlage, Anarchismus ein Verbrechen, Streikende die Feinde der Menschheit, Aufwiegler Verbündete des Teufels, moderne Maschinen Segen des Himmels, Edison das größte Genie. Bald werden die Menschen fliegen wie Vögel, schwimmen wie Fische, die Zukunft sehn wie Propheten, im ewigen Frieden leben und in vollkommener Eintracht bis zu den Sternen Wolkenkratzer bauen. Die Welt wird sehr schön sein, dachte Mendel, glücklich mein Enkel! Er wird alles erleben! Dennoch mischte sich in seine Bewunderung für die Zukunft ein Heimweh nach Rußland, und es beruhigte ihn, zu wissen, daß er noch vor den Triumphen der Lebendigen ein Toter sein würde. Er wußte nicht, warum. Es beruhigte ihn. Er war bereits zu alt für das Neue und zu schwach für Triumphe. Er hatte nur eine Hoffnung noch: Menuchim zu sehn. Sam oder Mac würde hinüberfahren, ihn holen. Vielleicht fuhr auch Deborah.

Es war Sommer. Das Ungeziefer in der Wohnung Mendel Singers vermehrte sich unaufhaltsam, obwohl die kleinen Messingräder an den Füßen der Betten Tag und Nacht in Näpfchen voll Petroleum standen und obwohl Deborah mit einer zarten Hühnerfeder, in Terpentin getaucht, alle Ritzen der Möbel bestrich. Die Wanzen zogen in langen, geordneten Reihen die Wände hinunter, den Plafond entlang, warteten in blutlüsterner Tücke auf den Anbruch der Finsternis und fielen auf die Lager der Schlafenden. Die Flöhe sprangen aus den schwarzen Sparren zwischen den Brettern der Diele, in die Kleider, auf die Kissen, auf die Decken. Die Nächte waren heiß und schwer. Durch die offenen Fenster kam von Zeit zu Zeit das ferne Dröhnen unbekannter Züge, die kurzen, regelmäßigen Donner einer meilenweiten, geschäftigen Welt und der trübe Dunst aus nachbarlichen Häusern, Misthaufen und offenen Kanälen. Die Katzen lärmten, die herrenlosen Hunde heulten, Säuglinge schrien durch die Nacht, und über dem Kopf Mendel Singers schlurften die Schritte der Schlaflosen, dröhnte das Niesen der Erkälteten, miauten die Ermatteten in qualvollem Gähnen. Mendel Singer entzündete die Kerze in der grünen Flasche neben dem Bett und

ging ans Fenster. Da sah er den rötlichen Widerschein der lebendigen amerikanischen Nacht, die sich irgendwo abspielte, und den regelmäßigen, silbernen Schatten eines Scheinwerfers, der verzweifelt am nächtlichen Himmel Gott zu suchen schien. Ja, und ein paar Sterne sah Mendel ebenfalls, ein paar kümmerliche Sterne, zerhackte Sternbilder. Mendel erinnerte sich an die hellgestirnten Nächte daheim, die tiefe Bläue des weitgespannten Himmels, die sanftgewölbte Sichel des Mondes, das finstere Rauschen der Föhren im Wald, an die Stimmen der Grillen und Frösche. Es kam ihm vor, daß es leicht wäre, jetzt, so wie er ging und stand, das Haus zu verlassen und zu Fuß weiterzuwandern, die ganze Nacht, so lange, bis er wieder unter dem freien Himmel war und die Frösche vernahm und die Grillen und das Wimmern Menuchims. Hier in Amerika gesellte es sich zu den vielen Stimmen, in denen die Heimat sang und redete, zum Zirpen der Grillen und zum Quaken der Frösche. Dazwischen lag der Ozean, dachte Mendel. Man mußte ein Schiff besteigen, noch einmal ein Schiff, noch einmal zwanzig Tage und Nächte fahren. Dann war er zu Hause bei Menuchim.
Die Kinder redeten ihm zu, endlich das Viertel zu verlassen. Er hatte Angst. Er wollte nicht übermütig werden. Jetzt, wo alles gutzugehn begann, durfte man nicht Gottes Zorn hervorrufen. Wann war es ihm je bessergegangen? Wozu in andere Gegenden ziehn? Was hatte man davon? Die paar Jahre, die er noch zu leben gedachte, konnte er in Gemeinschaft mit dem Ungeziefer verbringen.
Er wandte sich um. Da schlief Deborah. Früher hatte sie hier im Zimmer mit Mirjam geschlafen. Jetzt wohnte Mirjam bei ihrem Bruder. Oder bei Mac, dachte Mendel, hurtig und verstohlen. Deborah schlief ruhig, halb aufgedeckt, ein breites Lächeln über dem breiten Angesicht. Was geht sie mich an? dachte Mendel. Wozu leben wir noch zusammen? Unsere Lust ist vorbei, unsere Kinder sind groß und versorgt, was soll ich bei ihr? Essen, was sie gekocht hat! Es steht geschrieben, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Also leben wir zusammen. Sehr lange schon lebten sie zusammen, jetzt handelte es sich darum, wer früher sterben würde. Wahrscheinlich ich, dachte Mendel. Sie ist gesund und hat wenig Sorgen. Immer noch verbirgt sie Geld unter irgendeinem Dielenbrett. Sie weiß nicht, daß es Sünde ist. Mag sie es verbergen!
Die Kerze im Flaschenhals ist zu Ende gebrannt. Die Nacht ist vergangen. Die ersten Geräusche des Morgens hört man schon, noch ehe man

die Sonne sieht. Man öffnet irgendwo kreischende Türen, man hört polternde Schritte im Stiegenhaus, der Himmel ist fahlgrau, und von der Erde steigt ein gelblicher Dunst auf, Staub und Schwefel aus den Kanälen. Deborah erwacht, seufzt und sagt: »Es wird regnen! Es stinkt aus dem Kanal, mach die Fenster zu!«

So beginnen die sommerlichen Tage. Am Nachmittag kann Mendel nicht zu Hause schlafen. Er geht auf den Spielplatz der Kinder. Er freut sich am Gesang der seltenen Amseln, sitzt lange auf einer Bank, zieht mit dem Regenschirm verworrene Striche in den Sand. Das Geräusch des Wassers, das ein langer Gummischlauch über den kleinen Rasen stäubt, kühlt Mendel Singers Angesicht, er glaubt, das Wasser zu fühlen, und er schläft ein. Er träumt vom Theater, von Akrobaten in Rot und Gold, vom Weißen Haus, vom Präsidenten der Vereinigten Staaten, vom Milliardär Vanderbilt und von Menuchim.

Eines Tages kommt Mac. Er sagt (Mirjam begleitet ihn und übersetzt es), daß er Ende Juli oder im August nach Rußland fahren wird, Menuchim holen.

Mendel ahnt, warum Mac fahren will. Er möchte wahrscheinlich Mirjam heiraten. Er tut alles mögliche für die Familie Singer.

Wenn ich stürbe, denkt Mendel, würde Mac Mirjam heiraten. Beide warten auf meinen Tod. Ich habe Zeit. Ich warte auf Menuchim.

Es ist Juni, ein heißer und besonders langer Monat. Wann wird endlich der Juli kommen?

Ende Juli bestellt Mac eine Schiffskarte. Man schreibt an die Familie Billes. Mendel geht in den Laden der Skowronneks, um den Freunden zu erzählen, daß sein jüngster Sohn ebenfalls nach Amerika kommt.

Im Laden der Familie Skowronnek sind viel mehr Leute versammelt als sonst, an andern Tagen. Jeder hat ein Zeitungspapier in der Hand. In Europa ist der Krieg ausgebrochen.

Mac wird nicht mehr nach Rußland fahren. Menuchim wird nicht nach Amerika kommen. Der Krieg ist ausgebrochen.

Hatten die Sorgen nicht soeben erst Mendel Singer verlassen? Sie gingen, und der Krieg brach aus.

Jonas war im Krieg und Menuchim in Rußland.

Zweimal in der Woche am Abend kamen Sam und Mirjam, Vega und Mac Mendel Singer besuchen. Und sie bemühten sich, dem Alten Jonas' sichern Untergang und Menuchims gefährdetes Leben zu verbergen. Es war, als glaubten sie, sie könnten Mendels nach Europa gerich-

teten Blick auf ihre eigene glückliche Leistung und ihre eigene Sicherheit lenken. Sie stellten sich gleichsam zwischen Mendel Singer und den Krieg. Und während er ihren Reden zuzuhören schien, ihren Vermutungen recht gab, daß Jonas in einer Kanzlei beschäftigt sei und Menuchim seiner besonderen Krankheit wegen gesichert in einem Petersburger Spital, sah er seinen Sohn Jonas mit dem Pferd stürzen und in einem jener Stacheldrähte hängenbleiben, die von den Kriegsberichterstattern so anschaulich beschrieben wurden. Und sein Häuschen in Zuchnow brannte – Menuchim lag im Winkel und wurde verbrannt. Gelegentlich getraute er sich, einen kleinen Satz zu sagen. »Vor einem Jahr, als der Brief kam«, sagte Mendel, »hätte ich selbst zu Menuchim fahren müssen.«

Niemand wußte darauf etwas zu erwidern. Ein paarmal schon hatte Mendel diesen Satz gesprochen, und stets war das gleiche Schweigen eingebrochen. Es war, als löschte der Alte mit diesem einen Satz das Licht im Zimmer aus, finster wurde es, und keiner sah mehr, wohin mit dem Finger zu deuten. Und nachdem sie lange geschwiegen hatten, erhoben sie sich und gingen.

Mendel Singer aber schloß die Tür hinter ihnen, schickte Deborah schlafen, entzündete eine Kerze und begann, einen Psalm nach dem andern zu singen. In guten Stunden sang er sie und in bösen. Er sang sie, wenn er dem Himmel dankte und wenn er ihn fürchtete. Mendels schaukelnde Bewegungen waren immer die gleichen. Und nur an seiner Stimme hätte ein aufmerksamer Lauscher vielleicht erkannt, ob Mendel, der Gerechte, dankbar war oder ausgefüllt von Ängsten.

In diesen Nächten schüttelte ihn die Furcht wie der Wind einen schwachen Baum. Und die Sorge lieh ihm ihre Stimme, mit einer fremden Stimme sang er die Psalmen. Er war fertig. Er schlug das Buch zu, hob es an die Lippen, küßte es und drückte die Flamme aus. Aber er wurde nicht ruhig. Zu wenig, zu wenig – sagte er sich – habe ich getan. Manchmal erschrak er über die Erkenntnis, daß sein einziges Mittel, das Singen der Psalmen, ohnmächtig sein könnte in dem großen Sturm, in dem Jonas und Menuchim untergingen. Die Kanonen, dachte er, sind laut, die Flammen sind gewaltig, meine Kinder verbrennen, meine Schuld ist es, meine Schuld! Und ich singe Psalmen. Es ist nicht genug! Es ist nicht genug!

XII

Alle Menschen, die an den politischen Nachmittagen Skowronneks gewettet hatten, daß Amerika neutral bleiben würde, verloren die Wette. Es war Herbst. Um sieben Uhr morgens erwachte Mendel Singer. Um acht Uhr stand er schon in der Straße vor dem Haus. Der Schnee war noch weiß und hart wie zu Hause in Zuchnow. Aber hier zerrann er bald. In Amerika hielt er sich nicht länger als eine Nacht. In der Früh schon zerkneteten ihn die hurtigen Füße der Zeitungsjungen. Mendel Singer wartete, bis einer von ihnen vorbeikam. Er kaufte eine Zeitung und ging wieder ins Haus. Die blaue Petroleumlampe brannte. Sie erleuchtete den Morgen, der finster war wie die Nacht. Mendel Singer entfaltete die Zeitung, sie war fett, klebrig und naß, sie roch wie die Lampe. Er las die Berichte vom Kriegsschauplatz zweimal, dreimal, viermal. Er nahm zur Kenntnis, daß fünfzehntausend Deutsche auf einmal in Gefangenschaft geraten waren und daß die Russen ihre Offensive in der Bukowina wiederaufgenommen hatten.

Das allein genügte ihm nicht. Er legte die Brille ab, putzte sie, zog sie wieder an und las die Kriegsberichte noch einmal. Seine Augen durchsiebten die Zeilen. Fielen da nicht einmal die Namen Sam Singer, Menuchim, Jonas heraus?

»Was ist Neues in der Zeitung?« fragte Deborah heute wie jeden Morgen. »Gar nichts!« erwiderte Mendel. »Die Russen siegen, und die Deutschen werden gefangen.«

Es wurde still. Im Spirituskocher siedete der Tee. Es sang beinahe wie der Samowar zu Hause. Nur der Tee schmeckte anders, ranzig war er, amerikanischer Tee, obwohl die Päckchen in chinesisches Papier gehüllt waren. »Nicht einmal einen Tee kann man trinken!« sagte Mendel und wunderte sich selbst, daß er von solchen Kleinigkeiten sprach. Er wollte vielleicht etwas anderes sagen? Es gab so viel Wichtiges in der Welt, und Mendel beklagte sich über den Tee. Die Russen siegten, und die Deutschen wurden gefangen. Nur von Sam hörte man gar nichts und nichts von Menuchim.

Vor zwei Wochen hatte Mendel geschrieben. Auch das Rote Kreuz hatte mitgeteilt, daß Jonas verschollen sei. Er ist wahrscheinlich tot, dachte im stillen Deborah. Mendel dachte das gleiche. Aber sie sprachen lange über die Bedeutung des Wortes »verschollen«, und als schlösse es die Möglichkeit des Todes vollkommen aus, kamen sie im-

mer wieder überein, daß »verschollen« nur gefangengenommen heißen konnte, desertiert oder in der Gefangenschaft verwundet.
Warum aber schrieb Sam schon so lange nicht? Nun, er war auf einem längeren Marsch begriffen, oder gerade in einer »Umgruppierung«, in einer jener Umgruppierungen, deren Wesen und Bedeutung am Nachmittag bei Skowronnek genauer erläutert wurden.
Man kann es nicht laut sagen, dachte Mendel, Sam hätte nicht gehn sollen.
Er sagte den zweiten Teil des Satzes dennoch laut, Deborah hörte es. »Das verstehst du nicht, Mendel«, sagte Deborah. Alle Argumente für die Teilnahme Sams am amerikanischen Krieg hatte Deborah von ihrer Tochter Mirjam bezogen. »Amerika ist nicht Rußland. Amerika ist ein Vaterland. Jeder anständige Mensch ist verpflichtet, für das Vaterland in den Krieg zu gehn. Mac ist gegangen, Sam hat nicht bleiben können. Außerdem ist er, Gott sei Dank! beim Regimentsstab. Dort fällt man nicht. Denn wenn man zulassen sollte, daß alle hohen Offiziere fallen, würde man gar nicht siegen. Und Sam ist, Gott sei Dank! neben den hohen Offizieren.«
»Einen Sohn hab' ich dem Zaren gegeben, es wäre genug gewesen!«
»Der Zar ist was anderes, und Amerika ist etwas anderes!«
Mendel debattierte nicht weiter. Alles hatte er schon gehört. Er erinnerte sich noch an den Tag, an dem beide fortgegangen waren, Mac und Sam. Beide hatten ein amerikanisches Lied gesungen, in der Mitte der Gasse. Am Abend hatte man bei Skowronnek gesagt, Sam sei, unberufen, ein schöner Soldat.
Vielleicht war Amerika ein Vaterland, der Krieg eine Pflicht, die Feigheit eine Schande, ausgeschlossen der Tod beim Regimentsstab! Dennoch, dachte Mendel, bin ich der Vater, ich hätte ein Wort sagen müssen. Bleib, Sam! hätte ich sagen müssen. Lange Jahre habe ich gewartet, um einen kleinen Zipfel vom Glück zu sehen. Nun ist Jonas bei den Soldaten, wer weiß, was mit Menuchim geschehen wird, du hast eine Frau, ein Kind und ein Geschäft. Bleib, Sam! Vielleicht wäre er geblieben.
Mendel stellte sich, wie es seine Gewohnheit war, ans Fenster, den Rücken der Stube zugekehrt. Er sah geradeaus auf das zerbrochene und mit braunem Pappendeckel vernagelte Fenster der Lemmels gegenüber im ersten Stock. Unten war der Laden des jüdischen Selchers mit dem hebräischen Schild, weiße, schmutzige Buchstaben auf blaß-

blauem Grund. Auch der Sohn der Lemmels war in den Krieg gegangen. Die ganze Familie Lemmel besuchte die Abendschule und lernte Englisch. Am Abend gingen sie mit Heften in die Schule wie kleine Kinder. Wahrscheinlich war es richtig. Vielleicht sollten auch Mendel und Deborah in die Schule gehn. Amerika war ein Vaterland.

Es schneite noch ein wenig, langsame, faule und feuchte Flocken. Die Juden, aufgespannte, schwarze Regenschirme schwankten über ihren Köpfen, begannen schon, auf und ab zu promenieren. Immer mehr kamen, sie gingen in der Mitte der Gasse, die letzten weißen Schneereste zerschmolzen unter ihren Füßen, es war, als müßten sie hier im Interesse der Behörden so lange auf und ab gehn, bis der Schnee vollends vernichtet war. Den Himmel konnte Mendel von seinem Fenster aus nicht erblicken. Aber er wußte, daß es ein finsterer Himmel war. In allen Fenstern gegenüber sah er den gelblich roten Widerschein von Lampen. Finster war der Himmel. Finster war es in allen Stuben.

Bald öffnete sich hier und dort ein Fenster, die Büsten der Nachbarinnen wurden sichtbar, man hängte rote und weiße Bettbezüge und nackte, gelbliche, gehäutete Pölster an die Fenster. Auf einmal war die ganze Gasse heiter und bunt. Die Nachbarinnen riefen einander laute Grüße zu. Aus dem Innern der Stuben drangen Tellergeklapper und Kindergeschrei. Man hätte glauben können, es sei Friede, wenn nicht vom Laden der Skowronneks her die Kriegsmärsche aus den Grammophonen durch die Gasse gerasselt hätten.

Wann ist Sonntag? dachte Mendel. Früher hatte er von einem Samstag zum andern gelebt, jetzt lebte er von einem Sonntag zum nächsten. Am Sonntag kam Besuch, Mirjam, Vega und der Enkel. Sie brachten Briefe von Sam oder wenigstens Neuigkeiten allgemeiner Natur. Alles wußten sie, alle Zeitungen lasen sie. Gemeinsam leiteten sie jetzt das Geschäft. Es ging immer gut, sie waren tüchtig, sie sammelten Geld und warteten auf die Rückkehr Sams.

Mirjam brachte manchmal Herrn Glück mit, den ersten Direktor. Sie ging mit Glück tanzen, sie ging mit Glück baden. Ein neuer Kosak! dachte Mendel. Aber er sagte nichts.

»Ich kann nicht in den Krieg, leider!« seufzte Mister Glück. »Ich habe einen schweren Herzklappenfehler, das einzige, was ich von meinem seligen Vater geerbt habe.« Mendel betrachtete die rosigen Wangen Glücks, seine kleinen, braunen Augen und den koketten, flaumigen Schnurrbart, den er entgegen der Mode trug und mit dem er oft spielte.

Er saß zwischen Mirjam und Vega. Einmal, als Mendel mitten im Gespräch vom Tisch aufstand, glaubte er zu bemerken, daß der Herr Glück die rechte Hand in Vegas Schoß hielt und die linke auf Mirjams Schenkel. Mendel ging hinaus auf die Straße, er ging vor dem Hause auf und ab und wartete, bis die Gäste weggegangen waren.

»Du benimmst dich wie ein russischer Jude«, sagte Deborah, als er zurückkehrte.

»Ich bin ein russischer Jude«, erwiderte Mendel.

Eines Tages, es war ein Wochentag, Anfang Februar, Mendel und Deborah saßen beim Mittagessen, trat Mirjam ein.

»Guten Tag, Mutter!« sagte sie und »Guten Tag, Vater!« und blieb stehn.

Deborah legte den Löffel aus der Hand und rückte den Teller weg. Mendel sah beide Frauen an. Er wußte, daß etwas Außerordentliches geschehen war. Mirjam kam an einem Wochentag, zu einer Zeit, in der sie im Geschäft hätte sein müssen. Sein Herz schlug laut. Er war dennoch ruhig. Er glaubte, sich an diese Szene erinnern zu können. Sie hatte sich schon einmal zugetragen. Da stand Mirjam im schwarzen Regenmantel und war stumm. Da saß Deborah, den Teller hatte sie weit von sich geschoben, er steht fast in der Mitte des Tisches, draußen schneit es, weich, faul und flockig. Die Lampe brennt gelblich, ihr Licht ist fett wie ihr Geruch. Sie kämpft gegen den dunklen Tag, der schwächlich und fahl ist, aber mächtig genug, um mit seinem hellen Grau das ganze Zimmer zu bestreichen. An dieses Licht erinnert sich Mendel Singer genau. Er hat diese Szene geträumt. Er weiß auch, was jetzt folgen wird. Alles weiß Mendel schon, als läge es längst zurück und als hätte sich der Schmerz schon vor Jahren in eine Trauer verwandelt. Mendel ist ganz ruhig.

Es ist ein paar Sekunden still. Mirjam spricht nicht, als hoffte sie, der Vater oder die Mutter würden sie durch eine Frage von der Pflicht befreien, die Botschaft auszurichten. Sie steht und schweigt. Keins von den dreien rührt sich.

Mendel steht auf und sagt: »Ein Unglück ist geschehen!«

Mirjam sagt: »Mac ist zurückgekommen. Er hat Sams Uhr gebracht und die letzten Grüße.«

Deborah sitzt, als ob nichts geschehen wäre, ruhig auf dem Sessel. Ihre Augen sind trocken und leer wie zwei dunkle Stückchen Glas.

Sie sitzt dem Fenster gegenüber, und es sieht aus, als zählte sie die Schneeflocken.
Es ist still, man hört das harte Ticken der Uhr.
Plötzlich beginnt Deborah, sich ganz langsam, mit schleichenden Fingern, die Haare zu raufen. Sie zieht eine Haarflechte nach der andern über das Gesicht, das bleich ist und ohne Regung wie aufgequollener Gips. Dann reißt sie eine Strähne nach der andern aus, fast in demselben Tempo, in dem draußen die Schneeflocken niederfallen. Schon zeigen sich zwei, drei weiße Inseln inmitten des Haars, ein paar talergroße Flecken der nackten Kopfhaut und ganz winzige Tröpfchen roten Blutes. Niemand rührt sich. Die Uhr tickt, der Schnee fällt, und Deborah reißt sich die Haare aus.
Mirjam sinkt in die Knie, vergräbt den Kopf im Schoß Deborahs und rührt sich nicht mehr. In Deborahs Angesicht ändert sich kein Zug. Ihre beiden Hände zupfen abwechselnd an den Haaren. Ihre Hände sehen aus wie bleiche, fleischige, fünffüßige Tiere, die sich von Haaren nähren.
Mendel steht, die Arme über der Lehne des Sessels verschränkt.
Deborah beginnt zu singen. Sie singt mit einer tiefen, männlichen Stimme, die so klingt, als wäre ein unsichtbarer Sänger im Zimmer. Die fremde Stimme singt ein altes jüdisches Lied ohne Worte, ein schwarzes Wiegenlied für tote Kinder.
Mirjam erhebt sich, rückt den Hut zurecht, geht zur Tür und läßt Mac eintreten.
Er ist in der Montur größer als im Zivil. Er hat in beiden Händen, die er vor sich her trägt wie Teller, die Uhr, die Brieftasche und ein Portemonnaie Sams.
Diese Gegenstände legt Mac langsam auf den Tisch, gerade vor Deborah. Er sieht eine Weile zu, wie sie sich die Haare ausreißt, dann geht er zu Mendel, legt dem Alten seine großen Hände auf die Schultern und weint lautlos. Seine Tränen rinnen, ein dichter Regen, über die Uniform.
Es ist still, Deborahs Gesang hat aufgehört, die Uhr tickt, der Abend sinkt plötzlich über die Welt, die Lampe leuchtet nicht mehr gelb, sondern weiß, hinter den Fensterscheiben ist die Welt schwarz, man kann keine Flocken mehr sehen.
Auf einmal kommt ein grölender Laut aus Deborahs Brust. Er klingt wie der Rest jener Melodie, die sie vorher gesungen hat, ein gesprengter, geborstener Ton.

Dann fällt Deborah vom Sessel. Sie liegt, eine gekrümmte, weiche Masse, auf dem Boden.
Mac stößt die Tür auf, läßt sie offen, es wird kalt in der Stube.
Er kommt zurück, ein Doktor begleitet ihn, ein kleiner, flinker, grauhaariger Mann.
Mirjam steht dem Vater gegenüber.
Mac und der Doktor tragen Deborah auf das Bett.
Der Doktor sitzt am Bettrand und sagt: »Sie ist tot.«
Auch Menuchim ist gestorben, allein, unter Fremden, denkt Mendel Singer.

XIII

Sieben runde Tage saß Mendel Singer auf einem Schemel neben dem Kleiderschrank und schaute auf das Fenster, an dessen Scheibe zum Zeichen der Trauer ein weißes Stückchen Leinwand hing und in dem Tag und Nacht eine der beiden blauen Lampen brannte. Sieben runde Tage rollten nacheinander ab, wie große, schwarze, langsame Reifen, ohne Anfang und ohne Ende, rund wie die Trauer. Der Reihe nach kamen die Nachbarn: Menkes, Skowronnek, Rottenberg und Groschel, brachten harte Eier und Eierbeugel für Mendel Singer, runde Speisen, ohne Anfang und ohne Ende, rund wie die sieben Tage der Trauer.
Mendel sprach wenig mit seinen Besuchern. Er bemerkte kaum, daß sie kamen und gingen. Tag und Nacht stand seine Tür offen, mit zurückgeschobenem, zwecklosem Riegel. Wer kommen wollte, kam, wer gehen wollte, ging. Der und jener versuchte, ein Gespräch anzufangen. Aber Mendel Singer wich ihm aus. Er sprach, während die andern lebendige Dinge erzählten, mit seiner toten Frau. »Du hast es gut, Deborah!« sagte er zu ihr. »Es ist nur schade, daß du keinen Sohn hinterlassen hast, ich selbst muß das Totengebet sagen, ich werde aber bald sterben, und niemand wird uns beweinen. Wie zwei kleine Stäubchen wurden wir verweht. Wie zwei kleine Fünkchen sind wir erloschen. Ich habe Kinder gezeugt, dein Schoß hat sie geboren, der Tod hat sie genommen. Voller Not und ohne Sinn war dein Leben. In jungen Jahren habe ich dein Fleisch genossen, in spätern Jahren habe ich es verschmäht. Vielleicht war das unsere Sünde. Weil nicht die Wärme der

Liebe in uns war, sondern zwischen uns der Frost der Gewohnheit, starb alles rings um uns, verkümmerte alles und wurde verdorben. Du hast es gut, Deborah. Der Herr hat Mitleid mit dir gehabt. Du bist eine Tote und begraben. Mit mir hat Er kein Mitleid. Denn ich bin ein Toter und lebe. Er ist der Herr, Er weiß, was Er tut. Wenn du kannst, bete für mich, daß man mich auslösche aus dem Buch der Lebendigen. Sieh, Deborah, die Nachbarn kommen zu mir, um mich zu trösten. Aber obwohl es viele sind und sie alle ihre Köpfe anstrengen, finden sie doch keinen Trost für meine Lage. Noch schlägt mein Herz, noch schauen meine Augen, noch bewegen sich meine Glieder, noch gehen meine Füße. Ich esse und trinke, bete und atme. Aber mein Blut stockt, meine Hände sind welk, mein Herz ist leer. Ich bin nicht Mendel Singer mehr, ich bin der Rest von Mendel Singer. Amerika hat uns getötet. Amerika ist ein Vaterland, aber ein tödliches Vaterland. Was bei uns Tag war, ist hier Nacht. Was bei uns Leben war, ist hier Tod. Der Sohn, der bei uns Schemarjah hieß, hat hier Sam geheißen. In Amerika bist du begraben, Deborah, auch mich, Mendel Singer, wird man in Amerika begraben.«
Am Morgen des achten Tages, als Mendel von seiner Trauer aufstand, kam seine Schwiegertochter Vega, in Begleitung des Mister Glück.
»Mister Singer«, sagte Mister Glück, »unten ist der Wagen. Sie müssen sofort mit uns kommen, mit Mirjam ist etwas passiert.«
»Gut«, erwiderte Mendel gleichgültig – als hätte man ihm mitgeteilt, daß man sein Zimmer tapezieren müsse. »Gut, gebt mir meinen Mantel.«
Mendel kroch mit schwachen Armen in den Mantel und ging die Stiegen hinunter. Mister Glück drängte ihn in den Wagen. Sie fuhren und sprachen kein Wort. Mendel fragte nicht, was mit Mirjam geschehen sei. Wahrscheinlich ist sie auch tot, dachte er ruhig. Mac hat sie aus Eifersucht getötet.
Zum erstenmal betrat er die Wohnung seines toten Sohnes. Man schob ihn in ein Zimmer. Da lag Mirjam in einem breiten, weißen Bett. Ihre Haare flossen lose, in einer funkelnden, blauen Schwärze, über die weißen Kissen. Ihr Angesicht glühte rot, und ihre schwarzen Augen hatten breite, runde, rote Ränder; umkreist von Ringen aus Brand waren Mirjams Augen. Eine Krankenschwester saß neben ihr, Mac stand in einer Ecke, groß und ohne sich zu rühren, wie ein Möbelstück.
»Da ist Mendel Singer«, rief Mirjam. Sie streckte eine Hand gegen den

Vater aus und begann zu lachen. Ihr Lachen dauerte ein paar Minuten. Es klang wie das Klingeln der hellen, ununterbrochenen Signale auf Bahnhöfen und als schlüge man mit tausend Klöppeln aus Messing auf tausend dünne Kristallgläser. Plötzlich brach das Lachen ab. Eine Sekunde war es still. Dann begann Mirjam zu schluchzen. Sie schob die Decke zurück, ihre nackten Beine zappelten, ihre Füße schlugen in schneller Regelmäßigkeit auf das weiche Lager, immer schneller, immer regelmäßiger, während ihre geballten Fäuste im gleichen Rhythmus durch die Luft schwangen. Die Krankenschwester hielt Mirjam mit Gewalt fest. Sie wurde ruhiger. »Guten Tag, Mendel Singer!« sagte Mirjam. »Du bist mein Vater, ich kann es dir erzählen. Ich liebe Mac, der da steht, aber ich habe ihn betrogen. Mit Mister Glück habe ich geschlafen, ja, mit Mister Glück! Glück ist mein Glück, Mac ist mein Mac. Mendel Singer gefällt mir auch, und wenn du willst---« Da hielt die Krankenschwester Mirjam die Hand vor den Mund, und Mirjam verstummte.

Mendel Singer stand noch immer an der Tür, Mac stand immer noch in der Ecke. Beide Männer sahen einander fortwährend an. Da sie sich nicht mit Worten verständigen konnten, redeten sie mit den Augen. »Sie ist verrückt«, sagten Mendel Singers Augen zu denen Macs. »Sie hat ohne Männer nicht leben können, sie ist verrückt.«

Vega trat ein und sagte: »Wir haben den Arzt kommen lassen. Jeden Augenblick muß er dasein. Seit gestern spricht Mirjam wirr. Sie war mit Mac spazierengegangen, und als sie zurückkam, begann sie, sich so unverständlich zu benehmen. Jeden Augenblick muß der Arzt dasein.«

Der Doktor kam. Es war ein Deutscher, er konnte sich mit Mendel verstehn. »Wir werden sie in die Anstalt bringen«, sagte der Doktor. »Ihre Tochter muß leider in eine Anstalt. Warten Sie einen Moment, ich werde sie betäuben.«

Mac stand noch immer im Zimmer. »Wollen Sie sie festhalten?« fragte der Doktor. Mac hielt mit seinen großen Händen Mirjam fest. Der Doktor stieß ihr eine Spritze in den Schenkel. »Bald wird sie ruhig sein!« sagte er.

Der Krankenwagen kam, zwei Träger mit einer Bahre traten ins Zimmer. Mirjam schlief. Man band sie auf die Bahre. Mendel, Mac und Vega fuhren hinter dem Krankenwagen.

»Das hast du nicht erlebt«, sprach Mendel zu seiner Frau Deborah, während sie fuhren. »Ich erlebe es noch, aber ich habe es gewußt. Seit

jenem Abend, an dem ich Mirjam mit dem Kosaken im Felde sah, habe ich es gewußt. Der Teufel ist in sie gefahren. Bete für uns, Deborah, daß er sie wieder verlasse.«

Nun saß Mendel im Wartezimmer der Anstalt, umgeben von andern Wartenden, vor kleinen Tischchen, auf denen Vasen voll gelber, sommerlicher Blumen standen, und dünnen Gestellen, beladen mit bunten illustrierten Zeitschriften. Aber keiner von den Wartenden roch an den Blumen, keiner der Wartenden blätterte in den Zeitschriften. Zuerst glaubte Mendel, alle Menschen, die hier mit ihm saßen, wären verrückt und er selbst ein Verrückter wie alle. Dann sah er durch die breite Tür aus spiegelndem Glas, die diesen Warteraum von dem weißgetünchten Korridor trennte, wie draußen Menschen in blaugestreiften Kitteln paarweise vorbeigeführt wurden. Zuerst Frauen, dann Männer, und manchmal warf einer von den Kranken sein wildes, verkniffenes, zerrissenes, böses Gesicht durch die Scheibe der Tür in den Wartesaal. Alle Wartenden erschauerten, nur Mendel blieb ruhig. Ja, es erschien ihm merkwürdig, daß nicht auch die Wartenden blaugestreifte Kittel trugen und er selbst auch nicht.

Er saß in einem breiten, ledernen Lehnstuhl, die Mütze aus schwarzem Seidenrips hatte er über die Knie gestülpt, sein Regenschirm lehnte, ein treuer Gefährte, neben dem Sessel. Mendel blickte abwechselnd auf die Menschen, die gläserne Tür, die Zeitschriften, die Verrückten, die draußen immer noch vorbeizogen – man führte sie zum Bad –, und auf die goldenen Blumen in den Vasen. Es waren gelbe Schlüsselblumen, Mendel erinnerte sich, daß er sie daheim auf den grünen Wiesen oft gesehen hatte. Die Blumen kamen aus der Heimat. Er gedachte ihrer gern. Diese Wiesen hatte es dort gegeben und diese Blumen! Der Friede war dort heimisch gewesen, die Jugend war dort heimisch gewesen und die vertraute Armut. Im Sommer war der Himmel ganz blau gewesen, die Sonne ganz heiß, das Getreide ganz gelb, die Fliegen hatten grün geschillert und warme Liedchen gesummt, und hoch unter den blauen Himmeln hatten die Lerchen getrillert, ohne Aufhören. Mendel Singer vergaß, während er die Schlüsselblumen ansah, daß Deborah gestorben, Sam gefallen, Mirjam verrückt und Jonas verschollen war. Es war, als hätte er soeben erst die Heimat verloren und in ihr Menuchim, den treuesten aller Toten, den weitesten aller Toten, den nächsten aller Toten. Wären wir dort geblieben, dachte Mendel, gar nichts wäre geschehen! Jonas hat recht gehabt, Jonas, das dümmste

meiner Kinder! Die Pferde hat er geliebt, den Schnaps hat er geliebt, die Mädchen hat er geliebt, jetzt ist er verschollen! Jonas, ich werde dich nie mehr wiedersehen, ich werde dir nicht sagen können, daß du recht hattest, ein Kosak zu werden. »Was geht ihr nur immer in der Welt herum?« hatte Sameschkin gesagt. »Der Teufel schickt euch!« Er war ein Bauer, Sameschkin, ein kluger Bauer. Mendel hatte nicht fahren wollen. Deborah, Mirjam, Schemarjah – sie hatten fahren wollen, in der Welt herumfahren. Man hätte bleiben sollen, die Pferde lieben, Schnaps trinken, in den Wiesen schlafen, Mirjam mit Kosaken gehn lassen und Menuchim lieben.

Bin ich verrückt geworden, dachte Mendel weiter, daß ich so denke? Denkt ein alter Jude solche Sachen? Gott hat meine Gedanken verwirrt, der Teufel denkt aus mir, wie er aus meiner Tochter Mirjam redet.

Der Doktor kam, zog Mendel in eine Ecke und sagte leise: »Fassen Sie sich, Ihre Tochter ist sehr krank. Es gibt jetzt viele solcher Fälle, der Krieg, verstehn Sie, und das Unglück in der Welt, es ist eine schlimme Zeit. Die Medizin weiß noch nicht, wie man die Krankheit heilt. Einer Ihrer Söhne ist Epileptiker, wie ich höre, entschuldigen Sie, so was ist in der Familie. Wir Ärzte nennen das degenerative Psychose. Es kann sich geben. Es kann sich aber auch als eine Krankheit erweisen, die wir Ärzte Dementia nennen, Dementia praecox, aber sogar die Namen sind unsicher. Das ist einer von den seltenen Fällen, die wir nicht heilen können. Sie sind doch ein frommer Mann, Mister Singer? Der liebe Gott kann helfen. Beten Sie nur fleißig zum lieben Gott. Übrigens, wollen Sie noch einmal Ihre Tochter sehen? Kommen Sie!«

Ein Schlüsselbund rasselte, eine Tür fiel mit hartem Knall zu, und Mendel ging durch einen langen Korridor, vorbei an weißen Türen mit schwarzen Nummern, wie an vertikal aufgestellten Särgen. Noch einmal rasselte der Schlüsselbund der Wärterin, und einer der Särge ward aufgetan, drin lag Mirjam und schlief, Mac und Vega standen neben ihr.

»Jetzt müssen wir gehn«, sagte der Doktor.

»Führt mich direkt nach Hause in meine Gasse«, befahl Mendel.

Seine Stimme klang so hart, daß alle erschraken. Sie sahen ihn an. Sein Aussehn schien sich nicht verändert zu haben, dennoch war es ein anderer Mendel. Genau wie in Zuchnow und wie die ganze Zeit in Amerika war er angezogen. In hohen Stiefeln, im halblangen Kaftan, in der

Mütze aus schwarzem Seidenrips. Was also hatte ihn so verändert? Warum erschien er allen größer und stattlicher? Warum ging so ein weißer und furchtbarer Glanz von seinem Angesicht aus? Fast schien er den großen Mac zu überragen. Seine Majestät, der Schmerz, dachte der Doktor, ist in den alten Juden gefahren.

»Einmal«, begann Mendel im Wagen, »hat mir Sam gesagt, daß die Medizin in Amerika die beste der Welt ist. Jetzt kann sie nicht helfen. Gott kann helfen! sagt der Doktor. Sag, Vega, hast du schon gesehn, daß Gott einem Mendel Singer geholfen hätte? Gott kann helfen!«

»Du wirst jetzt bei uns wohnen«, sagte Vega schluchzend.

»Ich werde nicht bei euch wohnen, mein Kind«, antwortete Mendel, »du wirst einen Mann nehmen, du sollst nicht ohne Mann sein, dein Kind soll nicht ohne Vater sein. Ich bin ein alter Jude, Vega, bald werde ich sterben. Hör zu, Vega! Mac war Schemarjahs Freund, Mirjam hat er geliebt, ich weiß, er ist kein Jude, aber ihn sollst du heiraten, nicht den Mister Glück! Hörst du, Vega? Wundert es dich, daß ich so rede, Vega? Wundere dich nicht, ich bin nicht verrückt. Alt bin ich geworden, ein paar Welten habe ich zugrunde gehn sehn, endlich bin ich klug geworden. Alle die Jahre war ich ein törichter Lehrer. Nun weiß ich, was ich sage.«

Sie kamen an, sie luden Mendel ab, führten ihn ins Zimmer, Mac und Vega standen noch eine Weile und wußten nicht, was tun.

Mendel setzte sich auf den Schemel neben den Schrank und sagte zu Vega: »Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe. Jetzt geht, meine Kinder.«

Sie verließen ihn. Mendel trat ans Fenster und sah zu, wie sie in den Wagen stiegen. Es schien ihm, daß er sie segnen müsse, wie Kinder, die einen sehr schweren oder einen sehr glücklichen Weg antreten. Ich werde sie nie mehr sehen, dachte er dann, ich werde sie auch nicht segnen. Mein Segen könnte ihnen zum Fluch werden, ihre Begegnung mit mir ein Nachteil. Er fühlte sich leicht, ja, leichter als jemals in all seinen Jahren. Er hatte alle Beziehungen gelöst. Es fiel ihm ein, daß er schon seit Jahren einsam war. Einsam war er seit dem Augenblick gewesen, an dem die Lust zwischen seinem Weib und ihm aufgehört hatte. Allein war er, allein. Frau und Kinder waren um ihn gewesen und hatten ihn verhindert, seinen Schmerz zu tragen. Wie unnütze Pflaster, die nicht heilen, waren sie auf seinen Wunden gelegen und hatten sie nur verdeckt. Jetzt, endlich, genoß er sein Weh mit

Triumph. Es galt, nur noch eine Beziehung zu kündigen. Er machte sich an die Arbeit.

Er ging in die Küche, raffte Zeitungspapier und Kienspäne zusammen und machte ein Feuer auf der offenen Herdplatte. Als das Feuer eine ansehnliche Höhe und Weite erreichte, ging Mendel mit starken Schritten zum Schrank und entnahm ihm das rotsamtene Säckchen, in dem seine Gebetriemen lagen, sein Gebetmantel und seine Gebetbücher. Er stellte sich vor, wie diese Gegenstände brennen würden. Die Flammen werden den gelblich getönten Stoff des Mantels aus reiner Schafwolle ergreifen und mit spitzen, bläulichen, gefräßigen Zungen vernichten. Der glitzernde Rand aus silbernen Fäden wird langsam verkohlen, in kleinen, rotglühenden Spiralen. Das Feuer wird die Blätter der Bücher sachte zusammenrollen, in silbergraue Asche verwandeln, und die schwarzen Buchstaben für ein paar Augenblicke blutig färben. Die ledernen Ecken der Einbände werden emporgerollt, stellen sich auf wie seltsame Ohren, mit denen die Bücher zuhören, was ihnen Mendel in den heißen Tod nachruft. Ein schreckliches Lied ruft er ihnen nach. »Aus, aus, aus ist es mit Mendel Singer!« ruft er, und mit den Stiefeln stampft er den Takt dazu, daß die Dielenbretter dröhnen und die Töpfe an der Wand zu klappern beginnen. »Er hat keinen Sohn, er hat keine Tochter, er hat kein Weib, er hat keine Heimat, er hat kein Geld. Gott sagt: Ich habe Mendel Singer gestraft. Wofür straft er, Gott? Warum nicht Lemmel, den Fleischer? Warum straft er nicht Skowronnek? Warum straft er nicht Menkes? Nur Mendel straft er! Mendel hat den Tod, Mendel hat den Wahnsinn, Mendel hat den Hunger, alle Gaben Gottes hat Mendel. Aus, aus, aus ist es mit Mendel Singer!«

So stand Mendel vor dem offenen Feuer und brüllte und stampfte mit den Füßen. Er hielt das rotsamtene Säckchen in den Armen, aber er warf es nicht hinein. Ein paarmal hob er es in die Höhe, aber seine Arme ließen es wieder sinken. Sein Herz war böse auf Gott, aber in seinen Muskeln wohnte noch die Furcht vor Gott. Fünfzig Jahre, Tag für Tag, hatten diese Hände den Gebetmantel ausgebreitet und wieder zusammengefaltet, die Gebetriemen aufgerollt und um den Kopf geschlungen und um den linken Arm, dieses Gebetbuch aufgeschlagen, um und um geblättert und wieder zugeklappt. Nun weigerten sich die Hände, Mendels Zorn zu gehorchen. Nur der Mund, der so oft gebetet hatte, weigerte sich nicht. Nur die Füße, die oft zu Ehren Gottes beim Halleluja gehüpft hatten, stampften den Takt zu Mendels Zorngesang.

Da die Nachbarn Mendel also schreien und poltern hörten und da sie den graublauen Rauch durch die Ritzen und Spalten seiner Tür in den Treppenflur dringen sahen, klopften sie bei Singer an und riefen, daß er ihnen öffne. Er aber hörte sie nicht. Seine Augen erfüllte der Dunst des Feuers, und in seinen Ohren dröhnte sein großer, schmerzlicher Jubel. Schon waren die Nachbarn bereit, die Polizei zu holen, als einer von ihnen sagte: »Rufen wir doch seine Freunde! Sie sitzen bei Skowronnek. Vielleicht bringen sie den Armen wieder zur Vernunft.«

Als die Freunde kamen, beruhigte sich Mendel wirklich. Er schob den Riegel zurück und ließ sie eintreten, der Reihe nach, wie sie immer gewohnt waren, in Mendels Stube zu treten, Menkes, Skowronnek, Rottenberg und Groschel. Sie zwangen Mendel, sich aufs Bett zu setzen, setzten sich selbst neben ihn und vor ihn hin, und Menkes sagte: »Was ist mit dir, Mendel? Warum machst du Feuer, warum willst du das Haus anzünden?«

»Ich will mehr verbrennen als nur ein Haus und mehr als einen Menschen. Ihr werdet staunen, wenn ich euch sage, was ich wirklich zu verbrennen im Sinn hatte. Ihr werdet staunen und sagen: Auch Mendel ist verrückt, wie seine Tochter. Aber ich versichere euch: Ich bin nicht verrückt. Ich war verrückt. Mehr als sechzig Jahre war ich verrückt, heute bin ich es nicht.«

»Also sag uns, was du verbrennen willst!«

»Gott will ich verbrennen.«

Allen vier Zuhörern entrang sich gleichzeitig ein Schrei. Sie waren nicht alle fromm und gottesfürchtig, wie Mendel immer gewesen war. Alle vier lebten schon lange genug in Amerika, sie arbeiteten am Sabbat, ihr Sinn stand nach Geld, und der Staub der Welt lag schon dicht, hoch und grau auf ihrem alten Glauben. Viele Bräuche hatten sie vergessen, gegen manche Gesetze hatten sie verstoßen, mit ihren Köpfen und Gliedern hatten sie gesündigt. Aber Gott wohnte noch in ihren Herzen. Und als Mendel Gott lästerte, war es ihnen, als hätte er mit scharfen Fingern an ihre nackten Herzen gegriffen.

»Lästere nicht, Mendel«, sagte nach einem längeren Schweigen Skowronnek. »Du weißt besser als ich, denn du hast viel mehr gelernt, daß Gottes Schläge einen verborgenen Sinn haben. Wir wissen nicht, wofür wir gestraft werden.«

»Ich aber weiß es, Skowronnek«, erwiderte Mendel. »Gott ist grausam, und je mehr man ihm gehorcht, desto strenger geht er mit uns

um. Er ist mächtiger als die Mächtigen, mit dem Nagel seines kleinen Fingers kann er ihnen den Garaus machen, aber er tut es nicht. Nur die Schwachen vernichtet er gerne. Die Schwäche eines Menschen reizt seine Stärke, und der Gehorsam weckt seinen Zorn. Er ist ein großer, grausamer Isprawnik. Befolgst du die Gesetze, so sagt er, du habest sie nur zu deinem Vorteil befolgt. Und verstößt du nur gegen ein einziges Gebot, so verfolgt er dich mit hundert Strafen. Willst du ihn bestechen, so macht er dir einen Prozeß. Und gehst du redlich mit ihm um, so lauert er auf die Bestechung. In ganz Rußland gibt es keinen böseren Isprawnik!«

»Erinnere dich, Mendel«, begann Rottenberg, »erinnere dich an Hiob. Ihm ist ähnliches geschehen wie dir. Er saß auf der nackten Erde, Asche auf dem Haupt, und seine Wunden taten ihm so weh, daß er sich wie ein Tier auf dem Boden wälzte. Auch er lästerte Gott. Und doch war es nur eine Prüfung gewesen. Was wissen wir, Mendel, was oben vorgeht? Vielleicht kam der Böse vor Gott und sagte wie damals: Man muß einen Gerechten verführen. Und der Herr sagte: Versuch es nur mit Mendel, meinem Knecht.«

»Und da siehst du auch«, fiel Groschel ein, »daß dein Vorwurf ungerecht ist. Denn Hiob war kein Schwacher, als Gott ihn zu prüfen begann, sondern ein Mächtiger. Und auch du warst kein Schwacher, Mendel! Dein Sohn hatte ein Kaufhaus, ein Warenhaus, er wurde reicher von Jahr zu Jahr. Dein Sohn Menuchim wurde beinahe gesund, und fast wäre er auch nach Amerika gekommen. Du warst gesund, dein Weib war gesund, deine Tochter war schön, und bald hättest du einen Mann für sie gefunden!«

»Warum zerreißt du mir das Herz, Groschel?« entgegnete Mendel. »Warum zählst du mir auf, was alles gewesen ist, jetzt, da nichts mehr ist? Meine Wunden sind noch nicht vernarbt, und schon reißt du sie auf.«

»Er hat recht«, sagten die übrigen drei wie aus einem Munde.

Und Rottenberg begann: »Dein Herz ist zerrissen, Mendel, ich weiß es. Weil wir aber über alles mit dir sprechen dürfen und weil du weißt, daß wir deine Schmerzen tragen, als wären wir deine Brüder, wirst du uns da zürnen, wenn ich dich bitte, an Menuchim zu denken? Vielleicht, lieber Mendel, hast du Gottes Pläne zu stören versucht, weil du Menuchim zurückgelassen hast? Ein kranker Sohn war dir beschieden, und ihr habt getan, als wäre es ein böser Sohn.«

Es wurde still. Lange antwortete Mendel gar nichts. Als er wieder zu reden anfing, war es, als hätte er Rottenbergs Worte nicht gehört; denn er wandte sich an Groschel und sagte:

»Und was willst du mit dem Beispiel Hiobs? Habt ihr schon wirkliche Wunder gesehen mit euren Augen? Wunder, wie sie am Schluß von ›Hiob‹ berichtet werden? Soll mein Sohn Schemarjah aus dem Massengrab in Frankreich auferstehn? Soll mein Sohn Jonas aus seiner Verschollenheit lebendig werden? Soll meine Tochter Mirjam plötzlich gesund aus der Irrenanstalt heimkehren? Und wenn sie heimkehrt, wird sie da noch einen Mann finden und ruhig weiterleben können wie eine, die niemals verrückt gewesen ist? Soll mein Weib Deborah sich aus dem Grab erheben, noch ist es feucht? Soll mein Sohn Menuchim mitten im Krieg aus Rußland hierherkommen, gesetzt den Fall, daß er noch lebt? Denn es ist nicht richtig«, und hier wandte sich Mendel wieder Rottenberg zu, »daß ich Menuchim böswillig zurückgelassen habe und um ihn zu strafen. Aus andern Gründen, meiner Tochter wegen, die angefangen hatte, sich mit Kosaken abzugeben – mit Kosaken!–, mußten wir fort. Und warum war Menuchim krank? Schon seine Krankheit war ein Zeichen, daß Gott mir zürnt – und der erste der Schläge, die ich nicht verdient habe.«

»Obwohl Gott alles kann«, begann der Bedächtigste von allen, Menkes, »so ist doch anzunehmen, daß er die ganz großen Wunder nicht mehr tut, weil die Welt ihrer nicht mehr wert ist. Und wollte Gott sogar bei dir eine Ausnahme machen, so stünden dem die Sünden der andern entgegen. Denn die andern sind nicht würdig, ein Wunder bei einem Gerechten zu sehn, und deshalb mußte Lot auswandern, und Sodom und Gomorra gingen zugrunde und sahen nicht das Wunder an Lot. Heute aber ist die Welt überall bewohnt – und selbst, wenn du auswanderst, werden die Zeitungen berichten, was mit dir geschehen ist. Also muß Gott heutzutage nur mäßige Wunder vollbringen. Aber sie sind groß genug, gelobt sei sein Name! Deine Frau Deborah kann nicht lebendig werden, dein Sohn Schemarjah kann nicht lebendig werden. Aber Menuchim lebt wahrscheinlich, und nach dem Krieg kannst du ihn sehn. Dein Sohn Jonas ist vielleicht in Kriegsgefangenschaft, und nach dem Krieg kannst du ihn sehn. Deine Tochter kann gesund werden, die Verwirrung wird von ihr genommen werden, schöner kann sie sein als zuvor, und einen Mann wird sie bekommen, und sie wird dir Enkel gebären. Und einen Enkel hast du, den Sohn

Schemarjahs. Nimm deine Liebe zusammen, die du bis jetzt für alle Kinder hattest, für diesen einen Enkel! Und du wirst getröstet werden.«

»Zwischen mir und meinem Enkel«, erwiderte Mendel, »ist das Band zerrissen, denn Schemarjah ist tot, mein Sohn und der Vater meines Enkels. Meine Schwiegertochter Vega wird einen andern Mann heiraten, mein Enkel wird einen neuen Vater haben, dessen Vater ich nicht bin. Das Haus meines Sohnes ist nicht mein Haus. Ich habe dort nichts zu suchen. Meine Anwesenheit bringt Unglück, und meine Liebe zieht den Fluch herab wie ein einsamer Baum im flachen Felde den Blitz. Was aber Mirjam betrifft, so hat mir der Doktor selbst gesagt, daß die Medizin ihre Krankheit nicht heilen kann. Jonas ist wahrscheinlich gestorben, und Menuchim war krank, auch wenn es ihm besserging. Mitten in Rußland, in einem so gefährlichen Krieg, wird er bestimmt zugrunde gegangen sein. Nein, meine Freunde! Ich bin allein, und ich will allein sein. Alle Jahre habe ich Gott geliebt, und er hat mich gehaßt. Alle Jahre hab' ich ihn gefürchtet, jetzt kann er mir nichts mehr machen. Alle Pfeile aus seinem Köcher haben mich schon getroffen. Er kann mich nur noch töten. Aber dazu ist er zu grausam. Ich werde leben, leben, leben.«

»Aber seine Macht«, wandte Groschel ein, »ist in dieser Welt und in der andern. Wehe dir, Mendel, wenn du tot bist!«

Da lachte Mendel aus voller Brust und sagte: »Ich habe keine Angst vor der Hölle, meine Haut ist schon verbrannt, meine Glieder sind schon gelähmt, und die bösen Geister sind meine Freunde. Alle Qualen der Hölle habe ich schon gelitten. Gütiger als Gott ist der Teufel. Da er nicht so mächtig ist, kann er nicht so grausam sein. Ich habe keine Angst, meine Freunde!«

Da verstummten die Freunde. Aber sie wollten Mendel nicht allein lassen, und also blieben sie schweigend sitzen. Groschel, der jüngste, ging hinunter, die Frauen der andern und seine eigene zu verständigen, daß die Männer heute abend nicht nach Hause kommen würden. Er holte noch fünf Juden in Mendel Singers Wohnung, damit sie zehn seien und das Abendgebet sagen können. Sie begannen zu beten. Aber Mendel Singer beteiligte sich nicht am Gebet. Er saß auf dem Bett und rührte sich nicht. Selbst das Totengebet sagte er nicht – und Menkes sagte es für ihn. Die fremden fünf Männer verließen das Haus. Aber die vier Freunde blieben die ganze Nacht. Eine der beiden blauen

Lampen brannte noch mit dem letzten Dochtrest und dem letzten Tropfen Öl auf dem flachen Grunde. Es war still. Der und jener schlief auf seinem Sitz ein, schnarchte und erwachte, von seinen eigenen Geräuschen gestört, und nickte wieder ein.

Nur Mendel schlief nicht. Die Augen weit offen, sah er auf das Fenster, hinter dem die dichte Schwärze der Nacht endlich schütter zu werden begann, dann grau, dann weißlich. Sechs Schläge erklangen aus dem Innern der Uhr. Da erwachten die Freunde, einer nach dem andern. Und ohne daß sie sich verabredet hätten, ergriffen sie Mendel bei den Armen und führten ihn hinunter. Sie brachten ihn in die Hinterstube der Skowronneks und betteten ihn auf ein Sofa.

Hier schlief er ein.

XIV

Seit diesem Morgen blieb Mendel Singer bei den Skowronneks. Seine Freunde verkauften die kümmerliche Einrichtung. Sie ließen nur das Bettzeug zurück und den rotsamtenen Sack mit den Gebetutensilien, die Mendel beinahe verbrannt hätte. Den Sack rührte Mendel nicht mehr an. In der Hinterstube der Skowronneks hing er grau und verstaubt an einem mächtigen Nagel. Mendel Singer betete nicht mehr. Wohl wurde er manchmal gebraucht, wenn ein zehnter Mann fehlte, um die vorgeschriebene Zahl der Betenden vollzählig zu machen. Dann ließ er sich seine Anwesenheit bezahlen. Manchmal lieh er auch dem und jenem seine Gebetriemen aus, gegen ein kleines Entgelt. Man erzählte sich von ihm, daß er oft in das italienische Viertel hinüberging, um Schweinefleisch zu essen und Gott zu ärgern. Die Menschen, in deren Mitte er lebte, nahmen für Mendel Partei in dem Kampf, den er gegen den Himmel führte. Obwohl sie gläubig waren, mußten sie dem Juden recht geben. Zu hart war Jehovah mit ihm umgegangen.

Noch war Krieg in der Welt. Außer Sam, Mendels Sohn, lebten alle Angehörigen des Viertels, die ins Feld gegangen waren. Der junge Lemmel war Offizier geworden und hatte glücklicherweise die linke Hand verloren. Er kam in Urlaub und war der Held des Viertels. Allen Juden verlieh er die Heimatberechtigung in Amerika. Er blieb nur noch in der Etappe, um frischen Truppen den letzten Schliff zu geben. So groß auch der Unterschied zwischen dem jungen Lemmel und dem

alten Singer war, die Juden des Viertels stellten beide in eine gewisse Nachbarschaft. Es war, als glaubten die Juden, daß Mendel und Lemmel das ganze Ausmaß des Unglücks, das allen zugedacht gewesen, untereinander aufgeteilt hätten. Und mehr als nur eine linke Hand hatte Mendel verloren! Kämpfte Lemmel gegen die Deutschen, so kämpfte Mendel gegen überirdische Gewalten. Und obwohl sie überzeugt waren, daß der Alte nicht mehr über seinen ganzen Verstand zu verfügen imstande war, konnten die Juden doch nicht umhin, Bewunderung in ihr Mitleid zu mischen und die Andacht vor der Heiligkeit des Wahns. Ohne Zweifel ein Auserkorener war Mendel Singer. Als erbarmungswürdiger Zeuge für die grausame Gewalt Jehovahs lebte er in der Mitte der andern, deren mühseligen Wochentag kein Schrecken störte. Lange Jahre hatte er wie sie alle seine Tage gelebt, von wenigen beachtet, von manchen gar nicht bemerkt. Eines Tages ward er ausgezeichnet in einer fürchterlichen Weise. Es gab keinen mehr, der ihn nicht kannte. Den größten Teil des Tages hielt er sich in der Gasse auf. Es war, als gehörte es zu seinem Fluch, nicht nur ein Unheil sonder Beispiel zu leiden, sondern auch das Zeichen des Leids wie ein Banner zu tragen. Und wie ein Wächter seiner eigenen Schmerzen ging er auf und ab in der Mitte der Gasse, von allen gegrüßt, von manchen mit kleinen Münzen beschenkt, von vielen angesprochen. Für die Almosen dankte er nicht, die Grüße erwiderte er kaum, und Fragen beantwortete er mit Ja oder Nein. Früh am Morgen erhob er sich. In die Hinterstube der Skowronneks kam kein Licht, sie hatte keine Fenster. Er fühlte nur den Morgen durch die Läden, einen weiten Weg hatte der Morgen, ehe er zu Mendel Singer gelangte. Regten sich die ersten Geräusche in den Straßen, begann Singer den Tag. Im Spirituskocher siedete der Tee. Er trank ihn zu einem Brot und einem harten Ei. Er warf einen schüchternen, aber bösen Blick auf den Sack mit den heiligen Gegenständen an der Wand, im dunkelblauen Schatten sah das Säckchen aus wie ein noch dunklerer Auswuchs des Schattens. Ich bete nicht! sagte sich Mendel. Aber es tat ihm weh, daß er nicht betete. Sein Zorn schmerzte ihn und die Machtlosigkeit dieses Zorns. Obwohl Mendel mit Gott böse war, herrschte Gott noch über die Welt. Der Haß konnte ihn ebensowenig fassen wie die Frömmigkeit.

Erfüllt von solchen und ähnlichen Überlegungen, begann Mendel seinen Tag. Früher, er erinnerte sich, war sein Erwachen leicht gewesen, die frohe Erwartung des Gebetes hatte ihn geweckt und die Lust, die

bewußte Nähe zu Gott zu erneuern. Aus der wohligen Wärme des Schlafes war er eingetreten in den noch heimlicheren, noch trauteren Glanz des Gebets wie in einen prächtigen und doch gewohnten Saal, in dem der mächtige und dennoch lächelnde Vater wohnte. »Guten Morgen, Vater!« hatte Mendel Singer gesagt – und geglaubt, eine Antwort zu hören. Ein Trug war es gewesen. Der Saal war prächtig und kalt, der Vater war mächtig und böse. Keine andern Laute kamen über seine Lippen als Donner.

Mendel Singer sperrte den Laden auf, legte die Notenblätter, die Gesangstexte, die Grammophonplatten in das schmale Schaufenster und zog mit einer langen Stange den eisernen Rolladen hoch. Dann nahm er einen Mund voll Wasser, besprengte den Fußboden, ergriff den Besen und fegte den Schmutz des vergangenen Tages zusammen. Auf einer kleinen Schaufel trug er die Papierschnitzel zum Herd und machte ein Feuer und verbrannte sie. Dann ging er hinaus, kaufte ein paar Zeitungen und brachte sie einigen Nachbarn in die Häuser. Er begegnete den Milchjungen und den frühen Bäckern, begrüßte sie und ging wieder »ins Geschäft«. Bald kamen die Skowronneks. Sie schickten ihn dies und jenes besorgen. Den ganzen Tag hieß es: »Mendel, lauf hinaus und kauf einen Hering!«, »Mendel, die Rosinen sind noch nicht eingelegt!«, »Mendel, du hast die Wäsche vergessen!«, »Mendel, die Leiter ist zerbrochen!«, »In der Laterne fehlt eine Scheibe!« »Wo ist der Korkenzieher?« Und Mendel lief hinaus und kaufte einen Hering und legte die Rosinen ein und holte die Wäsche und richtete die Leiter und trug die Laterne zum Glasermeister und fand den Korkenzieher. Die Nachbarinnen holten ihn manchmal, damit er die kleinen Kinder bewachte, wenn ein Kino das Programm geändert hatte oder ein neues Theater gekommen war. Und Mendel saß bei den fremden Kindern, und wie er einmal zu Hause mit einem leichten und zärtlichen Finger den Korb Menuchims ins Schaukeln gebracht hatte, so schaukelte er jetzt mit einer leichten und zärtlichen Fußspitze die Wiegen fremder Säuglinge, deren Namen er nicht wußte. Er sang dazu ein altes Lied, ein sehr altes Lied: »Sprich mir nach, Menuchim: ›Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde‹, sprich es mir nach, Menuchim!«

Es war im Monat Elul, und die hohen Feiertage brachen an. Alle Juden des Viertels wollten ein provisorisches Bethaus in Skowronneks Hinterstube einrichten. (Denn in die Synagoge gingen sie nicht gern.) »Mendel, in deinem Zimmer wird man beten!« sagte Skowronnek.

»Was sagst du dazu?« »Man soll beten!« erwiderte Mendel. Und er sah zu, wie sich die Juden versammelten, die großen gelben Wachskerzen anzündeten, mit den überhängenden Dochtbüscheln. Er selbst half jedem Kaufmann die Rolläden herunterlassen und die Türen schließen. Er sah, wie sie alle die weißen Kittel überzogen, daß sie aussahen wie Leichen, die noch einmal auferstanden sind, um Gott zu loben. Sie zogen die Schuhe aus und standen in Socken. Sie fielen in die Knie und erhoben sich, die großen, goldgelben Wachskerzen und die blütenweißen aus Stearin bogen sich und tropften auf die Gebetmäntel heiße Tränen, die im Nu verkrusteten. Die weißen Juden selbst bogen sich wie die Kerzen, und auch ihre Tränen fielen auf den Fußboden und vertrockneten. Aber Mendel Singer stand schwarz und stumm, in seinem Alltagsgewand, im Hintergrund, in der Nähe der Tür und bewegte sich nicht. Seine Lippen waren verschlossen und sein Herz ein Stein. Der Gesang des Kol Nidre erhob sich wie ein heißer Wind. Mendel Singers Lippen blieben verschlossen und sein Herz ein Stein. Schwarz und stumm, in seinem Alltagsgewand, hielt er sich im Hintergrund, in der Nähe der Tür. Niemand beachtete ihn. Die Juden bemühten sich, ihn nicht zu sehen. Ein Fremder war er unter ihnen. Der und jener dachte an ihn und betete für ihn. Mendel Singer aber stand aufrecht an der Tür und war böse auf Gott. Sie beten alle, weil sie sich fürchten, dachte er. Ich aber fürchte mich nicht. Ich fürchte mich nicht!

Nachdem alle gegangen waren, legte sich Mendel Singer auf sein hartes Sofa. Es war noch warm von den Körpern der Beter. Vierzig Kerzen brannten noch im Zimmer. Sie auszulöschen, wagte er nicht, sie ließen ihn nicht einschlafen. So lag er wach, die ganze Nacht. Er dachte sich Lästerungen sondergleichen aus. Er stellte sich vor, daß er jetzt hinausging, ins italienische Viertel, Schweinefleisch in einem Restaurant kaufte und zurückkehrte, um es hier, in der Gesellschaft der schweigsam brennenden Kerzen, zu verzehren. Wohl knüpfte er sein Taschentuch auf, wohl zählte er die Münzen, die er besaß, aber er verließ das Zimmer nicht und aß nichts. Er lag angekleidet mit großen, wachen Augen auf dem Sofa und murmelte: »Aus, aus, aus ist es mit Mendel Singer! Er hat keinen Sohn, er hat keine Tochter, er hat kein Weib, er hat kein Geld, er hat kein Haus, er hat keinen Gott! Aus, aus, aus ist es mit Mendel Singer!« Die goldenen und die bläulichen Flammen der Kerzen erzitterten leise. Die heißen, wächsernen Tränen tropften mit

harten Schlägen auf die Leuchterplatten, auf den gelben Sand in den messingenen Mörsern, auf das dunkelgrüne Glas der Flaschen. Der heiße Atem der Beter lebte noch im Zimmer. Auf den provisorischen Stühlen, die man für sie aufgestellt hatte, lagen noch ihre weißen Gebetmäntel und warteten auf den Morgen und auf die Fortsetzung des Gebets. Es roch nach Wachs und verkohlenden Dochten. Mendel verließ die Stube, öffnete den Laden, trat ins Freie. Es war eine klare, herbstliche Nacht. Kein Mensch zeigte sich. Mendel ging auf und ab vor dem Laden. Die breiten, langsamen Schritte des Polizisten erklangen. Da kehrte Mendel in den Laden zurück. Immer noch ging er Uniformierten aus dem Weg.

Die Zeit der Feiertage war vorüber, der Herbst kam, der Regen sang. Mendel kaufte Heringe, fegte den Fußboden, holte die Wäsche, richtete die Leiter, suchte den Korkenzieher, legte die Rosinen ein, ging auf und ab durch die Mitte der Gasse. Für Almosen dankte er kaum, Grüße erwiderte er nicht, Fragen beantwortete er mit Ja oder Nein. Am Nachmittag, wenn sich die Leute versammelten, um Politik zu reden und aus den Zeitungen vorzulesen, legte sich Mendel auf das Sofa und schlief. Die Reden der andern weckten ihn nicht. Der Krieg ging ihn gar nichts an. Die neuesten Platten sangen ihn in den Schlaf. Er erwachte erst, wenn es still geworden war und alle verschwanden. Dann sprach er noch eine Weile mit dem alten Skowronnek.

»Deine Schwiegertochter heiratet«, sagte Skowronnek einmal.

»Ganz recht!« erwiderte Mendel.

»Aber sie heiratet Mac!«

»Das hab' ich ihr geraten!«

»Das Geschäft geht gut!«

»Es ist nicht mein Geschäft.«

»Mac hat uns wissen lassen, daß er dir Geld geben will!«

»Ich will kein Geld!«

»Gute Nacht, Mendel!«

»Gute Nacht, Skowronnek!«

Die schrecklichen Neuigkeiten flammten auf in den Zeitungen, die Mendel jeden Morgen zu kaufen pflegte. Sie flammten auf, er vernahm wider Willen ihren fernen Widerschein, er wollte nichts von ihnen wissen. Über Rußland regierte kein Zar mehr. Gut, mochte der Zar nicht mehr regieren. Von Jonas und Menuchim wußten sie jedenfalls nichts zu melden, die Zeitungen. Man wettete bei Skowronnek, daß der Krieg

in einem Monat zu Ende sein würde. Gut, mochte der Krieg zu Ende gehn. Schemarjah kehrte nicht zurück. Die Leitung der Irrenanstalt schrieb, daß Mirjams Zustand sich nicht gebessert habe. Vega schickte den Brief ein, Skowronnek las ihn Mendel vor. »Gut«, sagte Mendel, »Mirjam wird nicht mehr gesund werden!«

Sein alter, schwarzer Kaftan schimmerte grün an den Schultern, und wie eine winzige Zeichnung der Wirbelsäule wurde, den ganzen Rükken entlang, die Naht sichtbar. Mendels Gestalt wurde kleiner und kleiner. Die Schöße seines Rockes wurden länger und länger und berührten, wenn Mendel ging, nicht mehr die Schäfte der Stiefel, sondern fast schon die Knöchel. Der Bart, der früher nur die Brust bedeckt hatte, reichte bis zu den letzten Knöpfen des Kaftans. Der Schirm der Mütze aus schwarzem, nunmehr grünlichem Rips war weich und dehnbar geworden und hing schlaff über Mendel Singers Augen, einem Lappen nicht unähnlich. In den Taschen trug Mendel Singer viele Sachen: Päckchen, um die man ihn geschickt hatte, Zeitungen, verschiedene Werkzeuge, mit denen er die schadhaften Gegenstände bei Skowronneks reparierte, Knäuel bunter Bindfäden, Packpapier und Brot. Diese Gewichte beugten den Rücken Mendels noch tiefer, und weil die rechte Tasche gewöhnlich schwerer war als die linke, zog sie auch die rechte Schulter des Alten hinunter. Also ging er schief und gekrümmt durch die Gasse, ein baufälliger Mensch, die Knie geknickt und mit schlurfenden Sohlen. Die Neuigkeiten der Welt und die Wochentage und Feste der andern rollten an ihm vorbei wie Wagen zu einem alten, abseitigen Haus.

Eines Tages war der Krieg wirklich zu Ende. Das Viertel war leer. Die Menschen waren fortgegangen, die Friedensfeiern zu sehen und die Heimkehr der Regimenter. Viele hatten Mendel aufgetragen, auf die Häuser zu achten. Er ging von einer Wohnung zur andern, prüfte die Klinken und Schlösser und kehrte heim in den Laden. Aus einer unermeßlichen Ferne glaubte er das festliche Gedröhn der freudigen Welt zu hören, das Knallen der Feuerwerke und das Gelächter Zehntausender Menschen. Ein kleiner, stiller Friede kam über ihn. Seine Finger kraulten den Bart, seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, ja, sogar ein winziges Kichern kam in kurzen Stößen aus seiner Kehle. »Mendel wird sich auch ein Fest machen«, flüsterte er, und zum erstenmal ging er an einen der braunen Grammophonkästen. Er hatte schon gesehen, wie man das Instrument

aufdrehte. »Eine Platte, eine Platte!« sagte er. Heute vormittag war ein heimgekehrter Soldat dagewesen und hatte ein halbes Dutzend Platten gebracht, neue Lieder aus Europa. Mendel packte die oberste aus, legte sie behutsam auf das Instrument, dachte eine Weile nach, um sich genau an die Hantierung zu erinnern, und setzte endlich die Nadel auf. Es räusperte sich der Apparat. Dann erklang das Lied. Es war Abend, Mendel stand im Finstern neben dem Grammophon und lauschte. Jeden Tag hatte er hier Lieder gehört, lustige und traurige, langsame und hurtige, dunkle und helle. Aber niemals war ein Lied wie dieses hier gewesen. Es rann wie ein kleines Wässerchen und murmelte sachte, wurde groß wie das Meer und rauschte. Die ganze Welt höre ich jetzt, dachte Mendel. Wie ist es möglich, daß die ganze Welt auf so einer kleinen Platte eingraviert ist? Als sich eine kleine, silberne Flöte einmischte und von nun an die samtenen Geigen nicht mehr verließ und wie ein getreuer, schmaler Saum umrandete, begann Mendel zum erstenmal seit langer Zeit zu weinen. Da war das Lied zu Ende. Er drehte es noch einmal auf und zum drittenmal. Er sang es schließlich mit seiner heiseren Stimme nach und trommelte mit zagen Fingern auf das Gestell des Kastens.

So traf ihn der heimkehrende Skowronnek. Er stellte das Grammophon ab und sagte: »Mendel, zünde die Lampe an! Was spielst du hier?« Mendel zündete die Lampe an. »Sieh nach, Skowronnek, wie das Liedchen heißt.« »Das sind die neuen Platten«, sagte Skowronnek. »Heute habe ich sie gekauft. Das Lied heißt« – Skowronnek zog die Brille an, hielt die Platte unter die Lampe und las: »Das Lied heißt ›Menuchims Lied‹.«

Mendel wurde plötzlich schwach. Er mußte sich setzen. Er starrte auf die spiegelnde Platte in Skowronneks Händen.

»Ich weiß, woran du denkst«, sagte Skowronnek.

»Ja«, antwortete Mendel.

Skowronnek drehte noch einmal die Kurbel. »Ein schönes Lied«, sagte Skowronnek, legte den Kopf auf die linke Schulter und horchte. Allmählich füllte sich der Laden mit den verspäteten Nachbarn. Keiner sprach. Alle hörten das Lied und wiegten im Takt die Köpfe.

Und sie hörten es sechzehnmal, bis sie es auswendig konnten.

Mendel blieb allein im Laden. Er versperrte sorgfältig die Tür von innen, räumte das Schaufenster aus, begann sich auszuziehen. Jeden seiner Schritte begleitete das Lied. Während er einschlief, schien es ihm,

daß sich die blaue und silberne Melodie mit dem kläglichen Wimmern verbinde, mit Menuchims, seines eigenen Menuchims, einzigem, längst nicht mehr gehörtem Lied.

XV

Länger wurden die Tage. Die Morgen enthielten schon so viel Helligkeit, daß sie sogar durch den geschlossenen Rolladen in das fensterlose Hinterzimmer Mendels einbrechen konnten. Im April erwachte die Gasse eine gute Stunde früher. Mendel zündete den Spirituskocher an, stellte den Tee auf, füllte das kleine, blaue Waschbecken, tauchte sein Gesicht in die Schüssel, trocknete sich mit einem Zipfel des Handtuchs, das an der Türklinke hing, öffnete den Rolladen, nahm einen Mund voll Wasser, bespuckte sorgfältig die Diele und betrachtete die verschlungenen Ornamente, die der helle, aus seinen Lippen gespritzte Strahl auf den Staub zeichnete. Schon zischte der Spirituskocher; noch hatte es nicht einmal sechs geschlagen. Mendel trat vor die Tür. Da öffneten sich die Fenster in der Gasse wie von selbst. Es war Frühling. Es war Frühling. Ostern bereitete man vor, in allen Häusern half Mendel. Den Hobel legte er an die hölzernen Tischplatten, um sie zu säubern von den profanen Nahrungsresten des ganzen Jahres. Die runden, zylinderförmigen Pakete, in denen das Osterbrot geschichtet lag in karminrotem Papier, stellte er auf die weißen Fächer der Schaufenster, und die Weine aus Palästina befreite er von dem Spinngewebe, unter dem sie in den kühlen Kellern geruht hatten. Die Betten der Nachbarn nahm er auseinander und trug Stück um Stück in die Höfe, wo die linde Aprilsonne das Ungeziefer hervorlockte und der Vernichtung durch Benzin, Terpentin und Petroleum anheimgab. In rosa und himmelblaues Zierpapier schnitt er mit der Schere runde und winklige Löcher und Fransen und befestigte es mit Reißnägeln an den Küchengestellen, als kunstvollen Belag für das Geschirr. Die Fässer und Bottiche füllte er mit heißem Wasser, große, eiserne Kugeln hielt er an hölzernen Stangen ins Herdfeuer, bis sie glühten. Dann tauchte er die Kugeln in die Bottiche und Fässer, das Wasser zischte, gereinigt waren die Gefäße, wie die Vorschrift es befahl. In riesengroßen Mörsern zerstampfte er die Osterbrote zu Mehl, schüttete es in saubere Säcke und umschnürte sie mit blauen Bändchen. All das hatte er einmal im eigenen Hause gemacht. Langsamer als in Amerika war dort Frühling ge-

kommen. Mendel erinnerte sich an den alternden, grauen Schnee, der das hölzerne Pflaster des Bürgersteigs in Zuchnow um diese Jahreszeit säumte, an die kristallenen Eiszapfen am Rande der Spundlöcher, an die plötzlichen, sanften Regen, die in den Dachrinnen sangen, die ganze Nacht, an die fernen Donner, die hinter dem Föhrenwald dahinrollten, an den weißen Reif, der jeden hellblauen Morgen zärtlich bedeckte, an Menuchim, den Mirjam in eine geräumige Tonne gesteckt hatte, um ihn aus dem Wege zu räumen, und an die Hoffnung, daß endlich, endlich in diesem Jahre der Messias kommen werde. Er kam nicht. Er kommt nicht, dachte Mendel, er wird nicht kommen. Andere mochten ihn erwarten. Mendel wartete nicht.

Dennoch erschien Mendel seinen Freunden wie den Nachbarn in diesem Frühling verändert. Sie beobachteten manchmal, daß er ein Lied summte, und sie erhaschten ein sanftes Lächeln unter seinem weißen Bart.

»Er wird kindisch, er ist schon alt«, sagte Groschel.

»Er hat alles vergessen«, sagte Rottenberg.

»Es ist eine Freude vor dem Tod«, meinte Menkes.

Skowronnek, der ihn am besten kannte, schwieg. Nur einmal, an einem Abend, vor dem Schlafengehen, sagte er zu seiner Frau: »Seitdem die neuen Platten gekommen sind, ist unser Mendel ein anderer Mensch. Ich ertappe ihn manchmal, wie er selbst ein Grammophon aufzieht. Was meinst du dazu?«

»Ich meine dazu«, erwiderte ungeduldig die Frau Skowronnek, »daß Mendel alt und kindisch wird und bald gar nicht zu gebrauchen.« Sie war schon seit geraumer Zeit mit Mendel unzufrieden. Je älter er wurde, desto geringer wurde ihr Mitleid für ihn. Allmählich vergaß sie auch, daß Mendel ein wohlhabender Mann gewesen war, und ihr Mitgefühl, das sich von ihrem Respekt genährt hatte (denn ihr Herz war klein), starb dahin. Sie nannte ihn auch nicht mehr wie am Anfang Mister Singer, sondern einfach Mendel wie bald alle Welt. Und hatte sie ihm früher Aufträge mit jener gewissen Zurückhaltung erteilt, die beweisen sollte, daß seine Folgsamkeit sie ehrte und beschämte zugleich, so fing sie jetzt an, ihn dermaßen ungeduldig zu befehligen, daß ihre Unzufriedenheit mit seinem Gehorsam schon von vornherein sichtbar wurde. Obwohl Mendel nicht schwerhörig war, erhob Frau Skowronnek die Stimme, um mit ihm zu sprechen, als fürchtete sie, mißverstanden zu werden, und als wollte sie durch ihr Schreien bewei-

sen, daß Mendel ihre Befehle falsch ausführte, weil sie in ihrer gewohnten Stimmlage zu ihm gesprochen hatte. Ihr Schreien war eine Vorsichtsmaßregel; das einzige, was Mendel kränkte. Denn er, der vom Himmel so erniedrigt war, machte sich wenig aus dem gutmütigen und leichtfertigen Spott der Menschen, und nur wenn man seine Fähigkeit zu verstehen anzweifelte, war er beleidigt. »Mendel, sputet Euch«, so begann jeder Auftrag der Frau Skowronnek. Er machte sie ungeduldig, er schien ihr zu langsam. »Schreien Sie nicht so«, erwiderte Mendel gelegentlich, »ich höre Sie schon.« »Aber Sie eilen sich nicht, Sie haben Zeit!« »Ich habe weniger Zeit als Sie, Frau Skowronnek, so wahr ich älter bin als Sie!« Frau Skowronnek, die den Nebensinn der Antwort und die Zurechtweisung nicht sofort begriff und sich verspottet wähnte, wandte sich sofort an den nächststehenden Menschen im Laden: »Nun, was sagen Sie dazu? Er wird alt! Unser Mendel wird alt!« Sie hätte ihm gerne noch ganz andere Eigenschaften nachgesagt, aber sie begnügte sich mit der Erwähnung des Alters, das sie für ein Laster hielt. Wenn Skowronnek derlei Reden hörte, sagte er zu seiner Frau: »Alt werden wir alle! Ich bin genauso alt wie Mendel – und du wirst auch nicht jünger!« »Du kannst ja eine Junge heiraten«, sagte Frau Skowronnek. Sie war glücklich, daß sie endlich einen gebrauchsfertigen Anlaß zu einem ehelichen Zwist hatte. Und Mendel, der die Entwicklung dieser Streitigkeiten kannte und von vornherein begriff, daß sich der Zorn der Frau Skowronnek schließlich gegen ihren Mann und seinen Freund entladen würde, zitterte um seine Freundschaft.

Heute war Frau Skowronnek aus einem besondern Grund gegen Mendel Singer eingenommen. »Stell dir vor«, sagte sie zu ihrem Mann, »seit einigen Tagen ist mein Hackmesser verschwunden. Ich kann schwören, daß Mendel es genommen hat. Frage ich ihn aber, so weiß er nichts davon. Er wird alt und älter, er ist wie ein Kind!«

In der Tat hatte Mendel Singer das Hackmesser der Frau Skowronnek an sich genommen und versteckt. Er bereitete schon seit langem im geheimen einen großen Plan vor, den letzten seines Lebens. Eines Abends glaubte er, ihn ausführen zu können. Er tat, als nickte er auf dem Sofa ein, während die Nachbarn sich bei Skowronnek unterhielten. In Wirklichkeit aber schlief Mendel keineswegs. Er lauerte und lauschte mit geschlossenen Lidern, bis sich der letzte entfernt hatte. Dann zog er unter dem Kopfpolster des Sofas das Hackmesser hervor,

steckte es unter den Kaftan und huschte in die abendliche Gasse. Die Laternen waren noch nicht entzündet, aus manchen Fenstern drang schon gelbes Lampenlicht. Gegenüber dem Hause, in dem er mit Deborah gewohnt hatte, stellte sich Mendel Singer auf und spähte nach den Fenstern seiner früheren Wohnung. Dort lebte jetzt das junge Ehepaar Frisch, unten hatte es einen modernen Eiscreme-Salon eröffnet. Jetzt traten die jungen Leute aus dem Haus. Sie schlossen den Salon. Sie gingen ins Konzert. Sparsam waren sie, geizig konnte man sagen, fleißig, und Musik liebten sie. Der Vater des jungen Frisch hatte in Kowno eine Hochzeitskapelle dirigiert. Heute konzertierte ein philharmonisches Orchester, eben aus Europa gekommen. Frisch sprach schon seit Tagen davon. Nun gingen sie. Sie sahen Mendel nicht. Er schlich sich hinüber, trat ins Haus, tastete sich das altgewohnte Geländer empor und zog alle Schlüssel aus der Tasche. Er bekam sie von den Nachbarn, die ihm die Bewachung ihrer Wohnungen übertrugen, wenn sie ins Kino gingen. Ohne Mühe öffnete er die Tür. Er schob den Riegel vor, legte sich platt auf den Boden und begann, ein Dielenbrett nach dem andern zu beklopfen. Es dauerte sehr lange. Er wurde müde, gönnte sich ein kleine Pause und arbeitete dann weiter. Endlich tönte es hohl, just an der Stelle, an der einmal das Bett Deborahs gestanden war. Mendel entfernte den Schmutz aus den Fugen, lockerte das Brett mit dem Hackmesser an allen vier Rändern und stemmte es hoch. Er hatte sich nicht getäuscht, er fand, was er suchte. Er ergriff das stark verknotete Taschentuch, barg es im Kaftan, legte das Brett wieder hin und entfernte sich lautlos. Niemand war im Treppenflur, kein Mensch hatte ihn gesehn. Früher als gewöhnlich sperrte er heute den Laden, ließ er die Rollbalken nieder. Er entzündete die große Hängelampe, den Rundbrenner, und setzte sich in ihren Lichtkegel. Er entknotete das Taschentuch und zählte seinen Inhalt. Siebenundsechzig Dollar in Münzen und Papier hatte Deborah gespart. Es war viel, aber es genügte nicht und enttäuschte Mendel. Legte er seine eigenen Ersparnisse hinzu, die Almosen und kleinen Vergütungen für seine Arbeiten in den Häusern, so waren es genau sechsundneunzig Dollar. Sie reichten nicht. Also noch ein paar Monate! flüsterte Mendel. Ich habe Zeit. Ja, er hatte Zeit, ziemlich lange noch mußte er leben! Vor ihm lag der große Ozean. Noch einmal mußte er ihn überqueren. Das ganze große Meer wartete auf Mendel. Ganz Zuchnow und Umgebung warten auf ihn: die Kaserne, der Föhrenwald, die Frösche in den Sümpfen und die

Grillen auf den Feldern. Ist Menuchim tot, so liegt er auf dem kleinen Friedhof und wartet. Auch Mendel wird sich hinlegen. In Sameschkins Gehöft wird er vorher eintreten, keine Angst mehr wird er vor den Hunden haben, gebt ihm einen Wolf aus Zuchnow, und er fürchtet sich nicht. Ungeachtet der Käfer und der Würmer, der Laubfrösche und der Heuschrecken wird Mendel imstande sein, sich auf die nackte Erde zu legen. Dröhnen werden die Kirchenglocken und ihn an das lauschende Licht in Menuchims törichten Augen erinnern. Mendel wird antworten: »Heimgekehrt bin ich, lieber Sameschkin, mögen andere durch die Welt wandern, meine Welten sind gestorben, zurückgekommen bin ich, um hier für ewig einzuschlafen!« Die blaue Nacht ist über das Land gespannt, die Sterne glänzen, die Frösche quaken, die Grillen zirpen, und drüben, im finstern Wald, singt jemand das Lied Menuchims.

So schläft Mendel heute ein, in der Hand hält er das verknotete Taschentuch.

Am andern Morgen ging er in Skowronneks Wohnung, legte auf die kalte Herdplatte der Küche das Hackmesser und sagte: »Hier, Frau Skowronnek, das Hackmesser hat sich gefunden!«

Er wollte sich schnell wieder entfernen, aber die Frau Skowronnek begann: »Gefunden hat es sich! Es war nicht schwer, Ihr habt es doch versteckt! Übrigens habt Ihr gestern fest geschlafen. Wir waren noch einmal vor dem Laden und haben geklopft. Habt Ihr schon gehört? Der Frisch vom Eiscreme-Salon hat Euch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Ihr sollt sofort zu ihm hinübergehn.«

Mendel erschrak. Irgend jemand hatte ihn also gestern gesehen, vielleicht hatte ein anderer die Wohnung ausgeplündert, und man verdächtigte Mendel. Vielleicht auch waren es gar nicht Deborahs Ersparnisse, sondern die der Frau Frisch, und er hatte sie geraubt. Seine Knie zitterten. »Erlaubt mir, daß ich mich setze«, sagte er zu Frau Skowronnek. »Zwei Minuten könnt Ihr sitzen«, sagte sie, »dann muß ich kochen.« »Was für eine wichtige Sache ist es?« forschte er. Aber er wußte schon im voraus, daß ihm die Frau nichts verraten würde. Sie weidete sich an seiner Neugier und schwieg. Dann hielt sie die Zeit für gekommen, ihn wegzuschicken: »Ich mische mich nicht in fremde Angelegenheiten! Geht nur zu Frisch!« sagte sie.

Und Mendel ging und beschloß, nicht bei Frisch einzutreten. Es konnte nur etwas Böses sein. Es würde von selbst früh genug kommen.

Er wartete. Am Nachmittag aber kamen die Enkel Skowronneks zu Besuch. Frau Skowronnek schickte ihn um drei Portionen Erdbeercreme. Zage betrat Mendel den Laden. Mister Frisch war zum Glück nicht da. Seine Frau sagte: »Mein Mann hat Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen, kommen Sie bestimmt am Nachmittag!«
Mendel tat, als ob er nicht gehört hätte. Sein Herz lief stürmisch, es wollte ihm entfliehen, mit beiden Händen hielt er es fest. Etwas Böses drohte ihm auf jeden Fall. Er wollte die Wahrheit sagen, Frisch würde ihm glauben. Glaubte man ihm nicht, so kam er ins Zuchthaus. Nun, es war auch nichts dabei. Im Zuchthaus wird er sterben. Nicht in Zuchnow.
Er konnte die Gegend des Eiscreme-Salons nicht verlassen. Er ging auf und ab vor dem Laden. Er sah den jungen Frisch heimkehren. Er wollte noch warten, aber seine Füße hasteten von selbst in den Laden. Er öffnete die Tür, die eine schrille Glocke in Bewegung setzte, und fand nicht mehr die Kraft, die Tür zu schließen, so daß die Alarmklingel unaufhörlich lärmte und Mendel betäubt in ihrem gewaltsamen Lärm gefangen blieb, gefesselt im Klingeln und unfähig, sich zu rühren. Mister Frisch selbst schloß die Tür. Und in der Stille, die jetzt einbrach, hörte Mendel den Mister Frisch seiner Frau sagen: »Schnell ein Soda mit Himbeer für Mister Singer!«
Wie lange hatte man nicht mehr »Mister Singer« zu Mendel gesagt? Erst in diesem Augenblick empfand er, daß man ihm lange Zeit nur »Mendel« gesagt hatte, um ihn zu kränken. Es ist ein böser Witz von Frisch, dachte er. Das ganze Viertel weiß, daß dieser junge Mann geizig ist, er selbst weiß, daß ich das Himbeerwasser nicht bezahlen werde. Ich werde es nicht trinken.
»Danke, danke«, sagte Mendel, »ich trinke nichts!«
»Sie werden uns keinen Korb geben«, sagte lächelnd die Frau.
»Mir werden Sie keinen Korb geben«, sagte der junge Frisch.
Er zog Mendel an eines der dünnbeinigen Tischchen aus Gußeisen und drückte den Alten in einen breiten Korbsessel. Er selbst setzte sich auf einen gewöhnlichen hölzernen Stuhl, rückte nahe an Mendel heran und begann:
»Gestern, Mister Singer, war ich, wie Sie wissen, beim Konzert.« Mendel setzte der Herzschlag aus. Er lehnte sich zurück und tat einen Schluck, um sich am Leben zu erhalten. »Nun«, fuhr Frisch fort, »ich habe ja viel Musik gehört, aber so etwas ist noch nicht dagewesen!

Zweiunddreißig Musikanten, verstehn Sie, und fast alle aus unserer Gegend. Und sie spielten jüdische Melodien, verstehen Sie? Das Herz wird warm, ich habe geweint, das ganze Publikum hat geweint. Sie spielten am Schluß ›Menuchims Lied‹, Mister Singer, Sie kennen es vom Grammophon her. Ein schönes Lied, nicht wahr?«
Was will er nur? dachte Mendel. »Ja, ja, ein schönes Lied.«
»In der Pause gehe ich zu den Musikanten. Es ist voll. Alle drängen sich zu den Musikanten. Der und jener findet einen Freund, und ich auch, Mister Singer, ich auch.«
Frisch machte eine Pause. Leute traten in den Laden, die Glocke schrillte.
»Ich finde«, sagte Mister Frisch, »aber trinken Sie nur, Mister Singer! – Ich finde meinen leiblichen Vetter, den Berkovitsch aus Kowno. Den Sohn meines Onkels. Und wir küssen uns. Und wir reden. Und plötzlich sagt Berkovitsch: ›Kennst du hier einen alten Mann namens Mendel Singer!‹«
Frisch wartete wieder. Aber Mendel Singer rührte sich nicht. Er nahm zur Kenntnis, daß ein gewisser Berkovitsch nach einem alten Mendel Singer gefragt hatte.
»Ja«, sagte Frisch, »ich erwiderte ihm, daß ich einen Mendel Singer aus Zuchnow kenne. ›Das ist er‹, sagte Berkovitsch. ›Unser Kapellmeister ist ein großer Komponist, noch jung und ein Genie, von ihm kommen die meisten Musikstücke, die wir spielen. Er heißt Alexej Kossak und ist auch aus Zuchnow.‹«
»Kossak?« wiederholte Mendel. »Meine Frau ist eine geborene Kossak. Es ist ein Verwandter!«
»Ja«, sagte Frisch, »und es scheint, daß dieser Kossak Sie sucht. Er will Ihnen wahrscheinlich etwas mitteilen. Und ich soll Sie fragen, ob Sie es hören wollen. Entweder Sie gehn zu ihm ins Hotel, oder ich schreibe Berkovitsch Ihre Adresse.«
Es wurde Mendel leicht und gleichzeitig schwer zumute. Er trank das Himbeerwasser, lehnte sich zurück und sagte: »Ich danke Ihnen, Mister Frisch. Aber es ist nicht so wichtig. Dieser Kossak wird mir alle traurigen Sachen erzählen, die ich schon weiß. Und außerdem – ich will Ihnen die Wahrheit sagen: Ich habe schon daran gedacht, mich mit Ihnen zu beraten. Ihr Bruder hat doch eine Schiffskartenagentur? Ich will nach Haus, nach Zuchnow. Es ist nicht mehr Rußland, die Welt hat sich verändert. Was kostet eine Schiffskarte heute? Und was für

Papiere muß ich haben? Reden Sie mit Ihrem Bruder, aber sagen Sie niemandem etwas.«
»Ich werde mich erkundigen«, erwiderte Frisch. »Aber Sie haben bestimmt nicht soviel Geld. Und in Ihrem Alter! Vielleicht sagt Ihnen dieser Kossak etwas! Vielleicht nimmt er Sie mit! Er bleibt nur kurze Zeit in New York! Soll ich dem Berkovitsch Ihre Adresse geben? Denn, wie ich Sie kenne, Sie gehen nicht ins Hotel!«
»Nein«, sagte Mendel, »ich werde nicht hingehn. Schreiben Sie ihm, wenn Sie wollen.«
Er erhob sich.
Frisch drückte ihn wieder in den Sessel. »Einen Moment«, sagte er, »Mister Singer, ich habe das Programm mitgenommen. Da ist ein Bild dieses Kossak.« Und er zog aus der Brusttasche ein großes Programm, entfaltete es und hielt es Mendel vor die Augen.
»Ein schöner, junger Mann«, sagte Mendel. Er betrachtete die Photographie. Obwohl das Bild abgenutzt war, das Papier schmutzig und das Porträt sich in hunderttausend winzige Moleküle aufzulösen schien, trat es lebendig aus dem Programm vor Mendels Augen. Er wollte es sofort zurückgeben, aber er behielt es und starrte darauf. Breit und weiß war die Stirn unter der Schwärze der Haare, wie ein glatter, besonnter Stein. Die Augen waren groß und hell. Sie blickten Mendel Singer geradeaus an, er konnte sich nicht mehr von ihnen befreien. Sie machten ihn fröhlich und leicht, so glaubte Mendel. Ihre Klugheit sah er leuchten. Alt waren sie und jung zugleich. Alles wußten sie, die Welt spiegelte sich in ihnen. Es war Mendel Singer, als ob er beim Anblick dieser Augen selbst jünger würde, ein Jüngling wurde er, gar nichts wußte er. Alles mußte er von diesen Augen erfahren. Er hat sie schon gesehn, geträumt, als kleiner Junge. Vor Jahren, als er anfing, die Bibel zu lernen, waren es die Augen der Propheten. Männer, zu denen Gott selbst gesprochen hat, haben diese Augen. Alles wissen sie, nichts verraten sie, das Licht ist in ihnen.
Lange sah Mendel das Bild an. Dann sagte er: »Ich werde es nach Hause mitnehmen, wenn Sie erlauben, Mister Frisch.« Und er faltete das Papier zusammen und ging.
Er ging um die Ecke, entfaltete das Programm, sah es an und steckte es wieder ein. Eine lange Zeit schien ihm seit der Stunde vergangen zu sein, in der er den Eiscreme-Salon betreten hatte. Die paar tausend Jahre, die in den Augen Kossaks leuchteten, lagen dazwischen und die

Jahre, vor denen Mendel noch so jung gewesen war, daß er sich das Angesicht von Propheten hatte vorstellen können. Er wollte umkehren, nach dem Konzertsaal fragen, in dem die Kapelle spielte, und hineingehen. Aber er schämte sich. Er ging in den Laden der Skowronneks und erzählte, daß ihn ein Verwandter seiner Frau in Amerika suche. Er habe Frisch die Erlaubnis gegeben, die Adresse mitzuteilen. »Morgen abend wirst du bei uns essen wie alle Jahre«, sagte Skowronnek. Es war der erste Osterabend. Mendel nickte. Er wollte lieber in seinem Hinterzimmer bleiben, er kannte die schiefen Blicke der Frau Skowronnek und die berechnenden Hände, mit denen sie Mendel die Suppe und den Fisch zuteilte. Es ist das letztemal, dachte er. Von heute in einem Jahr werde ich in Zuchnow sein: lebendig oder tot; lieber tot. Als erster der Gäste kam er am nächsten Abend, aber als letzter setzte er sich an den Tisch. Frühzeitig kam er, um die Frau Skowronnek nicht zu kränken, spät nahm er seinen Platz ein, um zu zeigen, daß er sich für den Geringsten unter den Anwesenden hielt. Ringsum saßen sie schon: die Hausfrau, beide Töchter Skowronneks mit ihren Männern und Kindern, ein fremder Reisender in Musikalien und Mendel. Er saß am Ende des Tisches, auf den man ein gehobeltes Brett gelegt hatte, um ihn zu verlängern. Mendels Sorge galt nun nicht allein der Erhaltung des Friedens, sondern auch dem Gleichgewicht zwischen der Tischplatte und ihrer künstlichen Verlängerung. Mendel hielt mit einer Hand das Brettende fest, weil man einen Teller oder eine Terrine daraufstellen mußte. Sechs schneeweiße, dicke Kerzen brannten in sechs silbernen Leuchtern auf dem schneeweißen Tischtuch, dessen gestärkter Glanz die sechs Flammen zurückstrahlte. Wie weiße und silberne Wächter von gleichem Wuchs standen die Kerzen vor Skowronnek, dem Hausherrn, der im weißen Kittel auf einem weißen Kissen saß, angelehnt an ein anderes Kissen, ein sündenreiner König auf einem sündenreinen Thron. Wie lange war es her, daß Mendel in der gleichen Tracht, in gleicher Art den Tisch und das Fest regiert hatte? Heute saß er gebeugt und geschlagen, in seinem grün schillernden Rock am letzten Ende, der Geringste unter den Anwesenden, besorgt um die eigene Bescheidenheit und eine armselige Stütze der Feier. Die Osterbrote lagen verhüllt unter einer weißen Serviette, ein schneeiger Hügel neben dem saftigen Grün der Kräuter, dem dunklen Rot der Rüben und dem herben Gelb der Meerrettichwurzel. Die Bücher mit den Berichten von dem Auszug der Juden aus Ägypten lagen aufge-

schlagen vor jedem Gast. Skowronnek begann, die Legende vorzusingen, und alle wiederholten seine Worte, erreichten ihn und sangen einträchtig im Chor diese behagliche, schmunzelnde Melodie, eine gesungene Aufzählung der einzelnen Wunder, die immer wieder zusammengerechnet wurden und immer wieder die gleichen Eigenschaften Gottes ergaben: die Größe, die Güte, die Barmherzigkeit, die Gnade für Israel und den Zorn gegen Pharao. Sogar der Reisende in Musikalien, der die Schrift nicht lesen konnte und die Gebräuche nicht verstand, konnte sich der Melodie nicht entziehen, die ihn mit jedem neuen Satz umwarb, einspann und umkoste, so daß er sie mitzusummen begann, ohne es zu wissen. Und selbst Mendel stimmte sie milde gegen den Himmel, der vor viertausend Jahren freigebig heitere Wunder gespendet hatte, und es war, als würde durch die Liebe Gottes zum ganzen Volk Mendel mit seinem eigenen kleinen Schicksal beinahe ausgesöhnt. Noch sang er nicht mit, Mendel Singer, aber sein Oberkörper schaukelte vor und zurück, gewiegt vom Gesang der andern. Er hörte die Enkelkinder Skowronneks mit hellen Stimmen singen und erinnerte sich der Stimmen seiner eigenen Kinder. Er sah noch den hilflosen Menuchim auf dem ungewohnten, erhöhten Stuhl am feierlichen Tisch. Der Vater allein hatte während des Singens von Zeit zu Zeit einen hurtigen Blick auf seinen jüngsten und ärmsten Sohn geworfen, das lauschende Licht in seinen törichten Augen gesehn und gefühlt, wie sich der Kleine vergeblich mühte, mitzuteilen, was in ihm klang, und zu singen, was er hörte. Es war der einzige Abend im Jahr, an dem Menuchim einen neuen Rock trug wie seine Brüder und den weißen Kragen des Hemdes mit den ziegelroten Ornamenten als festlichen Rand um sein welkes Doppelkinn. Wenn Mendel ihm den Wein vorhielt, trank er mit gierigem Zug den halben Becher, keuchte und prustete und verzog sein Gesicht zu einem mißlungenen Versuch zu lachen oder zu weinen: Wer konnte es wissen?

Daran dachte Mendel, während er sich im Gesang der andern wiegte. Er sah, daß sie schon weit voraus waren, überschlug ein paar Seiten und bereitete sich vor, aufzustehn, die Ecke von den Tellern zu entlasten, damit sich kein Unfall ereignete, wenn er loslassen sollte. Denn der Zeitpunkt näherte sich, an dem man den roten Becher mit Wein füllte und die Tür öffnete, um den Propheten Eliahu einzulassen. Schon wartete das dunkelrote Glas, die sechs Lichter spiegelten sich in seiner Wölbung. Frau Skowronnek hob den Kopf und sah Mendel an.

Er stand auf, schlurfte zur Tür und öffnete sie. Skowronnek sang nun die Einladung an den Propheten. Mendel wartete, bis sie zu Ende war. Denn er wollte nicht den Weg zweimal machen. Dann schloß er die Tür, setzte sich wieder, stemmte die stützende Faust unter das Tischbrett, und der Gesang ging weiter.

Kaum eine Minute, nachdem Mendel sich gesetzt hatte, klopfte es. Alle hörten das Klopfen, aber alle dachten, es sei eine Täuschung. An diesem Abend saßen die Freunde zu Haus, leer waren die Gassen des Viertels. Um diese Stunde war kein Besuch möglich. Es war gewiß der Wind, der klopfte. »Mendel«, sagte Frau Skowronnek, »Ihr habt die Tür nicht richtig geschlossen.« Da klopfte es noch einmal, deutlich und länger. Alle hielten ein. Der Geruch der Kerzen, der Genuß des Weins, das gelbe, ungewohnte Licht und die alte Melodie hatten die Erwachsenen und die Kinder so nah an die Erwartung eines Wunders gebracht, daß ihr Atem für einen Augenblick aussetzte und daß sie ratlos und blaß einander ansahen, als wollten sie sich fragen, ob der Prophet nicht wirklich Einlaß verlange. Also blieb es still, und niemand wagte, sich zu rühren. Endlich regte sich Mendel. Noch einmal schob er die Teller in die Mitte. Noch einmal schlurfte er zur Tür und öffnete. Da stand ein großgewachsener Fremder im halbdunklen Flur, wünschte guten Abend und fragte, ob er eintreten dürfe. Skowronnek erhob sich mit einiger Mühe aus seinen Pölstern. Er ging zur Tür, betrachtete den Fremden und sagte: »Please!« – wie er es in Amerika gelernt hatte. Der Fremde trat ein. Er trug einen dunklen Mantel, hochgeschlagen war sein Kragen, den Hut behielt er auf dem Kopf, offenbar aus Andacht vor der Feier, in die er geraten war, und weil alle anwesenden Männer mit bedeckten Häuptern dasaßen.

Es ist ein feiner Mann, dachte Skowronnek. Und er knöpfte, ohne ein Wort zu sagen, dem Fremden den Mantel auf. Der Mann verneigte sich und sagte: »Ich heiße Alexej Kossak. Ich bitte um Entschuldigung. Ich bitte sehr um Entschuldigung. Man hat mir gesagt, daß sich ein gewisser Mendel Singer aus Zuchnow bei Ihnen aufhält. Ich möchte ihn sprechen.«

»Das bin ich«, sagte Mendel, trat nahe an den Gast und hob den Kopf. Seine Stirn reichte bis zur Schulter des Fremden. »Herr Kossak«, fuhr Mendel fort, »ich habe schon von Ihnen gehört. Ein Verwandter sind Sie.«

»Legen Sie ab, und setzen Sie sich mit uns an den Tisch«, sagte Skowronnek.
Frau Skowronnek erhob sich. Alle rückten zusammen. Man machte dem Fremden Platz. Skowronneks Schwiegersohn stellte noch einen Stuhl an den Tisch. Der Fremde hängte den Mantel an einen Nagel und setzte sich Mendel gegenüber. Man stellte einen Becher Wein vor den Gast. »Lassen Sie sich nicht aufhalten«, bat Kossak, »beten Sie weiter.« Sie fuhren fort. Still und schmal saß der Gast auf seinem Platz. Mendel betrachtete ihn unaufhörlich. Unermüdlich sah Alexej Kossak auf Mendel Singer. Also saßen sie einander gegenüber, umweht von dem Gesang der andern, aber von ihnen getrennt. –
Es war beiden angenehm, daß sie der andern wegen noch nicht miteinander sprechen konnten. Mendel suchte die Augen des Fremden. Schlug sie Kossak nieder, so war dem Alten, als müßte er den Gast bitten, sie offenzuhalten. In diesem Angesicht war Mendel Singer alles fremd, nur die Augen hinter den randlosen Gläsern waren ihm nahe. Zu ihnen schweifte immer wieder sein Blick wie in einer Heimkehr zu vertrauten, hinter Fenstern verborgenen Lichtern, aus der fremden Landschaft des schmalen, blassen und jugendlichen Gesichts. Schmal, verschlossen und glatt waren die Lippen. Wenn ich sein Vater wäre, dachte Mendel, würde ich sagen: Lächle, Alexej. Leise zog er aus der Tasche das Plakat, entfaltete es unter dem Tisch, um die andern nicht zu stören, und reichte es dem Fremden hinüber. Der nahm es und lächelte, schmal, zart und nur eine Sekunde lang.
Man unterbrach den Gesang, die Mahlzeit begann, einen Teller heißer Suppe schob Frau Skowronnek vor den Gast, und Herr Skowronnek bat ihn mitzuessen. Der Reisende in Musikalien begann ein Gespräch in Englisch mit Kossak, von dem Mendel gar nichts verstand. Dann erklärte der Reisende allen, daß Kossak ein junges Genie sei, nur noch eine Woche in New York bleibe und sich erlauben werde, den Anwesenden Freikarten zu dem Konzert seines Orchesters zu schicken. Andere Gespräche konnten nicht in Gang kommen. Man aß in wenig festlicher Eile dem Ende der Feier zu, und jeden zweiten Bissen begleitete ein höfliches Wort des Fremden oder seiner Wirte. Mendel sprach nicht. Frau Skowronnek zu Gefallen aß er noch schneller als die andern, um keinen Anlaß zu Verzögerungen zu geben. Und alle begrüßten das Ende des Mahls und fuhren eifrig fort im Absingen der Wunder. Skowronnek schlug einen immer schnelleren Rhythmus an, die

Frauen konnten ihm nicht folgen. Als er aber zu den Psalmen kam, veränderte er die Stimme, das Tempo und die Melodie, und so betörend klangen die Worte, die er nunmehr sang, daß sogar Mendel am Ende jeder Strophe »Halleluja, Halleluja« wiederholte. Er schüttelte den Kopf, daß sein tiefer Bart über die aufgeschlagenen Blätter des Buches strich und ein zartes Rascheln hörbar wurde, als wollte sich der Bart Mendels an dem Gebet beteiligen, da der Mund Mendels so sparsam feierte.

Nun waren sie bald fertig. Die Kerzen waren bis zur Hälfte abgebrannt, der Tisch war nicht mehr glatt und feierlich, Flecken und Speisereste sah man auf dem weißen Tischtuch, und Skowronneks Enkel gähnten schon. Man hielt am Ende des Buches. Skowronnek sagte mit erhobener Stimme den überlieferten Wunsch: »Im nächsten Jahre in Jerusalem!« Alle wiederholten es, klappten die Bücher zu und wandten sich zum Gast. An Mendel kam jetzt die Reihe, den Besucher zu fragen. Der Alte räusperte sich, lächelte und sagte: »Nun, Herr Alexej, was wollen Sie mir erzählen?«

Mit halblauter Simme begann der Fremde: »Ihr hättet längst von mir Nachricht gehabt, Herr Mendel Singer, wenn ich Eure Adresse gewußt hätte. Aber nach dem Kriege wußte sie niemand mehr. Billes' Schwiegersohn, der Musikant, ist an Typhus gestorben, Euer Haus in Zuchnow stand leer, denn die Tochter Billes' war zu ihren Eltern, die damals schon in Dubno wohnten, geflohen, und in Zuchnow, in Eurem Haus, waren österreichische Soldaten. Nun, nach dem Kriege schrieb ich an meinen Manager hierher, aber der Mann war nicht geschickt genug, er schrieb mir, daß Ihr nicht zu finden seied.«

»Schade um Billes' Schwiegersohn!« sagte Mendel, und er dachte dabei an Menuchim.

»Und nun«, fuhr Kossak fort, »habe ich eine angenehme Nachricht.« Mendel hob den Kopf. »Ich habe Euer Haus gekauft, vom alten Billes, vor Zeugen und auf Grund einer amtlichen Einschätzung. Und das Geld will ich Euch auszahlen.«

»Wieviel macht es?« fragte Mendel.

»Dreihundert Dollar!« sagte Kossak.

Mendel griff sich an den Bart und kämmte ihn mit gespreizten, zitternden Fingern. »Ich danke Ihnen!« sagte er.

»Und was Euren Sohn Jonas betrifft«, sprach Kossak weiter, »so ist er seit dem Jahre 1915 verschollen. Niemand konnte etwas über ihn sa-

gen. Weder in Petersburg noch in Berlin, noch in Wien, noch im Schweizer Roten Kreuz. Ich habe überall angefragt und anfragen lassen. Aber vor zwei Monaten traf ich einen jungen Mann aus Moskau. Er kam eben als Flüchtling über die polnische Grenze, denn, wie Ihr wißt, gehört Zuchnow jetzt zu Polen. Und dieser junge Mann war Jonas' Regimentskamerad gewesen. Er sagte mir, daß er einmal durch Zufall gehört hat, daß Jonas lebt und in der weißgardistischen Armee kämpft. Nun ist es wohl ganz schwer geworden, etwas über ihn zu erfahren. Aber Ihr dürft die Hoffnung immer noch nicht aufgeben.«
Mendel wollte eben den Mund auftun, um nach Menuchim zu fragen. Aber sein Freund Skowronnek, der Mendels Frage vorausahnte, eine traurige Antwort für sicher hielt und bestrebt war, betrübliche Gespräche an diesem Abend zu vermeiden oder sie wenigstens, solang es ging, zu verschieben, kam dem Alten zuvor und sagte: »Nun, Herr Kossak, da wir das Vergnügen haben, einen so großen Mann wie Sie bei uns zu sehen, machen Sie uns vielleicht noch die Freude, etwas aus Ihrem Leben zu erzählen. Wie kommt es, daß Sie den Krieg, die Revolution und alle Gefahren überstanden haben?«
Der Fremde hatte offenbar diese Frage nicht erwartet, denn er antwortete nicht sofort. Er schlug die Augen nieder wie einer, der sich schämt oder nachdenken muß, und antwortete erst nach einer längeren Weile: »Ich habe nichts Besonderes erlebt. Als Kind war ich lange krank, mein Vater war ein armer Lehrer, wie Herr Mendel Singer, mit dessen Frau ich ja verwandt bin. (Es ist jetzt nicht an der Zeit, die Verwandtschaft näher zu erläutern.) Kurz, meiner Krankheit wegen und weil wir arm waren, kam ich in eine große Stadt, in ein öffentliches medizinisches Institut. Man behandelte mich gut, ein Arzt hatte mich besonders gern, ich wurde gesund, und der Doktor behielt mich in seinem Haus. Dort«, hier senkte Kossak die Stimme und den Kopf, und es war, als spräche er zum Tisch, so daß alle den Atem anhielten, um ihn genau zu hören, »dort setzte ich mich eines Tages an das Klavier und spielte aus dem Kopf eigene Lieder. Und die Frau des Doktors schrieb die Noten zu meinen Liedern. Der Krieg war mein Glück. Denn ich kam zur Militärmusik und wurde Dirigent einer Kapelle, blieb die ganze Zeit in Petersburg und spielte ein paarmal beim Zaren. Meine Kapelle ging mit mir nach der Revolution ins Ausland. Ein paar fielen ab, ein paar Neue kamen dazu, in London machten wir einen Kontrakt mit einer Konzertagentur, und so ist mein Orchester entstanden.«

Alle lauschten immer noch, obwohl der Gast längst nichts mehr erzählte. Aber seine Worte schwebten noch im Zimmer, und an den und jenen schlugen sie erst jetzt. Kossak sprach den Jargon der Juden mangelhaft, er mischte halbe russische Sätze in seine Erzählung, und die Skowronneks und Mendel begriffen sie nicht einzeln, sondern erst im ganzen Zusammenhang. Die Schwiegersöhne Skowronneks, die als kleine Kinder nach Amerika gekommen waren, verstanden nur die Hälfte und ließen sich von ihren Frauen die Erzählung des Fremden ins Englische übersetzen. Der Reisende in Musikalien wiederholte daraufhin die Biographie Kossaks, um sie sich einzuprägen. Die Kerzen brannten nur noch als kurze Stümpfe in den Leuchtern, es wurde dunkel im Zimmer, die Enkel schliefen mit schiefen Köpfchen auf den Sesseln, aber niemand machte Anstalten zu gehn, ja, Frau Skowronnek holte sogar zwei ganze Kerzen, klebte sie auf die alten Stümpfe und eröffnete so den Abend von neuem. Ihr alter Respekt vor Mendel Singer erwachte. Dieser Gast, der ein großer Mann war, beim Zaren gespielt hatte, einen merkwürdigen Ring am kleinen Finger trug und eine Perle in der Krawatte, mit einem Anzug aus gutem europäischem Stoff bekleidet war – sie verstand sich darauf, denn ihr Vater war Tuchhändler gewesen –, dieser Gast konnte nicht mit Mendel in die Hinterstube des Ladens gehn. Ja, sie sagte zur Überraschung ihres Mannes: »Mister Singer! Es ist gut, daß Sie heute zu uns gekommen sind. Sonst«, und sie wandte sich an Kossak, »ist er so bescheiden und zartfühlend, daß er alle meine Einladungen ausschlägt. Er ist dennoch wie das älteste Kind in unserem Haus.« Skowronnek fiel ihr ins Wort: »Mach uns noch einen Tee!« Und während sie aufstand, sagte er zu Kossak: »Wir alle kennen Ihre Lieder schon lange, ›Menuchims Lied‹ ist doch von Ihnen?« »Ja«, sagte Kossak. »Es ist von mir.« Es schien, daß ihm diese Frage nicht angenehm war. Er sah schnell auf Mendel Singer und fragte: »Ihre Frau ist tot?« Mendel nickte. »Und soviel ich weiß, haben Sie doch eine Tochter?« Statt Mendels erwiderte nun Skowronnek: »Sie ist leider durch den Tod der Mutter und des Bruders Sam verwirrt geworden und in der Anstalt.« Der Fremde ließ wieder den Kopf sinken. Mendel erhob sich und ging hinaus.

Er wollte nach Menuchim fragen, aber er hatte nicht den Mut dazu. Er kannte ja die Antwort schon im voraus. Er selbst versetzte sich an die Stelle des Gastes und antwortete sich: Menuchim ist schon lange tot. Er ist jämmerlich umgekommen. Er prägte sich diesen Satz ein,

schmeckte im voraus seine ganze Bitterkeit, um dann, wenn er wirklich erklingen sollte, ruhig bleiben zu können. Und da er noch eine schüchterne Hoffnung tief in seinem Herzen keimen fühlte, versuchte er, sie zu töten. Wenn Menuchim am Leben wäre, sagte er sich, so hätte es mir der Fremde sofort am Anfang erzählt. Nein! Menuchim ist schon lange tot. Jetzt werde ich ihn fragen, damit diese dumme Hoffnung ein Ende nehme! Aber er fragte noch immer nicht. Er setzte sich eine Pause, und die geräuschvolle Tätigkeit der Frau Skowronnek, die in der Küche mit dem Teekocher hantierte, veranlaßte ihn, das Zimmer zu verlassen, um der Hausfrau zu helfen, wie er es gewohnt war.

Heute aber schickte sie ihn ins Zimmer zurück. Er besaß dreihundert Dollar und einen vornehmen Verwandten. »Es schickt sich nicht für Euch, Mister Mendel«, sagte sie. »Laßt Euren Gast nicht allein!« Sie war übrigens schon fertig. Mit den vollen Teegläsern auf dem breiten Tablett betrat sie das Zimmer, gefolgt von Mendel. Der Tee dampfte. Mendel war endlich entschlossen, nach Menuchim zu fragen. Auch Skowronnek fühlte, daß die Frage nicht mehr aufzuschieben war. Er fragte lieber selbst, Mendel, sein Freund, sollte zu dem Weh, das ihm die Antwort bereiten würde, nicht auch noch die Qual zu fragen auf sich nehmen müssen.

»Mein Freund Mendel hatte noch einen armen, kranken Sohn namens Menuchim. Was ist mit ihm geschehn?«

Wieder antwortete der Fremde nicht. Er stocherte mit dem Löffel auf dem Grunde des Glases herum, zerrieb den Zucker, und als wollte er aus dem Tee die Antwort ablesen, sah er auf das hellbraune Glas, und den Löffel immer noch zwischen Daumen und Zeigefinger, die schmale, braune Hand sachte bewegend, sagte er endlich, unerwartet laut, wie mit einem plötzlichen Entschluß:

»Menuchim lebt!«

Es klingt nicht wie eine Antwort, es klingt wie ein Ruf. Unmittelbar darauf bricht ein Lachen aus Mendel Singers Brust. Alle erschrecken und sehen starr auf den Alten. Mendel sitzt zurückgelehnt auf dem Sessel, schüttelt sich und lacht. Sein Rücken ist so gebeugt, daß er die Lehne nicht ganz berühren kann. Zwischen der Lehne und Mendels altem Nacken (weiße Härchen kräuseln sich über dem schäbigen Kragen des Rocks) ist ein weiter Abstand. Mendels langer Bart bewegt sich heftig, flattert beinahe wie eine weiße Fahne und scheint ebenfalls zu lachen. Aus Mendels Brust dröhnt und kichert es abwechselnd. Alle

erschrecken, Skowronnek erhebt sich etwas schwerfällig aus den schwellenden Kissen und behindert durch den langen, weißen Kittel, geht um den ganzen Tisch, tritt zu Mendel, beugt sich zu ihm und nimmt mit beiden Händen Mendels beide Hände. Da verwandelt sich Mendels Lachen in Weinen, er schluchzt, und die Tränen fließen aus den alten, halb verhüllten Augen in den wild wuchernden Bart, verlieren sich im wüsten Gestrüpp, andere bleiben lange und rund und voll wie gläserne Tropfen in den Haaren hängen.
Endlich ist Mendel ruhig. Er sieht Kossak gerade an und wiederholt: »Menuchim lebt?«
Der Fremde sieht Mendel ruhig an und sagt: »Menuchim lebt, er ist gesund, es geht ihm sogar gut!«
Mendel faltet die Hände, er hebt sie, so hoch er kann, dem Plafond entgegen. Er möchte aufstehn. Er hat das Gefühl, daß er jetzt aufstehn müßte, gerade werden, wachsen, groß und größer werden, über das Haus hinauf und mit den Händen den Himmel berühren. Er kann die gefalteten Hände nicht mehr lösen. Er blickt zu Skowronnek, und der alte Freund weiß, was er jetzt zu fragen hat, an Mendels Statt.
»Wo ist Menuchim jetzt?« fragt Skowronnek.
Und langsam erwidert Alexej Kossak:
»Ich selbst bin Menuchim.«
Alle erheben sich plötzlich von den Sitzen, die Kinder, die schon geschlafen haben, erwachen und brechen in Weinen aus. Mendel selbst steht so heftig auf, daß hinter ihm sein Stuhl mit lautem Krach hinfällt. Er geht, er eilt, er hastet, er hüpft zu Kossak, dem einzigen, der sitzen geblieben ist. Es ist ein großer Aufruhr im Zimmer. Die Kerzen beginnen zu flackern, als würden sie plötzlich von einem Wind angeweht. An den Wänden flattern die Schatten stehender Menschen. Mendel sinkt vor dem sitzenden Menuchim nieder, er sucht mit unruhigem Mund und wehendem Bart die Hände seines Sohnes, seine Lippen küssen, wo sie hintreffen, die Knie, die Schenkel, die Weste Menuchims. Mendel steht wieder auf, hebt die Hände und beginnt, als wäre er plötzlich blind geworden, mit heftigen Fingern das Gesicht seines Sohnes abzutasten. Die stumpfen, alten Finger huschen über die Haare Menuchims, die glatte, breite Stirn, die kalten Gläser der Brille, die schmalen, geschlossenen Lippen. Menuchim sitzt ruhig und rührt sich nicht. Alle Anwesenden umringen Menuchim und

Mendel, die Kinder weinen, die Kerzen flackern, die Schatten der Wand ballen sich zu schweren Wolken zusammen. Niemand spricht.
Endlich erklingt Menuchims Stimme: »Steh auf, Vater!« sagt er, greift Mendel unter die Arme, hebt ihn hoch und setzt ihn auf den Schoß wie ein Kind. Die andern entfernen sich wieder. Jetzt sitzt Mendel auf dem Schoß seines Sohnes, lächelt in die Runde, jedem ins Angesicht. Er flüstert: »Der Schmerz wird ihn weise machen, die Häßlichkeit gütig, die Bitternis milde und die Krankheit stark.« Deborah hat es gesagt. Er hört noch ihre Stimme.
Skowronnek verläßt den Tisch, legt seinen Kittel ab, zieht seinen Mantel an und sagt: »Gleich komme ich wieder!« Wohin geht Skowronnek? Es ist noch nicht spät, kaum elf Uhr, die Freunde sitzen noch an den Tischen. Er geht von Haus zu Haus, zu Groschel, Menkes und Rottenberg. Alle sind noch an den Tischen zu finden. »Ein Wunder ist geschehn! Kommt zu mir und seht es an!« Er führt alle drei zu Mendel. Unterwegs begegnen sie der Tochter Lemmels, die ihre Gäste begleitet hat. Sie erzählen ihr von Mendel und Menuchim. Der junge Frisch, der mit seiner Frau noch ein bißchen spazierengeht, hört ebenfalls die Neuigkeit. Also erfahren einige, was sich ereignet hat. Unten vor dem Hause Skowronneks steht als Beweis das Automobil, in dem Menuchim gekommen ist. Ein paar Leute öffnen die Fenster und sehen es. Menkes, Groschel, Skowronnek und Rottenberg treten ins Haus. Mendel geht ihnen entgegen und drückt ihnen stumm die Hände.
Menkes, der Bedächtigste von allen, nahm das Wort. »Mendel«, sagte er, »wir sind gekommen, dich in deinem Glück zu sehn, wie wir dich im Unglück gesehn haben. Erinnerst du dich, wie du geschlagen warst? Wir trösteten dich, aber wir wußten, daß es umsonst war. Nun erlebst du ein Wunder am lebendigen Leibe. Wie wir damals mit dir traurig waren, so sind wir heute mit dir fröhlich. Groß sind die Wunder, die der Ewige vollbringt, heute noch wie vor einigen tausend Jahren. Gelobt sei Sein Name!« Alle standen. Die Töchter Skowronneks, die Kinder, die Schwiegersöhne und der Reisende in Musikalien waren schon in Überkleidern und nahmen Abschied. Mendels Freunde setzten sich nicht, denn sie waren nur zu einem kurzen Glückwunsch gekommen. Kleiner als sie alle, mit gekrümmtem Rücken, im grünlich schillernden Rock stand Mendel in ihrer Mitte, wie ein unscheinbarer, verkleideter König. Er mußte sich recken, um ihnen in die Gesicher zu sehn. »Ich danke euch«, sagte er. »Ohne eure Hilfe hätte ich diese Stunde nicht

erlebt. Seht euch meinen Sohn an!« Er zeigte mit der Hand auf ihn, als könnte irgend jemand von den Freunden nicht gründlich genug Menuchim betrachten. Ihre Augen befühlten den Stoff des Anzugs, die seidene Krawatte, die Perle, die schmalen Hände und den Ring. Dann sagten sie: »Ein edler junger Mann! Man sieht, daß er ein Besonderer ist!«

»Ich habe kein Haus«, sagte Mendel zu seinem Sohn. »Du kommst zu deinem Vater, und ich weiß nicht, wo dich schlafen zu legen.«

»Ich möchte dich mitnehmen, Vater«, erwiderte der Sohn. »Ich weiß nicht, ob du fahren darfst, weil ja Feiertag ist.«

»Er darf fahren«, sagten alle wie aus einem Munde.

»Ich glaube, daß ich mit dir fahren darf«, meinte Mendel. »Schwere Sünden hab' ich begangen, der Herr hat die Augen zugedrückt. Einen Isprawnik hab' ich Ihn genannt. Er hat sich die Ohren zugehalten. Er ist so groß, daß unsere Schlechtigkeit ganz klein wird. Ich darf mit dir fahren.«

Alle begleiteten Mendel zum Wagen. An diesem und jenem Fenster standen Nachbarn und Nachbarinnen und sahen hinunter. Mendel holte seine Schlüssel, sperrte noch einmal den Laden auf, ging ins Hinterzimmer und nahm das rotsamtene Säckchen vom Nagel. Er blies darauf, um es vom Staub zu befreien, ließ den Rolladen herunter, sperrte zu und gab Skowronnek die Schlüssel. Mit dem Sack im Arm stieg er ins Auto. Der Motor ratterte. Die Scheinwerfer leuchteten auf. Aus dem und jenem Fenster riefen Stimmen: »Auf Wiedersehen, Mendel!« Mendel Singer ergriff Menkes am Ärmel und sagte: »Morgen, beim Gebet, wirst du verkünden lassen, daß ich dreihundert Dollar für Arme spende. Lebt wohl!«

Und er fuhr an der Seite seines Sohnes in den vierundvierzigsten Broadway, ins Astor Hotel.

XVI

Kümmerlich und gebeugt, im grünlich schillernden Rock, das rotsamtene Säckchen im Arm, betrat Mendel Singer die Halle, betrachtete das elektrische Licht, den blonden Portier, die weiße Büste eines unbekannten Gottes vor dem Aufgang zur Stiege und den schwarzen Neger, der ihm den Sack abnehmen wollte. Er stieg in den Lift und sah

sich im Spiegel neben seinem Sohn, er schloß die Augen, denn er fühlte sich schwindlig werden. Er war schon gestorben, er schwebte in den Himmel, es nahm kein Ende. Der Sohn faßte ihn bei der Hand, der Lift hielt, Mendel ging auf einem lautlosen Teppich durch einen langen Korridor. Er öffnete erst die Augen, als er im Zimmer stand. Wie es seine Gewohnheit war, trat er sofort zum Fenster. Da sah er zum erstenmal die Nacht von Amerika aus der Nähe, den geröteten Himmel, die flammenden, sprühenden, tropfenden, glühenden, roten, blauen, grünen, silbernen, goldenen Buchstaben, Bilder und Zeichen. Er hörte den lärmenden Gesang Amerikas, das Hupen, das Tuten, das Dröhnen, das Klingeln, das Kreischen, das Knarren, das Pfeifen und das Heulen. Dem Fenster gegenüber, an dem Mendel lehnte, erschien jede fünfte Sekunde das breite, lachende Gesicht eines Mädchens, zusammengesetzt aus lauter hingesprühten Funken und Punkten, das blendende Gebiß in dem geöffneten Mund aus einem Stück geschmolzenen Silbers. Diesem Angesicht entgegen schwebte ein rubinroter, überschäumender Pokal, kippte von selbst um, ergoß seinen Inhalt in den offenen Mund und entfernte sich, um neu gefüllt wieder zu erscheinen, rubinrot und weißgischtig überschäumend. Es war eine Reklame für eine neue Limonade. Mendel bewunderte sie als die vollkommenste Darstellung des nächtlichen Glücks und der goldenen Gesundheit. Er lächelte, sah das Bild ein paarmal kommen und verschwinden und wandte sich wieder dem Zimmer zu. Da stand aufgeschlagen sein weißes Bett. In einem Schaukelstuhl wiegte sich Menuchim. »Ich werde heute nicht schlafen«, sagte Mendel. »Leg du dich schlafen, ich werde neben dir sitzen. Im Winkel hast du geschlafen, in Zuchnow, neben dem Herd.« »Ich erinnere mich genau an einen Tag«, begann Menuchim, nahm seine Brille ab, und Mendel sah die nackten Augen seines Sohnes, traurig und müde erschienen sie ihm, »ich erinnere mich an einen Vormittag, die Sonne ist sehr hell, das Zimmer leer. Da kommst du, hebst mich hoch, ich sitze auf einem Tisch, und du klingelst an ein Glas mit einem Löffel. Es war ein wunderbares Klingeln, ich wollte, ich könnte es heute komponieren und spielen. Dann singst du. Dann beginnen die Glocken zu läuten, ganz alte, wie große, schwere Löffel schlagen sie an riesengroße Gläser.« »Weiter, weiter«, sagte Mendel. Auch er erinnerte sich genau an jenen Tag, an dem Deborah aus dem Hause ging, die Reise zu Kapturak vorbereiten. »Das ist aus frühen Tagen das einzige!« sagte der Sohn. »Dann kommt die Zeit, wo Billes'

Schwiegersohn, der Geiger, spielt. Jeden Tag, glaube ich, spielt er. Er hört zu spielen auf, aber ich höre ihn immer, den ganzen Tag, die ganze Nacht.« »Weiter, weiter!« mahnte Mendel in dem Ton, in dem er seine Schüler immer zum Lernen angeeifert hatte. »Dann ist lange nichts! Dann sehe ich eines Tages einen großen roten und blauen Brand. Ich lege mich auf den Boden. Ich krieche zur Tür. Plötzlich reißt mich jemand hoch und treibt mich, ich laufe. Ich bin draußen, die Leute stehen auf der andern Seite der Gasse. Feuer! schreit es aus mir!« »Weiter, weiter!« mahnte Mendel. »Ich weiß nichts mehr. Man sagte mir dann später, ich wäre lange krank und bewußtlos gewesen. Ich erinnere mich erst an die Zeiten in Petersburg, ein weißer Saal, weiße Betten, viele Kinder in den Betten, ein Harmonium oder eine Orgel spielt, und ich singe mit lauter Stimme dazu. Dann führt mich der Doktor im Wagen nach Haus. Eine große, blonde Frau in einem blaßblauen Kittel spielt Klavier. Sie steht auf. Ich gehe an die Tasten, es klingt, wenn ich sie anrühre. Plötzlich spiele ich die Lieder der Orgel und alles, was ich singen kann.« »Weiter, weiter!« mahnte Mendel. »Ich wüßte nichts weiter, was mich mehr anginge als diese paar Tage. Ich erinnere mich an die Mutter. Es war warm und weich bei ihr, ich glaube, sie hatte eine sehr tiefe Stimme, und ihr Gesicht war sehr groß und rund wie eine ganze Welt.« »Weiter, weiter!« sagte Mendel. »An Mirjam, an Jonas, an Schemarjah erinnere ich mich nicht. Von ihnen habe ich erst viel später gehört, durch Billes' Tochter.«

Mendel seufzte. »Mirjam«, wiederholte er. Sie stand vor ihm, im goldgelben Schal, mit den blauschwarzen Haaren, flink und leichtfüßig, eine junge Gazelle. Seine Augen hatte sie. »Ein schlechter Vater war ich«, sagte Mendel. »Dich habe ich schlecht behandelt und sie. Jetzt ist sie verloren, keine Medizin kann ihr helfen.« »Wir werden zu ihr gehn«, sagte Menuchim. »Ich selbst, Vater, bin ich nicht geheilt worden?«

Ja, Menuchim hatte recht. Der Mensch ist unzufrieden, sagte sich Mendel. Eben hat er ein Wunder erlebt, schon will er das nächste sehn. Warten, warten, Mendel Singer! Sieh nur, was aus Menuchim, dem Krüppel, geworden ist. Schmal sind seine Hände, klug sind seine Augen, zart sind seine Wangen.

»Geh, schlafen, Vater!« sagte der Sohn. Er ließ sich auf den Boden nieder und zog Mendel Singer die alten Stiefel aus. Er betrachtete die Sohlen, die zerrissen waren, gezackte Ränder hatten, das gelbe, ge-

flickte Oberleder, die ruppig gewordenen Schäfte, die durchlöcherten Socken, die ausgefransten Hosen. Er entkleidete den Alten und legte ihn ins Bett. Dann verließ er das Zimmer, holte aus seinem Koffer ein Buch, kehrte zum Vater zurück, setzte sich in den Schaukelstuhl neben das Bett, entzündete die kleine, grüne Lampe und begann zu lesen. Mendel tat, als ob er schliefe. Er blinzelte durch einen schmalen Spalt zwischen den Lidern. Sein Sohn legte das Buch weg und sagte: »Du denkst an Mirjam, Vater! Wir werden sie besuchen. Ich werde Ärzte rufen. Man wird sie heilen. Sie ist noch jung! Schlaf ein!« Mendel schloß die Augen, aber er schlief nicht ein. Er dachte an Mirjam, hörte die ungewohnten Geräusche der Welt, fühlte durch die geschlossenen Lider die nächtlichen Flammen des hellen Himmels. Er schlief nicht, aber es war ihm wohl, er ruhte aus. Mit wachem Kopf lag er gebettet in Schlaf und erwartete den Morgen.
Der Sohn bereitete ihm das Bad, kleidete ihn an, setzte ihn in den Wagen. Sie fuhren lange, durch geräuschvolle Straßen, sie verließen die Stadt, sie kamen auf einen langen und breiten Weg, an dessen Rändern knospende Bäume standen. Der Motor summte hell, im Winde wehte Mendels Bart. Er schwieg. »Willst du wissen, wohin wir fahren, Vater?« fragte der Sohn. »Nein!« antwortete Mendel. »Ich will nichts wissen! Wohin du fährst, ist es gut.«
Und sie gelangten in eine Welt, wo der weiche Sand gelb war, das weite Meer blau und alle Häuser weiß. Auf der Terrasse vor einem dieser Häuser, an einem kleinen, weißen Tischchen, saß Mendel Singer. Er schlürfte einen goldbraunen Tee. Auf seinen gebeugten Rücken schien die erste warme Sonne dieses Jahres. Die Amseln hüpften dicht an ihn heran. Ihre Schwestern flöteten indessen vor der Terrasse. Die Wellen des Meeres plätscherten mit sanftem, regelmäßigem Schlag an den Strand. Am blaßblauen Himmel standen ein paar weiße Wölkchen. Unter diesem Himmel war es Mendel recht, zu glauben, daß Jonas sich einmal wieder einfinden würde und Mirjam heimkehren, »schöner als alle Frauen der Welt«, zitierte er im stillen. Er selbst, Mendel Singer, wird nach späten Jahren in den guten Tod eingehen, umringt von vielen Enkeln und »satt am Leben«, wie es im »Hiob« geschrieben stand. Er fühlte ein merkwürdiges und auch verbotenes Verlangen, die Mütze aus altem Seidenrips abzulegen und die Sonne auf seinen alten Schädel scheinen zu lassen. Und zum erstenmal in seinem Leben entblößte Mendel Singer aus freiem Willen sein Haupt, so wie er es nur im Amt

getan hatte und im Bad. Die spärlichen, gekräuselten Härchen auf seinem kahlen Kopf bewegte ein Frühlingswind wie seltsame, zarte Pflanzen.
So grüßte Mendel Singer die Welt.
Und eine Möwe stieß wie ein silbernes Geschoß des Himmels unter das Zeltdach der Terrasse. Mendel beobachtete ihren jähen Flug und die schattenhafte, weiße Spur, die sie in der blauen Luft hinterließ.
Da sagte der Sohn: »Nächste Woche fahre ich nach San Franzisko. Auf der Rückkehr spielen wir noch zehn Tage in Chicago. Ich denke, Vater, daß wir in vier Wochen nach Europa fahren können!«
»Mirjam?«
»Heute noch werde ich sie sehen, mit Ärzten sprechen. Alles wird gut werden, Vater. Vielleicht nehmen wir sie mit. Vielleicht wird sie in Europa gesund!«
Sie kehrten ins Hotel zurück. Mendel ging ins Zimmer seines Sohnes. Er war müde.
»Leg dich auf das Sofa, schlaf ein wenig«, sagte der Sohn. »In zwei Stunden bin ich wieder hier!«
Mendel legte sich gehorsam. Er wußte, wohin sein Sohn ging. Zur Schwester ging er. Er war ein wunderbarer Mensch, der Segen ruhte auf ihm, gesund würde er Mirjam machen.
Mendel erblickte eine große Photographie in rostbraunem Rahmen auf dem kleinen Spiegeltisch. »Gib mir das Bild!« bat er.
Er betrachtete es lange. Er sah die junge, blonde Frau in einem hellen Kleid, hell wie der Tag, in einem Garten saß sie, durch den der Wind spazierenging und die Sträucher am Rande der Beete bewegte. Zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, standen neben einem kleinen, eselbespannten Wagen, wie sie in manchen Gärten als spielerisches Vehikel gebraucht werden.
»Gott segne sie!« sagte Mendel.
Der Sohn ging. Der Vater blieb auf dem Sofa, die Photographie legte er sachte neben sich. Sein müdes Auge schweifte durchs Zimmer zum Fenster. Von seinem tiefgelagerten Sofa aus konnte er einen vielgezackten, wolkenlosen Ausschnitt des Himmels sehn. Er nahm noch einmal das Bild vor. Da war seine Schwiegertochter, Menuchims Frau, da waren die Enkel, Menuchims Kinder. Betrachtete er das Mädchen genauer, glaubte er, ein Kinderbild Deborahs zu sehn. Tot war Deborah, mit fremden, jenseitigen Augen erlebte sie vielleicht das Wunder.

Dankbar erinnerte sich Mendel an ihre junge Wärme, die er einst gekostet hatte, ihre roten Wangen, ihre halboffenen Augen, die im Dunkel der Liebesnächte geleuchtet hatten, schmale, lockende Lichter. Tote Deborah! Er stand auf, schob einen Sessel an das Sofa, stellte das Bild auf den Sessel und legte sich wieder hin. Während sie sich langsam schlossen, nahmen seine Augen die ganze blaue Heiterkeit des Himmels in den Schlaf hinüber und die Gesichter der neuen Kinder. Neben ihnen tauchten aus dem braunen Hintergrund des Porträts Jonas und Mirjam auf. Mendel schlief ein. Und er ruhte aus von der Schwere des Glücks und der Größe der Wunder.

RADETZKYMARSCH

Roman

1932



ERSTER TEIL

I

Die Trottas waren ein junges Geschlecht. Ihr Ahnherr hatte nach der Schlacht bei Solferino den Adel bekommen. Er war Slowene. Sipolje – der Name des Dorfes, aus dem er stammte – wurde sein Adelsprädikat. Zu einer besondern Tat hatte ihn das Schicksal ausersehn. Er aber sorgte dafür, daß ihn die späteren Zeiten aus dem Gedächtnis verloren. In der Schlacht bei Solferino befehligte er als Leutnant der Infanterie einen Zug. Seit einer halben Stunde war das Gefecht im Gange. Drei Schritte vor sich sah er die weißen Rücken seiner Soldaten. Die erste Reihe seines Zuges kniete, die zweite stand. Heiter waren alle und sicher des Sieges. Sie hatten ausgiebig gegessen und Branntwein getrunken, auf Kosten und zu Ehren des Kaisers, der seit gestern im Felde war. Hier und dort fiel einer aus der Reihe. Trotta sprang flugs in jede Lücke und schoß aus den verwaisten Gewehren der Toten und Verwundeten. Bald schloß er dichter die gelichtete Reihe, bald wieder dehnte er sie aus, nach vielen Richtungen spähend mit hundertfach geschärftem Auge, nach vielen Richtungen lauschend mit gespanntem Ohr. Mitten durch das Knattern der Gewehre klaubte sein flinkes Gehör die seltenen, hellen Kommandos seines Hauptmanns. Sein scharfes Auge durchbrach den blaugrauen Nebel vor den Linien des Feindes. Niemals schoß er, ohne zu zielen, und jeder seiner Schüsse traf. Die Leute spürten seine Hand und seinen Blick, hörten seinen Ruf und fühlten sich sicher.

Der Feind machte eine Pause. Durch die unabsehbar lange Reihe der Front lief das Kommando: »Feuer einstellen!« Hier und dort klapperte noch ein Ladestock, hier und dort knallte noch ein Schuß, verspätet und einsam. Der blaugraue Nebel zwischen den Fronten lichtete sich ein wenig. Man stand auf einmal in der mittäglichen Wärme der silbernen, verdeckten, gewitterlichen Sonne. Da erschien zwischen dem Leutnant und den Rücken der Soldaten der Kaiser mit zwei Offizieren des Generalstabs. Er wollte gerade einen Feldstecher, den ihm einer der Begleiter reichte, an die Augen führen. Trotta wußte, was das bedeutete: Selbst wenn man annahm, daß der Feind auf dem Rückzug

begriffen war, so stand seine Nachhut gewiß gegen die Österreicher gewendet, und wer einen Feldstecher hob, gab ihr zu erkennen, daß er ein Ziel sei, würdig, getroffen zu werden. Und es war der junge Kaiser. Trotta fühlte sein Herz im Halse. Die Angst vor der unausdenkbaren, der grenzenlosen Katastrophe, die ihn selbst, das Regiment, die Armee, den Staat, die ganze Welt vernichten würde, jagte glühende Fröste durch seinen Körper. Seine Knie zitterten. Und der ewige Groll des subalternen Frontoffiziers gegen die hohen Herren des Generalstabs, die keine Ahnung von der bitteren Praxis hatten, diktierte dem Leutnant jene Handlung, die seinen Namen unauslöschlich in die Geschichte seines Regiments einprägte. Er griff mit beiden Händen nach den Schultern des Monarchen, um ihn niederzudrücken. Der Leutnant hatte wohl zu stark angefaßt. Der Kaiser fiel sofort um. Die Begleiter stürzten auf den Fallenden. In diesem Augenblick durchbohrte ein Schuß die linke Schulter des Leutnants, jener Schuß eben, der dem Herzen des Kaisers gegolten hatte. Während er sich erhob, sank der Leutnant nieder. Überall, die ganze Front entlang, erwachte das wirre und unregelmäßige Geknatter der erschrokkenen und aus dem Schlummer gerissenen Gewehre. Der Kaiser, ungeduldig von seinen Begleitern gemahnt, die gefährliche Stelle zu verlassen, beugte sich dennoch über den liegenden Leutnant und fragte, eingedenk seiner kaiserlichen Pflicht, den Ohnmächtigen, der nichts mehr hörte, wie er denn heiße. Ein Regimentsarzt, ein Sanitätsunteroffizier und zwei Mann mit einer Tragbahre galoppierten herbei, die Rücken geduckt und die Köpfe gesenkt. Die Offiziere des Generalstabs rissen erst den Kaiser nieder und warfen sich dann selbst zu Boden. »Hier den Leutnant!« rief der Kaiser zum atemlosen Regimentsarzt empor.

Inzwischen hatte sich das Feuer wieder beruhigt. Und während der Kadettoffizierstellvertreter vor den Zug trat und mit heller Stimme verkündete: »Ich übernehme das Kommando!«, erhoben sich Franz Joseph und seine Begleiter, schnallten die Sanitäter vorsichtig den Leutnant auf die Bahre, und alle zogen sich zurück, in die Richtung des Regimentskommandos, wo ein schneeweißes Zelt den nächsten Verbandplatz überdachte.

Das linke Schlüsselbein Trottas war zerschmettert. Das Geschoß, unmittelbar unter dem linken Schulterblatt steckengeblieben, entfernte man in Anwesenheit des Allerhöchsten Kriegsherrn und unter dem

unmenschlichen Gebrüll des Verwundeten, den der Schmerz aus der Ohnmacht geweckt hatte.
Trotta wurde nach vier Wochen gesund. Als er in seine südungarische Garnison zurückkehrte, besaß er den Rang eines Hauptmanns, die höchste aller Auszeichnungen: den Maria-Theresien-Orden und den Adel. Er hieß von nun ab: Hauptmann Joseph Trotta von Sipolje.
Als hätte man ihm sein eigenes Leben gegen ein fremdes, neues, in einer Werkstatt angefertigtes vertauscht, wiederholte er sich jede Nacht vor dem Einschlafen und jeden Morgen nach dem Erwachen seinen neuen Rang und seinen neuen Stand, trat vor den Spiegel und bestätigte sich, daß sein Angesicht das alte war. Zwischen der linkischen Vertraulichkeit, mit der seine Kameraden den Abstand zu überwinden versuchten, den das unbegreifliche Schicksal plötzlich zwischen ihn und sie gelegt hatte, und seinen eigenen vergeblichen Bemühungen, aller Welt mit der gewohnten Unbefangenheit entgegenzutreten, schien der geadelte Hauptmann Trotta das Gleichgewicht zu verlieren, und ihm war, als wäre er von nun ab sein Leben lang verurteilt, in fremden Stiefeln auf einem glatten Boden zu wandeln, von unheimlichen Reden verfolgt und von scheuen Blicken erwartet. Sein Großvater noch war ein kleiner Bauer gewesen, sein Vater Rechnungsunteroffizier, später Gendarmeriewachtmeister im südlichen Grenzgebiet der Monarchie. Seitdem er im Kampf mit bosnischen Grenzschmugglern ein Auge verloren hatte, lebte er als Militärinvalide und Parkwächter des Schlosses Laxenburg, fütterte die Schwäne, beschnitt die Hecken, bewachte im Frühling den Goldregen, später den Holunder vor räuberischen, unberechtigten Händen und fegte in milden Nächten obdachlose Liebespaare von den wohltätig finstern Bänken. Natürlich und angemessen schien der Rang eines gewöhnlichen Leutnants der Infanterie dem Sohn eines Unteroffiziers. Dem adeligen und ausgezeichneten Hauptmann aber, der im fremden und fast unheimlichen Glanz der kaiserlichen Gnade umherging wie in einer goldenen Wolke, war der leibliche Vater plötzlich ferngerückt, und die gemessene Liebe, die der Nachkomme dem Alten entgegenbrachte, schien ein verändertes Verhalten und eine neue Form des Verkehrs zwischen Vater und Sohn zu verlangen. Seit fünf Jahren hatte der Hauptmann seinen Vater nicht gesehen; wohl aber jede zweite Woche, wenn er nach dem ewig unveränderlichen Turnus in den Stationsdienst kam, dem Alten einen kurzen Brief geschrieben, im Wachtzimmer, beim kärglichen und unruhi-

gen Schein der Dienstkerze, nachdem er die Wachen visitiert, die Stunden ihrer Ablösung eingetragen und in die Rubrik »Besondere Vorfälle« ein energisches und klares »Keine« gezeichnet hatte, das gleichsam auch nur jede leise Möglichkeit besonderer Vorfälle leugnete. Wie Urlaubsscheine und Dienstzettel glichen die Briefe einander, geschrieben auf gelblichen und holzfaserigen Oktavbogen, die Anrede »Lieber Vater!« links, vier Finger Abstand vom oberen Rand und zwei vom seitlichen, beginnend mit der kurzen Mitteilung vom Wohlergehen des Schreibers, fortfahrend mit der Hoffnung auf das des Empfängers und abgeschlossen von der steten, in einen neuen Absatz gefaßten und rechts unten im diagonalen Abstand zur Anrede hingemalten Wendung: »In Ehrfurcht Ihr treuer und dankbarer Sohn Joseph Trotta, Leutnant.« Wie aber sollte man jetzt, zumal da man dank dem neuen Rang nicht mehr den alten Turnus mitmachte, die gesetzmäßige, für ein ganzes Soldatenleben berechnete Form der Briefe ändern und zwischen die normierten Sätze ungewöhnliche Mitteilungen von ungewöhnlich gewordenen Verhältnissen rücken, die man selbst noch kaum begriffen hatte? An jenem stillen Abend, an dem der Hauptmann Trotta sich zum erstenmal nach seiner Genesung an den von spielerischen Messern gelangweilter Männer reichlich zerschnitzten und durchkerbten Tisch setzte, um die Pflicht der Korrespondenz zu erfüllen, sah er ein, daß er über die Anrede »Lieber Vater!« niemals hinauskommen würde. Und er lehnte die unfruchtbare Feder ans Tintenfaß, und er zupfte ein Stück vom flackernden Docht der Kerze ab, als erhoffte er von ihrem besänftigten Licht einen glücklichen Einfall und eine passende Wendung, und schweifte sachte in Erinnerungen ab, an Kindheit, Dorf, Mutter und Kadettenschule. Er betrachtete die riesigen Schatten, von geringen Gegenständen an die kahlen, blaugetünchten Wände geworfen, und die leicht gekrümmte, schimmernde Linie des Säbels am Haken neben der Tür und, durch den Korb des Säbels gesteckt, das dunkle Halsband. Er lauschte dem unermüdlichen Regen draußen und seinem trommelnden Gesang am blechbeschlagenen Fensterbrett. Und er erhob sich endlich mit dem Entschluß, den Vater in der nächsten Woche zu besuchen, nach vorgeschriebener Dank-Audienz beim Kaiser, zu der man ihn in einigen Tagen abkommandieren sollte.

Eine Woche später fuhr er unmittelbar von der Audienz, die aus knappen zehn Minuten bestanden hatte, nicht mehr als aus zehn Minuten

kaiserlicher Huld und jener zehn oder zwölf aus Akten gelesenen Fragen, auf die man in strammer Haltung ein »Jawohl, Majestät!« wie einen sanften, aber bestimmten Flintenschuß abfeuern mußte, im Fiaker zu seinem Vater nach Laxenburg. Er traf den Alten in der Küche seiner Dienstwohnung, in Hemdsärmeln, am blankgehobelten, nackten Tisch, auf dem ein dunkelblaues Taschentuch mit roten Säumen lag, vor einer geräumigen Tasse mit dampfendem und wohlriechendem Kaffee. Der knotenreiche, rotbraune Stock aus Weichselholz hing mit der Krücke an der Tischkante und schaukelte leise. Ein runzliger Lederbeutel mit faserigem Knaster lag dick geschwellt und halb offen neben der langen Pfeife aus weißem, gebräuntem, gelblichem Ton. Ihre Färbung paßte zu dem mächtigen, weißen Schnurrbart des Vaters. Hauptmann Joseph Trotta von Sipolje stand mitten in dieser ärmlichen und ärarischen Traulichkeit wie ein militärischer Gott, mit glitzernder Feldbinde, lackiertem Helm, der eine Art eigenen schwarzen Sonnenscheins verbreitete, in glatten, feurig gewichsten Zugstiefeln, mit schimmernden Sporen, mit zwei Reihen glänzender, beinahe flackernder Knöpfe am Rock und von der überirdischen Macht des Maria-Theresien-Ordens gesegnet. Also stand der Sohn vor dem Vater, der sich langsam erhob, als wollte er durch die Langsamkeit der Begrüßung den Glanz des Jungen wettmachen. Hauptmann Trotta küßte die Hand seines Vaters, beugte den Kopf tiefer und empfing einen Kuß auf die Stirn und einen auf die Wange. »Setz dich!« sagte der Alte. Der Hauptmann schnallte Teile seines Glanzes ab und setzte sich. »Ich gratulier' dir!« sagte der Vater mit gewöhnlicher Stimme, im harten Deutsch der Armee-Slawen. Er ließ die Konsonanten wie Gewitter hervorbrechen und beschwerte die Endsilben mit kleinen Gewichten. Vor fünf Jahren noch hatte er zu seinem Sohn slowenisch gesprochen, obwohl der Junge nur ein paar Worte verstand und nicht ein einziges selbst hervorbrachte. Heute aber mochte dem Alten der Gebrauch seiner Muttersprache von dem so weit durch die Gnade des Schicksals und des Kaisers entrückten Sohn als eine gewagte Zutraulichkeit erscheinen, während der Hauptmann auf die Lippen des Vaters achtete, um den ersten slowenischen Laut zu begrüßen, wie etwas vertraut Fernes und verloren Heimisches. »Gratuliere, gratuliere!« wiederholte der Wachtmeister donnernd. »Zu meiner Zeit ist es nie so schnell gegangen! Zu meiner Zeit hat uns noch der Radetzky gezwiebelt!« Es ist tatsächlich aus! dachte der Hauptmann Trotta. Getrennt von ihm war

der Vater durch einen schweren Berg militärischer Grade. »Haben Sie noch Rakija, Herr Vater?« sagte er, um den letzten Rest der familiären Gemeinsamkeit zu bestätigen. Sie tranken, stießen an, tranken wieder, nach jedem Trunk ächzte der Vater, verlor sich in einem unendlichen Husten, wurde blaurot, spuckte, beruhigte sich langsam und begann, Allerweltsgeschichten aus der eigenen Militärzeit zu erzählen, mit der unbezweifelbaren Absicht, Verdienste und Karriere des Sohnes geringer erscheinen zu lassen. Schließlich erhob sich der Hauptmann, küßte die väterliche Hand, empfing den väterlichen Kuß auf Stirn und Wange, gürtete den Säbel um, setzte den Tschako auf und ging – mit dem sichern Bewußtsein, daß er den Vater zum letztenmal in diesem Leben gesehen hatte...

Es war das letztemal gewesen. Der Sohn schrieb dem Alten die gewohnten Briefe, es gab keine andere sichtbare Beziehung mehr zwischen beiden – losgelöst war der Hauptmann Trotta von dem langen Zug seiner bäuerlichen slawischen Vorfahren. Ein neues Geschlecht brach mit ihm an. Die runden Jahre rollten nacheinander ab wie gleichmäßige, friedliche Räder. Standesgemäß heiratete Trotta die nicht mehr ganz junge, begüterte Nichte seines Obersten, Tochter eines Bezirkshauptmanns im westlichen Böhmen, zeugte einen Knaben, genoß das Gleichmaß seiner gesunden, militärischen Existenz in der kleinen Garnison, ritt jeden Morgen zum Exerzierplatz, spielte nachmittags Schach mit dem Notar im Kaffeehaus, wurde heimisch in seinem Rang, seinem Stand, seiner Würde und seinem Ruhm. Er besaß eine durchschnittliche militärische Begabung, von der er jedes Jahr bei den Manövern durchschnittliche Proben ablegte, war ein guter Gatte, mißtrauisch gegen Frauen, den Spielen fern, mürrisch, aber gerecht im Dienst, grimmiger Feind jeder Lüge, unmännlichen Gebarens, feiger Geborgenheit, geschwätzigen Lobs und ehrgeiziger Süchte. Er war so einfach und untadelig wie seine Konduitenliste, und nur der Zorn, der ihn manchmal ergriff, hätte einen Kenner der Menschen ahnen lassen, daß auch in der Seele des Hauptmanns Trotta die nächtlichen Abgründe dämmerten, in denen die Stürme schlafen und die unbekannten Stimmen namenloser Ahnen.

Er las keine Bücher, der Hauptmann Trotta, und bemitleidete im stillen seinen heranwachsenden Sohn, der anfangen mußte, mit Griffel, Tafel und Schwamm, Papier, Lineal und Einmaleins zu hantieren, und auf den die unvermeidlichen Lesebücher bereits warteten. Noch war

der Hauptmann überzeugt, daß auch sein Sohn Soldat werden müsse. Es fiel ihm nicht ein, daß (von nun bis zum Erlöschen des Geschlechts) ein Trotta einen andern Beruf würde ausüben können. Wenn er zwei, drei, vier Söhne gehabt hätte – aber seine Frau war schwächlich, brauchte Arzt und Kuren, und Schwangerschaft brachte sie in Gefahr –, alle wären sie Soldaten geworden. So dachte damals noch der Hauptmann Trotta. Man sprach von einem neuen Krieg, er war jeden Tag bereit. Ja, es schien ihm fast gewiß, daß er ausersehen war, in der Schlacht zu sterben. Seine solide Einfalt hielt den Tod im Feld für eine notwendige Folge kriegerischen Ruhms. Bis er eines Tages das erste Lesebuch seines Sohnes, der gerade fünf Jahre alt geworden war und den ein Hauslehrer schon, dank dem Ehrgeiz der Mutter, die Nöte der Schule viel zu früh schmecken ließ, mit lässiger Neugier in die Hand nahm. Er las das gereimte Morgengebet, es war seit Jahrzehnten das gleiche, er erinnerte sich noch daran. Er las die »Vier Jahreszeiten«, den »Fuchs und den Hasen«, den »König der Tiere«. Er schlug das Inhaltsverzeichnis auf und fand den Titel eines Lesestückes, das ihn selbst zu betreffen schien, denn es hieß: »Franz Joseph der Erste in der Schlacht bei Solferino«; las und mußte sich setzen. »In der Schlacht bei Solferino« – so begann der Abschnitt – »geriet unser Kaiser und König Franz Joseph der Erste in große Gefahr.« Trotta selbst kam darin vor. Aber in welcher Verwandlung! »Der Monarch« – hieß es – »hatte sich im Eifer des Gefechts so weit vorgewagt, daß er sich plötzlich von feindlichen Reitern umdrängt sah. In diesem Augenblick der höchsten Not sprengte ein blutjunger Leutnant auf schweißbedecktem Fuchs herbei, den Säbel schwingend. Hei! wie fielen da die Hiebe auf Kopf und Nacken der feindlichen Reiter!« Und ferner: »Eine feindliche Lanze durchbohrte die Brust des jungen Helden, aber die Mehrzahl der Feinde war bereits erschlagen. Den blanken Degen in der Hand, konnte sich der junge, unerschrockene Monarch leicht der immer schwächer werdenden Angriffe erwehren. Damals geriet die ganze feindliche Reiterei in Gefangenschaft. Der junge Leutnant aber – Joseph Ritter von Trotta war sein Name – bekam die höchste Auszeichnung, die unser Vaterland seinen Heldensöhnen zu vergeben hat: den Maria-Theresien-Orden.«

Hauptmann Trotta ging, das Lesebuch in der Hand, in den kleinen Obstgarten hinter das Haus, wo sich seine Frau an linderen Nachmittagen beschäftigte, und fragte sie, die Lippen blaß, mit ganz leiser

Stimme, ob ihr das infame Lesestück bekannt gewesen sei. Sie nickte lächelnd. »Es ist eine Lüge!« schrie der Hauptmann und schleuderte das Buch auf die feuchte Erde. »Es ist für Kinder«, antwortete sanft seine Frau. Der Hauptmann kehrte ihr den Rücken. Der Zorn schüttelte ihn wie der Sturm einen schwachen Strauch. Er ging schnell ins Haus, sein Herz flatterte. Es war die Stunde des Schachspiels. Er nahm den Säbel vom Haken, schnallte den Gurt mit einem bösen und heftigen Ruck um den Leib und verließ mit wilden und langen Schritten das Haus. Wer ihn sah, konnte glauben, daß er ausziehe, ein Schock Feinde zu erlegen. Nachdem er im Kaffeehaus, ohne noch ein Wort gesprochen zu haben, vier tiefe Querfurchen auf der blassen, schmalen Stirn unter dem harten, kurzen Haar, zwei Partien verloren hatte, warf er mit einer grimmen Hand die klappernden Figuren um und sagte zu seinem Partner: »Ich muß mich mit Ihnen beraten!« – Pause. – »Man hat mit mir Mißbrauch getrieben«, begann er wieder, sah geradewegs in die blitzenden Brillengläser des Notars und merkte nach einer Weile, daß ihm die Worte fehlten. Er hätte das Lesebuch mitnehmen müssen. Mit diesem odiosen Gegenstand in Händen wäre ihm die Erklärung bedeutend leichter gefallen. »Was für ein Mißbrauch?« fragte der Jurist. »Ich habe nie bei der Kavallerie gedient«, glaubte Hauptmann Trotta am besten anfangen zu müssen, obwohl er selbst einsah, daß man ihn so nicht begreifen konnte. »Und da schreiben diese schamlosen Schreiber in den Kinderbüchern, daß ich auf einem Fuchs, einem schweißbedeckten Fuchs, schreiben sie, herangesprengt bin, um den Monarchen zu retten, schreiben sie.« – Der Notar verstand. Er selbst kannte das Lesestück aus den Büchern seiner Söhne. »Sie überschätzen das, Herr Hauptmann«, sagte er. »Bedenken Sie, es ist für Kinder!« Trotta sah ihn erschrocken an. In diesem Augenblick schien es ihm, daß sich die ganze Welt gegen ihn verbündet hatte: die Schreiber der Lesebücher, der Notar, seine Frau, sein Sohn, der Hauslehrer. »Alle historischen Taten«, sagte der Notar, »werden für den Schulgebrauch anders dargestellt. Es ist auch so richtig, meiner Meinung nach. Die Kinder brauchen Beispiele, die sie begreifen, die sich ihnen einprägen. Die richtige Wahrheit erfahren sie dann später!« »Zahlen!« rief der Hauptmann und erhob sich. Er ging in die Kaserne, überraschte den diensthabenden Offizier, Leutnant Amerling, mit einem Fräulein in der Schreibstube des Rechnungsunteroffiziers, visitierte selbst die Wachen, ließ den Feldwebel holen, bestellte den Unteroffizier vom

Dienst zum Rapport, ließ die Kompanie antreten und befahl Gewehrübungen im Hof. Man gehorchte verworren und zitternd. In jedem Zug fehlten ein paar Mann, sie waren unauffindbar. Hauptmann Trotta befahl, die Namen zu verlesen. »Abwesende morgen zum Rapport!« sagte er zum Leutnant. Mit keuchendem Atem machte die Mannschaft Gewehrübungen. Es klapperten die Ladestöcke, es flogen die Riemen, die heißen Hände schlugen klatschend auf die kühlen, metallenen Läufe, die mächtigen Kolben stampften auf den dumpfen, weichen Boden. »Laden!« kommandierte der Hauptmann. Die Luft zitterte von dem hohlen Geknatter der blinden Patronen. »Eine halbe Stunde Salutierübungen!« kommandierte der Hauptmann. Nach zehn Minuten änderte er den Befehl. »Kniet nieder zum Gebet!« Beruhigt lauschte er dem dumpfen Aufprall der harten Knie auf Erde, Schotter und Sand. Noch war er Hauptmann, Herr seiner Kompanie. Diesen Schreibern wird er's schon zeigen.
Er ging heute nicht ins Kasino, er aß nicht einmal, er legte sich schlafen. Er schlief traumlos und schwer. Den nächsten Morgen beim Offiziersrapport brachte er knapp und klingend seine Beschwerde vor den Obersten. Sie wurde weitergeleitet. Und nun begann das Martyrium des Hauptmanns Joseph Trotta, Ritter von Sipolje, des Ritters der Wahrheit. Es dauerte Wochen, bis vom Kriegsministerium die Antwort kam, daß die Beschwerde an das Kultur- und Unterrichtsministerium weitergegeben sei. Und abermals vergingen Wochen, bis eines Tages die Antwort des Ministers einlief. Sie lautete:

»Euer Hochwohlgeboren,
sehr geehrter Herr Hauptmann!
In Erwiderung auf Euer Hochwohlgeboren Beschwerde, betreffend Lesebuchstück Nummer fünfzehn der autorisierten Lesebücher für österreichische Volks- und Bürgerschulen nach dem Gesetz vom 21. Juli 1864, verfaßt und herausgegeben von den Professoren Weidner und Srdcny, erlaubt sich der Herr Unterrichtsminister respektabelst, Euer Hochwohlgeboren Aufmerksamkeit auf den Umstand zu lenken, daß die Lesebuchstücke von historischer Bedeutung, insbesondere diejenigen, die Seine Majestät, den Kaiser Franz Joseph höchstpersönlich, sowie auch andere Mitglieder des Allerhöchsten Herrscherhauses betreffen, laut Erlaß vom 21. März 1840, dem Fassungsvermögen der Schüler angepaßt und bestmöglichen pädagogischen Zwecken entspre-

chend gehalten sein sollen. Besagtes, in Euer Hochwohlgeboren Beschwerde erwähntes Lesestück Nummer fünfzehn hat Seiner Exzellenz dem Herrn Kultusminister persönlich vorgelegen und ist dasselbe von ihm zum Schulgebrauch autorisiert worden. In den Intentionen der hohen sowie auch nicht minder der niederen Schulbehörden ist es gelegen, den Schülern der Monarchie die heroischen Taten der Armeeangehörigen dem kindlichen Charakter, der Phantasie und den patriotischen Gefühlen der heranwachsenden Generationen entsprechend darzustellen, ohne die Wahrhaftigkeit der geschilderten Ereignisse zu verändern, aber auch, ohne sie in dem trockenen, jeder Aneiferung der Phantasie wie der patriotischen Gefühle entbehrenden Tone wiederzugeben. Zufolge dieser und ähnlicher Erwägungen ersucht der Unterzeichnete Euer Hochwohlgeboren respektvollst, von Euer Hochwohlgeboren Beschwerde Abstand nehmen zu wollen.«

Dieses Schriftstück war vom Kultus- und Unterrichtsminister gezeichnet. Der Oberst übergab es dem Hauptmann Trotta mit den väterlichen Worten: »Laß die Geschichte!«

Trotta nahm es entgegen und schwieg. Eine Woche später ersuchte er auf dem vorgeschriebenen Dienstwege um eine Audienz bei Seiner Majestät, und drei Wochen später stand er am Vormittag in der Burg, Aug' in Aug' gegenüber seinem Allerhöchsten Kriegsherrn.

»Sehn Sie zu, lieber Trotta!« sagte der Kaiser. »Die Sache ist recht unangenehm. Aber schlecht kommen wir beide dabei nicht weg! Lassen S' die Geschicht'!«

»Majestät«, erwiderte der Hauptmann, »es ist eine Lüge!«

»Es wird viel gelogen«, bestätigte der Kaiser.

»Ich kann nicht, Majestät«, würgte der Hauptmann hervor.

Der Kaiser trat nahe an den Hauptmann. Der Monarch war kaum größer als Trotta. Sie sahen sich in die Augen.

»Meine Minister«, begann Franz Joseph, »müssen selber wissen, was sie tun. Ich muß mich auf sie verlassen. Verstehen Sie, lieber Hauptmann Trotta?« Und, nach einer Weile: »Wir wollen's besser machen. Sie sollen es sehen!«

Die Audienz war zu Ende.

Der Vater lebte noch. Aber Trotta fuhr nicht nach Laxenburg. Er kehrte in die Garnison zurück und bat um seine Entlassung aus der Armee.

Er wurde als Major entlassen. Er übersiedelte nach Böhmen, auf das

kleine Gut seines Schwiegervaters. Die kaiserliche Gnade verließ ihn nicht. Ein paar Wochen später erhielt er die Mitteilung, daß der Kaiser geruht habe, dem Sohn seines Lebensretters für Studienzwecke aus der Privatschatulle fünftausend Gulden anzuweisen. Gleichzeitig erfolgte die Erhebung Trottas in den Freiherrnstand.
Joseph Trotta, Freiherr von Sipolje, nahm die kaiserlichen Gaben mißmutig entgegen, wie Beleidigungen. Der Feldzug gegen die Preußen wurde ohne ihn geführt und verloren. Er grollte. Schon wurden seine Schläfen silbrig, sein Auge matt, sein Schritt langsam, seine Hand schwer, sein Mund schweigsamer als zuvor. Obwohl er ein Mann in den besten Jahren war, sah er aus, als würde er schnell alt. Vertrieben war er aus dem Paradies der einfachen Gläubigkeit an Kaiser und Tugend, Wahrheit und Recht, und gefesselt in Dulden und Schweigen, mochte er wohl erkennen, daß die Schlauheit den Bestand der Welt sicherte, die Kraft der Gesetze und den Glanz der Majestäten. Dank dem gelegentlich geäußerten Wunsch des Kaisers verschwand das Lesebuchstück Nummer fünfzehn aus den Schulbüchern der Monarchie. Der Name Trotta verblieb lediglich in den anonymen Annalen des Regiments. Der Major lebte dahin als der unbekannte Träger früh verschollenen Ruhms, gleich einem flüchtigen Schatten, den ein heimlich geborgener Gegenstand in die helle Welt des Lebendigen schickt. Auf dem Gut seines Schwiegervaters hantierte er mit Gießkanne und Gartenschere, und ähnlich wie sein Vater im Schloßpark von Laxenburg beschnitt der Baron die Hecken und mähte den Rasen, bewachte er im Frühling den Goldregen und später den Holunder vor räuberischen und unbefugten Händen, ersetzte er mürbe gewordene Zaunlatten durch frische und blankgehobelte, richtete er Gerät und Geschirr, zäumte und sattelte eigenhändig die Braunen, erneuerte rostige Schlösser an Pforte und Tor, legte bedächtig sauber geschnitzte, hölzerne Stützen zwischen müde Angeln, die sich senkten, blieb tagelang im Wald, schoß Kleintier, nächtigte beim Förster, kümmerte sich um Hühner, Dung und Ernte, Obst und Spalierblumen, Knecht und Kutscher. Knauserig und mißtrauisch erledigte er Einkäufe, zog mit spitzen Fingern Münzen aus dem filzigen Ledersäckchen und barg es wieder an der Brust. Er wurde ein kleiner slowenischer Bauer. Manchmal kam noch sein alter Zorn über ihn und schüttelte ihn wie ein starker Sturm einen schwachen Strauch. Dann schlug er den Knecht und die Flanken der Pferde, schmetterte die Türen ins Schloß, das er selbst

gerichtet hatte, bedrohte die Taglöhner mit Mord und Vernichtung, schob am Mittagstisch den Teller mit bösem Schwung von sich, fastete und knurrte. Neben ihm lebten, schwach und kränklich, die Frau in getrennten Zimmern, der Junge, der den Vater nur bei Tische sah und dessen Zeugnisse ihm zweimal jährlich vorgelegt wurden, ohne daß sie ihm Lob oder Tadel entlockt hätten, der Schwiegervater, der heiter seine Pension verzehrte, die Mädchen liebte, wochenlang in der Stadt blieb und seinen Schwiegersohn fürchtete. Er war ein kleiner, alter slowenischer Bauer, der Baron Trotta. Immer noch schrieb er zweimal im Monat, am späten Abend bei flackernder Kerze, dem Vater einen Brief auf gelblichen Oktavbogen, vier Mannesfinger Abstand von oben, zwei Mannesfinger Abstand vom seitlichen Rand die Anrede »Lieber Vater!« Sehr selten erhielt er eine Antwort.
Wohl dachte der Baron manchmal daran, seinen Vater zu besuchen. Längst hatte er Heimweh nach dem Wachtmeister der kärglichen, ärarischen Armut, dem faserigen Knaster und dem selbstgebrannten Rakija. Aber der Sohn scheute die Kosten, nicht anders als es sein Vater, sein Großvater, sein Urgroßvater getan hätten. Jetzt war er dem Invaliden im Laxenburger Schloß wieder näher als vor Jahren, da er im frischen Glanz seines neuen Adels in der blaugetünchten Küche der kleinen Dienstwohnung gesessen und Rakija getrunken hatte. Mit der Frau sprach er nie von seiner Abkunft. Er fühlte, daß die Tochter des älteren Staatsbeamtengeschlechts ein verlegener Hochmut von einem slowenischen Wachtmeister trennen würde. Also lud er den Vater nicht ein.
Einmal, es war ein heller Tag im März, der Baron stampfte über die harten Schollen zum Gutsverwalter, brachte ihm ein Knecht einen Brief von der Schloßverwaltung Laxenburg. Der Invalide war tot, schmerzlos entschlafen im Alter von einundachtzig Jahren. Der Baron Trotta sagte nur: »Geh zur Frau Baronin, mein Koffer soll gepackt werden, ich fahr' abends nach Wien!« Er ging weiter, ins Haus des Verwalters, erkundigte sich nach der Saat, sprach vom Wetter, gab Auftrag, drei neue Pflüge zu bestellen, den Tierarzt am Montag kommen zu lassen und die Hebamme heute noch zur schwangeren Magd, sagte beim Abschied: »Mein Vater ist gestorben. Ich werde drei Tage in Wien sein!«, salutierte mit einem nachlässigen Finger und ging.
Sein Koffer war gepackt, man spannte die Pferde vor den Wagen, es war eine Stunde Fahrt bis zur Station. Er aß hastig die Suppe und das

Fleisch. Dann sagte er zur Frau: »Ich kann nicht weiter! Mein Vater war ein guter Mann. Du hast ihn nie gesehen!« War es ein Nachruf? War's eine Klage? »Du kommst mit!« sagte er zu seinem erschrockenen Sohn. Die Frau erhob sich, um auch die Sachen des Knaben zu packen. Während sie einen Stock höher beschäftigt war, sagte Trotta zum Kleinen: »Jetzt wirst du deinen Großvater sehen.« Der Knabe zitterte und senkte die Augen.

Der Wachtmeister war aufgebahrt, als sie ankamen. Er lag mit mächtigem, gesträubtem Schnurrbart, von acht meterlangen Kerzen und zwei invaliden Kameraden bewacht, in dunkelblauer Uniform, mit drei blinkenden Medaillen an der Brust, auf dem Katafalk in seinem Wohnzimmer. Eine Ursulinerin betete in der Ecke neben dem einzigen, verhangenen Fenster. Die Invaliden standen stramm, als Trotta eintrat. Er trug die Majorsuniform mit dem Maria-Theresien-Orden, kniete nieder, sein Sohn fiel zu Füßen des Toten ebenfalls auf die Knie, vor dem jungen Angesicht die mächtigen Stiefelsohlen der Leiche. Der Baron Trotta fühlte zum erstenmal im Leben einen schmalen, scharfen Stich in der Gegend des Herzens. Seine kleinen Augen blieben trocken. Er murmelte ein, zwei, drei Vaterunser, aus frommer Verlegenheit, erhob sich, beugte sich über den Toten, küßte den mächtigen Schnurrbart, winkte den Invaliden und sagte zu seinem Sohn: »Komm!«

»Hast du ihn gesehen?« fragte er draußen.

»Ja«, sagte der Knabe.

»Er war nur ein Gendarmeriewachtmeister«, sagte der Vater, »ich habe dem Kaiser in der Schlacht von Solferino das Leben gerettet – und dann haben wir die Baronie bekommen.«

Der Junge sagte nichts.

Man begrub den Invaliden auf dem kleinen Friedhof in Laxenburg, Militärabteilung. Sechs dunkelblaue Kameraden trugen den Sarg von der Kapelle zum Grabe. Der Major Trotta, in Tschako und Paradeuniform, hielt die ganze Zeit eine Hand auf der Schulter seines Sohnes. Der Knabe schluchzte. Die traurige Musik der Militärkapelle, der wehmütige und eintönige Singsang der Geistlichen, der immer wieder hörbar wurde, wenn die Musik eine Pause machte, der sanft verschwebende Weihrauch bereiteten dem Jungen einen unbegreiflichen, würgenden Schmerz. Und die Gewehrschüsse, die ein Halbzug über dem Grab abfeuerte, erschütterten ihn mit ihrer lang nachhallenden Unerbittlichkeit. Man schoß soldatische Grüße der Seele des Toten nach,

die geradewegs in den Himmel zog, für immer und ewig dieser Erde entschwunden.
Vater und Sohn fuhren zurück. Unterwegs, die ganze Zeit, schwieg der Baron. Nur als sie die Eisenbahn verließen und hinter dem Garten der Station den Wagen, der sie erwartete, bestiegen, sagte der Major: »Vergiß ihn nicht, den Großvater!«
Und der Baron ging wieder seinem gewohnten Tagewerk nach. Und die Jahre rollten dahin wie gleichmäßige, friedliche, stumme Räder. Der Wachtmeister war nicht die letzte Leiche, die der Baron zu bestatten hatte. Er begrub zuerst seinen Schwiegervater, ein paar Jahre später seine Frau, die schnell, bescheiden und ohne Abschied nach einer heftigen Lungenentzündung gestorben war. Er gab seinen Jungen in ein Pensionat nach Wien und verfügte, daß der Sohn niemals aktiver Soldat werden dürfte. Er blieb allein auf dem Gut, im weißen, geräumigen Haus, durch das noch der Atem der Verstorbenen ging, sprach nur mit dem Förster, dem Verwalter, dem Knecht und dem Kutscher. Immer seltener brach die Wut aus ihm. Das Gesinde aber spürte ständig seine bäurische Faust, und sein zorngeladenes Schweigen lag wie ein hartes Joch über den Nacken der Leute. Vor ihm wehte furchtsame Stille einher wie vor einem Gewitter. Zweimal im Monat empfing er gehorsame Briefe seines Kindes. Einmal im Monat antwortete er in zwei kurzen Sätzen, auf kleinen, sparsamen Zetteln, den Respektsrändern, die er von den erhaltenen Briefen abgetrennt hatte. Einmal im Jahr, am achtzehnten August, dem Geburtstag des Kaisers, fuhr er in Uniform in die nächste Garnisonstadt. Zweimal im Jahr kam der Sohn zu Besuch, in den Weihnachts- und in den Sommerferien. An jedem Weihnachtsabend erhielt der Junge drei harte silberne Gulden, die er durch Unterschrift quittieren mußte und niemals mitnehmen durfte. Die Gulden gelangten noch am selben Abend in eine Kassette, in die Lade des Alten. Neben den Gulden lagen die Schulzeugnisse. Sie kündeten von des Sohnes ordentlichem Fleiß und seiner mäßigen, stets hinreichenden Begabung. Niemals erhielt der Knabe ein Spielzeug, niemals ein Taschengeld, niemals ein Buch, abgesehen von den vorgeschriebenen Schulbüchern. Er schien nichts zu entbehren. Er besaß einen saubern, nüchternen und ehrlichen Verstand. Seine karge Phantasie gab ihm keinen anderen Wunsch ein als den, die Schuljahre, so schnell es ging, zu überstehen.
Er war achtzehn Jahre alt, als ihm der Vater am Weihnachtsabend

sagte: »Dies Jahr kriegst du keine drei Gulden mehr! Du darfst dir gegen Quittung neun aus der Kassette nehmen. Gib acht mit den Mädeln! Die meisten sind krank!« Und, nach einer Pause: »Ich habe beschlossen, daß du Jurist wirst. Bis dahin hast du noch zwei Jahre. Mit dem Militär hat es Zeit. Man kann's aufschieben, bis du fertig bist.«
Der Junge nahm die neun Gulden ebenso gehorsam entgegen wie den Wunsch des Vaters. Er besuchte die Mädchen selten, wählte sorgfältig unter ihnen und besaß noch sechs Gulden, als er in den Sommerferien wieder heimkam. Er bat den Vater um die Erlaubnis, einen Freund einzuladen. »Gut«, sagte etwas erstaunt der Major. Der Freund kam mit wenig Gepäck, aber einem umfangreichen Malkasten, der dem Hausherrn nicht gefiel. »Er malt?« fragte der Alte. »Sehr schön!« sagte Franz, der Sohn. »Er soll keine Kleckse im Haus machen! Er soll die Landschaft malen!« Der Gast malte zwar draußen, aber keineswegs die Landschaft. Er porträtierte den Baron Trotta aus dem Gedächtnis. Jeden Tag am Tisch lernte er die Züge seines Hausherrn auswendig. »Was fixiert Er mich?« fragte der Baron. Beide Jungen wurden rot und sahen aufs Tischtuch. Das Porträt kam dennoch zustande und wurde dem Alten beim Abschied im Rahmen überreicht. Er studierte es bedächtig und lächelnd. Er drehte es um, als suchte er auf der Rückseite noch weitere Einzelheiten, die auf der vorderen Fläche ausgelassen sein mochten, hielt es gegen das Fenster, dann weit vor die Augen, betrachtete sich im Spiegel, verglich sich mit dem Porträt und sagte schließlich: »Wo soll es hängen?« Es war seit vielen Jahren seine erste Freude. »Du kannst deinem Freund Geld borgen, wenn er was braucht«, sagte er leise zu Franz. »Vertragt euch nur gut!« Das Porträt war und blieb das einzige, was man jemals vom alten Trotta angefertigt hatte. Es hing später im Wohnzimmer seines Sohnes und beschäftigte noch die Phantasie des Enkels...
Inzwischen erhielt es den Major ein paar Wochen in seltener Laune. Er hängte es bald an diese, bald an jene Wand, betrachtete mit geschmeicheltem Wohlgefallen seine harte, vorspringende Nase, seinen bartlosen, blassen und schmalen Mund, die mageren Backenknochen, die wie Hügel vor den kleinen, schwarzen Augen lagen, und die kurze, vielgefurchte Stirn, überdacht von dem scharf gestutzten, borstigen und stachelig vorgeneigten Haar. Er lernte erst jetzt sein Angesicht kennen, er hielt manchmal stumme Zwiesprache mit seinem Angesicht. Es weckte in ihm nie gekannte Gedanken, Erinnerungen, unfaßbare, rasch ver-

schwimmende Schatten von Wehmut. Er hatte erst des Bildes bedurft, um sein frühes Alter und seine große Einsamkeit zu erfahren, aus der bemalten Leinwand strömten sie ihm entgegen, die Einsamkeit und das Alter. War es immer so? fragte er sich. Immer war es so? Ohne Absicht ging er hie und da auf den Friedhof, zum Grab seiner Frau, betrachtete den grauen Sockel und das kreideweiße Kreuz, das Datum der Geburt und des Sterbetages, berechnete, daß sie zu früh gestorben war, und gestand, daß er sich ihrer nicht genau erinnern konnte. Ihre Hände zum Beispiel hatte er vergessen. »China-Eisenwein« kam ihm in den Sinn, eine Arznei, die sie lange Jahre hindurch genommen hatte. Ihr Gesicht? Er konnte es noch mit geschlossenen Augen heraufbeschwören, bald verschwand es und verschwamm in rötlichem, kreisrundem Dämmer. Er wurde milde in Haus und Hof, streichelte manchmal ein Pferd, lächelte den Kühen zu, trank häufiger als bisher einen Schnaps und schrieb eines Tages seinem Sohn einen kurzen Brief außerhalb der üblichen Termine. Man begann, ihn mit einem Lächeln zu grüßen, er nickte gefällig. Der Sommer kam, die Ferien brachten den Sohn und den Freund, mit beiden fuhr der Alte in die Stadt, trat in ein Wirtshaus, trank ein paar Schluck Sliwowitz und bestellte den Jungen reichliches Essen.

Der Sohn wurde Jurist, kam häufiger heim, sah sich auf dem Gut um, verspürte eines Tages Lust, es zu verwalten und von der juristischen Karriere zu lassen. Er gestand es dem Vater. Der Major sagte: »Es ist zu spät! Du wirst in deinem Leben kein Bauer und kein Wirt! Du wirst ein tüchtiger Beamter, nichts mehr!« Es war eine beschlossene Sache. Der Sohn wurde politischer Beamter, Bezirkskommissär in Schlesien. War der Name Trotta auch aus den autorisierten Schulbüchern verschwunden, so doch nicht aus den geheimen Akten der hohen politischen Behörden, und die fünftausend Gulden, von der Huld des Kaisers gespendet, sicherten dem Beamten Trotta eine ständige wohlwollende Beobachtung und Förderung unbekannter höherer Stellen. Er avancierte schnell. Zwei Jahre vor seiner Ernennung zum Bezirkshauptmann starb der Major.

Er hinterließ ein überraschendes Testament. Da er sicher sei des Umstandes – so schrieb er –, daß sein Sohn kein guter Landwirt wäre, und da er hoffe, daß die Trottas, dem Kaiser dankbar für seine währende Huld, im Staatsdienst zu Rang und Würden kommen und glücklicher als er, der Verfasser des Testaments, im Leben werden könnten, habe

er sich entschlossen, im Andenken an seinen seligen Vater, das Gut, das ihm der Herr Schwiegervater vor Jahren verschrieben, mit allem, was es an beweglichem wie unbeweglichem Vermögen enthielt, dem Militärinvalidenfonds zu vermachen, wohingegen die Nutznießer des Testaments keine andere Verpflichtung hätten als die, den Erblasser in möglichster Bescheidenheit auf jenem Friedhof zu bestatten, auf dem sein Vater beigesetzt worden sei, ginge es leicht, dann in der Nähe des Verstorbenen. Er, der Erblasser, bäte, von jedem Pomp abzusehen. Das vorhandene Bargeld, fünfzehntausend Florin samt Zinsen, angelegt im Bankhaus Efrussi zu Wien, sowie restliches, im Haus befindliches Geld, Silber und Kupfer, ebenso Ring, Uhr und Kette der seligen Mutter gehören dem einzigen Sohn des Erblassers, Baron Franz von Trotta und Sipolje.

Eine Wiener Militärkapelle, eine Kompanie Infanterie, ein Vertreter der Ritter des Maria-Theresien-Ordens, Vertreter des südungarischen Regiments, dessen bescheidener Held der Major gewesen war, alle marschfähigen Militärinvaliden, zwei Beamte der Hof- und Kabinettskanzlei, ein Offizier des Militärkabinetts und ein Unteroffizier mit dem Maria-Theresien-Orden auf schwarz behangenem Kissen: sie bildeten das offizielle Leichenbegängnis. Franz, der Sohn, ging schwarz, schmal und allein. Die Kapelle spielte den Marsch, den sie beim Begräbnis des Großvaters gespielt hatte. Die Salven, die diesmal abgefeuert wurden, waren stärker und verhallten mit längerem Echo.

Der Sohn weinte nicht. Niemand weinte um den Toten. Alles blieb trocken und feierlich. Niemand sprach am Grabe. In der Nähe des Gendarmeriewachtmeisters lag Major Freiherr von Trotta und Sipolje, der Ritter der Wahrheit. Man setzte ihm einen einfachen, militärischen Grabstein, auf dem in schmalen, schwarzen Buchstaben neben Namen, Rang und Regiment der stolze Beinamen eingegraben war: »Der Held von Solferino«.

Wenig mehr blieb also von dem Toten zurück als dieser Stein, ein verschollener Ruhm und das Porträt. Also geht ein Bauer im Frühling über den Acker – und später, im Sommer, ist die Spur seiner Schritte überweht vom Segen des Weizens, den er gesät hat. Der kaiserlich-königliche Oberkommissär Trotta von Sipolje erhielt noch in derselben Woche ein Beileidsschreiben Seiner Majestät, in dem von den immerdar »unvergessenen Diensten« des selig Verstorbenen zweimal die Rede war.

II

Es gab im ganzen Machtbereich der Division keine schönere Militärkapelle als die des Infanterieregiments Nr. X in der kleinen Bezirksstadt W. in Mähren. Der Kapellmeister gehörte noch zu jenen österreichischen Militärmusikern, die dank einem genauen Gedächtnis und einem immer wachen Bedürfnis nach neuen Variationen alter Melodien jeden Monat einen Marsch zu komponieren vermochten. Alle Märsche glichen einander wie Soldaten. Die meisten begannen mit einem Trommelwirbel, enthielten den marsch-rhythmisch beschleunigten Zapfenstreich, ein schmetterndes Lächeln der holden Tschinellen und endeten mit einem grollenden Donner der großen Pauke, dem fröhlichen und kurzen Gewitter der Militärmusik. Was den Kapellmeister Nechwal vor seinen Kollegen auszeichnete, war nicht so sehr die außerordentlich fruchtbare Zähigkeit im Komponieren wie die schneidige und heitere Strenge, mit der er Musik exerzierte. Die lässige Gewohnheit anderer Musikkapellmeister, den ersten Marsch vom Musikfeldwebel dirigieren zu lassen und erst beim zweiten Punkt des Programms den Taktstock zu heben, hielt Nechwal für ein deutliches Anzeichen des Untergangs der kaiserlichen und königlichen Monarchie. Sobald sich die Kapelle im vorgeschriebenen Rund aufgestellt und die zierlichen Füßchen der winzigen Notenpulte in die schwarzen Erdritzen zwischen den großen Pflastersteinen des Platzes eingegraben hatte, stand der Kapellmeister auch schon in der Mitte seiner Musikanten, den schwarzen Taktstock aus Ebenholz mit silbernem Knauf diskret gehoben. Alle Platzkonzerte – sie fanden unter dem Balkon des Herrn Bezirkshauptmanns statt – begannen mit dem Radetzkymarsch. Obwohl er den Mitgliedern der Kapelle so geläufig war, daß sie ihn mitten in der Nacht und im Schlaf hätten spielen können, ohne dirigiert zu werden, hielt es der Kapellmeister dennoch für notwendig, jede Note vom Blatt zu lesen. Und als probte er den Radetzkymarsch zum erstenmal mit seinen Musikanten, hob er jeden Sonntag in militärischer und musikalischer Gewissenhaftigkeit den Kopf, den Stab und den Blick und richtete alle drei gleichzeitig gegen die seiner Befehle jeweils bedürftig scheinenden Segmente des Kreises, in dessen Mitte er stand. Die herben Trommeln wirbelten, die süßen Flöten pfiffen, und die holden Tschinellen schmetterten. Auf den Gesichtern aller Zuhörer ging ein gefälliges und versonnenes Lächeln auf, und in ihren Beinen prickelte

das Blut. Während sie noch standen, glaubten sie schon zu marschieren. Die jüngeren Mädchen hielten den Atem an und öffneten die Lippen. Die reiferen Männer ließen die Köpfe hängen und gedachten ihrer Manöver. Die ältlichen Frauen saßen im benachbarten Park, und ihre kleinen, grauen Köpfchen zitterten. Und es war Sommer.

Ja, es war Sommer. Die alten Kastanien gegenüber dem Haus des Bezirkshauptmanns bewegten nur am Morgen und am Abend ihre dunkelgrünen, reich und breit belaubten Kronen. Tagsüber verharrten sie reglos, atmeten einen herben Atem aus und schickten ihre weiten, kühlen Schatten bis in die Mitte der Straße. Der Himmel war ständig blau. Unaufhörlich trillerten die unsichtbaren Lerchen über der stillen Stadt. Manchmal rollte über ihr holpriges Kopfsteinpflaster ein Fiaker, in dem ein Fremder saß, vom Bahnhof zum Hotel. Manchmal trappelten die Hufe des Zweigespanns, das Herrn von Winternigg spazierenführte, durch die breite Straße, von Norden nach Süden, vom Schloß des Gutsbesitzers zu seinem immensen Jagdrevier. Klein, alt und kümmerlich, ein gelbes Greislein in einer großen, gelben Decke und mit einem winzigen, verdorrten Gesicht, saß Herr von Winternigg in seiner Kalesche. Wie ein kümmerliches Stückchen Winter fuhr er durch den satten Sommer. Auf elastischen und lautlosen hohen Gummirädern, deren braun lackierte, zarte Speichen die Sonne spiegelten, rollte er geradewegs aus dem Bett zu seinem ländlichen Reichtum. Die großen, dunklen Wälder und die blonden grünen Förster harrten schon seiner. Die Bewohner der Stadt grüßten ihn. Er antwortete nicht. Unbewegt fuhr er durch ein Meer von Grüßen. Sein schwarzer Kutscher ragte steil in die Höhe, der Zylinder streifte fast die Kronen der Kastanien, die biegsame Peitsche streichelte die braunen Rücken der Rösser, und aus dem geschlossenen Munde des Kutschers kam in ganz bestimmten, regelmäßigen Abständen ein knallendes Schnalzen, lauter als das Hufgetrappel und ähnlich einem melodischen Flintenschuß.

Um diese Zeit begannen die Ferien. Der fünfzehnjährige Sohn des Bezirkshauptmanns, Carl Joseph von Trotta, Schüler der Kavalleriekadettenschule in Mährisch-Weißkirchen, empfand seine Geburtsstadt als einen sommerlichen Ort; sie war die Heimat des Sommers wie seine eigene. Weihnachten und Ostern war er bei seinem Onkel eingeladen. Nach Hause kam er nur in den Sommerferien. Der Tag seiner Ankunft war immer ein Sonntag. Es geschah nach dem Willen seines Vaters, des Herrn Bezirkshauptmanns Franz Freiherrn von Trotta und Sipolje.

Sommerferien hatten, mochten sie in der Anstalt an welchem Tag immer beginnen, zu Hause jedenfalls am Samstag anzubrechen. Am Sonntag hatte Herr von Trotta und Sipolje keinen Dienst. Den ganzen Vormittag von neun bis zwölf reservierte er für seinen Sohn. Pünktlich zehn Minuten vor neun, eine Viertelstunde nach der ersten Messe, stand der Junge in der Sonntagsuniform vor der Tür seines Vaters. Fünf Minuten vor neun kam Jacques in der grauen Livree die Treppe herunter und sagte: »Junger Herr, der Herr Papa kommt.« Carl Joseph zog noch einmal an seinem Rock, rückte das Koppel zurecht, nahm die Mütze in die Hand und stemmte sie, wie es Vorschrift war, gegen die Hüfte. Der Vater kam, der Sohn schlug die Hacken zusammen, es knallte durch das stille, alte Haus. Der Alte öffnete die Tür und ließ mit leichtem Gruß der Hand dem Sohn den Vortritt. Der Junge blieb stehen, er nahm die Einladung nicht zur Kenntnis. Der Vater schritt also durch die Tür, Carl Joseph folgte ihm und blieb an der Schwelle stehen. »Mach dir's bequem!« sagte nach einer Weile der Bezirkshauptmann. Jetzt erst trat Carl Joseph an den großen Lehnstuhl aus rotem Plüsch und setzte sich, dem Vater gegenüber, die Knie steif angezogen und die Mütze mit den weißen Handschuhen auf den Knien. Durch die dünnen Ritzen der grünen Jalousien fielen schmale Sonnenstreifen auf den dunkelroten Teppich. Eine Fliege summte, die Wanduhr begann zu schlagen. Nachdem die neun goldenen Schläge verhallt waren, begann der Bezirkshauptmann: »Was macht Herr Oberst Marek?« »Danke, Papa, es geht ihm gut!« »In der Geometrie immer noch schwach?« »Danke, Papa, etwas besser!« »Bücher gelesen?« »Jawohl, Papa!« »Wie steht's mit dem Reiten? Voriges Jahr war's nicht sonderlich...« »In diesem Jahr«, begann Carl Joseph, wurde aber sofort unterbrochen. Sein Vater hatte die schmale Hand ausgestreckt, die halb in der runden, glänzenden Manschette geborgen war. Golden glitzerte der viereckige, mächtige Manschettenknopf. »Es war nicht sonderlich, habe ich eben gesagt. Es war« – hier machte der Bezirkshauptmann eine Pause und sagte dann mit tonloser Stimme: »eine Schande!« – Vater und Sohn schwiegen. So lautlos das Wort »Schande« auch ausgesprochen war, es wehte noch durch den Raum. Carl Joseph wußte, daß nach einer strengen Kritik seines Vaters eine Pause einzuhalten war. Man hatte das Urteil in seiner ganzen Bedeutung aufzunehmen, zu verarbeiten, sich einzuprägen, dem Herzen und dem Gehirn einzuverleiben. Die Uhr tickte, die Fliege summte. Dann begann Carl Joseph

mit heller Stimme: »In diesem Jahr war's bedeutend besser. Der Wachtmeister selbst hat's oft gesagt. Ich habe auch vom Herrn Oberleutnant Koppel eine Belobung gekriegt.« »Es soll mich freuen«, bemerkte mit Grabesstimme der Herr Bezirkshauptmann. Er stieß am Tischrand die Manschette in den Ärmel zurück, es gab ein hartes Scheppern. »Erzähle weiter!« sagte er und zündete sich eine Zigarette an. Es war das Signal für den Anbruch der Gemütlichkeit. Carl Joseph legte Mütze und Handschuhe auf ein kleines Pult, erhob sich und begann, alle Ereignisse des letzten Jahres vorzutragen. Der Alte nickte. Auf einmal sagte er: »Du bist ja ein großer Bub, mein Sohn! Du mutierst ja! Etwa verliebt?« Carl Joseph wurde rot. Sein Gesicht brannte wie ein roter Lampion, er hielt es tapfer dem Vater entgegen. »Also noch nicht!« sagte der Bezirkshauptmann. »Laß dich nicht stören! Erzähl nur weiter!« Carl Joseph schluckte, die Röte wich, er fror auf einmal. Langsam berichtete er und mit vielen Pausen. Dann zog er den Bücherzettel aus der Tasche und reichte ihn dem Vater. »Recht anständige Lektüre!« sagte der Bezirkshauptmann. »Bitte die Inhaltsangabe von ›Zriny‹!« Carl Joseph erzählte das Drama Akt für Akt. Dann setzte er sich, müde, blaß, mit trockener Zunge.
Er warf einen geheimen Blick nach der Uhr, es war erst halb elf. Anderthalb Stunden ging noch die Prüfung. Es konnte dem Alten einfallen, Geschichte des Altertums zu prüfen oder germanische Mythologie. Er ging rauchend durchs Zimmer, die Linke am Rücken. An der Rechten klapperte die Manschette. Immer stärker wurden die Sonnenstreifen auf dem Teppich, immer näher rückten sie zum Fenster. Die Sonne mußte schon hoch stehen. Die Kirchenglocken begannen zu dröhnen, ganz nahe schlugen sie ins Zimmer, als schaukelten sie knapp hinter den dichten Jalousien. Der Alte prüfte heute lediglich Literatur. Er sprach sich ausführlich über die Bedeutung Grillparzers aus und empfahl dem Sohn als »leichte Lektüre« für Ferientage Adalbert Stifter und Ferdinand von Saar. Dann sprang er wieder auf militärische Themen, Wachdienst, Dienstreglement Zweiter Teil, Zusammensetzung eines Armeekorps, Kriegsstärke der Regimenter. Plötzlich fragte er: »Was ist Subordination?« »Subordination ist die Pflicht des unbedingten Gehorsams«, deklamierte Carl Joseph, »welchen jeder Untergebene seinem Vorgesetzten und jeder Niedere...« »Halt!« unterbrach ihn der Vater und verbesserte: »...*sowie auch* jeder Niedere dem Höheren« – und Carl Joseph fuhr fort: »zu leisten schuldig ist, wenn...«

– »sobald«, korrigierte der Alte, »sobald diese die Befehlsgebung ergreifen.« Carl Joseph atmete auf. Es schlug zwölf.
Jetzt erst begannen die Ferien. Noch eine Viertelstunde, und er hörte von der Kaserne her den ersten ratternden Trommelwirbel der ausrükkenden Musik. Jeden Sonntag spielte sie um die Mittagszeit vor dem Amtshaus des Bezirkshauptmanns, der in diesem Städtchen keinen Geringeren vertrat als Seine Majestät den Kaiser. Carl Joseph stand verborgen hinter dem dichten Weinlaub des Balkons und nahm das Spiel der Militärkapelle wie eine Huldigung entgegen. Er fühlte sich ein wenig den Habsburgern verwandt, deren Macht sein Vater hier repräsentierte und verteidigte und für die er einmal selbst ausziehen sollte, in den Krieg und in den Tod. Er kannte die Namen aller Mitglieder des Allerhöchsten Hauses. Er liebte sie alle aufrichtig, mit einem kindlich ergebenen Herzen, vor allen andern den Kaiser, der gütig war und groß, erhaben und gerecht, unendlich fern und sehr nahe und den Offizieren der Armee besonders zugetan. Am besten starb man für ihn bei Militärmusik, am leichtesten beim Radetzkymarsch. Die flinken Kugeln pfiffen im Takt um den Kopf Carl Josephs, sein blanker Säbel blitzte, und Herz und Hirn erfüllt von der holden Hurtigkeit des Marsches, sank er hin in den trommelnden Rausch der Musik, und sein Blut sickerte in einem dunkelroten und schmalen Streifen auf das gleißende Gold der Trompeten, das tiefe Schwarz der Pauken und das siegreiche Silber der Tschinellen.
Jacques stand hinter seinem Rücken und räusperte sich. Das Mittagessen begann also. Wenn die Musik eine Pause machte, hörte man ein leises Tellerklirren aus dem Speisezimmer. Es lag durch zwei weite Räume vom Balkon getrennt, genau in der Mitte des ersten Stockwerks. Während des Essens klang die Musik fern, aber deutlich. Leider spielte sie nicht jeden Tag. Sie war gut und nützlich, sie umrankte die feierliche Zeremonie des Essens mild und versöhnend und ließ keins der peinlichen, kurzen und harten Gespräche aufkommen, die der Vater so oft anzubrechen liebte. Man konnte schweigen, zuhören und genießen. Die Teller hatten schmale, verblassende, blaugoldene Streifen. Carl Joseph liebte sie. Oft im Laufe des Jahres gedachte er ihrer. Sie und der Radetzkymarsch und das Wandbildnis der verstorbenen Mutter (an die sich der Junge nicht mehr erinnerte) und der schwere, silberne Schöpflöffel und die Fischterrine und die Obstmesser mit den gezackten Rücken und die winzigen Kaffeetäßchen und die gebrechli-

chen Löffelchen, die dünn waren wie dünne Silbermünzen: all das zusammen bedeutete Sommer, Freiheit, Heimat.
Er gab Jacques Überschwung, Mütze und Handschuhe und ging ins Speisezimmer. Der Alte betrat es zu gleicher Zeit und lächelte dem Sohn zu. Fräulein Hirschwitz, die Hausdame, kam eine Weile später, im sonntäglich Grauseidenen, mit erhobenem Haupt, den schweren Haarknoten im Nacken, eine mächtige, krumme Spange quer über der Brust wie eine Art Tartarensäbel. Gewappnet und gepanzert sah sie aus. Carl Joseph hauchte einen Kuß auf ihre lange, harte Hand. Jacques rückte die Sessel. Der Bezirkshauptmann gab das Zeichen zum Niedersitzen. Jacques verschwand und trat nach einer Weile wieder mit weißen Handschuhen ein, die ihn völlig zu verändern schienen. Sie strömten einen schneeigen Glanz über sein ohnehin schon weißes Gesicht, seinen ohnehin schon weißen Backenbart, seine ohnehin weißen Haare. Aber sie übertrafen ja auch an Helligkeit wohl alles, was in dieser Welt hell genannt werden konnte. Mit diesen Handschuhen hielt er ein dunkles Tablett. Darauf stand die dampfende Suppenterrine. Bald hatte er sie in der Mitte des Tisches hingesetzt, sorgfältig, lautlos und sehr schnell. Nach alter Gewohnheit verteilte Fräulein Hirschwitz die Suppe. Man kam den Tellern, die sie hinhielt, mit gastfreundlich ausgestreckten Armen entgegen und mit einem dankbaren Lächeln in den Augen. Sie lächelte wieder. Ein warmer, goldener Schimmer wallte in den Tellern; es war die Suppe: Nudelsuppe. Durchsichtig, mit goldgelben, kleinen, verschlungenen, zarten Nudeln. Herr von Trotta und Sipolje aß sehr schnell, manchmal grimmig. Es war, als vernichtete er mit geräuschloser, adeliger und flinker Gehässigkeit einen Gang um den andern, er machte ihnen den Garaus. Fräulein Hirschwitz nahm bei Tisch winzige Portionen und aß nach vollendeter Mahlzeit in ihrem Zimmer die ganze Reihenfolge der Speisen aufs neue. Carl Joseph schluckte furchtsam und hastig heiße Löffelladungen und mächtige Bissen. So wurden sie alle zugleich fertig. Man sprach kein Wort, wenn Herr von Trotta und Sipolje schwieg.
Nach der Suppe trug man den garnierten Tafelspitz auf, das Sonntagsgericht des Alten seit unzähligen Jahren. Die wohlgefällige Betrachtung, die er dieser Speise widmete, nahm längere Zeit in Anspruch als die halbe Mahlzeit. Das Auge des Bezirkshauptmanns liebkoste zuerst den zarten Speckrand, der das kolossale Stück Fleisch umsäumte, dann die einzelnen Tellerchen, auf denen die Gemüse gebettet waren, die

violett schimmernden Rüben, den sattgrünen, ernsten Spinat, den fröhlichen, hellen Salat, das herbe Weiß des Meerrettichs, das tadellose Oval der jungen Kartoffeln, die in schmelzender Butter schwammen und an zierliche Spielzeuge erinnerten. Er unterhielt merkwürdige Beziehungen zum Essen. Es war, als äße er die wichtigsten Stücke mit den Augen, sein Schönheitssinn verzehrte vor allem den Gehalt der Speisen, gewissermaßen ihr Seelisches; der schale Rest, der dann in Mund und Gaumen gelangte, war langweilig und mußte unverzüglich verschlungen werden. Die schöne Ansicht der Speisen bereitete dem Alten ebensoviel Vergnügen wie ihre einfache Beschaffenheit. Denn er hielt auf ein sogenanntes »bürgerliches« Essen: ein Tribut, den er seinem Geschmack ebenso wie seiner Gesinnung zollte; diese nämlich nannte er eine spartanische. Mit einem glücklichen Geschick vereinigte er also die Sättigung seiner Lust mit den Forderungen der Pflicht. Er war ein Spartaner. Aber er war ein Österreicher.
Er machte sich nun, wie jeden Sonntag, daran, den Spitz zu zerschneiden. Er stieß die Manschetten in die Ärmel, hob beide Hände, und indem er Messer und Gabel an das Fleisch ansetzte, begann er, zu Fräulein Hirschwitz gewendet: »Sehn Sie, meine Gnädige, es genügt nicht, beim Fleischer ein zartes Stück zu verlangen. Man muß darauf achten, in welcher Art es geschnitten ist. Ich meine, Querschnitt oder Längsschnitt. Die Fleischer verstehen heutzutage ihr Handwerk nicht mehr. Das feinste Fleisch ist verdorben, nur durch einen falschen Schnitt. Sehen Sie her, Gnädigste! Ich kann es kaum noch retten. Es zerfällt in Fasern, es zerflattert geradezu. Als Ganzes kann man's wohl ›mürbe‹ nennen. Aber die einzelnen Stückchen werden zäh sein, wie Sie bald selbst sehen werden. Was aber die Beilagen, wie es die Reichsdeutschen nennen, betrifft, so wünsche ich ein anderes Mal den Kren, genannt Meerrettich, etwas trockener. Er darf die Würze nicht in der Milch verlieren. Auch muß er knapp, bevor er zum Tisch kommt, angerichtet werden. Zu lange naß gewesen. Ein Fehler!«
Fräulein Hirschwitz, die viele Jahre in Deutschland gelebt hatte, immer hochdeutsch sprach und auf deren Vorliebe für die literaturfähige Ausdrucksweise sich Herrn von Trottas »Beilagen« und »Meerrettich« bezogen hatten, nickte schwer und langsam. Es kostete sie offensichtlich Mühe, das bedeutende Gewicht des Haarknotens vom Nacken zu lösen und ihr Haupt zu einer zustimmenden Neigung zu veranlassen. So bekam ihre beflissene Freundlichkeit etwas Gemessenes, ja, sie

schien sogar eine Abwehr zu enthalten. Und der Bezirkshauptmann sah sich veranlaßt zu sagen: »Ich habe sicherlich nicht Unrecht, meine Gnädigste!«
Er sprach das nasale österreichische Deutsch der höheren Beamten und des kleinen Adels. Es erinnerte ein wenig an ferne Gitarren in der Nacht, auch an die letzten, zarten Schwingungen verhallender Glokken, es war eine sanfte, aber auch präzise Sprache, zärtlich und boshaft zugleich. Sie paßte zu dem mageren, knochigen Angesicht des Sprechers, zu seiner schmalen, gebogenen Nase, in der die klingenden, etwas wehmütigen Konsonanten zu liegen schienen. Nase und Mund waren, wenn der Bezirkshauptmann sprach, eher eine Art von Blasinstrumenten als Gesichtspartien. Außer den Lippen bewegte sich nichts in diesem Gesicht. Der dunkle Backenbart, den Herr von Trotta als ein Uniformstück trug, als ein Abzeichen, das seine Zugehörigkeit zu der Dienerschaft Franz Josephs des Ersten beweisen sollte, als einen Beweis seiner dynastischen Gesinnung: auch dieser Backenbart blieb reglos, wenn Herr von Trotta und Sipolje sprach. Aufrecht saß er am Tisch, als hielte er Zügel in den harten Händen. Wenn er saß, sah es aus, als stünde er, und wenn er sich erhob, überraschte immer wieder seine kerzengrade Größe. Er trug immer Dunkelblau, Sommer und Winter, an Sonn- und Wochentagen; einen dunkelblauen Rock und graue, gestreifte Hosen, die eng um seine langen Beine lagen und von Stegen um die glatten Zugstiefel straff gespannt wurden. Zwischen dem zweiten und dritten Gang pflegte er aufzustehen, um sich »Bewegung zu machen«. Aber es war eher, als wollte er seinen Hausgenossen vorführen, wie man sich erhebt, steht und wandelt, ohne die Reglosigkeit aufzugeben. Jacques räumte das Fleisch ab und fing einen hurtigen Blick von Fräulein Hirschwitz auf, der ihn ermahnte, den Rest für sie aufwärmen zu lassen. Herr von Trotta ging mit gemessenen Schritten zum Fenster, lüftete ein wenig die Gardine und kehrte an den Tisch zurück. In diesem Augenblick erschienen die Kirschknödel auf einem geräumigen Teller. Der Bezirkshauptmann nahm nur einen, zerschnitt ihn mit dem Löffel und sagte zu Fräulein Hirschwitz: »Das, meine Gnädigste, ist ein Muster von einem Kirschknödel. Er besitzt die nötige Konsistenz, wenn er aufgeschnitten wird, und gibt auf der Zunge dennoch sofort nach.« Und zu Carl Joseph gewendet: »Ich rate dir, heute zwei zu nehmen!« Carl Joseph nahm zwei. Er verschlang sie im Nu, war eine Sekunde früher fertig als sein Vater und trank ein Glas

Wasser nach – denn Wein gab es nur am Abend –, um sie aus der Speiseröhre, in der sie noch stecken mochten, in den Magen hinunterzuspülen. Er faltete, im gleichen Rhythmus wie der Alte, seine Serviette. Man erhob sich. Die Musik spielte draußen die Tannhäuser-Ouvertüre. Unter ihren sonoren Klängen schritt man ins Herrenzimmer, Fräulein Hirschwitz voran. Dorthin brachte Jacques den Kaffee. Man erwartete den Herrn Kapellmeister Nechwal. Er kam, während sich seine Musikanten unten zum Abmarsch formierten, im dunkelblauen Paraderock, mit glänzendem Degen und zwei funkelnden, goldenen, kleinen Harfen am Kragen. »Ich bin entzückt von Ihrem Konzert«, sagte Herr von Trotta heute wie jeden Sonntag. »Es war heute ganz außerordentlich.« Herr Nechwal verbeugte sich. Er hatte schon vor einer Stunde in der Offiziersmesse gegessen, den schwarzen Kaffee nicht abwarten können, er hatte noch den Geschmack der Speisen im Mund, er dürstete nach einer Virginier. Jacques brachte ihm ein Paket Zigarren. Der Kapellmeister sog lange am Feuer, das Carl Joseph standhaft vor die Mündung der langen Zigarre hielt, auf die Gefahr hin, daß seine Finger verbrannten. Man saß in breiten Lederstühlen. Herr Nechwal erzählte von der letzten Lehár-Operette in Wien. Er war ein Weltmann, der Kapellmeister. Er kam zweimal im Monat nach Wien, und Carl Joseph ahnte, daß der Musiker auf dem Grunde seiner Seele viele Geheimnisse aus der großen nächtlichen Halbwelt barg. Er hatte drei Kinder und eine Frau »aus einfachen Verhältnissen«, aber er selbst stand im vollsten Glanz der Welt, losgelöst von den Seinen. Er genoß und erzählte jüdische Witze mit pfiffigem Behagen. Der Bezirkshauptmann verstand sie nicht, lachte auch nicht, sagte aber: »Sehr gut, sehr gut!« »Wie geht es Ihrer Frau Gemahlin?« fragte Herr von Trotta regelmäßig. Seit Jahren stellte er diese Frage. Er hatte Frau Nechwal nie gesehen, er wünschte auch nicht, der »Frau aus einfachen Verhältnissen« jemals zu begegnen. Beim Abschied sagte er immer zu Herrn Nechwal: »Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, unbekannterweise!« Und Herr Nechwal versprach, die Grüße auszurichten, und versicherte, daß sich seine Frau sehr freuen würde. – »Und wie geht es Ihren Kindern?« fragte Herr von Trotta, der immer wieder vergaß, ob es Söhne oder Töchter waren. »Der Älteste lernt gut!« sagte der Kapellmeister. »Wird wohl auch Musiker?« fragte Herr von Trotta mit leiser Geringschätzung. »Nein!« erwiderte Herr Nechwal, »noch ein Jahr, und er kommt in die Kadettenschule.« »Ah, Offizier!« sagte

der Bezirkshauptmann. »Das ist richtig. Infanterie?« Herr Nechwal lächelte: »Natürlich! Er ist tüchtig. Vielleicht kommt er einmal in den Stab.« »Gewiß, gewiß!« sagte der Bezirkshauptmann. »Man hat derlei schon erlebt!« Eine Woche später hatte er alles vergessen. Man merkte sich nicht die Kinder des Kapellmeisters.

Herr Nechwal trank zwei kleine Tassen Kaffee, nicht mehr, nicht weniger. Mit Bedauern zerdrückte er das letzte Drittel der Virginier. Er mußte gehen, man schied nicht mit rauchender Zigarre. »Es war heute ganz besonders großartig. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Ich hatte leider noch nicht das Vergnügen!« sagte Herr von Trotta und Sipolje. Carl Joseph schlug die Hacken zusammen. Er begleitete den Kapellmeister bis zum ersten Absatz der Treppe. Dann kehrte er ins Herrenzimmer zurück. Er stellte sich vor dem Vater auf und sagte: »Ich gehe spazieren, Papa!« »Recht, recht! Gute Erholung!« sagte Herr von Trotta und winkte mit der Hand.

Carl Joseph ging. Er gedachte, langsam spazierenzugehen, er wollte schlendern, seinen Füßen beweisen, daß sie Ferien hatten. Es riß ihn zusammen, wie man beim Militär sagte, als er dem ersten Soldaten begegnete. Er begann zu marschieren. Er erreichte die Stadtgrenze, das große gelbe Finanzamt, das gemächlich in der Sonne briet. Der süße Duft der Felder schlug ihm entgegen, der schmetternde Gesang der Lerchen. Den blauen Horizont begrenzten im Westen graublaue Hügel, die ersten dörflichen Hütten mit Schindel- und Strohdächern traten auf, Geflügelstimmen stießen wie Fanfaren in die sommerliche Stille. Das Land schlief, eingehüllt in Tag und Helligkeit.

Hinter dem Bahndamm stand das Gendarmeriekommando, das ein Wachtmeister führte. Carl Joseph kannte ihn, den Wachtmeister Slama. Er beschloß anzuklopfen. Er betrat die brütende Veranda, klopfte, zog am Klingeldraht, niemand meldete sich. Ein Fenster ging auf. Frau Slama beugte sich über die Geranien und rief: »Wer dort?« Sie erblickte den kleinen Trotta und sagte: »Sofort!« Sie machte die Flurtür auf, es roch kühl und ein wenig nach Parfüm. Frau Slama hatte einen Tropfen Wohlgeruch auf das Kleid getupft. Carl Joseph dachte an die Wiener Nachtlokale. Er sagte: »Der Wachtmeister ist nicht da?« »Dienst hat er, Herr von Trotta!« erwiderte die Frau. »Treten Sie nur ein!«

Jetzt saß Carl Joseph im Salon der Slamas. Es war ein rötliches, niedriges Zimmer, sehr kühl, man saß wie in einem Eisschrank, die hohen

Lehnen der gepolsterten Sessel bestanden aus braun gebeiztem Schnitzwerk und Blättergerank, das dem Rücken weh tat. Frau Slama holte kühle Limonaden, sie trank zierliche Schlückchen, hielt den kleinen Finger gespreizt und ein Bein übers andere geschlagen. Sie saß neben Carl Joseph und ihm zugewandt und wippte mit einem Fuß, der in einem rotsamtenen Pantoffel gefangen war, nackt, ohne Strumpf. Carl Joseph sah auf den Fuß, dann auf die Limonade. Frau Slama sah er nicht ins Gesicht. Seine Mütze lag auf den Knien, die Knie hielt er steif, aufrecht saß er vor der Limonade, als wäre es eine Dienstobliegenheit, sie zu trinken. »Waren lange nicht da, Herr von Trotta!« sagte die Frau Wachtmeister. »Sind recht groß geworden! Schon vierzehn vorbei?« »Jawohl, schon lange!« Er dachte daran, möglichst schnell das Haus zu verlassen. Die Limonade mußte man in einem Zug austrinken und eine schöne Verbeugung machen und den Mann grüßen lassen und weggehen. Er sah hilflos auf die Limonade, man wurde nicht mit ihr fertig. Frau Slama schüttete nach. Sie brachte Zigaretten. Rauchen war verboten. Sie zündete selbst eine Zigarette an und sog an ihr, nachlässig, mit geblähten Nasenflügeln, und wippte mit dem Fuß. Plötzlich nahm sie, ohne ein Wort, die Mütze von seinen Knien und legte sie auf den Tisch. Dann steckte sie ihm ihre Zigarette in den Mund, ihre Hand duftete nach Rauch und Kölnisch Wasser, der helle Ärmel ihres sommerlich geblümten Kleides schimmerte vor seinen Augen. Er rauchte höflich die Zigarette weiter, an deren Mundstück noch die Feuchtigkeit ihrer Lippen lag, und sah auf die Limonade. Frau Slama steckte die Zigarette wieder zwischen die Zähne und stellte sich hinter Carl Joseph. Er hatte Angst, sich umzuwenden. Auf einmal lagen ihre beiden schimmernden Ärmel an seinem Hals, und ihr Gesicht lastete auf seinen Haaren. Er rührte sich nicht. Aber sein Herz klopfte laut, ein großer Sturm brach in ihm aus, krampfhaft zurückgehalten vom erstarrten Körper und den festen Knöpfen der Uniform. »Komm!« flüsterte Frau Slama. Sie setzte sich auf seinen Schoß, küßte ihn flugs und machte schelmische Augen. Von ungefähr fiel ein blondes Büschel Haare in ihre Stirn, sie schielte hinauf und versuchte, es mit gespitzten Lippen wegzublasen. Er begann, ihr Gewicht auf seinen Beinen zu fühlen, gleichzeitig durchströmte ihn neue Kraft und spannte seine Muskeln im Schenkel und in den Armen. Er umschlang die Frau und fühlte die weiche Kühle ihrer Brust durch das harte Tuch der Uniform. Ein leises Kichern brach aus ihrer Kehle, es war ein we-

nig wie Schluchzen und etwas wie Trillern. Tränen standen in ihren Augen. Dann lehnte sie sich zurück und begann, mit zärtlicher Genauigkeit einen Knopf der Uniform nach dem andern zu lösen. Sie legte eine kühle, zarte Hand auf seine Brust, küßte seinen Mund lange, mit systematischem Genuß, und erhob sich plötzlich, als hätte sie irgendein Geräusch aufgeschreckt. Er sprang sofort auf, sie lächelte und zog ihn langsam, rückwärts schreitend, mit beiden ausgestreckten Händen und den Kopf zurückgeworfen, ein Leuchten im Gesicht, zur Tür, die sie von rückwärts mit dem Fuß aufstieß. Sie glitten ins Schlafzimmer.
Wie ein ohnmächtig Gefesselter sah er zwischen halb geschlossenen Lidern, daß sie ihn entkleidete, langsam, gründlich und mütterlich. Mit einigem Entsetzen bemerkte er, wie Stück um Stück seiner Paradekleidung schlaff auf die Erde sank, er hörte den dumpfen Fall seiner Schuhe und fühlte sofort an seinem Fuß die Hand der Frau Slama. Von unten her stieg eine neue Welle von Wärme und Kühle bis an seine Brust. Er ließ sich fallen. Er empfing die Frau wie eine weiche, große Welle aus Wonne, Feuer und Wasser.
Er erwachte. Frau Slama stand vor ihm, hielt ihm Stück um Stück seiner Kleidung entgegen; er begann, sich hastig anzuziehen. Sie lief in den Salon, brachte ihm Handschuhe und Mütze. Sie rückte an seinem Rock, er fühlte ihre ständigen Blicke auf seinem Gesicht, aber er vermied es, sie anzuschauen. Er schlug die Absätze aneinander, daß es knallte, drückte der Frau die Hand, sah aber hartnäckig auf ihre rechte Schulter und ging.
Von einem Turm schlug es sieben. Die Sonne näherte sich den Hügeln, die jetzt blau waren wie der Himmel und von Wolken kaum zu unterscheiden. Von den Bäumen am Wegrand strömte süßer Duft. Der Abendwind kämmte die kleinen Gräser der Wiesenhänge zu beiden Seiten der Straße; man sah, wie sie sich zitternd wellten unter seiner unsichtbaren, leisen und breiten Hand. In fernen Sümpfen begannen die Frösche zu quaken. Aus dem offenen Fenster eines knallgelben Vorstadthäuschens sah eine junge Frau in die leere Straße. Obwohl Carl Joseph sie nie gesehen hatte, grüßte er sie, stramm und voller Ehrfurcht. Sie nickte etwas befremdet und dankbar. Es war ihm, als hätte er jetzt erst Frau Slama zum Abschied gegrüßt. Wie ein Grenzposten zwischen der Liebe und dem Leben stand die fremde, vertraute Frau am Fenster. Nachdem er sie gegrüßt hatte, fühlte er sich wieder der Welt zurückgegeben. Er schritt schnell aus. Schlag dreiviertel acht

war er zu Hause und meldete seinem Vater die Rückkehr, blaß, kurz und entschlossen, wie es sich für Männer geziemt.
Der Wachtmeister hatte jeden zweiten Tag Patrouillendienst. Jeden Tag kam er mit einem Aktenbündel in die Bezirkshauptmannschaft. Den Sohn des Bezirkshauptmanns traf er niemals. Jeden zweiten Tag, nachmittags um vier, marschierte Carl Joseph in das Gendarmeriekommando. Um sieben Uhr abends verließ er es. Der Duft, den er von Frau Slama mitbrachte, vermischte sich mit den Gerüchen der trockenen sommerlichen Abende und blieb an Carl Josephs Händen Tag und Nacht. Er gab acht, dem Vater bei Tisch nicht näher zu kommen als nötig war. »Es riecht hier nach Herbst«, sagte eines Abends der Alte. Er verallgemeinerte. Frau Slama gebrauchte grundsätzlich Reseda.

III

Im Herrenzimmer des Bezirkshauptmanns hing das Porträt, den Fenstern gegenüber und so hoch an der Wand, daß Stirn und Haar im dunkelbraunen Schatten des alten, hölzernen Suffits verdämmerten. Die Neugier des Enkels kreiste beständig um die erloschene Gestalt und den verschollenen Ruhm des Großvaters. Manchmal, an stillen Nachmittagen – die Fenster standen offen, der dunkelgrüne Schatten der Kastanien aus dem Stadtpark erfüllte das Zimmer mit der ganzen satten und kräftigen Ruhe des Sommers, der Bezirkshauptmann leitete eine seiner Kommissionen außerhalb der Stadt, von fernen Treppen her schlurfte der Geisterschritt des alten Jacques, der auf Filzpantoffeln durch das Haus ging, um Schuhe, Kleider, Aschenbecher, Leuchter und Stehlampen zum Putzen einzusammeln –, stieg Carl Joseph auf einen Stuhl und betrachtete das Bildnis des Großvaters aus der Nähe. Es zerfiel in zahlreiche tiefe Schatten und helle Lichtflecke, in Pinselstriche und Tupfen, in ein tausendfältiges Gewebe der bemalten Leinwand, in ein hartes Farbenspiel getrockneten Öls. Carl Joseph stieg vom Stuhl. Der grüne Schatten der Bäume spielte auf dem braunen Rock des Großvaters, die Pinselstriche und Tupfen fügten sich wieder zu der vertrauten, aber unergründlichen Physiognomie, und die Augen erhielten ihren gewohnten, fernen, dem Dunkel der Decke entgegendämmernden Blick. Jedes Jahr in den Sommerferien fanden die stummen Unterhaltungen des Enkels mit dem Großvater statt. Nichts ver-

riet der Tote. Nichts erfuhr der Junge. Von Jahr zu Jahr schien das Bildnis blasser und jenseitiger zu werden, als stürbe der Held von Solferino noch einmal dahin, als zöge er sein Andenken langsam zu sich hinüber und als müßte eine Zeit kommen, in der eine leere Leinwand aus dem schwarzen Rahmen noch stummer als das Porträt auf den Nachkommen niederstarren würde.

Unten im Hof, im Schatten des hölzernen Balkons, saß Jacques auf einem Schemel, vor der militärisch ausgerichteten Reihe gewichster Stiefel. Immer, wenn Carl Joseph von Frau Slama heimkehrte, ging er zu Jacques in den Hof und setzte sich auf die Kante. »Erzählen Sie vom Großvater, Jacques!« – Und Jacques legte Bürste, Pasta und Sidol weg, rieb die Hände aneinander, als wüsche er sie von Arbeit und Schmutz, bevor er anfing, von dem Seligen zu sprechen. Und wie immer und wie schon gute zwanzig Mal begann er: »Ich bin immer mit ihm ausgekommen! Gar nicht jung mehr bin ich auf den Hof gekommen, geheiratet hab' ich nicht, das hätt' dem Seligen nicht gefallen. Frauenzimmer hat er nicht gern gesehn, ausgenommen seine eigene Frau Baronin, aber die ist bald gestorben, auf der Lunge. Alle haben gewußt: Er hat dem Kaiser das Leben gerettet, in der Schlacht bei Solferino, aber er hat nichts davon gesagt, keinen Mucks hat er gegeben. Deshalb haben sie ihm auch ›Der Held von Solferino‹ auf den Grabstein geschrieben. Gar nicht alt ist er gestorben, so am Abend, gegen neun, im November wird's gewesen sein. Geschneit hat es schon, nachmittags ist er schon im Hof gestanden und hat gesagt: ›Jacques, wo hast du die Pelzstiefel hingetan?‹ Ich hab's nicht gewußt, aber gesagt hab' ich: ›Gleich hol' ich sie, Herrn Baron!‹ ›Hat Zeit bis morgen!‹ sagt er – und morgen hat er sie nicht mehr gebraucht. Geheiratet hab' ich nie!«

Das war alles.

Einmal (es waren die letzten Ferien, in einem Jahr sollte Carl Joseph ausgemustert werden) sagte der Bezirkshauptmann beim Abschied: »Ich hoffe, daß alles glattgeht. Du bist der Enkel des Helden von Solferino. Denk daran, dann kann dir nichts passieren!«

Auch der Oberst, alle Lehrer, alle Unteroffiziere dachten daran, und also konnte Carl Joseph in der Tat nichts passieren. Obwohl er kein ausgezeichneter Reiter war, in der Terrainlehre schwach, in der Trigonometrie ganz versagt hatte, kam er »mit einer guten Nummer« durch, wurde als Leutnant ausgemustert und den X-ten Ulanen zugeteilt.

Die Augen trunken vom eigenen neuen Glanz und von der letzten feierlichen Messe, das Ohr erfüllt von den donnernden Abschiedsreden des Obersten, im azurenen Waffenrock mit goldenen Knöpfen, das silberne Patronentäschchen mit dem goldenen, erhabenen Doppeladler am Rücken, die Tschapka mit Schuppenriemen und Haarschweif in der Linken, in knallroten Reithosen, spiegelnden Stiefeln, singenden Sporen, den Säbel mit breitem Korb an der Hüfte: so präsentierte sich Carl Joseph an einem heißen Sommertag seinem Vater. Es war diesmal kein Sonntag. Ein Leutnant durfte auch am Mittwoch kommen. Der Bezirkshauptmann saß in seinem Arbeitszimmer. »Mach dir's bequem!« sagte er. Er legte den Zwicker ab, zog die Augenlider zusammen, erhob sich, musterte seinen Sohn und fand alles in Ordnung. Er umarmte Carl Joseph, sie küßten sich flüchtig auf die Wangen. »Nimm Platz!« sagte der Bezirkshauptmann und drückte den Leutnant in einen Sessel. Er selbst ging auf und ab durchs Zimmer. Er überlegte einen passenden Anfang. Ein Tadel war diesmal nicht anzubringen, mit einem Ausdruck der Zufriedenheit konnte man nicht beginnen. »Du solltest dich jetzt«, sagte er endlich, »mit der Geschichte deines Regiments beschäftigen und auch ein wenig in der Geschichte des Regiments nachlesen, in dem dein Großvater gekämpft hat. Ich hab' zwei Tage dienstlich in Wien zu tun, wirst mich begleiten.« Dann schwang er die Tischglocke. Jacques kam. »Fräulein Hirschwitz«, befahl der Bezirkshauptmann, »möchte heute den Wein heraufholen lassen und, wenn's geht, Rindfleisch vorbereiten und Kirschknödel. Wir essen heute zwanzig Minuten später als gewöhnlich.« »Jawohl, Herr Baron«, sagte Jacques, sah Carl Joseph an und flüsterte: »Gratuliere herzlich!« Der Bezirkshauptmann ging zum Fenster, die Szene drohte rührend zu werden. Hinter seinem Rücken vernahm er, wie der Sohn dem Diener die Hand gab, Jacques mit den Füßen scharrte, etwas Unverständliches vom seligen Herrn murmelte. Er wandte sich erst um, als Jacques das Zimmer verlassen hatte.

»Es ist heiß, nicht?« begann der Alte.

»Jawohl, Papa!«

»Ich denke, wir gehn an die Luft!«

»Jawohl, Papa!«

Der Bezirkshauptmann nahm den schwarzen Stock aus Ebenholz mit dem silbernen Griff, nicht das gelbe Rohr, das er sonst an hellen Vormittagen zu tragen liebte. Auch die Handschuhe behielt er nicht in der

Linken, er streifte sie über. Er setzte den Halbzylinder auf und verließ das Zimmer, gefolgt von dem Jungen. Langsam und ohne ein Wort zu wechseln, gingen beide durch die sommerliche Stille des Stadtparks. Der Stadtpolizist salutierte, Männer erhoben sich von den Bänken und grüßten. Neben der dunklen Gravität des Alten nahm sich die klirrende Buntheit des Jungen noch leuchtender und geräuschvoller aus. In der Allee, in der ein hellblondes Mädchen Sodawasser mit Himbeersaft unter einem roten Sonnenschirm ausschenkte, hielt der Alte ein und sagte: »Ein frischer Trunk kann nicht schaden!« – Er bestellte zwei Soda ohne und beobachtete mit verstohlener Würde das blonde Fräulein, das wollüstig und willenlos ganz in den farbigen Schimmer Carl Josephs einzutauchen schien. Sie tranken und gingen weiter. Manchmal schwenkte der Bezirkshauptmann ein bißchen den Stock, es war wie die Andeutung eines Übermuts, der sich in Grenzen zu halten weiß. Obwohl er schwieg und ernst war wie gewöhnlich, erschien er seinem Sohn heute beinahe flott. Aus seinem frohen Innern brach gelegentlich ein wohlgefälliges Hüsteln, eine Art Lachen. Grüßte ihn jemand, so hob er kurz den Hut. Es gab Augenblicke, in denen er sich sogar zu kühnen Paradoxen vortraute, wie zum Beispiel: »Auch Höflichkeit kann lästig werden!« Er sprach lieber ein gewagtes Wort aus, als daß er sich die Freude über die staunenden Blicke der Vorbeikommenden hätte anmerken lassen. Als sie sich wieder dem Haustor näherten, blieb er noch einmal stehen. Er wandte sein Angesicht dem Sohn zu und sagte: »In meiner Jugend wär' ich auch gern Soldat geworden. Dein Großvater hat's ausdrücklich verboten. Jetzt bin ich zufrieden, daß du nicht Beamter bist!« »Jawohl, Papa!« erwiderte Carl Joseph.

Es gab Wein, auch Rindfleisch und Kirschknödel hatte man ermöglicht. Fräulein Hirschwitz kam im sonntäglich Grauseidenen und ließ beim Anblick Carl Josephs den größten Teil ihrer Strenge ohne weiteres fallen. »Ich freue mich sehr«, sagte sie, »und beglückwünsche Sie herzlich.« »Beglückwünschen heißt gratulieren«, bemerkte der Bezirkshauptmann. Und man begann zu essen.

»Du brauchst dich nicht zu eilen!« sagte der Alte. »Wenn ich schneller fertig bin, so wart' ich noch ein bißchen.« Carl Joseph sah auf. Er begriff, daß der Vater seit Jahr und Tag wohl gewußt hatte, wieviel Mühe es kostete, mit ihm Schritt zu halten. Und zum erstenmal war es ihm, als sähe er durch den Panzer des Alten in sein lebendiges Herz

und in das Gewebe seiner geheimen Gedanken. Obwohl er bereits ein Leutnant war, wurde Carl Joseph rot. »Danke, Papa!« sagte er. Der Bezirkshauptmann löffelte hastig weiter. Er schien nicht zu hören.
Ein paar Tage später stiegen sie in den Zug nach Wien. Der Sohn las in der Zeitung, der Alte in den Akten. Einmal blickte der Bezirkshauptmann auf und sagte: »Wir wollen in Wien eine Salonhose bestellen, du hast nur zwei.« »Danke, Papa!« Sie lasen weiter.
Sie waren knapp eine Viertelstunde vor Wien, als der Vater die Akten zusammenklappte. Der Sohn legte sofort die Zeitung weg. Der Bezirkshauptmann sah auf die Fensterscheibe, dann ein paar Sekunden auf den Sohn. Plötzlich sagte er: »Du kennst doch den Wachtmeister Slama?« Der Name schlug an Carl Josephs Gedächtnis, ein Ruf aus verlorenen Zeiten. Er sah sofort den Weg, der zum Gendarmeriekommando führte, das niedrige Zimmer, den geblümten Schlafrock, das breite und wohlbepackte Bett, er roch den Duft der Wiesen und gleichzeitig das Reseda der Frau Slama. Er lauschte. »Er ist leider Witwer geworden, in diesem Jahr«, fuhr der Alte fort. »Traurig. Die Frau ist an einer Geburt gestorben. Solltest ihn besuchen.«
Es wurde auf einmal unerträglich heiß im Kupee. Carl Joseph versuchte, den Kragen zu lockern. Während er vergeblich nach einem passenden Wort rang, stieg eine törichte, heiße, kindische Lust zu weinen in ihm auf, würgte ihn im Hals, sein Gaumen wurde trocken, als hätte er seit Tagen nicht getrunken. Er fühlte den Blick seines Vaters, sah angestrengt in die Landschaft, empfand die Nähe des Ziels, dem sie unaufhaltsam entgegenfuhren, als eine Verschärfung seiner Qual, wünschte sich wenigstens in den Korridor und sah gleichzeitig ein, daß er dem Blick und der Mitteilung des Alten nicht davonlaufen könnte. Er raffte schnell ein paar schwache, vorläufige Kräfte zusammen und sagte: »Ich werde ihn besuchen!«
»Es scheint, daß du die Eisenbahn nicht verträgst«, bemerkte der Vater.
»Jawohl, Papa!«
Stumm und aufrecht, von einer Qual bedrängt, der er keinen Namen hätte geben können, die er niemals gekannt hatte und die wie eine rätselhafte Krankheit aus fernen Zonen war, fuhr Carl Joseph ins Hotel. Es gelang ihm noch, »Pardon, Papa!« zu sagen. Dann schloß er sein Zimmer ab, packte den Koffer aus und zog die Mappe hervor, in der ein paar Briefe der Frau Slama lagen, in den Umschlägen, wie sie

gekommen waren, mit der chiffrierten Adresse, Mährisch-Weißkirchen, poste restante. Die blauen Blätter hatten die Farbe des Himmels und ein Hauch von Reseda, und die zarten, schwarzen Buchstaben flogen wie eine geordnete Schar schlanker Schwalben dahin. Briefe der toten Frau Slama! Sie erschienen Carl Joseph als die frühen Künder ihres plötzlichen Endes, von der geisterhaften Feinheit, die nur todgeweihten Händen entströmt, vorweggenommene Grüße aus dem Jenseits. Den letzten Brief hatte er nicht beantwortet. Die Ausmusterung, die Reden, der Abschied, die Messe, die Ernennung, der neue Rang und die neuen Uniformen verloren ihre Bedeutung vor dem gewichtlosen, dunklen Zug der beschwingten Buchstaben auf blauem Hintergrund. Noch lagen auf seiner Haut die Spuren der liebkosenden Hände der toten Frau, und in seinen eigenen warmen Händen barg sich noch die Erinnerung an ihre kühle Brust, und mit geschlossenen Augen sah er die selige Müdigkeit in ihrem liebessatten Angesicht, den offenen, roten Mund und den weißen Schimmer der Zähne, den lässig gekrümmten Arm, in jeder Linie des Körpers den fließenden Abglanz wunschloser Träume und glücklichen Schlafs. Jetzt krochen die Würmer über Brust und Schenkel, und gründliche Verwesung zerfraß das Gesicht. Je stärker die gräßlichen Bilder des Zerfalls vor den Augen des jungen Mannes wurden, desto heftiger entzündeten sie seine Leidenschaft. Sie schien in die unbegreifliche Unbegrenztheit jener Bezirke hinauszuwachsen, in denen die Tote verschwunden war. Wahrscheinlich hätte ich sie gar nicht mehr besucht! dachte der Leutnant. Ich hätte sie vergessen. Ihre Worte waren zärtlich, sie war eine Mutter, sie hat mich geliebt, sie ist gestorben! Es war klar, daß er Schuld an ihrem Tode trug. An der Schwelle seines Lebens lag sie, eine geliebte Leiche. Es war die erste Begegnung Carl Josephs mit dem Tode. An seine Mutter erinnerte er sich nicht mehr. Nichts mehr kannte er von ihr als Grab und Blumenbeet und zwei Photographien. Nun zuckte der Tod vor ihm auf wie ein schwarzer Blitz, traf seine harmlose Freude, versengte seine Jugend und schmetterte ihn an den Rand der verhängten Gründe, die das Lebendige vom Gestorbenen trennen. Vor ihm lag also ein langes Leben voller Trauer. Er rüstete sich, es zu erleiden, entschlossen und blaß, wie es einem Manne geziemt. Er packte die Briefe ein. Er schloß den Koffer. Er ging in den Korridor, klopfte an die Tür seines Vaters, trat ein und hörte wie durch eine dicke Wand aus Glas die Stimme des Alten: »Es scheint, daß du ein weiches Herz

hast!« Der Bezirkshauptmann ordnete seine Krawatte vor dem Spiegel. Er hatte noch in der Statthalterei zu tun, in der Polizeidirektion, im Oberlandesgericht. »Du begleitest mich!« sagte er.

Sie fuhren im Zweispänner auf Gummirädern. Festlicher als je erschienen die Straßen Carl Joseph. Das breite, sommerliche Gold des Nachmittags floß über Häuser und Bäume, Straßenbahnen, Passanten, Polizisten, grüne Bänke, Monumente und Gärten. Man hörte den hurtigen, schnalzenden Aufschlag der Hufe auf das Pflaster. Junge Frauen glitten wie helle, zärtliche Lichter vorbei. Soldaten salutierten. Schaufenster schimmerten. Der Sommer wehte milde durch die große Stadt. Alle Schönheiten des Sommers aber glitten an Carl Josephs gleichgültigen Augen vorüber. An sein Ohr schlugen die Worte des Vaters. Hundert Veränderungen hatte der Alte festzustellen: verlegte Tabaktrafiken, neue Kioske, verlängerte Omnibuslinien, verschobene Haltestellen. Vieles war zu seiner Zeit anders gewesen. Aber an alles Verschwundene wie an alles Bewahrte heftete er seine treue Erinnerung, seine Stimme hob mit leiser und ungewohnter Zärtlichkeit winzige Schätze aus verschütteten Zeiten, seine magere Hand deutete grüßend nach den Stellen, an denen einst seine Jugend geblüht hatte. Carl Joseph schwieg. Auch er hatte soeben die Jugend verloren. Seine Liebe war tot, aber sein Herz aufgetan der väterlichen Wehmut, und er begann zu ahnen, daß hinter der knöchernen Härte des Bezirkshauptmanns ein anderer verborgen war, ein Geheimnisvoller und dennoch Vertrauter, ein Trotta, Abkömmling eines slowenischen Invaliden und des merkwürdigen Helden von Solferino. Und je lebhafter des Alten Ausrufe und Bemerkungen wurden, desto spärlicher und leiser kamen die gehorsamen und gewohnten Bestätigungen des Sohnes, und das stramme und diensteifrige »Jawohl, Papa«, der Zunge eingeübt seit frühen Jahren, klang nunmehr anders, brüderlich und heimisch. Jünger schien der Vater zu werden und älter der Sohn. Sie hielten vor mehreren Amtsgebäuden, in denen der Bezirkshauptmann nach früheren Genossen, Zeugen seiner Jugend, suchte. Der Brandl war Polizeirat geworden, der Smekal Sektionschef, Monteschitzky Oberst und Hasselbrunner Legationsrat. Sie hielten vor den Läden, bestellten bei Reitmeyer in den Tuchlauben ein Paar Salonstiefeletten, matt, Chevreaux, für Hofball und Audienz, eine Salonhose auf der Wieden beim Hof- und Militärschneider Ettlinger, und es ereignete sich das Unglaubliche, daß der Bezirkshauptmann beim Hofjuwelier Schafransky eine sil-

berne Tabatiere, solide und mit geripptem Rücken, auswählte; ein Luxusgegenstand, in den er die tröstlichen Worte eingravieren ließ: »in periculo securitas. Dein Vater.«
Sie landeten vor dem Volksgarten und tranken Kaffee. Weiß im dunkelgrünen Schatten leuchteten die runden Tische der Terrasse, auf den Tischtüchern blauten die Siphons. Wenn die Musik innehielt, hörte man den jubelnden Gesang der Vögel. Der Bezirkshauptmann hob den Kopf, und als zöge er Erinnerungen aus der Höhe, begann er: »Hier hab' ich einmal ein kleines Mädel kennengelernt. Wie lang wird's her sein?« Er verlor sich in stummen Berechnungen. Lange, lange Jahre schienen seit damals vergangen; es war Carl Joseph, als säße neben ihm nicht sein Vater, sondern ein Urahne. »Mizzi Schinagl hat's geheißen!« sagte der Alte. In den dichten Kronen der Kastanien suchte er nach dem verschollenen Bildnis Fräulein Schinagls, als wäre sie ein Vögelchen gewesen. »Sie lebt noch?« fragte Carl Joseph aus Höflichkeit und wie um einen Anhaltspunkt für die Abschätzung der verschwundenen Epochen zu gewinnen. »Hoffentlich! Zu meiner Zeit, weißt du, war man nicht sentimental. Man nahm Abschied von Mädchen und auch von Freunden...« Er unterbrach sich plötzlich. Ein Fremder stand an ihrem Tisch, ein Mann mit Schlapphut und flatternder Krawatte, in einem grauen und sehr alten Cutaway mit schlaffen Schößen, dichtes, langes Haar im Nacken, das breite, graue Gesicht mangelhaft rasiert, auf den ersten Blick ein Maler, von jener übertriebenen Deutlichkeit der überlieferten künstlerischen Physiognomie, die unwirklich erscheint und ausgeschnitten aus alten Illustrationen. Der Fremde legte seine Mappe auf den Tisch und machte Anstalten, seine Werke anzubieten, mit dem hochmütigen Gleichmut, den ihm Armut und Sendung zu gleichen Teilen eingeben mochten. »Aber Moser!« sagte Herr von Trotta. Der Maler rollte langsam die schweren Lider von seinen großen, hellen Augen empor, betrachtete ein paar Sekunden den Bezirkshauptmann, streckte die Hand aus und sagte: »Trotta!«
Im nächsten Augenblick schon hatte er die Bestürzung wie die Sanftheit abgelegt, schmetterte die Mappe hin, daß die Gläser zitterten, rief dreimal hintereinander: »Donnerwetter!«, so mächtig, als erzeugte er es wirklich, ließ den Blick triumphierend über die benachbarten Tische kreisen und schien Applaus von den Gästen zu erwarten, setzte sich, lüftete den Schlapphut und warf ihn auf den Kies neben den Stuhl, schob mit dem Ellbogen die Mappe vom Tisch, bezeichnete sie gelas-

sen als »Dreck«, neigte den Kopf gegen den Leutnant vor, zog die Augenbrauen zusammen, lehnte sich wieder zurück und sagte: »Wie, Herr Statthalter, dein Herr Sohn?«
»Das ist mein Jugendfreund, der Herr Professor Moser!« erklärte der Bezirkshauptmann.
»Donnerwetter, Herr Statthalter!« wiederholte Moser. Er faßte gleichzeitig nach dem Frack eines Kellners, erhob sich und flüsterte eine Bestellung wie ein Geheimnis, setzte sich und schwieg, die Augen in jene Richtung gewendet, aus der die Kellner mit den Getränken kommen mußten. Schließlich stand ein Sodawasserglas vor ihm, halbgefüllt mit wasserklarem Sliwowitz; er führte es vor geblähter Nase ein paarmal hin und her, setzte mit einer mächtigen Armbewegung an, als gälte es, einen schweren Humpen auf einen Zug zu leeren, nippte schließlich nur ein wenig und sammelte dann mit vorgestreckter Zungenspitze die Tropfen von den Lippen ab.
»Du bist zwei Wochen hier und besuchst mich nicht!« begann er mit der forschenden Strenge eines Vorgesetzten.
»Lieber Moser«, sagte Herr von Trotta, »ich bin gestern gekommen und fahre morgen wieder zurück.«
Der Maler sah lange in das Gesicht des Bezirkshauptmanns. Dann setzte er das Glas wieder an und trank es ohne Aufenthalt leer wie Wasser. Als er es hinstellen wollte, traf er nicht mehr die Untertasse und ließ es sich von Carl Joseph aus der Hand nehmen. »Danke!« sagte der Maler, und mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Leutnant: »Außerordentlich, die Ähnlichkeit mit dem Helden von Solferino! Nur etwas weicher! Schwächliche Nase! Weicher Mund! Kann sich aber mit der Zeit ändern ...!«
»Professor Moser hat den Großvater gemalt!« bemerkte der alte Trotta. Carl Joseph sah den Vater und den Maler an, und in seiner Erinnerung erstand das Porträt des Großvaters, verdämmernd unter dem Suffit des Herrenzimmers. Unfaßbar erschien ihm die Beziehung des Großvaters zu diesem Professor; die Vertrautheit des Vaters mit Moser erschreckte ihn, er sah die schmutzige, breite Hand des Fremden mit freundschaftlichem Schlag auf die gestreifte Hose des Bezirkshauptmanns niederfallen und den abwehrenden, sanften Rückzug des väterlichen Oberschenkels. Da saß nun der Alte, würdig wie sonst, zurückgelehnt und gleichsam abgehalten vom Alkoholgeruch, der gegen seine Brust und sein Angesicht gerichtet war, lächelte und ließ sich

alles gefallen. »Solltest dich renovieren lassen«, sagte der Maler. »Schäbig bist du geworden! Dein Vater hat anders ausgesehn.«
Der Bezirkshauptmann strich seinen Backenbart und lächelte. »Ja, der alte Trotta!« begann wieder der Maler.
»Zahlen!« sagte plötzlich leise der Bezirkshauptmann. »Du entschuldigst, Moser, wir haben eine Verabredung.«
Der Maler blieb sitzen, Vater und Sohn verließen den Garten.
Der Bezirkshauptmann schob seinen Arm unter den des Sohnes. Zum erstenmal fühlte Carl Joseph den dürren Arm des Vaters an der Brust. Die väterliche Hand im dunkelgrauen Glacéhandschuh lag in leicht gekrümmter Zutraulichkeit auf dem blauen Ärmel der Uniform. Es war die gleiche Hand, die, hager und zürnend, umscheppert von der steifen Manschette, mahnen konnte und warnen, mit leisen und spitzen Fingern in Papieren blättern, die Schubladen mit grimmigem Ruck in ihre Fächer stieß, Schlüssel so entschieden abzog, daß man glauben konnte, die Schlösser seien für alle Ewigkeit versperrt. Es war die Hand, die mit lauernder Ungeduld auf die Tischkante trommelte, wenn es nicht nach dem Willen ihres Herrn ging, und an die Fensterscheibe, wenn im Zimmer irgendeine Verlegenheit entstanden war. Diese Hand hob den mageren Zeigefinger, wenn jemand im Haus etwas unterlassen hatte, ballte sich zur stummen, niemals aufschlagenden Faust, bettete sich zärtlich um die Stirn, nahm behutsam den Zwicker ab, bog sich leicht um das Weinglas, führte die schwarze Virginier liebkosend zum Mund. Es war die linke Hand des Vaters, dem Sohn seit langem vertraut. Und dennoch war es, als erführe er jetzt erst, daß es die Hand des Vaters war, die väterliche Hand. Carl Joseph verspürte das Verlangen, diese Hand an seine Brust zu drücken.
»Siehst du, der Moser!« begann der Bezirkshauptmann, schwieg eine Weile, suchte nach einem gerecht abwägenden Wort und sagte endlich: »Aus dem hätte was werden können.«
»Ja, Papa!«
»Wie er das Bild vom Großvater gemacht hat, war er sechzehn Jahre alt. Waren wir beide sechzehn Jahre alt! Es war mein einziger Freund in der Klasse! Dann ist er in die Akademie gekommen. Der Schnaps hat ihn halt erwischt. Er ist trotzdem ...« Der Bezirkshauptmann schwieg und sagte erst nach ein paar Minuten: »Unter allen, die ich heut wiedergesehn hab', ist er trotzdem mein Freund!«
»Ja – Vater.«

Zum erstenmal sagte Joseph das Wort »Vater«! »Jawohl, Papa!« verbesserte er sich schnell.
Es wurde dunkel. Der Abend fiel heftig in die Straße.
»Du frierst, Papa?«
»Keine Spur.«
Aber der Bezirkshauptmann schritt rascher aus. Bald waren sie in der Nähe des Hotels.
»Herr Statthalter!« erscholl es hinter ihnen. Der Maler Moser war ihnen offenbar gefolgt. Sie wandten sich um. Da stand er, den Hut in der Hand, mit gesenktem Kopf, demütig, als wollte er den ironischen Anruf ungeschehen machen. »Die Herren entschuldigen!« sagte er. »Habe zu spät bemerkt, daß mein Etui leer ist!« Er zeigte eine offene, leere Blechschachtel. Der Bezirkshauptmann zog ein Zigarrenetui. »Zigarren rauch' ich nicht!« sagte der Maler.
Carl Joseph hielt einen Zigarettenkarton hin. Moser legte umständlich die Mappe vor die Füße, auf das Pflaster, füllte seine Schachtel, bat um Feuer, hielt beide Hände um das blaue Flämmchen. Seine Hände waren rot und klebrig, zu groß im Verhältnis zu ihren Gelenken, zitterten leise, erinnerten an sinnlose Werkzeuge. Seine Nägel waren wie kleine, flache, schwarze Spaten, mit denen er eben in Erde, Kot, farbigem Brei und flüssigem Nikotin geschaufelt hatte. »Wir sollen uns also nicht mehr wiedersehen«, sagte er und bückte sich nach der Mappe. Er stand auf, über seine Wangen rannen dicke Tränen. »Nie mehr wiedersehn«, schluchzte er. »Ich muß für einen Augenblick ins Zimmer«, sagte Carl Joseph und ging ins Hotel.
Er rannte die Stufen hinauf ins Zimmer, beugte sich aus dem Fenster, beobachtete ängstlich seinen Vater, sah, wie der Alte die Brieftasche zog, der Maler zwei Sekunden darauf mit verjüngten Kräften dem Bezirkshauptmann die schauerliche Hand auf die Schulter legte und hörte, wie Moser ausrief: »Also, Franz, am Dritten, wie gewöhnlich!«
Carl Joseph rannte wieder hinunter, es war ihm, als müßte er den Vater schützen; der Professor salutierte und trat zurück, ging, mit letztem Gruß, erhobenen Hauptes, mit nachtwandlerischer Sicherheit schnurgerade über die Fahrbahn und winkte vom gegenüberliegenden Bürgersteig noch einmal zurück, bevor er in einer Seitengasse verschwand. Aber einen Augenblick später kam er wieder zum Vorschein, rief laut: »Einen Moment!«, daß es in der stillen Gasse widerhallte, setzte mit unwahrscheinlich sicheren und großen Sprüngen über die Fahrbahn

und stand vor dem Hotel, so unbekümmert und gleichsam neu angekommen, als hätte er sich nicht erst vor ein paar Minuten verabschiedet. Und als sähe er jetzt zum erstenmal seinen Jugendfreund und dessen Sohn, begann er mit einer klagenden Stimme: »Wie traurig ist es, sich so wiederzusehn! Weißt du noch, wie wir nebeneinander in der dritten Bank gesessen sind? In Griechisch warst du schwach, ich habe dich immer abschreiben lassen. Wenn du wirklich ehrlich bist, sag's selbst, vor deinem Sprößling! Hab' ich dich nicht alles abschreiben lassen?« Und zu Carl Joseph: »Er war ein guter Kerl, aber ein Traumichnicht, Ihr Herr Vater! Auch zu den Mädeln ist er spät gegangen, ich hab' ihm Kurasch machen müssen, sonst hätt' er nie hingefunden. Sei gerecht, Trotta! Sag, daß ich dich hingeführt habe!«
Der Bezirkshauptmann schmunzelte und schwieg. Maler Moser machte Anstalten, einen längeren Vortrag zu beginnen. Er legte die Mappe auf das Pflaster, nahm den Hut ab, streckte einen Fuß vor und begann: »Wie ich zum erstenmal dem Alten begegnet bin, es war in den Ferien, du erinnerst dich doch.« Er unterbrach sich plötzlich und tastete mit hastigen Händen alle Taschen ab. Der Schweiß trat in dikken Perlen auf seine Stirn. »Ich hab's verloren!« rief er aus und zitterte und wankte. »Ich habe das Geld verloren!«
Aus der Tür des Hotels trat in diesem Augenblick der Portier. Er grüßte den Bezirkshauptmann und den Leutnant mit einem heftigen Schwung der goldbetreßten Mütze und zeigte ein unwilliges Gesicht. Es sah aus, als könnte er im nächsten Augenblick dem Maler Moser Lärm und Aufenthalt und Beleidigung der Gäste vor dem Hotel verbieten wollen. Der alte Trotta griff in die Brusttasche, der Maler verstummte. »Kannst du mir aushelfen?« fragte der Vater. Der Leutnant sagte: »Ich werde den Herrn Professor ein wenig begleiten. Auf Wiedersehn, Papa!« Der Bezirkshauptmann lüftete den Halbzylinder und ging ins Hotel. Der Leutnant gab dem Professor einen Schein und folgte dem Vater. Der Maler Moser hob die Mappe auf und entfernte sich mit gemessen wankender Würde.
Schon lag der tiefe Abend in den Straßen, und auch in der Halle des Hotels war es dunkel. Der Bezirkshauptmann saß, den Zimmerschlüssel in der Hand, den Halbzylinder und den Stock neben sich, ein Bestandteil der Dämmerung, im ledernen Sessel. Der Sohn blieb in achtungsvoller Entfernung von ihm stehen, als wollte er die Erledigung der Affäre Moser dienstlich melden. Noch waren die Lampen nicht

entzündet. Aus dem dämmernden Schweigen kam die Stimme des Alten: »Wir fahren morgen nachmittag zwei Uhr fünfzehn.«
»Jawohl, Papa.«
»Es ist mir bei der Musik eingefallen, daß du den Kapellmeister Nechwal besuchen müßtest. Nach dem Besuch beim Wachtmeister Slama, versteht sich. Hast du noch was in Wien zu erledigen?«
»Die Hosen abholen lassen und die Zigarettendose.«
»Was sonst?«
»Nichts, Papa!«
»Du machst morgen vormittag noch deine Aufwartung bei deinem Onkel. Hast du offenbar vergessen. Wie oft bist du sein Gast gewesen?«
»Jedes Jahr zweimal, Papa!«
»Na also! Richtest einen Gruß von mir aus. Sagst, ich lass' mich entschuldigen. Wie sieht er übrigens aus, der gute Stransky?«
»Sehr gut, wie ich ihn zuletzt gesehen habe.«
Der Bezirkshauptmann griff nach seinem Stock und stützte die vorgestreckte Hand auf die silberne Krücke, wie er es gewohnt war, im Stehen zu tun, und als müßte man auch sitzend noch einen besonderen Halt haben, sobald von jenem Stransky die Rede war:
»Ich hab' ihn zuletzt vor neunzehn Jahren gesehn. Da war er noch Oberleutnant. Schon verliebt in diese Koppelmann. Unheilbar! Die Geschichte war recht fatal. Verliebt war er halt in eine Koppelmann.« Er sprach diesen Namen lauter als das übrige und mit einer deutlichen Zäsur zwischen den beiden Teilen. »Sie konnten die Kaution natürlich nicht aufbringen. Deine Mutter hätt' mich beinah dazu gebracht, die Hälfte herzugeben.«
»Er hat den Dienst quittiert?«
»Ja, das hat er. Und ist zur Nordbahn gekommen. Wie weit ist er heute? Bahnrat, glaub' ich, wie?«
»Jawohl, Papa!«
»Na also. Hat er nicht den Sohn Apotheker werden lassen?«
»Nein, Papa, der Alexander ist noch im Gymnasium.«
»So. Hinkt ein bißchen, hab' ich gehört, wie?«
»Er hat ein kürzeres Bein.«
»Na ja!« schloß der Alte befriedigt, als hätte er schon vor neunzehn Jahren vorausgesehn, daß Alexander hinken würde.
Er erhob sich, die Lampen im Vestibül flammten auf und beleuchteten

seine Blässe. »Ich will Geld holen«, sagte er. Er näherte sich der Treppe. »Ich hol's, Papa!« sagte Carl Joseph. »Danke!« sagte der Bezirkshauptmann.

»Ich empfehle dir«, sagte er dann, während sie die Mehlspeise aßen, »die Bacchussäle. Soll so eine neue Sache sein! Triffst dort vielleicht den Smekal.«

»Danke, Papa! Gute Nacht!«

Zwischen elf und zwölf vormittags besuchte Carl Joseph den Onkel Stransky. Der Bahnrat war noch im Büro, seine Frau, geborene Koppelmann, ließ den Bezirkshauptmann herzlich grüßen. Carl Joseph ging langsam über den Ringkorso ins Hotel. Er bog in die Tuchlauben ein, ließ die Hosen ins Hotel schicken, holte die Zigarettendose ab. Die Zigarettendose war kühl, man fühlte ihre Kühle durch die Tasche der dünnen Bluse an der Haut. Er dachte an den Kondolenzbesuch beim Wachtmeister Slama und faßte den Beschluß, keinesfalls das Zimmer zu betreten. Herzlichstes Beileid, Herr Slama! wird er sagen, auf der Veranda noch. Die Lerchen trillern unsichtbar im blauen Gewölbe. Man hört das schleifende Wispern der Grillen. Man riecht das Heu, den späten Duft der Akazien, die eben aufblühenden Knospen im Gärtchen des Gendarmeriekommandos. Frau Slama ist tot. Kathi, Katharina Luise nach dem Taufschein. Sie ist tot.

Sie fuhren nach Hause. Der Bezirkshauptmann legte die Akten weg, bettete den Kopf zwischen die roten Samtpolster in der Fensterecke und schloß die Augen.

Carl Joseph sah zum erstenmal den Kopf des Bezirkshauptmanns waagerecht gelegt, die Flügel der schmalen, knöchernen Nase gebläht, die zierliche Mulde im glattrasierten, gepuderten Kinn und den Backenbart ruhig gespreizt in zwei breiten, schwarzen Fittichen. Schon silberte er ein wenig an den äußersten Ecken, schon hatte ihn dort das Alter gestreift und an den Schläfen auch. Er wird eines Tages sterben! dachte Carl Joseph. Sterben wird er und begraben werden. Ich werde bleiben.

Sie waren allein im Kupee. Das schlummernde Angesicht des Vaters wiegte sich friedlich im rötlichen Dämmer der Polsterung. Unter dem schwarzen Schnurrbart waren die blassen, schmalen Lippen wie ein einziger Strich, an dem dünnen Hals zwischen den blanken Ecken des Stehkragens wölbte sich der kahle Adamsapfel, die tausendfach gerunzelten, bläulichen Häute der geschlossenen Lider zitterten ständig und

leise, die breite, weinrote Krawatte hob und senkte sich gleichmäßig, und auch die Hände schliefen, geborgen in den Achselhöhlen an den quer über der Brust gekreuzten Armen. Eine große Stille ging vom ruhenden Vater aus. Entschlafen und besänftigt schlummerte auch seine Strenge, eingebettet in der stillen, senkrechten Furche zwischen Nase und Stirn, wie ein Sturm schläft im schroffen Spalt zwischen den Bergen. Diese Furche war Carl Joseph bekannt, sogar wohlvertraut. Das Angesicht des Großvaters auf dem Porträt im Herrenzimmer zierte sie, dieselbe Furche, der zornige Schmuck der Trottas, das Erbteil des Helden von Solferino.

Der Vater öffnete die Augen: »Wie lange noch?« »Zwei Stunden, Papa!«

Es begann zu regnen. Es war Mittwoch, Donnerstagnachmittag war der Kondolenzbesuch bei Slama fällig. Es regnete auch Donnerstagvormittag. Eine Viertelstunde nach dem Essen, sie hielten noch beim Kaffee im Herrenzimmer, sagte Carl Joseph: »Ich gehe zu den Slamas, Papa!«

»Er ist leider allein!« erwiderte der Bezirkshauptmann. »Du triffst ihn am besten um vier.« Man hörte in diesem Augenblick vom Kirchturm zwei helle Schläge, der Bezirkshauptmann hob den Zeigefinger und deutete in die Richtung der Glocken zum Fenster. Carl Joseph wurde rot. Es schien, daß der Vater, der Regen, die Uhren, die Menschen, die Zeit und die Natur selbst entschlossen waren, ihm den Weg noch schwerer zu machen. Auch an jenen Nachmittagen, an denen er noch zur lebenden Frau Slama gehen durfte, hatte er auf den goldenen Schlag der Glocken gelauscht, ungeduldig wie heute, aber darauf bedacht, den Wachtmeister eben nicht zu treffen. Hinter vielen Jahrzehnten schienen jene Nachmittage vergraben zu liegen. Der Tod beschattete und barg sie, der Tod stand zwischen damals und heute und schob seine ganze zeitlose Finsternis zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Und dennoch war der goldene Schlag der Stunden nicht verwandelt – und genauso wie damals saß man heute im Herrenzimmer und trank Kaffee.

»Es regnet«, sagte der Vater, als bemerkte er es jetzt zum erstenmal. »Du nimmst vielleicht einen Wagen?«

»Ich geh' gern im Regen, Papa!« Er wollte sagen: Lang, lang muß der Weg sein, den ich gehe. Vielleicht hätte ich damals einen Wagen nehmen müssen, als sie noch gelebt hat! Es war still, der Regen trommelte

gegen die Fenster. Der Bezirkshauptmann erhob sich: »Ich muß hinüber!« Er meinte das Amt. »Wir sehen uns dann!« Er schloß sanfter, als er gewohnt war, die Tür. Es war Carl Joseph, als stände der Vater noch eine Weile draußen und lauschte.
Jetzt schlug es ein Viertel vom Turm, dann halb. Halb drei, noch anderthalb Stunden. Er ging in den Korridor, nahm den Mantel, richtete lange die vorschriftsmäßigen Falten am Rücken, zerrte den Korb des Säbels durch den Schlitz der Tasche, setzte mechanisch die Mütze vor dem Spiegel auf und verließ das Haus.

IV

Er ging den gewohnten Weg, unter den offenen Bahnschranken durch, am schlafenden, gelben Finanzamt vorbei. Von hier aus sah man bereits das einsame Gendarmeriekommando. Er ging weiter. Zehn Minuten hinter dem Gendarmeriekommando lag der kleine Friedhof mit dem hölzernen Gitter. Dichter schien der Schleier des Regens über die Toten zu fließen. Der Leutnant berührte die nasse, eiserne Klinke, er trat ein. Verloren flötete ein unbekannter Vogel, wo mochte er sich wohl verbergen, sang er nicht aus einem Grab? Er klinkte die Tür des Wächters auf, eine alte Frau, mit Brille auf der Nase, schälte Kartoffeln. Sie ließ die Schalen wie die Früchte aus dem Schoß in den Eimer fallen und stand auf. »Ich möchte das Grab der Frau Slama!« »Vorletzte Reihe, vierzehn, Grab sieben!« sagte die Frau prompt und als hätte sie längst auf diese Frage gewartet.
Das Grab war noch frisch, ein winziger Hügel, ein kleines, vorläufiges Holzkreuz und ein verregneter Kranz aus gläsernen Veilchen, die an Konditoreien und Bonbons erinnerten. »Katharina Luise Slama, geboren, gestorben.« Unten lag sie, die fetten, geringelten Würmer begannen soeben, behaglich an den runden, weißen Brüsten zu nagen. Der Leutnant schloß die Augen und nahm die Mütze ab. Der Regen streichelte mit nasser Zärtlichkeit seine gescheitelten Haare. Er achtete nicht auf das Grab, der zerfallende Körper unter diesem Hügel hatte nichts mit Frau Slama zu tun; tot war sie, tot, das hieß: unerreichbar, stand man auch an ihrem Grab. Näher war ihm der Körper, der in seiner Erinnerung begraben lag, als der

Leichnam unter diesem Hügel. Carl Joseph setzte die Mütze auf und zog die Uhr. Noch eine halbe Stunde. Er verließ den Friedhof.
Er gelangte zum Gendarmeriekommando, drückte die Klingel, niemand kam. Der Wachtmeister war noch nicht zu Hause. Der Regen rauschte auf das dichte, wilde Weinlaub, das die Veranda umhüllte. Carl Joseph ging auf und ab, auf und ab, zündete sich eine Zigarette an, warf sie wieder weg, fühlte, daß er einer Schildwache glich, wendete, sooft sein Blick jenes rechte Fenster traf, aus dem Katharina immer geblickt hatte, den Kopf, zog die Uhr, drückte noch einmal den weißen Knopf der Klingel, wartete.
Verhüllte vier Schläge kamen langsam vom Kirchturm der Stadt. Da tauchte der Wachtmeister auf. Er salutierte mechanisch, bevor er noch sah, wen er vor sich hatte. Als gälte es, nicht dem Gruß, sondern einer Bedrohung des Gendarmen entgegenzukommen, rief Carl Joseph lauter, als er beabsichtigt hatte: »Grüß Gott, Herr Slama!« Er streckte die Hand aus, stürzte sich gleichsam in die Begrüßung wie in eine Schanze, erwartete mit der Ungeduld, mit der man einem Angriff entgegensieht, die schwerfälligen Vorbereitungen des Wachtmeisters, die Anstrengung, mit der er den nassen Zwirnhandschuh abstreifte und seine beflissene Hingabe an dieses Unterfangen und seinen gesenkten Blick. Endlich legte sich die entblößte Hand feucht, breit und ohne Druck in die des Leutnants. »Danke für den Besuch, Herr Baron!« sagte der Wachtmeister, als wäre der Leutnant nicht eben gekommen, sondern im Begriff zu gehn. Der Wachtmeister holte den Schlüssel hervor. Er sperrte die Tür auf. Ein Windstoß peitschte den prasselnden Regen gegen die Veranda. Es war, als triebe er den Leutnant ins Haus. Dämmrig war der Flur. Leuchtete nicht ein schmaler Streifen auf, schmal, silbern, irdische Spur der Toten? – Der Wachtmeister machte die Küchentür auf, die Spur ertrank im einströmenden Licht. »Bitte abzulegen!« sagte Slama. Er steht selbst noch im Mantel und gegürtet. Herzliches Beileid! denkt der Leutnant. Ich sage es jetzt schnell und gehe dann wieder. Schon breitet Slama die Arme aus, um Carl Joseph den Mantel abzunehmen. Carl Joseph ergibt sich in die Höflichkeit, die Hand Slamas streift einen Augenblick den Nacken des Leutnants, den Haaransatz über dem Kragen, just an jener Stelle, an der sich die Hände der Frau Slama zu verschränken pflegten, zarte Riegel der geliebten Fessel. Wann genau, zu welchem Zeitpunkt, wird man endlich die Kondolenzformel abstoßen können? Wenn wir in den Salon treten

oder erst, wenn wir uns gesetzt haben? Muß man sich dann wieder erheben? Es ist, als ob man nicht den geringsten Laut hervorbringen könnte, bevor nicht jenes dumme Wort gesagt ist, ein Ding, das man auf den Weg mitgenommen und die ganze Zeit im Mund getragen hat. Es liegt auf der Zunge, lästig und unnütz, von schalem Geschmack.
Der Wachtmeister drückt die Klinke nieder, die Salontür ist verschlossen. Er sagt: »Pardon!«, obwohl er nichts dafür kann. Er greift wieder nach der Tasche im Mantel, den er bereits abgelegt hat – es scheint schon sehr lange her – und klirrt mit dem Schlüsselbund. Niemals war diese Tür verschlossen gewesen, zu Lebzeiten der Frau Slama. Sie ist also nicht da! denkt der Leutnant auf einmal, als wäre er nicht hergekommen, weil sie eben nicht mehr da ist, und merkt, daß er die ganze Zeit noch die verborgene Vorstellung gehegt hat, sie könnte dasein, in einem Zimmer sitzen und warten. Nun ist sie bestimmt nicht mehr da. Sie liegt in der Tat draußen unter dem Grab, das er eben gesehn hat.
Ein feuchter Geruch liegt im Salon, von den zwei Fenstern ist eines verhangen, durch das andere schwimmt das graue Licht des trüben Tages. »Bitte einzutreten!« wiederholt der Wachtmeister. Er steht hart hinter dem Leutnant. »Danke!« sagt Carl Joseph. Und er tritt ein und geht an den runden Tisch, er kennt genau das Muster der gerippten Decke, die ihn verhüllt, und den zackigen, kleinen Fleck in der Mitte, die braune Politur und die Schnörkel der gerillten Füße. Hier steht die Kredenz mit den Glasfenstern, Pokale aus Neusilber dahinter und kleine Puppen aus Porzellan und ein Schwein aus gelbem Ton mit einem Spalt für Sparmünzen im Rücken. »Erweisen mir die Ehre, Platz zu nehmen!« murmelt der Wachtmeister. Er steht hinter der Lehne eines Sessels, umfaßt sie mit den Händen, er hält sie vor sich wie einen Schild. Vor mehr als vier Jahren hat ihn Carl Joseph zuletzt gesehn. Damals war er im Dienst. Er trug einen schillernden Federbusch am schwarzen Hut, Riemen überkreuzten seine Brust, das Gewehr hielt er bei Fuß, er wartete vor der Kanzlei des Bezirkshauptmanns. Er war der Wachtmeister Slama, der Name war wie der Rang, der Federbusch gehörte wie der blonde Schnurrbart zu seiner Physiognomie. Jetzt steht der Wachtmeister barhäuptig da, ohne Säbel, Riemen und Gurt, man sieht den fettigen Glanz des gerippten Uniformstoffs auf der leichten Wölbung des Bauchs über der Lehne, und es ist nicht mehr der Wachtmeister Slama von damals, sondern der Herr Slama, ein Wachtmeister der Gendarmerie im Dienst, früher Mann der Frau

Slama, jetzt Witwer und Herr dieses Hauses. Die kurzgeschnittenen, blonden Härchen liegen, in der Mitte gescheitelt, wie ein zweiflügeliges Bürstchen über der faltenlosen Stirn mit dem waagerechten, rötlichen Streifen, den der dauernde Druck der harten Mütze hinterlassen hat. Verwaist ist dieser Kopf ohne Mütze und Helm. Das Angesicht ohne den Schatten des Schirmrandes ein regelmäßiges Oval, ausgefüllt von Wangen, Nase, Bart und kleinen, blauen, verstockten, treuherzigen Augen. Er wartet, bis Carl Joseph sich gesetzt hat, rückt dann den Sessel, setzt sich ebenfalls und zieht seine Tabatiere. Sie hat einen Dekkel aus buntbemaltem Email. Der Wachtmeister legt sie in die Mitte des Tisches, zwischen sich und den Leutnant und sagt: »Eine Zigarette gefällig?« – Es ist Zeit zu kondolieren, denkt Carl Joseph, erhebt sich und sagt: »Herzliches Beileid, Herr Slama!« Der Wachtmeister sitzt, beide Hände vor sich an der Tischkante, scheint nicht sofort zu erkennen, worum es sich handelt, versucht zu lächeln, erhebt sich zu spät in dem Augenblick, in dem Carl Joseph sich wieder setzen will, nimmt die Hände vom Tisch und führt sie an die Hose, neigt den Kopf, erhebt ihn wieder, sieht Carl Joseph an, als wolle er fragen, was zu tun sei. – Sie setzen sich wieder. – Es ist vorbei. Sie schweigen. »Sie war eine brave Frau, die selige Frau Slama!« sagt der Leutnant.
Der Wachtmeister führt die Hand an den Schnurrbart und sagt, ein dünnes Bartende zwischen den Fingern: »Sie ist schön gewesen, Herr Baron haben sie ja gekannt.« »Ich hab' sie gekannt, Ihre Frau Gemahlin. Ist sie leicht gestorben?« »Zwei Tage hat's gedauert. Wir haben den Doktor zu spät geholt. Sie wär' sonst am Leben geblieben. Ich hab' Dienst gehabt in der Nacht. Wie ich heimkomm', ist sie tot. Vom Finanzer die Frau drüben ist bei ihr gewesen.« Und gleich darauf: »Vielleicht ein Himbeerwasser gefällig?«
»Bitte, bitte!« sagt Carl Joseph, mit einer helleren Stimme, als könnte das Himbeerwasser eine ganz veränderte Lage schaffen, und er sieht den Wachtmeister aufstehn und zur Kommode gehn, und er weiß, daß es dort kein Himbeerwasser gibt. Es steht in der Küche im weißen Schrank, hinter Glas, dort hat es Frau Slama immer geholt. Er verfolgt aufmerksam alle Bewegungen des Wachtmeisters, die kurzen, starken Arme in den engen Ärmeln, die sich recken, um auf der höchsten Etagere nach der Flasche zu fassen, und die sich dann hilflos senken, während die gestreckten Füße wieder auf ihre Sohlen zurückfallen und Slama, gleichsam heimgekehrt aus einem fremden Gebiet, in das er eine

überflüssige und leider erfolglose Entdeckungsfahrt unternommen hat, sich wieder umwendet und mit rührender Hoffnungslosigkeit in den blitzblauen Augen die schlichte Mitteilung macht: »Bitte um Entschuldigung, ich find's leider nicht!«

»Das macht nichts, Herr Slama!« tröstet der Leutnant.

Der Wachtmeister aber, als hätte er diesen Trost nicht gehört oder als hätte er einem Befehl zu gehorchen, der, von höherer Stelle ausdrücklich erteilt, keine Milderung mehr durch ein Eingreifen Niederer erfahren könne, verläßt das Zimmer. Man hört ihn in der Küche hantieren, er kommt zurück, die Flasche in der Hand, holt Gläser mit matten Randornamenten aus der Kredenz und stellt eine Karaffe Wasser auf den Tisch und gießt aus der dunkelgrünen Flasche die zähe, rubinrote Flüssigkeit ein und wiederholt noch einmal: »Erweisen mir die Ehre, Herr Baron!« Der Leutnant gießt Wasser aus der Karaffe in den Himbeersaft, man schweigt, es rinnt mit starkem Strahl aus dem geschwungenen Mund der Karaffe, plätschert ein wenig und ist wie eine kleine Antwort auf das unermüdliche Fließen des Regens draußen, den man die ganze Zeit über hört. Er hüllt, man weiß es, das einsame Haus ein und scheint die beiden Männer noch einsamer zu machen. Allein sind sie. Carl Joseph hebt das Glas, der Wachtmeister tut das gleiche, der Leutnant schmeckt die süße, klebrige Flüssigkeit. Slama trinkt das Glas mit einem Zug leer, Durst hat er, merkwürdigen, unerklärlichen Durst an diesem kühlen Tag. »Rücken jetzt zu den X-ten Ulanen ein?« fragt Slama. »Ja, ich kenne das Regiment noch nicht.« »Ich habe einen bekannten Wachtmeister dort, Rechnungsunteroffizier Zenower. Er hat mit mir bei den Jägern gedient, hat sich dann transferieren lassen. Ein nobles Haus, sehr gebildet. Er wird die Offiziersprüfung sicher machen. Unsereins bleibt, wo er gewesen ist. Bei der Gendarmerie sind keine Aussichten mehr.« – Der Regen ist stärker geworden, die Windstöße heftiger, es prasselt immer wieder an die Fenster. – Carl Joseph sagt: »Es ist überhaupt schwer, in unserm Beruf, beim Militär mein' ich!« Der Wachtmeister bricht in ein unverständliches Lachen aus, es scheint ihn außerordentlich zu freuen, daß es schwer ist in dem Beruf, den er und der Leutnant ausüben. Er lacht ein wenig stärker, als er möchte. Man sieht es an seinem Mund, der weiter geöffnet ist, als das Lachen erfordert, und der länger offenbleibt, als es dauert. Also ist es einen Augenblick so, als könnte sich der Wachtmeister aus körperlichen Gründen allein schon schwer entschließen, zu seinem alltäglichen

Ernst zurückzufinden. Freut es ihn wirklich, daß er und Carl Joseph es so schwer im Leben haben? »Herr Baron belieben«, beginnt er, »von ›unserm‹ Beruf zu sprechen. Bitte, es mir nicht übel zu nehmen, bei unsereinem ist es doch etwas anders.« Carl Joseph weiß nichts darauf zu erwidern. Er fühlt (auf eine unbestimmte Weise), daß der Wachtmeister eine Gehässigkeit gegen ihn hegt, vielleicht gegen die Zustände in Armee und Gendarmerie überhaupt. Man hat in der Kadettenschule nie etwas darüber gelernt, wie sich ein Offizier in einer ähnlichen Lage zu benehmen hat. Auf jeden Fall lächelt Carl Joseph, ein Lächeln, das wie eine eiserne Klammer seine Lippen herabzieht und zusammenpreßt; es sieht aus, als geize er mit dem Ausdruck des Vergnügens, den der Wachtmeister so unbedenklich verschwendet. Das Himbeerwasser, auf der Zunge soeben noch süß, schickt aus der Kehle einen bittern, schalen Geschmack zurück, man möchte einen Cognac darauf trinken. Niedriger und kleiner als sonst erscheint heute der rötliche Salon, vielleicht vom Regen zusammengepreßt. Auf dem Tisch liegt das wohlbekannte Album mit den steifen, glänzenden Messingohren. Alle Bilder sind Carl Joseph bekannt. Wachtmeister Slama sagt: »Gestatten gefälligst?« und schlägt das Album auf und hält es vor den Leutnant hin. In Zivil ist er hier photographiert, an der Seite seiner Frau, als junger Ehemann. »Damals war ich noch Zugführer!« sagt er etwas bitter, als hätte er sagen mögen, daß ihm dazumal bereits eine höhere Charge gebührt hätte. Frau Slama sitzt neben ihm in einem engen, hellen Sommerkleid mit Wespentaille wie in einem duftigen Panzer, einen breiten, weißen Tellerhut schief auf dem Haar. Was ist das? Hat Carl Joseph noch niemals das Bild gesehn? Warum scheint es ihm denn heute so neu? Und so alt? Und so fremd? Und so lächerlich? Ja, er lächelt, als betrachte er ein komisches Bild aus längst vergangenen Zeiten und als wäre Frau Slama ihm niemals nahe und teuer gewesen und als wäre sie nicht erst vor ein paar Monaten, sondern schon vor Jahren gestorben. »Sie war sehr hübsch! Man sieht's!« sagt er, nicht mehr aus Verlegenheit, wie früher, sondern aus ehrlicher Heuchelei. Man sagt etwas Nettes von einer Toten, im Angesicht des Witwers, dem man kondoliert.

Er fühlt sich sofort befreit und von der Toten geschieden, als wäre alles, alles ausgelöscht. Einbildung war alles gewesen! Das Himbeerwasser trinkt er aus, steht auf und sagt: »Ich werde also gehn, Herr Slama!« Er wartet auch nicht, er macht kehrt, der Wachtmeister hat

kaum Zeit gehabt, aufzustehn, schon stehn sie wieder im Flur, schon hat Carl Joseph den Mantel an, streift mit Wohlbehagen den linken Handschuh langsam über, dazu hat er plötzlich mehr Zeit, und wie er »Na, auf Wiedersehn, Herr Slama!« sagt, vernimmt er selbst mit Befriedigung einen fremden, hochmütigen Klang in seiner Stimme. Slama steht da, mit gesenkten Augen und mit ratlosen Händen, die auf einmal leer geworden sind, als hätten sie bis zu diesem Augenblick etwas gehalten und soeben fallen gelassen und für immer verloren. Sie reichen einander die Hände. Hat Slama noch etwas zu sagen? – Egal! – »Vielleicht ein anderes Mal wieder, Herr Leutnant!« sagt er dennoch. Ja, er wird es wohl nicht ernstlich glauben, Carl Joseph hat das Angesicht Slamas schon vergessen. Er sieht nur die goldgelben Kanten am Kragen und die drei goldenen Zacken am schwarzen Ärmel der Gendarmeriebluse. »Leben Sie wohl, Wachtmeister!«

Es regnet noch immer milde, unermüdlich, mit einzelnen föhnigen Windstößen. Es ist, als hätte es schon längst Abend sein müssen, und es könnte immer noch nicht Abend werden. Ewig dieses schraffierte, nasse Grau. Zum erstenmal, seitdem er Uniform trägt, ja, zum erstenmal, seitdem er denken kann, hat Carl Joseph das Gefühl, daß man den Kragen des Mantels hochschlagen müßte. Und er hebt sogar für einen Augenblick die Hände und erinnert sich, daß er Uniform trägt, und läßt sie wieder fallen. Es ist, als hätte er eine Sekunde lang seinen Beruf vergessen. Er geht langsam und klirrend über den nassen, knirschenden Kies des Vorgartens und freut sich seiner Langsamkeit. Er hat's nicht nötig, sich zu beeilen; nichts ist gewesen, ein Traum war alles. Wie spät mag es sein? Die Taschenuhr ist zu tief geborgen unter der Bluse in der kleinen Hosentasche. Schade, den Mantel aufzuknöpfen. Bald wird es ohnehin vom Turm schlagen.

Er öffnet das Gartengitter, er tritt auf die Straße. »Herr Baron!« sagt plötzlich hinter ihm der Wachtmeister. Rätselhaft, wie unhörbar er gefolgt ist. Ja, Carl Joseph erschrickt. Er bleibt stehn, kann sich aber nicht entschließen, sich sogleich umzuwenden. Vielleicht ruht der Lauf einer Pistole genau in der Mulde, zwischen den vorschriftsmäßigen Rückenfalten des Mantels. Grauenhafter und kindischer Einfall! Fängt alles aufs neue an? »Ja!« sagt er, immer noch mit hochmütiger Lässigkeit, die wie eine mühselige Fortsetzung seines Abschieds ist und ihn sehr anstrengt – und macht kehrt. Ohne Mantel und barhäuptig steht der Wachtmeister im Regen, mit dem nassen, zweiflügeligen Bürstchen

und dicken Wasserperlen an der blonden, glatten Stirn. Er hält ein blaues Päckchen, kreuzweis mit silbernem Bindfaden verschnürt. »Das ist für Sie, Herr Baron!« sagt er, die Augen niedergeschlagen. »Bitte um Entschuldigung! Der Herr Bezirkshauptmann hat's angeordnet. Ich hab's damals gleich hingebracht. Der Herr Bezirkshauptmann hat's schnell überflogen und gesagt, ich soll's persönlich übergeben!«
Es ist einen Augenblick still, nur der Regen prasselt auf das arme, blaßblaue Päckchen, färbt es ganz dunkel, es kann nicht länger warten, das Päckchen. Carl Joseph nimmt es, versenkt es in die Manteltasche, wird rot, denkt einen Moment daran, den Handschuh von der Rechten abzustreifen, besinnt sich, streckt die Hand im Leder dem Wachtmeister hin, sagt »Herzlichen Dank!« und geht schnell.
Er fühlt das Päckchen wohl in der Tasche. Von dort her, durch die Hand, den Arm entlang, quillt eine unbekannte Hitze auf und rötet noch stärker sein Angesicht. Er fühlt jetzt, daß man den Kragen aufmachen müßte, wie er früher geglaubt hat, ihn hochschlagen zu müssen. Der bittere Nachgeschmack des Himbeerwassers ist wieder im Mund. Carl Joseph zieht das Päckchen aus der Tasche. Ja, es ist kein Zweifel. Das sind seine Briefe.
Es müßte jetzt endlich Abend werden und der Regen aufhören. Es müßte sich manches in der Welt verändern, die Abendsonne vielleicht noch einen letzten Strahl hierherschicken. Durch den Regen atmen die Wiesen den wohlbekannten Duft, und der einsame Ruf eines fremden Vogels ertönt, niemals hat man ihn hier gehört, es ist wie eine fremde Gegend. Man hört fünf Uhr schlagen, es ist also genau eine Stunde her – nicht mehr als eine Stunde. Soll man schnell gehn oder langsam? Die Zeit hat einen fremden, rätselhaften Gang, eine Stunde ist wie ein Jahr. Es schlägt fünf ein Viertel. Man hat kaum ein paar Schritte zurückgelegt. Carl Joseph beginnt, schneller auszuschreiten. Er geht über die Geleise, hier beginnen die ersten Häuser der Stadt. Man geht an dem Café des Städtchens vorbei, es ist das einzige Lokal mit einer modernen Drehtür im Ort. Es ist vielleicht gut, einzutreten, einen Cognac zu trinken, im Stehn, und wieder wegzugehn. Carl Joseph tritt ein.
»Schnell, einen Cognac«, sagt er am Büfett. Er bleibt in Mütze und Mantel, ein paar Gäste stehen auf. Man hört das Klappern der Billardkugeln und der Schachfiguren. Offiziere der Garnison sitzen im Schatten der Nischen, Carl Joseph sieht sie nicht und grüßt sie nicht. Nichts ist dringender als Cognac. Er ist blaß, die fahlblonde Kassiererin lä-

chelt mütterlich von ihrem erhabenen Platz und legt mit gütiger Hand ein Stück Würfelzucker neben die Tasse. Carl Joseph trinkt auf einen Zug. Er bestellt sofort das nächste. Er sieht vom Angesicht der Kassiererin nur einen hellblonden Schimmer und die zwei Goldplomben in den Mundwinkeln. Es ist ihm, als täte er etwas Verbotenes, und er weiß nicht, warum es verboten sein sollte, zwei Cognacs zu trinken. Er ist schließlich nicht mehr Kadettenschüler. Warum sieht ihn die Kassiererin so merkwürdig lächelnd an? Ihr marineblauer Blick ist ihm peinlich, und das gekohlte Schwarz der Augenbrauen. Er wendet sich um und sieht in den Saal. Dort in der Ecke neben dem Fenster sitzt sein Vater. Ja, es ist der Bezirkshauptmann – und was ist daran weiter verwunderlich? Jeden Tag sitzt er da, zwischen fünf und sieben, liest das »Fremdenblatt« und die Amtszeitung und raucht eine Virginier. Die ganze Stadt weiß es, seit drei Jahrzehnten. Der Bezirkshauptmann sitzt da, er betrachtet seinen Sohn und scheint zu lächeln. Carl Joseph nimmt die Mütze ab und geht auf den Vater zu. Der alte Herr von Trotta blickt kurz von seiner Zeitung auf, ohne sie abzulegen, und sagt: »Kommst von Slama?« »Jawohl, Papa!« »Er hat dir deine Briefe gegeben?« »Jawohl, Papa!« »Setz dich, bitte!« »Jawohl, Papa!«
Der Bezirkshauptmann legt endlich die Zeitung aus der Hand, stützt die Ellenbogen auf den Tisch, wendet sich dem Sohn zu und sagt: »Sie hat dir einen billigen Cognac gegeben. Ich trinke immer Hennessy.« »Werd's mir merken, Papa!« »Trinke übrigens selten.« »Jawohl, Papa!« »Bist noch etwas blaß. Leg ab! Der Major Kreidl ist drüben, sieht herüber!« Carl Joseph erhebt sich und grüßt mit einer Verbeugung den Major. »War er unangenehm, der Slama?« »Nein, recht netter Kerl!« »Na also!« Carl Joseph legt den Mantel ab. »Wo hast denn die Briefe?« fragt der Bezirkshauptmann. Der Sohn holt das Päckchen aus der Manteltasche. Der alte Herr von Trotta faßt es an. Er wiegt es in der Rechten, legt es wieder hin und sagt: »Recht viele Briefe!« »Jawohl, Papa!«
Es ist still, man hört das Klappern der Billardkugeln und der Schachfiguren, und draußen rinnt der Regen. »Übermorgen rückst du ein!« sagt der Bezirkshauptmann mit einem Blick zum Fenster. Auf einmal fühlt Carl Joseph die dürre Hand des Vaters über seiner Rechten. Die Hand des Bezirkshauptmanns liegt über der des Leutnants, kühl und knöchern, eine harte Schale. Carl Joseph senkt die Augen auf die Tischplatte. Er wird rot. Er sagt: »Jawohl, Papa!«
»Zahlen!« ruft der Bezirkshauptmann und entfernt seine Hand. »Sagen

Sie dem Fräulein«, bemerkt er zum Kellner, »daß wir nur Hennessy trinken!«
In einer schnurgeraden Diagonale gehn sie durch das Lokal zur Tür, der Vater und hinter ihm der Sohn.
Es tropft nur noch sacht und singend von den Bäumen, während sie langsam durch den feuchten Garten nach Hause gehn. Aus dem Tor der Bezirkshauptmannschaft tritt der Wachtmeister Slama im Helm, mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett und Dienstbuch unter dem Arm. »Grüß Gott, lieber Slama!« sagt der alte Herr von Trotta. »Nichts Neues, was?«
»Nichts Neues!« wiederholt der Wachtmeister.

V

Im Norden der Stadt lag die Kaserne. Sie schloß die breite und wohlgepflegte Landstraße ab, die hinter dem roten Ziegelbau ein neues Leben begann und weit ins blaue Land hineinführte. Es schien, als wäre die Kaserne als ein Zeichen der habsburgischen Macht von der kaiser- und königlichen Armee in die slawische Provinz hineingestellt worden. Der uralten Landstraße selbst, die von der jahrhundertelangen Wanderung slawischer Geschlechter so breit und geräumig geworden war, verstellte sie den Weg. Die Landstraße mußte ihr ausweichen. Sie machte einen Bogen um die Kaserne. Stand man am äußersten Nordrand der Stadt am Ende der Straße, dort, wo die Häuser immer kleiner wurden und schließlich zu dörflichen Hütten, so konnte man an klaren Tagen in der Ferne das breite, gewölbte, schwarzgelbe Tor der Kaserne erblicken, das wie ein mächtiges habsburgisches Schild der Stadt entgegengehalten wurde, eine Drohung, ein Schutz und beides zugleich. Das Regiment war in Mähren gelegen. Aber seine Mannschaft bestand nicht aus Tschechen, wie man hätte glauben mögen, sondern aus Ukrainern und Rumänen.
Zweimal in der Woche fanden die militärischen Übungen im südlichen Gelände statt. Zweimal in der Woche ritt das Regiment durch die Straßen der kleinen Stadt. Der helle und schmetternde Ton der Trompeten unterbrach in regelmäßigen Abständen das regelmäßige Klappern der Pferdehufe, und die roten Hosen der berittenen Männer auf den glänzenden, braunen Leibern der Rösser erfüllten das Städtchen mit bluti-

ger Pracht. An den Straßenrändern blieben die Bürger stehn. Die Kaufleute verließen ihre Läden, die müßigen Besucher der Kaffeehäuser ihre Tische, die städtischen Polizisten ihre gewohnten Posten und die Bauern, die mit frischem Gemüse aus den Dörfern auf den Marktplatz gekommen waren, ihre Pferde und Wagen. Nur die Kutscher auf den wenigen Fiakern, die ihren Standplatz in der Nähe des städtischen Parks hatten, blieben unbeweglich auf den Böcken sitzen. Von oben her übersahen sie das militärische Schauspiel noch besser als die am Straßenrand Stehenden. Und die alten Gäule schienen mit dumpfem Gleichmut die prachtvolle Ankunft ihrer jüngeren und gesünderen Genossen zu begrüßen. Die Rösser der Kavalleristen waren weit entfernte Verwandte der trüben Pferde, die seit fünfzehn Jahren nur Droschken zum Bahnhof führten und zurück.

Carl Joseph, Freiherrn von Trotta, blieben die Tiere gleichgültig. Manchmal glaubte er, in sich das Blut seiner Ahnen zu fühlen: Sie waren keine Reiter gewesen. Die kämmende Egge in den harten Händen, hatten sie Schritt vor Schritt auf die Erde gesetzt. Sie stießen den furchenden Pflug in die saftigen Schollen des Ackers und gingen mit geknickten Knien hinter dem wuchtigen Zweigespann der Ochsen einher. Mit Weidenruten trieben sie die Tiere an, nicht mit Sporen und Peitsche. Die geschliffene Sense schwangen sie im hocherhobenen Arm wie einen Blitz, und sie mähten den Segen, den sie selbst gesät hatten. Der Vater des Großvaters noch war ein Bauer gewesen. Sipolje war der Name des Dorfes, aus dem sie stammten. Sipolje: Das Wort hatte eine alte Bedeutung. Auch den heutigen Slowenen war es kaum mehr bekannt. Carl Joseph aber glaubte, es zu kennen, das Dorf. Er sah es, wenn er an das Porträt seines Großvaters dachte, das verdämmernd unter dem Suffit des Herrenzimmers hing. Eingebettet lag es zwischen unbekannten Bergen, unter dem goldenen Glanz einer unbekannten Sonne, mit armseligen Hütten aus Lehm und Stroh. Ein schönes Dorf, ein gutes Dorf! Man hätte seine Offizierskarriere darum gegeben!

Ach, man war kein Bauer, man war Baron und Leutnant bei den Ulanen! Man hatte kein eigenes Zimmer in der Stadt wie die andern. Carl Joseph wohnte in der Kaserne. Das Fenster seines Zimmers führte in den Hof. Gegenüber lagen die Mannschaftsstuben. Immer, wenn er in die Kaserne am Nachmittag heimkehrte und das große, doppelflügelige Tor sich hinter ihm schloß, hatte er die Empfindung, gefangen zu sein; niemals mehr würde es sich vor ihm auftun. Seine Sporen klirrten

frostig auf der kahlen, steinernen Stiege, und der Tritt seiner Stiefel widerhallte auf dem hölzernen, braunen, geteerten Boden des Korridors. Die weißen, gekalkten Wände hielten das Licht des schwindenden Tages noch ein wenig gefangen und strahlten es jetzt wider, als achteten sie in ihrer kahlen Sparsamkeit noch darauf, daß die ärarischen Petroleumlampen in den Winkeln nicht früher entzündet würden, als bis der Abend vollständig eingebrochen wäre; als hätten sie zu rechter Zeit den Tag gesammelt, um ihn in der Not der Dunkelheit auszugeben. Er machte kein Licht, Carl Joseph. Die Stirn an das Fenster gepreßt, das ihn von der Finsternis scheinbar trennte und in Wirklichkeit wie die vertraute, kühle Außenwand der Finsternis selber war, sah er in die gelblich beleuchtete Traulichkeit der Mannschaftsstuben. Er hätte gern mit einem von den Männern getauscht. Dort saßen sie, halb ausgezogen, in den groben, gelblichen, ärarischen Hemden, ließen die nackten Füße über die Ränder ihrer Schlaffächer baumeln, sangen, sprachen und spielten Mundharmonika. Um diese Tageszeit – der Herbst war schon lange vorgerückt –, eine Stunde nach dem Befehl, anderthalb Stunden vor dem Zapfenstreich, glich die ganze Kaserne einem riesengroßen Schiff. Und es war Carl Joseph auch, als schaukelte sie leise und als bewegten sich die kümmerlichen, gelben Petroleumlampen mit den großen, weißen Schirmen im gleichmäßigen Rhythmus irgendwelcher Wellen eines unbekannten Ozeans. Die Leute sangen Lieder in einer unbekannten Sprache, in einer slawischen Sprache. Die alten Bauern von Sipolje hätten sie wohl verstanden! Der Großvater Carl Josephs noch hätte sie vielleicht verstanden! Sein rätselhaftes Bildnis verdämmerte unter dem Suffit des Herrenzimmers. An dieses Bildnis klammerte sich die Erinnerung Carl Josephs als an das einzige und letzte Zeichen, das ihm die unbekannte, lange Reihe seiner Vorfahren vermacht hatte. Ihr Nachkomme war er. Seitdem er zum Regiment eingerückt war, fühlte er sich als der Enkel seines Großvaters, nicht als der Sohn seines Vaters; ja, der Sohn seines merkwürdigen Großvaters war er. Ohne Unterlaß bliesen sie drüben die Mundharmonika. Er konnte deutlich die Bewegungen der groben, braunen Hände sehen, die das blecherne Instrument vor den roten Mündern hin- und zurückschoben, und hie und da das Aufblinken des Metalls. Die große Wehmut dieser Instrumente strömte durch die geschlossenen Fenster in das schwarze Rechteck des Hofes und erfüllte die Finsternis mit einer lichten Ahnung von Heimat und Weib und

Kind und Hof. Daheim wohnten sie in niedrigen Hütten, befruchteten nächtens die Frauen und tagsüber die Felder! Weiß und hoch lag winters der Schnee um ihre Hütten. Gelb und hoch wogte im Sommer das Korn um ihre Hüften. Bauern waren sie, Bauern! Nicht anders hatte das Geschlecht der Trottas gelebt! Nicht anders!...

Weit vorgeschritten war schon der Herbst. Wenn man am Morgen aufsaß, tauchte die Sonne wie eine blutrote Orange am Ostrand des Himmels auf. Und wenn die Gelenksübungen auf der Wasserwiese begannen, in der breiten, grünlichen Lichtung, umrandet von schwärzlichen Tannen, erhoben sich schwerfällig die silbrigen Nebel, auseinandergerissen von den heftigen, regelmäßigen Bewegungen der dunkelblauen Uniformen. Blaß und schwermütig stieg dann die Sonne empor. Zwischen das schwarze Geäst brach ihr mattes Silber, kühl und fremd. Der frostige Schauer strich wie ein grausamer Kamm über die rostbraunen Felle der Rösser; und ihr Wiehern kam aus der nachbarlichen Lichtung, ein schmerzlicher Ruf nach Heimat und Stall. Man machte »Übungen mit dem Karabiner«. Carl Joseph konnte kaum die Rückkehr in die Kaserne abwarten. Er fürchtete die Viertelstunde »Rast«, die gegen zehn Uhr pünktlich eintrat, und das Gespräch mit den Kameraden, die sich manchmal in der nahen Wirtschaft zusammenfanden, um ein Bier zu trinken und den Obersten Kovacs zu erwarten. Noch peinlicher war der Abend im Kasino. Bald brach er an. Es war Pflicht zu erscheinen. Schon näherte sich die Stunde des Zapfenstreichs. Schon durcheilten die dunkelblauen, klirrenden Schatten der heimkehrenden Mannschaften das finstere Rechteck des Kasernenhofes. Schon trat drüben der Wachtmeister Reznicek aus der Tür, die gelblich blinkende Laterne in der Hand, und die Bläser versammelten sich in der Finsternis. Die gelben Messinginstrumente schimmerten vor dem dunklen, leuchtenden Blau der Uniformen. Aus den Ställen kam das schläfrige Wiehern der Pferde. Am Himmel die Sterne blinzelten golden und silbrig.

Es klopfte an der Tür, Carl Joseph rührte sich nicht. Es ist sein Diener, er wird schon eintreten. Sofort wird er eintreten. Er heißt Onufrij. Wie lange hat man gebraucht, um sich diesen Namen zu merken! Onufrij! Dem Großvater wäre der Name noch geläufig gewesen. –

Onufrij trat ein. Carl Joseph preßte die Stirn gegen das Fenster. Er hörte im Rücken den Diener die Hacken zusammenschlagen. Es war Mittwoch heute. Onufrij hatte »Ausgang«. Man mußte Licht machen

und einen Zettel unterschreiben. »Machen Sie Licht!« befahl Carl Joseph, ohne sich umzusehen. Drüben spielten die Leute immer noch Mundharmonika.

Onufrij machte Licht. Carl Joseph hörte das Knacken des Schalters an der Türleiste. Es wurde ganz hell drinnen, hinter dem Rücken. Vor dem Fenster starrte immer noch die rechteckige Finsternis, und drüben blinzelte das gelbe, heimische Licht der Mannschaftsstuben. (Das elektrische Licht war ein Privileg der Offiziere.)

»Wohin gehst du heute?« fragte Carl Joseph und sah immer noch in die Mannschaftsstuben. »Zu Mädchen!« sagte Onufrij. Zum erstenmal hatte ihm heute der Leutnant du gesagt. »Zu welchem Mädchen?« fragte Carl Joseph. »Zu Katharina!« sagte Onufrij. Man hörte, wie er »Habt acht« stand. »Ruht!« kommandierte Carl Joseph. Onufrij schob hörbar den rechten Fuß vor den linken.

Carl Joseph wandte sich um. Vor ihm stand Onufrij, die großen Pferdezähne schimmerten zwischen den breiten, roten Lippen. Er konnte nicht »Ruht!« stehn, ohne zu lächeln. »Wie sieht sie aus, deine Katharina?« fragte Carl Joseph. »Herr Leutnant, melde gehorsamst, große, weiße Brust!«

»Große, weiße Brust!« Der Leutnant höhlte die Hände und fühlte eine kühle Erinnerung an die Brüste Kathis. Tot war sie, tot!

»Den Zettel!« befahl Carl Joseph. Onufrij hielt den Dienstzettel hin. »Wo ist Katharina?« fragte Carl Joseph. »Dienstmädchen bei Herrschaften!« erwiderte Onufrij. Und »große, weiße Brust!« fügte er glücklich hinzu. »Gib her!« sagte Carl Joseph. Er nahm den Dienstzettel, glättete ihn, unterschrieb. »Geh zu Katharina!« sagte Carl Joseph. Onufrij schlug noch einmal die Hacken zusammen. »Abtreten!« befahl Carl Joseph.

Er knipste das Licht aus. Er tastete im Dunkeln nach seinem Mantel. Er trat in den Korridor. In dem Augenblick, in dem er unten die Tür schloß, setzten die Bläser zum letzten Abgesang des Zapfenstreiches an. Die Sterne am Himmel flimmerten. Der Posten vor dem Tor salutierte. Hinter Carl Josephs Rücken schloß sich das Tor. Silbern im Mondlicht schimmerte die Straße. Die gelben Lichter der Stadt grüßten herüber wie heruntergefallene Sterne. Der Schritt klang hart auf dem frisch gefrorenen, herbstlich-nächtlichen Boden.

Hinter dem Rücken vernahm er die Stiefel Onufrijs. Der Leutnant ging schneller, um sich nicht vom Diener überholen zu lassen. Aber

auch Onufrij beschleunigte den Schritt. So liefen sie auf der einsamen, harten und widerhallenden Straße, einer hinter dem andern. Offenbar machte es Onufrij Freude, seinen Leutnant einzuholen. Carl Joseph blieb stehen und wartete. Onufrij reckte sich deutlich im Mondlicht, er schien zu wachsen, er hob den Kopf gegen die Sterne, als bezöge er von dorther neue Kraft für die Begegnung mit seinem Herrn. Seine Arme bewegte er ruckartig, im gleichen Rhythmus wie die Beine; es war, als träte er auch die Luft mit den Händen. Drei Schritte vor Carl Joseph blieb er stehen, die Brust noch einmal reckend, mit einem fürchterlichen Knall der Stiefelabsätze, und die Hand salutierte mit zusammengewachsenen fünf Fingern. Ratlos lächelte Carl Joseph. Jeder andere, dachte er, wüßte etwas Nettes zu sagen. Es war rührend, wie ihm Onufrij folgte. Er hatte ihn eigentlich niemals genau angesehen. Solange er den Namen nicht behalten konnte, war es ihm auch unmöglich gewesen, das Angesicht zu betrachten. Es war so, als hätte er jeden Tag einen anderen Burschen gehabt. Die anderen sprachen von ihren Burschen mit kennerischer Sorgfalt, wie von Mädchen, Kleidern, Lieblingsspeisen und Pferden. Carl Joseph dachte an den alten Jacques zu Hause, wenn von Dienern die Rede war, an den alten Jacques, der noch dem Großvater gedient hatte. Es gab, außer dem alten Jacques, keinen Diener auf der Welt! Jetzt stand Onufrij vor ihm auf der mondbelichteten Landstraße, mit mächtig aufgepumptem Brustkorb, mit glitzernden Knöpfen, spiegelnd gewichsten Stiefeln und im breiten Angesicht eine krampfhaft verborgene Freude über die Zusammenkunft mit dem Leutnant. »Stehen S'! Ruht!« sagte Carl Joseph.

Er hätte etwas Liebenswürdigeres sagen mögen. Der Großvater hätte es zu Jacques gesagt. Onufrij setzte knallend den rechten Fuß vor den linken. Sein Brustkorb blieb aufgepumpt, der Befehl hatte keine Wirkung. »Stehen S' kommod!« sagte Joseph, etwas traurig und ungeduldig. »Steh' ich kommod, melde gehorsamst!« erwiderte Onufrij. »Wohnt sie weit von hier, dein Mädchen?« fragte Carl Joseph. »Nicht weit, eine Stunde Marsch, melde gehorsamst, Herr Leutnant!« – Nein, es ging nicht! Carl Joseph konnte kein Wort mehr finden. Er würgte an irgendeiner unbekannten Zärtlichkeit, er wußte nicht, mit Burschen umzugehen! Mit wem denn sonst? Seine Ratlosigkeit war groß, auch vor den Kameraden fand er kaum ein Wort. Warum flüsterten sie alle, wenn er sich von ihnen abwandte und ehe er zu ihnen stieß? Warum

saß er so schlecht zu Pferd? Ach, er kannte sich! Er sah seine Silhouette wie im Spiegel, man konnte ihm nichts einreden. Hinter seinem Rükken zischelten die geheimen Reden der Kameraden. Ihre Antworten begriff er erst, nachdem man sie ihm erklärt hatte, und auch dann konnte er nicht lachen; dann erst recht nicht! Der Oberst Kovacs liebte ihn dennoch. Und er hatte sicher eine ausgezeichnete Konduitenliste. Man lebte im Schatten des Großvaters! Das war es! Man war ein Enkel des Helden von Solferino, der einzige Enkel. Man fühlte den dunklen, rätselhaften Blick des Großvaters im Nacken! Man war der Enkel des Helden von Solferino!

Ein paar Minuten lang standen Carl Joseph und sein Bursche Onufrij einander schweigend gegenüber, auf der milchig schimmernden Landstraße. Der Mond und die Stille verlängerten noch die Minuten. Onufrij rührte sich nicht. Er stand wie ein Denkmal, überglänzt vom silbernen Mond. Carl Joseph wandte sich plötzlich um und begann zu marschieren. Genau drei Schritte hinter ihm folgte Onufrij. Carl Joseph hörte den regelmäßigen Aufschlag der schweren Stiefel und den eisernen Klang der Sporen. Es war die Treue selbst, die ihm folgte. Jeder Aufschlag des Stiefels war wie ein neues, kurzes, gestampftes Gelöbnis soldatischer Burschentreue. Carl Joseph fürchtete umzukehren. Er wünschte, daß diese schnurgerade Straße plötzlich eine unerwartete, unbekannte Abzweigung böte, einen Seitenweg; Flucht vor der beharrlichen Dienstfertigkeit Onufrijs. Der Bursche folgte ihm im gleichen Takt. Der Leutnant bemühte sich, mit den Stiefeln hinter seinem Rücken Schritt zu halten. Er fürchtete, Onufrij zu enttäuschen, wenn er den Schritt etwas achtlos wechselte. In den zuverlässig aufstampfenden Stiefeln war sie, die Treue Onufrijs. Und jeder neue Aufschlag rührte Carl Joseph. Es war, als versuchte dort hinter seinem Rücken ein ungelenker Kerl, mit schweren Sohlen an das Herz des Herrn zu klopfen; hilflose Zärtlichkeit eines gestiefelten und gespornten Bären.

Schließlich erreichten sie den Stadtrand. Carl Joseph war ein gutes Wort eingefallen, das für den Abschied taugte. Er wandte sich um und sagte: »Viel Vergnügen, Onufrij!« Und er bog schnell in die Seitengasse ein. Der Dank des Burschen traf ihn nur noch als fernes Echo.

Er mußte einen Umweg machen. Er erreichte das Kasino zehn Minuten später. Es lag im ersten Stock eines der besten Häuser am alten Ring. Alle Fenster strömten, wie jeden Abend, Licht auf den Platz, auf

den Korso der Bevölkerung. Es war spät, man mußte sich geschickt durch die dichten Scharen der spazierfreudigen Bürger und ihrer Frauen winden. Tag für Tag bereitete es dem Leutnant unsagbare Pein, in klirrender Buntheit zwischen den dunklen Zivilisten aufzutauchen, von neugierigen, gehässigen und lüsternen Blicken getroffen zu werden und schließlich wie ein Gott in die hellerleuchtete Toreinfahrt des Kasinos einzutauchen. Er schlängelte sich hurtig durch die Korsobesucher. Zwei Minuten dauerte der ziemlich lange Korso, ekelhafte zwei Minuten. Er nahm zwei Stufen auf einmal. Niemandem begegnen! Begegnungen auf der Treppe mußte man meiden: schlimme Vorzeichen. Wärme, Licht und Stimmen kamen ihm im Flur entgegen. Er trat ein, er tauschte Grüße aus. Er suchte den Obersten Kovacs im gewohnten Winkel. Dort spielte er jeden Abend Domino, jeden Abend mit einem andern Herrn. Er spielte Domino mit Begeisterung; vielleicht aus einer unmäßigen Angst vor Karten. »Ich habe noch nie eine Karte in der Hand gehabt«, pflegte er zu sagen. Nicht ohne Gehässigkeit sprach er das Wort »Karten« aus; und er zeigte dabei mit dem Blick in die Richtung seiner Hände, als hielte er in ihnen seinen tadellosen Charakter. »Ich empfehle euch«, fuhr er manchmal fort, »das Dominospiel, meine Herren! Es ist sauber und erzieht zur Mäßigkeit.« Und er hob gelegentlich einen der schwarzweißen, vieläugigen Steine in die Höhe, wie ein magisches Instrument, mit dem man lasterhafte Kartenspieler von ihrem Teufel befreien kann.
Heute war der Rittmeister Taittinger an der Reihe, den Dominodienst zu versehen. Das Angesicht des Obersten warf einen bläulichroten Widerschein auf das gelbliche, hagere des Rittmeisters. Carl Joseph blieb mit sanftem Klirren vor dem Obersten stehn. »Servus!« sagte der Oberst, ohne von den Dominosteinen aufzusehn. Er war ein gemütlicher Mann, der Oberst Kovacs. Seit Jahren hatte er sich eine väterliche Haltung angewöhnt. Und nur einmal im Monat geriet er in einen künstlichen Zorn, vor dem er selbst mehr Angst hatte als das Regiment. Jeder Anlaß war ihm da willkommen. Er schrie, daß die Wände der Kaserne und die alten Bäume rings um die Wasserwiese bebten. Sein blaurotes Angesicht wurde blaß bis in die Lippen, und seine Reitpeitsche schlug in zitternder Unermüdlichkeit gegen den Stiefelschaft. Er schrie lauter wirres Zeug, zwischen dem lediglich die rastlos wiederkehrenden, zusammenhanglos vorgebrachten Worte »in meinem Regiment« leiser klangen als alles andere. Er machte endlich halt, ohne

Grund, genauso, wie er angefangen hatte, und verließ die Kanzlei, das Kasino, den Exerzierplatz oder was er sonst immer zum Schauplatz seines Gewitters gewählt hatte. Ja, man kannte ihn, den Obersten Kovacs, das gute Tier! Man konnte sich auf die Regelmäßigkeit seiner Zornausbrüche verlassen wie auf die Wiederkehr der Mondphasen. Rittmeister Taittinger, der sich schon zweimal hatte transferieren lassen und der eine genaue Kenntnis von Vorgesetzten besaß, bezeugte jedermann unermüdlich, daß es in der ganzen Armee keinen harmloseren Regimentskommandanten gebe.

Oberst Kovacs sah schließlich von der Dominopartie auf und gab Trotta die Hand. »Schon gegessen?« fragte er. »Schade«, sagte er weiter und sein Blick verlor sich in einer rätselhaften Ferne: »Das Schnitzel war heute ausgezeichnet.« Und »ausgezeichnet!« wiederholte er eine Weile später. Es tat ihm leid, daß Trotta das Schnitzel versäumt hatte. Er hätte es dem Leutnant gern noch einmal vorgekaut; zumindest zugesehen, wie man eines mit Appetit verzehrt. »Na, gute Unterhaltung!« sagte er schließlich und wandte sich wieder den Dominosteinen zu.

Die Verwirrung war um diese Stunde groß, man konnte keinen angenehmen Platz mehr finden. Rittmeister Taittinger, der die Messe seit undenklichen Zeiten verwaltete und dessen einzige Leidenschaft der Genuß von süßem Backwerk war, hatte das Kasino im Laufe der Zeit nach dem Muster jener Zuckerbäckerei eingerichtet, in der er jeden Nachmittag verbrachte. Man konnte ihn dort hinter der Glastür sitzen sehen, in der düsteren Unbeweglichkeit einer merkwürdigen uniformierten Reklamefigur. Er war der beste Stammgast der Konditorei, wahrscheinlich auch ihr hungrigster. Ohne sein gramvolles Angesicht um eine Spur zu beleben, verschlang er einen Teller Süßigkeiten nach dem andern, nippte von Zeit zu Zeit am Wasserglas, sah unbeweglich durch die Glastür auf die Straße, nickte gemessen, wenn ein vorbeikommender Soldat salutierte, und in seinem großen, mageren Schädel mit den spärlichen Haaren schien einfach gar nichts vorzugehen. Er war ein sanfter und sehr fauler Offizier. Die Beschäftigung mit den Angelegenheiten der Messe, ihrer Küche, der Köche, der Ordonnanzen, des Weinkellers war ihm unter allen dienstlichen Obliegenheiten die einzig genehme. Und seine ausgedehnte Korrespondenz mit Weinhändlern und Likörfabrikanten beschäftigte nicht weniger als zwei Kanzleischreiber. Es gelang ihm im Laufe der Jahre, die Einrichtung

des Kasinos jener der geliebten Konditorei anzugleichen, niedliche Tischchen in den Winkeln aufzustellen und die Tischlampen mit rötlichen Schirmen zu bekleiden.
Carl Joseph blickte um sich. Er suchte einen erträglichen Platz. Zwischen dem Fähnrich in der Reserve Bärenstein, Ritter von Zaloga, einem jüngst geadelten reichen Advokaten, und dem rosigen Leutnant Kindermann, reichsdeutscher Abkunft, war man verhältnismäßig am sichersten. Der Fähnrich, zu dessen gesetztem Alter und leicht gewölbtem Bauch die jugendliche Charge so wenig paßte, daß er aussah wie ein militärisch verkleideter Bürger, und dessen Angesicht mit dem kleinen, kohlschwarzen Schnurrbart befremdete, weil ihm gleichsam ein naturnotwendiger Zwicker fehlte, strömte in diesem Kasino eine zuverlässige Würde aus. Er erinnerte Carl Joseph an eine Art Hausarzt oder Onkel. Ihm allein in diesen zwei großen Sälen glaubte man, daß er wirklich und ehrlich saß – während die andern auf ihren Sitzen herumzuhüpfen schienen. Das einzige Zugeständnis, das der Fähnrich Doktor Bärenstein außer seiner Uniform dem Militär machte, war das Monokel während seiner Dienstzeit; denn er trug tatsächlich einen Zwicker in seinem bürgerlichen Leben.
Beruhigender als die andern war auch der Leutnant Kindermann, kein Zweifel. Er bestand aus einer blonden, rosigen und durchsichtigen Substanz, man hätte beinahe durch ihn durchgreifen können wie durch einen abendlich besonnten, luftigen Dunst. Alles, was er sagte, war luftig und durchsichtig, aus seinem Wesen fortgehaucht, ohne daß er sich vermindert hätte. Und der Ernst sogar, mit dem er den ernsten Gesprächen folgte, hatte etwas sonnig Lächelndes. Ein heiteres Nichts, saß er am Tischchen. »Servus!« pfiff er mit seiner hohen Stimme, von der Oberst Kovacs sagte, sie sei eines der Blasinstrumente der preußischen Armee. Fähnrich in der Reserve Bärenstein erhob sich vorschriftsgemäß, aber gravitätisch. »Respekt, Herr Leutnant!« sagte er. Guten Abend, Herr Doktor! hätte Carl Joseph ehrfurchtsvoll beinahe geantwortet. »Ich störe nicht?« fragte er nur und setzte sich. »Der Doktor Demant kommt heute zurück«, begann Bärenstein, »ich bin ihm zufällig am Nachmittag begegnet!« »Ein reizender Kerl«, flötete Kindermann, es klang wie ein zarter Windhauch, der über eine Harfe streicht, hinter dem starken, forensischen Bariton Bärensteins. Kindermann, ständig darauf bedacht, sein äußerst schwaches Interesse für Frauen durch eine besondere Aufmerksamkeit wettzumachen, die er

ihnen zu widmen vorgab, bekundete ferner: »Und seine Frau – kennt ihr sie? – ein reizendes Geschöpf, eine charmante Frau!« Und er hob bei dem Wort »charmant« seine Hand, an der die lockeren Finger in der Luft tänzelten. »Ich hab' sie noch als junges Mädel gekannt«, sagte der Fähnrich. »Interessant«, sagte Kindermann. Er heuchelte deutlich. »Ihr Vater war früher einer der reichsten Hutfabrikanten«, fuhr der Fähnrich fort. Es war, als läse er in Akten. Er schien über seinen Satz erschrocken und hielt ein. Das Wort »Hutfabrikanten« klang ihm zu zivilistisch, er saß schließlich nicht mit Rechtsanwälten zusammen. Er schwor sich im stillen zu, von nun ab jeden Satz genau vorher zu überlegen. Soviel war er der Kavallerie schon schuldig. Er versuchte, Trotta anzusehen. Der saß just an der Linken, und vor dem rechten Auge trug Bärenstein das Monokel. Deutlich konnte er nur den Leutnant Kindermann sehen: und der war gleichgültig. Um zu erkennen, ob die familiäre Erwähnung des Hutfabrikanten einen niederschmetternden Eindruck auf den Leutnant Trotta gemacht habe, zog Bärenstein sein Zigarettenetui und hielt es links hin, entsann sich gleichzeitig, daß Kindermann rangälter war, und sagte, nach rechts gewandt, hastig: »Pardon!«

Schweigend rauchten jetzt alle drei. Carl Josephs Blicke richteten sich gegen das Bildnis des Kaisers an der Wand gegenüber. Da war Franz Joseph in blütenweißer Generalsuniform, die breite, blutrote Schärpe quer über der Brust und den Orden des goldenen Vlieses am Halse. Der große, schwarze Feldmarschallshut mit dem üppigen, pfauengrünen Reiherbusch lag neben dem Kaiser auf einem wacklig aussehenden Tischchen. Das Bild schien ganz fern zu hängen, weiter war es als die Wand. Carl Joseph erinnerte sich, daß ihm dieses Bildnis in den ersten Tagen, da er eingerückt war, einen gewissen stolzen Trost bedeutet hatte. Damals war es jeden Augenblick so gewesen, als könnte der Kaiser aus dem schmalen, schwarzen Rahmen treten. Allmählich aber bekam der Allerhöchste Kriegsherr das gleichgültige, gewohnte und unbeachtete Angesicht, das seine Briefmarken und seine Münzen zeigten. Sein Bild hing an der Wand des Kasinos, eine merkwürdige Art von einem Opfer, das ein Gott sich selber darbringt... seine Augen – früher einmal hatten sie an sommerliche Ferienhimmel erinnert – bestanden nunmehr aus einem harten, blauen Porzellan. Und es war immer noch der gleiche Kaiser! Daheim, im Arbeitszimmer des Bezirkshauptmanns hing dieses Bild ebenfalls. Es hing in der großen Aula der

Kadettenschule. Es hing in der Kanzlei des Obersten in der Kaserne. Und hunderttausendmal verstreut im ganzen weiten Reich war der Kaiser Franz Joseph, allgegenwärtig unter seinen Untertanen wie Gott in der Welt. Ihm hatte der Held von Solferino das Leben gerettet. Der Held von Solferino war alt geworden und gestorben. Jetzt fraßen ihn die Würmer. Und sein Sohn, der Bezirkshauptmann, der Vater Carl Josephs, wurde auch schon ein alter Mann. Bald werden auch ihn die Würmer fressen. Nur der Kaiser, der Kaiser schien eines Tages, innerhalb einer ganz bestimmten Stunde alt geworden zu sein; und seit jener Stunde in seiner eisigen und ewigen, silbernen und schrecklichen Greisenhaftigkeit eingeschlossen zu bleiben, wie in einem Panzer aus ehrfurchtgebietendem Kristall. Die Jahre wagten sich nicht an ihn heran. Immer blauer und immer härter wurde sein Auge. Seine Gnade selbst, die über der Familie der Trottas ruhte, war eine Last aus scheidendem Eis. Und Carl Joseph fror es unter dem blauen Blick seines Kaisers.
Daheim, er erinnerte sich, wenn er zu den Ferien heimgekehrt war und am Sonntag, vor dem Mittagessen, der Kapellmeister Nechwal seine Militärkapelle im vorgeschriebenen Rund aufgestellt hatte, war man bereit gewesen, für diesen Kaiser in einem wonnigen, warmen und süßen Tod dahinzusterben. Lebendig war das Vermächtnis des Großvaters gewesen, dem Kaiser das Leben zu retten. Und ohne Unterbrechung rettete man, wenn man ein Trotta war, dem Kaiser das Leben.
Nun war man kaum vier Monate im Regiment. Auf einmal war es, als bedurfte der Kaiser, unnahbar geborgen in seinem kristallenen Panzer, keiner Trottas mehr. Man hatte zu lange Frieden. Der Tod lag weit vor einem jungen Leutnant der Kavallerie, wie die letzte Stufe des vorschriftsmäßigen Avancements. Man wird einmal Oberst werden und hierauf sterben. Indessen ging man jeden Abend ins Kasino, man sah das Bild des Kaisers. Je länger der Leutnant Trotta es betrachtete, desto ferner wurde ihm der Kaiser.
»Da schau her!« flötete die Stimme Leutnant Kindermanns. »Der Trotta hat sich in den Alten verschaut!«
Carl Joseph lächelte Kindermann zu. Der Fähnrich Bärenstein hatte längst eine Partie Domino begonnen und war im Begriff zu verlieren. Er hielt es für eine Anstandspflicht zu verlieren, wenn er mit Aktiven spielte. Im Zivil gewann er immer. Er war sogar unter Rechtsanwälten ein gefürchteter Spieler. Wenn er aber zu den jährlichen Übungen einrückte, schaltete er seine Überlegung aus und bemühte sich, töricht zu

werden. »Der verliert unaufhörlich«, sagte Kindermann zu Trotta. Der Leutnant Kindermann war überzeugt, daß die »Zivilisten« minderwertige Wesen waren. Nicht einmal im Domino konnten sie gewinnen.
Der Oberst saß immer noch in seiner Ecke mit dem Rittmeister Taittinger. Einige Herren wandelten gelangweilt zwischen den Tischchen. Sie wagten nicht, das Kasino zu verlassen, solange der Oberst spielte. Die sanfte Pendeluhr weinte jede Viertelstunde sehr deutlich und langsam, ihre wehmütige Melodie unterbrach das Klappern der Dominosteine und der Schachfiguren. Manchmal schlug eine der Ordonnanzen die Hacken zusammen, lief in die Küche und kehrte mit einem Gläschen Cognac auf einer lächerlich großen Platte wieder. Manchmal lachte einer schallend auf, und sah man in die Richtung, aus der das Gelächter kam, so erblickte man vier zusammengesteckte Köpfe und begriff, daß es sich um Witze handelte. Diese Witze! Diese Anekdoten, bei denen alle sofort erkannten, ob man aus Gefälligkeit mitlachte oder aus Verständnis! Sie schieden die Heimischen von den Fremden. Wer sie nicht verstand, gehörte nicht zu den Bodenständigen. Nein, nicht zu ihnen gehörte Carl Joseph!
Er war im Begriff, eine neue Partie zu dritt vorzuschlagen, als die Tür geöffnet wurde und die Ordonnanz mit einem auffällig lauten Knall der Stiefelhacken salutierte. Es wurde im Augenblick still. Der Oberst Kovacs sprang von seinem Sitz auf und sah nach der Tür. Kein anderer war eingetreten als der Regimentsarzt Demant. Er selbst erschrak über die Aufregung, die er verursacht hatte. Er blieb an der Tür stehn und lächelte. Die Ordonnanz an seiner Seite stand immer noch stramm und störte ihn sichtlich. Er winkte mit der Hand. Aber der Bursche merkte es nicht. Die starken Brillengläser des Doktors waren leicht überhaucht von dem herbstlichen Abendnebel draußen. Er war gewohnt, die Brille abzunehmen, um sie zu putzen, wenn er aus der kalten Luft in die Wärme trat. Hier aber wagte er es nicht. Es dauerte eine Weile, ehe er die Schwelle verließ. »Ah, schau her, da ist ja der Doktor!« rief der Oberst. Er schrie aus Leibeskräften, als gälte es, sich im Getümmel eines Volksfestes verständlich zu machen. Er glaubte, der Gute, daß Kurzsichtige auch taub seien und daß ihre Brillen klarer würden, wenn ihre Ohren besser hörten. Die Stimme des Obersten bahnte sich eine Gasse. Die Offiziere traten zurück. Die wenigen, die noch an den Tischen gesessen hatten, erhoben sich. Der Regimentsarzt setzte vorsichtig einen Fuß vor den andern, als ginge er auf Eis. Seine Brillengläser

schienen allmählich klarer zu werden. Grüße kamen ihm von allen Seiten entgegen. Nicht ohne Mühe erkannte er die Herren wieder. Er beugte sich vor, um in den Gesichtern zu lesen, wie man in Büchern studiert. Vor dem Obersten Kovacs blieb er endlich stehen, mit gereckter Brust. Es sah stark übertrieben aus, wie er so den ewig vorgeneigten Kopf am dünnen Hals zurückwarf und seine abschüssigen, schmalen Schultern mit einem Ruck zu heben suchte. Man hatte ihn, während seines langen Krankheitsurlaubs, beinahe vergessen; ihn und sein unmilitärisches Wesen. Man betrachtete ihn jetzt nicht ohne Überraschung. Der Oberst beeilte sich, dem vorschriftsmäßigen Ritus der Begrüßung ein Ende zu machen. Er schrie, daß die Gläser zitterten: »Gut schaut er aus, der Doktor!«, als wollte er es der ganzen Armee mitteilen. Er schlug seine Hand auf die Schulter Demants, wie um sie wieder in ihre natürliche Lage zu bringen. Sein Herz war allerdings dem Regimentsarzt zugetan. Aber der Kerl war unmilitärisch, Sapperlot, Donnerwetter! Wenn er nur ein bißchen militärischer wäre, brauchte man sich nicht immer so anzustrengen, um ihm gut zu sein. Man hätte auch, zum Teufel, einen anderen Doktor schicken können, grad in sein Regiment! Und diese ewigen Schlachten, die das Gemüt des Obersten seinem soldatischen Geschmack zu liefern hatte, wegen dieses verfluchten, netten Kerls, konnten schon einen alten Soldaten aufreiben. An diesem Doktor gehe ich noch zugrunde! dachte der Oberst, wenn er den Regimentsarzt zu Pferde sah. Und eines Tages hatte er ihn gebeten, lieber nicht durch die Stadt zu reiten.
Man muß ihm was Nettes sagen, dachte er aufgeregt. Das Schnitzel war heute ausgezeichnet! fiel ihm in der Eile ein. Und er sagte es. Der Doktor lächelte. Er lächelt ganz zivilistisch, der Kerl! dachte der Oberst. Und plötzlich entsann er sich, daß da noch einer war, der den Doktor nicht kannte. Der Trotta natürlich! Er war eingerückt, als der Doktor in Urlaub gegangen war. Der Oberst lärmte: »Unser Jüngster, der Trotta! Ihr kennt euch noch nicht!« Und Carl Joseph trat vor den Regimentsarzt.
»Enkel des Helden von Solferino?« fragte Doktor Demant.
Man hätte ihm diese genaue Kenntnis der militärischen Geschichte nicht zugetraut.
»Alles weiß er, unser Doktor!« rief der Oberst. »Er ist ein Bücherwurm!«
Und zum erstenmal in seinem Leben gefiel ihm das verdächtige Wort

Bücherwurm so gut, daß er noch einmal wiederholte: »Ein Bücherwurm!« in dem liebkosenden Ton, in dem er sonst nur zu sagen pflegte: »Ein Ulane!«
Man setzte sich wieder, und der Abend nahm den üblichen Verlauf.
»Ihr Großvater«, sagte der Regimentsarzt, »war einer der merkwürdigsten Menschen der Armee. Haben Sie ihn noch gekannt?« »Ich habe ihn nicht mehr gekannt«, antwortete Carl Joseph. »Sein Bild hängt bei uns zu Hause im Herrenzimmer. Wie ich klein war, hab' ich es oft betrachtet. Und sein Diener, der Jacques, ist noch bei uns.«
»Was ist das für ein Bild?« fragte der Regimentsarzt. »Ein Jugendfreund hat es gemalt!« sagte Carl Joseph. »Es ist ein merkwürdiges Bild. Es hängt ziemlich hoch. Als ich klein war, mußte ich auf einen Stuhl steigen. Da hab' ich es betrachtet.«
Sie waren ein paar Augenblicke still. Dann sagte der Doktor: »Mein Großvater war ein Schankwirt; ein jüdischer Schankwirt in Galizien. Galizien, kennen Sie das?« (Ein Jude war der Doktor Demant. Alle Anekdoten enthielten jüdische Regimentsärzte. Zwei Juden hatte es auch in der Kadettenschule gegeben. Sie waren dann zur Infanterie gekommen.)
»Zu Resi, zu Tante Resi!« rief plötzlich jemand.
Und alle wiederholten: »Zu Resi. Man geht zur Resi!«
»Zur Tante Resi!«
Nichts hätte Carl Joseph stärker erschrecken können als dieser Ruf. Seit Wochen erwartete er ihn voller Angst. Vom letzten Besuch im Bordell der Frau Horwath behielt er noch alles in deutlicher Erinnerung: alles! den Sekt, der aus Kampfer und Limonade bestand, den weichen, fleischigen Teig der Mädchen, das schmetternde Rot und das irrsinnige Gelb der Tapeten, im Korridor den Geruch von Katzen, Mäusen und Maiglöckchen und das Sodbrennen zwölf Stunden später. Er war kaum eine Woche eingerückt, und es war sein erster Besuch in einem Bordell gewesen. »Liebesmanöver!« sagte Taittinger. Er war der Anführer. Es gehörte zu den Obliegenheiten eines Offiziers, der die Messe seit undenklichen Zeiten verwaltete. Bleich und hager, den Korb des Säbels im Arm, mit langen, dünnen und sanft klirrenden Schritten ging er im Salon der Frau Horwath von einem Tisch zum andern, ein schleichender Mahner zu saurer Freude. Kindermann war der Ohnmacht nahe, wenn er nackte Frauen roch, das weibliche Geschlecht machte ihm Übelkeiten. Der Major Prohaska stand in der

Toilette, ehrlich bemüht, seinen dicken, kurzen Finger in den Gaumen zu stecken. Die seidenen Röcke der Frau Resi Horwath raschelten gleichzeitig in allen Winkeln des Hauses. Ihre großen, schwarzen Augenbälle rollten ohne Richtung und Ziel in ihrem breiten, mehligen Antlitz herum, weiß und groß wie Klaviertasten schimmerte in ihrem breiten Mund das falsche Gebiß. Trautmannsdorff verfolgte von seiner Ecke aus alle ihre Bewegungen mit winzigen, flinken, grünlichen Blikken. Er stand schließlich auf und steckte eine Hand in den Busen der Frau Horwath. Sie verlor sich drinnen wie eine weiße Maus in weißen Bergen. Und Pollak, der Klavierspieler, saß mit gebeugtem Rücken, Sklave der Musik, am schwärzlich spiegelnden Flügel, und an seinen hämmernden Händen schepperten die harten Manschetten, wie heisere Tschinellen begleiteten sie die blechernen Klänge.

Zu Tante Resi! Man ging zu Tante Resi. Der Oberst machte unten kehrt, er sagte: »Viel Vergnügen, meine Herren!«, und auf der stillen Straße riefen zwanzig Stimmen: »Respekt, Herr Oberst!«, und vierzig Sporen klirrten aneinander. Der Regimentsarzt Doktor Max Demant machte einen schüchternen Versuch, sich ebenfalls zu empfehlen. »Müssen Sie mit?« fragte er den Leutnant Trotta leise. »Es wird wohl so sein!« flüsterte Carl Joseph. Und der Regimentsarzt ging wortlos mit. Sie waren die letzten in der unordentlichen Reihe der Offiziere, die mit Gerassel durch die stillen, mondbelichteten Straßen der kleinen Stadt gingen. Sie sprachen nicht miteinander. Beide fühlten, daß sie die geflüsterte Frage und die geflüsterte Antwort verband, da war nichts mehr zu machen. Sie waren beide vom ganzen Regiment geschieden. Und sie kannten sich kaum eine halbe Stunde.

Plötzlich, er wußte nicht, warum, sagte Carl Joseph: »Ich hab' eine Frau namens Kathi geliebt. Sie ist gestorben!«

Der Regimentsarzt blieb stehen und wandte sich ganz dem Leutnant zu. »Sie werden noch andere Frauen lieben!« sagte er.

Und sie gingen weiter.

Man hörte vom fernen Bahnhof her späte Züge pfeifen, und der Regimentsarzt sagte:

»Ich möchte wegfahren, weit wegfahren!«

Nun standen sie vor Tante Resis blauer Laterne. Rittmeister Taittinger klopfte an das verschlossene Tor. Jemand öffnete. Drinnen begann das Klavier sofort zu klimpern: den Radetzkymarsch. Die Offiziere marschierten in den Salon. »Einzeln abfallen!« kommandierte Taittinger.

Die nackten Mädchen schwirrten ihnen entgegen, eine emsige Schar von weißen Hennen. »Gott mit euch!« sagte Prohaska. Trautmannsdorff griff diesmal sofort und noch im Stehen in den Busen der Frau Horwath. Er ließ sie vorläufig nicht mehr los. Sie hatte Küche und Keller zu überwachen, sie litt sichtlich unter den Liebkosungen des Oberleutnants, aber die Gastfreundschaft verpflichtete sie zu Opfern. Sie ließ sich verführen. Leutnant Kindermann wurde bleich. Er war weißer als der Puder auf den Schultern der Mädchen. Der Major Prohaska bestellte Sodawasser. Wer ihn näher kannte, wußte vorauszusagen, daß er heute sehr besoffen sein würde. Er bahnte nur dem Alkohol einen Weg mit Wasser, wie man Straßen reinigt vor dem Empfang. »Der Doktor ist mitgekommen?« fragte er laut. »Er muß die Krankheiten an der Quelle studieren!« sagte mit wissenschaftlichem Ernst, bleich und hager wie immer, der Rittmeister Taittinger. Fähnrich Bärensteins Monokel steckte jetzt im Auge eines weißblonden Mädchens. Er saß da, mit kleinen, zwinkernden, schwarzen Äuglein, seine braunen, behaarten Hände krochen wie merkwürdige Tiere über das Fräulein. Allmählich hatten alle ihre Plätze eingenommen. Zwischen dem Doktor und Carl Joseph, auf dem roten Sofa, saßen zwei Frauen, steif, mit angezogenen Knien, eingeschüchtert von den verzweifelten Gesichtern der beiden Männer. Als der Sekt kam – die strenge Hausdame in schwarzem Taft brachte ihn feierlich –, zog Frau Horwath entschlossen die Hand des Oberleutnants aus ihrem Ausschnitt, legte sie ihm auf die schwarze Hose, aus Ordnungsliebe, wie man einen geborgten Gegenstand zurückerstattet, und erhob sich, mächtig und gebieterisch. Sie löschte den Kronleuchter aus. Nur die kleinen Lampen brannten in den Nischen. Im rötlichen Halbdämmer leuchteten die gepuderten, weißen Leiber, blinkten die goldenen Sterne, schimmerten die silbernen Säbel. Ein Paar nach dem anderen erhob sich und verschwand. Prohaska, der schon längst beim Cognac hielt, trat an den Regimentsarzt und sagte: »Ihr braucht sie ja doch nicht, ich nehm' sie mit!« Und er nahm die Frauen und torkelte zwischen beiden der Treppe entgegen.

So waren sie auf einmal allein, Carl Joseph und der Doktor. Der Klavierspieler Pollak streichelte nur so über die Tasten in der gegenüberliegenden Ecke des Salons. Ein sehr zärtlicher Walzer kam zage und dünn durch den Raum gezogen. Sonst war es still und beinahe traulich, und die Standuhr am Kamin tickte. »Ich glaube, wir zwei haben hier

nichts zu tun, wie?« fragte der Doktor. Er stand auf, Carl Joseph sah nach der Uhr auf dem Kamin und erhob sich ebenfalls. Er konnte im Dunkel nicht die Stunde erkennen, ging nahe an die Standuhr und trat wieder einen Schritt zurück. In einem bronzenen, von Fliegen betupften Rahmen stand der Allerhöchste Kriegsherr, in Verkleinerung, das bekannte, allgegenwärtige Porträt Seiner Majestät, im blütenweißen Gewande, mit blutroter Schärpe und goldenem Vlies. Es muß etwas geschehen, dachte der Leutnant schnell und kindisch. Es muß etwas geschehen! Er fühlte, daß er bleich geworden war und daß sein Herz klopfte. Er griff nach dem Rahmen, öffnete die papierene, schwarze Rückwand und nahm das Bild heraus. Er faltete es zusammen, zweimal, noch einmal und steckte es in die Tasche. Er wandte sich um. Hinter ihm stand der Regimentsarzt. Er zeigte mit dem Finger auf die Tasche, in der Carl Joseph das kaiserliche Porträt verborgen hatte. Auch der Großvater hat ihn gerettet, dachte Doktor Demant. Carl Joseph wurde rot. »Schweinerei!« sagte er. »Was denken Sie?«
»Nichts«, erwiderte der Doktor. »Ich hab' nur an Ihren Großvater gedacht!«
»Ich bin sein Enkel!« sagte Carl Joseph. »Ich hab' keine Gelegenheit, ihm das Leben zu retten; leider!«
Sie legten vier Silbermünzen auf den Tisch und verließen das Haus der Frau Resi Horwath.

VI

Seit drei Jahren war der Regimentsarzt Max Demant beim Regiment. Er wohnte außerhalb der Stadt, an ihrem Südrande, dort, wo die Landstraße zu den beiden Friedhöfen führte, zum »alten« und zum »neuen«. Beide Friedhofswächter kannten den Doktor gut. Er kam ein paarmal in der Woche die Toten besuchen, die längst verschollenen wie die noch nicht vergessenen Toten. Und er verweilte manchmal lange zwischen ihren Gräbern, und man hörte hier und da seinen Säbel mit zartem Klirren gegen einen Grabstein anschlagen. Er war ohne Zweifel ein sonderbarer Mann; ein guter Arzt, sagte man, und also unter Militärärzten in jeder Beziehung eine Seltenheit. Er mied jeglichen Verkehr. Nur dienstliche Pflicht gebot ihm, hie und da (aber immer noch häufiger, als er gewünscht hätte) unter Kameraden zu er-

scheinen. Seinem Alter wie seiner Dienstzeit nach hätte er Stabsarzt sein müssen. Niemand wußte, warum er es noch nicht war. Vielleicht wußte er selbst es nicht. »Es gibt Karrieren mit Widerhaken.« Es war ein Wort von Rittmeister Taittinger, der das Regiment auch mit trefflichen Sprüchen versorgte.

»Karriere mit Widerhaken«, dachte der Doktor selber oft. »Leben mit Widerhaken«, sagte er zu Leutnant Trotta. »Ich habe ein Leben mit Widerhaken. Wenn mir das Schicksal günstig gewesen wäre, hätte ich Assistent des großen Wiener Chirurgen und wahrscheinlich Professor werden können.« – In die düstere Enge seiner Kindheit hatte der große Name des Wiener Chirurgen frühen Glanz geschickt. Max Demant war schon als Knabe entschlossen gewesen, später Arzt zu werden. Er stammte aus einem der östlichen Grenzdörfer der Monarchie. Sein Großvater war ein frommer jüdischer Schankwirt gewesen, und sein Vater, nach zwölfjähriger Dienstzeit bei der Landwehr, mittlerer Beamter im Postamt des nächstgelegenen Grenzstädtchens geworden. Er erinnerte sich noch deutlich seines Großvaters. Vor dem großen Torbogen der Grenzschenke saß er zu jeder Stunde des Tages. Sein mächtiger Bart aus gekräuseltem Silber verhüllte seine Brust und reichte bis zu den Knien. Um ihn schwebte der Geruch von Dünger und Milch und Pferden und Heu. Vor seiner Schenke saß er, ein alter König unter den Schankwirten. Wenn die Bauern, vom allwöchentlichen Schweinemarkt heimkehrend, vor der Schenke anhielten, erhob sich der Alte, gewaltig wie ein Berg in menschlicher Gestalt. Da er schon schwerhörig war, mußten die kleinen Bauern ihre Wünsche zu ihm emporschreien, durch die gehöhlten Hände vor den Mündern. Er nickte nur. Er hatte verstanden. Er bewilligte die Wünsche seiner Kundschaft, als wären sie Gnaden und als würden sie ihm nicht in baren, harten Münzen bezahlt. Mit kräftigen Händen spannte er selbst die Pferde aus und führte sie in die Ställe. Und während seine Töchter den Gästen in der breiten, niedrigen Gaststube Branntwein mit getrockneten und gesalzenen Erbsen verabreichten, fütterte er mit begütigendem Zuspruch draußen die Tiere. Am Samstag saß er gebeugt über großen und frommen Büchern. Sein silberner Bart bedeckte die untere Hälfte der schwarzbedruckten Seiten. Wenn er gewußt hätte, daß sein Enkel einmal in der Uniform eines Offiziers und mörderisch bewaffnet durch die Welt spazieren würde, hätte er sein Alter verflucht und die Frucht seiner Lenden. Schon sein Sohn, Doktor Demants Vater, der mittlere

Postbeamte, war dem Alten nur ein zärtlich geduldeter Greuel. Die Schenke, von Urvätern her vermacht, mußte den Töchtern und den Schwiegersöhnen überlassen bleiben; während die männlichen Nachkommen bis in die fernste Zukunft Beamte, Gebildete, Angestellte und Dummköpfe zu bleiben bestimmt waren. Bis in die fernste Zukunft: Das paßte allerdings nicht! Der Regimentsarzt hatte keine Kinder. Er wünschte sich auch keine... Seine Frau nämlich –

An dieser Stelle pflegte Doktor Demant seine Erinnerungen abzubrechen. Er dachte an seine Mutter: Sie lebte in ständiger, hastiger Suche nach irgendwelchen Nebeneinnahmen. Der Vater sitzt nach der Dienstzeit im kleinen Kaffeehaus. Er spielt Tarock und verliert und bleibt die Zeche schuldig. Er wünscht, daß der Sohn vier Mittelschulklassen absolviere und dann Beamter werde; bei der Post natürlich. »Du willst immer hoch hinaus!« sagt er zur Mutter. Er hält, mag sein ziviles Leben noch so unordentlich sein, eine lächerliche Ordnung in alle Requisiten, die er aus der Militärzeit mitgebracht hat. Seine Uniform, die Uniform eines »längerdienenenden Rechnungsunteroffiziers«, mit den goldenen Ecken an den Ärmeln, den schwarzen Hosen und dem Infanterietschako, hängt im Schrank wie eine in drei Teile zerlegte und immer noch lebendige Persönlichkeit, mit leuchtenden, jede Woche frisch geputzten Knöpfen. Und der schwarze, gebogene Säbel mit dem gerippten, ebenfalls jede Woche aufgefrischten Griff liegt quer, von zwei Nägeln gehalten, an der Wand über dem nie benutzten Schreibtisch, mit lässig baumelnder, goldgelber Troddel, die an eine knospenhaft geschlossene und etwas verstaubte Sonnenblume erinnert. »Wenn du nicht gekommen wärst«, sagt der Vater zur Mutter, »hätt' ich die Prüfung gemacht und wäre heute Rechnungshauptmann.« An Kaisers Geburtstag zieht der Postoffiziant Demant seine Beamtenuniform an, mit Krappenhut und Degen. An diesem Tage spielt er nicht Tarock. Jedes Jahr an Kaisers Geburtstag nimmt er sich vor, ein neues, schuldenfreies Leben zu beginnen. Er betrinkt sich also. Und er kommt spät in der Nacht heim, zieht in der Küche seinen Degen und kommandiert ein ganzes Regiment. Die Töpfe sind Züge, die Teetassen Mannschaften, die Teller Kompanien. Simon Demant ist ein Oberst, ein Oberst im Dienste Franz Josephs des Ersten. Die Mutter, mit Spitzenhaube und vielgefälteltem Nachtunterrock und flatterndem Jäckchen, steigt aus dem Bett, um den Mann zu beruhigen.

Eines Tages, einen Tag nach Kaisers Geburtstag, trifft den Vater im

Bett der Schlag. Er hatte einen freundlichen Tod gehabt und ein glänzendes Leichenbegängnis. Alle Briefträger gingen hinter dem Sarg. Und im getreuen Gedächtnis der Witwe blieb der Tote haften, das Muster eines Ehemannes, gestorben im Dienste des Kaisers und der kaiser-königlichen Post. Die Uniformen, die des Unteroffiziers, die des Postoffizianten Demant, hingen noch nebeneinander im Schrank, von der Witwe mittels Kampfer, Bürste und Sidol in stetem Glanz erhalten. Sie sahen aus wie Mumien, und sooft der Schrank geöffnet wurde, glaubte der Sohn, zwei Leichen seines seligen Vaters nebeneinander zu sehn.

Man wollte um jeden Preis Arzt werden. Man erteilte Unterricht für kümmerliche sechs Kronen im Monat. Man hatte zerrissene Stiefel. Man hinterließ, wenn es regnete, auf den guten, gewichsten Fußböden der Wohlhabenden nasse und übergroße Spuren. Man hatte größere Füße, wenn die Sohlen zerrissen waren. Und man machte schließlich die Reifeprüfung. Und man wurde Mediziner. Die Armut stand immer noch vor der Zukunft, eine schwarze Wand, an der man zerschellte. Man sank der Armee geradezu in die Arme. Sieben Jahre Essen, sieben Jahre Trinken, sieben Jahre Kleidung, sieben Jahre Obdach, sieben, sieben lange Jahre! Man wurde Militärarzt. Und man blieb es.

Das Leben schien schneller dahinzulaufen als die Gedanken. Und ehe man einen Entschluß gefaßt hatte, war man ein alter Mann.

Und man hatte Fräulein Eva Knopfmacher geheiratet.

Hier unterbrach der Regimentsarzt Doktor Demant noch einmal den Zug seiner Erinnerungen. Er begab sich nach Hause.

Der Abend war schon angebrochen, eine ungewohnt festliche Beleuchtung strömte aus allen Zimmern. »Der alte Herr ist gekommen«, meldete der Bursche. Der alte Herr: Es war sein Schwiegervater, Herr Knopfmacher.

Er trat in diesem Augenblick aus dem Badezimmer, im langen, geblümten, flaumigen Schlafrock, ein Rasiermesser in der Hand, mit freundlich geröteten, frisch rasierten und duftenden Backen, die breit auseinanderstanden. Sein Angesicht schien in zwei Hälften zu zerfallen. Es wurde lediglich durch den grauen Spitzbart zusammengehalten. »Mein lieber Max!« sagte Herr Knopfmacher, indem er das Rasiermesser sorgfältig auf ein Tischchen legte, die Arme ausbreitete und den Schlafrock auseinanderklaffen ließ. Sie umarmten sich so, mit zwei flüchtigen Küssen, und gingen zusammen ins Herrenzimmer. »Ich

möchte einen Schnaps!« sagte Herr Knopfmacher. Doktor Demant öffnete den Schrank, sah eine Weile mehrere Flaschen an und wandte sich um: »Ich kenn' mich nicht aus«, sagte er, »ich weiß nicht, was dir schmeckt.« Er hatte sich eine Alkoholauswahl zusammenstellen lassen, etwa wie sich ein Ungebildeter eine Bibliothek bestellt. »Du trinkst immer noch nicht!« sagte Herr Knopfmacher. »Hast du Sliwowitz, Arrak, Rum, Cognac, Enzian, Wodka?« fragte er geschwind, wie es seiner Würde keineswegs entsprach. Er erhob sich. Er ging (die Schöße seines Mantels flatterten) zum Schrank und holte mit sicherem Griff eine Flasche aus der Reihe.

»Ich hab' der Eva eine Überraschung machen wollen!« begann Herr Knopfmacher. »Und ich muß dir gleich sagen, mein lieber Max, du warst den ganzen Nachmittag nicht da. Statt deiner« – er machte eine Pause und wiederholte: »Statt deiner hab' ich hier einen Leutnant angetroffen. Einen Dummkopf!«

»Es ist der einzige Freund«, erwiderte Max Demant, »den ich seit dem Anfang meiner Dienstzeit beim Militär gefunden habe. Es ist der Leutnant Trotta. Ein feiner Mensch!«

»Ein feiner Mensch!« wiederholte der Schwiegervater. »Ein feiner Mensch bin ich auch zum Beispiel! Nun, ich würde dir nicht raten, mich eine Stunde allein mit einer hübschen Frau zu lassen, wenn dir auch nur so viel an ihr gelegen ist.« Knopfmacher legte die Spitze von Daumen und Zeigefinger zusammen und wiederholte nach einer Weile: »Nur so viel!« Der Regimentsarzt wurde blaß. Er nahm die Brille ab und putzte sie lange. Er hüllte auf diese Weise die Umwelt in einen wohltuenden Nebel, in dem der Schwiegervater in seinem Bademantel ein undeutlicher, wenn auch äußerst geräumiger, weißer Fleck war. Und er setzte die Brille, nachdem sie geputzt war, nicht sofort wieder auf, sondern er behielt sie in der Hand und sprach in den Nebel hinein:

»Ich habe gar keine Veranlassung, lieber Papa, Eva oder meinem Freund zu mißtrauen.«

Er sagte es zögernd, der Regimentsarzt. Es klang ihm selbst wie eine ganz fremde Wendung, entnommen irgendeiner fernen Lektüre, abgelauscht einem vergessenen Schauspiel.

Er setzte die Brille auf, und sofort rückte der alte Knopfmacher, deutlich an Umfang und Umriß, an den Doktor heran. Jetzt schien auch die Wendung, deren er sich soeben bedient hatte, sehr weit zurückzulie-

gen. Sie war bestimmt nicht mehr wahr. Der Regimentsarzt wußte es genausogut wie sein Schwiegervater.
»Gar keine Veranlassung!« wiederholte Herr Knopfmacher. »Ich aber habe Veranlassung! Ich kenne meine Tochter! Du kennst deine Frau nicht! Die Herren Leutnants kenn' ich auch! Und überhaupt die Männer! Ich will nichts gegen die Armee gesagt haben. Bleiben wir bei der Sache. Als meine Frau, deine Schwiegermutter, noch jung war, hab' ich Gelegenheit gehabt, die jungen Männer – in Zivil und in Uniform – kennenzulernen. Ja, komische Leute seid ihr, ihr, ihr –«
Er suchte nach einer gemeinsamen Bezeichnung irgendeiner ihm selbst nicht genau bekannten Gemeinschaft, der sein Schwiegersohn und noch andere Dummköpfe angehören mochten. Am liebsten hätte er »ihr akademisch Gebildeten!« gesagt. Denn er war gescheit, wohlhabend und angesehen geworden, ohne Studium. Ja, man war im Begriff, ihm in diesen Tagen den Titel des Kommerzialrats zu verschaffen. Er spann einen süßen Traum in die Zukunft, einen Traum von Geldspenden, großen Geldspenden. Deren unmittelbare Folge war der Adel. Und wenn man zum Beispiel die ungarische Staatsbürgerschaft annahm, so konnte man noch schneller adelig werden. In Budapest machte man einem das Leben nicht so schwer. Es waren übrigens auch Akademiker, die einem das Leben schwermachten, lauter Konzeptsbeamte, Dummköpfe! Sein eigener Schwiegersohn machte es ihm schwer. Wenn jetzt ein kleiner Skandal mit den Kindern ausbricht, kann man noch lange auf den Kommerzialrat warten! Überall muß man nach dem Rechten sehn, selbst, persönlich! Auf die Tugend fremder Gattinnen muß man auch aufpassen!
»Ich möchte dir, lieber Max, ehe es zu spät ist, reinen Wein einschenken!«
Der Regimentsarzt liebte dieses Wort nicht, er liebte nicht, um jeden Preis die Wahrheit zu hören. Ach, er kannte seine Frau genausogut wie Herr Knopfmacher seine Tochter! Aber er liebte sie, was war dagegen zu tun! Er liebte sie. In Olmütz hatte es den Bezirkskommissär Herdall gegeben, in Graz den Bezirksrichter Lederer. Wenn es nur nicht Kameraden waren, dankte der Regimentsarzt Gott und auch seiner Frau. Wenn man nur die Armee verlassen könnte. Man schwebte ständig in Lebensgefahr. Wie oft hatte er schon einen Anlauf genommen, dem Schwiegervater vorzuschlagen... Er setzte noch einmal an.
»Ich weiß«, sagte er, »daß sich Eva in Gefahr befindet. Immer. Seit

Jahren. Sie ist leichtsinnig, leider. Sie treibt es nicht bis zum Äußersten«, er hielt ein und betonte: »nicht bis zum Äußersten!« Er mordete mit diesem Wort alle seine eigenen Zweifel, die ihn seit Jahren nicht in Ruhe ließen. Er rottete seine Unsicherheit aus, er bekam die Gewißheit, daß seine Frau ihn nicht betrog. »Keineswegs!« sagte er noch einmal laut. Er wurde ganz sicher: »Eva ist ein anständiger Mensch, trotz allem!«

»Ganz bestimmt!« bekräftigte der Schwiegervater.

»Aber dieses Leben«, fuhr der Regimentsarzt fort, »halten wir beide nicht lange aus. Mich befriedigt dieser Beruf keineswegs, wie du weißt. Wo wäre ich heute schon, ohne diesen Dienst? Ich hätte eine ganz große Stellung in der Welt, und Evas Ehrgeiz wäre zufriedengestellt. Denn sie ist ehrgeizig, leider!«

»Das hat sie von mir!« sagte Herr Knopfmacher, nicht ohne Vergnügen.

»Sie ist unzufrieden«, sprach der Regimentsarzt weiter, während sein Schwiegervater ein neues Gläschen füllte, »sie ist unzufrieden und sucht sich zu zerstreuen. Ich kann's ihr nicht übelnehmen.«

»Du sollst sie selbst zerstreuen!« unterbrach der Schwiegervater.

»Ich bin –« Doktor Demant fand kein Wort, schwieg eine Weile und blickte nach dem Schnaps.

»Na, trink doch endlich!« sagte aufmunternd Herr Knopfmacher. Und er stand auf, holte ein Gläschen, füllte es; sein Mantel klaffte auseinander, man sah seine behaarte Brust und seinen fröhlichen Bauch, der so rosig war wie seine Wangen. Er näherte das gefüllte Gläschen den Lippen seines Schwiegersohnes. Max Demant trank endlich.

»Da gibt es noch was, es zwingt mich eigentlich, den Dienst zu verlassen. Als ich einrückte, war es mit den Augen noch ganz gut. Nun, es wird mit jedem Jahre schlimmer. Ich habe jetzt, ich kann jetzt, es ist mir jetzt unmöglich, ohne Brille etwas deutlich zu sehen. Und eigentlich müßte ich es melden und den Abschied nehmen.«

»Ja?« fragte Herr Knopfmacher.

»Und wovon ...«

»Wovon leben?« Der Schwiegervater schlug ein Bein übers andere, es fröstelte ihn auf einmal; er hüllte sich in den Bademantel und hielt mit den Händen den Kragen am Halse fest.

»Ja«, sagte er, »glaubst du denn, daß ich das aufbringe? Seitdem ihr verheiratet seid, beträgt mein Zuschuß (ich weiß es zufällig auswendig)

dreihundert Kronen im Monat. Aber ich weiß schon, ich weiß schon! Eva braucht viel. Und wenn ihr eine neue Existenz anfangt, wird sie auch soviel brauchen. Und du auch, mein Sohn!« Er wurde zärtlich. »Ja, mein lieber, lieber Max! Es geht nicht mehr so gut wie vor Jahren!«

Max schwieg. Herr Knopfmacher empfand, daß er den Angriff abgeschlagen hatte, und ließ den Bademantel wieder aufgehen. Er trank noch einen. Sein Kopf konnte klar bleiben. Er kannte sich. Diese Dummköpfe! Es war immerhin noch besser, so eine Art Schwiegersohn, als der andere, der Hermann, der Mann der Elisabeth. Sechshundert Kronen monatlich kosteten beide Töchter. Er wußte es ganz genau auswendig. Wenn der Regimentsarzt einmal blind werden sollte – er betrachtete die funkelnden Brillen. Er soll auf seine Frau aufpassen! Kurzsichtigen darf es auch nicht schwerfallen!

»Wie spät ist es jetzt?« fragte er, sehr freundlich und sehr harmlos.

»Bald sieben!« sagte der Doktor.

»Ich werde mich anziehn!« entschied der Schwiegervater. Er stand auf, nickte und wallte würdig und langsam zur Tür hinaus.

Der Regimentsarzt blieb. Nach der vertrauten Einsamkeit des Friedhofs schien ihm die Einsamkeit im eigenen Hause riesengroß, ungewohnt, feindlich beinahe. Zum erstenmal in seinem Leben schenkte er sich selbst einen Schnaps ein. Es war, als tränke er überhaupt zum erstenmal in seinem Leben. Ordnung machen, dachte er, man muß Ordnung machen. Er war entschlossen, mit seiner Frau zu sprechen. Er trat in den Korridor. »Wo ist meine Frau?« »Im Schlafzimmer!« sagte der Bursche. Anklopfen? fragte sich der Doktor. Nein! befahl sein eisernes Herz. Er klinkte die Tür auf. Seine Frau stand, in blauen Höschen, eine große, rosarote Puderquaste in der Hand, vor dem Schrankspiegel. »Ach!« schrie sie und hielt eine Hand vor die Brust. Der Regimentsarzt blieb an der Tür. »Du bist es?« sagte die Frau. Es war eine Frage, sie klang wie ein Gähnen. »Ich bin es!« antwortete der Regimentsarzt mit fester Stimme. Ihm war, als spräche ein anderer. Er hatte die Brille an; aber er sprach in einen Nebel. »Dein Vater«, begann er, »hat mir gesagt, daß der Leutnant Trotta hier war!«

Sie wandte sich um. Sie stand in den blauen Höschen, die Quaste, wie eine Waffe in der Rechten, gegen ihren Mann gewendet und sagte mit zwitschernder Stimme: »Dein Freund, der Trotta, war hier! Papa ist gekommen! Hast ihn schon gesehn?«

»Eben darum!« sagte der Regimentsarzt und wußte sofort, daß er verspielt hatte.
Es blieb eine Weile still.
»Warum klopfst du nicht?« fragte sie.
»Ich wollte dir eine Freude machen!«
»Du erschreckst mich!«
»Ich–«, begann der Regimentsarzt. Er wollte sagen: Ich bin dein Mann!
Aber er sagte: »Ich liebe dich!«
Er liebte sie in der Tat. Sie stand da, in blauen Höschen, die rosarote Puderquaste in der Hand. Und er liebte sie.
Ich bin ja eifersüchtig, dachte er. Er sagte: »Ich hab's nicht gern, wenn die Leute ins Haus kommen, und ich weiß nichts davon!«
»Er ist ein reizender Bursche!« sagte die Frau und begann, sich langsam und ausgiebig vor dem Spiegel zu pudern.
Der Regimentsarzt trat nahe an seine Frau heran und ergriff ihre Schultern. Er sah in den Spiegel. Er sah seine braunen, behaarten Hände auf ihren weißen Schultern. Sie lächelte. Er sah es, im Spiegel, das gläserne Echo ihres Lächelns. »Sei aufrichtig!« flehte er. Es war, als knieten seine Hände auf ihren Schultern. Er wußte sofort, daß sie nicht aufrichtig sein würde. Und er wiederholte: »Sei aufrichtig, bitte!« Er sah, wie sie mit hurtigen, blassen Händen ihre blonden Haare an den Schläfen lockerte. Eine überflüssige Bewegung: Sie regte ihn auf. Aus dem Spiegel traf ihn ihr Blick, ein grauer, kühler, trockener und flinker Blick, wie ein stählernes Geschoß. Ich liebe sie, dachte der Regimentsarzt. Sie tut mir weh, und ich liebe sie. Er fragte: »Bist du mir bös, daß ich den ganzen Nachmittag fort war?«
Sie wandte sich halb um. Jetzt saß sie, den Oberkörper in den Hüften verrenkt, ein lebloses Wesen, Modell aus Wachs und seidener Wäsche. Unter dem Vorhang ihrer langen, schwarzen Wimpern erschienen die hellen Augen, falsche, nachgemachte Blitze aus Eis. Ihre schmalen Hände lagen auf den Höschen wie weiße Vögel, gestickt auf blauseidenem Grund. Und mit einer tiefen Stimme, die er niemals von ihr vernommen zu haben glaubte und die ebenfalls ein Mechanismus in ihrer Brust hervorzubringen schien, sagte sie ganz langsam:
»Ich vermisse dich nie!«
Er begann, auf und ab zu gehn, ohne die Frau anzuschauen. Er schob zwei Stühle aus dem Weg. Es war ihm, als müßte er vieles noch aus

seinem Weg räumen, die Wände vielleicht wegschieben, mit dem Kopf die Decke zertrümmern, mit den Füßen die Dielen in die Erde treten. Seine Sporen klirrten ihm leise in die Ohren, von ferne her, als trüge sie ein anderer. Ein einziges Wort belebte seinen Kopf, es rauschte hin und zurück, es flog durch sein Gehirn, unaufhörlich. Aus, aus, aus! Ein kleines Wort. Hurtig, federleicht und zentnerschwer zugleich flog es durch sein Gehirn. Seine Schritte wurden immer schneller, die Füße hielten gleichen Takt mit dem beschwingten Pendelschlag des Wortes in seinem Kopf. Plötzlich blieb er stehen: »Du liebst mich also nicht?« fragte er. Er war sicher, daß sie nicht darauf antworten würde. Schweigen wird sie, dachte er. Sie antwortete: »Nein!« Sie hob den schwarzen Vorhang ihrer Wimpern und maß ihn mit nackten, schrecklich nackten Augen, von Kopf zu Fuß und fügte hinzu: »Du bist ja betrunken!«
Es wurde ihm klar, daß er zuviel getrunken hatte. Er dachte befriedigt: Ich bin betrunken und will es auch. Und er sagte, mit einer fremden Stimme, als hätte er jetzt die Pflicht, betrunken und nicht er selbst zu sein: »So, aha!« Nach seinen unklaren Vorstellungen waren es diese Worte und dieser Klang, die ein betrunkener Mann in solchen Augenblicken zu singen hatte. Er sang also. Und er tat ein übriges. »Ich werde dich töten!« sagte er ganz langsam.
»Töte mich!« zwitscherte sie mit ihrer alten, hellen, gewohnten Stimme. Sie erhob sich. Sie erhob sich flink und geschmeidig, die Puderquaste in der Rechten. Der schlanke und volle Schwung ihrer seidenen Beine erinnerte ihn flüchtig an Gliedmaßen in den Schaufenstern der Modehäuser, die ganze Frau war zusammengesetzt, aus Stücken zusammengesetzt. Er liebte sie nicht mehr, er liebte sie nicht mehr. Er war erfüllt von einer Gehässigkeit, die er selbst haßte, einem Zorn, der wie ein unbekannter Feind aus fernen Gegenden zu ihm gekommen war und nun in seinem Herzen wohnte. Er sagte laut, was er vor einer Stunde gedacht hatte: »Ordnung machen! Ich werde Ordnung machen!«
Sie lachte, mit einer schallenden Stimme, die er nicht kannte. Eine Theaterstimme! dachte er. Ein unbezwinglicher Drang, ihr zu beweisen, daß er Ordnung machen könne, gab seinen Muskeln Fülle, seinen schwachen Augen eine ungewöhnliche Stärke. Er sagte: »Ich lasse dich mit deinem Vater allein! Ich gehe den Trotta aufsuchen!«
»Geh nur, geh!« sagte die Frau.
Er ging. Er kehrte, bevor er das Haus verließ, noch einmal ins Herren-

zimmer zurück, um einen Schnaps zu trinken. Er kehrte zum Alkohol zurück wie zu einem heimischen Freund, zum erstenmal in seinem Leben. Er schenkte sich ein Gläschen ein, noch eines und ein drittes. Er verließ das Haus mit klirrenden Schritten. Er ging ins Kasino. Er fragte die Ordonnanz: »Wo ist Herr Leutnant Trotta?«
Leutnant Trotta war nicht im Kasino.
Der Regimentsarzt schlug die schnurgerade Landstraße ein, die zur Kaserne führte. Schon war der Mond im Abnehmen. Er leuchtete noch silbern und stark, beinahe ein Vollmond. Auf der stillen Landstraße rührte sich kein Hauch. Die dürren Schatten der kahlen Kastanien zu beiden Seiten zeichneten ein verworrenes Netz auf die leichtgewölbte Mitte der Straße. Hart und gefroren klang der Schritt Doktor Demants. Er ging zum Leutnant Trotta. Er sah von ferne, in bläulichem Weiß, die mächtige Mauer der Kaserne, er ging auf sie los, auf die feindliche Burg. Ihm entgegen kam der kalte, blecherne Ton des Zapfenstreichs, Doktor Demant marschierte geradewegs auf die gefrorenen, metallenen Töne zu, er zertrat sie. Bald, jeden Augenblick, mußte der Leutnant Trotta erscheinen. Er löste sich, ein schwarzer Strich, von dem mächtigen Weiß der Kaserne und näherte sich dem Doktor. Noch drei Minuten. Sie standen einander gegenüber. Jetzt standen sie einander gegenüber. Der Leutnant salutierte. Doktor Demant hörte sich selbst wie aus einer unendlichen Ferne: »Sie waren heute nachmittag bei meiner Frau, Herr Leutnant?«
Die Frage widerhallte vom blauen, gläsernen Gewölbe des Himmels. Längst, seit Wochen, sagten sie einander du. Sie sagten einander du. Nun aber standen sie sich gegenüber wie Feinde.
»Ich war heute nachmittag bei Ihrer Frau, Herr Regimentsarzt!« sagte der Leutnant.
Doktor Demant trat ganz nahe an den Leutnant: »Was gibt es zwischen meiner Frau und Ihnen, Herr Leutnant?« Die starken Brillengläser des Doktors funkelten. Der Regimentsarzt hatte keine Augen mehr, nur Brillen.
Carl Joseph schwieg. Es war, als gäbe es in der ganzen weiten, großen Welt keine Antwort auf die Frage Doktor Demants. Man hätte Jahrzehnte umsonst nach einer Antwort suchen können; als wäre die Sprache der Menschen ausgeschöpft und für ewige Zeiten verdorrt. Das Herz schlug mit schnellen, trockenen, harten Schlägen gegen die Rippen. Trocken und hart klebte die Zunge am Gaumen. Eine große,

grausame Leere rauschte durch den Kopf. Es war, als stünde man knapp vor einer namenlosen Gefahr und als hätte sie einen zugleich bereits verschlungen. Man stand vor einem riesigen, schwarzen Abgrund, und gleichzeitig war man bereits von seiner Finsternis überwölbt. Aus einer vereisten, glasigen Ferne erklangen die Worte Doktor Demants, tote Worte, Leichen von Worten: »Antworten Sie, Herr Leutnant!«

Nichts. Stille. Die Sterne funkeln, und der Mond schimmert. »Antworten Sie, Herr Leutnant!« Damit ist Carl Joseph gemeint, er muß antworten. Er nimmt die kümmerlichen Reste seiner Kräfte zusammen. Aus der rauschenden Leere in seinem Kopf schlängelt sich ein dünner, nichtswürdiger Satz. Der Leutnant schlägt die Absätze zusammen (aus militärischem Instinkt und auch, um irgendwie Geräusch zu hören), und das Klirren seiner Sporen beruhigt ihn. Und er sagt ganz leise: »Herr Regimentsarzt, zwischen Ihrer Frau und mir ist gar nichts!«

Nichts. Stille. Die Sterne funkeln, und der Mond schimmert. Doktor Demant sagt nichts. Aus toten Brillen schaut er Carl Joseph an. Der Leutnant wiederholt ganz leise: »Gar nichts, Herr Regimentsarzt!«

Er ist verrückt geworden, denkt der Leutnant. Und: Es ist zerbrochen! Es ist etwas zerbrochen. Es ist, als hätte er ein dürres, splitterndes Zerbrechen vernommen. Gebrochene Treue! fällt ihm ein, er hat die Wendung einmal gelesen. Zerbrochene Freundschaft. Ja, es ist eine zerbrochene Freundschaft.

Auf einmal weiß er, daß der Regimentsarzt seit Wochen sein Freund ist; ein Freund! Sie haben sich jeden Tag gesehn. Einmal ist er mit dem Regimentsarzt auf dem Friedhof, zwischen den Gräbern, spazierengegangen. »Es gibt so viel Tote«, sagte der Regimentsarzt. »Fühlst du nicht auch, wie man von den Toten lebt?« »Ich lebe vom Großvater«, sagte Trotta. Er sah das Bildnis des Helden von Solferino, verdämmernd unter dem Suffit des väterlichen Hauses. Ja, etwas Brüderliches klang aus dem Regimentsarzt, aus dem Herzen Doktor Demants schlug das Brüderliche wie ein Feuerchen. »Mein Großvater«, hat der Regimentsarzt gesagt, »war ein alter, großer Jude mit silbernem Bart!« Carl Joseph sah den alten, großen Juden mit dem silbernen Bart. Sie waren Enkel, sie waren beide Enkel. Wenn der Regimentsarzt sein Pferd besteigt, sieht er ein wenig lächerlich aus, kleiner, winziger als zu Fuß, das Pferd trägt ihn auf dem Rücken wie ein Säckchen Hafer. So

kümmerlich reitet auch Carl Joseph. Er kennt sich genau. Er sieht sich wie im Spiegel. Es gibt zwei Offiziere im ganzen Regiment, hinter deren Rücken die andern zu tuscheln haben: Doktor Demant und der Enkel des Helden von Solferino! Zwei sind sie im ganzen Regiment. Zwei Freunde.
»Ihr Ehrenwort, Herr Leutnant?« fragt der Doktor. Ohne zu antworten, streckt Trotta seine Hand aus. Der Doktor sagt: »Danke!« und nimmt die Hand. Sie gehen zusammen die Landstraße zurück, zehn Schritte, zwanzig Schritte, und sprechen kein Wort.
Auf einmal beginnt der Regimentsarzt: »Du sollst es mir nicht übelnehmen. Ich habe getrunken. Mein Schwiegervater ist heute gekommen. Er hat dich gesehn. Sie liebt mich nicht. Sie liebt mich nicht. Kannst du verstehn?« – »Du bist jung!« sagt der Regimentsarzt nach einer Weile, als wollte er sagen, daß er vergeblich gesprochen hat. »Du bist jung!«
»Ich verstehe!« sagt Carl Joseph.
Sie marschieren im gleichen Schritt, ihre Sporen klirren, ihre Säbel scheppern. Gelblich und heimisch winken ihnen die Lichter der Stadt entgegen. Sie haben beide den Wunsch, die Straße möge kein Ende finden. Lange, lange möchten sie so nebeneinander marschieren. Jeder von den beiden hätte irgendein Wort zu sagen, und beide schweigen. Ein Wort, ein Wort ist leicht gesprochen. Es ist nicht gesprochen. Zum letztenmal, denkt der Leutnant, zum letztenmal gehen wir so nebeneinander her!
Jetzt erreichen sie die Stadtgrenze. Der Regimentsarzt muß noch etwas sagen, bevor sie die Stadt betreten. »Es ist nicht wegen meiner Frau«, sagt er. »Das ist ja unwichtig geworden! Damit bin ich fertig. Es ist deinetwegen.« Er wartet auf eine Antwort und weiß, daß keine kommen wird. »Es ist gut, ich danke dir!« sagt er ganz schnell. »Ich gehe noch ins Kasino. Kommst du mit?«
Nein. Leutnant Trotta geht heute nicht ins Kasino. Er kehrt um. »Gute Nacht!« sagt er und macht kehrt. Er geht in die Kaserne.

VII

Der Winter kam. Am Morgen, wenn das Regiment ausrückte, war die Welt noch finster. Unter den Hufen der Rösser zersplitterte die zarte Eishülle auf den Straßen. Grauer Hauch strömte aus den Nüstern der

Tiere und aus den Mündern der Reiter. Über den Scheiden der schweren Säbel und über den Läufen der leichten Karabiner perlte der matte Hauch des Frostes. Die kleine Stadt wurde noch kleiner. Die gedämpften, gefrorenen Rufe der Trompeten lockten keinen der gewohnten Zuschauer mehr an den Straßenrand. Nur die Kutscher am alten Standplatz hoben jeden Morgen die bärtigen Köpfe. Sie fuhren Schlitten, wenn reichlich Schnee gefallen war. Die Glöckchen am Gehänge ihrer Gäule klingelten leise, unaufhörlich bewegt von der Unruhe der frierenden Tiere. Alle Tage glichen einander wie Schneeflocken. Die Offiziere des Ulanenregiments warteten auf irgendein außerordentliches Ereignis, das die Eintönigkeit ihrer Tage unterbrechen sollte. Niemand wußte zwar, welcher Art das Ereignis sein würde. Dieser Winter aber schien irgendeine furchtbare Überraschung in seinem klirrenden Schoße zu bergen. Und eines Tages brach sie aus ihm hervor wie ein roter Blitz aus weißem Schnee...

An diesem Tage saß der Rittmeister Taittinger nicht einsam wie sonst hinter der großen Spiegelscheibe an der Tür der Konditorei. Seit dem frühen Nachmittag hielt er sich, umgeben von den jüngeren Kameraden, im Hinterstübchen auf. Blasser und hagerer als gewöhnlich erschien er den Offizieren. Sie waren übrigens alle bleich. Sie tranken viele Liköre, und ihre Gesichter röteten sich nicht. Sie aßen nicht. Nur vor dem Rittmeister erhob sich heute, wie immer, ein Berg von Süßigkeiten. Ja, er naschte vielleicht sogar heute mehr als an andern Tagen. Denn der Kummer nagte an seinem Innern und höhlte es aus, und er mußte sich am Leben erhalten. Und während er so ein Backwerk nach dem andern mit seinen hageren Fingern in den weit geöffneten Mund schob, wiederholte er seine Geschichte, zum fünftenmal schon, vor seinen ewig begierigen Zuhörern:

»Also, Hauptsache, meine Herren, ist strengste Diskretion gegenüber der Zivilbevölkerung! Wie ich noch bei den Neuner-Dragonern war, da hat's dort so einen Schwätzer gegeben, Reserve natürlich, schweres Vermögen, nebenbei bemerkt, und grad, wie er einrückt, muß die Geschichte passieren! Natürlich, wie wir dann den armen Baron Seidl begraben haben, hat die ganze Stadt schon gewußt, warum der so plötzlich gestorben ist. Ich hoffe, meine Herren, daß wir diesmal ein diskreteres–«, er wollte »Begräbnis« sagen, hielt ein, überlegte lange, fand kein Wort, sah zum Plafond, und um seinen Kopf wie um die Köpfe der Zuhörer rauschte eine furchtbare Stille. Endlich schloß der

Rittmeister: »– einen diskreteren Vorgang haben werden.« Er atmete einen Augenblick auf, verschluckte ein kleines Backwerk und trank sein Wasser in einem Zug leer.

Alle fühlten, daß er den Tod angerufen hatte. Der Tod schwebte über ihnen, und er war ihnen keineswegs vertraut. Im Frieden waren sie geboren und in friedlichen Manövern und Exerzierübungen Offiziere geworden. Damals wußten sie noch nicht, daß jeder von ihnen, ohne Ausnahme, ein paar Jahre später mit dem Tod zusammentreffen sollte. Damals war keiner unter ihnen scharfhörig genug, das große Räderwerk der verborgenen, großen Mühlen zu vernehmen, die schon den großen Krieg zu mahlen begannen. Winterlicher weißer Friede herrschte in der kleinen Garnison. Und schwarz und rot flatterte über ihnen der Tod im Dämmer des Hinterstübchens. »Ich kann's nicht begreifen!« sagte einer von den Jungen. Alle hatten schon ähnliches gesagt. »Aber ich erzähl's doch schon zum x-ten Mal!« erwiderte Taittinger. »Die Wandertruppe, damit hat's angefangen! Mich hat der Teufel geritten, grad zu der Operette hinzugehen, zu dem, wie heißt's denn, jetzt hab' ich den Namen auch schon vergessen, also, wie heißt's denn?« – »Der Rastelbinder!« sagte einer. »Richtig! also mit dem ›Rastelbinder‹ hat's angefangen! Wie ich grad aus dem Theater komm', steht der Trotta gottverlassen einsam im Schnee auf dem Platz, ich bin nämlich vor Schluß fortgegangen, das mach' ich immer so, meine Herren! Ich kann's nie bis zum End' aushalten, 's geht gut aus, das kann man gleich erkennen, wann der dritte Akt anfangt, und dann weiß ich eh alles, und dann geh' ich eben, so leis wie möglich, aus dem Saal. Außerdem hab' ich das Stück schon dreimal gesehn! – na! – Da steht also der arme Trotta mutterseelenallein im Schnee. Ich sag': ›Ganz nett ist das Stück gewesen.‹ Und erzähl' noch das merkwürdige Benehmen von Demant! Der hat mich kaum angeschaut, läßt seine Frau im zweiten Akt allein und geht einfach weg und kommt nicht wieder! Er hätt' mir ja auch die Frau anvertrauen können, aber so einfach fortgehn, das ist beinah ein Skandal, und all das sag' ich dem Trotta. ›Ja‹, sagt der, ›mit dem Demant hab' ich schon lang nicht mehr gesprochen...‹«

»Den Trotta und den Demant hat man wochenlang zusammen gesehn!« rief jemand.

»Weiß ich natürlich, und deshalb hab' ich auch dem Trotta von dem kuriosen Benehmen Demants erzählt. Aber ich misch' mich ja auch

nicht weiter in fremde Angelegenheiten, und deshalb frag' ich den Trotta, ob er noch auf einen Sprung mit mir in die Konditorei kommt. ›Nein‹, sagt er, ›hab' noch ein Rendezvous.‹ Also, ich geh'. Und grad an dem Abend ist die Konditorei früher geschlossen. Schicksal, meine Herren! Ich – ins Kasino natürlich. Erzähl' ahnungslos dem Tattenbach, und wer sonst noch dabei war, die Geschichte von Demant und daß der Trotta mitten am Theaterplatz ein Rendezvous hat. Ich hör' noch, wie der Tattenbach pfeift. ›Was pfeifst denn da?‹ frag' ich. ›Hat nichts zu bedeuten‹, sagt er. ›Paßt auf, ich sag' nix als: Paßt auf! Der Trotta und die Eva, der Trotta und die Eva‹, singt er zweimal, wie ein Chanson aus dem Tingeltangel, und ich weiß nicht, wer die Eva ist, ich mein' halt, es ist die aus dem Paradies, also symbolisch und generaliter, meine Herren! Verstanden?«
Alle hatten verstanden und bestätigten es durch Zurufe und Kopfnikken. Sie hatten nicht nur die Erzählung des Rittmeisters verstanden, sie kannten sie schon ganz genau, vom Anfang bis zum Ende. Und dennoch ließen sie sich die Begebenheiten immer wieder erzählen, denn sie hofften im törichtesten und geheimsten Abteil ihrer Herzen, daß die Erzählung des Rittmeisters sich einmal verändern und eine spärliche Aussicht auf einen günstigeren Ausgang offenlassen könnte. Sie fragten Taittinger immer wieder. Aber seine Erzählung hatte stets den gleichen Klang. Nicht die geringste der traurigen Einzelheiten veränderte sich.
»Und nun?« fragte einer.
»Das andere wißt ihr ja auch schon!« erwiderte der Rittmeister. »In dem Augenblick, in dem wir das Kasino verlassen, der Tattenbach, der Kindermann und ich, läuft uns der Trotta mit der Frau Demant geradezu in die Arme. ›Paßt auf!‹ sagt der Tattenbach. ›Hat der Trotta nicht gesagt, daß er ein Rendezvous hat?‹ ›Es kann ja auch Zufall sein‹, sag' ich zu Tattenbach. Und es war ja auch ein Zufall, wie ich jetzt weiß. Die Frau Demant ist allein aus dem Theater gekommen. Der Trotta hat sich verpflichtet gefühlt, sie nach Haus zu führen. Auf sein Rendezvous hat er verzichten müssen. Gar nix wär' passiert, wenn mir der Demant in der Pause die Frau übergeben hätt'! Gar nix!«
»Gar nix!« bestätigten alle.
»Am nächsten Abend ist der Tattenbach im Kasino besoffen, wie gewöhnlich. Und gleich, wie der Demant eintritt, erhebt er sich und sagt: ›Servus, Doktorleben!‹ So begann's!«

»Schäbig!« bemerkten zwei gleichzeitig.
»Gewiß, schäbig, aber besoffen! Was soll man da? Ich sage korrekt: ›Servus, Herr Regimentsarzt!‹ Und der Demant mit einer Stimme, die ich ihm nicht zugetraut hätt', zum Tattenbach:
›Herr Rittmeister, Sie wissen, daß ich Regimentsarzt bin!‹
›Ich tät' lieber zu Haus sitzen und aufpassen!‹ sagt der Tattenbach und hält sich am Sessel fest. Es war übrigens sein Namenstag. Hab' ich euch's schon gesagt?«
»Nein!« riefen alle.
»Also, nun wißt ihr's: Sein Namenstag war's grad!« wiederholte Taittinger.
Diese Neuigkeit schlürften alle mit gierigen Sinnen. Es war, als könnte sich aus der Tatsache, daß Tattenbach Namenstag gehabt hatte, eine ganz neue, günstige Lösung der traurigen Affäre ergeben. Jeder überlegte für sich, welcher Nutzen aus dem Namenstag Tattenbachs zu ziehen wäre. Und der kleine Sternberg, durch dessen Gehirn die Gedanken einzeln dahinzuschießen pflegten wie einsame Vögel durch leere Wolken, ohne Geschwister und ohne Spur, äußerte sofort, vorzeitigen Jubel in der Stimme: »Aber, dann ist ja alles gut! Situation total verändert! Namenstag hat er halt gehabt!«
Sie sahen zum kleinen Grafen Sternberg hin, verblüfft und trostlos und dennoch bereit, nach dem Unsinn zu greifen. Es war äußerst töricht, was der Sternberg da von sich gab, aber wenn man genau überlegte, konnte man sich nicht daran halten, war da nicht eine Hoffnung, winkte da kein Trost? Das hohle Gelächter, das Taittinger gleich darauf ausstieß, überschüttete sie mit neuem Schrecken. Die Lippen halb geöffnet, hilflose Laute auf den stummen Zungen, die Augen aufgerissen und ohne Blick, blieben sie still, Verstummte und Geblendete, die einen Augenblick lang geglaubt hatten, einen trostreichen Klang zu vernehmen, einen tröstlichen Schimmer zu erblicken. Taub und finster war es rings um sie. In der ganzen großen, stummen, tief verschneiten winterlichen Welt gab es nichts anderes mehr als die fünfmal schon wiederholte, ewig unveränderliche Erzählung Taittingers. Er fuhr fort: »Also, ›ich tät lieber zu Haus sitzen und aufpassen‹, sagt der Tattenbach. Und der Doktor, wißt ihr, wie bei der Marodenvisit' und als ob der Tattenbach krank wär', streckt den Kopf gegen den Tattenbach vor und sagt: ›Herr Rittmeister, Sie sind besoffen!‹ –
›Ich tät lieber auf meine Frau aufpassen‹, lallt der Tattenbach weiter.

›Unsereins läßt seine Frau nicht um Mitternacht mit Leutnants spazieren!‹ –
›Sie sind besoffen und ein Schuft!‹ sagt der Demant. Und wie ich aufstehn will und eh' ich mich noch rühren kann, fängt der Tattenbach an, wie verrückt zu rufen: ›Jud, Jud, Jud!‹ Achtmal sagt er's hintereinander, ich hab' noch die Geistesgegenwart gehabt, genau zu zählen.«
»Bravo!« sagte der kleine Sternberg, und Taittinger nickte ihm zu.
»Ich hab' aber auch«, fuhr der Rittmeister fort, »die Geistesgegenwart, zu kommandieren: ›Ordonnanzen abtreten!‹ Denn was sollten die Burschen dabei?«
»Bravo!« rief der kleine Sternberg noch einmal. Und alle nickten Beifall.
Sie wurden wieder still. Man hörte aus der nahen Küche der Konditorei hartes Klappern des Geschirrs und von der Straße her das helle Geklingel eines Schlittens. Taittinger schob noch ein Backwerk in den Mund.
»Jetzt haben wir die Bescherung!« rief der kleine Sternberg.
Taittinger verschluckte den letzten Rest seiner Süßigkeit und sagte nur: »Morgen, sieben Uhr zwanzig!«
Morgen, sieben Uhr zwanzig! Sie kannten die Bedingungen: gleichzeitiger Kugelwechsel, zehn Schritt Entfernung. Säbel hätte man beim Doktor Demant unmöglich durchsetzen können. Er konnte nicht fechten. Morgen, sieben Uhr früh, rückt das Regiment zur Exerzierübung auf die Wasserwiese aus. Von der Wasserwiese bis zu dem sogenannten »Grünen Platz« hinter dem alten Schloß, wo das Duell stattfinden wird, sind kaum zweihundert Schritte. Jeder von den Offizieren weiß, daß er morgen, während der Gelenksübungen noch, zwei Schüsse vernehmen wird. Jeder hörte sie schon jetzt, die zwei Schüsse. Mit schwarzen und roten Fittichen rauschte der Tod über ihren Köpfen.
»Zahlen!« rief Taittinger. Und sie verließen die Konditorei.
Es schneite neuerlich. Ein stummes, dunkelblaues Rudel, gingen sie durch den stummen, weißen Schnee, verloren sich zu zweit und einzeln. Jeder von ihnen hatte Angst, allein zu bleiben; aber es war ihnen auch nicht möglich zusammenzusein. Sie trachteten, sich in den Gäßchen der winzigen Stadt zu verlieren, und mußten einander wieder nach ein paar Augenblicken begegnen. Die gekrümmten Gassen trieben sie zusammen. Sie waren gefangen in der kleinen Stadt und in der

großen Ratlosigkeit. Und immer, wenn einer dem andern entgegenkam, erschraken beide, jeder vor der Angst des andern. Sie warteten auf die Stunde des Abendessens, und sie fürchteten gleichzeitig den nahenden Abend im Kasino, wo sie heute, heute schon, nicht alle anwesend sein würden.

In der Tat, sie waren nicht alle vorhanden! Tattenbach fehlte, der Major Prohaska, der Doktor, der Oberleutnant Zander und der Leutnant Christ und überhaupt die Sekundanten. Taittinger aß nicht. Er saß vor einem Schachbrett und spielte mit sich selbst. Niemand sprach. Die Ordonnanzen standen still und steinern an den Türen, man hörte das langsame, harte Ticken der großen Standuhr, links von ihr sah der Allerhöchste Kriegsherr aus kalten, porzellanblauen Augen auf seine schweigsamen Offiziere. Es wagte weder jemand, allein fortzugehn, noch den Nächsten mitzunehmen. Und also blieben sie, jeder an seinem Platz. Wo zwei oder drei zusammensaßen, tropften die Worte einzeln und schwer von den Lippen, und zwischen Wort und Antwort lastete eine große Stille aus Blei. Jeder fühlte die Stille auf seinem Rükken.

Sie gedachten derer, die nicht da waren, als wären die Abwesenden schon Tote. Alle erinnerten sich an den Eintritt Doktor Demants, vor einigen Wochen, nach seinem langen Krankheitsurlaub. Sie sahen seinen zögernden Schritt und seine funkelnden Brillen. Sie sahen den Grafen Tattenbach, den kurzen, rundlichen Leib auf gekrümmten Reiterbeinen, den ewig roten Schädel mit den gestutzten, wasserblonden, in der Mitte gescheitelten Haaren und den hellen, kleinen, rotgeränderten Äugelein. Sie hörten die leise Stimme des Doktors und die polternde des Rittmeisters. Und obwohl in ihren Herzen und Sinnen, seitdem sie denken und fühlen konnten, die Worte Ehre und Sterben, Schießen und Schlagen, Tod und Grab heimisch waren, schien es ihnen heute unfaßbar, daß sie vielleicht für ewig geschieden waren von der polternden Stimme des Rittmeisters und von der sanften des Doktors. Sooft die wehmütigen Glocken der großen Wanduhr erklangen, glaubten die Männer, daß ihre eigene letzte Stunde geschlagen habe. Sie wollten ihren Ohren nicht trauen und blickten nach der Wand. Kein Zweifel: Die Zeit hielt nicht. Sieben Uhr zwanzig, sieben Uhr zwanzig, sieben Uhr zwanzig hämmerte es in allen Hirnen.

Sie erhoben sich, einer nach dem andern, zögernd und schamhaft; während sie einander verließen, war es ihnen, als verrieten sie einander.

Sie gingen beinahe lautlos. Ihre Sporen klirrten nicht, ihre Säbel schepperten nicht, ihre Sohlen traten taub einen tauben Boden. Vor Mitternacht noch war das Kasino leer. Und eine Viertelstunde vor Mitternacht erreichten der Oberleutnant Schlegel und der Leutnant Kindermann die Kaserne, in der sie wohnten. Aus dem ersten Stock, wo die Offiziersstuben lagen, warf ein einziges belichtetes Fenster ein gelbes Rechteck in die quadratische Finsternis des Hofes. Beide blickten gleichzeitig hinauf. »Das ist der Trotta!« sagte Kindermann.
»Das ist der Trotta!« wiederholte Schlegel.
»Wir sollten noch einen Blick hineintun!«
»Es wird ihm nicht passen!«
Sie gingen klirrend durch den Korridor, hemmten den Schritt vor der Tür des Leutnants Trotta und lauschten. Nichts rührte sich. Oberleutnant Schlegel griff nach der Klinke, drückte sie aber nicht nieder. Er zog wieder die Hand zurück, und beide entfernten sich. Sie nickten einander zu und gingen in ihre Zimmer.
Der Leutnant Trotta hatte sie in der Tat nicht gehört. Seit nunmehr vier Stunden bemühte er sich, seinem Vater einen ausführlichen Brief zu schreiben. Er kam über die ersten Zeilen nicht hinaus. »Lieber Vater!« so begann er, »ich bin ahnungslos und unschuldig der Anlaß einer tragischen Ehrenaffäre geworden.« Seine Hand war schwer. Ein totes, nutzloses Werkzeug, schwebte sie mit der zitternden Feder über dem Papier. Dieser Brief war der erste schwere seines Lebens. Es erschien dem Leutnant unmöglich, den Ausgang der Angelegenheit abzuwarten und erst dann dem Bezirkshauptmann zu schreiben. Seit dem unseligen Streit zwischen Tattenbach und Demant hatte er den Bericht von Tag zu Tag hinausgeschoben. Es war unmöglich, ihn nicht heute noch abzuschicken. Heute noch, vor dem Duell. Was hätte der Held von Solferino in dieser Lage getan? Carl Joseph fühlte den gebieterischen Blick des Großvaters im Nacken. Der Held von Solferino diktierte dem zaghaften Enkel bündige Entschlossenheit. Man mußte schreiben, sofort, auf der Stelle. Ja, man hätte vielleicht sogar zum Vater fahren müssen. Zwischen dem toten Helden von Solferino und dem unentschiedenen Enkel stand der Vater, der Bezirkshauptmann, Hüter der Ehre, Wahrer des Erbteils. Lebendig und rot in den Adern des Bezirkshauptmanns rollte noch das Blut des Helden von Solferino. Es war, wenn man dem Vater nicht rechtzeitig berichtete, als versuchte man, auch dem Großvater etwas zu verheimlichen.

Aber um diesen Brief zu schreiben, hätte man so stark sein müssen wie der Großvater, so einfach, so entschieden, so nahe den Bauern von Sipolje. Man war nur der Enkel! Dieser Brief unterbrach in einer schrecklichen Weise die gemächliche Reihe der gewohnten wöchentlichen, gleichklingenden Berichte, die in der Familie der Trottas die Söhne den Vätern immer geschrieben hatten. Ein blutiger Brief; man mußte ihn schreiben.

Der Leutnant fuhr fort: »Ich hatte, allerdings gegen Mitternacht, einen harmlosen Spaziergang mit der Frau unseres Regimentsarztes gemacht. Die Situation ließ mir keine andere Möglichkeit. Kameraden sahen uns. Der Rittmeister Tattenbach, der leider häufig betrunken ist, machte dem Doktor gegenüber eine schäbige Anspielung. Morgen, sieben Uhr zwanzig früh, schießen sich die beiden. Ich werde wahrscheinlich gezwungen sein, den Tattenbach zu fordern, wenn er am Leben bleibt, wie ich hoffe. Die Bedingungen sind schwer.

Dein treuer Sohn
Carl Joseph Trotta, Leutnant

Nachschrift: Vielleicht werde ich auch das Regiment verlassen müssen.«

Nun schien es dem Leutnant, das Schwerste sei überstanden. Als er aber seinen Blick über den beschatteten Suffit wandern ließ, sah er auf einmal wieder das mahnende Angesicht seines Großvaters. Neben dem Helden von Solferino glaubte er auch das weißbärtige Angesicht des jüdischen Schankwirts zu sehen, dessen Enkel der Regimentsarzt Doktor Demant war. Und er fühlte, daß die Toten die Lebenden riefen, und ihm war, als würde er selbst morgen schon, sieben Uhr zwanzig, zum Duell antreten. Zum Duell antreten und fallen. Fallen! Fallen und sterben!

An jenen längst entschwundenen Sonntagen, an denen Carl Joseph auf dem väterlichen Balkon gestanden war und die Militärkapelle Herrn Nechwals den Radetzkymarsch intoniert hatte, wäre es eine Kleinigkeit gewesen, zu fallen und zu sterben! Dem Zögling der kaiser- und königlichen Kavalleriekadettenanstalt war der Tod vertraut gewesen, aber es war ein sehr ferner Tod gewesen! Morgen früh, sieben Uhr zwanzig, wartete der Tod auf den Freund, den Doktor Demant. Übermorgen, oder in einigen Tagen, auf den Leutnant Carl Joseph von Trotta. O, Graus und Finsternis! Anlaß seiner schwarzen Ankunft zu

sein und endlich sein Opfer zu werden! Und sollte man selbst nicht sein Opfer werden, wie viele Leichen lagen noch unterwegs? Wie Meilensteine auf den Wegen anderer lagen die Grabsteine auf dem Wege Trottas! Es war gewiß, daß er den Freund nie mehr wiedersehn würde, wie er Katharina nicht mehr gesehn hatte. Niemals! Vor den Augen Carl Josephs dehnte sich dieses Wort ohne Ufer und Grenze, ein totes Meer der tauben Ewigkeit. Der kleine Leutnant ballte die weiße, schwache Faust gegen das große, schwarze Gesetz, das die Leichensteine heranrollte, der Unerbittlichkeit des Niemals keinen Damm setzte und die ewige Finsternis nicht erhellen wollte. Er ballte seine Faust, trat zum Fenster, um sie gegen den Himmel zu erheben. Aber er erhob nur seine Augen. Er sah das kalte Flimmern der winterlichen Sterne. Er erinnerte sich an die Nacht, in der er zum letztenmal mit Doktor Demant zusammen gegangen war, von der Kaserne zur Stadt. Zum letztenmal, er hatte es damals gewußt.

Plötzlich überfiel ihn ein Heimweh nach dem Freund; und auch die Hoffnung, daß es noch möglich sei, den Doktor zu retten! Es war ein Uhr zwanzig. Sechs Stunden hatte Doktor Demant bestimmt noch zu leben, sechs große Stunden. Diese Zeit erschien dem Leutnant jetzt beinahe so mächtig wie vorher die uferlose Ewigkeit. Er stürzte zum Kleiderhaken, schnürte den Säbel um und fuhr in den Mantel, eilte den Korridor entlang und schwebte fast die Treppe hinunter, jagte über das nächtliche Viereck des Hofes zum Tor hinaus, am Posten vorbei, lief durch die stille Landstraße, erreichte in zehn Minuten das Städtchen und eine Weile später den einzigen Schlitten, der einsamen Nachtdienst hatte, und glitt unter tröstlichem Geklingel gegen den Südrand der Stadt, der Villa des Doktors zu. Hinter dem Gitter schlief das Häuschen mit blinden Fenstern. Trotta drückte die Klingel. Alles blieb still. Er schrie den Namen Doktor Demants. Nichts rührte sich. Er wartete. Er ließ den Kutscher mit der Peitsche knallen. Niemand gab Antwort.

Wenn er den Grafen Tattenbach gesucht hätte, es wäre leicht gewesen, ihn zu finden. Eine Nacht vor seinem Duell saß er wahrscheinlich bei Resi und trank auf seine eigene Gesundheit. Unmöglich aber zu erraten, wo Demant sich aufhielt. Vielleicht ging der Regimentsarzt durch die Gassen der Stadt. Vielleicht spazierte er zwischen den vertrauten Gräbern und suchte sich schon sein eigenes. »Zum Friedhof!« befahl der Leutnant dem erschrockenen Kutscher. Nicht weit von hier lagen

die Friedhöfe beieinander. Der Schlitten hielt vor der alten Mauer und dem verschlossenen Gitter. Trotta stieg ab. Er trat an das Gitter. Dem irrsinnigen Einfall folgend, der ihn hierhergetrieben hatte, hielt er die gehöhlten Hände vor den Mund und rief gegen die Gräber hin mit einer fremden Stimme, die wie ein Heulen aus seinem Herzen kam, den Namen Doktor Demants; und glaubte selbst, während er schrie, daß er schon den Toten riefe und nicht mehr den Lebendigen; und erschrak und fing an zu zittern wie einer der nackten Sträucher zwischen den Gräbern, über die jetzt der winterliche Nachtsturm pfiff; und der Säbel schepperte an der Hüfte des Leutnants.

Den Kutscher auf dem Bock des Schlittens grauste es vor seinem Fahrgast. Er dachte, einfältig, wie er war, der Offizier sei ein Gespenst oder ein Wahnsinniger. Er fürchtete aber auch, das Pferd anzutreiben und davonzufahren. Seine Zähne klapperten, sein Herz raste mächtig gegen den dicken Katzenpelz. »Steigen Sie doch ein, Herr Offizier!« bat er.

Der Leutnant folgte. »Zur Stadt zurück!« sagte er. In der Stadt stieg er ab und trabte gewissenhaft durch die gewundenen Gäßchen und über die winzigen Plätze. Die blechernen Melodien eines Musikautomaten, der irgendwoher durch die nächtliche Stille zu schmettern begann, gaben ihm ein vorläufiges Ziel; er eilte dem metallenen Gerassel entgegen. Es drang durch die matt belichtete Glastür einer Kneipe in der Nähe des Unternehmens der Frau Resi, einer Kneipe, die häufig von den Mannschaften aufgesucht wurde und von Offizieren nicht betreten werden durfte. Der Leutnant trat an das hellerleuchtete Fenster und schaute über den rötlichen Vorhang ins Innere der Schenke. Er sah die Theke und den hageren Wirt in Hemdsärmeln. An einem Tisch spielten drei Männer, ebenfalls in Hemdsärmeln, Karten, an einem andern saß ein Korporal, ein Mädchen neben sich, Biergläser standen vor den beiden. In der Ecke saß ein Mann allein, einen Bleistift hielt er in der Hand, über ein Blatt Papier beugte er sich, schrieb etwas, unterbrach sich, nippte an einem Schnaps und sah in die Luft. Auf einmal richtete er seine Brillengläser gegen das Fenster. Carl Joseph erkannte ihn: Es war Doktor Demant in Zivil.

Carl Joseph klopfte an die Glastür, der Wirt kam; der Leutnant bat ihn, den einsamen Herrn herauszuschicken. Der Regimentsarzt trat auf die Straße. »Ich bin's, Trotta!« sagte der Leutnant und streckte die Hand aus. »Du hast mich gefunden!« sagte der Doktor. Er sprach leise, wie gewöhnlich, aber viel deutlicher als sonst, so schien es dem

Leutnant; denn auf eine rätselhafte Weise übertönten seine stillen Worte den rasselnden Musikautomaten. Zum erstenmal stand er vor Trotta in Zivil. Die vertraute Stimme kam aus der veränderten Erscheinung des Doktors dem Leutnant entgegen wie ein guter, heimatlicher Gruß. Ja, die Stimme klang um so vertrauter, je fremder Demant erschien. Alle Schrecken, die den Leutnant in dieser Nacht verwirrten, zerstoben nun vor der Stimme des Freundes, die Carl Joseph seit langen Wochen nicht mehr gehört und die er entbehrt hatte. Ja, entbehrt hatte er sie; er wußte es jetzt. Der Musikautomat hörte auf zu schmettern. Man hörte den Nachtwind von Zeit zu Zeit aufheulen und spürte den Schneestaub, den er aufwirbelte, im Gesicht. Der Leutnant trat noch einen Schritt näher an den Doktor. (Man konnte ihm gar nicht nahe genug kommen.) Du sollst nicht sterben! wollte er sagen. Es schoß ihm durch den Sinn, daß Demant ohne Mantel vor ihm stand, im Schnee, im Wind. Wenn man in Zivil ist, sieht man's nicht sofort, dachte er auch. Und mit einer zärtlichen Stimme sagte er: »Du wirst dich noch erkälten!«
Im Angesicht Doktor Demants leuchtete sofort das alte, wohlbekannte Lächeln auf, das die Lippen ein wenig schürzte, den schwarzen Schnurrbart ein bißchen hob. Carl Joseph errötete. Er kann sich ja gar nicht mehr erkälten, dachte der Leutnant. Gleichzeitig hörte er die sanfte Stimme Doktor Demants: »Ich hab' keine Zeit mehr, krank zu werden, mein lieber Freund.« Er konnte sprechen, während er lächelte. Mitten durch das alte Lächeln gingen die Worte des Doktors, und es blieb dennoch ganz; ein kleines, trauriges, weißes Schleierchen, hing es vor seinen Lippen. »Wir wollen aber hinein!« sagte der Doktor weiter. Er stand, ein schwarzer, unbeweglicher Schatten, vor der matt belichteten Tür und warf einen zweiten, blasseren, auf die beschneite Straße. Auf seinen schwarzen Haaren lag der silberne Schneestaub, belichtet von dem matten Schein, der aus der Kneipe drang. Über seinem Haupt war bereits gleichsam der Schimmer der himmlischen Welt, und Trotta war beinahe bereit, wieder umzukehren. Gute Nacht! wollte er sagen und ganz schnell davongehn.
»Wir wollen doch hineingehn!« sagte der Doktor wieder. »Ich werde fragen, ob du unbemerkt hinein kannst!« Er ging und ließ Trotta draußen. Dann kam er mit dem Wirt zurück. Sie durchschritten einen Flur und einen Hof und gelangten in die Küche der Wirtsstube. »Du bist hier bekannt?« fragte Trotta. »Ich komme manchmal hierher«, erwi-

derte der Doktor, »das heißt: Ich pflegte oft hierher zu kommen!« Carl Joseph sah den Doktor an. »Du wunderst dich? Ich hatte so meine besonderen Gewohnheiten«, sagte der Regimentsarzt. – Warum sagt er: hatte? – dachte der Leutnant; und erinnerte sich aus der Deutschstunde, daß man so was »Mitvergangenheit« nannte. Hatte! Warum sagte der Regimentsarzt: hatte?

Der Wirt brachte ein Tischchen und zwei Stühle in die Küche und entzündete eine grünliche Gaslampe. In der Wirtsstube schmetterte der Musikapparat wieder, ein Potpourri aus bekannten Märschen, zwischen denen die ersten Trommeltakte des Radetzkymarsches, entstellt durch heisere Nebengeräusche, aber immer noch kenntlich, in bestimmten Zeitabständen erklangen. Im grünlichen Schatten, den der Lampenschirm über die weißgetünchten Küchenwände zeichnete, dämmerte das bekannte Porträt des Obersten Kriegsherrn in blütenweißer Uniform auf, zwischen zwei riesigen Pfannen aus rötlichem Kupfer. Das weiße Gewand des Kaisers war von zahllosen Fliegenspuren betupft, wie von winzigen Schrotkügelchen durchsiebt, und die Augen Franz Josephs des Ersten, sicher auch auf diesem Porträt im selbstverständlichen Porzellanblau gemalt, waren im Schatten des Lampenschirms erloschen. Der Doktor zeigte mit ausgestrecktem Finger auf das Kaiserbild. »In der Gaststube hat es noch vor einem Jahr gehangen!« sagte er. »Jetzt hat der Wirt keine Lust mehr, zu beweisen, daß er ein loyaler Untertan ist.« Der Automat verstummte. Im selben Augenblick erklangen zwei harte Schläge einer Wanduhr. »Schon zwei Uhr!« sagte der Leutnant. »Noch fünf Stunden!« erwiderte der Regimentsarzt. Der Wirt brachte Sliwowitz. Sieben Uhr zwanzig! hämmerte es im Hirn des Leutnants.

Er griff nach dem Gläschen, hob es in die Luft und sagte mit der starken, angelernten Stimme, mit der man die Kommandos hervorzustoßen hatte:

»Auf dein Wohl! Du mußt leben!«

»Auf einen leichten Tod!« erwiderte der Regimentsarzt und leerte das Glas, während Carl Joseph den Schnaps wieder auf den Tisch stellte.

»Dieser Tod ist unsinnig!« sagte der Doktor weiter. »So unsinnig, wie mein Leben gewesen ist!«

»Ich will nicht, daß du stirbst!« schrie der Leutnant und stampfte auf die Fliesen des Küchenbodens. »Und ich will auch nicht sterben! Und mein Leben ist auch unsinnig!«

»Sei still!« erwiderte Doktor Demant. »Du bist der Enkel des Helden von Solferino. Der wäre fast ebenso unsinnig gestorben. Obwohl es ein Unterschied ist, ob man so gläubig wie er in den Tod geht oder so schwachmütig wie wir beide.« Er schwieg. »Wie wir beide«, begann er nach einer Weile. »Unsere Großväter haben uns nicht viel Kraft hinterlassen, wenig Kraft zum Leben, es reicht gerade noch, um unsinnig zu sterben. Ach!« Der Doktor schob sein Gläschen von sich, und es war, als schöbe er die ganze Welt weit fort und den Freund ebenfalls. »Ach!« wiederholte er, »ich bin müde, seit Jahren müde! Ich werde morgen wie ein Held sterben, wie ein sogenannter Held, ganz gegen meine Art und ganz gegen die Art meiner Väter und meines Geschlechts und gegen den Willen meines Großvaters. In den großen, alten Büchern, in denen er gelesen hat, steht der Satz: ›Wer die Hand gegen seinesgleichen erhebt, ist ein Mörder.‹ Morgen wird einer gegen mich eine Pistole erheben, und ich werde eine Pistole gegen ihn erheben. Und ich werde ein Mörder sein. Aber ich bin kurzsichtig, ich werde nicht zielen. Ich werde meine kleine Rache haben. Wenn ich die Brille abnehme, sehe ich gar nichts, gar nichts. Und ich werde schießen, ohne zu sehn! Das wird natürlicher sein, ehrlicher und ganz passend!«

Der Leutnant Trotta begriff nicht vollkommen, was der Regimentsarzt sagte. Die Stimme des Doktors war ihm vertraut und, nachdem er sich an das Zivil des Freundes gewöhnt hatte, auch Gestalt und Angesicht. Aber aus einer ganz unermeßlichen Ferne kamen die Gedanken Doktor Demants, aus jener unermeßlich fernen Gegend, in der Demants Großvater, der weißbärtige König unter den jüdischen Schankwirten, gelebt haben mochte. Trotta strengte sein Gehirn an, wie einst in der Kadettenschule in der Trigonometrie, er begriff immer weniger. Er fühlte nur, wie sein frischer Glaube an die Möglichkeit, alles noch zu retten, allmählich matt wurde, wie seine Hoffnung langsam verglühte zu weißer, windiger Asche, ähnlich den verglimmenden Netzfäden über dem singenden Gasflämmchen. Sein Herz klopfte laut wie die hohlen, blechernen Schläge der Wanduhr. Er verstand den Freund nicht. Er war auch vielleicht zu spät gekommen. Vieles noch hatte er zu sagen. Aber seine Zunge lag schwer im Mund, von Gewichten belastet. Er öffnete die Lippen. Sie waren fahl, sie zitterten sachte, er konnte sie nur mit Mühe wieder schließen.

»Du dürftest Fieber haben!« sagte der Regimentsarzt, genauso, wie er

zu Patienten zu sprechen gewohnt war. Er klopfte an den Tisch, der Wirt kam mit neuen Schnapsgläsern. »Und du hast noch das erste nicht getrunken!«

Trotta leerte gehorsam das erste Glas. »Zu spät hab' ich den Schnaps entdeckt – schade!« sagte der Doktor. »Du wirst es nicht glauben: Es tut mir leid, daß ich nie getrunken habe.«

Der Leutnant machte eine ungeheure Anstrengung, hob den Blick und starrte ein paar Sekunden dem Doktor ins Angesicht. Er hob das zweite Glas, es war schwer, die Hand zitterte und verschüttete ein paar Tropfen. Er trank in einem Zug; Zorn erglühte in seinem Innern, stieg in den Kopf, rötete sein Angesicht. »Ich werde also gehn!« sagte er. »Ich kann deine Witze nicht vertragen. Ich war froh, wie ich dich gefunden hab'! Ich war bei dir zu Haus. Ich habe geläutet. Ich bin vor den Friedhof gefahren. Ich hab' deinen Namen durch das Tor hineingerufen wie ein Verrückter. Ich hab'---« Er brach ab. Zwischen seinen bebenden Lippen formten sich lautlose Worte, taube Worte, taube Schatten von tauben Lauten. Plötzlich füllten sich seine Augen mit einem warmen Wasser, und ein lautes Stöhnen kam aus seiner Brust. Er wollte aufstehn und weglaufen, denn er schämte sich sehr. Ich weine ja! dachte er, ich weine ja! Er fühlte sich ohnmächtig, grenzenlos ohnmächtig gegenüber der unbegreiflichen Macht, die ihn zwang zu weinen. Er lieferte sich ihr willig aus. Er ergab sich der Wonne seiner Ohnmacht. Er hörte sein Stöhnen und genoß es, schämte sich und genoß noch seine Scham. Er warf sich dem süßen Schmerz in die Arme und wiederholte sinnlos, unter fortwährendem Schluchzen, ein paarmal hintereinander: »Ich will nicht, daß du stirbst, ich will nicht, daß du stirbst, ich will nicht! Ich will nicht!«

Doktor Demant erhob sich, ging ein paarmal durch die Küche, verharrte vor dem Porträt des Obersten Kriegsherrn, begann, die schwarzen Fliegentupfen auf dem Rock des Kaisers zu zählen, unterbrach seine törichte Beschäftigung, trat zu Carl Joseph, legte seine Hände sachte auf die zuckenden Schultern und näherte seine funkelnden Brillengläser dem hellbraunen Scheitel des Leutnants. Er hatte, der kluge Doktor Demant, bereits mit der Welt Schluß gemacht, seine Frau zu ihrem Vater nach Wien geschickt, seinen Burschen beurlaubt, sein Haus verschlossen. Im Hotel zum goldenen Bären wohnte er seit dem Ausbruch der unseligen Affäre. Er war fertig. Seitdem er angefangen hatte, den ungewohnten Schnaps zu trinken, war es ihm sogar möglich

gewesen, in diesem sinnlosen Duell irgendeinen geheimen Sinn zu finden, den Tod herbeizuwünschen als den gesetzmäßigen Abschluß seiner irrtümlichen Laufbahn, ja einen Schimmer der jenseitigen Welt zu erahnen, an die er immer geglaubt hatte. Lange noch vor der Gefahr, in die er sich nun begab, waren ihm ja die Gräber vertraut gewesen und die toten Freunde. Ausgelöscht war die kindische Liebe zu seiner Frau. Die Eifersucht, vor wenigen Wochen noch ein schmerzlicher Brand in seinem Herzen, war ein kaltes Häufchen Asche. Sein Testament, eben geschrieben, an den Obersten adressiert, lag in seiner Rocktasche. Er hatte nichts zu vermachen, weniger Menschen zu gedenken und also nichts vergessen. Der Alkohol machte ihn leicht, ungeduldig nur das Warten. Sieben Uhr zwanzig, die Stunde, die fürchterlich in allen Hirnen seiner Kameraden seit Tagen hämmerte, schwang in dem seinen wie ein silbernes Glöckchen. Zum erstenmal, seitdem er die Uniform angezogen hatte, fühlte er sich leicht, stark und mutig. Er genoß die Nähe des Todes, wie ein Genesender die Nähe des Lebens genießt. Er hatte Schluß gemacht, er war fertig!...

Nun stand er wieder, kurzsichtig und hilflos wie immer, vor seinem jungen Freund. Ja, es gab noch Jugend und Freundschaft und Tränen, die um ihn vergossen wurden. Auf einmal fühlte er wieder Heimweh nach der Kümmerlichkeit seines Lebens, nach der ekelhaften Garnison, der verhaßten Uniform, der Stumpfheit der Marodenvisite, dem Gestank der versammelten und entkleideten Mannschaften, den öden Impfungen, dem Karbolgeruch des Spitals, den häßlichen Launen seiner Frau, der wohlgesicherten Enge seines Hauses, den aschgrauen Wochentagen, den gähnenden Sonntagen, den qualvollen Reitstunden, den blöden Manövern und seiner eigenen Betrübnis über all diese Schalheit. Durch das Schluchzen und Stöhnen des Leutnants brach gewaltig der schmetternde Ruf dieser lebendigen Erde, und während der Doktor nach einem Wort suchte, um Trotta zu beruhigen, überschwemmte das Mitleid sein Herz, flackerte die Liebe in ihm mit tausend Feuerzungen auf. Weit hinter ihm lag schon die Gleichgültigkeit, in der er die letzten Tage zugebracht hatte.

Da erklangen drei harte Schläge der Wanduhr. Trotta war auf einmal still. Man hörte das Echo der drei Glocken, es ertrank langsam im Summen der Gaslampe. Der Leutnant begann mit einer ruhigen Stimme: »Du sollst wissen, wie dumm diese ganze Geschichte ist! Der Taittinger langweilt mich wie uns alle. Ich sag' ihm also, daß ich ein

Rendezvous hab', an jenem Abend vor dem Theater. Dann kommt deine Frau allein. Ich muß sie begleiten. Und grad wie wir am Kasino vorbeigehn, treten sie alle auf die Straße.«
Der Doktor nahm die Hände von den Schultern Trottas und begann wieder seine Wanderung. Er ging beinahe lautlos, mit sanften und horchenden Schritten.
»Ich muß dir noch sagen«, fuhr der Leutnant fort, »daß ich sofort geahnt hab', es wird was Schlimmes passieren. Ich hab' auch kaum noch ein nettes Wort zu deiner Frau sagen können. Und wie ich dann vor eurem Garten gestanden bin, vor deiner Villa, hat die Laterne gebrannt; ich erinnere mich, da hab' ich im Schnee auf dem Weg vom Gartentor zur Haustür deutlich die Spuren deiner Schritte sehn können, und da hab' ich eine merkwürdige Idee gehabt, eine verrückte Idee...«
»Ja?« sagte der Doktor und blieb stehen.
»Eine komische Idee: Ich hab' einen Moment gedacht, deine Spuren sind so was wie Wächter, ich kann's nicht ausdrücken, ich hab' halt gedacht, sie schaun aus dem Schnee herauf zu deiner Frau und mir.«
Doktor Demant setzte sich wieder, sah Trotta genau an und sagte langsam:
»Vielleicht liebst du meine Frau und weißt es nur selber nicht?«
»Ich hab' keine Schuld an der ganzen Sache!« sagte Trotta.
»Nein, du hast keine Schuld!« bestätigte der Regimentsarzt.
»Aber immer ist es so, als hätt' ich Schuld!« sagte Carl Joseph. »Du weißt, ich hab' dir erzählt, wie das mit der Frau Slama gewesen ist!« Er blieb still. Dann flüsterte er: »Ich hab' Angst, ich hab' Angst, überall!«
Der Regimentsarzt breitete die Arme aus, hob die Schultern und sagte:
»Du bist auch ein Enkel!«
Er dachte in diesem Augenblick nicht an die Ängste des Leutnants. Es schien ihm sehr wohl möglich, jetzt noch allem Bedrohlichen zu entgehn. Verschwinden! dachte er. Ehrlos werden, degradiert, drei Jahre als Gemeiner dienen oder ins Ausland fliehen! Nicht erschossen werden! Schon war ihm der Leutnant Trotta, Enkel des Helden von Solferino, ein Mensch aus einer anderen Welt, vollkommen fremd. Und er sagte laut und mit höhnender Lust:
»Diese Dummheit! Diese Ehre, die in der blöden Troddel da am Säbel hängt. Man kann eine Frau nicht nach Haus begleiten! Siehst du, wie dumm das ist? Hast du nicht jenen dort« – er zeigte auf das Bild des

Kaisers – »aus dem Bordell gerettet? Blödsinn!« schrie er plötzlich, »infamer Blödsinn!«
Es klopfte, der Wirt kam und brachte zwei gefüllte Gläschen. Der Regimentsarzt trank. »Trink!« sagte er. Carl Joseph trank. Er begriff nicht ganz genau, was der Doktor sagte, aber er ahnte, daß Demant nicht mehr bereit war zu sterben. Die Uhr tickte ihre blechernen Sekunden. Die Zeit hielt nicht. Sieben Uhr zwanzig, sieben Uhr zwanzig! Ein Wunder mußte sich ereignen, wenn Demant nicht sterben sollte. Es ereigneten sich keine Wunder, soviel wußte der Leutnant schon! Er selbst – phantastischer Gedanke – wird morgen, sieben Uhr zwanzig, erscheinen und sagen: Meine Herren, der Demant ist verrückt geworden, in dieser Nacht, ich schlage mich für ihn! Kinderei, lächerlich, unmöglich! Er sah wieder ratlos auf den Doktor. Die Zeit hielt nicht, die Uhr steppte unaufhörlich ihre Sekunden weiter. Bald ist es vier: noch drei Stunden!
»Also!« sagte schließlich der Regimentsarzt. Es klang, als hätte er schon einen Entschluß gefaßt, als wüßte er genau, was zu tun sei. Aber er wußte nichts Genaues! Seine Gedanken zogen blind und ohne Zusammenhang verworrene Bahnen durch blinde Nebel. Er wußte nichts! Ein nichtswürdiges, infames, dummes, eisernes, gewaltiges Gesetz fesselte ihn, schickte ihn gefesselt in einen dummen Tod. Er vernahm aus der Gaststube die späten Geräusche. Offenbar saß dort niemand mehr. Der Wirt steckte die klirrenden Biergläser ins plätschernde Wasser, schob die Stühle zusammen, rückte an den Tischen, klirrte mit dem Schlüsselbund. Man mußte gehn. Von der Straße, vom Winter, vom nächtlichen Himmel, von seinen Sternen, vom Schnee vielleicht kamen Rat und Trost. Er ging zum Wirt, zahlte, kam im Mantel zurück, schwarz, in einem schwarzen, breiten Hut stand er vermummt und noch einmal verwandelt vor dem Leutnant. Er erschien Carl Joseph gerüstet, stärker gerüstet als jemals in Uniform mit Säbel und Mütze.
Sie gingen durch den Hof, durch den Flur zurück, in die Nacht. Der Doktor sah zum Himmel hinauf, von den ruhigen Sternen kam kein Rat, kälter waren sie als der Schnee ringsum. Finster waren die Häuser, taubstumm die Gassen, der Nachtwind zerblies den Schnee zu Staub, die Sporen Trottas klirrten sacht, die Sohlen des Doktors knirschten daneben. Sie gingen schnell, als hätten sie ein bestimmtes Ziel. In ihren Köpfen jagten Fetzen von Vorstellungen einher, von Gedanken, von

Bildern. Wie schwere und flinke Hämmer klopften ihre Herzen. Ohne es zu wissen, gab der Regimentsarzt die Richtung an, ohne es zu wissen, folgte ihm der Leutnant. Sie näherten sich dem Hotel zum goldenen Bären. Sie standen vor dem gewölbten Tor des Gasthauses. In der Vorstellung Carl Josephs erwachte das Bild vom Großvater Demants, dem silberbärtigen König unter den jüdischen Schankwirten. Vor solch einem Tor, einem viel größeren wahrscheinlich, saß er zeit seines Lebens. Er stand auf, wenn die Bauern anhielten. Weil er nicht mehr hörte, schrien die kleinen Bauern durch die gehöhlten Hände vor den Mündern ihre Wünsche zu ihm empor. Sieben Uhr zwanzig, sieben Uhr zwanzig, klang es wieder. Sieben Uhr zwanzig war der Enkel dieses Großvaters tot.
»Tot!« sagte der Leutnant laut. Oh, er war nicht mehr klug, der kluge Doktor Demant! Er war vergeblich frei und mutig gewesen, ein paar Tage; es zeigte sich jetzt, daß er nicht Schluß gemacht hatte. Man wurde nicht leicht fertig! Sein kluger Kopf, ererbt von einer langen, langen Reihe kluger Väter, wußte ebensowenig Rat wie der einfache Kopf des Leutnants, dessen Ahnen die einfachen Bauern von Sipolje gewesen waren. Ein stupides, eisernes Gesetz ließ keinen Ausweg frei.
»Ich bin ein Dummkopf, mein lieber Freund!« sagte der Doktor. »Ich hätte mich von Eva längst trennen müssen. Ich habe keine Kraft, diesem blöden Duell zu entrinnen. Ich werde aus Blödheit ein Held sein, nach Ehrenkodex und Dienstreglement. Ein Held!« Er lachte. Es schallte durch die Nacht. »Ein Held!« wiederholte er und stapfte hin und zurück vor dem Tor des Gasthofes.
Durch das junge, trostbereite Hirn des Leutnants schoß blitzschnell eine kindische Hoffnung; sie werden nicht aufeinander schießen und sich versöhnen! Alles wird gut sein! Man wird sie zu andern Regimentern transferieren! Mich auch! Töricht, lächerlich, unmöglich! dachte er gleich darauf. Und verloren, verzweifelt, mit schalem Kopf, trockenem Gaumen, zentnerschweren Gliedern stand er regungslos vor dem hin und her wandelnden Doktor.
Wie spät war es schon? – Er wagte nicht, auf die Uhr zu sehn. Bald mußte es ja vom Turm schlagen. Er wollte warten. »Wenn wir uns nicht wiedersehn sollten«, sagte der Doktor, hielt ein und sagte ein paar Sekunden später: »Ich rate dir, verlaß diese Armee!« Dann streckte er die Hand aus: »Leb wohl! Geh heim! Ich werde allein fertig! Servus!« Er zog am Glockendraht. Man hörte aus dem Innern das

dröhnende Klingeln. Schon näherten sich Schritte. Man schloß auf. Leutnant Trotta ergriff die Hand des Doktors. Mit einer gewöhnlichen Stimme, die ihn selbst verwunderte, sagte er ein gewöhnliches »Servus!« Er hatte nicht einmal den Handschuh ausgezogen. Schon fiel die Tür zu. Schon gab es keinen Doktor Demant mehr. Wie von einer unsichtbaren Hand gezogen, ging der Leutnant Trotta den gewohnten Weg in die Kaserne. Er hörte nicht mehr, wie über ihm im zweiten Stock ein Fenster aufgeklinkt wurde. Der Doktor beugte sich noch einmal hinunter, sah den Freund um die Ecke verschwinden, schloß das Fenster, entzündete alle Lichter im Zimmer, ging zum Waschtisch, schliff sein Rasiermesser, prüfte es am Daumennagel, seifte sein Gesicht ein, in aller Ruhe, wie jeden Morgen. Er wusch sich. Er nahm aus dem Schrank die Uniform. Er kleidete sich an, schnallte den Säbel um und wartete. Er nickte ein. Er schlief traumlos, ruhig, im breiten Lehnstuhl vor dem Fenster.

Als er erwachte, war der Himmel über den Dächern schon hell, ein zarter Schimmer blaute über dem Schnee. Bald mußte es klopfen. Schon hörte er von fern das Klingeln eines Schlittens. Er näherte sich, er hielt. Jetzt schepperte die Glocke. Jetzt knarrte die Stiege. Jetzt klirrten die Sporen. Jetzt klopfte es.

Jetzt standen sie im Zimmer, der Oberleutnant Christ und der Hauptmann Wangert vom Infanterieregiment der Garnison. Sie blieben in der Nähe der Tür, der Leutnant einen halben Schritt hinter dem Hauptmann. Der Regimentsarzt warf einen Blick zum Himmel. Als ein ferner Widerhall aus ferner Kindheit zitterte die erloschene Stimme des Großvaters: »Höre Israel«, sprach die Stimme, »der Herr, unser Gott, ist der einzige Gott!« – »Ich bin fertig, meine Herren!« sagte der Regimentsarzt.

Sie saßen, ein wenig eng, im kleinen Schlitten; die Schellen klingelten mutig, die braunen Rösser hoben die gestutzten Schwänze und ließen große, runde, gelbe, dampfende Äpfel in den Schnee fallen. Der Regimentsarzt, dem alle Tiere zeit seines Lebens sehr gleichgültig gewesen waren, fühlte auf einmal Heimweh nach seinem Pferd. Es wird mich überleben! dachte er. Nichts verriet sein Angesicht. Seine Begleiter schwiegen.

Sie hielten etwa hundert Schritte vor der Lichtung. Bis zum »Grünen Platz« gingen sie zu Fuß. Schon war der Morgen da, aber die Sonne noch nicht aufgegangen. Still standen die Tannen, den Schnee auf den

Ästen trugen sie stolz, schmal und aufrecht. Von ferne her krähten die Hähne Ruf und Widerruf. Tattenbach sprach laut mit seinen Begleitern. Der Oberarzt Doktor Mangel ging hin und her zwischen den Parteien. »Meine Herren!« sagte eine Stimme. In diesem Augenblick nahm der Regimentsarzt Doktor Demant umständlich, wie er immer gewohnt war, die Brille ab und legte sie sorgfältig auf einen breiten Baumstumpf. Merkwürdigerweise sah er dennoch vor sich deutlich seinen Weg, den angewiesenen Platz, die Distanz zwischen sich und dem Grafen Tattenbach und diesen selbst. Er wartete. Bis zum letzten Augenblick wartete er auf den Nebel. Aber alles blieb deutlich, als ob der Regimentsarzt nie kurzsichtig gewesen wäre. Eine Stimme zählte: »Eins!« Der Regimentsarzt hob die Pistole. Er fühlte sich wieder frei und mutig, ja übermütig, zum erstenmal in seinem Leben übermütig. Er zielte wie einst als Einjährig-Freiwilliger beim Scheibenschießen (obwohl er damals schon ein miserabler Schütze gewesen war). Ich bin ja nicht kurzsichtig, dachte er, ich werde die Brille nie mehr brauchen. Vom medizinischen Standpunkt war es kaum erklärlich. Der Regimentsarzt beschloß, sich in der Ophthalmologie umzusehen. In dem Augenblick, in dem ihm der Name eines bestimmten Facharztes einfiel, zählte die Stimme: »Zwei.« Der Doktor sah immer noch klar. Ein zager Vogel unbekannter Art begann zu zwitschern, und von ferne hörte man das Blasen der Trompeten. Um diese Zeit erreichte das Ulanenregiment den Exerzierplatz.

In der zweiten Eskadron ritt Leutnant Trotta wie alle Tage. Der matte Hauch des Frostes perlte über den Scheiden der schweren Säbel und über den Läufen der leichten Karabiner. Die gefrorenen Trompeten weckten das schlafende Städtchen. Die Kutscher in ihren dicken Pelzen, am gewohnten Standplatz, hoben die bärtigen Häupter. Als das Regiment die Wasserwiese erreichte und absaß und die Mannschaften sich wie gewöhnlich zu den allmorgendlichen Gelenksübungen in Doppelreihen aufstellten, trat der Leutnant Kindermann zu Carl Joseph und sagte: »Bist du krank? Weißt du, wie du ausschaust?« Er zog seinen koketten Taschenspiegel und hielt ihn vor Trottas Augen. In dem kleinen, schimmernden Rechteck erblickte Leutnant Trotta ein uraltes Angesicht, das er sehr genau kannte: glühende, schmale, schwarze Augen, den scharfen, knöchernen Rücken einer großen Nase, aschgraue, eingefallene Wangen und einen schmalen, langen, festgeschlossenen und blutleeren Mund, der wie ein längst vernarbter

Säbelhieb das Kinn vom Schnurrbart schied. Nur dieser kleine, braune Schnurrbart erschien Carl Joseph fremd. Daheim, unter dem Suffit des väterlichen Herrenzimmers, war das verdämmernde Angesicht des Großvaters ganz nackt gewesen.
»Danke!« sagte der Leutnant. »Ich hab' diese Nacht nicht geschlafen.« Er verließ den Exerzierplatz.
Er ging zwischen den Stämmen links ab, wo ein Pfad zur breiten Landstraße abzweigte. Es war sieben Uhr vierzig. Man hatte keine Schüsse gehört. Alles ist gut, alles ist gut, sagte er sich, es ist ein Wunder geschehn! In spätestens zehn Minuten muß der Major Prohaska dahergeritten kommen, dann wird man alles wissen. Man hörte die zögernden Geräusche der erwachenden kleinen Stadt und das langgedehnte Heulen einer Lokomotive vom Bahnhof. Als der Leutnant die Stelle erreichte, wo der Pfad in die Straße mündete, erschien auf seinem Braunen der Major, Leutnant Trotta grüßte. »Guten Morgen!« sagte der Major, und nichts weiter. Der schmale Pfad hatte keinen Platz für Reiter und Fußgänger nebeneinander. Leutnant Trotta ging also hinter dem reitenden Major. Etwa zwei Minuten vor der Wasserwiese (man vernahm schon die Kommandos der Unteroffiziere) hielt der Major, wandte sich halb im Sattel um und sagte nur: »Beide!« – Dann, während er weiterritt, mehr vor sich hin als zum Leutnant: »Es war halt nix zu machen!«
An diesem Tage kehrte das Regiment eine gute Stunde früher in die Kaserne zurück. Die Trompeten bliesen wie an allen andern Tagen. Am Nachmittag verlasen die dienstführenden Unteroffiziere vor der Mannschaft den Befehl, in dem der Oberst Kovacs mitteilte, daß der Rittmeister Graf Tattenbach und der Regimentsarzt Doktor Demant für die Ehre des Regiments den Soldatentod gefunden hatten.

VIII

Damals, vor dem großen Kriege, da sich die Begebenheiten zutrugen, von denen auf diesen Blättern berichtet wird, war es noch nicht gleichgültig, ob ein Mensch lebte oder starb. Wenn einer aus der Schar der Irdischen ausgelöscht wurde, trat nicht sofort ein anderer an seine Stelle, um den Toten vergessen zu machen, sondern eine Lücke blieb, wo er fehlte, und die nahen wie die fernen Zeugen des Untergangs

verstummten, sooft sie diese Lücke sahen. Wenn das Feuer ein Haus aus der Häuserzeile der Straße hinweggerafft hatte, blieb die Brandstätte noch lange leer. Denn die Maurer arbeiteten langsam und bedächtig, und die nächsten Nachbarn wie die zufällig Vorbeikommenden erinnerten sich, wenn sie den leeren Platz erblickten, an die Gestalt und an die Mauern des verschwundenen Hauses. So war es damals! Alles, was wuchs, brauchte viel Zeit zum Wachsen; und alles, was unterging, brauchte lange Zeit, um vergessen zu werden. Aber alles, was einmal vorhanden gewesen war, hatte seine Spuren hinterlassen, und man lebte dazumal von den Erinnerungen, wie man heutzutage lebt von der Fähigkeit, schnell und nachdrücklich zu vergessen. Lange Zeit bewegte und erschütterte der Tod des Regimentsarztes und des Grafen Tattenbach die Gemüter der Offiziere, der Mannschaften des Ulanenregiments und auch der Zivilbevölkerung. Man begrub die Toten nach den vorschriftsmäßigen militärischen und religiösen Riten. Obwohl über die Art ihres Todes keiner der Kameraden außerhalb der eigenen Reihen ein Wort hatte fallenlassen, schien es doch in der Bevölkerung der kleinen Garnison ruchbar geworden zu sein, daß beide ihrer strengen Standesehre zum Opfer gefallen waren. Und es war, als trüge von nun ab auch jeder der überlebenden Offiziere das Merkmal eines nahen, gewaltsamen Todes in seinem Antlitz, und für die Kaufleute und Handwerker des Städtchens waren die fremden Herren noch fremder geworden. Wie unbegreifliche Anbeter einer fernen, grausamen Gottheit, deren buntverkleidete und prachtgeschmückte Opfertiere sie gleichzeitig waren, gingen die Offiziere umher. Man sah ihnen nach und schüttelte die Köpfe. Man bedauerte sie sogar. Sie haben viele Vorteile, sagten sich die Leute. Sie können mit Säbeln herumgehn und Frauen gefallen, und der Kaiser sorgt für sie persönlich, als wären sie seine eigenen Söhne. Aber, eins, zwei, drei, hast du nicht gesehn, fügt einer dem andern eine Kränkung zu, und das muß mit rotem Blut abgewaschen werden!...

Diejenigen, von denen man also sprach, waren in der Tat nicht zu beneiden. Sogar der Rittmeister Taittinger, von dem das Gerücht ging, daß er bei andern Regimentern ein paar Duelle mit tödlichem Ausgang miterlebt hatte, veränderte sein gewohntes Gebaren. Während die Lauten und Leichtfertigen still und kleinlaut wurden, bemächtigte sich des allezeit leisen, hageren und genäschigen Rittmeisters eine merkwürdige Unruhe. Er konnte nicht mehr stundenlang allein hinter der

Glastür der kleinen Konditorei sitzen und Backwerk verschlingen oder mit sich selbst oder mit dem Obersten wortlos Schach und Domino spielen. Er fürchtete die Einsamkeit. Er klammerte sich geradezu an die andern. War kein Kamerad in der Nähe, so betrat er einen Laden, um irgend etwas Überflüssiges zu kaufen. Er blieb lange stehen und plauderte mit dem Händler unnützes und törichtes Zeug und konnte sich nicht entschließen, den Laden zu verlassen; es sei denn, daß er einen gleichgültigen Bekannten draußen vorbeigehn sah, auf den er sich sofort stürzte.

Dermaßen hatte sich die Welt verändert. Das Kasino blieb leer. Man unterließ die geselligen Ausflüge ins Unternehmen der Frau Resi. Die Ordonnanzen hatten wenig zu tun. Wer einen Schnaps bestellte, dachte beim Anblick des Glases, daß es just jenes wäre, aus dem vor ein paar Tagen noch Tattenbach getrunken hatte. Man erzählte zwar noch die alten Anekdoten, aber man lachte nicht mehr laut, sondern lächelte höchstens. Den Leutnant Trotta sah man nicht mehr außerhalb des Dienstes.

Es war, als hätte eine geschwinde, zauberhafte Hand den Anstrich der Jugend aus dem Angesicht Carl Josephs weggewaschen. Man hätte in der ganzen kaiser- und königlichen Armee keinen ähnlichen Leutnant finden können. Es war ihm, als müßte er jetzt etwas Besonderes tun – aber weit und breit fand sich nichts Besonderes! Es verstand sich von selbst, daß er das Regiment verließ und in ein anderes eingereiht wurde. Er aber suchte nach irgendeiner schwierigen Aufgabe. Er suchte in Wirklichkeit nach einer freiwilligen Buße. Er hätte es niemals ausdrükken können, aber wir können es ja von ihm sagen: Es bedrängte ihn unsäglich, daß er ein Werkzeug in der Hand des Unglücks war.

In diesem Zustand befand er sich, als er seinem Vater den Ausgang des Duells mitteilte und seine unumgängliche Transferierung zu einem anderen Regiment ankündigte. Er verschwieg, daß ihm bei dieser Gelegenheit ein kurzer Urlaub zustand; denn er hatte Angst, sich seinem Vater zu zeigen. Es erwies sich aber, daß er den Alten nicht kannte. Denn der Bezirkshauptmann, das Muster eines Staatsbeamten, wußte in den militärischen Bräuchen Bescheid. Und merkwürdigerweise schien er sich auch in den Kümmernissen und Verwirrungen seines Sohnes auszukennen, was zwischen den Zeilen seiner Antwort deutlich sichtbar wurde. Die Antwort des Bezirkshauptmanns lautete nämlich folgendermaßen:

»Lieber Sohn!
Ich danke Dir für Deine genauen Mitteilungen und für Dein Vertrauen. Das Schicksal, das Deine Kameraden getroffen hat, berührt mich schmerzlich. Sie sind gestorben, wie es sich für ehrenwerte Männer geziemt.
Zu meiner Zeit waren Duelle noch häufiger und die Ehre weit kostbarer als das Leben. Zu meiner Zeit waren auch die Offiziere, wie mir scheinen will, aus einem härteren Holz. Du bist Offizier, mein Sohn, und der Enkel des Helden von Solferino. Du wirst es zu tragen wissen, daß Du unfreiwillig und schuldlos an dem tragischen Ereignis beteiligt bist. Gewiß tut es Dir auch leid, das Regiment zu verlassen, aber in jedem Regiment, im ganzen Bereich der Armee, dienst Du unserem Kaiser.

Dein Vater
Franz von Trotta

Nachschrift: Deinen zweiwöchigen Urlaub, der Dir bei der Transferierung zusteht, kannst Du, nach Deinem Belieben, in meinem Haus verbringen oder, noch besser, in dem neuen Garnisonsort, damit Du Dich mit den dortigen Verhältnissen leichter vertraut machst.

Der Obige«

Diesen Brief las der Leutnant Trotta nicht ohne Beschämung. Der Vater hatte alles erraten. Die Gestalt des Bezirkshauptmanns wuchs in den Augen des Leutnants zu einer fast furchtbaren Größe. Ja, sie erreichte bald den Großvater. Und hatte der Leutnant schon vorher Angst gehabt, dem Alten gegenüberzutreten, so war es ihm jetzt ganz unmöglich, den Urlaub zu Hause zu verleben. Später, später, wenn ich den ordentlichen Urlaub habe, sagte sich der Leutnant, der aus einem ganz andern Holz geschnitzt war als die Leutnants aus der Jugendzeit des Bezirkshauptmanns.
»Gewiß tut es Dir auch leid, das Regiment zu verlassen«, schrieb der Vater. Hatte er es geschrieben, weil er das Gegenteil ahnte? Was hätte Carl Joseph nicht gern verlassen mögen? Dieses Fenster vielleicht, den Blick in die Mannschaftsstuben gegenüber, die Mannschaften selbst, wenn sie auf den Betten hockten, den wehmütigen Klang ihrer Mundharmonikas und die Gesänge, die fernen Lieder, die wie ein unverstandenes Echo ähnlicher Lieder klangen, die von den Bauern in Sipolje

gesungen wurden! Vielleicht müßte man nach Sipolje gehn, dachte der Leutnant. Er trat vor die Generalstabskarte, den einzigen Wandschmuck in seinem Zimmer. Mitten im Schlaf hätte er Sipolje finden können. Im äußersten Süden der Monarchie lag es, das stille, gute Dorf. Mitten in einem leicht schraffierten, hellen Braun steckten die hauchdünnen, winzigen, schwarzen Buchstaben, aus denen sich der Name Sipolje zusammensetzte. In der Nähe waren: ein Ziehbrunnen, eine Wassermühle, der kleine Bahnhof einer eingleisigen Waldbahn, eine Kirche und eine Moschee, ein junger Laubwald, schmale Waldpfade, Feldwege und einsame Häuschen. Es ist Abend in Sipolje. Vor dem Brunnen stehen die Frauen in bunten Kopftüchern, golden überschminkt vom glühenden Sonnenuntergang. Die Moslems liegen auf den alten Teppichen der Moschee im Gebet. Die winzige Lokomotive der Waldbahn klingelt durch das dichte Dunkelgrün der Tannen. Die Wassermühle klappert, der Bach murmelt. Es war das vertraute Spiel aus der Kadettenzeit. Die gewohnten Bilder kamen auf den ersten Wink. Über allen glänzte der rätselhafte Blick des Großvaters. Es gab in der Nähe wahrscheinlich keine Kavalleriegarnison. Man mußte sich also zur Infanterie transferieren lassen. Nicht ohne Mitleid sahen die berittenen Kameraden auf die Truppen zu Fuß, nicht ohne Mitleid werden sie auf den transferierten Trotta sehn. Der Großvater war auch nur ein einfacher Hauptmann bei der Infanterie gewesen. Zu Fuß marschieren über den heimatlichen Boden war fast eine Heimkehr zu den bäuerlichen Vorfahren. Mit schweren Füßen gingen sie über die harten Schollen, den Pflug stießen sie in das saftige Fleisch des Ackers, den fruchtbaren Samen verstreuten sie mit segnenden Gebärden. Nein! Es tat dem Leutnant durchaus nicht leid, dieses Regiment und vielleicht die Kavallerie zu verlassen! Der Vater mußte es erlauben. Ein Infanteriekurs, vielleicht ein bißchen lästig, war noch zu absolvieren.
Man mußte Abschied nehmen. Kleiner Abend im Kasino. Eine Runde Schnaps. Kurze Ansprache des Obersten. Eine Flasche Wein. Den Kameraden herzlichen Händedruck. Hinter dem Rücken zischelten sie schon. Eine Flasche Sekt. Vielleicht, wer weiß, erfolgt am Ende noch gesammelter Abmarsch ins Lokal der Frau Resi: noch eine Runde Schnaps. Ach, wenn dieser Abschied schon überstanden wäre! Den Burschen Onufrij wird man mitnehmen. Man kann sich nicht wieder mühsam an einen neuen Namen gewöhnen! Dem Besuch beim Vater wird man entgehn. Überhaupt wird man versuchen, allen lästigen und

schwierigen Ereignissen zu entgehen, die mit einer Transferierung verbunden sind. Blieb allerdings noch der schwere, schwere Weg zur Witwe Doktor Demants.

Welch ein Weg! Der Leutnant Trotta versuchte, sich einzureden, daß Frau Eva Demant nach dem Begräbnis ihres Mannes wieder zu ihrem Vater nach Wien abgereist wäre. Er wird also vor der Villa stehn, lange und vergeblich läuten, die Adresse in Wien erfahren und einen knappen, möglichst herzlichen Brief schreiben. Es ist sehr angenehm, daß man nur einen Brief zu schreiben hat. Man ist keineswegs mutig, denkt der Leutnant zu gleicher Zeit. Fühlte man nicht ständig im Nacken den dunklen, rätselhaften Blick des Großvaters, wer weiß, wie jämmerlich man durch dieses schwere Leben torkeln müßte. Mutig wurde man nur, wenn man an den Helden von Solferino dachte. Immer mußte man beim Großvater einkehren, um sich ein bißchen zu stärken.

Und der Leutnant machte sich langsam auf den schweren Weg. Es war drei Uhr nachmittags. Die kleinen Kaufleute warteten kümmerlich und erfroren vor den Läden auf ihre spärlichen Kunden. Aus den Werkstätten der Handwerker klangen trauliche und fruchtbare Geräusche. Es hämmerte fröhlich in der Schmiede, beim Klempner schepperte der hohle, blecherne Donner, es klapperte hurtig aus dem Keller des Schusters, und beim Tischler surrten die Sägen. Alle Gesichter und alle Geräusche der Werkstätten kannte der Leutnant. Täglich ritt er zweimal an ihnen vorbei. Vom Sattel aus konnte er über die alten, blauweißen Schilder sehen, die sein Kopf überragte. Jeden Tag sah er das Innere der morgendlichen Stuben in den ersten Stockwerken, die Betten, die Kaffeekannen, die Männer in Hemden, die Frauen mit offenen Haaren, die Blumentöpfe an den Fensterbrettern, gedörrtes Obst und eingelegte Gurken hinter verzierten Gittern.

Nun stand er vor der Villa Doktor Demants. Das Tor knarrte. Er trat ein. Der Bursche öffnete. Der Leutnant wartete. Frau Demant kam. Er zitterte ein wenig. Er erinnerte sich an den Kondolenzbesuch beim Wachtmeister Slama. Er fühlte die schwere, feuchte, kalte und lockere Hand des Wachtmeisters. Er sah das dunkle Vorzimmer und den rötlichen Salon. Er spürte im Gaumen den schalen Nachgeschmack des Himbeerwassers. Sie ist also nicht in Wien, dachte der Leutnant, erst in dem Augenblick, in dem er die Witwe erblickte. Ihr schwarzes Kleid überraschte ihn. Es war, als erführe er jetzt erst, daß Frau Demant die Witwe des Regimentsarztes sei. Auch das Zimmer, das man jetzt be-

trat, war nicht das gleiche, in dem man zu Lebzeiten des Freundes gesessen hatte. An der Wand hing, schwarz umflort, das große Bildnis des Toten. Es rückte immer weiter, ähnlich wie der Kaiser im Kasino, als wäre es nicht den Augen nahe und den Händen greifbar, sondern unerreichbar weit hinter der Wand, wie durch ein Fenster gesehen.
»Danke, daß Sie gekommen sind!« sagte Frau Demant. »Ich wollte mich verabschieden«, erwiderte Trotta. Frau Demant erhob ihr blasses Angesicht. Der Leutnant sah den schönen, grauen, hellen Glanz ihrer großen Augen. Sie waren geradeaus gegen sein Gesicht gerichtet, zwei runde Lichter aus blankem Eis. Im winterlichen Nachmittagsdämmer des Zimmers leuchteten nur die Augen der Frau. Der Blick des Leutnants floh zu ihrer schmalen, weißen Stirn und weiter zur Wand, zum fernen Bildnis des toten Mannes. Die Begrüßung dauerte viel zu lange, es war Zeit, daß Frau Demant zum Sitzen aufforderte. Aber sie sagte nichts. Indessen fühlte man, wie die Dunkelheit des nahenden Abends durch die Fenster fiel, und hatte kindische Angst, daß in diesem Hause niemals ein Licht entzündet würde. Kein passendes Wort kam dem Leutnant zu Hilfe. Er hörte den leisen Atem der Frau. »Wir stehn hier so herum«, sagte sie endlich. »Setzen wir uns!« Sie setzten sich einander gegenüber an den Tisch. Wie einst beim Wachtmeister Slama saß Carl Joseph, die Tür im Rücken. Bedrohlich, wie damals, fühlte er die Tür. Ohne Sinn schien sie von Zeit zu Zeit lautlos aufzugehn und sich lautlos zu schließen. Tiefer färbte sich die Dämmerung. In ihr verrann das schwarze Kleid der Frau Eva Demant. Nun war sie von der Dämmerung selbst bekleidet. Ihr weißes Angesicht schwebte nackt, entblößt auf der dunklen Oberfläche des Abends. Verschwunden war das Bildnis des toten Mannes an der Wand gegenüber. »Mein Mann«, sagte die Stimme der Frau Demant durch die Dunkelheit. Der Leutnant konnte ihre Zähne schimmern sehn; sie waren weißer als das Angesicht. Allmählich unterschied er auch wieder den blanken Glanz ihrer Augen. »Sie waren sein einziger Freund! Er hat es oft gesagt! Wie oft hat er von Ihnen gesprochen! Wenn Sie wüßten! Ich kann nicht begreifen, daß er tot ist. Und« – sie flüsterte: »daß ich schuld daran bin!«
»Ich bin schuld daran!« sagte der Leutnant. Seine Stimme war sehr laut, hart und seinen eigenen Ohren fremd. Es war kein Trost für die Witwe Demant. »Ich bin schuldig!« wiederholte er. »Ich hätte Sie vorsichtiger nach Hause führen müssen. Nicht am Kasino vorbei.«
Die Frau begann zu schluchzen. Man sah das blasse Angesicht, das sich

immer tiefer über den Tisch beugte, wie eine große, weiße, ovale, langsam niedersinkende Blume. Plötzlich tauchten rechts und links die weißen Hände auf, nahmen das niedersinkende Antlitz in Empfang und betteten es. Und nun war nichts mehr hörbar eine Zeitlang, eine Minute, noch eine, als das Schluchzen der Frau. Eine Ewigkeit für den Leutnant. Aufstehn und sie weinen lassen und fortgehn, dachte er. Er erhob sich wirklich. Im Nu fielen ihre Hände auf den Tisch. Mit einer ruhigen Stimme, die gleichsam aus einer anderen Kehle kam als das Weinen, fragte sie: »Wohin wollen Sie denn?«
»Licht machen!« sagte Trotta.
Sie erhob sich, ging um den Tisch an ihm vorbei und streifte ihn. Er roch eine zarte Welle Parfüm, vorbei war sie und schon verweht. Das Licht war hart; Trotta zwang sich, geradeaus in die Lampen zu sehen. Frau Demant hielt eine Hand vor die Augen. »Zünden Sie das Licht über der Konsole an«, befahl sie. Der Leutnant gehorchte. Sie wartete an der Türleiste, die Hand über den Augen. Als die kleine Lampe unter dem sanften, goldgelben Schirm brannte, löschte sie das Deckenlicht aus. Sie nahm die Hand von den Augen, wie man ein Visier abnimmt. Sie sah sehr kühn aus, im schwarzen Kleid, mit dem blassen Angesicht, das sie Trotta entgegenreckte. Zornig und tapfer war sie. Man sah auf ihren Wangen die winzigen, getrockneten Rinnsale der Tränen. Die Augen waren blank wie immer.
»Setzen Sie sich dorthin, aufs Sofa!« befahl Frau Demant. Carl Joseph setzte sich. Die angenehmen Polster glitten von allen Seiten, von der Lehne, aus den Winkeln, tückisch und behutsam gegen den Leutnant. Er fühlte, daß es gefährlich war, hier zu sitzen, und rückte entschlossen an den Rand, legte die Hände über den Korb des aufgestützten Säbels und sah Frau Eva herankommen. Wie der gefährliche Befehlshaber all der Kissen und Polster sah sie aus. An der Wand, rechts vom Sofa, hing das Bild des toten Freundes. Frau Eva setzte sich. Ein sanftes, kleines Kissen lag zwischen beiden. Trotta rührte sich nicht. Wie immer, wenn er keinen Weg aus einer der zahlreichen peinigenden Situationen sah, in die er zu gleiten pflegte, stellte er sich vor, daß er schon imstande sei fortzugehn.
»Sie werden also transferiert?« fragte Frau Demant.
»Ich lasse mich transferieren!« sagte er, den Blick auf den Teppich gesenkt, das Kinn in den Händen und die Hände über dem Korb des Säbels.

»Das muß sein?«
»Jawohl, es muß sein!«
»Es tut mir leid! – Sehr leid!«
Frau Demant saß, wie er, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Kinn in den Händen und die Augen auf den Teppich gerichtet. Sie wartete wahrscheinlich auf ein tröstliches Wort, auf ein Almosen. Er schwieg. Er genoß das wonnige Gefühl, den Tod des Freundes durch ein hartherziges Schweigen fürchterlich zu rächen. Geschichten von gefährlichen, kleinen, Männer mordenden, hübschen Frauen, oft wiederkehrend in den Gesprächen der Kameraden, fielen ihm ein. Zu dem gefährlichen Geschlecht der schwachen Mörderinnen gehörte sie höchstwahrscheinlich. Man mußte trachten, unverzüglich ihrem Bereich zu entkommen. Er rüstete zum Aufbruch. In diesem Augenblick veränderte Frau Demant ihre Haltung. Sie nahm die Hände vom Kinn. Ihre Linke begann, gewissenhaft und sachte die seidene Borte zu glätten, die den Rand des Sofas einsäumte. Ihre Finger gingen so den schmalen, glänzenden Pfad, der von ihr zu Leutnant Trotta führte, auf und ab, regelmäßig und langsam. Sie stahlen sich in sein Blickfeld, er wünschte sich Scheuklappen. Die weißen Finger verwickelten ihn in ein stummes, aber keineswegs abzubrechendes Gespräch. Eine Zigarette rauchen: glücklicher Einfall! Er zog die Zigarettendose, die Streichhölzer. »Geben Sie mir eine!« sagte Frau Demant. Er mußte in ihr Gesicht sehen, als er ihr Feuer gab. Er hielt es für ungehörig, daß sie rauchte; als wäre Nikotingenuß in der Trauer nicht erlaubt. Und die Art, in der sie den ersten Zug einatmete und wie sie die Lippen rundete zu einem kleinen, roten Ring, aus dem die zarte, blaue Wolke kam, war übermütig und lasterhaft.
»Haben Sie eine Ahnung, wohin Sie transferiert werden?«
»Nein«, sagte der Leutnant, »aber ich werde mich bemühen, sehr weit weg zu kommen!«
»Sehr weit? Wohin zum Beispiel?«
»Vielleicht nach Bosnien!«
»Glauben Sie, daß Sie dort glücklich sein können?«
»Ich glaube nicht, daß ich irgendwo glücklich sein kann!«
»Ich wünsche Ihnen, daß Sie es werden!« sagte sie flink, sehr flink, wie es Trotta vorkam.
Sie erhob sich, kam mit einem Aschenbecher zurück, stellte ihn auf den Boden, zwischen sich und den Leutnant, und sagte:

»Wir werden uns also wahrscheinlich nie mehr wiedersehn!«
Nie mehr! Das Wort, das gefürchtete, das uferlose, tote Meer der tauben Ewigkeit! Nie mehr konnte man Katharina sehn, den Doktor Demant, diese Frau! Carl Joseph sagte:
»Wahrscheinlich! Leider!« Er wollte hinzufügen: Auch Max Demant werde ich nie mehr wiedersehn! »Witwen gehören verbrannt!«, eines der kühnen Sprichwörter Taittingers, kam dem Leutnant gleichzeitig in den Sinn.
Man hörte die Klingel, darauf Bewegung im Korridor. »Das ist mein Vater!« sagte Frau Demant. Schon trat Herr Knopfmacher ein. »Ah, da sind Sie ja, Sie sind es ja!« sagte er. Er brachte einen herben Schneegeruch ins Zimmer. Er entfaltete ein großes, blütenweißes Taschentuch, schneuzte sich dröhnend, barg das Tuch behutsam in der Brusttasche, wie man einen wertvollen Besitz einsteckt, streckte die Hand nach der Türleiste und entzündete die Deckenlampe, trat näher an Trotta, der sich beim Eintritt Knopfmachers erhoben hatte und nun seit einer Weile stehend wartete, und drückte ihm stumm die Hand. In diesem Händedruck kündigte Herr Knopfmacher alles an, was an Kummer über den Tod des Doktors auszudrücken war. Schon sagte Knopfmacher, nach der Deckenlampe zeigend, zu seiner Tochter: »Entschuldige, ich kann so trauriges Stimmungslicht nicht ausstehen!« Es war, als hätte er einen Stein nach dem umflorten Porträt des Toten geworfen.
»Sie sehen aber schlecht aus!« sagte Knopfmacher im nächsten Augenblick mit frohlockender Stimme. »Hat Sie furchtbar hergenommen, dieses Unglück, wie?«
»Er war mein einziger Freund!«
»Sehn Sie«, sagte Knopfmacher und setzte sich an den Tisch und bat lächelnd: »Behalten Sie doch Ihren Platz!« und fuhr fort, als der Leutnant wieder auf dem Sofa saß: »Genau das hat er von Ihnen gesagt, wie er noch gelebt hat. Welch ein Malheur!« Und er schüttelte ein paarmal den Kopf, und seine vollen, geröteten Wangen wackelten ein bißchen.
Frau Demant zog ein Tüchlein aus dem Ärmel, hielt es vor die Augen, stand auf und ging aus dem Zimmer.
»Wer weiß, wie sie's überstehn wird!« sagte Knopfmacher. »Na, ich hab' ihr lange genug zugeredet, vorher! Sie hat nix hören wollen! Sehn Sie doch, lieber Herr Leutnant! Jeder Stand hat seine Gefahren. Aber

ein Offizier! Ein Offizier – verzeihn Sie – sollte eigentlich nicht heiraten. Unter uns gesagt, aber Ihnen wird er's ja auch gewiß erzählt haben, er wollte den Abschied nehmen und sich ganz der Wissenschaft widmen. Und wie froh ich darüber war, kann ich ja gar nicht sagen. Er wäre gewiß ein großer Arzt geworden. Der liebe, gute Max!« Herr Knopfmacher erhob die Augen zum Porträt, ließ sie oben verweilen und schloß seinen Nachruf: »Eine Kapazität!«
Frau Demant brachte den Sliwowitz, den ihr Vater liebte.
»Sie trinken doch?« fragte Knopfmacher und schenkte ein. Er trug selbst das gefüllte Gläschen in vorsichtiger Hand zum Sofa. Der Leutnant erhob sich. Er fühlte einen schalen Geschmack im Mund wie einst nach dem Himbeerwasser. Er trank den Alkohol in einem Zug.
»Wann haben Sie ihn zuletzt gesehn?« fragte Knopfmacher.
»Einen Tag vorher!« sagte der Leutnant.
»Er hat Eva gebeten, nach Wien zu fahren, ohne etwas anzudeuten. Und sie ist ahnungslos abgefahren. Und dann ist sein Abschiedsbrief gekommen. Und da hab' ich gleich gewußt, daß nix mehr zu machen ist.«
»Nein, es war nichts zu machen!«
»Es ist etwas nicht mehr Zeitgemäßes, entschuldigen Sie schon, an diesem Ehrenkodex! Wir sind immerhin im zwanzigsten Jahrhundert, bedenken Sie! Wir haben das Grammophon, man telephoniert über hundert Meilen, und Blériot und andere fliegen sogar schon in der Luft! Und, ich weiß nicht, ob Sie auch Zeitung lesen und in der Politik beschlagen sind: Man hört so, daß die Konstitution gründlich geändert wird. Seit dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht ist allerlei vorgegangen, bei uns und in der Welt. Unser Kaiser, Gott erhalte ihn uns lange, denkt gar nicht so unmodern, wie manche glauben. Freilich, die sogenannten konservativen Kreise haben ja auch nicht so ganz unrecht. Man muß langsam, bedächtig, mit Überlegung vorgehn. Nur nix überstürzen!«
»Ich verstehe nichts von Politik!« sagte Trotta.
Knopfmacher fühlte Unwillen im Herzen. Er grollte dieser blöden Armee und ihren hirnverbrannten Einrichtungen. Sein Kind war jetzt Witwe, der Schwiegersohn tot, man mußte einen neuen suchen, Zivil diesmal, und der Kommerzialrat war ebenfalls vielleicht hinausgeschoben. Es war höchste Zeit, daß man mit diesem Unfug aufräumte. So

junge Taugenichtse wie die Leutnants durften im zwanzigsten Jahrhundert nicht übermütig werden. Die Nationen wollten ihre Rechte, Bürger ist Bürger, keine Privilegien mehr für den Adel; die Sozialdemokratie war ja gefährlich, aber ein gutes Gegengewicht. Vom Krieg redet man fortwährend, aber er kommt gewiß nicht. Man wird ihnen schon zeigen. Die Zeiten sind aufgeklärt. In England zum Beispiel hatte der König nichts zu sagen.

»Natürlich!« sagte er. »In der Armee ist ja auch Politik nicht angebracht. Er« – Knopfmacher wies nach dem Porträt – »hat allerdings manches davon verstanden.«

»Er war sehr klug!« sagte Trotta leise.

»Es war nix mehr zu machen!« wiederholte Knopfmacher.

»Er war vielleicht«, sagte der Leutnant, und ihm selbst schien es, daß aus ihm eine fremde Weisheit sprach, eine aus den alten, großen Büchern des silberbärtigen Königs unter den Schankwirten, »er war vielleicht sehr klug und ganz allein!«

Er wurde blaß. Er fühlte die blanken Blicke der Frau Demant. Er mußte jetzt gehen. Es wurde sehr still. Es war nichts mehr zu sagen.

»Auch den Baron Trotta werden wir nicht mehr wiedersehn, Papa! Er wird transferiert!« sagte Frau Demant.

»Aber ein Lebenszeichen?« fragte Knopfmacher.

»Sie werden mir schreiben!« sagte Frau Demant.

Der Leutnant stand auf. »Alles Gute!« sagte Knopfmacher. Seine Hand war groß und weich, wie warmen Sammet fühlte man sie. Frau Demant ging voraus. Der Bursche kam, hielt den Mantel. Frau Demant stand daneben. Trotta schlug die Hacken zusammen. Sehr schnell sagte sie: »Sie schreiben mir! Ich will wissen, wo Sie bleiben.«

Es war ein hurtiger, warmer Lufthauch, schon verweht. Schon öffnete der Bursche die Tür. Da lagen die Stufen. Nun erhob sich das Gitter; wie damals, als er den Wachtmeister verlassen hatte.

Er ging schnell zur Stadt, trat ins erste Kaffeehaus, das auf seinem Weg lag, trank stehend, am Büfett, einen Cognac, noch einen. »Wir trinken nur Hennessy!« hörte er den Bezirkshauptmann sagen. Er hastete der Kaserne zu.

Vor der Tür seines Zimmers, ein blauer Strich zwischen kahlem Weiß, wartete Onufrij. Der Kanzleigefreite hatte im Auftrag des Obersten ein Paket für den Leutnant gebracht. Es lehnte, schmal, in braunem Papier, in der Ecke. Auf dem Tisch lag ein Brief.

Der Leutnant las:

»Mein lieber Freund, ich hinterlass' Dir meinen Säbel und meine Taschenuhr.
Max Demant«

Trotta packte den Säbel aus. Am Korb hing die glatte, silberne Taschenuhr Doktor Demants. Sie ging nicht. Ihr Zifferblatt zeigte zehn Minuten vor zwölf. Der Leutnant zog sie auf und hielt sie ans Ohr. Ihre zarte, hurtige Stimme tickte tröstlich. Er öffnete den Deckel mit dem Taschenmesser, neugierig und spielsüchtig, ein Knabe. Auf der Innenseite standen die Initialen: M.D. Er zog den Säbel aus der Scheide. Hart unter dem Griff hatte Doktor Demant mit dem Messer ein paar schwerfällige und unbeholfene Zeichen in den Stahl geritzt. »Lebe wohl und frei!« lautete die Inschrift. Der Leutnant hängte den Säbel in den Schrank. Er hielt das Portepee in der Hand. Die metallumwobene Seide rieselte zwischen den Fingern, ein kühler, goldener Regen. Trotta schloß den Kasten; er schloß einen Sarg.
Er löschte das Licht aus und streckte sich angekleidet auf das Bett. Der gelbe Schimmer aus den Mannschaftsstuben schwamm im weißen Lack der Tür und spiegelte sich in der blitzenden Klinke. Die Ziehharmonika seufzte drüben heiser und wehmütig auf, umtost von den tiefen Stimmen der Männer. Sie sangen das ukrainische Lied vom Kaiser und der Kaiserin:

Oh, unser Kaiser ist ein guter, braver Mann,
Und unsere Herrin ist seine Frau, die Kaiserin,
Er reitet allen seinen Ulanen voran,
Und sie bleibt allein im Schloß,
Und sie wartet auf ihn---
Auf den Kaiser wartet sie, die Kaiserin--

Die Kaiserin war zwar schon lange tot. Aber die ruthenischen Bauern glaubten, sie lebe noch.–

Ende des ersten Teils

ZWEITER TEIL

IX

Die Strahlen der habsburgischen Sonne reichten nach dem Osten bis zur Grenze des russischen Zaren. Es war die gleiche Sonne, unter der das Geschlecht der Trottas zu Adel und Ansehn herangewachsen war. Die Dankbarkeit Franz Josephs hatte ein langes Gedächtnis, und seine Gnade hatte einen langen Arm. Wenn eines seiner bevorzugten Kinder im Begriffe war, eine Torheit zu begehn, griffen die Minister und Diener des Kaisers rechtzeitig ein und zwangen den Törichten zu Vorsicht und Vernunft. Es wäre kaum schicklich gewesen, den einzigen Nachkommen des neugeadelten Geschlechts derer von Trotta und Sipolje in jener Provinz dienen zu lassen, welcher der Held von Solferino entstammte, der Enkel analphabetischer slowenischer Bauern, der Sohn eines Wachtmeisters der Gendarmerie. Mochte es dem Nachfahren immer noch gefallen, den Dienst bei den Ulanen mit dem bescheidenen bei den Fußtruppen zu vertauschen: Er blieb also treu dem Gedächtnis des Großvaters, der als einfacher Leutnant der Infanterie dem Kaiser das Leben gerettet hatte. Aber die Umsicht des kaiser- und königlichen Kriegsministeriums vermied es, den Träger eines Adelsprädikats, das genauso hieß wie das slowenische Dorf, dem der Begründer des Geschlechtes entstammte, in die Nähe dieses Dorfes zu schicken. Ebenso wie die Behörden dachte auch der Bezirkshauptmann, der Sohn des Helden von Solferino. Zwar gestattete er – und gewiß nicht leichten Herzens – seinem Sohn die Transferierung zur Infanterie. Aber mit dem Verlangen Carl Josephs, in die slowenische Provinz zu kommen, war er keineswegs einverstanden. Er selbst, der Bezirkshauptmann, hatte niemals den Wunsch gespürt, die Heimat seiner Väter zu sehn. Er war ein Österreicher, Diener und Beamter der Habsburger, und seine Heimat war die Kaiserliche Burg zu Wien. Wenn er politische Vorstellungen von einer nützlichen Umgestaltung des großen und vielfältigen Reiches gehabt hätte, so wäre es ihm genehm gewesen, in allen Kronländern lediglich große und bunte Vorhöfe der Kaiserlichen Hofburg zu sehn und in allen Völkern der Monarchie Diener der Habsburger. Er war ein Bezirkshauptmann. In seinem Bezirk vertrat er die Aposto-

lische Majestät. Er trug den goldenen Kragen, den Krappenhut und den Degen. Er wünschte sich nicht, den Pflug über die gesegnete slowenische Erde zu führen. In dem entscheidenden Brief an seinen Sohn stand der Satz: »Das Schicksal hat aus unserm Geschlecht von Grenzbauern Österreicher gemacht. Wir wollen es bleiben.«

Also kam es, daß dem Sohn Carl Joseph, Freiherr von Trotta und Sipolje, die südliche Grenze verschlossen blieb und er lediglich die Wahl hatte, im Innern des Reiches zu dienen oder an dessen östlicher Grenze. Er entschied sich für das Jägerbataillon, das nicht weiter als zwei Meilen von der russischen Grenze stationiert war. In der Nähe lag das Dorf Burdlaki, die Heimat Onufrijs. Dieses Land war die verwandte Heimat der ukrainischen Bauern, ihrer wehmütigen Ziehharmonikas und ihrer unvergeßlichen Lieder: Es war die nördliche Schwester Sloweniens.

Siebzehn Stunden saß Leutnant Trotta im Zug. In der achtzehnten tauchte die letzte östliche Bahnstation der Monarchie auf. Hier stieg er aus. Sein Bursche Onufrij begleitete ihn. Die Jägerkaserne lag in der Mitte des Städtchens. Bevor sie in den Hof der Kaserne traten, bekreuzigte sich Onufrij dreimal. Es war Morgen. Der Frühling, lange schon heimisch im Innern des Reiches, war erst vor kurzem hierhergelangt. Schon leuchtete der Goldregen an den Hängen des Eisenbahndamms. Schon blühten die Veilchen in den feuchten Wäldern. Schon quakten die Frösche in den unendlichen Sümpfen. Schon kreisten die Störche über den niederen Strohdächern der dörflichen Hütten, die alten Räder zu suchen, die Fundamente ihrer sommerlichen Behausung.

Die Grenze zwischen Österreich und Rußland, im Nordosten der Monarchie, war um jene Zeit eines der merkwürdigsten Gebiete. Das Jägerbataillon Carl Josephs lag in einem Ort von zehntausend Einwohnern. Er hatte einen geräumigen Ringplatz, in dessen Mittelpunkt sich seine zwei großen Straßen kreuzten. Die eine führte von Osten nach Westen, die andere von Norden nach Süden. Die eine führte vom Bahnhof zum Friedhof. Die andere von der Schloßruine zur Dampfmühle. Von den zehntausend Einwohnern der Stadt ernährte sich ungefähr ein Drittel von Handwerk aller Art. Ein zweites Drittel lebte kümmerlich von seinem kargen Grundbesitz. Und der Rest beschäftigte sich mit einer Art von Handel.

Wir sagen: eine Art von Handel: Denn weder die Ware noch die geschäftlichen Bräuche entsprachen den Vorstellungen, die man sich in

der zivilisierten Welt vom Handel gemacht hat. Die Händler jener Gegend lebten viel eher von Zufällen als von Aussichten, viel mehr von der unberechenbaren Vorsehung als von geschäftlichen Überlegungen, und jeder Händler war jederzeit bereit, die Ware zu ergreifen, die ihm das Schicksal jeweilig auslieferte, und auch eine Ware zu erfinden, wenn ihm Gott keine beschert hatte. In der Tat, das Leben dieser Händler war ein Rätsel. Sie hatten keine Läden. Sie hatten keinen Namen. Sie hatten keinen Kredit. Aber sie besaßen einen scharfgeschliffenen Wundersinn für alle geheimen und geheimnisvollen Quellen des Geldes. Sie lebten von fremder Arbeit; aber sie schufen Arbeit für Fremde. Sie waren bescheiden. Sie lebten so kümmerlich, als erhielten sie sich von der Arbeit ihrer Hände. Aber es war die Arbeit anderer. Stets in Bewegung, immer unterwegs, mit geläufiger Zunge und hellem Gehirn, wären sie geeignet gewesen, eine halbe Welt zu erobern, wenn sie gewußt hätten, was die Welt bedeutet. Aber sie wußten es nicht. Denn sie lebten fern von ihr, zwischen dem Osten und dem Westen, eingeklemmt zwischen Nacht und Tag, sie selbst eine Art lebendiger Gespenster, welche die Nacht geboren hat und die am Tage umgehn. Sagten wir: Sie hätten »eingeklemmt« gelebt? Die Natur ihrer Heimat ließ es sie nicht fühlen. Die Natur schmiedete einen unendlichen Horizont um die Menschen an der Grenze und umgab sie mit einem edlen Ring aus grünen Wäldern und blauen Hügeln. Und gingen sie durch das Dunkel der Tannen, so konnten sie sogar glauben, von Gott bevorzugt zu sein; wenn sie die tägliche Sorge um das Brot für Weib und Kinder die Güte Gottes hätte erkennen lassen. Sie aber gingen durch die Tannenwälder, um Holz für die städtischen Käufer einzuhandeln, sobald der Winter herannahte. Denn sie handelten auch mit Holz. Sie handelten übrigens mit Korallen für die Bäuerinnen der umliegenden Dörfer und auch für die Bäuerinnen, die jenseits der Grenze, im russischen Lande, lebten. Sie handelten mit Bettfedern, mit Roßhaaren, mit Tabak, mit Silberstangen, mit Juwelen, mit chinesischem Tee, mit südländischen Früchten, mit Pferden und Vieh, mit Geflügel und Eiern, mit Fischen und Gemüse, mit Jute und Wolle, mit Butter und Käse, mit Wäldern und Grundbesitz, mit Marmor aus Italien und Menschenhaaren aus China zur Herstellung von Perücken, mit Seidenraupen und mit fertiger Seide, mit Stoffen aus Manchester, mit Brüsseler Spitzen und mit Moskauer Galoschen, mit Leinen aus Wien und Blei aus Böhmen. Keine von den wunderbaren und keine von den billigen Wa-

ren, an denen die Welt so reich ist, blieb den Händlern und Maklern dieser Gegend fremd. Was sie nach den bestehenden Gesetzen nicht bekommen oder verkaufen konnten, verschafften sie sich und verkauften sie gegen jedes Gesetz, flink und geheim, mit Berechnung und List, verschlagen und kühn. Ja, manche unter ihnen handelten mit Menschen, mit lebendigen Menschen. Sie verschickten Deserteure der russischen Armee nach den Vereinigten Staaten und junge Bauernmädchen nach Brasilien und Argentinien. Sie hatten Schiffsagenturen und Vertretungen fremdländischer Bordelle. Und dennoch waren ihre Gewinste kümmerlich, und sie hatten keine Ahnung von dem breiten und prächtigen Überfluß, in dem ein Mann leben kann. Ihre Sinne, so geschliffen und geübt, Geld zu finden, ihre Hände, die Gold aus Schottersteinen schlagen konnten, wie man Funken aus Steinen schlägt, waren nicht fähig, den Herzen Genuß zu verschaffen und den Leibern Gesundheit. Sumpfgeborene waren die Menschen dieser Gegend. Denn die Sümpfe lagen unheimlich ausgebreitet über der ganzen Fläche des Landes, zu beiden Seiten der Landstraße, mit Fröschen, Fieberbazillen und tückischem Gras, das den ahnungslosen, des Landes unkundigen Wanderern eine furchtbare Lockung in einen furchtbaren Tod bedeutete. Viele kamen um, und ihre letzten Hilferufe hatte keiner gehört. Alle aber, die dort geboren waren, kannten die Tücke des Sumpfes und besaßen selbst etwas von seiner Tücke. Im Frühling und im Sommer war die Luft erfüllt von einem unaufhörlichen, satten Quaken der Frösche. Unter den Himmeln jubelte ein ebenso sattes Trillern der Lerchen. Und es war eine unermüdliche Zwiesprach' des Himmels mit dem Sumpf.

Unter den Händlern, von denen wir gesprochen haben, waren viele Juden. Eine Laune der Natur, vielleicht das geheimnisvolle Gesetz einer unbekannten Abstammung von dem legendären Volk der Chasaren machte, daß viele unter den Grenzjuden rothaarig waren. Auf ihren Köpfen loderte das Haar. Ihre Bärte waren wie Brände. Auf den Rücken ihrer hurtigen Hände starrten rote und harte Borsten wie winzige Spieße. Und in ihren Ohren wucherte rötliche, zarte Wolle wie der Dunst von den roten Feuern, die im Innern ihrer Köpfe glühen mochten.

Wer immer von Fremden in diese Gegend geriet, mußte allmählich verlorengehn. Keiner war so kräftig wie der Sumpf. Niemand konnte der Grenze standhalten. Um jene Zeit begannen die hohen Herren in

Wien und Petersburg bereits, den großen Krieg vorzubereiten. Die Menschen an der Grenze fühlten ihn früher kommen als die andern; nicht nur, weil sie gewohnt waren, kommende Dinge zu erahnen, sondern auch, weil sie jeden Tag die Vorzeichen des Untergangs mit eigenen Augen sehen konnten. Auch von diesen Vorbereitungen noch zogen sie Gewinn. So mancher lebte von Spionage und Gegenspionage, bekam österreichische Gulden von der österreichischen Polizei und russische Rubel von der russischen. Und in der weltfernen, sumpfigen Öde der Garnison verfiel der und jener Offizier der Verzweiflung, dem Hasardspiel, den Schulden und finsteren Menschen. Die Friedhöfe der Grenzgarnisonen bargen viele junge Leiber schwacher Männer.

Aber auch hier exerzierten die Soldaten wie in allen andern Garnisonen des Reiches. Jeden Tag rückte das Jägerbataillon, vom Frühlingskot bespritzt, grauen Schlamm an den Stiefeln, in die Kaserne ein. Major Zoglauer ritt voran. Den zweiten Zug der ersten Kompanie führte Leutnant Trotta. Den Takt, in dem die Jäger marschierten, gab ein breites, biederes Signal des Hornisten an, nicht der hochmütige Fanfarenruf, der bei den Ulanen das Hufgetrappel der Rösser ordnete, unterbrach und umschmetterte. Zu Fuß ging Carl Joseph, und er bildete sich ein, daß ihm wohler war. Rings um ihn knirschten die genagelten Stiefel der Jäger über den kantigen Schottersteinchen, die immer wieder, jede Woche im Frühling, auf das Verlangen der Militärbehörde dem Sumpf der Wege geopfert wurden. Alle Steine, Millionen von Steinen, verschluckte der unersättliche Grund der Straße. Und immer neue, siegreiche, silbergraue, schimmernde Schichten von Schlamm quollen aus den Tiefen empor, fraßen den Stein und den Mörtel und schlugen klatschend über den stampfenden Stiefeln der Soldaten zusammen.

Die Kaserne lag hinter dem Stadtpark. Links neben der Kaserne war das Bezirksgericht, ihr gegenüber die Bezirkshauptmannschaft, hinter deren festlichem und baufälligem Gemäuer lagen zwei Kirchen, eine römische, eine griechische, und rechts ab von der Kaserne erhob sich das Gymnasium. Die Stadt war so winzig, daß man sie in zwanzig Minuten durchmessen konnte. Ihre wichtigen Gebäude drängten sich aneinander in lästiger Nachbarschaft. Wie Gefangene in einem Kerkerhof kreisten die Spaziergänger am Abend um das regelmäßige Rund des Parkes. Eine gute halbe Stunde Marsch brauchte man bis zum

Bahnhof. Die Messe der Jägeroffiziere war in zwei kleinen Stuben eines Privathauses untergebracht. Die meisten Kameraden aßen im Bahnhofsrestaurant. Carl Joseph auch. Er marschierte gern durch den klatschenden Kot, nur um einen Bahnhof zu sehen. Es war der letzte aller Bahnhöfe der Monarchie, aber immerhin: Auch dieser Bahnhof zeigte zwei Paar glitzernder Schienenbänder, die sich ununterbrochen bis in das Innere des Reiches erstreckten. Auch dieser Bahnhof hatte helle, gläserne und fröhliche Signale, in denen ein zartes Echo von heimatlichen Rufen klirrte, und einen unaufhörlich tickenden Morseapparat, auf dem die schönen, verworrenen Stimmen einer weiten, verlorenen Welt fleißig abgehämmert wurden, gesteppt wie von einer emsigen Nähmaschine. Auch dieser Bahnhof hatte einen Portier, und dieser Portier schwang eine dröhnende Glocke, und die Glocke bedeutete Abfahrt, Einsteigen! Einmal täglich, just um die Mittagszeit, schwang der Portier seine Glocke zu dem Zug, der in die westliche Richtung abging, nach Krakau, Oderberg, Wien. Ein guter, lieber Zug! Er hielt beinahe so lange, wie das Essen dauerte, vor den Fenstern des Speisesaals erster Klasse, in dem die Offiziere saßen. Erst wenn der Kaffee kam, pfiff die Lokomotive. Der graue Dampf schlug an die Fenster. Sobald er anfing, in feuchten Perlen und Streifen die Scheiben hinunterzurinnen, war der Zug bereits fort. Man trank den Kaffee und kehrte in langsamem, trostlosem Rudel zurück durch den silbergrauen Schlamm. Selbst die inspizierenden Generäle hüteten sich hierherzukommen. Sie kamen nicht, niemand kam. In dem einzigen Hotel des Städtchens, in dem die meisten Jägeroffiziere als Dauermieter wohnten, stiegen nur zweimal im Jahr die reichen Hopfenhändler ab, aus Nürnberg und Prag und Saaz. Wenn ihre unbegreiflichen Geschäfte gelungen waren, ließen sie Musik kommen und spielten Karten im einzigen Kaffeehaus, das zum Hotel gehörte.

Das ganze Städtchen übersah Carl Joseph vom zweiten Stock des Hotels Brodnitzer. Er sah den Giebel des Bezirksgerichts, das weiße Türmchen der Bezirkshauptmannschaft, die schwarzgelbe Fahne über der Kaserne, das doppelte Kreuz der griechischen Kirche, den Wetterhahn über dem Magistrat und alle dunkelgrauen Schindeldächer der kleinen Parterrehäuser. Das Hotel Brodnitzer war das höchste Haus im Ort. Es gab eine Richtung an wie die Kirche, der Magistrat und die öffentlichen Gebäude überhaupt. Die Gassen hatten keine Namen und die Häuschen keine Nummern, und wer hierorts nach einem bestimm-

ten Ziel fragte, richtete sich nach dem Ungefähr, das man ihm bezeichnet hatte. Der wohnte hinter der Kirche, jener gegenüber dem städtischen Gefängnis, der dritte rechter Hand vom Bezirksgericht. Man lebte wie im Dorf. Und die Geheimnisse der Menschen in den niederen Häusern, unter den dunkelgrauen Schindeldächern, hinter den kleinen, quadratischen Fensterscheiben und den hölzernen Türen quollen durch Ritzen und Sparren in die kotigen Gassen und selbst in den ewig geschlossenen, großen Hof der Kaserne. Den hatte die Frau betrogen, und jener hatte seine Tochter dem russischen Kapitän verkauft; hier handelte einer mit faulen Eiern, und dort lebte ein anderer von regelmäßigem Schmuggel; dieser hat im Gefängnis gesessen, und jener ist dem Kerker entgangen; der borgte den Offizieren Geld, und sein Nachbar trieb ein Drittel der Gage ein. Die Kameraden, Bürgerliche zumeist und deutscher Abstammung, lebten seit vielen Jahren in dieser Garnison, waren heimisch in ihr geworden und ihr anheimgefallen. Losgelöst von ihren heimischen Sitten, ihrer deutschen Muttersprache, die hier eine Dienstsprache geworden war, ausgeliefert der unendlichen Trostlosigkeit der Sümpfe, verfielen sie dem Hasardspiel und dem scharfen Schnaps, den man in dieser Gegend herstellte und der unter dem Namen »Neunziggrädiger« gehandelt wurde. Aus der harmlosen Durchschnittlichkeit, zu der sie Kadettenschule und überlieferter Drill herangezogen hatten, glitten sie in die Verderbnis dieses Landes, über das bereits der große Atem des großen feindlichen Zarenreiches strich. Kaum vierzehn Kilometer waren sie von Rußland entfernt. Die russischen Offiziere vom Grenzregiment kamen nicht selten herüber, in ihren langen sandgelben und taubengrauen Mänteln, die schweren silbernen und goldenen Epauletten auf den breiten Schultern und spiegelnde Galoschen an den spiegelblanken Schaftstiefeln, bei jedem Wetter. Die Garnisonen unterhielten sogar einen gewissen kameradschaftlichen Verkehr. Manchmal fuhr man auf kleinen, zeltüberspannten Bagagewagen über die Grenze, den Reiterkunststücken der Kosaken zuzusehn und den russischen Schnaps zu trinken. Drüben in der russischen Garnison standen die Schnapsfässer an den Rändern der hölzernen Bürgersteige, von Mannschaften mit Gewehr und aufgepflanzten langen, dreikantigen Bajonetten bewacht. Wenn der Abend einbrach, rollten die Fäßchen polternd durch die holprigen Straßen, angetrieben von den Stiefeln der Kosaken, gegen das russische Kasino, und ein leises Plätschern und Glucksen verriet der Bevölkerung den

Inhalt der Fässer. Die Offiziere des Zaren zeigten den Offizieren Seiner Apostolischen Majestät, was russische Gastfreundschaft hieß. Und keiner von den Offizieren des Zaren und keiner von den Offizieren der Apostolischen Majestät wußte um jene Zeit, daß über den gläsernen Kelchen, aus denen sie tranken, der Tod schon seine hageren, unsichtbaren Hände kreuzte.
In der weiten Ebene zwischen den beiden Grenzwäldern, dem österreichischen und dem russischen, jagten die Sotnien der Grenzkosaken einher, uniformierte Winde in militärischer Ordnung, auf den kleinen, huschgeschwinden Pferdchen ihrer heimatlichen Steppen, die Lanzen schwenkend über den hohen Pelzmützen wie Blitze an langen, hölzernen Stielen, kokette Blitze mit niedlichen Fahnenschürzchen. Auf dem weichen, federnden Sumpfboden war das Getrappel kaum zu vernehmen. Nur mit einem leisen, feuchten Seufzen antwortete die nasse Erde auf den fliegenden Anschlag der Hufe. Kaum daß sich die tiefgrünen Gräschen niederlegten. Es war, als schwebten die Kosaken über das Gefilde. Und wenn sie über die gelbe, sandige Landstraße setzten, erhob sich eine große, helle, goldige, feinkörnige Staubsäule, flimmernd in der Sonne, breit zerflatternd, aufgelöst wieder niedersinkend in tausend kleinen Wölkchen. Die geladenen Gäste saßen auf rohgezimmerten, hölzernen Tribünen. Die Bewegungen der Reiter waren fast schneller als die Blicke der Zuschauer. Mit den starken, gelben Pferdezähnen hoben die Kosaken vom Sattel aus ihre roten und blauen Taschentücher vom Boden, mitten im Galopp, die Leiber senkten sich, jäh gefällt, unter die Bäuche der Rösser, und die Beine in den spiegelnden Stiefeln preßten gleichzeitig noch die Flanken der Tiere. Andere warfen die Lanzen weit von sich in die Luft, die Waffen wirbelten und fielen dann dem Reiter gehorsam wieder in die erhobene Faust; wie lebendige Jagdfalken kehrten sie zurück in die Hand ihrer Herren. Andere wieder sprangen geduckt, den Oberkörper waagerecht über dem Leib des Pferdes, den Mund brüderlich an das Maul des Tieres gepreßt, durch das erstaunlich kleine Rund eiserner Reifen, die etwa ein mäßiges Faß hätten umgürten können. Die Rösser streckten alle viere von sich. Ihre Mähnen erhoben sich wie Schwingen, ihre Schweife standen waagerecht wie Steuer, ihre schmalen Köpfe glichen dem schlanken Bug eines dahinschießenden Kahns. Wieder andere sprengten über zwanzig Bierfässer, die, Boden an Boden, hintereinanderlagen. Hier wieherten die Rösser, bevor sie zum Sprung ansetzten. Der Reiter kam

aus unendlicher Ferne dahergesprengt, ein grauer, winziger Punkt war er zuerst, wuchs in rasender Geschwindigkeit zu einem Strich, einem Körper, einem Reiter, ward ein riesengroßer, sagenhafter Vogel aus Mensch und Pferdeleib, geflügelter Zyklop, um dann, wenn der Sprung geglückt war, ehern stehenzubleiben, hundert Schritte vor den Fässern, ein Standbild, ein Denkmal aus leblosem Stoff. Wieder andere schossen, während sie pfeilschnell dahinflogen (und sie selbst, die Schützen, sahen aus wie Geschosse), nach fliegenden Zielen, die seitwärts von ihnen dahinjagende Reiter auf großen, runden, weißen Scheiben hielten: Die Schützen galoppierten, schossen und trafen. So mancher sank vom Pferd. Die Kameraden, die ihm folgten, huschten über seinen Leib, kein Huf traf ihn. Es gab Reiter, die ein Pferd neben sich dahergaloppieren ließen und im Galopp aus einem Sattel in den andern sprangen, in den ersten zurückkehrten, plötzlich wieder auf das begleitende Roß fielen und schließlich, beide Hände auf je einen Sattel gestützt, die Beine schlenkernd zwischen den Leibern der Tiere, mit einem Ruck am angegebenen Ziel stehenblieben, beide Rösser haltend, daß sie reglos dastanden wie Pferde aus Bronze.
Diese Reiterfeste der Kosaken waren nicht die einzigen in dem Grenzgebiet zwischen der Monarchie und Rußland. In der Garnison stationierte noch ein Dragonerregiment. Zwischen den Offizieren des Jägerbataillons, denen des Dragonerregiments und den Herren der russischen Grenzregimenter stellte der Graf Chojnicki die innigsten Beziehungen her, einer der reichsten polnischen Grundbesitzer der Gegend. Graf Wojciech Chojnicki, verwandt mit den Ledochowskis und den Potockis, verschwägert mit den Sternbergs, befreundet mit den Thuns, Kenner der Welt, vierzig Jahre alt, aber ohne erkennbares Alter, Rittmeister der Reserve, Junggeselle, leichtlebig und schwermütig zu gleicher Zeit, liebte die Pferde, den Alkohol, die Gesellschaft, den Leichtsinn und auch den Ernst. Den Winter verbrachte er in großen Städten und in den Spielsälen der Riviera. Wie ein Zugvogel pflegte er, wenn der Goldregen an den Dämmen der Eisenbahn zu blühen begann, in die Heimat seiner Ahnen zurückzukehren. Er brachte mit sich einen leicht parfümierten Hauch der großen Welt und galante und abenteuerliche Geschichten. Er gehörte zu den Leuten, die keine Feinde haben können, aber auch keine Freunde, lediglich Gefährten, Genossen und Gleichgültige. Mit seinen hellen, klugen, ein wenig hervorquellenden Augen, seiner spiegelnden, kugelblanken

Glatze, seinem kleinen, blonden Schnurrbärtchen, den schmalen Schultern, den übermäßig langen Beinen gewann Chojnicki die Zuneigung aller Menschen, denen er zufällig oder absichtlich in den Weg kam.
Er bewohnte abwechselnd zwei Häuser, die als »altes« und als »neues Schloß« bei der Bevölkerung bekannt und respektiert waren. Das sogenannte »alte Schloß« war ein größerer, baufälliger Jagdpavillon, den der Graf aus unerforschlichen Gründen nicht instand setzen wollte. Das »neue Schloß« war eine geräumige, einstöckige Villa, deren oberes Geschoß jederzeit von merkwürdigen und manchmal auch von unheimlichen Fremden bewohnt wurde. Es waren die »armen Verwandten« des Grafen. Ihm wäre es, selbst beim eifrigsten Studium seiner Familiengeschichte, nicht möglich gewesen, den Grad der Verwandtschaft seiner Gäste zu kennen. Es war allmählich Sitte geworden, als Familienangehöriger Chojnickis auf das »neue Schloß« zu kommen und hier den Sommer zu verbringen. Gesättigt, erholt und manchmal vom Ortsschneider des Grafen auch mit neuen Kleidern versehen, kehrten die Besucher, sobald die ersten Züge der Stare in den Nächten hörbar wurden und die Zeit der Kukuruzkolben vorbei war, in die unbekannten Gegenden zurück, in denen sie heimisch sein mochten. Der Hausherr merkte weder die Ankunft noch den Aufenthalt, noch die Abreise seiner Gäste. Ein für allemal hatte er verfügt, daß sein jüdischer Gutsverwalter die Familienbeziehungen der Ankömmlinge zu prüfen hatte, ihren Verbrauch zu regeln, ihre Abreise vor Einbruch des Winters festzusetzen. Das Haus hatte zwei Eingänge. Während der Graf und die nicht zur Familie zählenden Gäste den vorderen Eingang benutzten, mußten seine Angehörigen den großen Umweg durch den Obstgarten machen und durch eine kleine Pforte in der Gartenmauer ein- und ausgehn. Sonst durften die Ungebetenen machen, was ihnen gefiel.
Zweimal in der Woche, und zwar Montag und Donnerstag, fanden die sogenannten »kleinen Abende« beim Grafen Chojnicki statt und einmal im Monat das sogenannte »Fest«. An den »kleinen Abenden« waren nur sechs Zimmer erleuchtet und für den Aufenthalt der Gäste bestimmt, an den »Festen« aber zwölf. An den »kleinen Abenden« bediente das Personal ohne Handschuhe und in dunkelgelber Livree; an den »Festen« trugen die Lakaien weiße Handschuhe und ziegelbraune Röcke mit schwarzsamtenen Kragen und silbernen Knöpfen. Man begann immer mit Wermut und herben spanischen Weinen. Man ging über zu Burgunder und Bordeaux. Hierauf kam der Champagner. Ihm folgte der Co-

gnac. Und man schloß, um der Heimat den gehörigen Tribut zu zollen, mit dem Gewächs des Bodens, dem Neunziggrädigen.
Die Offiziere des außerordentlichen feudalen Dragonerregiments und die meist bürgerlichen Offiziere des Jägerbataillons schlossen beim Grafen Chojnicki rührselige Bündnisse fürs Leben. Die anbrechenden Sommermorgen sahen durch die breiten und gewölbten Fenster des Schlosses auf ein buntes Durcheinander von Infanterie- und Kavallerieuniformen. Die Schläfer schnarchten der goldenen Sonne entgegen. Gegen fünf Uhr morgens rannte eine Schar verzweifelter Offiziersburschen zum Schloß, die Herren zu wecken. Denn um sechs Uhr begannen die Regimenter zu exerzieren. Längst war der Hausherr, den der Alkohol nicht müde machte, in seinem kleinen Jagdpavillon. Er hantierte dort mit sonderbaren Glasröhren, Flämmchen, Apparaten. In der Gegend lief das Gerücht um, daß der Graf Gold machen wolle. In der Tat schien er sich mit törichten alchimistischen Versuchen abzugeben. Wenn es ihm auch nicht gelang, Gold herzustellen, so wußte er doch, es im Roulettespiel zu gewinnen. Er ließ manchmal durchblikken, daß er von einem geheimnisvollen, längst verstorbenen Spieler ein zuverlässiges »System« geerbt hatte.
Seit Jahren war er Reichsratsabgeordneter, regelmäßg wiedergewählt von seinem Bezirk, alle Gegenkandidaten schlagend mit Geld, Gewalt und Überrumpelung, Günstling der Regierung und Verächter der parlamentarischen Körperschaft, der er angehörte. Er hatte nie eine Rede gehalten und nie einen Zwischenruf getan. Ungläubig, spöttisch, furchtlos und ohne Bedenken pflegte Chojnicki zu sagen, der Kaiser sei ein gedankenloser Greis, die Regierung eine Bande von Trotteln, der Reichsrat eine Versammlung gutgläubiger und pathetischer Idioten, die staatlichen Behörden bestechlich, feige und faul. Die deutschen Österreicher waren Walzertänzer und Heurigensänger, die Ungarn stanken, die Tschechen waren geborene Stiefelputzer, die Ruthenen verkappte und verräterische Russen, die Kroaten und Slowenen, die er »Krowoten und Schlawiner« nannte, Bürstenbinder und Maronibrater, und die Polen, denen er ja selbst angehörte, Courmacher, Friseure und Modephotographen. Nach jeder Rückkehr aus Wien und den andern Teilen der großen Welt, in der er sich heimisch tummelte, pflegte er einen düsteren Vortrag zu halten, der etwa so lautete:
»Dieses Reich muß untergehn. Sobald unser Kaiser die Augen schließt, zerfallen wir in hundert Stücke. Der Balkan wird mächtiger sein als

wir. Alle Völker werden ihre dreckigen, kleinen Staaten errichten, und sogar die Juden werden einen König in Palästina ausrufen. In Wien stinkt schon der Schweiß der Demokraten, ich kann's auf der Ringstraße nicht mehr aushalten. Die Arbeiter haben rote Fahnen und wollen nicht mehr arbeiten. Der Bürgermeister von Wien ist ein frommer Hausmeister. Die Pfaffen gehn schon mit dem Volk, man predigt tschechisch in den Kirchen. Im Burgtheater spielt man jüdische Saustücke, und jede Woche wird ein ungarischer Klosettfabrikant Baron. Ich sag' euch, meine Herren, wenn jetzt nicht geschossen wird, ist's aus. Wir werden's noch erleben!«

Die Zuhörer des Grafen lachten und tranken noch eins. Sie verstanden ihn nicht. Man schoß gelegentlich, besonders bei den Wahlen, um dem Grafen Chojnicki zum Beispiel das Mandat zu sichern, und zeigte also, daß die Welt nicht ohne weiteres untergehn konnte. Der Kaiser lebte noch. Nach ihm kam der Thronfolger. Die Armee exerzierte und leuchtete in allen vorschriftsmäßigen Farben. Die Völker liebten die Dynastie und huldigten ihr in den verschiedensten Nationaltrachten. Chojnicki war ein Witzbold.

Der Leutnant Trotta aber, empfindlicher als seine Kameraden, trauriger als sie und in der Seele das ständige Echo der rauschenden, dunklen Fittiche des Todes, dem er schon zweimal begegnet war: Der Leutnant spürte zuweilen das finstere Gewicht der Prophezeiungen.

X

Jede Woche, wenn er Stationsdienst hatte, schrieb Leutnant Trotta seine gleichtönigen Berichte an den Bezirkshauptmann. Die Kaserne hatte keine elektrische Beleuchtung. In den Wachstuben brannte man die alten, reglementmäßigen Dienstkerzen, wie zur Zeit des alten Helden von Solferino. Jetzt waren es »Apollokerzen« aus schneeweißem und weniger sprödem Stearin, mit gutgeflochtenem Docht und steter Flamme. Die Briefe des Leutnants verrieten nichts von seiner veränderten Lebensweise und von den ungewöhnlichen Verhältnissen der Grenze. Der Bezirkshauptmann vermied jede Frage. Seine Antworten, die er regelmäßig jeden vierten Sonntag an den Sohn abschickte, waren ebenso gleichförmig wie die Briefe des Leutnants.

Jeden Morgen brachte der alte Jacques die Post in das Zimmer, in dem

der Bezirkshauptmann seit vielen Jahren sein Frühstück einzunehmen pflegte. Es war ein etwas entlegenes, tagsüber nicht benutztes Zimmer. Das Fenster, dem Osten zugewandt, ließ bereitwillig alle Morgen, die klaren, die trüben, die warmen, die kühlen und die regnerischen, ein; es war Sommer und Winter während des Frühstücks geöffnet. Im Winter hielt der Bezirkshauptmann die Beine in einen warmen Schal gewickelt, der Tisch war nahe an den breiten Ofen gerückt, und im Ofen prasselte das Feuer, das der alte Jacques eine halbe Stunde früher angezündet hatte. Jedes Jahr am fünfzehnten April hörte Jacques auf, den Ofen zu heizen. Jedes Jahr am fünfzehnten April nahm der Bezirkshauptmann, ohne Rücksicht auf die Witterung, seine sommerlichen Morgenspaziergänge auf. Der Friseurgehilfe kam, unausgeschlafen und selbst noch unrasiert, um sechs Uhr ins Schlafzimmer Trottas. Sechs Uhr fünfzehn lag das Kinn des Bezirkshauptmanns glatt und gepudert zwischen den leicht angesilberten Fittichen des Backenbarts. Der kahle Schädel war bereits massiert, von ein paar verriebenen Tropfen Kölnischen Wassers leicht gerötet, und alle überflüssigen Härchen, die teils vor den Nasenlöchern, teils aus den Ohrmuscheln wuchsen und gelegentlich auch am Nacken über dem hohen Stehkragen wucherten, waren spurlos entfernt. Dann griff der Bezirkshauptmann zum hellen Spazierstock und zum grauen Halbzylinder und begab sich in den Stadtpark. Er trug eine weiße Weste mit grauen Knöpfen und winzigem Ausschnitt und einen taubengrauen Schlußrock. Die engen Hosen ohne Bügelfalte umspannten mittels dunkelgrauer Stege die schmalen, spitz auslaufenden Zugstiefel, ohne Kappen und Nähte, aus zartestem Chevreau. Noch waren die Straßen leer. Der städtische Sprengwagen, von zwei schwerfälligen braunen Rössern gezogen, kam über das holprige Kopfsteinpflaster dahergerattert. Der Kutscher auf dem hohen Bock senkte, sobald er den Bezirkshauptmann erblickte, die Peitsche, schlang die Zügel um den Griff der Bremse und zog die Mütze so tief, daß sie seine Knie berührte. Es war der einzige Mensch des Städtchens, ja des Bezirks, dem Herr von Trotta mit der Hand heiter, beinahe übermütig zuwinkte. Am Eingang zum Stadtpark salutierte der Gemeindepolizist. Diesem sagte der Bezirkshauptmann ein herzliches »Grüß Gott!«, ohne die Hand zu rühren. Hierauf begab er sich zu der blonden Inhaberin des Sodawasserpavillons. Hier lüftete er ein wenig den Halbzylinder, trank einen Kelch Magenwasser, zog eine Münze aus der Westentasche, ohne die grauen Handschuhe abzulegen,

und setzte seinen Spaziergang fort. Bäcker, Schornsteinfeger, Gemüsehändler, Fleischhauer begegneten ihm. Jedermann grüßte. Der Bezirkshauptmann erwiderte, indem er den Zeigefinger sachte an den Hutrand legte. Erst vor dem Apotheker Kronauer, der ebenfalls Morgenspaziergänge liebte und übrigens Gemeinderat war, zog Herr von Trotta den Hut. Manchmal sagte er: »Guten Morgen, Herr Apotheker!«, blieb stehen und fragte: »Wie geht's?« »Ausgezeichnet!« sagte der Apotheker. »Das freut mich!« bemerkte der Bezirkshauptmann, lüftete noch einmal den Hut und setzte seine Wanderung fort.

Er kam nicht vor acht Uhr zurück. Manchmal begegnete er dem Briefträger im Flur oder auf der Treppe. Dann ging er noch für eine Weile in die Kanzlei. Denn er liebte es, die Briefe schon neben dem Tablett beim Frühstück vorzufinden. Es war ihm unmöglich, jemanden während des Frühstücks zu sehn oder gar zu sprechen. Der alte Jacques mochte noch von ungefähr eintreten, an Wintertagen, um im Ofen nachzusehn, an sommerlichen, um das Fenster zu schließen, wenn es zufällig allzu stark regnete. Von Fräulein Hirschwitz konnte keine Rede sein. Vor ein Uhr mittag war ihr Anblick dem Bezirkshauptmann ein Greuel.

Eines Tages, es war Ende Mai, kehrte Herr von Trotta fünf Minuten nach acht von seinem Spaziergang heim. Der Briefträger mußte längst dagewesen sein. Herr von Trotta setzte sich an den Tisch im Frühstückszimmer. Das Ei stand, »kernweich« wie immer, auch heute im silbernen Becher. Golden schimmerte der Honig, die frischen Kaisersemmeln dufteten nach Feuer und Hefe wie alle Tage; die Butter leuchtete gelb, gebettet in ein riesiges, dunkelgrünes Blatt, im goldgeränderten Porzellan dampfte der Kaffee. Nichts fehlte. Wenigstens schien es Herrn von Trotta im ersten Augenblick, daß gar nichts fehlte. Aber gleich darauf erhob er sich, legte die Serviette wieder hin und überprüfte noch einmal den Tisch. Am gewohnten Platz fehlten die Briefe. Es war, soweit sich der Bezirkshauptmann erinnern konnte, kein Tag ohne dienstliche Post vergangen. Herr von Trotta ging zuerst zum offenen Fenster, wie um sich zu überzeugen, daß draußen die Welt noch bestand. Ja, die alten Kastanien im Stadtpark trugen noch ihre dichten, grünen Kronen. In ihnen lärmten unsichtbar die Vögel wie an jedem Morgen. Auch der Milchwagen, der um diese Zeit vor der Bezirkshauptmannschaft zu halten pflegte, stand heute da, unbekümmert, als wäre es ein Tag wie alle anderen. Es hat sich also draußen

gar nichts verändert, stellte der Bezirkshauptmann fest. War es möglich, daß keine Post gekommen war? War es möglich, daß Jacques sie vergessen hatte? Herr von Trotta schwang die Tischglocke. Ihr silberner Klang lief hurtig durch das stille Haus. Niemand kam. Der Bezirkshauptmann rührte vorläufig das Frühstück nicht an. Er schwenkte noch einmal das Glöckchen. Endlich klopfte es. Er war erstaunt, erschrocken und beleidigt, als er seine Haushälterin, Fräulein Hirschwitz, eintreten sah.
Sie trug eine Art von Morgenrüstung, in der er sie noch nie gesehen hatte. Eine große Schürze aus dunkelblauem Wachstuch hüllte sie vom Hals bis zu den Füßen ein, und eine weiße Haube saß stramm auf ihrem Kopf und ließ ihre großen Ohren mit den weichen, fleischigen und breiten Läppchen sehn. Also erschien sie Herrn von Trotta außerordentlich scheußlich – er konnte den Geruch von Wachstuch nicht vertragen.
»Höchst fatal!« sagte er, ohne ihren Gruß zu erwidern. »Wo ist Jacques?«
»Jacques ist heute von einer Unpäßlichkeit befallen worden.«
»Befallen?« wiederholte der Bezirkshauptmann, der nicht sofort begriff. »Krank ist er?« fragte er weiter.
»Er hat Fieber!« sagte Fräulein Hirschwitz.
»Danke!« sagte Herr von Trotta und winkte mit der Hand.
Er setzte sich an den Tisch. Er trank nur den Kaffee. Das Ei, den Honig, die Butter und die Kaisersemmeln ließ er auf dem Tablett. Er verstand nun zwar, daß Jacques krank geworden war und also nicht imstande, die Briefe zu bringen. Warum aber war Jacques krank geworden? Er war immer ebenso gesund gewesen wie die Post zum Beispiel. Wenn sie plötzlich aufgehört hätte, Briefe zu befördern, so wäre es keineswegs überraschender gewesen. Der Bezirkshauptmann selbst war niemals krank. Wenn man krank wurde, mußte man sterben. Die Krankheit war nichts anderes als ein Versuch der Natur, den Menschen an das Sterben zu gewöhnen. Epidemische Krankheiten – die Cholera hatte man in der Jugendzeit Herrn von Trottas noch gefürchtet – konnte der und jener überwinden. Andern Krankheiten aber, die so einzeln dahergeschlichen kamen, mußte man erliegen; mochten sie noch so verschiedene Namen tragen. Die Ärzte – die der Bezirkshauptmann »Feldscher« nannte – gaben vor, heilen zu können; aber nur, um nicht zu verhungern. Mochte es aber immerhin noch Ausnah-

men geben, die nach einer Krankheit weiterlebten, soweit sich Herr von Trotta erinnern konnte, war in seiner näheren und weiteren Umgebung keine derartige Ausnahme zu bemerken.

Er klingelte noch einmal. »Ich möchte die Post«, sagte er zu Fräulein Hirschwitz, »aber schicken Sie sie mit irgend jemandem, bitte! – Was fehlt denn dem Jacques übrigens?«

»Er hat Fieber!« sagte Fräulein Hirschwitz. »Er wird sich erkältet haben!«

»Erkältet?! Im Mai!?«

»Er ist nicht mehr jung!«

»Lassen Sie den Doktor Sribny kommen!«

Dieser Doktor war der Bezirksarzt. Er amtierte in der Bezirkshauptmannschaft von neun bis zwölf. Bald mußte er da sein. Nach Ansicht des Bezirkshauptmanns war er ein »honetter Mann«.

Indessen brachte der Amtsdiener die Post. Der Bezirkshauptmann sah nur die Umschläge an, gab sie zurück und befahl, sie in die Kanzlei zu legen. Er stand am Fenster und konnte sich nicht genug darüber verwundern, daß die Welt draußen noch gar nichts von den Veränderungen in seinem Hause zu wissen schien. Er hatte heute weder gegessen noch die Post gelesen. Jacques lag an einer rätselhaften Krankheit danieder. Und das Leben ging weiter seinen gewohnten Gang.

Sehr langsam, mit mehreren unklaren Gedanken beschäftigt, schritt Herr von Trotta ins Amt, zwanzig Minuten später als sonst setzte er sich an den Schreibtisch. Der erste Bezirkskommissär kam, Bericht zu erstatten. Es hatte gestern wieder eine Versammlung tschechischer Arbeiter gegeben. Ein Sokolfest war angesagt, Delegierte aus »slawischen Staaten« – gemeint waren Serbien und Rußland, aber im dienstlichen Dialekt niemals namentlich erwähnt – sollten morgen schon kommen. Auch die Sozialdemokraten deutscher Zunge machten sich bemerkbar. In der Spinnerei wurde ein Arbeiter von seinen Kameraden geschlagen, angeblich und nach den Spitzelberichten, weil er es ablehnte, in die rote Partei einzutreten. All dies bekümmerte den Bezirkshauptmann, es schmerzte ihn, es kränkte ihn, es verwundete ihn. Alles, was die ungehorsamen Teile der Bevölkerung unternahmen, um den Staat zu schwächen, Seine Majestät den Kaiser mittelbar oder unmittelbar zu beleidigen, das Gesetz ohnmächtiger zu machen, als es ohnehin schon war, die Ruhe zu stören, den Anstand zu verletzen, die Würde zu verhöhnen, tschechische Schulen zu errichten, oppositionelle Abge-

ordnete durchzusetzen: all das waren gegen ihn selbst, den Bezirkshauptmann, unternommene Handlungen. Zuerst hatte er die Nationen, die Autonomie und das »Volk«, das »mehr Rechte« verlangte, nur geringgeschätzt. Allmählich begann er, sie zu hassen, die Schreiner, die Brandstifter, die Wahlredner. Er schärfte dem Bezirkskommissär ein, jede Versammlung sofort aufzulösen, in der man es sich etwa einfallen ließ, »Resolutionen« zu fassen. Von allen in der letzten Zeit modern gewordenen Worten haßte er dieses am stärksten; vielleicht, weil es nur eines winzigen andern Buchstabens bedurfte, um in das schändlichste aller Worte verwandelt zu werden: in Revolution. Dieses hatte er vollends ausgerottet. In seinem Sprachschatz, auch im dienstlichen, kam es nicht vor; und wenn er in dem Bericht eines seiner Untergebenen etwa die Bezeichnung »revolutionärer Agitator« für einen der aktiven Sozialdemokraten las, so strich er dieses Wort und verbesserte mit roter Tinte: »verdächtiges Individuum«. Vielleicht gab es irgendwo in der Monarchie Revolutionäre: Im Bezirk des Herrn von Trotta kamen sie nicht vor.
»Schicken Sie mir nachmittags den Wachtmeister Slama!« sagte Herr von Trotta zum Kommissär. »Verlangen Sie für diese Sokoln Gendarmerieverstärkung. Schreiben Sie einen kurzen Bericht für die Statthalterei, geben Sie ihn mir morgen. Vielleicht müssen wir uns mit der Militärbehörde in Verbindung setzen. Der Gendarmerieposten hat jedenfalls ab morgen Bereitschaft. Ich möchte gern einen knappen Auszug aus dem letzten Ministerialerlaß betreffend Bereitschaft haben.«
»Jawohl, Herr Bezirkshauptmann!«
»So. Ist der Doktor Sribny schon dagewesen?«
»Er ist gleich zu Jacques gerufen worden.«
»Ich hätte ihn gern gesprochen.«
Der Bezirkshauptmann berührte heute kein Aktenstück mehr. Damals, in den ruhigen Jahren, als er angefangen hatte, sich in der Bezirkshauptmannschaft einzurichten, hatte es noch keine Autonomisten, keine Sozialdemokraten und verhältnismäßig wenig »verdächtige Individuen« gegeben. Es war auch im langsamen Laufe der Jahre kaum zu merken, wie sie wuchsen, sich ausbreiteten und gefährlich wurden. Es war nun dem Bezirkshauptmann, als machte ihn erst die Erkrankung Jacques' mit einemmal auf die grausamen Veränderungen der Welt aufmerksam und als bedrohte der Tod, der jetzt am Bettrand des alten Dieners sitzen mochte, nicht diesen allein. Wenn Jacques stirbt,

fiel es dem Bezirkshauptmann ein, so stirbt gewissermaßen der Held von Solferino noch einmal und vielleicht – und hier stockte eine Sekunde das Herz des Herrn von Trotta – derjenige, den der Held von Solferino vor dem Tode bewahrt hatte. Oh! Nicht nur Jacques war heute krank geworden! Uneröffnet lagen noch die Briefe vor dem Bezirkshauptmann auf dem Schreibtisch: Wer weiß, was sie enthalten mochten! Unter den Augen der Behörden und der Gendarmerie versammelten sich die Sokoln im Innern des Reiches. Diese Sokoln, die der Bezirkshauptmann für sich »Sokolisten« nannte, wie um aus ihnen, die eine große Gruppe unter den slawischen Völkern darstellten, eine Art kleinerer Partei zu machen, gaben nur vor, Turner zu sein und die Muskeln zu kräftigen. In Wirklichkeit waren sie Spione oder Rebellen, vom Zaren bezahlt. Im »Fremdenblatt« hatte man gestern noch lesen können, daß die deutschen Studenten in Prag die »Wacht am Rhein« gelegentlich singen, diese Hymne der Preußen, der mit Österreich verbündeten Erbfeinde Österreichs. Auf wen konnte man sich da noch verlassen? Den Bezirkshauptmann fröstelte es. Und zum erstenmal, seitdem er in dieser Kanzlei zu arbeiten angefangen hatte, ging er an einem unleugbar warmen Frühlingstag zum Fenster und schloß es.
Den Bezirksarzt, der in diesem Augenblick eintrat, fragte Herr von Trotta nach dem Befinden des alten Jacques. Doktor Sribny sagte: »Wenn's eine Lungenentzündung wird, hält er's nicht durch. Er ist sehr alt. Er hat jetzt vierzig Fieber. Er hat um den Geistlichen gebeten.« Der Bezirkshauptmann beugte sich über den Tisch. Er fürchtete, Doktor Sribny könnte irgendeine Veränderung in seinem Angesicht wahrnehmen, und er fühlte, daß sich in der Tat irgend etwas in seinem Angesicht zu verändern begann. Er zog die Schublade auf, holte die Zigarren hervor und bot sie dem Doktor an. Er wies stumm auf den Lehnstuhl. Jetzt rauchten beide. »Sie haben also wenig Hoffnung?« fragte Herr von Trotta endlich. »Eigentlich sehr wenig, um die Wahrheit zu sagen!« erwiderte der Doktor. »In diesem Alter—« Er vollendete den Satz nicht und sah den Bezirkshauptmann an, als wollte er erkennen, ob der Herr um vieles jünger sei als der Diener. »Er ist nie krank gewesen!« sagte der Bezirkshauptmann, als wäre das eine Art Milderungsgrund und der Doktor eine Instanz, von der das Leben abhing. »Ja, ja«, sagte der Doktor nur. »Das kommt vor. Wie alt mag er sein?« Der Bezirkshauptmann dachte nach und sagte: »An die achtundsiebzig bis achtzig.« »Ja«, sagte Doktor Sribny, »so hab' ich ihn

auch geschätzt. Das heißt: erst heute. Solang einer herumläuft, denkt man, er wird ewig leben!«
Hierauf erhob sich der Bezirksarzt und ging an seine Arbeit.
Herr von Trotta schrieb auf einen Zettel: »Ich bin in der Wohnung Jacques'«, legte das Papier unter einen Briefbeschwerer und ging in den Hof.
Er war noch niemals in Jacques' Wohnung gewesen. Sie lag, ein winziges Häuschen mit einem allzu großen Schornstein auf dem Dächlein, an die rückwärtige Hofmauer angebaut. Sie hatte drei Wände aus gelblichen Ziegeln und eine braune Tür in der Mitte. Man betrat zuerst die Küche und dann durch eine Glastür die Wohnstube. Jacques' zahmer Kanarienvogel stand auf dem Kuppelknauf seines Käfigs, neben dem Fenster mit der etwas kurzen, weißen Gardine, hinter der die Scheibe ausgewachsen erschien. Der glattgehobelte Tisch war an die Wand gerückt. Über ihm hing eine blaue Petroleumlampe, mit rundem Spiegel und Lichtverstärker. Die Heilige Mutter Gottes stand in einem großen Rahmen auf dem Tisch, gegen die Mauer gelehnt, wie etwa Porträts von Verwandten aufgestellt werden. Im Bett, mit dem Kopf gegen die Fensterwand, unter einem weißen Berg von Tüchern und Kissen, lag Jacques. Er glaubte, der Priester sei gekommen, und seufzte tief und befreit, als käme schon zu ihm die Gnade. »Ach, Herr Baron!« sagte er dann. Der Bezirkshauptmann trat nahe an den Alten. In einem ähnlichen Zimmer, in den Ubikationen der Laxenburger Invaliden, war der Großvater des Bezirkshauptmanns aufgebahrt gelegen, der Wachtmeister der Gendarmerie. Der Bezirkshauptmann sah noch den gelben Glanz der großen, weißen Kerzen im Halbdämmer des verhängten Zimmers, und die übergroßen Stiefelsohlen der festlich bekleideten Leiche erhoben sich hart vor seinem Angesicht. Kam nun bald an Jacques die Reihe? Der Alte stützte sich auf den Ellenbogen. Er trug eine gestickte Schlafmütze aus dunkelblauer Wolle, zwischen den dichten Maschen schimmerte sein silbernes Kopfhaar. Sein glattrasiertes Angesicht, knochig und vom Fieber gerötet, erinnerte an gefärbtes Elfenbein. Der Bezirkshauptmann setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bett und sagte: »Na, das ist ja nicht so schlimm, sagt mir eben der Doktor. Wird ein Katarrh sein!« »Jawohl, Herr Baron!« erwiderte Jacques und machte unter der Decke einen schwachen Versuch, die Fersen zusammenzuschlagen. Er setzte sich aufrecht. »Ich bitte um Entschuldigung!« fügte er hinzu. »Morgen, denk' ich, wird's vorbei

sein!« »In einigen Tagen, ganz gewiß!« »Ich warte auf den Geistlichen, Herr Baron!« »Ja, ja«, sagte Herr von Trotta, »er wird schon kommen. Dazu ist noch lange Zeit!« »Er ist schon unterwegs!« erwiderte Jacques in einem Ton, als sähe er den Geistlichen mit eigenen Augen näher kommen. »Er kommt schon«, fuhr er fort, und er schien plötzlich nicht mehr zu wissen, daß der Bezirkshauptmann neben ihm saß. »Wie der selige Herr Baron gestorben ist«, sprach er weiter, »haben wir alle nichts gewußt. Am Morgen, oder war's ein Tag vorher, ist er noch in den Hof gekommen und hat gesagt: ›Jacques, wo sind die Stiefel?‹ Ja, ein Tag vorher ist das gewesen. Und am Morgen hat er sie nicht mehr gebraucht. Der Winter hat dann gleich angefangen, es war ein ganz kalter Winter. Bis zum Winter, glaub' ich, werd' ich auch noch durchhalten. Bis zum Winter ist gar nicht mehr so weit, ein wenig Geduld muß ich halt haben. Jetzt haben wir schon Juli, also Juli, Juni, Mai, April, August, November, und zu Weihnachten, denk' ich, kann's ausgehn, abmarschieren, Kompanie, marsch!« Er hörte auf und sah mit großen, glänzenden, blauen Augen durch den Bezirkshauptmann wie durch Glas.
Herr von Trotta versuchte, den Alten sachte in die Polster zu drücken, aber Jacques' Oberkörper war steif und gab nicht nach. Nur sein Kopf zitterte, und seine dunkelblaue Nachtmütze zitterte ebenfalls unaufhörlich. Auf seiner gelben, hohen und knochigen Stirn glitzerten winzige Schweißperlchen. Der Bezirkshauptmann trocknete sie von Zeit zu Zeit mit seinem Taschentuch, es kamen aber immer wieder neue. Er nahm die Hand des alten Jacques, betrachtete die rötliche, schuppige und spröde Haut auf dem breiten Handrücken und den kräftigen, weit abstehenden Daumen. Dann legte er die Hand wieder sorgfältig auf die Decke, ging in die Kanzlei zurück, befahl dem Amtsdiener, den Geistlichen und eine Barmherzige Schwester zu holen, Fräulein Hirschwitz, inzwischen bei Jacques zu wachen, ließ sich Hut, Stock und Handschuhe reichen und schritt zu dieser ungewohnten Stunde in den Park, zur Überraschung aller, die sich dort befanden.
Es trieb ihn aber bald aus dem tiefen Schatten der Kastanien ins Haus zurück. Als er sich seiner Tür näherte, vernahm er das silberne Geläute des Priesters mit dem Allerheiligsten. Er zog den Hut und neigte den Kopf und verharrte so vor dem Eingang. Manche der Vorübergehenden blieben ebenfalls stehn. Nun verließ der Priester das Haus. Einige warteten, bis der Bezirkshauptmann im Hausflur verschwunden war,

folgten ihm neugierig und erfuhren vom Amtsdiener, daß Jacques im Sterben liege. Man kannte ihn im Städtchen. Und man widmete dem Alten, der von dannen schied, ein paar Minuten ehrfürchtigen Schweigens.

Der Bezirkshauptmann durchschritt geradewegs den Hof und trat in das Zimmer des Sterbenden. Bedächtig suchte er in der dunklen Küche nach einem Platz für Hut, Stock und Handschuhe, versorgte schließlich alles in den Fächern der Etagere, zwischen Töpfen und Tellern. Er schickte Fräulein Hirschwitz hinaus und setzte sich ans Bett. Die Sonne stand nun so hoch am Himmel, daß sie den ganzen weiten Hof der Bezirkshauptmannschaft erfüllte und durch das Fenster in Jacques' Stube fiel. Die weiße, kurze Gardine hing jetzt wie ein fröhliches, besonntes Schürzchen vor den Scheiben. Der Kanarienvogel zwitscherte munter und ohne Unterlaß; die nackten, blanken Dielenbretter leuchteten gelblich im Sonnenglanz; ein breiter, silberner Sonnenstreifen lag über dem Fußende des Bettes, der untere Teil der weißen Bettdecke zeigte nunmehr eine stärkere, gleichsam himmlische Weiße, und zusehends kletterte der Sonnenstreifen auch die Wand empor, an der das Bett stand. Von Zeit zu Zeit ging ein sanfter Wind im Hof durch die paar alten Bäume, die dort die Mauern entlang aufgestellt waren und die so alt sein mochten wie Jacques oder noch älter und die ihn jeden Tag in ihrem Schatten beherbergt hatten. Der Wind ging, und ihre Kronen säuselten, und Jacques schien es zu wissen. Denn er erhob sich und sagte: »Bitte, Herr Baron, das Fenster!« Der Bezirkshauptmann klinkte das Fenster auf, und sofort drangen die heiteren, maienhaften Geräusche des Hofes ins kleine Zimmer. Man hörte das Säuseln der Bäume, den sachten Atem des Windchens, das übermütige Summen der funkelnden spanischen Fliegen und das Trillern der Lerchen aus blauen, unendlichen Höhen. Der Kanarienvogel schwang sich hinaus, aber nur, um zu zeigen, daß er noch fliegen könne. Denn er kam nach ein paar Augenblicken wieder, setzte sich aufs Fensterbrett und begann, mit verdoppelter Kraft zu schmettern. Fröhlich war die Welt, drinnen und draußen. Und Jacques beugte sich aus dem Bett, lauschte regungslos, die Schweißperlchen glitzerten auf seiner harten Stirn, und sein schmaler Mund öffnete sich langsam. Zuerst lächelte er nur stumm. Dann kniff er die Augen zu, seine hageren, geröteten Wangen falteten sich an den Backenknochen, jetzt sah er aus wie ein alter Schelm, und ein dünnes Kichern kam aus seiner Kehle. Er lachte. Er

lachte ohne Aufhören; die Kissen zitterten leise, und das Bettgestell stöhnte sogar ein wenig. Auch der Bezirkshauptmann schmunzelte. Ja, der Tod kam zum alten Jacques wie ein munteres Mädchen im Frühling, und Jacques öffnete den alten Mund und zeigte ihm die spärlichen, gelben Zähne. Er hob die Hand, wies auf das Fenster und schüttelte, immerfort kichernd, den Kopf. »Schöner Tag heute!« bemerkte der Bezirkshauptmann. »Da kommt er ja, da kommt er ja!« sagte Jacques. »Auf dem Schimmel, ganz weiß angezogen, warum reitet er denn so langsam? Schau, schau, wie langsam der reitet! Grüß Gott! Grüß Gott! Wollen S' nicht näher kommen? Kommen S' nur! Kommen S' nur! Schön ist's heut, was?« Er zog die Hand zurück, richtete den Blick auf den Bezirkshauptmann und sagte: »Wie langsam der reitet! Das kommt, weil er von drüben ist! Er ist schon lange tot und gar nicht mehr gewohnt, hier auf den Steinen herumzureiten! Ja, früher! Weißt noch, wie der ausg'schaut hat? Ich möcht' das Bild sehn. Ob der sich wirklich verändert hat? Bring's her, das Bild, sei so gut, bring's her! Bitte, Herr Baron!«

Der Bezirkshauptmann begriff sofort, daß es sich um das Porträt des Helden von Solferino handelte. Er ging gehorsam hinaus. Er nahm auf der Treppe sogar zwei Stufen auf einmal, trat schnell ins Herrenzimmer, stieg auf einen Stuhl und holte das Bild des Helden von Solferino vom Haken. Es war ein wenig verstaubt; er blies darauf und fuhr mit dem Taschentuch darüber, mit dem er früher die Stirn des Sterbenden getrocknet hatte. Auch jetzt schmunzelte der Bezirkshauptmann unaufhörlich. Er war fröhlich. Er war schon lange nicht mehr fröhlich gewesen. Er ging eilends, das große Bildnis unter dem Arm, durch den Hof. Er trat an Jacques' Bett. Jacques schaute lange auf das Porträt, streckte den Zeigefinger aus, fuhr im Antlitz des Helden von Solferino herum und sagte endlich: »Halt's in die Sonne!« Der Bezirkshauptmann gehorchte. Er hielt das Porträt in den besonnten Streifen am Bettende, Jacques richtete sich auf und sagte: »Ja, genau so hat er ausg'schaut!« und legte sich wieder in die Kissen.

Der Bezirkshauptmann stellte das Bild auf den Tisch, neben die Mutter Gottes, und kehrte ans Bett zurück. »Da geht's bald aufwärts!« sagte Jacques lächelnd und zeigte auf den Suffit. »Hast noch lange Zeit!« erwiderte der Bezirkshauptmann. »Nein, nein!« sagte Jacques und lachte sehr hell. »Lang genug hab' ich Zeit gehabt. Jetzt geht's hinauf. Schau mal nach, wie alt ich bin. Ich hab's vergessen.« »Wo soll ich

nachsehn?« »Da unten!« sagte Jacques und deutete auf das Bettgestell. Es enthielt eine Schublade. Der Bezirkshauptmann zog sie heraus. Er sah ein sauber verschnürtes Päckchen in braunem Packpapier, daneben eine runde Blechschachtel mit einem bunten, aber verblaßten Bild auf dem Deckel, das eine Schäferin mit weißer Perücke darstellte, und erinnerte sich, daß es eine jener Konfektschachteln war, die in seiner Kindheit unter manchen Weihnachtsbäumen der Kameraden gelegen hatten. »Hier ist das Büchlein!« sagte Jacques. Es war Jacques' Militärbuch. Der Bezirkshauptmann setzte den Zwicker auf und las: »Franz Xaver Joseph Kromichl.« »Ist das dein Büchl?« fragte Herr von Trotta. »Freilich!« sagte Jacques. »Aber du heißt ja Franz Xaver Joseph?« »Werd' schon so heißen!« »Warum hast dich denn Jacques genannt?« »Das hat er so befohlen!« »So«, sagte Herr von Trotta und las das Geburtsjahr. »Dann bist du also zweiundachtzig im August!« »Was ist denn heut?« »Der neunzehnte Mai!« »Wie lang haben wir noch bis August?« »Drei Monate!« »So!« sagte Jacques ganz ruhig und lehnte sich wieder zurück. »Das erleb' ich also nicht mehr!«
»Mach die Schachtel auf!« sagte Jacques, und der Bezirkshauptmann öffnete die Schachtel. »Da liegt der heilige Antonius und der heilige Georg«, sprach Jacques weiter. »Die kannst du behalten. Dann ein Stück Lohwurzel, gegen Fieber. Das gibst deinem Sohn, dem Carl Joseph. Grüß ihn schön von mir! Das kann er brauchen, dort ist's sumpfig. Und jetzt mach's Fenster zu. Ich möcht' schlafen!«
Es war Mittag geworden. Das Bett lag jetzt ganz im hellsten Sonnenschein. An den Fenstern klebten reglos große spanische Fliegen, und der Kanarienvogel zwitscherte nicht mehr, sondern knabberte am Zucker. Zwölf Schläge dröhnten vom Turm des Rathauses, ihr goldenes Echo verhallte im Hof. Jacques atmete still. Der Bezirkshauptmann ging ins Speisezimmer.
»Ich esse nicht!« sagte er zu Fräulein Hirschwitz. Er überblickte das Speisezimmer. Hier, an dieser Stelle, war Jacques immer mit der Platte gestanden, so war er an den Tisch getreten, und so hatte er sie dargereicht. Herr von Trotta konnte heute nicht essen. Er ging in den Hof hinunter, setzte sich auf die Bank an der Wand unter das braune Gebälk des hölzernen Vorsprungs und wartete auf die Barmherzige Schwester. »Er schläft jetzt!« sagte er, als sie kam. Der zarte Wind fächelte von Zeit zu Zeit vorüber. Der Schatten des Gebälks wurde langsam breiter und länger. Die Fliegen summten rings um den Bak-

kenbart des Bezirkshauptmanns. Von Zeit zu Zeit schlug er nach ihnen mit der Hand, und seine Manschette schepperte. Zum erstenmal, seitdem er im Dienste seines Kaisers stand, tat er am hellichten Wochentag gar nichts. Er hatte niemals das Bedürfnis gehabt, einen Urlaub zu nehmen. Zum erstenmal erlebte er einen freien Tag. Er dachte fortwährend an den alten Jacques und war dennoch fröhlich. Der alte Jacques starb, aber es war, als feierte er ein großes Ereignis und der Bezirkshauptmann hätte aus diesem Anlaß seinen ersten Ferientag.
Auf einmal hörte er die Barmherzige Schwester aus der Tür treten. Sie erzählte, daß Jacques, anscheinend bei klarer Vernunft und ohne Fieber, aus dem Bett aufgestanden und eben im Begriff sei, sich anzuziehn. In der Tat erblickte der Bezirkshauptmann gleich darauf den Alten am Fenster. Er hatte Pinsel, Seife und Rasiermesser auf das Fensterbrett gelegt, wie er es an gesunden Tagen jeden Morgen zu tun pflegte, und den Handspiegel an der Fensterschnalle aufgehängt, und er war im Begriff, sich zu rasieren. Jacques öffnete das Fenster, und mit seiner gesunden, gewohnten Stimme rief er: »Es geht mir gut, Herr Baron, ich bin ganz gesund, bitte um Entschuldigung, bitte, sich nicht zu inkommodieren!«
»Na, dann ist alles gut! Das freut mich, freut mich außerordentlich. Jetzt wirst du als Franz Xaver Joseph ein neues Leben beginnen!«
»Ich bleib' lieber beim Jacques!«
Herr von Trotta, von solch wunderbarem Ereignis erfreut, aber auch ein wenig ratlos, kehrte auf seine Bank zurück, bat die Barmherzige Schwester, für alle Fälle noch dazubleiben, und fragte sie, ob ihr derlei schnelle Heilungen bei so bejahrten Menschen bekannt seien. Die Schwester, die Blicke auf den Rosenkranz gesenkt und die Antwort mit den Fingern zwischen den Perlen hervorklaubend, erwiderte, daß Gesundung und Erkrankung, schnelle und langsame, in der Hand Gottes lägen; und Sein Wille hätte schon oft sehr schnell aus Sterbenden Lebendige gemacht. Eine wissenschaftlichere Antwort hätte dem Bezirkshauptmann besser gefallen. Und er beschloß, morgen den Bezirksarzt zu fragen. Vorläufig ging er in die Kanzlei, von einer großen Sorge zwar befreit, aber auch erfüllt von einer noch größeren und unerklärlichen Unruhe. Er konnte nicht mehr arbeiten. Dem Wachtmeister Slama, der schon lange auf ihn gewartet hatte, gab er Anweisungen für das Fest der Sokoln, aber ohne Strenge und Nachdruck. Alle Gefahren, von denen der Bezirk W. und die Monarchie bedroht waren,

erschienen Herrn von Trotta auf einmal geringer als am Vormittag. Er verabschiedete den Wachtmeister, rief ihn aber gleich darauf zurück und sagte: »Hören Sie Slama, ist Ihnen schon so was zu Ohren gekommen, der alte Jacques sieht heut vormittag aus, als ob er sterben müßt', und jetzt ist er wieder ganz vergnügt!«

Nein, der Wachtmeister Slama hatte noch nie etwas Ähnliches gehört. Und auf die Frage des Bezirkshauptmanns, ob er den Alten sehen wolle, sagte Slama, er sei gewiß dazu bereit. Und beide gingen sie in den Hof.

Da saß nun Jacques auf seinem Schemel, eine Reihe militärisch geordneter Stiefelpaare vor sich, die Bürste in der Hand und in die hölzerne Schachtel mit der Schuhwichse kräftig spuckend. Er wollte sich erheben, als der Bezirkshauptmann vor ihm stand, konnte es aber nicht schnell genug und fühlte auch schon die Hände Herrn von Trottas auf seinen Schultern. Heiter salutierte er mit der Bürste vor dem Wachtmeister. Der Bezirkshauptmann setzte sich auf die Bank, der Wachtmeister lehnte das Gewehr an die Wand und setzte sich ebenfalls, in gehöriger Entfernung; Jacques blieb auf seinem Schemel und putzte die Stiefel, wenn auch sanfter und langsamer als sonst. In seiner Stube saß indessen betend die Barmherzige Schwester.

»Jetzt is mir eingefallen«, sagte Jacques, »daß ich heut Herrn Baron du gesagt hab'! Ich hab' mich plötzlich erinnert!«

»Macht nix, Jacques!« sagte Herr von Trotta. »Das war das Fieber!«

»Ja, da hab' ich halt als Leich' geredet. Und wegen Falschmeldung müssen S' mich einsperren, Herr Wachtmeister. Weil ich nämlich Franz Xaver Joseph heiß'! Aber auf'm Grabstein hätt' ich auch den Jacques gern drauf. Und mein Sparkassenbüchl liegt unterm Militärbüchl, da is was fürs Begräbnis und eine heilige Meß, und da heiß' ich aber wieder Jacques!«

»Kommt Zeit, kommt Rat!« sagte der Bezirkshauptmann. »Wir können warten!«

Der Wachtmeister lachte laut und wischte sich die Stirn.

Jacques hatte alle Stiefel blank geputzt. Ihn fröstelte ein wenig; er ging hinein, kam wieder, in seinen winterlichen Pelz gehüllt, den er auch im Sommer trug, wenn es regnete, und setzte sich auf den Schemel. Der Kanarienvogel folgte ihm, flatternd über seinem silbernen Haupt, suchte eine Weile nach einem Plätzchen, hockte sich auf die Reckstange, auf der ein paar Teppiche hingen, und begann zu schmettern.

Sein Gesang weckte Hunderte von Spatzenstimmen in den Kronen der wenigen Bäume, und ein paar Minuten war die Luft erfüllt von einer zwitschernden und pfeifenden lustigen Wirrnis. Jacques hob den Kopf und lauschte nicht ohne Stolz der siegreichen Stimme seines Kanarienvogels, die alle andern übertönte. Der Bezirkshauptmann lächelte. Der Wachtmeister lachte, das Taschentuch vor dem Mund, und Jacques kicherte. Die Schwester selbst hörte mit dem Beten auf und lächelte durch das Fenster. Die goldene Nachmittagssonne lag schon auf dem hölzernen Gebälk und spielte hoch oben in den grünen Kronen. Die Mücken tänzelten abendlich und müd, in zarten, runden Schwärmen, und manchmal surrte schwer ein Maikäfer an den Sitzenden vorüber, geradewegs ins Laub und ins Verderben und wahrscheinlich in die offenen Schnäbel der Spatzen. Der Wind ging stärker. Jetzt schwiegen die Vögel. Tiefblau wurde der Ausschnitt des Himmels und rosa die weißen Wölkchen.
»Jetzt gehst du ins Bett!« sagte Herr von Trotta zu Jacques.
»Ich muß noch das Bild hinauftragen!« murmelte der Alte, ging und holte das Porträt des Helden von Solferino und verschwand im Dunkel der Treppe. Der Wachtmeister sah ihm nach und sagte: »Merkwürdig!«
»Ja, recht merkwürdig!« antwortete Herr von Trotta.
Jacques kam zurück und näherte sich der Bank. Er setzte sich ohne ein Wort und überraschend zwischen den Bezirkshauptmann und den Wachtmeister, öffnete den Mund, atmete tief, und ehe sich noch beide ihm zugewandt hatten, sank sein alter Nacken auf die Lehne, seine Hände fielen auf den Sitz, sein Pelz öffnete sich, seine Beine streckten sich starr, und die aufwärtsgeschweiften Pantoffelspitzen ragten in die Luft. Der Wind fuhr heftig und kurz durch den Hof. Sachte segelten oben die rötlichen Wölkchen dahin. Die Sonne war hinter der Mauer verschwunden. Der Bezirkshauptmann bettete den silbernen Schädel seines Dieners in seine linke Hand und tastete mit der Rechten nach dem Herzen des Ohnmächtigen. Der Wachtmeister stand erschrocken da, seine schwarze Mütze lag am Boden. Die Barmherzige Schwester kam mit breiten, eiligen Schritten. Sie nahm die Hand des Alten, hielt sie eine Weile zwischen den Fingern, legte sie sanft auf den Pelz und machte das Zeichen des Kreuzes. Sie sah den Wachtmeister still an. Er verstand und griff Jacques unter die Arme. Sie faßte seine Beine. So trugen sie ihn in die kleine Stube, legten ihn auf das Bett, falteten ihm

die Hände und umwanden sie mit dem Rosenkranz und stellten ihm das Bild der Mutter Gottes zu Häupten. An seinem Bett knieten sie nieder, und der Bezirkshauptmann betete. Er hatte schon lange nicht mehr gebetet. Aus verschütteten Tiefen seiner Kindheit kam ein Gebet zu ihm wieder, ein Gebet für das Seelenheil toter Anverwandter, und dieses flüsterte er. Er erhob sich, warf einen Blick auf die Hose, fegte den Staub von den Knien und schritt hinaus, gefolgt vom Wachtmeister.

»So möcht' ich einmal sterben, lieber Slama!« sagte er statt des gewöhnlichen »Grüß Gott!« und ging ins Herrenzimmer.

Er schrieb die Anordnungen für die Aufbahrung und das Begräbnis seines Dieners auf einen großen Bogen Kanzleipapier, mit allem Bedacht, wie ein Zeremonienmeister, Punkt für Punkt, Abteilungen und Unterabteilungen. Er fuhr am nächsten Morgen, ein Grab zu suchen, auf den Friedhof, kaufte einen Grabstein und gab die Inschrift an: »Hier ruht in Gott Franz Xaver Joseph Kromichl, genannt Jacques, ein alter Diener und ein treuer Freund« und bestellte ein Leichenbegängnis erster Klasse, mit vier Rappen und acht livrierten Begleitern. Er ging drei Tage später zu Fuß hinter dem Sarg, als einziger Leidtragender, in gebührendem Abstand gefolgt vom Wachtmeister Slama und manchen andern, die sich anschlossen, weil sie Jacques gekannt hatten und besonders weil sie Herrn von Trotta zu Fuß sahen. So kam es, daß eine stattliche Anzahl von Leuten den alten Franz Xaver Joseph Kromichl, genannt Jacques, zu Grabe geleitete.

Von nun an erschien dem Bezirkshauptmann sein Haus verändert, leer und nicht mehr heimisch. Er fand die Post nicht mehr neben seinem Frühstückstablett, und er zögerte auch, dem Amtsdiener neue Anweisungen zu geben. Er rührte nicht mehr eine einzige seiner kleinen, silbernen Tischglocken an, und wenn er manchmal zerstreut die Hand nach ihnen ausstreckte, so streichelte er sie nur. Manchmal, am Nachmittag, lauschte er auf und glaubte, den Geistesschritt des alten Jacques auf der Treppe zu vernehmen. Manchmal ging er in die kleine Stube, in der Jacques gelebt hatte, und reichte dem Kanarienvogel ein Stückchen Zucker zwischen die Käfigstangen.

Eines Tages, es war gerade vor dem Sokolfest und seine Anwesenheit im Amt nicht ohne Bedeutung, faßte er einen überraschenden Entschluß.

Davon wollen wir im nächsten Kapitel berichten.

XI

Der Bezirkshauptmann beschloß, seinen Sohn in der fernen Grenzgarnison zu besuchen. Für einen Mann von der Art Herrn von Trottas war es kein leichtes Unternehmen. Er hatte ungewöhnliche Vorstellungen von der östlichen Grenze der Monarchie. Zwei seiner Schulkollegen waren wegen peinlicher Verfehlungen im Amt in jenes ferne Kronland versetzt worden, an dessen Rändern man wahrscheinlich schon den sibirischen Wind heulen hörte. Bären und Wölfe und noch schlimmere Ungeheuer wie Läuse und Wanzen bedrohten dort den zivilisierten Österreicher. Die ruthenischen Bauern opferten heidnischen Göttern, und grausam wüteten gegen fremdes Hab und Gut die Juden. Herr von Trotta nahm seinen alten Trommelrevolver mit. Die Abenteuer schreckten ihn keineswegs; vielmehr erlebte er jenes berauschende Gefühl aus längst verschütteter Knabenzeit wieder, das ihn und seinen alten Freund Moser in die geheimnisvollen Waldgründe auf dem väterlichen Gut getrieben hatte, zur Jagd und in mitternächtlicher Stunde auf den Friedhof. Von Fräulein Hirschwitz nahm er wohlgemut kurzen Abschied mit der unbestimmten und kühnen Hoffnung, sie nie mehr wiederzusehen. Allein fuhr er zur Bahn. Der Kassierer hinter dem Schalter sagte: »Oh, endlich eine weite Reise. Glückliche Fahrt!« Der Stationschef eilte auf den Perron. »Sie reisen dienstlich?« fragte er. Und der Bezirkshauptmann, in jener aufgeräumten Stimmung, in der man gelegentlich gerne rätselhaft erscheinen mag, antwortete: »Sozusagen, Herr Stationschef! Man kann schon ›dienstlich‹ sagen!« »Für längere Zeit?« »Noch unbestimmt.« »Werden wahrscheinlich auch Ihren Sohn besuchen?« »Wenn es sich machen läßt!« – Der Bezirkshauptmann stand am Fenster und winkte mit der Hand. Er nahm heitern Abschied von seinem Bezirk. Er dachte nicht an die Rückkehr. Er las im Kursbuch noch einmal alle Stationen. »In Oderberg umsteigen!« wiederholte er für sich. Er verglich die angegebenen mit den wirklichen Ankunfts- und Abfahrtszeiten und seine Taschenuhr mit allen Bahnhofsuhren, an denen der Zug vorüberfuhr. Merkwürdigerweise erfreute, ja erfrischte jede Unregelmäßigkeit sein Herz. In Oderberg ließ er einen Zug aus. Neugierig, nach allen Seiten Umschau haltend, ging er über die Bahnsteige, durch die Wartesäle und ein bißchen auch auf dem langen Weg zur Stadt. In den Bahnhof zurückgekehrt, tat er, als hätte er sich wider Willen verspätet, und sagte aus-

drücklich dem Portier: »Ich habe meinen Zug versäumt!« Es enttäuschte ihn, daß sich der Portier nicht wunderte. Er mußte in Krakau noch einmal umsteigen. Das war ihm willkommen. Wenn er Carl Joseph nicht die Ankunft angegeben hätte und wenn in jenem »gefährlichen Nest« zwei Züge täglich angekommen wären, hätte er gerne noch eine Rast gemacht, um die Welt zu betrachten. Immerhin, auch durch das Fenster ließ sie sich in Augenschein nehmen. Der Frühling grüßte ihn die ganze Fahrt entlang. Am Nachmittag kam er an. In munterer Gelassenheit stieg er vom Trittbrett mit jenem »elastischen Schritt«, den die Zeitungen dem alten Kaiser nachzurühmen pflegten und den allmählich viele ältliche Staatsbeamte gelernt hatten. Denn es gab um jene Zeit in der Monarchie eine ganz besondere, seither völlig vergessene Art, Eisenbahnen und Gefährte zu verlassen, Gaststätten, Perrons und Häuser zu betreten, sich Angehörigen und Freunden zu nähern; eine Art des Schreitens, die vielleicht auch von den schmalen Hosen der älteren Herren bestimmt wurde und von den Gummistegen, die viele von ihnen noch um die Zugstiefel zu schnallen liebten. Mit diesem besonderen Schritt verließ also Herr von Trotta den Waggon. Er umarmte seinen Sohn, der sich vor dem Trittbrett aufgestellt hatte. Herr von Trotta war der einzige Fremde, der heute den Waggon erster und zweiter Klasse verließ. Ein paar Urlauber und Eisenbahner und Juden in langen, schwarzen, flatternden Gewändern kamen aus der dritten. Alle sahen auf den Vater und den Sohn. Der Bezirkshauptmann beeilte sich, in den Wartesaal zu gelangen. Hier küßte er Carl Joseph auf die Stirn. Am Büfett bestellte er zwei Cognacs. An der Wand, hinter den Regalen mit den Flaschen, hing der Spiegel. Während sie tranken, betrachteten Vater und Sohn ihre Gesichter. »Ist der Spiegel so miserabel«, fragte Herr von Trotta, »oder siehst du wirklich so schlecht aus?« Bist du wirklich so grau geworden? hätte Carl Joseph gerne gefragt. Denn er sah viel Silber im dunklen Backenbart und an den Schläfen des Vaters schimmern. »Laß dich anschaun!« fuhr der Bezirkshauptmann fort. »Das ist allerdings nicht der Spiegel! Das ist der Dienst hier, vielleicht?! Geht's schlimm?!« Der Bezirkshauptmann stellte fest, daß sein Sohn nicht so aussah, wie ein junger Leutnant auszusehen hatte. Krank ist er vielleicht, dachte der Vater. Es gab außer den Krankheiten, an denen man starb, nur noch jene schrecklichen Krankheiten, von denen Offiziere dem Vernehmen nach nicht selten befallen wurden. »Darfst auch Cognac trinken?« fragte er, um

auf Umwegen den Sachverhalt aufzuklären. »Ja, gewiß, Papa«, sagte der Leutnant. Diese Stimme, die ihn vor Jahren geprüft hatte, an den stillen Sonntagvormittagen, sie lag ihm noch in den Ohren, diese nasale Stimme des Staatsbeamten, die strenge, immer ein wenig verwunderte und forschende Stimme, vor der jede Lüge noch auf der Zunge erstarb. »Gefällt's dir bei der Infanterie?« »Sehr gut, Papa!« »Und dein Pferd?« »Hab' ich mitgenommen, Papa!« »Reitest oft?« »Selten, Papa!« »Magst nicht?« »Nein, ich hab's nie gemocht, Papa!« »Hör auf mit dem ›Papa‹«, sagte plötzlich Herr von Trotta. »Bist schon groß genug! Und ich hab' Ferien!«

Sie fuhren in die Stadt. »Na, gar so wild ist es hier nicht!« sagte der Bezirkshauptmann. »Amüsiert man sich hier?«

»Sehr viel!« sagte Carl Joseph. »Beim Grafen Chojnicki. Da kommt alle Welt zusammen. Du wirst ihn sehen. Ich hab' ihn sehr gern.«

»Das wär' also der erste Freund, den du je gehabt hast?«

»Der Regimentsarzt Max Demant war's auch«, erwiderte Carl Joseph.

»Hier ist dein Zimmer, Papa!« sagte der Leutnant. »Die Kameraden wohnen hier und machen manchmal Lärm in der Nacht. Aber es gibt kein anderes Hotel. Sie werden sich auch zusammennehmen, solang du da bist!«

»Macht nix, macht nix!« sagte der Bezirkshauptmann.

Er packte aus dem Koffer eine runde Blechdose, öffnete den Deckel und zeigte sie Carl Joseph. »Da ist so eine Wurzel – soll gegen Sumpffieber gut sein. Jacques schickt sie dir!«

»Was macht er?«

»Er ist schon drüben!« Der Bezirkshauptmann zeigte auf die Decke.

»Er ist drüben!« wiederholte der Leutnant. Dem Bezirkshauptmann war es, als spräche ein alter Mann. Der Sohn mochte viele Geheimnisse haben. Der Vater kannte sie nicht. Man sagte: Vater und Sohn, aber zwischen beiden lagen viele Jahre, große Berge! Man wußte nicht viel mehr von Carl Joseph als von einem andern Leutnant. Er war zur Kavallerie eingerückt und hatte sich dann zur Infanterie transferieren lassen. Die grünen Aufschläge der Jäger trug er statt der roten der Dragoner. Nun ja! Mehr wußte man nicht! Man wurde offenbar alt. Man wurde alt. Man gehörte nicht ganz dem Dienst mehr und nicht den Pflichten! Man gehörte zu Jacques und zu Carl Joseph. Man brachte die steinharte, verwitterte Wurzel von einem zum andern.

Der Bezirkshauptmann öffnete den Mund, immer noch gebeugt über

den Koffer. Er sprach in den Koffer hinein wie in ein offenes Grab. Aber er sagte nicht, wie er gewollt hatte: Ich hab' dich lieb, mein Sohn!, sondern: »Er ist sehr leicht gestorben! Es war ein echter Maiabend, und alle Vögel haben gepfiffen. Erinnerst dich an den Kanarienvogel? Der hat am lautesten gezwitschert. Jacques hat alle Stiefel geputzt. Dann erst ist er gestorben, im Hof, auf der Bank! Der Slama ist auch dabeigewesen. Am Vormittag nur hat er Fieber gehabt. Ich soll dich schön grüßen!«
Dann blickte der Bezirkshauptmann vom Koffer auf und sah seinem Sohn ins Gesicht:
»Genauso möcht' ich auch einmal sterben!«
Der Leutnant ging in sein Zimmer, öffnete den Schrank und legte in die oberste Lade das Stückchen Wurzel gegen Fieber, neben die Briefe Katharinas und den Säbel Max Demants. Er zog die Taschenuhr des Doktors. Er glaubte, den dünnen Sekundenzeiger hurtiger als je einen andern über das winzige Rund kreisen zu sehn und heftiger das klingende Ticken zu vernehmen. Die Zeiger hatten kein Ziel, das Ticken hatte keinen Sinn. Bald werde ich auch Papas Taschenuhr ticken hören, er wird sie mir vermachen. In meiner Stube wird das Porträt des Helden von Solferino hängen und der Säbel Max Demants und ein Erbstück von Papa. Mit mir wird alles begraben. Ich bin der letzte Trotta!
Er war jung genug, um süße Wollust aus seiner Trauer zu schöpfen und aus der Sicherheit, der Letzte zu sein, eine schmerzliche Würde. Von den nahen Sümpfen kam das breite und schmetternde Quaken der Frösche. Die untergehende Sonne rötete Möbel und Wände des Zimmers. Man hörte einen leichten Wagen heranrollen, das weiche Getrapp der Hufe auf der staubigen Straße. Der Wagen hielt, eine strohgelbe Britschka, das sommerliche Vehikel des Grafen Chojnicki. Dreimal unterbrach seine knallende Peitsche den Gesang der Frösche.
Er war neugierig, der Graf Chojnicki. Keine andere Leidenschaft als die Neugierde schickte ihn auf Reisen in die weite Welt, fesselte ihn an die Tische der großen Spielsäle, schloß ihn hinter die Türen seines alten Jagdpavillons, setzte ihn auf die Bank der Parlamentarier, gebot ihm jeden Frühling die Heimkehr, ließ ihn seine gewohnten Feste feiern und verstellte ihm den Weg zum Selbstmord. Lediglich die Neugierde erhielt ihn am Leben. Er war unersättlich neugierig. Der Leutnant Trotta hatte ihm erzählt, daß er seinen Vater, den Bezirkshauptmann,

erwarte; und obwohl Graf Chojnicki ein gutes Dutzend österreichischer Bezirkshauptleute kannte und zahllose Väter von Leutnants, war er dennoch begierig, den Bezirkshauptmann Trotta kennenzulernen. »Ich bin der Freund Ihres Sohnes«, sagte Chojnicki. »Sie sind mein Gast. Ihr Sohn wird es Ihnen gesagt haben! Ich habe Sie übrigens schon irgendwo gesehn. Sind Sie nicht mit dem Doktor Swoboda im Handelsministerium bekannt?« »Wir sind Schulkollegen!« »Na also!« rief Chojnicki. »Das ist mein guter Freund, der Swoboda. Etwas verteppert mit der Zeit! Aber ein feiner Mann! Gestatten Sie mir, ganz aufrichtig zu sein? – Sie erinnern mich an Franz Joseph.«
Es wurde einen Augenblick still. Der Bezirkshauptmann hatte niemals den Namen des Kaisers ausgesprochen. Bei feierlichen Anlässen sagte man: Seine Majestät. Im gewöhnlichen Leben sagte man: der Kaiser. Dieser Chojnicki aber sagte: Franz Joseph, wie er soeben Swoboda gesagt hatte. »Ja, Sie erinnern mich an Franz Joseph«, wiederholte Chojnicki.
Sie fuhren. Zu beiden Seiten lärmten die unendlichen Chöre der Frösche, dehnten sich die unendlichen, blaugrünen Sümpfe. Der Abend schwamm ihnen entgegen, violett und golden. Sie hörten das weiche Rollen der Räder im weichen Sande des Feldwegs und das helle Knirschen der Achsen. Chojnicki hielt vor dem kleinen Jagdpavillon.
Die rückwärtige Wand lehnte sich an den dunklen Rand des Tannenwaldes. Von der schmalen Straße war er durch einen kleinen Garten und ein steinernes Gitter getrennt. Die Hecken, die an beiden Seiten den kurzen Weg vom Gartengitter zum Hauseingang säumten, waren seit langer Zeit nicht beschnitten worden; so wucherten sie in wilder Willkür hier und da über den Weg, bogen ihre Zweige einander entgegen und erlaubten zwei Menschen nicht gleichzeitig den Durchgang. Also gingen die drei Männer hintereinander, ihnen folgte das Pferd gehorsam, zog das Wägelchen nach, schien mit diesem Pfad vertraut zu sein und wie ein Mensch im Pavillon zu wohnen. Hinter den Hecken dehnten sich weite Flächen, von Distelblüten bewachsen, von den breiten, dunkelgrünen Gesichtern des Huflattichs überwacht. Rechts erhob sich ein abgebrochener steinerner Pfeiler, Überrest eines Turms vielleicht. Wie ein mächtiger, abgebrochener Zahn wuchs der Stein aus dem Schoß des Vorgartens gegen den Himmel, mit vielen dunkelgrünen Moosflecken und schwarzen, zarten Rissen. Das schwere hölzerne Tor zeigte das Wappen der Chojnickis, ein dreifach geteiltes, blaues

Schild mit drei goldenen Hirschböcken, deren Geweihe unentwirrbar ineinander verwachsen waren. Chojnicki zündete Licht an. Sie standen in einem weiten, niedrigen Raum. Noch fiel der letzte Dämmer des Tages durch die schmalen Ritzen der grünen Jalousien. Der gedeckte Tisch unter der Lampe trug Teller, Flaschen, Krüge, silbernes Besteck und Terrinen. »Ich hab' mir erlaubt, Ihnen einen kleinen Imbiß vorzubereiten!« sagte Chojnicki. Er schüttete den wasserklaren Neunziggrädigen in drei kleine Gläschen, reichte zwei den Gästen und erhob selbst das dritte. Alle tranken. Der Bezirkshauptmann war etwas verwirrt, als er das Gläschen wieder auf den Tisch stellte. Immerhin widersprach die Wirklichkeit der Speisen dem geheimnisvollen Wesen des Pavillons, und der Appetit des Bezirkshauptmanns war größer als seine Verwirrung. Die braune Leberpastete, von pechschwarzen Trüffeln durchsetzt, stand in einem glitzernden Kranz aus frischen Eiskristallen. Die zarte Fasanenbrust ragte einsam im schneeigen Teller, umgeben von einem bunten Gefolge aus grünen, roten, weißen und gelben Gemüsen, jedes in einer blaugoldgeränderten und wappenverzierten Schüssel. In einer geräumigen kristallenen Vase wimmelten Millionen schwarzgrauer Kaviarperlchen, umrandet von goldenen Zitronenscheiben. Und die runden, rosafarbenen Schinkenräder, von einer großen, silbernen, dreizackigen Gabel bewacht, reihten sich gehorsam aneinander auf länglicher Schüssel, begleitet von rotbäckigen Radieschen, die an kleine, knusprige Dorfmädchen erinnerten. Gekocht, gebraten und mit süß-säuerlichen Zwiebeln mariniert, lagen die fetten, breiten Karpfenstücke und die schmalen, schlüpfrigen Hechte auf Glas, Silber und Porzellan. Runde Brote, schwarz, braun und weiß, ruhten in einfachen, ländlich geflochtenen Strohkörbchen wie Kinder in Wiegen, kaum sichtbar zerschnitten, und die Scheiben so kunstvoll wieder aneinandergefügt, daß die Brote heil und ungeteilt aussahen. Zwischen den Speisen standen fette, bauchige Flaschen und schmale, hochgewachsene, vier- und sechskantige Kristallkaraffen und glatte, runde; solche mit langen und andere mit kurzen Hälsen; mit und ohne Etiketten; und alle gefolgt von einem Regiment vielgestaltiger Gläser und Gläschen.

Sie begannen zu essen.

Dem Bezirkshauptmann war diese ungewöhnliche Art, zu einer ungewöhnlichen Stunde einen »Imbiß« einzunehmen, ein äußerst angenehmes Anzeichen für die außergewöhnlichen Sitten der Grenze. In der

alten kaiser- und königlichen Monarchie waren selbst spartanische Naturen wie Herr von Trotta beachtenswerte Liebhaber von Genüssen. Es war schon eine geraume Zeit seit dem Tage verflossen, an dem der Bezirkshauptmann außergewöhnlich gegessen hatte. Der Anlaß war damals das Abschiedsfest des Statthalters, des Fürsten M., gewesen, der mit einem ehrenvollen Auftrag in die frisch okkupierten Gebiete von Bosnien und Herzegowina abgegangen war, dank seinen berühmt gewordenen Sprachkenntnissen und seiner angeblichen Kunst, »wilde Völker zu zähmen«. Ja, damals hatte der Bezirkshauptmann ungewöhnlich gegessen und getrunken! Und dieser Tag, neben andern Trink- und Gelagetagen, hatte sich in seiner Erinnerung ebenso stark erhalten wie die besonderen Tage, an denen er eine Belobung der Statthalterei bekommen hatte, wie die Tage, an denen er zum Bezirksoberkommissär und später zum Bezirkshauptmann ernannt worden war. Die Vorzüglichkeit der Nahrung schmeckte er mit den Augen wie andere mit dem Gaumen. Sein Blick schweifte ein paarmal über den reichen Tisch und genoß und verweilte hier und dort im Genießen. Er hatte die geheimnisvolle, ja etwas unheimliche Umgebung beinahe vergessen. Man aß. Man trank aus den verschiedenen Flaschen. Und der Bezirkshauptmann lobte alles, indem er, sooft er von einer Speise zur andern überging, »delikat« und »ausgezeichnet« sagte. Sein Angesicht rötete sich langsam. Und die Flügel seines Backenbartes bewegten sich fortwährend.

»Ich habe die Herren hierher eingeladen«, sagte Chojnicki, »weil wir im ›neuen Schloß‹ nicht ungestört gewesen wären. Dort ist meine Tür sozusagen immer offen, und alle meine Freunde können kommen, wann sie wollen. Sonst pflege ich hier nur zu arbeiten.«

»Sie arbeiten?« fragte der Bezirkshauptmann. »Ja«, sagte Chojnicki, »ich arbeite. Ich arbeite sozusagen zum Spaß. Ich setze nur die Tradition meiner Vorfahren fort, ich meine es, offen gestanden, gar nicht immer so ernst, wie es noch mein Großvater gemeint hat. Die Bauern dieser Gegend haben ihn für einen mächtigen Zauberer gehalten, und vielleicht ist er auch einer gewesen. Mich selbst halten sie auch für einen, ich bin es nicht. Es ist mir bis jetzt noch nicht gelungen, auch nur ein Stäubchen herzustellen!«

»Ein Stäubchen?« fragte der Bezirkshauptmann, »wovon ein Stäubchen?« »Von Gold natürlich!« sagte Chojnicki, als handele es sich um die selbstverständlichste Sache von der Welt.

»Ich verstehe was von Chemie«, fuhr er fort, »es ist ein altes Talent in unserer Familie. Ich habe hier an den Wänden, wie Sie sehen, die ältesten und die modernsten Apparate.« Er zeigte auf die Wände. Der Bezirkshauptmann sah sechs Reihen hölzerner Regale an jeder Wand. Auf den Regalen standen Mörser, kleine und große Papiersäckchen, gläserne Behälter wie in altertümlichen Apotheken, merkwürdige Kugeln aus Glas, gefüllt mit bunten Flüssigkeiten, Lämpchen, Gasbrenner und Röhren.

»Sehr seltsam, seltsam, seltsam!« sagte Herr von Trotta.

»Und ich kann selber nicht genau sagen«, fuhr Chojnicki fort, »ob ich es ernst meine oder nicht. Ja, manchmal ergreift mich die Leidenschaft, wenn ich am Morgen hierherkomme, und ich lese in den Rezepten meines Großvaters und gehe hin und probiere und lache mich selber aus und gehe fort. Und komme immer wieder her und probiere immer wieder.«

»Seltsam, seltsam!« wiederholte der Bezirkshauptmann.

»Nicht seltsamer«, sagte der Graf, »als alles andere, was ich sonst machen könnte. Soll ich Kultus- und Unterrichtsminister werden? Man hat's mir nahegelegt. Soll ich Sektionschef im Ministerium des Innern werden? Man hat's mir ebenfalls nahegelegt. Soll ich an den Hof, ins Obersthofmeisteramt? Auch das kann ich, Franz Joseph kennt mich – – –«

Der Bezirkshauptmann rückte seinen Stuhl um zwei Zoll zurück. Wenn Chojnicki den Kaiser so vertraulich beim Namen nannte, als wäre er einer jener lächerlichen Abgeordneten, die seit der Einführung des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts im Parlament saßen, oder als wäre er, im besten Falle, schon tot und eine Figur der vaterländischen Geschichte, gab es dem Bezirkshauptmann einen Stich ins Herz. Chojnicki verbesserte:

»Seine Majestät kennt mich!«

Der Bezirkshauptmann rückte wieder näher an den Tisch und fragte: »Und warum – Pardon! – wäre es genauso überflüssig, dem Vaterland zu dienen, wie Gold zu machen?«

»Weil das Vaterland nicht mehr da ist.«

»Ich verstehe nicht!« sagte Herr von Trotta.

»Ich hab' mir's gedacht, daß Sie mich nicht verstehen!« sagte Chojnicki. »Wir alle leben nicht mehr!«

Es war sehr still. Der letzte Dämmer des Tages war längst erloschen.

Man hätte durch die schmalen Sparren der grünen Jalousien schon ein paar Sterne am Himmel sehen können. Den breiten und schmetternden Gesang der Frösche hatte der leise, metallische der nächtlichen Feldgrillen abgelöst. Von Zeit zu Zeit hörte man den harten Ruf des Kuckucks. Der Bezirkshauptmann, vom Alkohol, von der sonderlichen Umgebung und von den ungewöhnlichen Reden des Grafen in einen nie gekannten, beinahe verzauberten Zustand versetzt, blickte verstohlen auf seinen Sohn, lediglich, um einen vertrauten und nahen Menschen zu sehn. Aber auch Carl Joseph schien ihm gar nicht mehr vertraut und nahe! Vielleicht hatte Chojnicki richtig gesprochen, und sie waren in der Tat alle nicht mehr da: das Vaterland nicht und nicht der Bezirkshauptmann und nicht der Sohn! Mit großer Anstrengung brachte Herr von Trotta noch die Frage zustande: »Ich verstehe nicht! Wie sollte die Monarchie nicht mehr dasein?«

»Natürlich!« erwiderte Chojnicki, »wörtlich genommen, besteht sie noch. Wir haben noch eine Armee« – der Graf wies auf den Leutnant – »und Beamte« – der Graf zeigte auf den Bezirkshauptmann. »Aber sie zerfällt bei lebendigem Leibe. Sie zerfällt, sie ist schon verfallen! Ein Greis, dem Tode geweiht, von jedem Schnupfen gefährdet, hält den alten Thron, einfach durch das Wunder, daß er auf ihm noch sitzen kann. Wie lange noch, wie lange noch? Die Zeit will uns nicht mehr! Diese Zeit will sich erst selbständige Nationalstaaten schaffen! Man glaubt nicht mehr an Gott. Die neue Religion ist der Nationalismus. Die Völker gehn nicht mehr in die Kirchen. Sie gehn in nationale Vereine. Die Monarchie, unsere Monarchie, ist gegründet auf der Frömmigkeit: auf dem Glauben, daß Gott die Habsburger erwählt hat, über soundso viel christliche Völker zu regieren. Unser Kaiser ist ein weltlicher Bruder des Papstes, es ist Seine K. u. K. Apostolische Majestät, keine andere wie er apostolisch, keine andere Majestät in Europa so abhängig von der Gnade Gottes und vom Glauben der Völker an die Gnade Gottes. Der deutsche Kaiser regiert, wenn Gott ihn verläßt, immer noch; eventuell von der Gnade der Nation. Der Kaiser von Österreich-Ungarn darf nicht von Gott verlassen werden. Nun aber hat ihn Gott verlassen!«

Der Bezirkshauptmann erhob sich. Niemals hätte er geglaubt, daß es einen Menschen in der Welt gebe, der sagen könnte, Gott habe den Kaiser verlassen. Dennoch schien ihm, der zeit seines Lebens die Angelegenheiten des Himmels den Theologen überlassen und im übrigen

die Kirche, die Messe, die Zeremonie am Fronleichnamstag, den Klerus und den lieben Gott für Einrichtungen der Monarchie gehalten hatte, auf einmal der Satz des Grafen alle Wirrnis zu erklären, die er in den letzten Wochen und besonders seit dem Tode des alten Jacques gefühlt hatte. Gewiß, Gott hatte den alten Kaiser verlassen! Der Bezirkshauptmann machte ein paar Schritte, unter seinen Füßen knarrten die alten Dielen. Er trat zum Fenster und sah durch die Ritzen der Jalousien die schmalen Streifen der dunkelblauen Nacht. Alle Vorgänge der Natur und alle Ereignisse des täglichen Lebens erhielten auf einmal einen bedrohlichen und unverständlichen Sinn. Unverständlich war der wispernde Chor der Grillen, unverständlich das Flimmern der Sterne, unverständlich das samtene Blau der Nacht, unverständlich war dem Bezirkshauptmann seine Reise an die Grenze und sein Aufenthalt bei diesem Grafen. Er kehrte an den Tisch zurück, mit der Hand strich er einen Flügel seines Backenbartes, wie er es zu tun pflegte, wenn er ein wenig ratlos war. Ein wenig ratlos! So ratlos wie jetzt war er nie gewesen!

Vor ihm stand noch ein volles Glas. Er trank es schnell. »Also«, sagte er, »glauben Sie, glauben Sie, daß wir – –«

»verloren sind«, ergänzte Chojnicki. »Verloren sind wir, Sie und Ihr Sohn und ich. Wir sind, sage ich, die Letzten einer Welt, in der Gott noch die Majestäten begnadet und Verrückte wie ich Gold machen. Hören Sie! Sehen Sie!« Und Chojnicki erhob sich, ging an die Tür, drehte einen Schalter, und an dem großen Lüster erstrahlten die Lampen. »Sehen Sie!« sagte Chojnicki, »dies ist die Zeit der Elektrizität, nicht der Alchimie. Der Chemie auch, verstehen Sie! Wissen Sie, wie das Ding heißt? Nitroglyzerin«, der Graf sprach jede einzelne Silbe getrennt aus. »Nitroglyzerin!« wiederholte er. »Nicht mehr Gold! Im Schloß Franz Josephs brennt man oft noch Kerzen! Begreifen Sie? Durch Nitroglyzerin und Elektrizität werden wir zugrunde gehn! Es dauert gar nicht mehr lang, gar nicht mehr lang!«

Der Glanz, den die elektrischen Lampen verbreiteten, weckte an den Wänden auf den Regalen grüne, rote und blaue, schmale und breite zitternde Reflexe in den Glasröhren. Still und blaß saß Carl Joseph da. Er hatte die ganze Zeit getrunken. Der Bezirkshauptmann sah zum Leutnant hin. Er dachte an seinen Freund, den Maler Moser. Und da er selbst schon getrunken hatte, der alte Herr von Trotta, erblickte er, wie in einem sehr entfernten Spiegel, das blasse Abbild seines betrun-

kenen Sohnes unter den grünen Bäumen des Volksgartens, mit einem Schlapphut am Kopfe, einer großen Mappe unter dem Arm, und es war, als hätte sich die prophetische Gabe des Grafen, die geschichtliche Zukunft zu sehen, auch auf den Bezirkshauptmann übertragen und ihn fähig gemacht, die Zukunft seines Nachkommen zu erkennen. Halb geleert und traurig waren Teller, Terrinen, Flaschen und Gläser. Zauberhaft leuchteten die Lichter in den Röhren ringsum an den Wänden. Zwei alte, backenbärtige Diener, beide dem Kaiser Franz Joseph und dem Bezirkshauptmann ähnlich wie Brüder, begannen, den Tisch abzuräumen. Von Zeit zu Zeit fiel der harte Ruf des Kuckucks wie ein Hammer auf das Zirpen der Grillen. Chojnicki hob eine Flasche hoch. »Den heimischen« – so nannte er den Schnaps – »müssen Sie noch trinken. Es ist nur noch ein Rest!« Und sie tranken den letzten Rest des »Heimischen«.
Der Bezirkshauptmann zog seine Uhr, konnte aber den Stand der Zeiger nicht genau erkennen. Es war, als rotierten sie so schnell über den weißen Kreis des Zifferblattes, daß es hundert Zeiger gab statt der regelrechten zwei. Und statt der zwölf Ziffern gab es zwölfmal zwölf! Denn die Ziffern drängten sich aneinander wie sonst nur die Striche der Minuten. Es konnte neun Uhr abends sein oder schon Mitternacht.
»Zehn Uhr!« sagte Chojnicki.
Die backenbärtigen Diener faßten die Gäste sachte bei den Armen und führten sie hinaus. Die große Kalesche Chojnickis wartete. Der Himmel war sehr nahe, eine gute, vertraute, irdische Schale aus einem vertrauten blauen Glas, lag er, mit der Hand zu greifen, über der Erde. Der steinerne Pfeiler rechts vom Pavillon schien ihn zu berühren. Die Sterne waren von irdischen Händen in den nahen Himmel mit Stecknadeln gespießt wie Fähnchen in eine Landkarte. Manchmal drehte sich die ganze blaue Nacht um den Bezirkshauptmann, schaukelte sachte und hielt wieder still. Die Frösche quakten in den unendlichen Sümpfen. Es roch feucht nach Regen und Gras. Die gespenstisch weißen Pferde vor dem schwarzen Wagen überragte der Kutscher im schwarzen Mantel. Die Schimmel wieherten, und weich wie Katzenpfoten scharrten ihre Hufe den feuchten, sandigen Boden.
Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, und sie fuhren.
Sie fuhren den Weg zurück, den sie gekommen waren, bogen in die breite, geschotterte Birkenallee und erreichten die Laternen, die das »neue Schloß« ankündigten. Die silbernen Birkenstämme schimmerten

noch heller als die Laternen. Die starken Gummiräder der Kalesche rollten glatt und mit einem dumpfen Murmeln über den Schotter, man hörte nur den harten Aufschlag der geschwinden Schimmelhufe. Die Kalesche war breit und bequem. Man lehnte in ihr wie in einem Ruhebett. Leutnant Trotta schlief. Er saß neben seinem Vater. Sein blasses Angesicht lag fast waagerecht auf der Polsterlehne, durch das offene Fenster strich der Wind darüber. Von Zeit zu Zeit beleuchtete es eine Laterne. Dann sah Chojnicki, der seinen Gästen gegenübersaß, die blutlosen, halboffenen Lippen des Leutnants und seine harte, vorspringende, knöcherne Nase. »Er schläft gut!« sagte er zum Bezirkshauptmann. Beide kamen sich vor wie zwei Väter des Leutnants. Den Bezirkshauptmann ernüchterte der Nachtwind, aber eine unbestimmte Furcht nistete noch in seinem Herzen. Er sah die Welt untergehn, und es war seine Welt. Lebendig saß ihm gegenüber Chojnicki, allem Anschein nach ein lebendiger Mensch, dessen Knie sogar manchmal an das Schienbein Herrn von Trottas stießen, und dennoch unheimlich. Der alte Trommelrevolver, den Herr von Trotta mitgenommen hatte, drückte in der rückwärtigen Hosentasche. Was sollte da ein Revolver! Man sah keine Bären und keine Wölfe an der Grenze! Man sah nur den Untergang der Welt!

Der Wagen hielt vor dem gewölbten, hölzernen Tor. Der Kutscher knallte mit der Peitsche. Die zwei Flügel des Tores gingen auf, und gemessen schritten die Schimmel die sachte Steigung hinan. Aus der ganzen Fensterfront fiel gelbes Licht auf den Kies und auf die Grasflächen zu beiden Seiten des Weges. Man hörte Stimmen und Klavierspiel. Es war ohne Zweifel ein »großes Fest«.

Man hatte bereits gegessen. Die Lakaien liefen mit großen, buntfarbigen Schnäpsen umher. Die Gäste tanzten, spielten Tarock und Whist, tranken, dort hielt einer eine Rede vor Menschen, die ihm nicht zuhörten. Einige torkelten durch die Säle, andere schliefen in den Ecken. Es tanzten nur Männer miteinander. Die schwarzen Salonblusen der Dragoner preßten sich an die blauen der Jäger. In den Zimmern des »neuen Schlosses« ließ Chojnicki Kerzen brennen. Aus mächtigen, silbernen Leuchtern, die auf steinernen Wandbrettern und Vorsprüngen aufgestellt waren, oder von Lakaien, die jede halbe Stunde abwechselten, gehalten wurden, wuchsen die schneeweißen und wachsgelben dicken Kerzen. Ihre Flämmchen zitterten manchmal im nächtlichen Wind, der durch die offenen Fenster daherzog. Wenn für ein paar Augen-

blicke das Klavier schwieg, hörte man die Nachtigallen schlagen und die Grillen wispern und von Zeit zu Zeit die Wachstränen mit sachten Schlägen auf das Silber tropfen.

Der Bezirkshauptmann suchte seinen Sohn. Eine namenlose Angst trieb den Alten durch die Zimmer. Sein Sohn – wo war er? Weder unter den Tänzern noch unter den betrunken Dahertorkelnden, noch unter den Spielern, noch unter den älteren, gesitteten Männern, die da und dort in den Winkeln miteinander sprachen. Allein saß der Leutnant in einem abgelegenen Zimmer. Die große, bauchige Flasche stand zu seinen Füßen, treu und halb geleert. Sie sah neben dem schmalen und zusammengesunkenen Trinker allzu mächtig aus, beinahe, als könnte sie den Trinker verschlingen. Der Bezirkshauptmann stellte sich vor dem Leutnant auf, die Spitzen seiner schmalen Stiefel berührten die Flasche. Der Sohn bemerkte zwei und mehr Väter, sie vermehrten sich mit jeder Sekunde. Er fühlte sich von ihnen bedrängt, es hatte keinen Sinn, so vielen von ihnen den Respekt zu erweisen, der nur dem einen gebührte, und vor ihnen allen aufzustehn. Es hatte keinen Sinn, der Leutnant blieb in seiner merkwürdigen Stellung, das heißt: Er saß, lag und kauerte zu gleicher Zeit. Der Bezirkshauptmann regte sich nicht. Sein Gehirn arbeitete sehr geschwind, es gebar tausend Erinnerungen auf einmal. Er sah zum Beispiel den Kadetten Carl Joseph an den sommerlichen Sonntagen, an denen er im Arbeitszimmer gesessen hatte, die schneeweißen Handschuhe und die schwarze Kadettenmütze auf den Knien, mit klingender Stimme und gehorsamen, kindlichen Augen jede Frage beantwortend. Der Bezirkshauptmann sah den frisch ernannten Leutnant der Kavallerie in das gleiche Zimmer treten, blau, golden und blutrot. Dieser junge Mann aber war von dem alten Herrn von Trotta jetzt ganz weit entfernt. Warum tat es ihm so weh, einen fremden, betrunkenen Jägerleutnant zu sehn? Warum tat es ihm so weh?

Der Leutnant Trotta rührte sich nicht. Zwar vermochte er sich zu erinnern, daß sein Vater vor kurzem angekommen war, und noch zur Kenntnis zu nehmen, daß nicht dieser eine, sondern daß mehrere Väter vor ihm standen. Aber weder gelang es ihm, zu begreifen, warum sein Vater gerade heute gekommen war, noch, warum er sich so heftig vermehrte, noch, warum er selbst, der Leutnant, nicht imstande war, sich zu erheben.

Seit mehreren Wochen hatte sich der Leutnant Trotta an den Neunzig-

grädigen gewöhnt. Der ging nicht in den Kopf, er ging, wie die Kenner zu sagen liebten, »nur in die Füße«. Zuerst erzeugte er eine angenehme Wärme in der Brust. Das Blut begann, schneller durch die Adern zu rollen, der Appetit löste die Übelkeit ab und die Lust zu erbrechen. Dann trank man noch einen Neunziggrädigen. Mochte der Morgen kühl und trübe sein, man schritt mutig und in der allerbesten Laune in ihn hinein wie in einen ganz sonnigen, glücklichen Morgen. Während der Rast aß man in der Grenzschenke, in der Nähe des Grenzwaldes, wo die Jäger exerzierten, in Gesellschaft der Kameraden eine Kleinigkeit und trank wieder einen Neunziggrädigen. Er rann durch die Kehle wie ein geschwinder Brand, der sich selber auslöscht. Man fühlte kaum, daß man gegessen hatte. Man kehrte in die Kaserne zurück, zog sich um und ging zum Bahnhof, Mittag essen. Obwohl man einen weiten Weg zurückgelegt hatte, war man gar nicht hungrig. Und man trank infolgedessen noch einen Neunziggrädigen. Man aß und war sofort schläfrig. Man nahm also einen Schwarzen und hierauf wieder einen Neunziggrädigen. Und kurz und gut: Es gab niemals im Lauf des langweiligen Tages eine Gelegenheit, keinen Schnaps zu trinken. Es gab im Gegenteil manche Nachmittage und manche Abende, an denen es geboten war, Schnaps zu trinken.

Denn das Leben wurde leicht, sobald man getrunken hatte! Oh, Wunder dieser Grenze! Sie machte einem Nüchternen das Leben schwer; aber wen ließ sie nüchtern bleiben?! Der Leutnant Trotta sah, wenn er getrunken hatte, in allen Kameraden, Vorgesetzten und Untergebenen alte und gute Freunde. Das Städtchen war ihm vertraut, als wäre er darin geboren und aufgewachsen. Er konnte in die winzigen Kramläden gehn, die schmal, dunkel, gewunden und von allerlei Waren vollgestopft wie Hamsterlöcher in die dicken Mauern des Basars eingegraben waren, und unbrauchbare Dinge einhandeln: falsche Korallen, billige Spiegelchen, eine miserable Seife, Kämme aus Espenholz und geflochtene Hundeleinen; lediglich, weil er den Rufen der rothaarigen Händler freudig folgte. Er lächelte allen Menschen zu, den Bäuerinnen mit den bunten Kopftüchern und den großen Bastkörben unter dem Arm, den geputzten Töchtern der Juden, den Beamten der Bezirkshauptmannschaft und den Lehrern des Gymnasiums. Ein breiter Strom von Freundlichkeit und Güte rann durch diese kleine Welt. Aus allen Menschen grüßte es dem Leutnant heiter entgegen. Es gab auch nichts Peinliches mehr. Nichts Peinliches im Dienst und außerhalb des

Dienstes! Alles erledigte man glatt und geschwind. Onufrijs Sprache verstand man. Man kam gelegentlich in eines der umliegenden Dörfer, fragte die Bauern nach dem Weg, sie antworteten in einer fremden Sprache. Man verstand sie. Man ritt nicht. Man lieh das Pferd dem und jenem der Kameraden: guten Reitern, die ein Roß schätzen konnten. Mit einem Wort: Man war zufrieden. Leutnant Trotta wußte nur nicht, daß sein Gang unsicher wurde, seine Bluse Flecken hatte, seine Hose keine Bügelfalte, daß an seinen Hemden Knöpfe fehlten, seine Hautfarbe gelb am Abend und aschgrau am Morgen war und sein Blick ohne Ziel. Er spielte nicht – das allein beruhigte den Major Zoglauer. Es gab im Leben eines jeden Menschen Zeiten, in denen er trinken mußte. Macht nichts, es ging vorüber! – Der Schnaps war billig. Die meisten gingen nur an den Schulden zugrunde. Der Trotta machte seinen Dienst nicht nachlässiger als die andern. Er machte keinen Skandal wie mancher andere. Er wurde im Gegenteil immer sanfter, je mehr er trank. Einmal wird er heiraten und nüchtern werden! dachte der Major. Er ist ein Günstling oberster Stellen. Er wird eine schnelle Karriere machen. Er wird in den Generalstab kommen, wenn er nur will.

Herr von Trotta setzte sich vorsichtig an den Rand des Sofas neben seinen Sohn und suchte nach einem passenden Wort. Er war nicht gewohnt, zu Betrunkenen zu sprechen. »Du sollst dich« – sagte er nach längerer Überlegung – »denn doch vor dem Schnaps in acht nehmen! Ich zum Beispiel, ich habe nie über den Durst getrunken.« Der Leutnant machte eine ungeheure Anstrengung, um aus seiner respektlosen, kauernden Stellung in eine sitzende zu gelangen. Seine Mühe war vergeblich. Er betrachtete den Alten, jetzt war es Gott sei Dank nur einer, der sich mit dem schmalen Sitzrand begnügen und mit den Händen auf den Knien stützen mußte, und fragte: »Was hast du eben gesagt, Papa?« »Du sollst dich vor dem Schnaps in acht nehmen!« wiederholte der Bezirkshauptmann. »Wozu?« fragte der Leutnant. »Was fragst du?« sagte Herr von Trotta, ein wenig getröstet, weil ihm sein Sohn wenigstens klar genug erschien, das Gesagte zu begreifen. »Der Schnaps wird dich zu Grund richten, erinnerst dich an den Moser?« »Der Moser, der Moser«, sagte Carl Joseph. »Freilich! Er hat aber ganz recht! Ich erinnere mich an ihn. Er hat das Bild von Großvater gemalt!« »Du hast es vergessen?« sagte Herr von Trotta ganz leise. »Ich hab' ihn nicht vergessen«, antwortete der Leutnant, »an das Bild hab' ich immer gedacht. Ich bin nicht stark genug für dieses Bild. Die

Toten! Ich kann die Toten nicht vergessen! Vater, ich kann gar nichts vergessen! Vater!«
Herr von Trotta saß ratlos neben seinem Sohn, er verstand nicht genau, was Carl Joseph sagte, aber er ahnte auch, daß nicht die Trunkenheit allein aus dem Jungen sprach. Er fühlte, daß es um Hilfe aus dem Leutnant rief, und er konnte nicht helfen! Er war an die Grenze gekommen, um selbst ein bißchen Hilfe zu finden. Denn er war ganz allein in dieser Welt! Und auch diese Welt ging unter! Jacques lag unter der Erde, man war allein, man wollte den Sohn noch einmal sehn, und der Sohn war ebenfalls allein und vielleicht, weil er jünger war, dem Untergang der Welt näher. Wie einfach hat die Welt immer ausgesehn! dachte der Bezirkshauptmann. Für jede Lage gab es eine bestimmte Haltung. Wenn der Sohn zu den Ferien kam, prüfte man ihn. Als er Leutnant wurde, beglückwünschte man ihn. Wenn er seine gehorsamen Briefe schrieb, in denen sowenig stand, erwiderte man mit ein paar gemessenen Zeilen. Wie aber sollte man sich benehmen, wenn der Sohn betrunken war? wenn er »Vater« rief? wenn es aus ihm »Vater!« rief?
Er sah Chojnicki eintreten und stand heftiger auf, als es seine Art war. »Es ist ein Telegramm für Sie gekommen!« sagte Chojnicki. »Der Hoteldiener hat's gebracht.« Es war ein Diensttelegramm. Es berief Herrn von Trotta wieder nach Hause. »Man ruft Sie leider schon zurück!« sagte Chojnicki. »Es wird mit den Sokoln zusammenhängen.« »Ja, das ist es wahrscheinlich«, sagte Herr von Trotta. »Es wird Unruhen geben!« Er wußte jetzt, daß er zu schwach war, etwas gegen Unruhen zu unternehmen. Er war sehr müde. Ein paar Jahre blieben noch bis zur Pensionierung! Aber in diesem Augenblick hatte er den schnellen Einfall, sich bald pensionieren zu lassen. Er konnte sich um Carl Joseph kümmern; eine passende Aufgabe für einen alten Vater.
Chojnicki sagte: »Es ist nicht leicht, wenn man die Hände gebunden hat, wie in dieser verflixten Monarchie, etwas gegen Unruhen zu unternehmen. Lassen Sie nur ein paar Rädelsführer verhaften, und die Freimaurer, die Abgeordneten, die Volksführer, die Zeitungen fallen über Sie her, und alle werden wieder freigelassen. Lassen Sie den Sokolverein auflösen – und Sie bekommen eine Rüge von der Statthalterei. Autonomie! Ja, wartet nur! Hier, in meinem Bezirk, endet jede Unruhe mit Schießen. Ja, solange ich hier lebe, bin ich Regierungskandidat und werde gewählt. Dieses Land ist glücklicherweise weit genug

entfernt von allen modernen Ideen, die sie in ihren dreckigen Redaktionen aushecken!«
Er trat zu Carl Joseph und sagte mit der Betonung und der Sachkenntnis eines Mannes, der an den Umgang mit Betrunkenen gewohnt ist: »Ihr Herr Papa muß abreisen!« Carl Joseph verstand auch sofort. Er konnte sich sogar erheben. Mit verglasten Blicken suchte er den Vater.
»Es tut mir leid, Vater!«
»Ich habe einigermaßen Sorge um ihn!« sagte der Bezirkshauptmann zu Chojnicki.
»Mit Recht!« antwortete Chojnicki. »Er muß aus dieser Gegend weg. Wenn er Urlaub hat, werde ich versuchen, ihm ein wenig von der Welt zu zeigen. Er wird dann keine Lust mehr haben zurückzukommen. Vielleicht verliebt er sich auch –«
»Ich verlieb' mich nicht«, sagte Carl Joseph sehr langsam.
Sie fuhren ins Hotel zurück.
Es fiel während des ganzen Weges nur ein Wort, ein einziges Wort: »Vater!« sagte Carl Joseph und gar nichts mehr.
Der Bezirkshauptmann erwachte am nächsten Tag sehr spät, man hörte schon die Trompeten des heimkehrenden Bataillons. In zwei Stunden ging der Zug. Carl Joseph kam. Schon knallte unten das Peitschensignal Chojnickis. Der Bezirkshauptmann aß am Tisch der Jägeroffiziere im Bahnhofsrestaurant.
Seit der Abreise aus seinem Bezirk W. war eine ungeheuer lange Zeit verstrichen. Er erinnerte sich mühsam, daß er erst vor zwei Tagen in den Zug gestiegen war. Er saß, außer dem Grafen Chojnicki der einzige Zivilist, am langen, hufeisenförmigen Tisch der bunten Offiziere, dunkel und hager, unter dem Wandbildnis Franz Josephs des Ersten, dem bekannten, allseits verbreiteten Porträt des Allerhöchsten Kriegsherrn im blütenweißen Feldmarschallsrock mit blutroter Schärpe. Just unter des Kaisers weißem Backenbart und fast parallel zu ihm ragten einen halben Meter tiefer die schwarzen, leicht angesilberten Flügel des Trottaschen Backenbartes. Die jüngsten Offiziere, die an den Enden des Hufeisens untergebracht waren, konnten die Ähnlichkeit zwischen Seiner Apostolischen Majestät und deren Diener sehn. Auch der Leutnant Trotta konnte von seinem Platz aus das Angesicht des Kaisers mit dem seines Vaters vergleichen. Und ein paar Sekunden lang schien es dem Leutnant, daß oben an der Wand das Porträt seines gealterten Vaters hänge und unten am Tisch lebendig und ein wenig verjüngt der

Kaiser in Zivil sitze. Und fern und fremd wurden ihm sein Kaiser wie sein Vater.
Der Bezirkshauptmann schickte indessen einen hoffnungslosen, prüfenden Blick rings um den Tisch, über die flaumigen und fast bartlosen Gesichter der jungen Offiziere und die schnurrbärtigen der älteren. Neben ihm saß Major Zoglauer. Ach, mit ihm hätte Herr von Trotta noch gerne ein besorgtes Wort über Carl Joseph gewechselt! Es war keine Zeit mehr. Draußen vor dem Fenster rangierte man schon den Zug.
Ganz verzagt war der Herr Bezirkshauptmann. Von allen Seiten trank man auf sein Wohl, seine glückliche Reise und das gute Gelingen seiner beruflichen Aufgaben. Er lächelte nach allen Seiten hin, erhob sich, stieß da und dort an, und sein Kopf war schwer von Sorgen und sein Herz bedrängt von düsteren Ahnungen. War doch schon eine ungeheuer lange Zeit verstrichen seit seiner Abreise aus seinem Bezirk W.! Ja, der Bezirkshauptmann war heiter und übermütig in eine abenteuerliche Gegend und zu seinem vertrauten Sohn gefahren. Nun kehrte er zurück, einsam, von einem einsamen Sohn und von dieser Grenze, wo der Untergang der Welt bereits so deutlich zu sehen war, wie man ein Gewitter sieht am Rande einer Stadt, deren Straßen noch ahnungslos und glückselig unter blauem Himmel liegen. Schon läutete die fröhliche Glocke des Portiers. Schon pfiff die Lokomotive. Schon schlug der nasse Dampf des Zuges in grauen, feinen Perlen an die Fenster des Speisesaals. Schon war die Mahlzeit beendet, und alle erhoben sich. Das »ganze Bataillon« begleitete Herrn von Trotta auf den Perron. Herr von Trotta hatte den Wunsch, noch etwas Besonderes zu sagen, aber es fiel ihm gar nichts Passendes ein. Er schickte noch einen zärtlichen Blick zu seinem Sohn. Gleich darauf aber hatte er Angst, man würde diesen Blick bemerken, und er senkte die Augen. Er drückte dem Major Zoglauer die Hand. Er dankte Chojnicki. Er lüftete den würdigen, grauen Halbzylinder, den er auf Reisen zu tragen pflegte. Er hielt den Hut in der Linken und schlug die Rechte um den Rücken Carl Josephs. Er küßte den Sohn auf die Wangen. Und obwohl er sagen wollte: Mach mir keinen Kummer! Ich liebe dich, mein Sohn!, sagte er lediglich: »Halt dich gut!« – Denn die Trottas waren schüchterne Menschen.
Schon stieg er ein, der Bezirkshauptmann. Schon stand er am Fenster. Seine Hand im dunkelgrauen Glacéhandschuh lag am offenen Fenster.

Sein kahler Schädel glänzte. Noch einmal suchte sein bekümmertes Auge das Angesicht Carl Josephs. »Wenn Sie nächstens wiederkommen, Herr Bezirkshauptmann«, sagte der allzeit gutgelaunte Hauptmann Wagner, »finden Sie schon ein kleines Monte Carlo vor!« »Wieso?« fragte der Bezirkshauptmann. »Hier wird ein Spielsaal gegründet!« erwiderte Wagner. Und ehe noch Herr von Trotta seinen Sohn heranrufen konnte, um ihn vor dem angekündigten »Monte Carlo« herzlichst zu warnen, pfiff die Lokomotive, die Puffer schlugen dröhnend aneinander, und der Zug glitt davon. Der Bezirkshauptmann winkte mit dem grauen Handschuh. Und alle Offiziere salutierten. Carl Joseph rührte sich nicht.

Er ging auf dem Rückweg neben dem Hauptmann Wagner. »Ein famoser Spielsaal wird's!« sagte der Hauptmann. »Ein wirklicher Spielsaal! Ach Gott! Wie lange hab' ich schon kein Roulette gesehn! Weißt, wie sie rollt, das hab' ich so gern und dieses Geräusch! Ich freu' mich außerordentlich!«

Es war nicht nur der Hauptmann Wagner, der die Eröffnung des neuen Spielsaals erwartete. Alle warteten. Seit Jahren wartete die Grenzgarnison auf den Spielsaal, den Kapturak eröffnen sollte.

Eine Woche nach der Abreise des Bezirkshauptmanns kam Kapturak. Und wahrscheinlich hätte er ein weit größeres Aufsehen erregt, wenn nicht gleichzeitig mit ihm, dank einem merkwürdigen Zufall, jene Dame gekommen wäre, der sich die Aufmerksamkeit aller Menschen zuwandte.

XII

An den Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie gab es damals viele Männer von der Art Kapturaks. Rings um das alte Reich begannen sie zu kreisen wie die schwarzen und feigen Vögel, die aus unendlicher Ferne einen Sterbenden eräugen. Mit ungeduldigen und finsteren Flügelschlägen warteten sie sein Ende ab. Mit steilen Schnäbeln stoßen sie auf die Beute. Man weiß nicht, woher sie kommen, noch, wohin sie fliegen. Die gefiederten Brüder des rätselhaften Todes sind sie, seine Künder, seine Begleiter und seine Nachfolger.

Kapturak ist ein kleiner Mann von unbedeutendem Angesicht. Gerüchte huschen um ihn, fliegen ihm auf seinen gewundenen Wegen

voran und folgen den kaum merklichen Spuren, die er hinterläßt. Er wohnt in der Grenzschenke. Er verkehrt mit den Agenten der südamerikanischen Schiffahrtsgesellschaften, die jedes Jahr Tausende russischer Deserteure auf ihren Dampfern nach einer neuen und grausamen Heimat befördern. Er spielt gerne und trinkt wenig. An einer gewissen gramvollen Leutseligkeit läßt er es nicht fehlen. Er erzählt, daß er jahrelang den Schmuggel mit russischen Deserteuren jenseits der Grenze betrieben und dort ein Haus, Weib und Kinder zurückgelassen habe, aus Angst, nach Sibirien verschickt zu werden, nachdem man mehrere Beamte und Militärs ertappt und verurteilt hatte. Und auf die Frage, was er hier zu machen gedenke, erwidert Kapturak, bündig und lächelnd: »Geschäfte.«

Der Inhaber des Hotels, in dem die Offiziere logierten, ein gewisser Brodnitzer, schlesischer Abstammung und aus unbekannten Gründen an die Grenze verschlagen, machte den Spielsaal auf. Er hängte einen großen Zettel an die Fensterscheibe des Cafés. Er verkündete, daß er Spiele jeder Art bereithalte, eine Musikkapelle allabendlich bis in die Morgenstunden »konzertieren« lassen werde und »Tingel-Tangel-Sängerinnen von Ruf« engagiert habe. Die »Renovierung« des Lokals begann mit den Konzerten der Musikkapelle, die aus acht zusammengeklaubten Musikern bestand. Später traf die sogenannte »Nachtigall aus Mariahilf« ein, ein blondes Mädchen aus Oderberg. Sie sang Walzer von Lehár, dazu das gewagte Lied: »Wenn ich in der Liebesnacht in den grauen Morgen wandre...«, ferner als Zugabe: »Unter meinem Kleidchen trag' ich rosa Dessous voller plis...« Also steigerte Brodnitzer die Erwartungen seiner Kundschaft. Es erwies sich, daß Brodnitzer neben den zahlreichen kurzen und langen Kartentischen in einer schattigen und verhängten Ecke auch einen kleinen Roulettetisch aufgestellt hatte. Hauptmann Wagner erzählte es allen und weckte Begeisterung. Den Männern, die seit vielen Jahren an der Grenze dienten, schien die kleine Kugel (und viele hatten noch nie ein Roulette gesehn) einer jener zauberischen Gegenstände der großen Welt, mit deren Hilfe der Mensch schöne Frauen, teure Pferde, reiche Schlösser auf einmal gewinnt. Wem sollte sie etwa nicht helfen, die Kugel? Alle hatten kümmerliche Knabenjahre in der Stiftsschule verlebt, harte Jünglingsjahre in den Kadettenanstalten, grausame Jahre im Dienst an der Grenze. Sie warteten auf den Krieg. Statt seiner war eine Teilmobilisierung gegen Serbien gekommen, von der man ruhmlos in die gewohnte Erwartung

des mechanischen Avancements zurückkehrte. Manöver, Dienst, Kasino, Kasino, Dienst und Manöver! Sie hörten zum erstenmal die kleine Kugel rattern und wußten nun, daß das Glück selbst unter ihnen rotierte, um heute den und morgen jenen zu treffen. Fremde, blasse, reiche und stumme Herren saßen da, wie man sie niemals gesehen hatte. Eines Tages gewann Hauptmann Wagner fünfhundert Kronen. Am nächsten Tag waren seine Schulden bezahlt. Er bekam in diesem Monat zum erstenmal nach langer Zeit seine Gage unversehrt, ganze drei Drittel. Allerdings hatten Leutnant Schnabel und Leutnant Gründler je hundert Kronen verloren. Morgen konnten sie tausend gewinnen!...

Wenn die weiße Kugel zu laufen begann, so daß sie selbst wie ein milchiger Kreis aussah, gezogen um die Peripherie schwarzer und roter Felder, wenn die schwarzen und roten Felder sich ebenfalls vermischten zu einem einzigen verschwimmenden Rund von unbestimmbarer Farbe, dann erzitterten die Herzen der Offiziere, und in ihren Köpfen entstand ein fremdes Tosen, als rotierte in jedem Gehirn eine besondere Kugel, und vor ihren Augen wurde es schwarz und rot, schwarz und rot. Die Knie wankten, obwohl man saß. Die Augen jagten mit verzweifelter Hast der Kugel nach, die sie nicht erhaschen konnten. Nach eigenen Gesetzen fing sie schließlich an zu torkeln, trunken vom Lauf, und blieb erschöpft in einer numerierten Mulde liegen. Alle stöhnten auf. Auch wer verloren hatte, fühlte sich befreit. Am nächsten Morgen erzählte es einer dem andern. Und ein großer Taumel ergriff sie alle. Immer mehr Offiziere kamen in den Spielsaal. Aus unerforschlichen Gegenden kamen auch die fremden Zivilisten. Sie waren es, die das Spiel beheizten, die Kasse füllten, aus Brieftaschen große Scheine zogen, aus Westentaschen goldene Dukaten, Uhren und Ketten und von den Fingern Ringe. Alle Zimmer des Hotels waren besetzt. Die schläfrigen Droschken, die immer auf ihrem Standplatz gewartet hatten, mit den gähnenden Kutschern am Bock und den mageren Schindmähren davor, wie nachgemachte Fuhrwerke im Panoptikum: auch sie erwachten, und siehe da: Die Räder konnten rollen, die mageren Mähren trabten mit klappernden Hufen vom Bahnhof zum Hotel, vom Hotel zur Grenze und wieder zurück ins Städtchen. Die verdrossenen Händler lächelten. Lichter schienen die dunklen Läden zu werden, bunter die ausgelegten Waren, Nacht für Nacht sang die »Nachtigall von Mariahilf«. Und als hätte ihr Gesang noch andere

Schwestern geweckt, kamen nie gesehene, neue, geputzte Mädchen ins Café. Man rückte die Tische auseinander und tanzte zu den Walzern von Lehár. Die ganze Welt war verändert. –

Ja, die ganze Welt! An anderen Stellen zeigten sich sonderbare Plakate, wie man sie hierorts noch niemals gesehen hat. In allen Landessprachen fordern sie die Arbeiter der Borstenfabrik auf, die Arbeit niederzulegen. Die Borstenfabrikation ist die einzige, armselige Industrie dieser Gegend. Die Arbeiter sind arme Bauern. Ein Teil von ihnen lebt im Winter vom Holzhacken, im Herbst von Erntearbeiten. Im Sommer müssen alle in die Borstenfabrik. Andere kommen aus den niederen Schichten der Juden. Sie können nicht rechnen und nicht handeln, sie haben auch kein Handwerk gelernt. Weit und breit, wohl zwanzig Meilen in der Runde, gibt es keine andere Fabrik.

Für die Herstellung von Borsten bestanden unbequeme und kostspielige Vorschriften; die Fabrikanten hielten sie nicht gerne ein. Man mußte Staub und Bazillen absondernde Masken für die Arbeiter anschaffen, große und lichte Räume anlegen, die Abfälle zweimal täglich verbrennen lassen und anstelle der Arbeiter, die zu husten anfingen, andere aufnehmen. Denn alle, die sich mit der Reinigung der Borsten abgaben, begannen nach kurzer Zeit, Blut zu spucken. Die Fabrik war ein altes, baufälliges Gemäuer mit kleinen Fenstern, einem schadhaften Schieferdach, umzäunt von einer wildwuchernden Weidenhecke und umgeben von einem wüsten, breiten Platz, auf dem seit undenklichen Jahren Mist abgelagert wurde, tote Katzen und Ratten der Fäulnis ausgeliefert waren, Blechgeschirre rosteten, zerbrochene irdene Töpfe neben zerschlissenen Schuhen lagerten. Ringsum dehnten sich Felder, voll vom goldenen Segen des Korns, durchzirpt vom unaufhörlichen Gesang der Grillen, und dunkelgrüne Sümpfe, ständig widerhallend vom fröhlichen Lärm der Frösche. Vor den kleinen, grauen Fenstern, an denen die Arbeiter saßen, mit großen, eisernen Harken das dichte Gestrüpp der Borstenbündel unermüdlich kämmend und die trockenen Staubwölkchen schluckend, die jedes neue Bündel gebar, schossen die hurtigen Schwalben vorbei, tanzten die schillernden Sommerfliegen, schwebten weiße und bunte Falter einher, und durch die großen Luken des Daches drang das sieghafte Geschmetter der Lerchen. Die Arbeiter, die erst vor wenigen Monaten aus ihren freien Dörfern gekommen waren, geboren und groß geworden im süßen Atem des Heus, im kalten des Schnees, im beizenden Geruch des Düngers, im

schmetternden Lärm der Vögel, im ganzen wechselreichen Segen der Natur: Die Arbeiter sahen durch die grauen Staubwölkchen Schwalbe, Schmetterling und Mückentanz und hatten Heimweh. Wenn die Lerchen trillerten, wurden sie unzufrieden. Früher hatten sie nicht gewußt, daß ein Gesetz befahl, für ihre Gesundheit zu sorgen; daß es ein Parlament in der Monarchie gab; daß in diesem Parlament Abgeordnete saßen, die selbst Arbeiter waren. Fremde Männer kamen, schrieben Plakate, veranstalteten Versammlungen, erklärten die Verfassung und die Fehler der Verfassung, lasen aus Zeitungen vor, redeten in allen Landessprachen. Sie waren lauter als die Lerchen und die Frösche: Die Arbeiter begannen zu streiken.
In dieser Gegend war es der erste Streik. Er erschreckte die politischen Behörden. Sie waren seit Jahrzehnten gewohnt, gemächliche Volkszählungen zu veranstalten, den Geburtstag des Kaisers zu feiern, an den jährlichen Rekrutenaushebungen teilzunehmen und gleichlautende Berichte an die Statthalterei zu schicken. Hier und da verhaftete man russophile Ukrainer, einen orthodoxen Popen, Juden, die man beim Schmuggel von Tabak ertappte, und Spione. Seit Jahrzehnten reinigte man in dieser Gegend Borsten, schickte sie nach Mähren, Böhmen, Schlesien in die Bürstenfabriken und bekam aus diesen Ländern fertige Bürsten. Seit Jahren husteten die Arbeiter, spuckten Blut, wurden krank und starben in den Spitälern. Aber sie streikten nicht. Nun mußte man aus der weiteren Umgebung die Gendarmerieposten zusammenziehen und einen Bericht an die Statthalterei schicken. Diese setzte sich mit dem Armeekommando in Verbindung. Und das Armeekommando verständigte den Garnisonkommandanten.
Die jüngeren Offiziere stellten sich vor, daß »das Volk«, das hieß die unterste Schicht der Zivilisten, Gleichberechtigung mit den Beamten, Adligen und Kommerzialräten verlangte. Sie war keinesfalls zu gewähren, wollte man eine Revolution vermeiden. Und man wollte keine Revolution; und man mußte schießen, ehe es zu spät wurde. Der Major Zoglauer hielt eine kurze Rede, aus der all das klar hervorging. Viel angenehmer ist allerdings ein Krieg. Man ist kein Gendarmerie- und Polizeioffizier. Aber es gibt vorläufig keinen Krieg. Befehl ist Befehl. Man wird unter Umständen mit gefälltem Bajonett vorgehen und »Feuer!« kommandieren. Befehl ist Befehl! Er hindert vorläufig keinen Menschen, in Brodnitzers Lokal zu gehen und viel Geld zu gewinnen. Eines Tages verlor der Hauptmann Wagner viel Geld. Ein fremder

Herr, früher aktiver Ulan, mit klingendem Namen, Gutsbesitzer in Schlesien, gewann zwei Abende hintereinander, lieh dem Hauptmann Geld und wurde am dritten durch ein Telegramm nach Hause gerufen. Es waren im ganzen zweitausend Kronen, eine Kleinigkeit für einen Kavalleristen. Keine Kleinigkeit für einen Hauptmann der Jäger! Man hätte zu Chojnicki gehen können, wenn man ihm nicht schon dreihundert schuldig gewesen wäre.

Brodnitzer meinte: »Herr Hauptmann, gebieten Sie nach Belieben über meine Unterschrift!«

»Ja«, sagte der Hauptmann, »wer gibt so viel auf Ihre Unterschrift?«

Brodnitzer dachte eine Weile nach: »Herr Kapturak!«

Kapturak erschien und sagte: »Es handelt sich also um zweitausend Kronen. Rückzahlbar?«

»Keine Ahnung!«

»Viel Geld, Herr Hauptmann!«

»Ich geb's wieder!« erwiderte der Hauptmann.

»Wie, in welchen Raten? Sie wissen, daß man nur ein Drittel von der Gage pfänden darf. Ferner, daß alle Herren bereits engagiert sind. Ich sehe keine Möglichkeit!«

»Herr Brodnitzer – –«, begann der Hauptmann.

»Herr Brodnitzer« – begann Kapturak, als wäre Brodnitzer gar nicht anwesend – »ist mir auch viel Geld schuldig. Ich könnte die gewünschte Summe hergeben, wenn jemand von Ihren Kameraden, der noch nicht engagiert ist, einspringen wollte, zum Beispiel der Herr Leutnant Trotta. Er kommt von der Kavallerie, er hat ein Pferd!«

»Gut«, sagte der Hauptmann. »Ich werde mit ihm sprechen.« Und er weckte den Leutnant Trotta.

Sie standen im langen, schmalen, dunklen Korridor des Hotels. »Unterschreib schnell!« flüsterte der Hauptmann. »Dort warten sie. Sie sehen, daß du nicht magst!« – Trotta unterschrieb.

»Komm sofort herunter!« sagte Wagner. »Ich erwarte dich!«

An der kleinen Tür im Hintergrund, durch welche die ständigen Mieter des Hotels das Kaffeehaus zu betreten pflegten, blieb Carl Joseph stehen. Er sah zum erstenmal den neueröffneten Spielsaal Brodnitzers. Er sah zum erstenmal einen Spielsaal überhaupt. Rings um den Roulettetisch war ein dunkelgrüner Vorhang aus Rips gezogen. Hauptmann Wagner lüpfte den Vorhang und glitt hinüber in eine andere Welt. Carl Joseph hörte das weiche, samtene Surren der Kugel. Er

wagte nicht, den Vorhang zu heben. Am andern Ende des Cafés, neben dem Straßeneingang, stand das Podium, und auf dem Podium wirbelte die unermüdliche »Nachtigall aus Mariahilf«. An den Tischen spielte man. Die Karten fielen mit klatschenden Schlägen auf den falschen Marmor. Die Menschen stießen unverständliche Rufe aus. Sie sahen aus wie Uniformierte, alle in weißen Hemdsärmeln, ein sitzendes Regiment von Spielern. Die Röcke hingen über den Lehnen der Stühle. Sachte und gespenstisch schaukelten bei jeder Bewegung der Spieler die leeren Ärmel. Über den Köpfen lagerte eine dichte Gewitterwolke aus Zigarettenrauch. Die winzigen Köpfchen der Zigaretten erglommen rötlich und silbern im grauen Dunst und schickten immer neue, bläuliche Nebelnahrung zur dichten Gewitterwolke empor. Und unter der sichtbaren Wolke von Rauch schien eine zweite aus Lärm zu lagern, eine brausende, brummende, summende Wolke. Schloß man die Augen, so konnte man glauben, eine ungeheure Schar von Heuschrekken sei mit schrecklichem Gesang über die sitzenden Menschen losgelassen worden.

Hauptmann Wagner kam völlig verwandelt durch den Vorhang ins Café zurück. Seine Augen lagen in violetten Höhlen. Über seinen Mund hing struppig der braune Schnurrbart, dessen eine Hälfte seltsamerweise verkürzt erschien, und am Kinn standen die rötlichen Bartstoppeln, ein üppiges, kleines Feld von winzigen Lanzen. »Wo bist du, Trotta?« rief der Hauptmann, obwohl er Brust an Brust vor dem Leutnant stand. »Zweihundert verloren!« rief er. »Dies verfluchte Rot! Es ist aus mit meinem Glück im Roulette. Man muß es anders versuchen!« Und er schleppte Trotta zu den Kartentischen.

Kapturak und Brodnitzer erhoben sich. »Gewonnen?« fragte Kapturak, denn er sah, daß der Hauptmann verloren hatte. »Verloren, verloren!« brüllte der Hauptmann.

»Schade, schade!« sagte Kapturak. »Sehen Sie zum Beispiel mich: Wie oft habe ich schon gewonnen und verloren! Sehen Sie, alles hatte ich schon verloren! Alles hab' ich wiedergewonnen! Nicht immer beim selben Spiel bleiben! Nur nicht immer beim selben Spiel bleiben! Das ist die Hauptsache!«

Hauptmann Wagner hakte den Rockkragen auf. Die gewöhnliche bräunliche Röte kehrte wieder in sein Gesicht. Sein Schnurrbart ordnete sich gleichsam von selbst. Er schlug Trotta auf den Rücken. »Du hast noch nie eine Karte angerührt!« Trotta sah Kapturak ein blankes

Spiel neuer Karten aus der Tasche ziehen und es behutsam auf den Tisch legen, wie um dem bunten Angesicht der untersten Karte nicht weh zu tun. Er streichelte das Päckchen mit seinen hurtigen Fingern. Wie dunkelgrüne, glatte Spiegelchen glänzen die Rücken der Karten. In ihrer sanften Wölbung schwimmen die Lichter der Decke. Einzelne Karten erheben sich von selbst, stehen senkrecht auf ihrer scharfen Schmalseite, legen sich bald auf den Rücken und bald auf den Bauch, sammeln sich zum Häufchen, dieses entblättert sich mit einem sanften Geknatter, läßt die schwarzen und roten Gesichter wie ein kurzes, buntes Gewitter vorbeirauschen, schließt sich neuerlich, fällt auf den Tisch, verteilt in kleinere Häufchen. Diesen entgleiten einzelne Karten, rücken zärtlich ineinander, jede den halben Rücken der andern dekkend, runden sich hierauf zu einem Kreis, erinnern an eine seltsame umgestülpte und flache Artischocke, fliegen in eine Reihe zurück und sammeln sich schließlich zum Päckchen. Alle Karten hören auf die lautlosen Rufe der Finger. Hauptmann Wagner verfolgt dieses Vorspiel mit hungrigen Augen. Ach, er liebte die Karten! Manchmal kamen jene, die er gerufen hatte, zu ihm, und manchmal flohen sie ihn. Er liebte es, wenn seine tollen Wünsche den Fliehenden nachgaloppierten und sie endlich, endlich zur Umkehr zwangen. Manchmal freilich waren die Flüchtigen schneller, und die Wünsche des Hauptmanns mußten ermattet umkehren. Im Laufe der Jahre hatte der Hauptmann einen schwer übersichtlichen, äußerst verworrenen Kriegsplan ersonnen, in dem keine Methode, das Glück zu zwingen, außer acht gelassen war: weder die Mittel der Beschwörung noch die der Gewalt, noch die der Überrumpelung, noch die des flehentlichen Gebets und der liebestollen Lockung. Einmal mußte sich der arme Hauptmann, sobald er ein Cœur erwünschte, verzweifelt stellen und der Unsichtbaren im geheimen versichern, daß er, käme sie nicht bald, heute noch Selbstmord begehen würde; ein anderes Mal hielt er es für aussichtsreicher, stolz zu bleiben und so zu tun, als sei ihm die Heißersehnte vollkommen gleichgültig. Ein drittes Mal mußte er, um zu gewinnen, mit eigener Hand die Karten mischen, und zwar mit der Linken, eine Geschicklichkeit, die er mit eisernem Willen nach langen Übungen endlich erworben hatte; und ein viertes Mal war es nützlicher, an der rechten Seite des Bankhalters Platz zu nehmen. In den meisten Fällen allerdings galt es, alle Methoden miteinander zu verbinden oder sie sehr schnell zu wechseln, und zwar so, daß die Mitspieler es nicht erkann-

ten. Denn dieses war wichtig. »Tauschen wir den Platz!« konnte der Hauptmann zum Beispiel ganz harmlos sagen. Und wenn er im Angesicht seines Mitspielers ein erkennendes Lächeln zu sehen glaubte, lachte er und fügte hinzu: »Sie irren sich! Ich bin nicht abergläubisch! Das Licht stört mich hier!« Erfuhren nämlich die Mitspieler etwas von den strategischen Tricks des Hauptmanns, so verrieten ihre Hände den Karten seine Absichten. Die Karten bekamen sozusagen Wind von seiner List und hatten Zeit zu fliehen. Und also begann der Hauptmann, sobald er sich an den Spieltisch setzte, so eifrig zu arbeiten wie ein ganzer Generalstab. Und während sein Gehirn diese übermenschliche Leistung vollbrachte, zogen durch sein Herz Gluten und Fröste, Hoffnungen und Schmerzen, Jubel und Bitterkeit. Er kämpfte, er focht, er litt schauderhaft. Seit den Tagen, da man hier angefangen hatte, Roulette zu spielen, arbeitete er schon über schlauen Kriegsplänen gegen die Tücke der Kugel. (Aber er wußte wohl, daß sie schwieriger zu besiegen war als die Spielkarte.)
Er spielte fast immer Bakkarat, obwohl es nicht nur zu den verbotenen Spielen, sondern auch zu den verpönten gehörte. Was aber sollten ihm die Spiele, bei denen man rechnen mußte und überlegen – in einer vernünftigen Art rechnen und überlegen –, wenn seine Spekulationen schon an das Unerrechenbare und Unerklärliche rührten, es enthüllten und häufig sogar bezwangen? Nein! Er wollte unmittelbar mit den Rätseln des Geschicks kämpfen und sie auflösen! Und er setzte sich zum Bakkarat. Und er gewann in der Tat. Und er hatte drei Neuner und drei Achter hintereinander, während Trotta lauter Buben und Könige bekam, Kapturak nur zweimal Vierer und Fünfer. Und da vergaß sich der Hauptmann Wagner. Und obwohl es zu seinen Grundsätzen gehörte, das Glück nicht merken zu lassen, daß man seiner sicher sei, verdreifachte er plötzlich den Einsatz. Denn er hoffte, den Wechsel heute noch »hereinzukriegen«. Und hier begann das Unheil. Der Hauptmann verlor, und Trotta hatte gar nicht aufgehört zu verlieren. Schließlich gewann Kapturak fünfhundert Kronen. Der Hauptmann mußte einen neuen Schuldschein unterschreiben.
Wagner und Trotta standen auf. Sie fingen an, Cognac mit Neunziggrädigem zu mischen und diesen wieder mit Okoĉimer Bier. Der Hauptmann Wagner schämte sich seiner Niederlage, nicht anders als ein General, der besiegt aus einer Schlacht hervorgeht, zu der er einen Freund geladen hat, um den Sieg mit ihm zu teilen. Der Leutnant aber

teilte die Scham des Hauptmanns. Und beide wußten, daß sie einander unmöglich ohne Alkohol in die Augen sehen konnten. Sie tranken langsam, in kleinen, regelmäßigen Schlucken.
»Auf dein Wohl!« sagte der Hauptmann. »Auf dein Wohl!« sagte Trotta.
Sooft sie diese Wünsche wiederholten, schauten sie sich mutig an und bewiesen einander, daß ihnen ihr Unheil gleichgültig war. Plötzlich aber schien es dem Leutnant, daß der Hauptmann, sein bester Freund, der unglücklichste Mann auf dieser Erde sei, und er fing an, bitterlich zu weinen. »Warum weinst du?« fragte der Hauptmann, und auch seine Lippen bebten schon. »Über dich, über dich!« sagte Trotta, »mein armer Freund!« Und sie verloren sich teils in stummen, teils in wortreichen Wehklagen.
In Hauptmann Wagners Erinnerung tauchte ein alter Plan auf. Er bezog sich auf das Pferd Trottas, das er jeden Tag zu reiten pflegte, das er liebgewonnen hatte und zuerst selbst hatte kaufen wollen. Es war ihm gleich darauf eingefallen, daß er, wenn er soviel Geld hätte, wie das Pferd kosten mußte, ohne Zweifel ein Vermögen im Bakkarat gewinnen und mehrere Pferde besitzen könnte. Hierauf dachte er daran, dem Leutnant das Pferd abzunehmen, es nicht zu zahlen, sondern zu belehnen, mit dem Geld zu spielen und dann das Tier zurückzukaufen. War das unfair? Wem konnte es schaden? Wie lange dauerte es? Zwei Stunden Spiel, und man hatte alles! Man gewann am sichersten, wenn man sich ohne Angst, ohne auch nur ein bißchen zu rechnen, an den Spieltisch setzte. Oh, wenn man nur ein einziges Mal so spielen hätte können wie ein reicher, unabhängiger Mann! Einmal! Der Hauptmann verfluchte seine Gage. Sie war so schäbig, daß sie ihm nicht erlaubte, »menschenwürdig« zu spielen.
Jetzt, wie sie so gerührt nebeneinandersaßen, alle Welt ringsum vergessen hatten, aber überzeugt waren, sie wären von aller Welt ringsum vergessen worden, glaubte der Hauptmann endlich sagen zu können: »Verkauf mir dein Pferd!« »Ich schenk's dir«, sagte Trotta gerührt. Ein Geschenk darf man nicht verkaufen, auch nicht vorübergehend, dachte der Hauptmann und sagte: »Nein, verkaufen!« »Nimm's dir!« flehte Trotta. »Ich zahl's«, beharrte der Hauptmann.
Sie stritten so einige Minuten. Schließlich erhob sich der Hauptmann, taumelte ein wenig und schrie: »Ich befehle Ihnen, es mir zu verkaufen!« »Jawohl, Herr Hauptmann!« sagte Trotta mechanisch. »Ich hab'

aber kein Geld!« lallte der Hauptmann, setzte sich und wurde wieder gütig. »Das macht nichts! Ich schenk dir's.« »Nein, justament nicht! Ich will's auch gar nicht mehr kaufen. Wenn ich nur Geld hätte!«
»Ich kann's einem andern verkaufen!« sagte Trotta. Er leuchtete vor Freude über diesen ungewöhnlichen Einfall.
»Famos!« rief der Hauptmann. »Aber wem?« »Chojnicki zum Beispiel!« »Famos!« wiederholte der Hauptmann. »Ich bin ihm fünfhundert Kronen schuldig!« »Ich übernehme sie!« sagte Trotta.
Weil er getrunken hatte, war sein Herz erfüllt von Mitleid für den Hauptmann. Dieser arme Kamerad mußte gerettet werden! Er befand sich in großer Gefahr. Er war ihm ganz vertraut und nahe, der liebe Hauptmann Wagner. Außerdem hält es der Leutnant in dieser Stunde für unumgänglich notwendig, ein gutes, tröstliches, vielleicht auch ein großes Wort zu sagen und eine hilfreiche Tat zu vollbringen. Edelmut, Freundschaft und das Bedürfnis, sehr stark und hilfreich zu erscheinen, rannen in seinem Herzen zusammen, gleich drei warmen Strömen. Trotta erhebt sich. Der Morgen ist angebrochen. Nur einige Lampen brennen noch, schon ermattet vor dem Hellgrau des Tages, der übermächtig durch die Jalousien eindringt. Außer Herrn Brodnitzer und seinem einzigen Kellner ist kein Mensch mehr im Lokal. Trostlos und verraten stehen Tische und Stühle und das Podium, auf dem die »Nachtigall aus Mariahilf« während der Nacht herumgehüpft ist. Alles Wüste ringsum weckt schreckliche Bilder von einem plötzlichen Aufbruch, der hier stattgefunden haben kann, als hätten die Gäste, von einer Gefahr überrascht, in hellen Scharen das Café auf einmal verlassen. Lange Zigarettenmundstücke aus Pappe wimmeln in Haufen auf dem Boden neben kurzen Stummeln von Zigarren. Es sind Überreste russischer Zigaretten und österreichischer Zigarren, und sie verraten, daß hier Gäste aus dem fremden Lande mit Einheimischen gespielt und getrunken haben.
»Zahlen!« ruft der Hauptmann. – Er umarmt den Leutnant. Er drückt ihn lange und herzlich an die Brust. »Also mit Gott!« sagt er, die Augen voller Tränen.
Auf der Straße war bereits der ganze Morgen vorhanden, der Morgen einer kleinen östlichen Stadt, voll vom Duft der Kastanienkerzen, des eben erblühten Flieders und der frischen, säuerlichen, schwarzen Brote, die von den Bäckern in großen Körben ausgetragen wurden. Die Vögel lärmten, es war ein unendliches Meer aus Gezwitscher, ein

tönendes Meer in der Luft. Ein blaßblauer, durchsichtiger Himmel spannte sich glatt und nahe über den grauen, schiefen Schindeldächern der kleinen Häuser. Die winzigen Fuhrwerke der Bauern rollten weich und langsam und noch schläfrig über die staubige Straße und verstreuten nach allen Seiten Strohhalme, Häcksel und trockenes Heu vom vorigen Jahr. Am freien östlichen Horizont stieg sehr schnell die Sonne empor. Ihr entgegen ging Leutnant Trotta, ein wenig ernüchtert durch den sachten Wind, der dem Tag voranwehte, und erfüllt von der stolzen Absicht, den Kameraden zu retten. Es war nicht einfach, das Pferd zu verkaufen, ohne vorher den Bezirkshauptmann um Erlaubnis zu fragen. Man tat es für den Freund! Es war auch nicht so einfach – und was wäre für den Leutnant Trotta in diesem Leben einfach gewesen! –, Chojnicki das Pferd anzutragen. Aber je schwieriger das Unterfangen erschien, desto rüstiger und entschlossener marschierte ihm Trotta entgegen. Schon schlug es vom Turm. Trotta erreichte den Eingang zum »neuen Schloß« in dem Augenblick, in dem Chojnicki, gestiefelt und die Peitsche in der Hand, sein sommerliches Gefährt besteigen wollte. Er bemerkte die falsche rötliche Frische im hageren und unrasierten Gesicht des Leutnants, die Schminke der Trinker. Sie lag über der wirklichen Blässe des Angesichts wie der Widerschein einer roten Lampe über einem weißen Tisch. Er geht zugrunde! dachte Chojnicki.

»Ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen!« sagte Trotta. »Wollen Sie mein Pferd?« – Die Frage erschreckte ihn selbst. Auf einmal wurde es ihm schwer zu sprechen.

»Sie reiten nicht gern, wie ich weiß, Sie sind ja auch von der Kavallerie weg, nun ja – es ist Ihnen also einfach unsympathisch, sich um das Tier zu sorgen, da Sie es doch nicht gern benützen, nun ja – aber es könnte Ihnen doch leid tun.«

»Nein!« sagte Trotta. Er wollte nichts verheimlichen. »Ich brauche Geld.«

Der Leutnant schämte sich. Es gehörte nicht zu den unehrenhaften, verpönten, zweifelhaften Handlungen, Geld bei Chojnicki zu leihen. Und dennoch war es Carl Joseph, als begänne er mit der ersten Anleihe eine neue Etappe seines Lebens und als bedürfte er dazu der väterlichen Erlaubnis. Der Leutnant schämte sich. Er sagte: »Um es klar zu sagen: Ich habe für einen Kameraden gebürgt. Eine große Summe. Außerdem hat er noch in dieser Nacht eine kleinere verloren. Ich will

nicht, daß er diesem Cafetier schuldig bleibt. Es ist unmöglich, daß ich leihe. Ja«, wiederholte der Leutnant, »es ist einfach unmöglich. Der Betreffende ist Ihnen schon Geld schuldig.«
»Aber er geht Sie nichts an!« sagte Chojnicki. »In diesem Zusammenhang geht er Sie gar nichts an. Sie werden mir nächstens zurückzahlen. Es ist eine Kleinigkeit! Sehen Sie, ich bin reich, man nennt das reich. Ich habe keine Beziehung zum Geld. Wenn Sie mich um einen Schnaps bitten, es ist genau das gleiche. Sehen Sie doch, was für Umstände! Sehen Sie«, und Chojnicki streckte die Hand gegen den Horizont aus und beschrieb einen Halbkreis, »alle diese Wälder gehören mir. Es ist ganz unwichtig, nur, um Ihnen Gewissensbisse zu ersparen. Ich bin jedem dankbar, der mir etwas abnimmt. Nein, lächerlich, es spielt keine Rolle, es ist schade, daß wir so viele Worte verlieren. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Ich kaufe Ihr Pferd und lasse es Ihnen ein Jahr. Nach einem Jahr gehört es mir.«
Es ist deutlich, daß Chojnicki ungeduldig wird. Übrigens muß das Bataillon bald ausrücken. Die Sonne steigt rastlos höher. Der volle Tag ist da.
Trotta hastete der Kaserne zu. In einer halben Stunde war das Bataillon gestellt. Er hatte keine Zeit mehr, sich zu rasieren. Major Zoglauer kam gegen elf Uhr. (Er liebte keine unrasierten Zugskommandanten. Das einzige, worauf er im Laufe der Jahre, in denen er Grenzdienst tat, noch acht zu geben gelernt hatte, waren »Sauberkeit und Adjustierung im Dienst«.) Nun, es war zu spät! Man lief in die Kaserne. Man war wenigstens nüchtern geworden. Man traf Hauptmann Wagner vor versammelter Kompanie. »Ja, erledigt!« sagte man hastig, und man stellte sich vor seinen Zug. Und man kommandierte: »Doppelreihen, rechts um. Marsch!« Der Säbel blitzte. Die Trompeten bliesen. Das Bataillon rückte aus.
Hauptmann Wagner bezahlte heute die sogenannte »Erfrischung« in der Grenzschenke. Man hatte eine halbe Stunde Zeit, zwei, drei Neunziggrädige zu trinken. Hauptmann Wagner wußte ganz genau, daß er angefangen hatte, sein Glück in die Hand zu bekommen. Er lenkte es jetzt ganz allein! Heute nachmittag zweitausendfünfhundert Kronen! Man gab fünfzehnhundert sofort zurück und setzte sich, ganz ruhig, ganz sorglos, ganz wie ein reicher Mann zum Bakkarat! Man übernahm die Bank! Man mischte selbst! Und zwar mit der linken Hand! Vielleicht bezahlte man vorläufig nur tausend und setzte sich mit gan-

zen fünfzehnhundert, ganz ruhig, ganz sorglos, ganz wie ein reicher Mann zum Spiel, und zwar mit fünfhundert zum Roulette und mit tausend zum Bak! Das wäre noch besser! »Anschreiben für Hauptmann Wagner!« rief er zum Schanktisch. Und man erhob sich, die Rast war beendet, und die »Feldübungen« sollten beginnen.
Glücklicherweise verschwand Major Zoglauer heute schon nach einer halben Stunde. Hauptmann Wagner übergab das Kommando dem Oberleutnant Zander und ritt schleunigst zu Brodnitzer. Er erkundigte sich, ob er am Nachmittag, gegen vier Uhr, auf Mitspieler rechnen könnte. Jawohl, kein Zweifel! Alles ließ sich großartig an! Sogar die »Hausgeister«, jene unsichtbaren Wesen, die Hauptmann Wagner in jedem Raum, in dem gespielt wurde, fühlen konnte, mit denen er manchmal unhörbar sprach – und auch dann in einem Kauderwelsch, das er sich im Laufe der Jahre zurechtgelegt hatte –, sogar diese Hausgeister waren heute von eitel Wohlwollen für Wagner erfüllt. Um sie noch besser zu stimmen oder um sie nicht anderer Meinung werden zu lassen, beschloß Wagner, heute ausnahmsweise im Café Brodnitzer Mittag zu essen und sich bis zur Ankunft Trottas nicht vom Platz zu rühren. Er blieb. Gegen drei Uhr nachmittag kamen die ersten Spieler. Hauptmann Wagner begann zu zittern. Wenn dieser Trotta ihn im Stich ließ und zum Beispiel erst morgen das Geld brachte? Dann waren vielleicht schon alle Chancen vorbei. Einen so guten Tag wie heute erwischte man vielleicht niemals mehr! Die Götter waren gut gelaunt, und es war ein Donnerstag. Am Freitag aber! Am Freitag das Glück rufen, das hieß ebensoviel wie von einem Oberstabsarzt Kompanie-Exerzieren verlangen! Je mehr Zeit verging, desto grimmiger dachte Hauptmann Wagner von dem säumigen Leutnant Trotta. Er kam nicht, der junge Schuft! Und dazu hatte man sich so angestrengt, den Exerzierplatz zu früh verlassen, auf das gewohnte Mittagessen im Bahnhof verzichtet, mit den Hausgeistern mühsam verhandelt und gewissermaßen den günstigen Donnerstag aufgehalten! Und dann wurde man im Stich gelassen. Der Zeiger an der Wanduhr rückte unermüdlich vor, und Trotta kam nicht, kam nicht, kam nicht!
Doch! Er kommt! Die Tür geht auf, und Wagners Augen leuchten! Er gibt Trotta gar nicht die Hand! Seine Finger zittern. Alle Finger gleichen ungeduldigen Räubern. Im nächsten Augenblick pressen sie schon einen herrlichen, knisternden Umschlag. »Setz dich hin!« be-

fahl der Hauptmann. »In einer halben Stunde spätestens siehst du mich wieder!« Und er verschwand hinter dem grünen Vorhang.
Die halbe Stunde verging, noch eine Stunde und noch eine. Es war schon Abend, die Lichter brannten. Der Hauptmann Wagner kam langsam näher. Er war höchstens noch an seiner Uniform zu erkennen, und auch diese hatte sich verändert. Ihre Knöpfe standen offen, aus dem Kragen ragte das schwarze Halsband aus Kautschuk, der Säbelgriff steckte unter dem Rock, die Taschen blähten sich, und Zigarrenasche lag verstreut auf der Bluse. Auf dem Kopf des Hauptmanns ringelten sich die Haare des braunen, zerstörten Scheitels, und unter dem zerzausten Schnurrbart standen die Lippen offen. Der Hauptmann röchelte: »Alles!« und setzte sich.
Sie hatten einander nichts mehr zu sagen. Ein paarmal machte Trotta den Versuch, eine Frage zu tun. Wagner bat mit ausgestreckter Hand und gleichsam ausgestreckten Augen um Stille. Dann erhob er sich. Er ordnete seine Uniform. Er sah ein, daß sein Leben keinen Zweck mehr hatte. Er ging jetzt hin, um endlich Schluß zu machen. »Leb wohl!« sagte er feierlich – und ging.
Draußen aber umfächelte ihn ein gütiger, schon sommerlicher Abend mit hunderttausend Sternen und hundert Wohlgerüchen. Es war schließlich leichter, nie mehr zu spielen, als nie mehr zu leben. Und er gab sich sein Ehrenwort, daß er nie mehr spielen würde. Lieber verrekken als eine Karte anrühren. Nie mehr! Nie mehr war eine lange Zeit, man kürzte sie ab. Man sagte sich: bis zum 31. August kein Spiel! Dann wird man ja sehen! Also, Ehrenwort, Hauptmann Wagner!
Und mit frisch gesäubertem Gewissen, stolz auf seine Festigkeit und froh über das Leben, das er sich soeben selbst gerettet hat, geht der Hauptmann Wagner zu Chojnicki. Chojnicki steht an der Tür. Er kennt den Hauptmann lange genug, um auf den ersten Blick zu sehen, daß Wagner viel verloren und wieder einmal den Entschluß gefaßt hat, kein Spiel mehr anzurühren. Und er ruft: »Wo haben Sie den Trotta gelassen?«
»Nicht gesehn!«
»Alles?«
Der Hauptmann senkt den Kopf, schaut auf seine Stiefelspitzen und sagt: »Ich habe mein Ehrenwort gegeben –«
»Ausgezeichnet!« sagt Chojnicki, »es ist Zeit!«
Er ist entschlossen, den Leutnant Trotta von der Freundschaft mit dem

irrsinnigen Wagner zu befreien. Weg mit ihm! denkt Chojnicki. Man wird ihn vorläufig für ein paar Tage in Urlaub schicken, mit Wally! Und er fährt in die Stadt.
»Ja!« sagt Trotta ohne Zögern. Er hat Angst vor Wien und vor der Reise mit einer Frau. Aber er muß fahren. Er empfindet jene ganz bestimmte Bedrängnis, die ihn vor jeder Veränderung seines Lebens regelmäßig befallen hat. Er fühlt, daß ihn eine neue Gefahr bedroht, die größte der Gefahren, die es geben kann, nämlich eine, nach der er sich selbst gesehnt hat. Er wagt nicht zu fragen, wer die Frau sei. Viele Gesichter fremder Frauen, blaue, braune und schwarze Augen, blonde Haare, schwarze Haare, Hüften, Brüste und Beine, Frauen, die er vielleicht einmal gestreift hat, als Knabe, als Jüngling; alle schweben hurtig an ihm vorbei; alle auf einmal: ein wunderbarer, zarter Sturm von fremden Frauen. Er riecht den Duft der Unbekannten; er spürt die kühle und harte Zartheit ihrer Knie; schon liegt um seinen Hals das süße Joch nackter Arme und an seinem Nacken der Riegel ineinandergeschlungener Hände.
Es gibt eine Angst vor der Wollust, die selbst wollüstig ist, wie eine gewisse Angst vor dem Tode tödlich sein kann. Diese Angst erfüllt nun den Leutnant Trotta.

XIII

Frau von Taußig war schön und nicht mehr jung. Tochter eines Stationschefs, Witwe von einem jung verstorbenen Rittmeister namens Eichberg, hatte sie vor einigen Jahren einen frisch geadelten Herrn Taußig geheiratet, einen reichen und kranken Fabrikanten. Er litt an leichtem, sogenanntem zirkulärem Irresein. Seine Anfälle kehrten regelmäßig jedes halbe Jahr wieder. Wochenlang vorher fühlte er sie nahen. Und er fuhr in jene Anstalt am Bodensee, in der verwöhnte Irrsinnige aus reichen Häusern behutsam und kostspielig behandelt wurden und die Irrenwärter zärtlich waren wie Hebammen. Kurz vor einem seiner Anfälle und auf den Rat eines jener windigen und mondänen Ärzte, die ihren Patienten »seelische Emotionen« ebenso leichtfertig verschreiben wie altertümliche Hausärzte Rhabarber und Rizinus, hatte Herr von Taußig die Witwe von seinem Freund Eichberg geheiratet. Taußig erlebte zwar eine »seelische Emotion«, aber sein Anfall

kam auch schneller und heftiger. Seine Frau hatte während ihrer kurzen Ehe mit Herrn von Eichberg viele Freunde gewonnen und nach dem Tode ihres Mannes ein paar herzliche Heiratsanträge zurückgewiesen. Von ihren Ehebrüchen schwieg man aus purer Hochschätzung. Die Zeit war damals strenge, wie man weiß. Aber sie erkannte Ausnahmen an und liebte sie sogar. Es war einer jener wenigen aristokratischen Grundsätze, denen zufolge einfache Bürger Menschen zweiter Klasse waren, aber der und jener bürgerliche Offizier Leibadjutant des Kaisers wurde; die Juden auf höhere Auszeichnungen keinen Anspruch erheben konnten, aber einzelne Juden geadelt wurden und Freunde von Erzherzögen; die Frauen in einer überlieferten Moral lebten, aber diese und jene Frau lieben durfte wie ein Kavallerieoffizier. (Es waren jene Grundsätze, die man heute »verlogene« nennt, weil wir soviel unerbittlicher sind; unerbittlich, ehrlich und humorlos.)
Der einzige unter den intimen Freunden der Witwe, der ihr keinen Heiratsantrag gemacht hatte, war Chojnicki. Die Welt, in der es sich noch lohnte zu leben, war zum Untergang verurteilt. Die Welt, die ihr folgen sollte, verdiente keinen anständigen Bewohner mehr. Es hatte also keinen Sinn, dauerhaft zu lieben, zu heiraten und etwa Nachkommen zu zeugen. Mit seinen traurigen, blaßblauen, etwas hervortretenden Augen sah Chojnicki die Witwe an und sagte: »Entschuldige, daß ich dich nicht heiraten möchte!« Mit diesen Worten beendete er seinen Kondolenzbesuch.
Die Witwe heiratete also den irrsinnigen Taußig. Sie brauchte Geld, und er war bequemer als ein Kind. Sobald sein Anfall vorbei war, bat er sie zu kommen. Sie kam, erlaubte ihm einen Kuß und führte ihn nach Hause. »Auf frohes Wiedersehn!« sagte Herr von Taußig dem Professor, der ihn bis vor das Gitter der geschlossenen Abteilung begleitete. »Auf Wiedersehn, recht bald!« sagte die Frau. (Sie liebte die Zeiten, in denen ihr Mann krank war.) Und sie fuhren nach Hause.
Vor zehn Jahren hatte sie zuletzt Chojnicki besucht, damals noch nicht mit Taußig verheiratet, nicht weniger schön als heute und um ganze zehn Jahre jünger. Auch damals war sie nicht allein zurückgefahren. Ein Leutnant, jung und traurig wie dieser hier, hatte sie begleitet. Er hieß Ewald und war Ulan. (Ulanen hatte es hier damals gegeben.) Es wäre der erste wirkliche Schmerz ihres Lebens gewesen, ohne Begleitung zurückzufahren; und eine Enttäuschung, etwa von einem Ober-

leutnant begleitet zu werden. Für höhere Chargen fühlte sie sich noch lange nicht alt genug. Zehn Jahre später – vielleicht.
Aber das Alter nahte mit grausamen und lautlosen Schritten und manchmal in tückischen Verkleidungen. Sie zählte die Tage, die an ihr vorbeirannen, und jeden Morgen die feinen Runzeln, zarthaarige Netze, in der Nacht um die ahnungslos schlafenden Augen vom Alter gesponnen. Ihr Herz aber war ein sechzehnjähriges Mädchenherz. Mit ständiger Jugend gesegnet, wohnte es mitten im alternden Körper, ein schönes Geheimnis in einem verfallenden Schloß. Jeder junge Mann, den Frau von Taußig in ihre Arme nahm, war der langersehnte Gast. Er blieb leider nur im Vorzimmer stehen. Sie lebte ja gar nicht; sie wartete ja nur! Einen nach dem andern sah sie davongehn, mit bekümmerten, ungesättigten und verbitterten Augen. Allmählich gewöhnte sie sich daran, Männer kommen und gehen zu sehen, das Geschlecht der kindischen Riesen, die täppischen Mammutinsekten glichen, flüchtig und dennoch von schwerem Gewicht; eine Armee von plumpen Toren, die mit bleiernen Fittichen zu flattern versuchten; Krieger, die zu erobern glaubten, wenn man sie verachtete, zu besitzen, während man sie verlachte, zu genießen, wenn sie kaum gekostet hatten; eine barbarische Horde, auf die man trotzdem wartete, solange man lebte. Vielleicht, vielleicht stand einmal ein einziger aus ihrer verworrenen und finsteren Mitte auf, leicht und schimmernd, ein Prinz mit gesegneten Händen. Er kam nicht! Man wartete, er kam nicht! Man wurde alt, er kam nicht! Frau von Taußig stellte dem nahenden Alter junge Männer entgegen wie Dämme. Aus Angst vor ihrem erkennenden Blick ging sie mit geschlossenen Augen in jedes ihrer sogenannten Abenteuer. Und sie verzauberte mit ihren Wünschen die törichten Männer für den eigenen Gebrauch. Leider merkten sie nichts davon. Und sie verwandelten sich nicht im geringsten.
Sie schätzte den Leutnant Trotta ab. Er sieht alt aus für seine Jahre – dachte sie –, er hat traurige Dinge erlebt, aber er ist nicht an ihnen klug geworden. Er liebt nicht leidenschaftlich, aber vielleicht auch nicht flüchtig. Er ist bereits so unglücklich, daß man ihn höchstens nur noch glücklich machen kann.
Am nächsten Morgen erhielt Trotta drei Tage Urlaub »in Familienangelegenheiten«. Um ein Uhr nachmittags verabschiedete er sich von den Kameraden im Speisesaal. Er stieg mit Frau von Taußig,

beneidet und umjubelt, in ein Kupee erster Klasse, für das er allerdings einen Zuschlag gezahlt hatte.

Als die Nacht einbrach, bekam er Angst wie ein Kind vor der Dunkelheit; und er verließ das Kupee, um zu rauchen, das heißt: unter dem Vorwand, rauchen zu müssen. Er stand im Korridor, erfüllt von verworrenen Vorstellungen, sah durch das nächtliche Fenster die fliegenden Schlangen, die aus den weißglühenden Funken der Lokomotive im Nu gebildet wurden und im Nu verloschen, die dichte Finsternis der Wälder und die ruhigen Sterne am Gewölbe des Himmels. Sachte schob er die Tür zurück und ging auf den Zehen ins Kupee. »Vielleicht hätten wir Schlafwagen nehmen sollen!« sagte die Frau überraschend, ja erschreckend aus der Dunkelheit. »Sie müssen unaufhörlich rauchen! Rauchen dürfen Sie auch hier!« Sie schlief also noch immer nicht. Das Streichholz beleuchtete ihr Angesicht. Es lag, weiß, vom schwarzen, wirren Haar umrandet, auf der dunkelroten Polsterung. Ja, vielleicht hätte man Schlafwagen nehmen sollen. Das Köpfchen der Zigarette glomm rötlich durch die Finsternis. Sie fuhren über eine Brücke, die Räder polterten stärker. »Die Brücken!« sagte die Frau. »Ich habe Angst, sie stürzen ein!« Ja, dachte der Leutnant, sie sollen nur einstürzen! Er hatte lediglich zwischen einem plötzlichen Unglück und einem langsam heranschleichenden zu wählen. Er saß reglos der Frau gegenüber, sah die Lichter der vorüberhuschenden Stationen sekundenlang das Abteil erhellen und das bleiche Angesicht der Frau von Taußig noch blasser werden. Er konnte kein Wort hervorbringen. Er stellte sich vor, daß er sie küssen müsse, statt etwas zu sagen. Er verschob den fälligen Kuß immer wieder. Nach der nächsten Station, sagte er sich. Auf einmal streckte die Frau ihre Hand aus, suchte nach dem Riegel an der Kupeetür, fand ihn und ließ ihn einschnappen. Und Trotta beugte sich über ihre Hand.

In dieser Stunde liebte Frau von Taußig den Leutnant mit der gleichen Heftigkeit, mit der sie vor zehn Jahren den Leutnant Ewald geliebt hatte, auf der gleichen Strecke, um die gleiche Stunde und, wer weiß, vielleicht im selben Kupee. Aber ausgelöscht war vorläufig jener Ulan, wie die Früheren, wie die Späteren. Die Lust brauste über die Erinnerung hin und schwemmte alle Spuren fort. Frau von Taußig hieß Valerie mit Vornamen, man nannte sie mit der landesüblichen Abkürzung Wally. Dieser Name, ihr zugeflüstert in allen zärtlichen Stunden, klang in jeder zärtlichen Stunde ganz neu. Eben taufte sie wieder dieser junge

Mann, sie war ein Kind (und frisch wie der Name). Dennoch machte sie jetzt, aus Gewohnheit, die wehmütige Feststellung, daß sie »viel älter« sei als er: eine Bemerkung, die sie jungen Männern gegenüber immer wagte, gewissermaßen eine tollkühne Vorsicht. Übrigens eröffnete diese Bemerkung eine neue Reihe von Liebkosungen. Alle zärtlichen Worte, die ihr geläufig waren und die sie dem und jenem schon geschenkt hatte, holte sie wieder hervor. Jetzt kam – wie gut kannte sie leider die Reihenfolge! – die ständig gleichlautende Bitte des Mannes, nicht vom Alter und von der Zeit zu reden. Sie wußte, wie wenig diese Bitten bedeuteten – und sie glaubte ihnen. Sie wartete. Aber der Leutnant Trotta schwieg, ein verstockter junger Mann. Sie hatte Angst, das Schweigen sei ein Urteil; und sie begann vorsichtig: »Was glaubst, um wieviel älter ich bin als du?« Er war ratlos. Darauf antwortet man nicht, es ging ihn auch gar nichts an. Er fühlte den schnellen Wechsel von glatter Kühle und ebenso glatter Glut auf ihrer Haut, die jähen klimatischen Veränderungen, die zu den zauberhaften Erscheinungen der Liebe gehören. (Innerhalb einer einzigen Stunde häufen sie alle Eigenschaften aller Jahreszeiten auf einer einzigen weiblichen Schulter. Sie heben tatsächlich die Gesetze der Zeit auf.) »Ich könnt' ja deine Mutter sein!« flüsterte die Frau. »Rate mal, wie alt ich bin?« »Ich weiß nicht!« sagte der Unglückliche. »Einundvierzig!« sagte Frau Wally. Sie war erst vor einem Monat zweiundvierzig geworden. Aber manchen Frauen verbietet die Natur selbst, die Wahrheit zu sagen; die Natur, die sie davor behütet, älter zu werden. Frau von Taußig wäre vielleicht zu stolz gewesen, ganze drei Jahre zu unterschlagen. Aber der Wahrheit ein einziges, armseliges Jahr zu stehlen war noch kein Diebstahl an der Wahrheit.

»Du lügst!« sagte er endlich, sehr grob, aus Höflichkeit. Und sie umarmte ihn in einer neuen, aufrauschenden Welle aus Dankbarkeit. Die weißen Lichter der Stationen rannen am Fenster vorbei, erleuchteten das Kupee, belichteten ihr weißes Angesicht und schienen ihre Schultern noch einmal zu entblößen. Der Leutnant lag an ihrer Brust wie ein Kind. Sie fühlte einen wohltätigen, seligen, einen mütterlichen Schmerz. Eine mütterliche Liebe rann in ihre Arme und erfüllte sie mit neuer Kraft. Sie wollte ihrem Geliebten Gutes tun wie einem eigenen Kind; als hätte ihn ihr Schoß geboren, derselbe, der ihn jetzt empfing. »Mein Kind, mein Kind!« wiederholte sie. Sie hatte keine Angst mehr vor dem Alter. Ja, zum erstenmal segnete sie die Jahre, die sie von dem

Leutnant schieden. Als der Morgen, ein strahlender, frühsommerlicher Morgen, durch die dahinschießenden Kupeefenster brach, zeigte sie dem Leutnant furchtlos das noch nicht für den Tag gerüstete Angesicht. Sie rechnete allerdings ein bißchen mit der Morgenröte. Denn zufällig lag der Osten vor dem Fenster, an dem sie saß.

Dem Leutnant Trotta erschien die Welt verändert. Infolgedessen stellte er fest, daß er soeben die Liebe kennengelernt habe, das heißt: die Verwirklichung seiner Vorstellungen von der Liebe. In Wirklichkeit war er nur dankbar, ein gesättigtes Kind. »In Wien bleiben wir zusammen, nicht?« – Liebes Kind, liebes Kind! dachte sie fortwährend. Sie sah ihn an, von mütterlichem Stolz erfüllt, als hätte sie ein Verdienst an den Tugenden, die er nicht besaß und die sie ihm zuschrieb wie eine Mutter.

Eine unendliche Reihe kleiner Feste bereitete sie vor. Es fügte sich gut, daß sie zu Fronleichnam eintrafen. Sie wird zwei Plätze auf der Tribüne beschaffen. Sie wird mit ihm den bunten Zug genießen, den sie liebte, wie ihn damals alle österreichischen Frauen jedes Standes liebten.

Sie beschaffte Plätze auf der Tribüne. Der fröhliche und feierliche Pomp der Parade beschenkte sie selbst mit einem warmen und verjüngenden Widerschein. Seit ihrer Jugend kannte sie, wahrscheinlich nicht weniger genau als der Obersthofmeister, alle Phasen, Teile und Gesetze des Fronleichnamzuges, ähnlich wie die alten Besucher der angestammten Opernlogen alle Szenen ihrer geliebten Stücke. Ihre Lust zu schauen verminderte sich nicht etwa, sondern nährte sich im Gegenteil von dieser vertrauten Kennerschaft. In Carl Joseph standen die alten kindischen und heldischen Träume auf, die ihn zu Hause, in den Ferien auf dem väterlichen Balkon, bei den Klängen des Radetzkymarsches erfüllt und beglückt hatten. Die ganze majestätische Macht des alten Reiches zog vor seinen Augen dahin. Der Leutnant dachte an seinen Großvater, den Helden von Solferino, und an den unerschütterlichen Patriotismus seines Vaters, der einem kleinen, aber starken Fels vergleichbar war, mitten unter den ragenden Bergen der habsburgischen Macht. Er dachte an seine eigene heilige Aufgabe, für den Kaiser zu sterben, jeden Augenblick zu Wasser und zu Lande und auch in der Luft, mit einem Worte, an jedem Orte. Die Wendungen des Gelübdes, das er ein paarmal mechanisch abgelegt hatte, wurden lebendig. Sie erhoben sich, ein Wort nach dem andern erhob sich, jedes eine Fahne.

Das porzellanblaue Auge des Allerhöchsten Kriegsherrn, erkaltet auf so vielen Bildern an so vielen Wänden des Reiches, füllte sich mit neuer, väterlicher Huld und blickte wie ein ganzer blauer Himmel auf den Enkel des Helden von Solferino. Es leuchteten die lichtblauen Hosen der Infanterie. Wie der leibhaftige Ernst der ballistischen Wissenschaft zogen die kaffeebraunen Artilleristen vorbei. Die blutroten Feze auf den Köpfen der hellblauen Bosniaken brannten in der Sonne wie kleine Freudenfeuerchen, angezündet vom Islam zu Ehren Seiner Apostolischen Majestät. In den schwarzen, lackierten Karossen saßen die goldgezierten Ritter des Vlieses und die schwarzen, rotbäckigen Gemeinderäte. Nach ihnen wehten wie majestätische Stürme, die ihre Leidenschaft in der Nähe des Kaisers zügeln, die Roßhaarbüsche der Leibgarde-Infanterie einher. Schließlich erhob sich, vom schmetternden Generalmarsch vorbereitet, der kaiser- und königliche Gesang der irdischen, aber immerhin Apostolischen Armee-Cherubim: »Gott erhalte, Gott beschütze« über die stehende Volksmenge, die marschierenden Soldaten, die sachte trabenden Rösser und die lautlos rollenden Wagen. Er schwebte über allen Köpfen, ein Himmel aus Melodie, ein Baldachin aus schwarz-gelben Tönen. Und das Herz des Leutnants stand still und klopfte heftig zu gleicher Zeit – eine medizinische Absonderlichkeit. Zwischen den langsamen Klängen der Hymne flogen die Hochrufe auf wie weiße Fähnchen zwischen großen, wappenbemalten Bannern. Der Lipizzanerschimmel kam tänzelnd einher, mit der majestätischen Koketterie der berühmten Lipizzanerpferde, die im kaiserlich-königlichen Gestüt ihre Ausbildung genossen. Ihm folgte das Hufgetrappel der Halbschwadron Dragoner, ein zierlicher Paradedonner. Die schwarz-goldenen Helme blitzten in der Sonne. Die Rufe der hellen Fanfaren ertönten, Stimmen fröhlicher Mahner: Habt acht, habt acht, der alte Kaiser naht!

Und der Kaiser kam: Acht blütenweiße Schimmel zogen seinen Wagen. Und auf den Schimmeln, in goldbestickten, schwarzen Röcken und mit weißen Perücken, ritten die Lakaien. Sie sahen aus wie Götter, und sie waren nur Diener von Halbgöttern. Zu beiden Seiten des Wagens standen je zwei ungarische Leibgarden mit gelb-schwarzen Pantherfellen über der Schulter. Sie erinnerten an die Wächter der Mauern von Jerusalem, der heiligen Stadt, deren König der Kaiser Franz Joseph war. Der Kaiser trug den schneeweißen Rock, den man von allen Bildern der Monarchie kannte, und einen mächtigen grünen Papageienfe-

derstrauß über dem Hut. Sachte im Wind wehten die Federn. Der Kaiser lächelte nach allen Seiten. Auf seinem alten Angesicht lag das Lächeln wie eine kleine Sonne, die er selbst geschaffen hatte. Vom Stephansdom dröhnten die Glocken, die Grüße der römischen Kirche, entboten dem Römischen Kaiser Deutscher Nation. Der alte Kaiser stieg vom Wagen mit jenem elastischen Schritt, den alle Zeitungen rühmten, und ging in die Kirche wie ein einfacher Mann; zu Fuß ging er in die Kirche, der Römische Kaiser Deutscher Nation, umdröhnt von den Glocken.

Kein Leutnant der kaiser- und königlichen Armee hätte dieser Zeremonie gleichgültig zusehen können. Und Carl Joseph war einer der Empfindlichsten. Er sah den goldenen Glanz, den die Prozession verströmte, und er hörte nicht den düstern Flügelschlag der Geier. Denn über dem Doppeladler der Habsburger kreisten sie schon, die Geier, seine brüderlichen Feinde.

Nein, die Welt ging nicht unter, wie Chojnicki gesagt hatte, man sah mit eigenen Augen, wie sie lebte! Über die breite Ringstraße zogen die Bewohner dieser Stadt, fröhliche Untertanen der Apostolischen Majestät, alles Leute aus seinem Hofgesinde. Die ganze Stadt war nur ein riesengroßer Burghof. Mächtig in den Torbögen der uralten Paläste standen die livrierten Türhüter mit ihren Stäben, die Götter unter den Lakaien. Schwarze Kutschen auf gummibereiften hohen und edlen Rädern mit zarten Speichen hielten vor den Toren. Die Rösser streichelten mit fürsorglichen Hufen das Pflaster. Staatsbeamte mit schwarzen Krappenhüten, goldenen Kragen und schmalen Degen kamen würdig und verschwitzt von der Prozession. Die weißen Schulmädchen, Blüten im Haar und Kerzen in den Händen, kehrten heim, eingezwängt zwischen ihre feierlichen Elternpaare, wie deren körperhaft gewordenen, etwas verstörten und vielleicht auch ein wenig verprügelten Seelen. Über den hellen Hüten der hellen Damen, die ihre Kavaliere spazierenführten wie an Leinen, wölbten sich die zierlichen Baldachine der Sonnenschirme. Blaue, braune, schwarze, gold- und silberverzierte Uniformen bewegten sich wie seltsame Bäumchen und Gewächse, ausgebrochen aus einem südlichen Garten und wieder nach der fernen Heimat strebend. Das schwarze Feuer der Zylinder glänzte über eifrigen und roten Gesichtern. Farbige Schärpen, die Regenbogen der Bürger, lagen über breiten Brüsten, Westen und Bäuchen. Da wallten über die Fahrbahn der Ringstraße in zwei breiten Reihen die Leibgardisten

in weißen Engelspelerinen mit roten Aufschlägen und weißen Federbüschen, schimmernde Hellebarden in den Fäusten, und die Straßenbahnen, die Fiaker und selbst die Automobile hielten vor ihnen an wie vor wohlvertrauten Gespenstern der Geschichte. An den Kreuzungen und Ecken begossen die dicken, zehnfach beschürzten Blumenfrauen (städtische Schwestern der Feen) aus dunkelgrünen Kannen ihre leuchtenden Sträuße, segneten mit lächelnden Blicken vorübergehende Liebespaare, banden Maiglöckchen zusammen und ließen ihre alten Zungen laufen. Die goldenen Helme der Feuerwehrmänner, die zu den Spektakeln abmarschierten, funkelten, heitere Mahner an Gefahr und Katastrophe. Es roch nach Flieder und Weißdorn. Die Geräusche der Stadt waren nicht laut genug, die pfeifenden Amseln in den Gärten und die trillernden Lerchen in den Lüften zu übertönen. All das schüttete die Welt über den Leutnant Trotta aus. Er saß im Wagen neben seiner Freundin, er liebte sie, und er fuhr, wie ihm schien, durch den ersten guten Tag seines Lebens.

Und es war auch in der Tat, als begänne sein Leben. Er lernte Wein trinken, wie er an der Grenze den Neunziggrädigen getrunken hatte. Er aß mit der Frau in jenem berühmten Speisehaus, dessen Wirtin würdig war wie eine Kaiserin, dessen Raum heiter und andächtig war wie ein Tempel, nobel wie ein Schloß und friedlich wie eine Hütte. Hier aßen an angestammten Tischen die Exzellenzen, und die Kellner, die sie bedienten, sahen aus wie ihresgleichen, so daß es beinahe war, als wechselten Gäste und Kellner in einem bestimmten Turnus miteinander ab. Und jeder kannte jeden beim Vornamen wie ein Bruder den andern; aber sie grüßten einander wie ein Fürst den andern. Man kannte die Jungen und die Alten, die guten Reiter und die schlechten, die Galanten und die Spieler, die Flotten, die Ehrgeizigen, die Günstlinge, die Erben einer uralten, durch die Überlieferung geheiligten sprichwörtlichen und allseits verehrten Dummheit und auch die Klugen, die morgen an die Macht kommen sollten. Man hörte nur ein zartes Geräusch wohlerzogener Gabeln und Löffel und an den Tischen jenes lächelnde Geflüster der Essenden, das lediglich der Angesprochene hört und das der kundige Nachbar ohnehin errät. Von den weißen Tischtüchern kam ein friedlicher Glanz, durch die hohen, verhangenen Fenster strömte ein verschwiegener Tag, aus den Flaschen rann der Wein mit zärtlichem

Gurren, und wer einen Kellner rufen wollte, brauchte nur die Augen zu erheben. Denn man vernahm in dieser gesitteten Stille den Aufschlag eines Augenlides wie anderswo einen Ruf.

Ja, so begann das, was er »das Leben« nannte und was zu jener Zeit vielleicht auch das Leben war: die Fahrt im glatten Wagen zwischen den dichten Gerüchen des gereiften Frühlings, an der Seite einer Frau, von der man geliebt wurde. Jeder ihrer zärtlichen Blicke schien ihm seine junge Überzeugung zu rechtfertigen, daß er ein ausgezeichneter Mann sei von vielen Tugenden und sogar ein »famoser Offizier« in dem Sinne, in dem man innerhalb der Armee diese Bezeichnung anwandte. Er erinnerte sich, daß er fast sein ganzes Leben traurig gewesen war, scheu, man konnte schon sagen: verbittert. Aber so, wie er sich jetzt zu kennen glaubte, begriff er nicht mehr, warum er traurig, scheu und verbittert gewesen war. Der Tod in der Nähe hatte ihn erschreckt. Aber auch aus den wehmütigen Gedanken, die er jetzt Katharina und Max Demant nachsandte, bezog er noch einen Genuß. Er hatte seiner Meinung nach Hartes durchgemacht. Er verdiente die zärtlichen Blicke einer schönen Frau. Er sah sie von Zeit zu Zeit dennoch ein wenig ängstlich an. War's nicht eine Laune von ihr, ihn mitzunehmen wie einen Knaben und ihm ein paar gute Tage zu bereiten? Das konnte man sich nicht gefallen lassen. Er war, wie es bereits feststand, ein ganz famoser Mensch, und wer ihn liebte, mußte ihn ganz lieben, ehrlich und bis in den Tod, wie die arme Katharina. Und wer weiß, wie viele Männer dieser schönen Frau einfielen, während sie ihn ganz allein zu lieben glaubte oder zu lieben vorgab?! War er eifersüchtig? Gewiß, er war eifersüchtig! Und auch ohnmächtig, wie ihm gleich darauf einfiel. Eifersüchtig und ohne jedes Mittel, hierzubleiben oder mit der Frau weiterzufahren, sie zu behalten, solange ihm beliebte, und sie zu erforschen und sie zu gewinnen. Ja, er war ein kleiner, armer Leutnant, mit fünfzig Kronen monatlicher Rente vom Vater, und er hatte Schulden ...

»Spielt ihr in eurer Garnison?« fragte Frau von Taußig plötzlich.

»Die Kameraden«, sagte er. »Hauptmann Wagner zum Beispiel. Er verliert enorm!«

»Und du?«

»Gar nicht!« sagte der Leutnant. Er wußte in diesem Augenblick, auf welche Weise man mächtig werden konnte. Er empörte sich gegen sein mäßiges Geschick. Er wünschte sich ein glanzvolles. Wenn er Staatsbe-

amter geworden wäre, hätte er vielleicht Gelegenheit gehabt, einige seiner geistigen Tugenden, die er gewiß besaß, nützlich anzuwenden, Karriere zu machen. Was war ein Offizier im Frieden?! Was hatte der Held von Solferino selbst im Krieg und durch seine Tat gewonnen?!
»Daß du nur nicht spielst!« sagte Frau von Taußig. »Du siehst nicht aus wie einer, der Glück im Spiel hat!«
Er war gekränkt. Sofort faßte ihn die Begierde, zu beweisen, daß er Glück habe, überall! Er begann, geheime Pläne zu brüten, für heute, jetzt, für diese Nacht. Seine Umarmungen waren gleichsam vorläufige Umarmungen, Proben einer Liebe, die er morgen geben wollte als ein Mann, nicht nur ausgezeichnet, sondern auch mächtig. Er dachte an die Zeit, sah auf die Uhr und überlegte schon eine Ausflucht, um nicht zu spät fortzukommen. Frau Wally schickte ihn selbst weg. »Es wird spät, du mußt gehen!« »Morgen vormittag!« »Morgen vormittag!«
Der Hotelportier nannte einen Spielsaal in der Nähe. Man begrüßte den Leutnant mit geschäftiger Höflichkeit. Er sah ein paar höhere Offiziere und blieb vor ihnen in der vorgeschriebenen Erstarrung stehen. Lässig winkten sie ihm zu, verständnislos starrten sie ihn an, als begriffen sie überhaupt nicht, daß man sie militärisch behandle; als wären sie längst nicht mehr Angehörige der Armee und nur noch nachlässige Träger ihrer Uniformen; und als weckte dieser ahnungslose Neuling in ihnen eine sehr ferne Erinnerung an eine sehr ferne Zeit, in der sie noch Offiziere gewesen waren. Sie befanden sich in einer anderen, vielleicht in einer geheimeren Abteilung ihres Lebens, und nur noch ihre Kleider und Sterne erinnerten an ihr gewöhnliches, alltägliches Leben, das morgen mit dem anbrechenden Tag wieder beginnen würde. Der Leutnant überzählte seine Barschaft, sie betrug hundertundfünfzig Kronen. Er legte, wie er es beim Hauptmann Wagner gesehen hatte, fünfzig Kronen in die Tasche, den Rest in das Zigarettenetui. Eine Weile saß er an einem der beiden Roulettetische, ohne zu setzen – Karten kannte er zu wenig, und er wagte sich nicht an sie. Er war ganz ruhig und über seine Ruhe erstaunt. Er sah die roten, weißen, blauen Häufchen der Spielmarken kleiner werden, größer werden, hierhin und dorthin rükken. Aber es fiel ihm nicht ein, daß er eigentlich gekommen war, um sie alle an seinen Platz wandern zu sehen. Er entschloß sich endlich zu setzen, und es war nur wie eine Pflicht. Er gewann. Er setzte die Hälfte des Gewinstes und gewann noch einmal. Er sah nicht nach den Farben und nicht nach den Zahlen. Er setzte gleichmütig irgendwohin. Er ge-

wann. Er setzte den ganzen Gewinn. Er gewann zum viertenmal. Ein Major gab ihm einen Wink. Trotta stand auf. Der Major: »Sie sind zum erstenmal hier. Sie haben tausend Kronen gewonnen. Es ist besser, Sie gehn gleich!« »Jawohl, Herr Major!« sagte Trotta und ging gehorsam. Als er die Marken eintauschte, tat es ihm leid, daß er dem Major gehorcht hatte. Er zürnte sich, weil er imstande war, jedem Beliebigen zu gehorchen. Weshalb ließ er sich wegschicken? Und warum hatte er nicht mehr den Mut zurückzukehren? Er ging, unzufrieden mit sich und unglücklich über seinen ersten Gewinn.

Es war schon spät und so still, daß man die Schritte einzelner Fußgänger aus entfernten Straßen hörte. An dem Streifen des Himmels über der schmalen, von hohen Häusern gesäumten Gasse zwinkerten fremd und friedlich die Sterne. Eine dunkle Gestalt bog um die Ecke und kam dem Leutnant entgegen. Sie schwankte, es war ein Betrunkener, ohne Zweifel. Der Leutnant erkannte ihn sofort: Es war der Maler Moser, der seine gewöhnliche Runde durch die nächtlichen Straßen der inneren Stadt machte, mit Mappe und Schlapphut. Er salutierte mit einem Finger und begann, seine Bilder anzubieten. »Lauter Mädchen in allen Positionen!« Carl Joseph blieb stehen. Er dachte, daß ihm das Schicksal selbst den Maler Moser entgegenschickte. Er wußte nicht, daß er seit Jahren jede Nacht um die gleiche Stunde den Professor in irgendeiner Gasse der inneren Stadt hätte treffen können. Er zog die aufgesparten fünfzig Kronen aus der Tasche und gab sie dem Alten. Er tat es, als hätte es ihm jemand lautlos geboten; wie man einen Befehl vollführt. So wie er, so wie er, dachte er, er ist ganz glücklich, er hat ganz recht! Er erschrak über seinen Einfall. Er suchte nach den Gründen, denen zufolge der Maler Moser recht haben sollte, fand keine, erschrak noch mehr und verspürte schon den Durst nach Alkohol, den Durst der Trinker, der ein Durst der Seele und des Körpers ist. Plötzlich sieht man wenig wie ein Kurzsichtiger, hört schwach wie ein Schwerhöriger. Man muß sofort, auf der Stelle, ein Glas trinken. Der Leutnant kehrte um, hielt den Maler Moser auf und fragte: »Wo können wir trinken?«

Es gab ein nächtliches Gasthaus, nicht weit von der Wollzeile. Dort bekam man Sliwowitz, leider war er fünfundzwanzig Prozent schwächer als der Neunziggrädige. Der Leutnant und der Maler setzten sich und tranken. Allmählich wurde es Trotta klar, daß er längst nicht mehr der Meister seines Glücks war, längst nicht mehr ein ausgezeichneter

Mann von allerhand Tugenden. Arm und elend war er vielmehr und voller Wehmut über seinen Gehorsam gegenüber einem Major, der ihn verhindert hatte, Hunderttausende zu gewinnen. Nein! Fürs Glück war er nicht geschaffen! Frau von Taußig und der Major aus dem Spielsaal und überhaupt alle, alle machten sich über ihn lustig. Nur dieser eine, der Maler Moser (man konnte ihn schon ruhig einen Freund nennen) war aufrichtig, ehrlich und treu. Man sollte sich ihm zu erkennen geben! Dieser ausgezeichnete Mann war der älteste und der einzige Freund seines Vaters. Man sollte sich seiner nicht schämen. Er hatte den Großvater gemalt! Der Leutnant tat einen tiefen Atemzug, um aus der Luft Mut zu schöpfen, und sagte: »Wissen Sie eigentlich, daß wir uns schon lange kennen?« Der Maler Moser reckte den Kopf, ließ seine Augen unter den buschigen Brauen blitzen und fragte: »Wir – uns – lange – kennen? Persönlich? Denn so, als Maler, kennen Sie mich natürlich! Als Maler bin ich weithin bekannt. Ich bedaure, ich bedaure, ich fürchte, Sie irren sich! Oder« – Moser wurde bekümmert – »ist es möglich, daß man mich verwechselt?«
»Ich heiße Trotta!« sagte der Leutnant.
Maler Moser schaute aus blicklosen, gläsernen Augen auf den Leutnant und streckte die Hand aus. Dann brach ein donnerndes Jauchzen aus ihm. Er zog den Leutnant an der Hand halb über den Tisch zu sich, beugte sich ihm entgegen, und so, in der Mitte des Tisches, küßten sie sich brüderlich und ausdauernd.
»Und was macht er, dein Vater?« fragte der Professor. »Ist er noch im Amt? Ist er schon Statthalter? Hab' nie mehr was von ihm gehört! Vor einiger Zeit hab' ich ihn hier getroffen im Volksgarten, da hat er mir Geld gegeben, da war er nicht allein, da war er mit seinem Sohn, dem Bürscherl – aber halt, das bist du ja eben.«
»Ja, das war ich damals«, sagte der Leutnant. »Es ist schon lange her, es ist schon sehr, sehr lange her.«
Er erinnerte sich an den Schrecken, den er damals gefühlt hatte, beim Anblick der klebrigen und roten Hand auf dem väterlichen Schenkel.
»Ich muß dich um Vergebung bitten, ja, um Vergebung!« sagte der Leutnant. »Ich hab' dich damals miserabel behandelt, miserabel hab' ich dich behandelt! Vergib mir, lieber Freund!«
»Ja, miserabel!« bestätigte Moser. »Ich verzeihe dir! Kein Wort mehr davon! Wo wohnst du? Ich will dich begleiten!«
Man schloß das Gasthaus. Arm in Arm wankten sie durch die stillen

Gassen. »Hier bleibe ich«, murmelte der Maler. »Hier meine Adresse! Besuch mich morgen, mein Junge!« Und er gab dem Leutnant eine seiner unmäßigen Geschäftskarten, die er in den Kaffeehäusern zu verteilen pflegte.

XIV

Der Tag, an dem der Leutnant in seine Garnison zurückfahren mußte, war ein betrüblicher und zufällig auch ein trüber Tag. Er ging noch einmal über die Straßen, durch die zwei Tage früher die Prozession gezogen war. Damals, dachte der Leutnant (damals, dachte er), war er eine kurze Stunde stolz auf sich und seinen Beruf gewesen. Heute aber schritt der Gedanke an seine Rückkehr neben ihm einher wie ein Wächter neben einem Gefangenen. Zum erstenmal lehnte sich der Leutnant Trotta gegen das militärische Gesetz auf, das sein Leben beherrschte. Er gehorchte seit seiner frühesten Knabenzeit. Und er wollte nicht mehr gehorchen. Er wußte zwar keineswegs, was die Freiheit bedeutete; aber er fühlte, daß sie sich von einem Urlaub unterscheiden mußte wie etwa ein Krieg von einem Manöver. Dieser Vergleich fiel ihm ein, weil er ein Soldat war (und weil der Krieg die Freiheit des Soldaten ist). Es kam ihm in den Sinn, daß die Munition, die man für die Freiheit brauchte, das Geld sei. Die Summe aber, die er bei sich trug, glich gewissermaßen den blinden Patronen, die man in den Manövern abfeuerte. Besaß er überhaupt etwas? Konnte er sich Freiheit leisten? Hatte sein Großvater, der Held von Solferino, ein Vermögen hinterlassen? Würde er es einmal von seinem Vater erben? Niemals waren ihm früher derlei Überlegungen bekannt gewesen! Jetzt flogen sie ihm zu wie eine Schar fremder Vögel, nisteten sich in seinem Gehirn ein und flatterten unruhig darin herum. Jetzt vernahm er alle verwirrenden Rufe der großen Welt. Seit gestern wußte er, daß Chojnicki in diesem Jahr früher als gewöhnlich seine Heimat verlassen und noch in dieser Woche mit seiner Freundin nach dem Süden fahren wolle. Und er lernte die Eifersucht auf einen Freund kennen; und sie beschämte ihn doppelt. Er fuhr an die nordöstliche Grenze. Aber die Frau und der Freund fuhren nach dem Süden. Und der »Süden«, der bis zu dieser Stunde eine geographische Bezeichnung gewesen war, erglänzte in allen betörenden Farben eines unbekannten Paradieses.

Der Süden lag in einem fremden Land! Und siehe da: Es gab also fremde Länder, die Kaiser Joseph dem Ersten nicht untertan waren, die ihre eigenen Armeen hatten, mit Vieltausenden Leutnants in kleinen und großen Garnisonen. In diesen andern Ländern bedeutete der Name des Helden von Solferino gar nichts. Auch dort gab es Monarchen. Und diese Monarchen hatten ihre eigenen Lebensretter. Es war höchst verwirrend, solchen Gedanken nachzugehen; für einen Leutnant der Monarchie genau so verwirrend wie etwa für unsereinen die Überlegung, daß die Erde nur einer von Millionen und Abermillionen Weltkörpern sei, daß es noch unzählige Sonnen auf der Milchstraße gebe und daß jede der Sonnen ihre eigenen Planeten habe und daß man also selbst ein sehr armseliges Individuum wäre, um nicht ganz grob zu sagen: ein Häufchen Dreck!
Von seinem Gewinn besaß der Leutnant noch siebenhundert Kronen. Einen Spielsaal noch einmal aufzusuchen, hatte er nicht mehr gewagt; nicht allein aus Angst vor jenem unbekannten Major, der vielleicht vom Stadtkommando bestellt war, jüngere Offiziere zu überwachen, sondern auch aus Angst vor der Erinnerung an seine klägliche Flucht. Ach! Er wußte wohl, daß er noch hundertmal sofort jeden Spielsaal verlassen würde, dem Wunsch und Wink eines Höheren gehorchend. Und wie ein Kind in einer Krankheit verlor er sich mit einem gewissen Wohlbehagen in der schmerzlichen Erkenntnis, daß er unfähig sei, das Glück zu zwingen. Er bedauerte sich außerordentlich. Und es tat ihm in dieser Stunde wohl, sich zu bedauern. Er trank einige Schnäpse. Und sofort fühlte er sich heimisch in seiner Ohnmacht. Und wie einem Menschen, der sich in eine Haft oder in ein Kloster begibt, erschien dem Leutnant das Geld, das er bei sich trug, bedrückend und überflüssig. Er beschloß, es auf einmal auszugeben. Er ging in den Laden, in dem ihm sein Vater die silberne Tabatiere gekauft hatte, und erstand eine Perlenkette für seine Freundin. Blumen in der Hand, die Perlen in der Hosentasche und mit einem kläglichen Gesicht trat er vor Frau von Taußig. »Ich hab' dir was gebracht«, gestand er, als hätte er sagen wollen: Ich hab' was für dich gestohlen! Es kam ihm vor, daß er zu Unrecht eine fremde Rolle spiele, die Rolle eines Weltmannes. Und erst in dem Augenblick, da er sein Geschenk in der Hand hielt, fiel ihm ein, daß es lächerlich übertrieben war, ihn selbst erniedrigte und die reiche Frau vielleicht beleidigte. »Ich bitte, es zu entschuldigen!«

sagte er also. »Ich wollte eine Kleinigkeit kaufen – aber–« Und er wußte nichts mehr. Und er wurde rot. Und er senkte die Augen.
Ach! Er kannte nicht die Frauen, die das Alter nahen sehen, der Leutnant Trotta! Er wußte nicht, daß sie jedes Geschenk wie eine Zaubergabe empfangen, die sie verjüngt, und daß ihre klugen und sehnsüchtigen Augen ganz anders schätzen! Frau von Taußig liebte ja übrigens diese Hilflosigkeit, und je deutlicher seine Jugend wurde, desto jünger wurde sie selbst! Und also flog sie, klug und ungestüm, an seinen Hals, küßte ihn wie ein eigenes Kind, weinte, weil sie ihn nun verlieren sollte, lachte, weil sie ihn noch hielt, und auch ein wenig, weil die Perlen so schön waren, und sagte, durch eine heftige, prachtvolle Flut von Tränen: »Du bist lieb, sehr lieb, mein Junge!« Sie bereute sofort diesen Satz, insbesondere die Worte: mein Junge! Denn sie machten sie älter, als sie in diesem Augenblick tatsächlich war. Zum Glück konnte sie gleich darauf bemerken, daß er stolz war wie auf eine Auszeichnung, die ihm der Oberste Kriegsherr selbst verliehen hätte. Er ist zu jung, dachte sie, um zu wissen, wie alt ich bin!...
Aber um auch ihr wirkliches Alter zu vernichten, auszurotten, in dem Meer ihrer Leidenschaft zu versenken, griff sie nach den Schultern des Leutnants, deren zarte und warme Knochen schon ihre Hände zu verwirren begannen, und zog ihn zum Sofa. Sie überfiel ihn mit ihrer gewaltsamen Sehnsucht, jung zu werden. In heftigen Flammenbögen brach die Leidenschaft aus ihr, fesselte den Leutnant und unterjochte ihn. Ihre Augen blinzelten dankbar und selig das junge Angesicht des Mannes über dem ihrigen an. Sein Anblick allein verjüngte sie. Und ihre Wollust, eine ewig junge Frau zu bleiben, war so groß wie ihre Wollust zu lieben. Eine Weile glaubte sie, niemals von diesem Leutnant lassen zu können. Einen Augenblick später sagte sie allerdings: »Schade, daß du heute fährst!...«
»Werd' ich dich nie mehr sehen?« fragte er fromm, ein junger Liebhaber.
»Wart auf mich, ich komm' wieder!« Und: »Betrüg mich nicht!« fügte sie schnell hinzu, mit der Furcht der alternden Frau vor der Untreue und vor der Jugend der anderen.
»Ich liebe nur dich!« antwortete aus ihm die ehrliche Stimme eines jungen Mannes, dem nichts so wichtig erscheint wie die Treue.
Das war ihr Abschied.
Leutnant Trotta fuhr zur Bahn, kam zu früh und mußte lange warten.

Ihm war es aber, als führe er schon. Jede Minute, die er noch in der Stadt zugebracht hätte, wäre peinvoll, vielleicht sogar schmachvoll gewesen. Er milderte den Zwang, der ihn befehligte, indem er sich den Anschein gab, ein wenig früher wegzufahren, als er mußte. Er konnte endlich einsteigen. Er verfiel in einen glücklichen, selten unterbrochenen Schlaf und erwachte erst kurz vor der Grenze.

Sein Bursche Onufrij erwartete ihn und berichtete, daß Aufruhr in der Stadt herrsche. Die Borstenarbeiter demonstrierten, und die Garnison hatte Bereitschaft.

Leutnant Trotta begriff jetzt, warum Chojnicki die Gegend so früh verlassen hatte. Da fuhr er also »nach dem Süden« mit Frau von Taußig! Und man war ein schwacher Gefangener und konnte nicht sofort umkehren, den Zug besteigen und zurückfahren!

Vor dem Bahnhof warteten heute keine Wagen. Leutnant Trotta ging also zu Fuß. Hinter ihm ging Onufrij, den Ranzen in der Hand. Die kleinen Kramläden des Städtchens waren geschlossen. Eiserne Balken verrammelten die hölzernen Türen und Fensterläden der niedrigen Häuser. Gendarmen patrouillierten mit aufgepflanzten Bajonetten. Man hörte keinen Laut, außer dem gewohnten Quaken der Frösche aus den Sümpfen. Den Staub, den diese sandige Erde unermüdlich erzeugte, hatte der Wind aus vollen Händen über Dächer, Mauern, Staketenzäune, das hölzerne Pflaster und die vereinzelten Weiden geschüttet. Ein Staub von Jahrhunderten schien über dieser vergessenen Welt zu liegen. Man sah keinen Einwohner in den Gassen, und man konnte glauben, sie seien alle hinter ihren verriegelten Türen und Fenstern von einem plötzlichen Tod überfallen worden. Doppelte Wachtposten standen vor der Kaserne. Hier wohnten seit gestern alle Offiziere, und Brodnitzers Hotel stand leer.

Leutnant Trotta meldete seine Rückkehr beim Major Zoglauer. Von diesem Vorgesetzten erfuhr er, daß ihm die Reise wohlgetan habe. Nach den Begriffen eines Mannes, der schon länger als ein Jahrzehnt an der Grenze diente, konnte eine Reise nicht anders als wohltun. Und als handelte es sich um eine ganz alltägliche Angelegenheit, sagte der Major dem Leutnant, daß ein Zug Jäger morgen früh ausrücken und an der Landstraße, gegenüber der Borstenfabrik, Aufstellung nehmen sollte, um gegebenenfalls gegen »staatsgefährliche Umtriebe« der streikenden Arbeiter mit der Waffe vorzugehen. Diesen Zug sollte der Leutnant Trotta kommandieren. Es sei eigentlich eine Kleinigkeit und

Anlaß vorhanden, anzunehmen, daß die Gendarmerie genüge, um die Leute in gehörigem Respekt zu halten; man müsse nur kaltes Blut bewahren und nicht zu früh vorgehen; endgültig aber würde die politische Behörde darüber zu entscheiden haben, ob die Jäger vorzugehen hätten oder nicht; dies sei für einen Offizier gewiß nicht sehr angenehm; denn wie käme man schließlich dazu, sich etwas von einem Bezirkskommissär sagen zu lassen? Schließlich aber sei diese delikate Aufgabe auch eine Art Auszeichnung für den jüngsten Leutnant des Bataillons; und endlich hätten die anderen Herren keinen Urlaub gehabt, und das einfachste Gebot der Kameradschaftlichkeit würde fordern und so weiter...

»Jawohl, Herr Major!« sagte der Leutnant und trat ab.

Gegen den Major Zoglauer war gar nichts einzuwenden. Er hatte den Enkel des Helden von Solferino fast gebeten, statt ihm zu befehlen. Der Enkel des Helden von Solferino hatte ja auch einen unerwarteten, herrlichen Urlaub gehabt. Er ging jetzt quer über den Hof in die Kantine. Für ihn hatte das Schicksal diese politische Demonstration vorbereitet. Deshalb war er an die Grenze gekommen. Er glaubte jetzt genau zu wissen, daß ein tückisch berechnendes Schicksal besonderer Art ihm zuerst den Urlaub beschert hatte, um ihn hierauf zu vernichten. Die anderen saßen in der Kantine, begrüßten ihn mit dem übertriebenen Jubel, der mehr ihrer Neugier, »etwas zu erfahren«, entsprang als ihrer Herzlichkeit für den Heimgekehrten, und fragten auch, alle gleichzeitig, wie »es« gewesen sei. Nur der Hauptmann Wagner sagte: »Wenn morgen alles vorbei ist, kann er's ja erzählen!« Und alle schwiegen plötzlich.

»Wenn ich morgen erschlagen werde?« sagte der Leutnant Trotta zu Hauptmann Wagner.

»Pfui, Teufel!« erwiderte der Hauptmann. »Ein ekelhafter Tod. Eine ekelhafte Sache überhaupt! Dabei sind's arme Teufel. Und vielleicht haben sie am End' recht!«

Es war dem Leutnant Trotta noch nicht eingefallen, daß es arme Kerle seien und daß sie recht haben konnten. Die Bemerkung des Hauptmanns erschien ihm nun trefflich, und er zweifelte nicht mehr daran, daß es arme Teufel waren. Er trank also zwei Neunziggrädige und sagte: »Dann werd' ich also einfach nicht schießen lassen! Auch nicht mit gefälltem Bajonett vorgehen! Die Gendarmerie soll selber da zuschaun, wie sie fertig wird.«

»Du wirst tun, was du mußt! Du weißt's ja selbst!«
Nein! Carl Joseph wußte es nicht in diesem Augenblick. Er trank. Und er geriet sehr schnell in jenen Zustand, in dem er sich alles nur Erdenkliche zutrauen konnte. Gehorsamsverweigerung, Austritt aus der Armee und gewinnreiches Hasardspiel. Auf seinen Wegen sollte kein Toter mehr liegen! »Verlaß diese Armee!« hatte Doktor Max Demant gesagt. Lange genug war der Leutnant ein Schwächling gewesen! Statt aus der Armee auszutreten, hatte er sich an die Grenze transferieren lassen. Nun sollte alles ein Ende haben. Man ließ sich nicht morgen zu einer Art gehobenem Wachmann degradieren! Übermorgen wird man vielleicht Straßendienst machen und den Fremden Auskünfte erteilen müssen! Lächerlich, dieses Soldatenspiel im Frieden! Niemals wird es einen Krieg geben! Verfaulen wird man in den Kantinen! Er aber, der Leutnant Trotta: Wer weiß, ob er nicht schon nächste Woche um diese Stunde im »Süden« sitzen würde!
All das sagte er zu Hauptmann Wagner, eifrig, mit lauter Stimme. Ein paar Kameraden umringten ihn und hörten zu. Einigen stand der Sinn durchaus nicht nach Krieg. Die meisten wären mit allem zufrieden gewesen, wenn sie etwas höhere Gagen, etwas bequemere Garnisonen und etwas schnellere Avancements gehabt hätten. Manchen war Leutnant Trotta fremd und auch ein wenig unheimlich vorgekommen. Er war ein Protektionskind. Er kam eben von einem herrlichen Ausflug zurück. Wie? Und es paßte ihm nicht, morgen auszurücken?
Leutnant Trotta fühlte rings um sich eine feindselige Stille. Zum erstenmal, seitdem er in der Armee diente, beschloß er, seine Kameraden herauszufordern. Und da er wußte, was sie am bittersten kränken mußte, sagte er: »Vielleicht lass' ich mich in die Stabsschul' schicken!« Gewiß, warum nicht? sagten sich die Offiziere. Er war von der Kavallerie gekommen, er konnte auch zur Stabsschule gehen! Er würde bestimmt die Prüfungen machen und sogar außertourlich General werden, in einem Alter, in dem ihresgleichen gerade Hauptmann wurde und Sporen anlegen durfte. Es konnte ihm also nicht schaden, morgen zu dem Pallawatsch auszurücken!
Er mußte am nächsten Tag schon zu früher Stunde ausrücken. Denn die Armee selbst regelte den Gang der Stunden. Sie ergriff die Zeit und stellte sie auf den Platz, der ihr nach militärischem Ermessen gebührte. Obwohl die »staatsgefährlichen Umtriebe« erst gegen Mittag zu erwarten waren, marschierte Leutnant Trotta schon um acht Uhr mor-

gens auf der breiten, staubigen Landstraße auf. Hinter den sauberen, regelmäßigen Gewehrpyramiden, die friedlich und gefährlich zugleich aussahen, lagen, standen und wandelten die Soldaten. Die Lerchen schmetterten, die Grillen sirrten, die Mücken summten. Auf den fernen Feldern konnte man die bunten Kopftücher der Bäuerinnen leuchten sehen. Sie sangen. Und manchmal antworteten ihnen die Soldaten, die in dieser Gegend geboren waren, mit denselben Liedern. Sie hätten wohl gewußt, was sie drüben auf den Feldern zu tun hatten! Aber worauf sie hier warteten, verstanden sie nicht. War's schon der Krieg? Sollten sie heute mittag schon sterben?

Es gab in der Nähe eine kleine Dorfschenke. Dorthin ging Leutnant Trotta, einen Neunziggrädigen trinken. Die niedere Schankstube war voll. Der Leutnant erkannte, daß hier die Arbeiter saßen, die sich um zwölf Uhr vor der Fabrik versammeln sollten. Alle Welt verstummte, als er eintrat, klirrend und schrecklich gegürtet. Er blieb an der Theke stehen. Langsam, allzu langsam hantierte der Wirt mit Flasche und Gläschen. Hinter dem Rücken Trottas stand das Schweigen, ein massives Gebirge aus Stille. Er leerte das Glas auf einen Zug. Er fühlte, daß sie alle warteten, bis er wieder draußen wäre. Und er hätte ihnen gern gesagt, daß er nichts dafür könne. Aber er war weder imstande, ihnen etwas zu sagen, noch auch, sofort hinauszugehen. Er wollte nicht furchtsam erscheinen, und er trank noch mehrere Schnäpse hintereinander. Sie schwiegen noch immer. Vielleicht machten sie sich Zeichen hinter seinem Rücken. Er wandte sich nicht um. Er verließ schließlich das Wirtshaus und glaubte zu fühlen, daß er sich an dem harten Felsen aus Stille vorbeizwängte; und Hunderte Blicke steckten in seinem Nacken wie finstere Lanzen.

Als er wieder seinen Zug erreichte, schien es ihm geboten, »Vergatterung!« zu kommandieren, obwohl es erst zehn Uhr vormittag war. Er langweilte sich, und er hatte auch gelernt, daß die Truppe durch Langeweile demoralisiert werde und daß Gewehrübungen ihre Sittlichkeit heben. Im Nu stand sein Zug vor ihm in den vorschriftsmäßigen zwei Reihen, und auf einmal, und wohl zum erstenmal in seinem soldatischen Leben, kam es ihm vor, daß die exakten Gliedmaßen der Männer tote Bestandteile toter Maschinen waren, die gar nichts erzeugten. Der ganze Zug stand reglos, und alle Männer hielten den Atem an. Aber dem Leutnant Trotta, der soeben das wuchtige und finstere Schweigen der Arbeiter in der Schenke hinter seinem Rücken

gespürt hatte, wurde es plötzlich klar, daß es zwei Arten von Stille geben könne. Und vielleicht, dachte er weiter, gab es mehrere Arten von Stille, wie es so viele Arten von Geräuschen gab. Niemand hatte den Arbeitern, als er die Schenke betrat, Vergatterung kommandiert. Dennoch waren sie auf einmal verstummt. Und aus ihrem Schweigen strömte ein finsterer und lautloser Haß, wie manchmal aus den trächtigen und unendlich schweigsamen Wolken die lautlose, elektrische Schwüle des noch vorhandenen Gewitters strömt.
Leutnant Trotta lauschte. Aber aus dem toten Schweigen seines reglosen Zuges strömte gar nichts. Ein steinernes Gesicht stand neben dem andern. Die meisten erinnerten ein wenig an seinen Burschen Onufrij. Sie hatten breite Münder und schwere Lippen, die sich kaum schließen konnten, und schmale, helle Augen ohne Blicke. Und wie er so vor seinem Zuge stand, der arme Leutnant Trotta, überwölbt vom blauen Glanz des Frühsommertages, umschmettert von den Lerchen, umsirrt von den Grillen und mitten im Summen der Mücken, und dennoch die tote Schweigsamkeit seiner Soldaten stärker zu hören glaubte als alle Stimmen des Tages, überfiel ihn die Gewißheit, daß er nicht hierhergehöre. Wohin eigentlich sonst? fragte er sich, während der Zug auf seine weiteren Kommandos wartete. Wohin sonst gehöre ich? Nicht zu jenen, die dort in der Schenke sitzen! Nach Sipolje vielleicht? Zu den Vätern meiner Väter? Der Pflug gehört in meine Hand und nicht der Säbel? Und der Leutnant ließ seine Mannschaft in der reglosen Habtacht-Stellung.
»Ruht!« kommandierte er endlich. »Gewehr bei Fuß! Abtreten!«
Und es war wie zuvor. Hinter den Gewehrpyramiden lagen die Soldaten. Von den fernen Feldern her kam der Gesang der Bäuerinnen. Und die Soldaten antworteten ihnen mit den gleichen Liedern.
Aus der Stadt marschierte die Gendarmerie heran, drei verstärkte Wachtposten, begleitet vom Bezirkskommissär Horak. Leutnant Trotta kannte ihn. Er war ein guter Tänzer, schlesischer Pole, flott und bieder zu gleicher Zeit, und er erinnerte, ohne daß jemand seinen Vater gekannt hätte, dennoch an diesen. Und sein Vater war ein Briefträger gewesen. Heute trug er, wie es Vorschrift im Dienst war, die Uniform, schwarz-grün mit violetten Aufschlägen, und den Degen. Sein kurzer, blonder Schnurrbart leuchtete weizengolden, und von seinen rosigen, vollen Wangen duftete weithin der Puder. Er war fröhlich wie ein Sonntag und eine Parade. »Ich habe Auftrag«, sagte er zum Leutnant

Trotta, »die Versammlung sofort aufzulösen. Dann sind Sie bereit, Herr Leutnant?« Er ordnete seine Gendarmen rings um den wüsten Platz vor der Fabrik, auf dem die Versammlung stattfinden sollte. Leutnant Trotta sagte: »Ja!« und wandte ihm den Rücken.

Er wartete. Er hätte gerne noch einen Neunziggrädigen getrunken, aber er konnte nicht mehr in die Schenke. Er sah den Oberjäger, den Zugsführer, den Unterjäger in der Schenke verschwinden und wieder zurückkommen. Er streckte sich ins Gras am Wegrand und wartete. Der Tag wurde immer voller, die Sonne stieg höher, und die Lieder der Bäuerinnen auf den fernen Feldern verstummten. Eine unendlich lange Zeit schien dem Leutnant Trotta seit seiner Rückkehr aus Wien verstrichen. Aus jenen fernen Tagen sah er nur noch die Frau, die heute schon im »Süden« sein mochte, die ihn verlassen hatte: Er dachte: verraten. Da lag er nun in der Grenzgarnison am Wegrand und wartete – nicht auf den Feind, sondern auf die Demonstranten.

Sie kamen. Sie kamen aus der Richtung der Schenke. Ihnen voran wehte ihr Gesang, ein Lied, das der Leutnant noch niemals gehört hatte. In dieser Gegend hatte man es noch kaum gehört. Es war die Internationale, in drei Sprachen gesungen. Der Bezirkskommissär Horak kannte es, berufsmäßig. Der Leutnant Trotta verstand kein Wort. Aber ihm schien die Melodie jene in Musik verwandelte Stille zu sein, die er vorher im Rücken gespürt hatte. Feierliche Aufregung bemächtigte sich des flotten Bezirkskommissärs. Er lief von einem Gendarmen zum andern. Notizbuch und Bleistift in der Hand. Noch einmal kommandierte Trotta: »Vergatterung!« Und wie eine auf Erden gefallene Wolke zog die dichte Gruppe der Demonstranten an dem starrenden, doppelten Zaun der zwei Reihen Jäger vorbei. Den Leutnant ergriff eine dunkle Ahnung vom Untergang der Welt. Er erinnerte sich an den bunten Glanz der Fronleichnamsprozession, und einen kurzen Augenblick schien es ihm, als wallte die finstere Wolke der Rebellen jenem kaiserlichen Zug entgegen. Für die Dauer eines einzigen hurtigen Augenblicks kam über den Leutnant die erhabene Kraft, in Bildern zu schauen; und er sah die Zeiten wie zwei Felsen gegeneinanderrollen, und er selbst, der Leutnant, ward zwischen beiden zertrümmert.

Sein Zug schulterte das Gewehr, während drüben, von unsichtbaren Händen gehoben, Kopf und Oberkörper eines Mannes über dem dichten schwarzen und unaufhörlich bewegten Kreis der Menge erschienen. Alsbald bildete der schwebende Körper fast den genauen Mittel-

punkt des Kreises. Seine Hände hoben sich in die Luft. Aus seinem Munde hallten unverständliche Laute. Die Menge schrie. Neben dem Leutnant, Notizbuch und Bleistift in der Hand, stand der Kommissär Horak. Auf einmal klappte er sein Buch zu und schritt gegen die Menge auf die andere Seite der Straße, langsam zwischen zwei funkelnden Gendarmen.

»Im Namen des Gesetzes!« rief er. Seine helle Stimme übertönte den Redner. Die Versammlung war aufgelöst.

Eine Sekunde war es still. Dann brach ein einziger Schrei aus allen Menschen. Neben den Gesichtern erschienen die weißen Fäuste der Männer, jedes Gesicht flankiert von zwei Fäusten. Die Gendarmen schlossen sich zur Kette. Im nächsten Augenblick war der Halbbogen der Menschen in Bewegung. Alle liefen schreiend gegen die Gendarmen.

»Fällt das Bajonett!« kommandierte Trotta. Er zog den Säbel. Er konnte nicht sehen, daß seine Waffe in der Sonne aufblitzte und einen flüchtigen, spielerischen und aufreizenden Widerschein über die im Schatten liegende Seite der Straße warf, auf der sich die Menge befand. Die Helmknäufe der Gendarmen und ihre Bajonettspitzen waren plötzlich in der Menge untergegangen. »Direktion die Fabrik!« kommandierte Trotta. »Zug Marsch!« Die Jäger gingen vor, und ihnen entgegen flogen dunkle Gegenstände aus Eisen, braune Latten und weiße Steine, es pfiff und sauste, schnurrte und schnob. Leicht wie ein Wiesel rannte Horak neben dem Leutnant her und flüsterte: »Lassen Sie schießen, Herr Leutnant, um Gottes willen!«

»Zug halt!« kommandierte Trotta und: »Feuer!«

Die Jäger schossen, wie die Instruktionen Major Zoglauers gelautet hatten, die erste Salve in die Luft. Hierauf wurde es ganz still. Eine Sekunde lang konnte man alle friedlichen Stimmen des sommerlichen Mittags hören. Und man spürte das gütige Brüten der Sonne durch den Staub, den die Soldaten und die Menge aufgewirbelt hatten, und durch den verwehenden leichten Brandgeruch der abgeschossenen Patronen. Auf einmal schnitt die helle, heulende Stimme einer Frau durch den Mittag. Und da einige in der Menge offenbar glaubten, die Schreiende sei durch einen Schuß getroffen worden, begannen sie neuerlich, ihre wahllosen Geschosse gegen das Militär zu schleudern. Und den wenigen Schützen folgten sofort mehrere und schließlich alle. Und schon sanken ein paar Jäger in der ersten Reihe zu Boden, und während

Leutnant Trotta ziemlich ratlos dastand, den Säbel in der Rechten, mit der Linken nach der Pistolentasche tastend, hörte er an der Seite die flüsternde Stimme Horaks: »Schießen! Lassen Sie um Gottes willen schießen!« In einer einzigen Sekunde rollten durch das aufgeregte Gehirn Leutnant Trottas Hunderte abgerissener Gedanken und Vorstellungen, manche gleichzeitig nebeneinander, und verworrene Stimmen in seinem Herzen geboten ihm, bald Mitleid zu haben, bald grausam zu sein, hielten ihm vor, was sein Großvater in dieser Lage getan hätte, drohten ihm, daß er im nächsten Augenblick selbst sterben würde, und ließen ihn zugleich den eigenen Tod als den einzig möglichen und wünschenswerten Ausgang dieses Kampfes erscheinen. Jemand hob seine Hand, wie er glaubte, eine fremde Stimme kommandierte aus ihm noch einmal: »Feuer!«, und er konnte noch sehen, daß diesmal die Gewehrläufe gegen die Menge gerichtet waren. Eine Sekunde später wußte er gar nichts mehr. Denn ein Teil der Menge, der zuerst geflohen zu sein schien oder sich den Anschein gegeben hatte zu fliehen, machte nur einen Umweg und kehrte im Lauf hinter dem Rücken der Jäger wieder, so daß der Zug Leutnant Trottas zwischen die zwei Gruppen geriet. Während die Jäger die zweite Salve abfeuerten, fielen Steine und genagelte Latten auf ihre Rücken und Nacken. Und von einer dieser Waffen auf den Kopf getroffen, sank Leutnant Trotta bewußtlos zu Boden. Man hieb noch mit allerhand Gegenständen auf den Liegenden ein. Die Jäger schossen nun ohne Kommando wahllos und nach allen Seiten gegen ihre Angreifer und zwangen sie also zur Flucht. Das Ganze hatte kaum drei Minuten gedauert. Als sich die Jäger unter dem Kommando des Unteroffiziers in Doppelreihen aufstellten, lagen im Staub der Landstraße verwundete Soldaten und Arbeiter, und es dauerte lange, ehe die Sanitätswagen kamen. Man brachte den Leutnant Trotta ins kleine Garnisonspital, stellte einen Schädelbruch und einen Bruch des linken Schlüsselbeins fest und befürchtete eine Gehirnentzündung. Ein offenbar sinnloser Zufall hatte dem Enkel des Helden von Solferino eine Verletzung am Schlüsselbein beschert. (Im übrigen hätte keiner von den Lebenden, der Kaiser vielleicht ausgenommen, wissen können, daß die Trottas ihren Aufstieg einer Schlüsselbeinverletzung des Helden von Solferino zu verdanken haben.)

Drei Tage später kam in der Tat eine Gehirnentzündung. Und man hätte gewiß den Bezirkshauptmann verständigt, wenn der Leutnant

noch am Tage seiner Einlieferung in das Garnisonspital und nachdem er aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war, den Major nicht dringlichst gebeten hätte, dem Vater auf keinen Fall Mitteilung von dem Ereignis zu machen. Zwar war der Leutnant jetzt wieder ohne Bewußtsein, und es war sogar Anlaß genug vorhanden, für sein Leben zu fürchten; aber der Major beschloß trotzdem, noch zu warten. So kam es, daß der Bezirkshauptmann erst zwei Wochen später von der Rebellion an der Grenze und von der unseligen Rolle erfuhr, die sein Sohn gespielt hatte. Er erfuhr es zuerst aus den Zeitungen, in die es durch die oppositionellen Politiker gekommen war. Denn die Opposition war entschlossen, die Armee, das Jägerbataillon und insbesondere den Leutnant Trotta, der den Befehl gegeben hatte zu feuern, für die Toten und Witwen und Waisen verantwortlich zu machen. Und dem Leutnant drohte in der Tat eine Art Untersuchung, das heißt: eine formal zur Beruhigung der Politiker angestellte Untersuchung, ausgeführt von Militärbehörden, und eine Veranlassung, den Angeklagten zu rehabilitieren und vielleicht sogar auf irgendeine Weise auszuzeichnen. Immerhin war der Bezirkshauptmann keineswegs beruhigt. Er telegraphierte sogar zweimal an seinen Sohn und einmal an den Major Zoglauer. Dem Leutnant ging es damals bereits besser. Er konnte sich noch nicht im Bett bewegen, aber sein Leben war nicht mehr gefährdet. Er schrieb an seinen Vater einen kurzen Bericht. Und er war im übrigen nicht um seine Gesundheit besorgt... Er dachte daran, daß wieder Tote auf seinem Wege lagen, und er war entschlossen, endlich den Abschied zu nehmen. Mit derlei Überlegungen beschäftigt, wäre es ihm unmöglich gewesen, seinen Vater zu sehen und zu sprechen, obwohl er sich nach ihm sehnte. Er hatte eine Art Heimweh nach dem Vater, aber er wußte zugleich, daß sein Vater nicht mehr seine Heimat war. Die Armee war nicht mehr sein Beruf. Und sosehr ihm vor dem Anlaß schauderte, der ihn ins Spital gebracht hatte, sosehr begrüßte er seine Krankheit, weil sie die Notwendigkeit hinausschob, Entschlüsse auszuführen. Er überließ sich dem traurigen Karbolgeruch, der schneeweißen Öde der Wände und des Lagers, dem Schmerz, dem Verbandswechsel, der strengen und mütterlichen Milde der Pfleger und den langweiligen Besuchen der ewig heiteren Kameraden. Er las ein paar jener Bücher wieder – seit der Kadettenzeit hatte er nichts mehr gelesen –, die ihm sein Vater als Privatlektüre

einst aufgegeben hatte, und jede Zeile erinnerte ihn an den Vater und an die stillen, sommerlichen Sonntagvormittage und an Jacques, an Kapellmeister Nechwal und an den Radetzkymarsch.

Eines Tages besuchte ihn der Hauptmann Wagner, saß lange am Bett, ließ hier und da ein Wort fallen, stand auf und setzte sich wieder. Schließlich zog er seufzend einen Wechsel aus dem Rock und bat Trotta zu unterschreiben. Trotta unterschrieb. Es waren fünfzehnhundert Kronen. Kapturak hatte ausdrücklich Trottas Garantie gefordert. Hauptmann Wagner wurde sehr lebhaft, erzählte eine ausführliche Geschichte von einem Rennpferd, das er preiswert zu kaufen gedachte und das er in Baden laufen lassen wollte, fügte noch ein paar Anekdoten hinzu und ging sehr plötzlich weg.

Zwei Tage später erschien der Oberarzt bleich und bekümmert an Trottas Bett und erzählte, daß Hauptmann Wagner tot sei. Er hatte sich im Grenzwald erschossen. Er hinterließ einen Abschiedsbrief an alle Kameraden und einen herzlichen Gruß für Leutnant Trotta.

Der Leutnant dachte keineswegs an die Wechsel und an die Folgen seiner Unterschrift. Er verfiel in Fieber. Er träumte – und er sprach auch davon –, daß die Toten ihn riefen und daß es Zeit für ihn sei, von dieser Erde abzutreten. Der alte Jacques, Max Demant, Hauptmann Wagner und die unbekannten erschossenen Arbeiter standen in einer Reihe und riefen ihn. Zwischen ihm und den Toten stand ein leerer Roulettetisch, auf dem die Kugel, von keiner Hand bewegt, dennoch ohne Ende rotierte.

Zwei Wochen dauerte sein Fieber. Ein willkommener Anlaß für die Militärbehörde, die Untersuchung hinauszuschieben und mehreren politischen Stellen bekanntzugeben, daß die Armee ebenfalls Opfer zu beklagen habe und daß die politische Behörde des Grenzorts die Verantwortung trüge und daß die Gendarmerie rechtzeitig hätte verstärkt werden müssen. Es entstanden unermeßlich große Akten über den Fall Leutnant Trottas, und die Akten wuchsen, und jede Stelle jedes Amtes bespritzte sie noch mit etwas Tinte, wie man Blumen begießt, damit sie wachsen, und die ganze Angelegenheit wurde schließlich dem Militärkabinett des Kaisers unterbreitet, weil ein besonders umsichtiger Ober-Auditor entdeckt hatte, daß der Leutnant ein Enkel jenes verschollenen Helden von Solferino war, der in ganz vergessenen, jedenfalls aber intimen Beziehungen zum Allerhöchsten Kriegsherrn gestanden hatte; und daß also dieser Leutnant allerhöchste Stellen interessie-

ren müßte; und daß es besser wäre abzuwarten, ehe man eine Untersuchung begänne.
So mußte sich der Kaiser, der soeben aus Ischl zurückgekehrt war, eines Morgens um sieben Uhr mit einem gewissen Carl Joseph Freiherrn von Trotta und Sipolje beschäftigen. Und da der Kaiser schon alt war, wenn auch durch den Aufenthalt in Ischl erholt, konnte er es sich nicht erklären, weshalb er beim Lesen dieses Namens an die Schlacht bei Solferino denken mußte, und er verließ seinen Schreibtisch und ging mit kurzen Greisenschritten in seinem dürftigen Arbeitszimmer auf und ab, auf und ab, so daß es seinen alten Leibdiener verwunderte und daß dieser, unruhig geworden, an die Tür klopfte.
»Herein!« sagte der Kaiser. Und als er seinen Diener erblickte: »Wann kommt denn der Montenuovo?«
»Majestät, um acht Uhr!«
Es war noch eine halbe Stunde bis acht. Und der Kaiser glaubte, diesen Zustand nicht mehr ertragen zu können. Warum, warum erinnerte ihn nur der Name Trottas an Solferino? Und warum konnte er sich nicht mehr an die Zusammenhänge erinnern? War er denn schon so alt geworden? Seitdem er aus Ischl zurückgekehrt war, beschäftigte ihn die Frage, wie alt er eigentlich sei, denn es erschien ihm plötzlich merkwürdig, daß man zwar das Geburtsjahr vom laufenden Kalenderjahr subtrahieren müsse, um sein Alter zu wissen, daß aber die Jahre mit dem Monat Januar begannen und daß sein Geburtstag auf den achtzehnten August fiel! Ja, wenn die Jahre mit dem August begonnen hätten! Und wenn er zum Beispiel am achtzehnten Januar geboren worden wäre, dann wär's auch eine Kleinigkeit gewesen! So aber konnte man unmöglich genau wissen, ob man zweiundachtzig und im dreiundachtzigsten war oder dreiundachtzig und im vierundachtzigsten! Und er mochte nicht fragen, der Kaiser. Alle Welt hatte sowieso viel zu tun, und es lag auch gar nichts daran, ob man ein Jahr jünger oder älter war, und am Ende hätte man sich auch als ein Jüngerer nicht erinnert, warum dieser verflixte Trotta an Solferino gemahnte. Der Obersthofmeister wußte es. Aber er kam erst um acht Uhr! Vielleicht aber wußte es auch dieser Leibdiener?
Und der Kaiser hielt inne, in seinem trippelnden Lauf, und fragte den Diener:
»Sagen Sie mal: Kennen Sie den Namen Trotta?«
Der Kaiser hatte eigentlich du zu seinem Diener sagen wollen, wie er

es oft tat, aber es handelte sich diesmal um die Weltgeschichte, und er hatte sogar Respekt vor jenen, die er um historische Ereignisse fragte.
»Trotta!« sagte der Leibdiener des Kaisers. »Trotta!«
Er war auch schon alt, der Diener, und er erinnerte sich ganz dunkel an ein Lesebuchstück mit der Überschrift: »Die Schlacht bei Solferino«. Und plötzlich erstrahlte die Erinnerung auf seinem Angesicht wie eine Sonne. »Trotta!« rief er, »Trotta! Der hat Majestät das Leben gerettet!«
Der Kaiser trat an den Schreibtisch. Durch das offene Fenster des Arbeitszimmers drang der Jubel der morgendlichen Vögel von Schönbrunn. Es schien dem Kaiser, daß er wieder jung sei, und er hörte das Knattern der Gewehre, und er glaubte sich an der Schulter ergriffen und zu Boden gerissen. Und auf einmal war ihm auch der Name Trotta sehr vertraut, genau wie der Name Solferino.
»Ja, ja«, sagte der Kaiser und winkte mit der Hand und schrieb an den Rand der Trottaschen Akten: »Günstig erledigen!«
Dann erhob er sich wieder und ging zum Fenster. Die Vögel jubelten; und der Alte lächelte ihnen zu, als ob er sie sähe.

XV

Der Kaiser war ein alter Mann. Er war der älteste Kaiser der Welt. Rings um ihn wandelte der Tod im Kreis, im Kreis und mähte und mähte. Schon war das ganze Feld leer, und nur der Kaiser, wie ein vergessener silberner Halm, stand noch da und wartete. Seine hellen und harten Augen sahen seit vielen Jahren verloren in eine verlorene Ferne. Sein Schädel war kahl wie eine gewölbte Wüste. Sein Backenbart war weiß wie ein Flügelpaar aus Schnee. Die Runzeln in seinem Angesicht waren ein verworrenes Gestrüpp, darin hausten die Jahrzehnte. Sein Körper war mager, sein Rücken leicht gebeugt. Er ging zu Hause mit trippelnden, kleinen Schritten umher. Sobald er aber die Straße betrat, versuchte er, seine Schenkel hart zu machen, seine Knie elastisch, seine Füße leicht, seinen Rücken gerade. Seine Augen füllte er mit künstlicher Güte, mit der wahren Eigenschaft kaiserlicher Augen: Sie schienen jeden anzusehen, der den Kaiser ansah, und sie grüßten jeden, der ihn grüßte. In Wirklichkeit aber schwebten und flogen die Gesichter nur an ihnen vorbei, und sie blickten geradeaus auf jenen

zarten, feinen Strich, der die Grenze ist zwischen Leben und Tod, auf den Rand des Horizontes, den die Augen der Greise immer sehen, auch wenn ihn Häuser, Wälder oder Berge verdecken. Die Leute glaubten, Franz Joseph wisse weniger als sie, weil er so viel älter war als sie. Aber er wußte vielleicht mehr als manche. Er sah die Sonne in seinem Reiche untergehen, aber er sagte nichts. Er wußte, daß er vor ihrem Untergang noch sterben werde. Manchmal stellte er sich ahnungslos und freute sich, wenn man ihn umständlich über Dinge aufklärte, die er genau kannte. Denn mit der Schlauheit der Kinder und der Greise liebte er die Menschen irrezuführen. Und er freute sich über die Eitelkeit, mit der sie sich bewiesen, daß sie klüger wären als er. Er verbarg seine Klugheit in der Einfalt: Denn es geziemt einem Kaiser nicht, klug zu sein wie seine Ratgeber. Lieber erscheint er einfach als klug. Wenn er auf die Jagd ging, wußte er wohl, daß man ihm das Wild vor die Flinte stellte, und obwohl er noch anderes hätte erlegen können, schoß er dennoch nur jenes, das man ihm vor den Lauf getrieben hatte. Denn es ziemt einem alten Kaiser nicht, zu zeigen, daß er eine List durchschaue und besser schießen könne als ein Förster. Wenn man ihm ein Märchen erzählte, tat er, als ob er es glaube. Denn es ziemt einem Kaiser nicht, jemanden auf einer Unwahrheit zu ertappen. Wenn man hinter seinem Rücken lächelte, tat er, als wüßte er nichts davon. Denn es ziemt einem Kaiser nicht, zu wissen, daß man über ihn lächelt; und dieses Lächeln ist auch töricht, solange er nichts davon wissen will. Wenn er Fieber hatte und man rings um ihn zitterte und sein Leibarzt vor ihm log, daß er keines habe, sagte der Kaiser: »Dann ist ja alles gut!«, obwohl er von seinem Fieber wußte. Denn ein Kaiser straft nicht einen Mediziner Lügen. Außerdem wußte er, daß die Stunde seines Todes noch nicht gekommen war. Er kannte auch die vielen Nächte, in denen ihn das Fieber plagte, ohne daß seine Ärzte etwas davon wußten. Denn er war manchmal krank, und niemand sah es. Und ein anderes Mal war er gesund, und sie nannten ihn krank, und er tat, als ob er krank wäre. Wo man ihn für einen Gütigen hielt, war er gleichgültig. Und wo man sagte, er sei kalt: dort tat ihm das Herz weh. Er hatte lange genug gelebt, um zu wissen, daß es töricht ist, die Wahrheit zu sagen. Er gönnte den Leuten den Irrtum, und er glaubte weniger als die Witzbolde, die in seinem weiten Reich Anekdoten über ihn erzählten, an den Bestand seiner Welt. Aber es ziemt einem Kaiser nicht, sich mit Witzbolden und Weltklugen zu messen. Also schwieg der Kaiser.

Obwohl er sich erholt hatte, der Leibarzt mit seinem Puls, seinen Lungen, seiner Atmung zufrieden war, hatte er seit gestern Schnupfen. Es fiel ihm nicht ein, diesen Schnupfen merken zu lassen. Man konnte ihn hindern, die Herbstmanöver an der östlichen Grenze zu besuchen, und er wollte noch einmal, und einen Tag wenigstens, Manöver sehen. Er hatte sich durch den Akt dieses Lebensretters, dessen Name ihm schon wieder entfallen war, an Solferino erinnert. Er hatte Kriege nicht gern (denn er wußte, daß man sie verliert), aber das Militär liebte er, das Kriegsspiel, die Uniform, die Gewehrübungen, die Parade, die Defilierung und das Kompanieexerzieren. Es kränkte ihn zuweilen, daß die Offiziere höhere Kappen trugen als er selbst, Bügelfalten und Lackschuhe und viel zu hohe Kragen an der Bluse. Viele waren sogar glatt rasiert. Unlängst erst hatte er einen glattrasierten Landwehroffizier zufällig auf der Straße gesehen, und sein Herz war den ganzen Tag bekümmert gewesen. Wenn er aber selbst zu den Leuten hinkam, wußten sie wieder, was Vorschrift war und was Firlefanz. Den und jenen konnte man derber anfahren. Denn beim Militär schickte sich auch für den Kaiser alles, beim Militär war sogar der Kaiser ein Soldat. Ach! Er liebte das Blasen der Trompeten, obwohl er immer so tat, als interessierten ihn die Aufmarschpläne. Und obwohl er wußte, daß Gott selbst ihn auf seinen Thron gesetzt hatte, kränkte es ihn dennoch in mancher schwachen Stunde, daß er nicht Frontoffizier war, und er hatte was auf dem Herzen gegen die Stabsoffiziere. Er erinnerte sich, daß er nach der Schlacht bei Solferino die disziplinlosen Truppen auf dem Rückweg wie ein Feldwebel angebrüllt und wieder geordnet hatte. Er war überzeugt – aber wem durfte er es sagen! –, daß zehn gute Feldwebel mehr leisteten als zwanzig Generalstäbler. Er sehnte sich nach Manövern!

Er beschloß also, seinen Schnupfen nicht merken zu lassen und sein Taschentuch so selten wie nur möglich zu ziehen. Niemand sollte es vorher wissen, er wollte die Manöver überraschen und die ganze Umgebung mit seinem Entschluß. Er freute sich über die Verzweiflung der Zivilbehörden, die nicht genügend polizeiliche Vorkehrungen getroffen haben würden. Er hatte keine Angst. Er wußte genau, daß die Stunde seines Todes noch nicht gekommen war. Er erschreckte alle. Man versuchte, ihm abzuraten. Er blieb hart. Eines Tages bestieg er den Hofzug und rollte nach dem Osten.

In dem Dorfe Z., nicht mehr als zehn Meilen von der russischen

Grenze entfernt, bereitete man ihm sein Quartier in einem alten Schloß. Der Kaiser hätte lieber in einer der Hütten gewohnt, in denen die Offiziere untergebracht waren. Seit Jahren ließ man ihn nicht richtiges Militärleben genießen. Ein einziges Mal, eben in jenem unglücklichen italienischen Feldzug, hatte er zum Beispiel einen echten, lebendigen Floh in seinem Bett gesehen, aber niemandem was davon gesagt. Denn er war ein Kaiser, und ein Kaiser spricht nicht von Insekten. Das war damals schon seine Meinung gewesen.
Man schloß die Fenster in seinem Schlafzimmer. In der Nacht, er konnte nicht schlafen, rings um ihn aber schlief alles, was ihn zu bewachen hatte, stieg der Kaiser im langen, gefalteten Nachthemd aus dem Bett und sachte, sachte, um keinen zu wecken, klinkte er die hohen, schmalen Fensterflügel auf. Er blieb eine Weile stehen, den kühlen Atem der herbstlichen Nacht atmete er, und die Sterne sah er am tiefblauen Himmel und die rötlichen Lagerfeuer der Soldaten. Er hatte einmal ein Buch über sich selbst gelesen, in dem der Satz stand: »Franz Joseph der Erste ist kein Romantiker.« Sie schreiben über mich, dachte der alte Mann, ich sei kein Romantiker. Aber ich liebe die Lagerfeuer. Er hätte ein gewöhnlicher Leutnant sein mögen und jung. Ich bin vielleicht keineswegs romantisch, dachte er, aber ich möchte jung sein! Wenn ich nicht irre, dachte der Kaiser weiter, war ich achtzehn Jahre alt, als ich den Thron bestieg. Als ich den Thron bestieg – dieser Satz kam dem Kaiser sehr kühn vor, in dieser Stunde fiel es ihm schwer, sich selbst für den Kaiser zu halten. Gewiß! Es stand in dem Buch, das man ihm mit einer der üblichen, ehrfurchtsvollen Widmungen überreicht hatte. Er war ohne Zweifel Franz Joseph der Erste! Vor seinem Fenster wölbte sich die unendliche, tiefblaue, bestirnte Nacht. Flach und weit war das Land. Man hatte ihm gesagt, daß diese Fenster nach dem Nordosten gingen. Man sah also nach Rußland hinüber. Aber die Grenze war selbstverständlich nicht zu erkennen. Und Kaiser Franz Joseph hätte in diesem Augenblick gern die Grenze seines Reiches gesehen. Sein Reich! Er lächelte. Die Nacht war blau und rund und weit und voller Sterne. Der Kaiser stand am Fenster, mager und alt, in einem weißen Nachthemd und kam sich sehr winzig vor im Angesicht der unermeßlichen Nacht. Der letzte seiner Soldaten, die vor den Zelten patrouillieren mochten, war mächtiger als er. Der letzte seiner Soldaten! Und er war der Allerhöchste Kriegsherr! Jeder Soldat schwor bei Gott, dem Allmächtigen, Kaiser Franz Joseph dem Ersten Treue.

Er war eine Majestät von Gottes Gnaden, und er glaubte an Gott, den Allmächtigen. Hinter dem goldgestirnten Blau des Himmels verbarg er sich, der Allmächtige – unvorstellbar! Seine Sterne waren es, die da am Himmel glänzten, und Sein Himmel war es, der sich über die Erde wölbte, und einen Teil der Erde, nämlich die österreichisch-ungarische Monarchie, hatte Er Franz Joseph dem Ersten zugeteilt. Und Franz Joseph der Erste war ein magerer Greis, stand am offenen Fenster und fürchtete, jeden Augenblick von seinen Wächtern überrascht zu werden. Die Grillen zirpten. Ihr Gesang, unendlich wie die Nacht, weckte die gleiche Ehrfurcht im Kaiser wie die Sterne. Zuweilen war es dem Kaiser, als sängen die Sterne selbst. Es fröstelte ihn ein wenig. Aber er hatte noch Angst, das Fenster zu schließen, es gelang vielleicht nicht mehr so glatt wie früher. Seine Hände zitterten. Er erinnerte sich, daß er vor langer Zeit schon Manöver in dieser Gegend besucht haben mußte. Auch dieses Schlafzimmer tauchte aus vergessenen Zeiten wieder empor. Aber er wußte nicht, ob zehn, zwanzig oder mehr Jahre seit damals verflossen waren. Ihm war, als schwämme er auf dem Meer der Zeit – nicht einem Ziel entgegen, sondern regellos auf der Oberfläche herum, oft zurückgestoßen zu den Klippen, die er schon gekannt haben mußte. Eines Tages würde er an irgendeiner Stelle untergehen. Er mußte niesen. Ja, sein Schnupfen! Nichts rührte sich im Vorzimmer. Vorsichtig schloß er wieder das Fenster und tappte mit seinen mageren, nackten Füßen zum Bett zurück. Das Bild vom blauen, gestirnten Rund des Himmels hatte er mitgenommen. Seine geschlossenen Augen bewahrten es noch. Und also schlief er ein, überwölbt von der Nacht, als läge er im Freien.
Er erwachte wie gewöhnlich, wenn er »im Felde« war (und so nannte er die Manöver), pünktlich um vier Uhr morgens. Schon stand sein Diener im Zimmer. Und hinter der Tür warteten schon, er wußte es, die Leibadjutanten. Ja, man mußte den Tag beginnen. Man wird den ganzen Tag kaum eine Stunde allein sein können. Dafür hatte er sie alle in dieser Nacht überlistet und war eine gute Viertelstunde am offenen Fenster gestanden. An dieses schlau gestohlene Vergnügen dachte er jetzt und lächelte. Er schmunzelte den Diener und den Burschen an, der jetzt eintrat und leblos erstarrte, erschreckt vom Schmunzeln des Kaisers, von den Hosenträgern Seiner Majestät, die er zum erstenmal in seinem Leben sah, von dem noch wirren, ein bißchen verknäuelten Backenbart, zwischen dem das Schmunzeln hin und her huschte wie

ein stilles, müdes und altes Vögelchen, vor der gelben Gesichtsfarbe des Kaisers und vor der Glatze, deren Haut sich schuppte. Man wußte nicht, ob man mit dem Greis lächeln oder stumm warten sollte. Auf einmal begann der Kaiser zu pfeifen. Er spitzte wahrhaftig die Lippen, die Flügel seines Bartes rückten ein bißchen aneinander, und der Kaiser pfiff eine Melodie, eine bekannte, wenn auch ein wenig entstellte Melodie. Es klang wie eine winzige Hirtenflöte. Und der Kaiser sagte: »Das pfeift der Hojos immer, das Lied. Ich wüßt' gern, was es ist!« Aber beide, der Diener und der Leibbursch, wußten es nicht; und eine Weile später, beim Waschen, hatte der Kaiser das Lied schon vergessen.

Es war ein schwerer Tag. Franz Joseph sah den Zettel an, auf dem der Tagesplan aufgezeichnet war, Stunde für Stunde. Es gab nur eine griechische Kirche im Ort. Ein römisch-katholischer Geistlicher wird zuerst die Messe lesen, dann der griechische. Mehr als alles andere strengten ihn die kirchlichen Zeremonien an. Er hatte das Gefühl, daß er sich vor Gott zusammennehmen müsse wie vor einem Vorgesetzten. Und er war schon alt! Er hätte mir so manches erlassen können! dachte der Kaiser. Aber Gott ist noch älter als ich, und seine Ratschlüsse kommen mir vielleicht genauso unerforschlich vor wie die meinen den Soldaten der Armee! Und wo sollte man da hinkommen, wenn jeder Untergeordnete seinen Vorgesetzten kritisieren wollte! Durch das hohe, gewölbte Fenster sah der Kaiser die Sonne Gottes emporsteigen. Er bekreuzigte sich und beugte das Knie. Seit undenklichen Zeiten hatte er jeden Morgen die Sonne aufgehen gesehen. Sein ganzes Leben lang war er beinahe immer noch vor ihr aufgestanden, wie ein Soldat früher aufsteht als sein Vorgesetzter. Er kannte alle Sonnenaufgänge, die feurigen und fröhlichen des Sommers und die umnebelten späten und trüben des Winters. Und er erinnerte sich zwar nicht mehr der Daten, nicht mehr an die Namen der Tage, der Monate und der Jahre, in denen Unheil oder Glück über ihn hereingebrochen waren; wohl aber an die Morgen, die jeden wichtigen Tag in seinem Leben eingeleitet hatten. Und er wußte, daß dieser Morgen trübe und jener heiter gewesen war. Und jeden Morgen hatte er das Kreuz geschlagen und das Knie gebeugt, wie manche Bäume jeden Morgen ihre Blätter der Sonne öffnen, ob es Tage sind, an denen Gewitter kommen oder die fällende Axt oder der tödliche Reif im Frühling, oder aber Tage voller Frieden und Wärme und Leben.

Der Kaiser erhob sich. Sein Friseur kam. Regelmäßig jeden Morgen hielt er das Kinn hin, der Backenbart wurde gestutzt und säuberlich gebürstet. An den Ohrmuscheln und vor den Nasenlöchern kitzelte das kühle Metall der Schere. Manchmal mußte der Kaiser niesen. Er saß heute vor einem kleinen, ovalen Spiegel und verfolgte mit heiterer Spannung die Bewegungen der mageren Hände des Friseurs. Nach jedem Härchen, das fiel, nach jedem Strich des Rasiermessers und jedem Zug des Kammes oder der Bürste sprang der Friseur zurück und hauchte: »Majestät!«, mit zitternden Lippen. Der Kaiser hörte dieses geflüsterte Wort nicht. Er sah nur die Lippen des Friseurs in ständiger Bewegung, wagte nicht zu fragen und dachte schließlich, der Mann sei ein wenig nervös. »Wie heißen S' denn?« fragte der Kaiser. Der Friseur – er hatte die Charge eines Korporals, obwohl er erst ein halbes Jahr bei der Landwehr Soldat war, aber er bediente seinen Obersten tadellos und erfreute sich aller Gunst seiner Vorgesetzten – sprang mit einem Satz bis zur Tür, elegant wie es sein Metier erforderte, aber auch militärisch, es war ein Sprung, eine Verneigung und eine Erstarrung gleichzeitig, und der Kaiser nickte wohlgefällig. »Hartenstein!« rief der Friseur. »Warum springen S' denn so?« fragte Franz Joseph. Aber er erhielt keine Antwort. Der Korporal näherte sich wieder zaghaft dem Kaiser und vollendete sein Werk mit eiligen Händen. Er wünschte sich weit fort und wieder im Lager zu sein. »Bleiben S' noch!« sagte der Kaiser. »Ach, Sie sind Korporal! Dienen S' schon lang?« »Ein halbes Jahr, Majestät!« hauchte der Friseur. »So, so! Schon Korporal? Zu meiner Zeit«, sagte der Kaiser, wie etwa ein Veteran gesagt hätte, »ist's nie so fix gegangen! Aber, Sie sind auch ein ganz fescher Soldat. Wollen S' beim Militär bleiben?« – Der Friseur Hartenstein besaß Weib und Kind und einen guten Laden in Olmütz und hatte schon ein paarmal versucht, einen Gelenkrheumatismus zu simulieren, um recht bald entlassen zu werden. Aber er konnte dem Kaiser nicht nein sagen. »Jawohl, Majestät«, sagte er und wußte in diesem Augenblick, daß er sein ganzes Leben verpatzt hatte. – »Na, dann is gut. Dann sind Sie Feldwebel! Aber sind S' nicht so nervös!«

So. Jetzt hatte der Kaiser einen glücklich gemacht. Er freute sich. Er freute sich. Er freute sich. Er hatte ein großartiges Werk an diesem Hartenstein vollbracht. Jetzt konnte der Tag beginnen. Sein Wagen wartete schon. Man fuhr langsam zur griechischen Kirche, den Hügel hinan, auf dessen Gipfel sie stand. Ihr goldenes, doppeltes Kreuz fun-

kelte in der morgendlichen Sonne. Die Militärkapellen spielten »Gott erhalte«. Der Kaiser stieg aus und betrat die Kirche. Er kniete vor dem Altar, bewegte die Lippen, aber er betete nicht. Er mußte die ganze Zeit an den Friseur denken. Der Allmächtige konnte dem Kaiser nicht so plötzliche Gunstbezeugungen erweisen wie der Kaiser einem Korporal, und es war schade darum. König von Jerusalem: Es war die höchste Charge, die Gott einer Majestät verleihen konnte. Und Franz Joseph war bereits König von Jerusalem! Schade, dachte der Kaiser. Jemand flüsterte ihm zu, daß draußen im Dorf noch die Juden auf ihn warteten. Man hatte die Juden vollkommen vergessen. Ach, noch diese Juden! dachte der Kaiser bekümmert. Gut! Mochten sie kommen! Aber man mußte sich eilen. Sonst kam man zu spät zum Gefecht.
Der griechische Priester absolvierte die Messe in größter Hast. Noch einmal intonierten die Musikkapellen das »Gott erhalte«. Der Kaiser kam aus der Kirche. Es war neun Uhr vormittag. Das Gefecht begann neun Uhr zwanzig. Franz Joseph beschloß, jetzt schon sein Pferd zu besteigen, nicht mehr den Wagen. Diese Juden konnte man auch zu Pferd empfangen. Er ließ den Wagen zurückfahren und ritt den Juden entgegen. Am Ausgang des Dorfes, wo die breite Landstraße anhub, die zu seinem Quartier und zugleich zum Kampfplatz führte, wallten sie ihm entgegen, eine finstere Wolke. Wie ein Feld voll seltsamer, schwarzer Ähren im Wind neigte sich die Gemeinde der Juden vor dem Kaiser. Ihre gebeugten Rücken sah er vom Sattel aus. Dann ritt er näher und konnte die langen, wehenden, silberweißen, kohlschwarzen und feuerroten Bärte unterscheiden, die der sanfte Herbstwind bewegte, und die langen, knöchernen Nasen, die auf der Erde etwas zu suchen schienen. Der Kaiser saß, im blauen Mantel, auf seinem Schimmel. Sein Backenbart schimmerte in der herbstlichen, silbernen Sonne. Von den Feldern ringsum erhoben sich die weißen Schleier. Dem Kaiser entgegen wallte der Anführer, ein alter Mann im weißen, schwarzgestreiften Gebetmantel der Juden, mit wehendem Bart. Der Kaiser ritt im Schritt. Des alten Juden Füße wurden immer langsamer. Schließlich schien er auf einem Fleck stehenzubleiben und sich dennoch zu bewegen. Franz Joseph fröstelte es ein wenig. Er hielt plötzlich an, so, daß sein Schimmel bäumte. Er stieg ab. Sein Gefolge ebenfalls. Er ging. Seine blankgewichsten Stiefel bedeckten sich mit dem Staub der Landstraße und an den schmalen Rändern mit schwerem, grauem Kot. Der schwarze Haufen der Juden wogte ihm entgegen.

Ihre Rücken hoben und senkten sich. Ihre kohlschwarzen, feuerroten und silberweißen Bärte wehten im sanften Wind. Drei Schritte vor dem Kaiser blieb der Alte stehen. Er trug eine große purpurne Thorarolle in den Armen, geziert von einer goldenen Krone, deren Glöckchen leise läutete. Dann hob der Jude die Thorarolle dem Kaiser entgegen. Und sein wildbewachsener, zahnloser Mund lallte in einer unverständlichen Sprache den Segen, den die Juden zu sprechen haben beim Anblick eines Kaisers. Franz Joseph neigte den Kopf. Über seine schwarze Mütze zog feiner, silberner Altweibersommer, in den Lüften schrien die wilden Enten, ein Hahn schmetterte in einem fernen Gehöft. Sonst war es ganz still. Aus dem Haufen der Juden stieg ein dunkles Gemurmel empor. Noch tiefer beugten sich ihre Rücken. Wolkenlos, unendlich spannte sich der silberblaue Himmel über der Erde. »Gesegnet bist du!« sagte der Jude zum Kaiser. »Den Untergang der Welt wirst du nicht erleben!« Ich weiß es! dachte Franz Joseph. Er gab dem Alten die Hand. Er wandte sich um. Er bestieg seinen Schimmel.

Er trabte nach links über die harten Schollen der herbstlichen Felder, gefolgt von seiner Suite. Der Wind trug ihm die Worte zu, die Rittmeister Kaunitz zu seinem Freund an der Seite sprach: »Ich hab' keinen Ton von dem Juden verstanden!« Der Kaiser wandte sich im Sattel um und sagte: »Er hat auch nur zu mir gesprochen, lieber Kaunitz!« und ritt weiter.

Er verstand nichts vom Sinn der Manöver. Er wußte nur, daß die »Blauen« gegen die »Roten« kämpften. Er ließ sich alles erklären. »So, so«, sagte er immer wieder. Es freute ihn, daß die Leute glaubten, er wolle verstehen und könne nicht. Trottel! dachte er. Er schüttelte den Kopf. Aber die Leute meinten, er wackle mit dem Kopf, weil er ein Greis war. »So, so«, sagte der Kaiser immer wieder. Die Operationen waren schon ziemlich vorgeschritten. Der linke Flügel der Blauen, der heute etwa anderthalb Meilen hinter dem Dorf Z. stand, befand sich seit zwei Tagen fortwährend auf dem Rückzug vor der andringenden Kavallerie der Roten. Die Mitte hielt das Terrain um P. besetzt, ein hügelreiches Gelände, schwer anzugreifen, leicht zu verteidigen, aber auch der Gefahr ausgesetzt, umzingelt zu werden, wenn es gelang – und darauf konzentrierte sich in dieser Stunde die Aufmerksamkeit der Roten –, den rechten und den linken Flügel der Blauen von der Mitte abzuschneiden. Während der linke Flügel im Zurückweichen begriffen

war, wankte aber der rechte nicht, er stieß vielmehr noch langsam vor und zeigte die Tendenz, sich gleichzeitig dermaßen zu verlängern, daß man annehmen konnte, er wolle die Flanke des Feindes umklammern. Es war, nach der Meinung des Kaisers, eine recht banale Situation. Und wenn er an der Spitze der Roten gestanden wäre, hätte er den elanvollen Flügel der Blauen durch ein fortwährendes Zurückweichen so weit herangelockt und seine Stoßkraft so weit am äußersten Ende zu beschäftigen versucht, daß sich schließlich eine entblößte Stelle zwischen ihm und der Mitte hätte finden lassen. Aber er sagte nichts, der Kaiser. Ihn bekümmerte die ungeheuerliche Tatsache, daß der Oberst Lugatti, ein Triestiner und eitel, wie nach der unerschütterlichen Meinung Franz Josephs nur die Italiener sein konnten, seinen Mantelkragen hoch geschnitten trug, wie es nicht einmal Blusenkragen sein durften, und daß er, um seine Charge dennoch sehen zu lassen, diesen abscheulich hohen Mantelkragen auch kokett geöffnet hatte. »Sagen Sie, Herr Oberst«, fragte der Kaiser, »wo lassen Sie ihre Mäntel nähen? In Mailand? Ich hab' leider die dortigen Schneider schon völlig vergessen.« Der Stabsoberst Lugatti schlug die Hacken zusammen und schloß seinen Mantelkragen. »Jetzt könnt' man Sie für einen Leutnant halten«, sagte Franz Joseph. »Jung schauen S' aus!« – Und er gab seinem Schimmel die Sporen und galoppierte dem Hügel zu, auf dem, ganz nach dem Muster der älteren Schlachten, die Generalität zu stehen hatte. Er war entschlossen, wenn es zu lange dauern sollte, die »Kampfhandlungen« abbrechen zu lassen – denn er sehnte sich nach der Defilierung. Der Franz Ferdinand machte es gewiß anders. Er nahm überhaupt Partei, stellte sich auf irgendeine Seite, begann zu befehligen und siegte natürlich immer. Wo gab es noch einen General, der den Thronfolger besiegt hätte? Der Kaiser ließ seine alten, blaßblauen Augen über die Gesichter schweifen. Lauter eitle Burschen! dachte er. Vor ein paar Jahren noch hätte er sich darüber ärgern können. Heute nicht mehr, heute nicht mehr! Er wußte nicht ganz genau, wie alt er war, aber er fühlte, wenn die andern ihn umgaben, daß er sehr alt sein mußte. Manchmal war es ihm, als schwebte er geradezu den Menschen und der Erde davon. Alle wurden sie immer kleiner, je länger er sie ansah, und ihre Worte trafen wie aus weiter Ferne sein Ohr und fielen wieder ab, ein gleichgültiger Schall. Und wenn dem und jenem ein Unglück zustieß, sah er wohl, daß sie sich Mühe gaben, es ihm behutsam zu erzählen. Ach, sie wußten nicht, daß er alles ver-

tragen konnte! Die großen Schmerzen waren schon heimisch in seiner Seele, und die neuen Schmerzen kehrten nur wie längst erwartete Brüder zu den alten ein. Er ärgerte sich nicht mehr so heftig. Er freute sich nicht mehr so stark. Er litt nicht mehr so schwer. Nun ließ er tatsächlich die »Kampfhandlungen abbrechen«, und die Defilierung sollte beginnen. Auf den uferlosen Feldern stellten sie sich auf, die Regimenter aller Waffengattungen, leider in Feldgrau (auch so eine moderne Sache, die dem Kaiser nicht am Herzen lag). Immerhin brannte noch das blutige Rot der Kavalleriehosen über dem dürren Gelb der Stoppelfelder und brach aus dem Grau der Infanteristen durch wie Feuer aus Wolken. Die matten und schmalen Blitze der Säbel zuckten vor den marschierenden Reihen und Doppelreihen, die roten Kreuze auf weißem Grund leuchteten hinter den Maschinengewehrabteilungen. Wie alte Kriegsgötter auf ihren schweren Wagen rollten die Artilleristen heran, und die schönen braunen und falben Rösser bäumten sich in starker und stolzer Gefügigkeit. Durch den Feldstecher sah Franz Joseph die Bewegungen jedes einzelnen Zuges, ein paar Minuten lang fühlte er Stolz auf seine Armee und ein paar Minuten auch Bedauern über ihren Verlust. Denn er sah sie schon zerschlagen und verstreut, aufgeteilt unter den vielen Völkern seines weiten Reiches. Ihm ging die große goldene Sonne der Habsburger unter, zerschmettert am Urgrund der Welten, zerfiel in mehrere kleine Sonnenkügelchen, die wieder als selbständige Gestirne selbständigen Nationen zu leuchten hatten. Es paßt ihnen halt nimmer, von mir regiert zu werden! dachte der Alte. Da kann man nix machen! fügte er im stillen hinzu. Denn er war ein Österreicher...

Also stieg er zum Entsetzen aller Kommandierenden von seinem Hügel und begann, die reglosen Regimenter zu mustern, beinahe Zug für Zug. Und gelegentlich ging er zwischen den Reihen durch, betrachtete die neuen Tornister und die Brotsäcke, zog hier und dort eine Konservenbüchse heraus und fragte, was sie enthielte, sah hier und dort ein stumpfes Angesicht und befragte es nach Heimat, Familie und Beruf, vernahm kaum diese und jene Antwort, und manchmal streckte er die alte Hand aus und klopfte einem Leutnant auf die Schulter. So gelangte er auch zum Bataillon der Jäger, in dem Trotta diente.

Es war vier Wochen her, daß Trotta das Spital verlassen hatte. Er stand vor seinem Zug, blaß, mager und gleichgültig. Als sich ihm aber der Kaiser näherte, begann er, seine Gleichgültigkeit zu bemerken und zu

bedauern. Er hatte das Gefühl, eine Pflicht zu versäumen. Fremd geworden war ihm die Armee. Fremd war ihm der Allerhöchste Kriegsherr. Der Leutnant Trotta glich einem Manne, der nicht nur seine Heimat verloren hatte, sondern auch das Heimweh nach dieser Heimat. Er hatte Mitleid mit dem weißbärtigen Greis, der ihm immer näher kam, Tornister, Brotsäcke und Konserven neugierig betastend. Der Leutnant hätte sich jenen Rausch wieder gewünscht, der ihn in allen festlichen Stunden seiner militärischen Laufbahn erfüllt hatte, daheim, an den sommerlichen Sonntagen, auf dem Balkon des väterlichen Hauses, und bei jeder Parade und bei der Ausmusterung und noch vor wenigen Monaten beim Fronleichnamszug in Wien. Nichts rührte sich im Leutnant Trotta, als er fünf Schritte vor seinem Kaiser stand, nichts anderes regte sich in seiner vorgestreckten Brust als Mitleid mit einem alten Mann. Major Zoglauer schnarrte die vorschriftsmäßige Formel herunter. Aus irgendeinem Grunde gefiel er dem Kaiser nicht. Franz Joseph hatte den Verdacht, daß in dem Bataillon, das dieser Mann kommandierte, nicht alles zum Besten stünde, und er beschloß, es sich genauer anzusehen. Er blickte aufmerksam auf die reglosen Gesichter, zeigte auf Carl Joseph und fragte: »Ist er krank?«
Major Zoglauer berichtete, was sich mit dem Leutnant Trotta zugetragen hatte. Der Name schlug an das Ohr Franz Josephs wie etwas Vertrautes, zugleich Ärgerliches, und in seiner Erinnerung erhob sich der Vorfall, wie er in den Akten geschildert war, und hinter diesem Vorfall erwachte auch jenes längst entschlafene Ereignis aus der Schlacht bei Solferino wieder. Er sah noch genau den Hauptmann, der in einer lächerlichen Audienz so beharrlich um die Abschaffung eines patriotischen Lesebuchstückes gebeten hatte. Es war das Lesestück Nummer fünfzehn. Der Kaiser erinnerte sich an die Zahl mit dem Vergnügen, das ihm gerade die geringfügigen Beweise für sein »gutes Gedächtnis« bereiteten. Seine Laune besserte sich zusehends. Wohlgefälliger erschien ihm auch der Major Zoglauer. »Ich erinnere mich noch gut an Ihren Vater!« sagte der Kaiser zu Trotta. »Er war sehr bescheiden, der Held von Solferino!« »Majestät«, erwiderte der Leutnant, »es war mein Großvater!«
Der Kaiser trat einen Schritt zurück, wie weggedrängt von der gewaltigen Zeit, die sich plötzlich zwischen ihm und dem Jungen aufgetürmt hatte. Ja, ja! Er konnte sich noch an die Nummer eines Lesestücks erinnern, aber nicht mehr an die Unmenge der Jahre, die er zurückge-

legt hatte. »Ach!« sagte er, »das war also der Großvater! So, so! Und Ihr Vater ist Oberst, wie?« »Bezirkshauptmann in W.« »So, so!« wiederholte Franz Joseph. »Ich werd's mir merken!« fügte er hinzu: eine Art Entschuldigung für den Fehler, den er soeben gemacht hatte.
Er stand noch eine Weile vor dem Leutnant, aber er sah weder Trotta noch die anderen. Er hatte keine Lust mehr, die Reihen abzuschreiten, aber er mußte es wohl tun, damit die Leute nicht merkten, daß er vor seinem eigenen Alter erschrocken war. Seine Augen sahen wieder, wie gewöhnlich, in die Ferne, wo die Ränder der Ewigkeit schon auftauchten. Dabei bemerkte er nicht, daß an seiner Nase ein glasklarer Tropfen erschien und daß alle Welt gebannt auf diesen Tropfen starrte, der endlich, endlich in den dichten, silbernen Schnurrbart fiel und sich dort unsichtbar einbettete.
Und allen ward es leicht ums Herz. Und die Defilierung konnte beginnen.

Ende des zweiten Teils

DRITTER TEIL

XVI

Verschiedene wichtige Veränderungen gingen im Haus und im Leben des Bezirkshauptmanns vor. Er verzeichnete sie erstaunt und ein wenig grimmig. An kleinen Anzeichen, die er allerdings für gewaltige hielt, bemerkte er, daß sich rings um ihn die Welt veränderte, und er dachte an ihren Untergang und an die Prophezeiungen Chojnickis. Er suchte nach einem neuen Diener. Man empfahl ihm viele jüngere und offensichtlich brave Männer mit tadellosen Zeugnissen, Männer, die drei Jahre beim Militär gedient hatten und sogar Gefreite geworden waren. Den und jenen nahm der Bezirkshauptmann »auf Probezeit« ins Haus. Aber er behielt niemanden. Sie hießen Karl, Franz, Alexander, Joseph, Alois oder Christoph oder noch anders. Aber der Bezirkshauptmann versuchte, jeden »Jacques« zu nennen. Hatte doch selbst der echte Jacques anders geheißen und seinen Namen nur angenommen und ein ganzes langes Leben mit Stolz geführt, so wie etwa ein berühmter Dichter seinen literarischen Namen, unter dem er unsterbliche Lieder und Gedichte schreibt. Es erwies sich jedoch schon nach einigen Tagen, daß die Aloise, die Alexanders, die Josephs und die anderen auf den großen Namen Jacques nicht hören wollten, und der Bezirkshauptmann empfand diese Widerspenstigkeit nicht nur als einen Verstoß gegen den Gehorsam und gegen die Ordnung der Welt, sondern auch als eine Kränkung des unwiederbringlichen Toten. Wie? Es paßte ihnen nicht, Jacques zu heißen?! Diesen Taugenichtsen ohne Jahre und ohne Verdienst, ohne Intelligenz und ohne Disziplin?! Denn der tote Jacques lebte im Angedenken des Bezirkshauptmanns weiter als ein Diener von musterhaften Eigenschaften, als das Muster eines Menschen überhaupt. Und mehr noch als über die Widerspenstigkeit der Nachfolger wunderte sich Herr von Trotta über den Leichtsinn der Herrschaften und der Behörden, die so miserablen Subjekten günstige Zeugnisse ausgestellt hatten. Wenn es überhaupt möglich war, daß ein gewisses Individuum namens Alexander Cak – ein Mann, dessen Namen er niemals vergessen wollte, und ein Name, der sich auch mit einer gewissen Gehässigkeit aussprechen ließ, so daß es klang, als

würde dieser Cak schon erschossen, wenn der Bezirkshauptmann ihn nur erwähnte: wenn es also möglich war, daß dieser Cak der Sozialdemokratischen Partei angehörte und dennoch bei seinem Regiment Gefreiter geworden war, so konnte man freilich nicht nur an diesem Regiment, sondern auch an der ganzen Armee verzweifeln. Und die Armee war nach der Meinung des Bezirkshauptmanns noch in der Monarchie die einzige Macht, auf die man sich verlassen konnte! Es war dem Bezirkshauptmann, als bestünde plötzlich die ganze Welt aus Tschechen: einer Nation, die er für widerspenstig, hartköpfig und dumm hielt und überhaupt für die Erfinder des Begriffes Nation. Es mochte viele Völker geben, aber keineswegs Nationen. Und außerdem kamen verschiedene, kaum verständliche Erlässe und Verfügungen der Statthalterei betreffend eine gelindere Behandlung der »nationalen Minoritäten«, eines jener Worte, die Herr von Trotta am tiefsten haßte. Denn »nationale Minoritäten« waren für seine Begriffe nichts anderes als größere Gemeinschaften »revolutionärer Individuen«. Ja, er war von lauter revolutionären Individuen umgeben. Er glaubte sogar zu bemerken, daß sie sich in einer widernatürlichen Weise vermehrten, in einer Weise, wie sie dem Menschen nicht entspricht. Es war für den Bezirkshauptmann ganz deutlich geworden, daß die »staatstreuen Elemente« immer unfruchtbarer wurden und immer weniger Kinder bekamen, wie die Statistiken der Volkszählungen bewiesen, in denen er manchmal blätterte. Er konnte sich nicht mehr den schrecklichen Gedanken verhehlen, daß die Vorsehung selbst mit der Monarchie unzufrieden war, und obwohl er im gewöhnlichen Sinne ein zwar praktizierender, aber nicht sehr gläubiger Christ war, neigte er immer noch zu der Annahme, daß Gott selbst den Kaiser strafe. Er kam allmählich auf allerlei sonderbare Gedanken überhaupt. Die Würde, die er seit dem ersten Tage trug, an dem er Bezirkshauptmann in W. geworden war, hatte ihn zwar sofort alt gemacht. Auch als sein Backenbart noch ganz schwarz gewesen war, wäre es keinem Menschen eingefallen, Herrn von Trotta für einen jungen Mann zu halten. Und dennoch begannen die Menschen in seinem Städtchen jetzt erst zu sagen, daß der Bezirkshauptmann alt werde. Allerhand längst vertraute Gewohnheiten hatte er ablegen müssen. So ging er zum Beispiel seit dem Tode des alten Jacques und seit der Rückkehr aus der Grenzgarnison seines Sohnes nicht mehr am Morgen vor dem Frühstück spazieren, aus Angst, eines der so häufig wechselnden verdächtigen Subjekte, die bei ihm Dienst taten, könnte

vergessen haben, die Post auf den Frühstückstisch zu legen oder gar das Fenster zu öffnen. Er haßte seine Haushälterin. Er hatte sie schon immer gehaßt, aber hie und da ein Wort an sie gerichtet. Seitdem der alte Jacques nicht mehr servierte, enthielt sich der Bezirkshauptmann jeder Bemerkung bei Tisch. Denn in Wirklichkeit waren seine hämischen Worte immer für Jacques gewesen und gewissermaßen Werbungen um den Beifall des alten Dieners. Jetzt erst, seitdem der Alte tot war, wußte Herr von Trotta, daß er nur für Jacques gesprochen hatte, einem Schauspieler ähnlich, der einen langjährigen Verehrer seiner Kunst im Parkett weiß. Und hatte der Bezirkshauptmann immer hastig gegessen, so bemühte er sich jetzt, schon nach den ersten Bissen den Tisch zu verlassen. Denn es erschien ihm lästerlich, den Tafelspitz zu genießen, dieweil die Würmer den alten Jacques im Grabe fraßen. Und wenn er auch dann und wann den Blick nach oben richtete, in der Hoffnung und in einem angeborenen gläubigen Gefühl, daß der Tote im Himmel sei und ihn sehen könne, so sah der Bezirkshauptmann doch nur den bekannten Plafond seines Zimmers; denn er war dem einfachen Glauben entflohen, und seine Sinne gehorchten nicht mehr dem Gebot seines Herzens. Ach, es war ein Jammer.

Hie und da vergaß der Bezirkshauptmann sogar, an gewöhnlichen Tagen ins Amt zu gehen. Und es konnte geschehen, daß er zum Beispiel an einem Donnerstagmorgen den schwarzen Schlußrock anlegte, um die Kirche zu besuchen. Draußen erst merkte er an allerlei unbezweifelbaren wochentäglichen Anzeichen, daß es nicht Sonntag war, und er kehrte um und zog wieder seinen gewöhnlichen Anzug an. Umgekehrt aber vergaß er an manchen Sonntagen den Kirchenbesuch, blieb trotzdem länger im Bett als gewöhnlich und erinnerte sich erst, wenn der Kapellmeister Nechwal unten mit seinen Musikanten erschien, daß es Sonntag war. Es gab Tafelspitz mit Gemüse wie an allen Sonntagen. Und zum Kaffee kam der Kapellmeister Nechwal. Man saß im Herrenzimmer. Man rauchte eine Virginier. Auch der Kapellmeister Nechwal war älter geworden. Bald sollte er in Pension gehen. Er fuhr nicht mehr so häufig nach Wien, und die Witze, die er erzählte, glaubte selbst der Bezirkshauptmann seit langen Jahren genau zu kennen. Er verstand sie noch immer nicht, aber er erkannte sie, ähnlich wie manche Menschen, denen er immer wieder begegnete und deren Namen er dennoch nicht wußte. »Was machen die Ihrigen?« fragte Herr von Trotta. »Danke, es geht ihnen ausgezeichnet!« sagte der Kapellmeister.

»Die Frau Gemahlin?« »Befindet sich wohl!« »Die Kinder?« (denn der Bezirkshauptmann wußte noch immer nicht, ob der Kapellmeister Nechwal Söhne oder Töchter hatte, und fragte deshalb seit mehr als zwanzig Jahren vorsichtig nach den »Kindern«). »Der älteste ist Leutnant geworden!« erwiderte Nechwal. »Infanterie natürlich?« fragte gewohnheitsmäßig Herr von Trotta und erinnerte sich einen Augenblick darauf, daß sein eigener Sohn jetzt bei den Jägern diente und nicht bei der Kavallerie. »Jawohl, Infanterie!« sagte Nechwal. »Er kommt nächstens zu Besuch. Ich werde mir erlauben, ihn vorzustellen!« »Bitte, bitte, wird mich sehr freuen!« sagte der Bezirkshauptmann.
Eines Tages kam der junge Nechwal. Er diente bei den Deutschmeistern, war vor einem Jahr ausgemustert worden und sah nach der Meinung Herrn von Trottas »wie ein Musikant« aus. »Ganz dem Vater ähnlich«, sagte der Bezirkshauptmann, »Ihnen aus dem Gesicht geschnitten«, obwohl der junge Nechwal eher seiner Mutter als dem Kapellmeister ähnlich war. »Wie ein Musikant«: Damit meinte der Bezirkshauptmann eine ganze bestimmte unbekümmerte Forschheit im Angesicht des Leutnants, einen winzigen, blonden, aufgezwirbelten Schnurrbart, der wie eine waagerechte, geschlungene Klammer unter der kurzen, breiten Nase lag, und die wohlgelungenen, schöngeformten, puppenhaft kleinen Ohren, die wie aus Porzellan gemacht waren, und das brave, sonnenblonde, in der Mitte gescheitelte Haar. »Fidel schaut er aus!« sagte Herr von Trotta zu Herrn Nechwal. »Sind Sie zufrieden?« fragte er dann den Jungen. »Offen gestanden, Herr Bezirkshauptmann«, erwiderte der Sohn des Kapellmeisters, »ist es etwas langweilig!« »Langweilig?« fragte Herr von Trotta, »in Wien?!« »Ja«, sagte der junge Nechwal, »langweilig! Schaun S', Herr Bezirkshauptmann, wenn man in einer kleinen Garnison dient, dann kommt's einem gar nicht zum Bewußtsein, daß man kein Geld hat!« Der Bezirkshauptmann fühlte sich gekränkt. Er fand, daß es sich nicht schickte, von Geld zu sprechen, und er fürchtete, daß der junge Nechwal auf die besseren finanziellen Verhältnisse Carl Josephs anspielen wollte. »Mein Sohn dient zwar an der Grenze«, sagte Herr von Trotta, »aber er ist immer gut ausgekommen. Auch bei der Kavallerie.« Er betonte dieses Wort. Es war ihm zum erstenmal peinlich, daß Carl Joseph die Ulanen verlassen hatte. Gewiß kamen derlei Nechwals bei der Kavallerie nicht vor! Und der Gedanke, daß der Sohn dieses Kapellmeisters sich etwa einbildete, dem jungen Trotta in irgendeiner

Weise zu gleichen, verursachte dem Bezirkshauptmann fast körperliche Pein. Er beschloß, »den Musikanten« zu überführen. Er witterte geradezu Vaterlandsverrat in diesem Jungen, dessen Nase ihm »tschechisch« erschien. »Dienen Sie gern?« fragte der Bezirkshauptmann. »Offen gestanden«, sagte der Leutnant Nechwal, »ich könnt' mir einen besseren Beruf vorstellen!« »Wieso denn? Einen besseren?« »Einen praktischeren!« sagte der junge Nechwal. »Ist es nicht praktisch, fürs Vaterland zu kämpfen?« fragte Herr von Trotta, »vorausgesetzt, daß man überhaupt praktisch veranlagt ist.« Es war deutlich, daß er das Wort »praktisch« in einer ironischen Weise betonte. »Aber wir kämpfen ja gar nicht«, entgegnete der Leutnant. »Und wenn wir einmal zum Kämpfen kommen, ist es vielleicht gar nicht so praktisch.« »Aber warum denn?« fragte der Bezirkshauptmann. »Weil wir bestimmt den Krieg verlieren«, sagte Nechwal, der Leutnant. »Es ist eine andere Zeit«, fügte er hinzu – und nicht ohne Bosheit, wie es Herrn von Trotta vorkam. Er kniff seine kleinen Augen zusammen, so daß sie beinahe ganz verschwanden, und in einer Art, die dem Bezirkshauptmann ganz unerträglich schien, entblößte seine Oberlippe das Zahnfleisch, der Schnurrbart berührte die Nase, und diese glich den breiten Nüstern irgendeines Tieres, nach der Meinung Herrn von Trottas. – Ein ganz widerlicher Bursche, dachte der Bezirkshauptmann. »Eine neue Zeit«, wiederholte der junge Nechwal. »Die vielen Völker halten nicht lange zusammen!« »So«, sagte der Bezirkshauptmann, »und woher wollen Sie das alles wissen, Herr Leutnant?« Und der Bezirkshauptmann wußte im gleichen Augenblick, daß sein Hohn stumpf war, und er fühlte sich selbst wie ein Veteran etwa, der seinen ungefährlichen, ohnmächtigen Säbel gegen einen Feind zückt. »Alle Welt weiß es«, sagte der Junge, »und sagt es auch!« »Sagt es?« wiederholte Herr von Trotta. »Ihre Kameraden sagen's?« »Ja, sie sagen es!«

Der Bezirkshauptmann sprach nicht mehr. Es schien ihm plötzlich, daß er auf einem hohen Berg stand und ihm gegenüber der Leutnant Nechwal in einem tiefen Tal. Sehr klein war der Leutnant Nechwal! Aber obwohl er klein war und sehr tief stand, hatte er dennoch recht. Und die Welt war nicht mehr die alte Welt. Sie ging unter. Und es war in der Ordnung, daß eine Stunde vor ihrem Untergang die Täler recht behielten gegen die Berge, die Jungen gegen die Alten, die Dummköpfe gegen die Vernünftigen. Der Bezirkshauptmann schwieg. Es war ein sommerlicher Sonntagnachmittag. Die gelben Jalousien im Herren-

zimmer ließen gefilterte goldene Sonne einströmen. Die Uhr tickte. Die Fliegen summten. Der Bezirkshauptmann erinnerte sich an den Sommertag, an dem sein Sohn Carl Joseph in der Uniform eines Kavallerieleutnants gekommen war. Wieviel Zeit war seit jenem Tage vergangen? Ein paar Jahre! In diesen Jahren aber schienen dem Bezirkshauptmann die Ereignisse dichter geworden zu sein. Es war, als wenn die Sonne täglich zweimal auf- und zweimal untergegangen wäre; und jede Woche hätte zwei Sonntage gehabt und jeder Monat sechzig Tage! Und die Jahre waren doppelte Jahre gewesen. Und Herr von Trotta fühlte sich gleichsam von der Zeit betrogen, obwohl sie ihm das Doppelte geboten hatte; und es war ihm, als hätte ihm die Ewigkeit doppelte falsche Jahre geboten statt einfacher echter. Und während er den Leutnant verachtete, der ihm gegenüber so tief in seinem Jammertal stand, mißtraute er dem Berg, auf dem er selber stand. Ach! Es geschah ihm Unrecht! Unrecht! Unrecht! Zum erstenmal in seinem Leben glaubte der Bezirkshauptmann, daß ihm Unrecht geschah.
Er sehnte sich nach Doktor Skowronnek, dem Mann, mit dem er seit einigen Monaten jeden Nachmittag Schach spielte. Denn auch das regelmäßige Schachspiel gehörte zu den Veränderungen, die im Leben des Bezirkshauptmanns vorgegangen waren. Er hatte Doktor Skowronnek schon lange gekannt, wie er andere Kaffeehausbesucher kannte, nicht mehr und nicht weniger. Eines Nachmittags saßen sie einander gegenüber. Jeder halb verdeckt von einer aufgespannten und entfalteten Zeitung. Wie auf ein Kommando legten beide die Zeitungen nieder, und ihre Augen begegneten einander. Gleichzeitig und auf einen Schlag erkannten sie, daß sie denselben Bericht gelesen hatten. Es war ein Bericht über ein Sommerfest in Hietzing, an dem ein Fleischermeister namens Alois Schinagl dank seiner übernatürlichen Gefräßigkeit Sieger im Beinfleischessen geblieben war und die »Goldene Medaille des Wettesservereins von Hietzing« erhalten hatte. Und die Blicke der beiden Männer sagten zu gleicher Zeit: Wir essen auch gerne Beinfleisch, aber diese Idee, eine goldene Medaille für so was zu verleihen, ist doch eine recht neumodische und verrückte Idee! Ob es eine Liebe auf den ersten Blick geben kann, wird mit Recht von Kennern bezweifelt. Daß es aber eine Freundschaft auf den ersten Blick gibt, eine Freundschaft unter bejahrten Männern, daran gibt es keinen Zweifel. Doktor Skowronnek sah über die randlosen, ovalen Gläser seiner Brille auf den Bezirkshauptmann, und der Bezirkshauptmann

legte im selben Augenblick den Zwicker ab. Er lüftete den Zwicker. Und Doktor Skowronnek trat an den Tisch des Bezirkshauptmanns.
»Spielen Sie Schach?« fragte Doktor Skowronnek.
»Gerne!« sagte der Bezirkshauptmann.
Sie hatten es nicht nötig, sich zu verabreden. Sie trafen sich jeden Nachmittag um die gleiche Stunde. Sie kamen gleichzeitig. In ihren täglichen Gewohnheiten schien eine abgemachte Übereinstimmung zu herrschen. Während des Schachspiels wechselten sie kaum ein Wort. Sie hatten auch nicht das Bedürfnis, miteinander zu sprechen. Auf dem engen Schachbrett stießen manchmal ihre hageren Finger zusammen wie Menschen auf einem kleinen Platz, zuckten zurück und kehrten wieder heim. Aber so flüchtig diese Berührungen auch waren: Als hätten die Finger Augen und Ohren, vernahmen sie alles voneinander und von den Männern, denen sie gehörten. Und nachdem der Bezirkshauptmann und Doktor Skowronnek ein paarmal mit ihren Händen auf dem Schachbrett zusammengestoßen waren, kam es beiden Männern vor, daß sie sich schon seit langen Jahren kannten und daß sie keine Geheimnisse mehr voreinander hätten. Und also begannen eines Tages sanfte Gespräche ihr Spiel zu umranden, und über die Hände hinweg, die längst miteinander vertraut waren, schwebten die Bemerkungen der Männer über Wetter, Welt, Politik und Menschen. Ein schätzenswerter Mann! dachte der Bezirkshauptmann vom Doktor Skowronnek. Ein außerordentlich feiner Mensch! dachte Doktor Skowronnek vom Bezirkshauptmann.
Den größten Teil des Jahres hatte Doktor Skowronnek gar nichts zu tun. Er arbeitete nur vier Monate im Jahr als Badearzt in Franzensbad, und seine ganze Weltkenntnis beruhte auf den Geständnissen seiner Patientinnen; denn die Frauen erzählten ihm alles, wovon sie bedrückt zu sein glaubten, und es gab nichts in der Welt, was sie nicht bedrückt hätte. Ihre Gesundheit litt unter dem Beruf ihrer Männer ebenso wie unter deren Lieblosigkeit, unter der »allgemeinen Not der Zeit«, unter der Teuerung, unter den politischen Krisen, unter der ständigen Kriegsgefahr, unter den Zeitungsabonnements der Gatten, der eigenen Beschäftigungslosigkeit, der Treulosigkeit der Liebhaber, der Gleichgültigkeit der Männer, aber auch unter deren Eifersucht. Auf diese Weise lernte Doktor Skowronnek die verschiedenen Stände und ihr häusliches Leben kennen, die Küchen und die Schlafzimmer, die Neigungen, die Leidenschaften und die Dummheiten. Und da er den

Frauen nicht alles glaubte, sondern nur drei Viertel von dem, was sie ihm berichteten, erlangte er mit der Zeit eine ausgezeichnete Kenntnis der Welt, die wertvoller war als seine medizinische. Auch wenn er mit Männern sprach, lag auf seinen Lippen das ungläubige und dennoch bereitwillige Lächeln eines Menschen, der alles zu hören erwartet. Eine Art abwehrender Güte leuchtete auf seinem kleinen, verkniffenen Antlitz. Und in der Tat hatte er die Menschen ebenso gern, wie er sie geringschätzte.

Ahnte die einfache Seele Herrn von Trottas etwas von der herzlichen Schlauheit Doktor Skowronneks? Es war jedenfalls der erste Mensch nach dem Jugendfreund Moser, für den der Bezirkshauptmann eine zutrauliche Hochachtung zu fühlen begann. »Sie leben schon lange hier in unserer Stadt, Herr Doktor?« fragte er. »Seit meiner Geburt!« sagte Skowronnek. »Schade, schade«, sagte der Bezirkshauptmann, »daß wir uns so spät kennenlernen!« »Ich kenne Sie schon lange, Herr Bezirkshauptmann!« sagte Doktor Skowronnek. »Ich hab' Sie gelegentlich beobachtet!« erwiderte Herr von Trotta. »Ihr Herr Sohn war einmal hier!« sagte Skowronnek. »Es sind ein paar Jahre her!« »Ja, ja! Ich erinnere mich!« meinte der Bezirkshauptmann. Er dachte an den Nachmittag, an dem Carl Joseph mit den Briefen der toten Frau Slama gekommen war. Es war Sommer. Es hatte geregnet. Einen schlechten Cognac hatte der Junge am Büfett getrunken. »Er hat sich transferieren lassen«, sagte Herr von Trotta. »Er dient jetzt bei den Jägern, an der Grenze, in B.« »Und er macht Ihnen Freude?« fragte Skowronnek. Aber er wollte »Sorgen« sagen. »Eigentlich – ja! Gewiß! Ja!« erwiderte der Bezirkshauptmann. Er stand sehr schnell auf und verließ den Doktor Skowronnek.

Er trug sich schon lange mit dem Gedanken, Doktor Skowronnek alle Sorgen zu erzählen. Er wurde alt, er brauchte einen Zuhörer. Jeden Nachmittag faßte der Bezirkshauptmann aufs neue den Entschluß, mit Doktor Skowronnek zu sprechen. Aber er brachte nicht jenes Wort hervor, das geeignet gewesen wäre, ein vertrautes Gespräch einzuleiten. Doktor Skowronnek erwartete es jeden Tag. Er ahnte, daß die Zeit für den Bezirkshauptmann gekommen war, Geständnisse abzulegen.

Seit mehreren Wochen trug der Bezirkshauptmann in der Brusttasche einen Brief seines Sohnes. Es galt, ihm zu antworten, aber Herr von Trotta konnte es nicht. Indessen wurde der Brief immer schwerer, geradezu eine Last in der Tasche. Bald war es dem Bezirkshauptmann,

als trüge er den Brief auf seinem alten Herzen. Carl Joseph schrieb nämlich, daß er gedenke, die Armee zu verlassen. Ja, gleich der erste Satz des Briefes lautete: »Ich trage mich mit dem Gedanken, die Armee zu verlassen.« Als der Bezirkshauptmann diesen Satz las, unterbrach er sich sofort und warf einen Blick auf die Unterschrift, um sich zu überzeugen, daß kein anderer als Carl Joseph den Brief geschrieben hatte. Dann legte Herr von Trotta den Zwicker, den er zum Lesen benutzte, weg und den Brief ebenfalls. Er ruhte aus. Er saß in seiner Kanzlei. Die dienstlichen Briefe waren noch nicht aufgeschnitten. Vielleicht enthielten sie heute Wichtiges, sofort zu erledigende Angelegenheiten. Alle Dinge aber, die den Dienst betrafen, schienen durch die Erwägungen Carl Josephs bereits in der ungünstigsten Weise erledigt. Es geschah dem Bezirkshauptmann zum erstenmal, daß er seine dienstlichen Obliegenheiten von persönlichen Erlebnissen abhängig machte. Und ein so bescheidener, ja demütiger Diener des Staates er auch war: Die Erwägung seines Sohnes, die Armee zu verlassen, wirkte auf Herrn von Trotta etwa so, wie wenn er eine Mitteilung von der gesamten kaiser- und königlichen Armee erhalten hätte, daß sie gesonnen sei, sich aufzulösen. Alles, alles in der Welt schien seinen Sinn verloren zu haben. Der Untergang der Welt schien angebrochen! Und es war dem Bezirkshauptmann, als er sich dennoch entschloß, die dienstliche Post zu lesen, als erfüllte er eine vergebliche und namenlose und heroische Pflicht, wie etwa der Telephonist eines sinkenden Schiffes.
Erst eine gute Stunde später las er den Brief seines Sohnes weiter. Carl Joseph bat ihn um die Zustimmung. Und der Bezirkshauptmann erwiderte folgendes:

»Mein lieber Sohn!
Dein Brief hat mich erschüttert. Ich werde Dir nach einiger Zeit meinen endgültigen Entschluß mitteilen.

Dein Vater«

Auf diesen Brief Herrn von Trottas antwortete Carl Joseph nicht mehr. Ja, er unterbrach die regelmäßige Reihe seiner gewohnten Berichte, und der Bezirkshauptmann hörte also seit einer geraumen Zeit nichts von seinem Sohn. Er wartete jeden Morgen, der Alte, und er wußte gleichzeitig, daß er umsonst wartete. Und es war, als fehlte nicht jeden Morgen der erwartete Brief, sondern als käme jeden Mor-

gen die erwartete und gefürchtete Stille. Der Sohn schwieg. Aber der Vater hörte ihn schweigen. Und es war, als kündigte der Sohn jeden Tag aufs neue dem Alten den Gehorsam. Und je länger Carl Josephs Berichte ausblieben, desto schwieriger war es dem Bezirkshauptmann, den angekündigten Brief zu schreiben. Und war es ihm noch zuerst ganz selbstverständlich erschienen, dem Jungen den Austritt aus der Armee einfach zu verbieten, so begann jetzt Herr von Trotta allmählich zu glauben, daß er kein Recht mehr habe, etwas zu verbieten. Er war recht verzagt, der Herr Bezirkshauptmann. Immer silberner wurde sein Backenbart. Seine Schläfen waren schon ganz weiß. Sein Kopf hing manchmal auf die Brust herab, und sein Kinn und die beiden Flügel seines Backenbarts lagen auf dem gestärkten Hemd. So schlief er in seinem Sessel plötzlich ein, fuhr nach einigen Minuten wieder auf und glaubte, eine Ewigkeit geschlafen zu haben. Überhaupt entschwand ihm sein peinlich genauer Sinn für den Gang der Stunden, seitdem er diese und jene seiner alten Gewohnheiten aufgegeben hatte. Denn eben diese Gewohnheiten zu erhalten, waren ja die Stunden und die Tage bestimmt gewesen, und nunmehr glichen sie leeren Gefäßen, die nicht mehr gefüllt werden konnten und um die man sich nicht mehr zu kümmern brauchte. Und nur am Nachmittag zur Schachpartie mit Doktor Skowronnek erschien der Bezirkshauptmann noch pünktlich.

Eines Tages bekam er einen überraschenden Besuch. Er saß über seinen Papieren in der Kanzlei, als er draußen die wohlbekannte, polternde Stimme seines Jugendfreundes Moser vernahm und die vergeblichen Bemühungen des Amtsdieners, den Professor abzuweisen. Der Bezirkshauptmann klingelte und ließ den Professor kommen. »Grüß Gott, Herr Statthalter!« sagte Moser. Mit seinem Schlapphut, seiner Mappe und ohne Mantel sah Moser nicht aus wie jemand, der eine Reise zurückgelegt hat und eben aus der Eisenbahn gestiegen ist, sondern als käme er aus einem Haus gegenüber. Und den Bezirkshauptmann erschreckte der fürchterliche Gedanke, daß Moser gekommen sein könnte, um sich in W. für immer niederzulassen. Der Professor ging zuerst zur Tür zurück, drehte den Schlüssel um und sagte: »Damit man uns nicht überrascht, mein Lieber! Es könnte deiner Karriere schaden!« Dann trat er mit breiten, langsamen Schritten an den Schreibtisch, umarmte den Bezirkshauptmann und drückte ihm einen schallenden Kuß auf die Glatze. Hierauf ließ er sich im Lehnstuhl ne-

ben dem Schreibtisch nieder, legte Mappe und Hut vor die Füße auf den Boden und schwieg.
Herr von Trotta schwieg ebenfalls. Er wußte nun, weshalb Moser gekommen war. Seit drei Monaten hatte er ihm kein Geld geschickt. »Entschuldige!« sagte der Herr von Trotta. »Ich wollt's dir sofort nachzahlen! Du mußt entschuldigen! Ich hab' viel Sorgen in der letzten Zeit!« »Kann mir's denken!« erwiderte Moser. »Dein Herr Sohn ist sehr kostspielig! Seh' ihn jede zweite Woche in Wien. Scheint sich gut zu amüsieren, der Herr Leutnant!«
Der Bezirkshauptmann erhob sich. Er griff nach der Brust. Er fühlte den Brief Carl Josephs in der Tasche. Er trat ans Fenster. Den Rücken Moser zugewandt, den Blick auf die alten Kastanien im Park gegenüber gerichtet, fragte er: »Hast du mit ihm gesprochen?«
»Wir trinken immer ein Gläschen, sooft wir uns treffen«, sagte Moser, »nobel ist er ja, dein Herr Sohn!«
»So! Nobel ist er!« wiederholte Herr von Trotta.
Er kehrte schnell zum Schreibtisch zurück, riß eine Schublade hervor, blätterte in Geldscheinen, zog ein paar heraus und gab sie dem Maler. Moser legte das Geld in den Hut zwischen das zerschlissene Unterfutter und den Filz und erhob sich. »Einen Moment!« sagte der Bezirkshauptmann. Er ging zur Tür, sperrte sie auf und sagte dem Amtsdiener: »Begleiten Sie den Herrn Professor zur Bahn. Er fährt nach Wien. Der Zug geht in einer Stunde!« »Ergebenster Diener!« sagte Moser und machte eine Verbeugung. Der Bezirkshauptmann wartete ein paar Minuten. Dann nahm er Hut und Stock und ging ins Kaffeehaus.
Er hatte sich ein wenig verspätet. Doktor Skowronnek saß schon am Tisch, das Schachbrett mit den aufgestellten Figuren vor sich. Herr von Trotta setzte sich. »Schwarz oder weiß, Herr Bezirkshauptmann?« fragte Skowronnek. »Ich spiele heute nicht!« sagte der Bezirkshauptmann. Er bestellte einen Cognac, trank ihn und begann: »Ich möchte Sie belästigen, Herr Doktor!«
»Bitte!« sagte Skowronnek.
»Es handelt sich um meinen Sohn«, begann der Bezirkshauptmann. Und in seiner amtlichen, langsamen, ein wenig näselnden Sprache berichtete er von seinen Sorgen, als spräche er von dienstlichen Angelegenheiten zu einem Statthaltereirat. Er teilte gewissermaßen seine Sorgen in Haupt- und Untersorgen. Und Punkt für Punkt, mit kleinen Absätzen, trug er Doktor Skowronnek die Geschichte seines Vaters

vor, seine eigene und die seines Sohnes. Als er geendet hatte, waren alle Gäste verschwunden und die grünlichen Gasflammen im Spielzimmer schon entzündet, und ihr eintöniger Gesang summte über den leeren Tischen.

»So! Das ist es also!« schloß der Bezirkshauptmann.

Es blieb lange still zwischen den beiden Männern. Der Bezirkshauptmann wagte nicht, den Doktor Skowronnek anzusehen. Und der Doktor Skowronnek wagte nicht, den Bezirkshauptmann anzusehen. Und sie schlugen die Augen voreinander nieder, als hätten sie sich gegenseitig auf einer blamablen Tat ertappt. Endlich sagte Skowronnek:

»Vielleicht steckt eine Frau dahinter? Welchen Grund hätte Ihr Sohn, so oft in Wien zu sein?«

Der Bezirkshauptmann hätte in der Tat niemals an eine Frau gedacht. Es erschien ihm selbst unfaßbar, daß er auf diesen selbstverständlichen Gedanken nicht sofort gekommen war. Denn alles – und es war gewiß nicht viel –, was er jemals von dem verderblichen Einfluß vernommen hatte, den Frauen auf junge Männer auszuüben imstande waren, stürzte plötzlich wuchtig in sein Gehirn und befreite gleichzeitig sein Herz. Wenn es nichts anderes war als eine Frau, die in Carl Joseph den Entschluß geweckt hatte, die Armee zu verlassen, so ließ sich vielleicht zwar noch nichts reparieren, aber man sah wenigstens die Ursache des Unheils, und der Untergang der Welt war nicht mehr die Frage unerkennbarer, geheimer, finsterer Mächte, gegen die man sich nicht wehren konnte. Eine Frau! dachte er. Nein! Er wußte nichts von einer Frau! Und er sagte in seinem amtlichen Stil:

»Mir ist nichts von einer Frauensperson zu Ohren gekommen!«

»Eine Frauensperson!« wiederholte Doktor Skowronnek und lächelte: »Es könnte ja auch zufällig eine Dame sein!«

»Sie meinen also«, sagte Herr von Trotta, »daß mein Sohn die ernste Absicht hat, eine Ehe zu schließen.«

»Auch das nicht«, sagte Skowronnek. »Man muß doch auch Damen nicht heiraten.«

Er erkannte, daß der Bezirkshauptmann zu jenen einfachen Naturen gehörte, die gleichsam noch einmal in die Schule geschickt werden mußten. Und er beschloß, den Bezirkshauptmann wie ein Kind zu behandeln, das eben seine Muttersprache lernen soll. Und er sagte:

»Lassen wir die Damen, Herr Bezirkshauptmann! Es kommt nicht darauf an! Aus diesem oder jenem Grunde möchte Ihr Sohn nicht bei der Armee bleiben. Und ich verstehe das!«
»Sie verstehen es?«
»Gewiß, Herr Bezirkshauptmann! Ein junger Offizier unserer Armee kann mit seinem Beruf nicht zufrieden sein, wenn er nachdenkt. Seine Sehnsucht muß der Krieg sein. Er weiß aber, daß der Krieg das Ende der Monarchie ist.«
»Das Ende der Monarchie?«
»Das Ende, Herr Bezirkshauptmann! Es tut mir leid! Lassen Sie Ihren Sohn tun, was ihm behagt. Vielleicht eignet er sich besser zu irgendeinem anderen Beruf!«
»Zu irgendeinem anderen Beruf!« wiederholte Herr von Trotta.
»Zu irgendeinem anderen Beruf!« sagte er noch einmal.
Sie schwiegen eine lange Weile. Dann sagte der Bezirkshauptmann zum drittenmal:
»Zu irgendeinem anderen Beruf!«
Er bemühte sich, mit diesen Worten vertraut zu werden, aber sie blieben ihm fremd wie die Worte »revolutionär« oder »nationale Minderheiten« zum Beispiel. Und es war dem Bezirkshauptmann, als hätte er nicht erst lange auf den Untergang der Welt zu warten. Er schlug mit der mageren Faust auf den Tisch, die runde Manschette schepperte, und über dem Tischchen wackelte die grünliche Lampe ein bißchen, und fragte:
»Was für einen Beruf, Herr Doktor?«
»Er könnte«, meinte Doktor Skowronnek, »vielleicht bei der Eisenbahn unterkommen!«
Der Bezirkshauptmann sah im nächsten Augenblick seinen Sohn in der Uniform eines Schaffners, eine Zange zum Knipsen der Fahrkarten in der Hand. Das Wort »unterkommen« jagte einen Schauer durch sein altes Herz. Er fror.
»So, meinen Sie?«
»Sonst weiß ich nichts!« sagte Doktor Skowronnek.
Und da sich der Bezirkshauptmann jetzt erhob, stand auch Doktor Skowronnek auf und sagte:
»Ich werde Sie begleiten!«
Sie gingen durch den Park. Es regnete. Der Bezirkshauptmann spannte seinen Regenschirm nicht auf. Hier und dort fielen schwere Tropfen

aus den dichten Kronen der Bäume auf seine Schultern und seinen steifen Hut. Es war dunkel und still. Sooft sie an einer der spärlichen Laternen vorbeikamen, die ihre silbernen Häupter zwischen dem dunklen Laub verbargen, neigten beide Männer die Köpfe. Und als sie vor dem Ausgang des Stadtparks standen, zögerten sie noch einen Augenblick. Und Doktor Skowronnek sagte plötzlich: »Auf Wiedersehen, Herr Bezirkshauptmann!« Und Herr von Trotta ging allein über die Straße, hinüber zum breitgewölbten Tor der Bezirkshauptmannschaft.
Er begegnete seiner Haushälterin auf der Treppe, sagte: »Ich esse heute nicht, Gnädigste!« und ging schnell weiter. Er wollte zwei Stufen auf einmal nehmen, aber er schämte sich und ging mit gewohnter Würde geradewegs ins Amt. Zum erstenmal, seitdem er diese Bezirkshauptmannschaft leitete, saß er zu abendlicher Stunde in seiner Amtskanzlei. Er entzündete die grüne Tischlampe, die sonst nur im Winter am Nachmittag brannte. Die Fenster waren offen. Der Regen schlug heftig an die blechernen Fensterbretter. Herr von Trotta zog einen gelblichen Kanzleibogen aus der Schublade und schrieb:

»Lieber Sohn!
Nach reiflicher Überlegung habe ich mich entschlossen, die Verantwortung für Deine Zukunft Dir selbst zu überlassen. Ich ersuche Dich lediglich, mir Deine Entschlüsse mitzuteilen.

Dein Vater«

Herr von Trotta blieb lange Zeit vor seinem Brief sitzen. Er las ein paarmal die wenigen Sätze, die er geschrieben hatte. Sie klangen ihm wie sein Testament. Es wäre ihm niemals früher eingefallen, seinen väterlichen Charakter für wichtiger zu halten als seinen amtlichen. Da er nun aber mit diesem Brief die Befehlsgewalt über seinen Sohn niederlegte, schien es ihm, daß sein ganzes Leben wenig Sinn mehr hätte und daß er zugleich auch aufhören müßte, Beamter zu sein. Es war nichts Ehrloses, was er unternahm. Aber es kam ihm vor, daß er sich selbst einen Schimpf zufügte. Er verließ die Kanzlei, den Brief in der Hand, er ging ins Herrenzimmer. Hier entzündete er alle vorhandenen Lichter, die Stehlampe in der Ecke und die Hängelampe am Suffit und stellte sich vor dem Porträt des Helden von Solferino auf. Das Angesicht seines Vaters konnte er nicht deutlich sehen. Das Gemälde zerfiel

in hundert kleine, ölige Lichtflecke und Tupfen, der Mund war ein blaßroter Strich und die Augen zwei schwarze Kohlensplitter. Der Bezirkshauptmann stieg auf einen Sessel (seit seiner Knabenzeit war er nicht auf einem Sessel gestanden), reckte sich, stellte sich auf die Zehenspitzen, hielt den Zwicker vor die Augen und konnte gerade noch die Unterschrift Mosers in der Ecke rechts auf dem Porträt lesen. Er stieg ein wenig mühsam wieder hinunter, unterdrückte einen Seufzer, wich, rückwärtsschreitend, bis zur Wand gegenüber, stieß sich heftig und schmerzlich an der Kante des Tisches und begann, das Bild aus der Ferne zu studieren. Er löschte die Deckenlampe aus. Und im tiefen Dämmer glaubte er, das Angesicht seines Vaters lebendig schimmern zu sehen. Bald näherte es sich ihm, bald entfernte es sich, schien hinter die Wand zu entweichen und wie aus einer unermeßlichen Weite durch ein offenes Fenster ins Zimmer zu schauen. Herr von Trotta verspürte eine große Müdigkeit. Er setzte sich in den Sessel, rückte ihn so zurecht, daß er gerade dem Bildnis gegenübersaß, und öffnete seine Weste. Er hörte die immer spärlicheren Tropfen des nachlassenden Regens in harten, unregelmäßigen Schlägen an den Fensterscheiben und von Zeit zu Zeit den Wind in den alten Kastanien gegenüber rauschen. Er schloß die Augen. Und er schlief ein, den Brief im Umschlag in der Hand und die Hand reglos über der Lehne des Sessels.
Als er erwachte, strömte der volle Morgen schon durch die drei großen, gewölbten Fenster. Der Bezirkshauptmann erblickte zuerst das Porträt des Helden von Solferino, dann fühlte er den Brief in seiner Hand, sah die Adresse, las den Namen seines Sohnes und erhob sich seufzend. Seine Hemdbrust war zerdrückt, seine breite, dunkelrote Krawatte mit den weißen Tupfen war nach links verschoben, und auf der gestreiften Hose bemerkte Herr von Trotta zum erstenmal, seitdem er Hosen trug, abscheuliche Querfalten. Er betrachtete sich eine Weile im Spiegel. Und er sah, daß sein Backenbart zerzaust war und daß sich ein paar kümmerliche, graue Härchen auf seiner Glatze ringelten und daß seine stichligen Augenbrauen kreuz und quer durcheinanderstanden, als wäre ein kleiner Sturm über sie hingegangen. Der Bezirkshauptmann schaute auf die Uhr. Und da der Friseur bald kommen mußte, beeilte er sich, die Kleider abzulegen und geschwind ins Bett zu schlüpfen, um dem Barbier einen normalen Morgen vorzutäuschen. Aber den Brief behielt er in der Hand. Und er hielt ihn, während er eingeseift und rasiert wurde, und später, als er sich wusch, lag

der Brief am Rande des Tischchens, auf dem das Waschbecken stand. Erst als sich Herr von Trotta zum Frühstück setzte, übergab er den Brief dem Amtsdiener und befahl, ihn zusammen mit der nächsten Dienstpost abgehen zu lassen.

Er ging, wie jeden Tag, an seine Arbeit. Und niemand wäre imstande gewesen zu erkennen, daß Herr von Trotta seinen Glauben verloren hatte. Denn die Sorgfalt, mit der er heute seine Geschäfte erledigte, war keineswegs eine geringere als an anderen Tagen. Nur war diese Sorgfalt eine ganz, ganz andere. Sie war lediglich die Sorgfalt der Hände, der Augen, des Zwickers sogar. Und Herr von Trotta glich einem Virtuosen, in dem das Feuer erloschen, in dessen Seele es taub und leer geworden ist und dessen Finger nur noch in kalter, seit Jahren erworbener Dienstfertigkeit dank ihrem eigenen toten Gedächtnis richtige Klänge erzeugen. Aber niemand bemerkte es, wie gesagt. Und am Nachmittag kam, wie gewöhnlich, der Wachtmeister Slama. Und Herr von Trotta fragte ihn: »Sagen Sie, lieber Slama, haben Sie eigentlich wieder geheiratet?« Er wußte selbst nicht, warum er diese Frage heute stellte und warum ihn plötzlich das Privatleben des Gendarmen etwas anging. »Nein, Herr Baron!« sagte Slama. »Ich werde auch nicht mehr heiraten!« »Da haben Sie recht!« sagte Herr von Trotta. Aber er wußte auch nicht, weshalb der Wachtmeister mit seinem Entschluß, nicht wieder zu heiraten, recht haben sollte.

Das war die Stunde, in der er täglich im Kaffeehaus erschien, und also begab er sich auch heute dorthin. Das Schachbrett stand schon auf dem Tisch. Doktor Skowronnek kam zu gleicher Zeit, sie setzten sich. »Schwarz oder weiß, Herr Bezirkshauptmann?« fragte der Doktor wie alle Tage. »Nach Belieben!« sagte der Bezirkshauptmann. Und sie begannen zu spielen. Herr von Trotta spielte heute sorgfältig, andächtig beinahe, und gewann. »Sie werden ja allmählich ein wahrer Schachmeister!« sagte Skowronnek. Der Bezirkshauptmann fühlte sich wahrhaftig geschmeichelt. »Vielleicht hätte ich einer werden können!« erwiderte er. Und er dachte, daß es besser gewesen wäre, daß alles besser gewesen wäre.

»Ich habe übrigens meinem Sohn geschrieben«, begann er nach einer Weile. »Er mag tun, was ihm gefällt!«

»Das scheint mir das Richtige!« sagte Doktor Skowronnek. »Man kann keine Verantwortung tragen! Kein Mensch darf für den andern eine Verantwortung tragen.«

»Mein Vater hat sie für mich getragen«, sagte der Bezirkshauptmann, »mein Großvater für meinen Vater.«
»Es war damals anders«, erwiderte Skowronnek. »Nicht einmal der Kaiser trägt heute die Verantwortung für seine Monarchie. Ja, es scheint, daß Gott selbst die Verantwortung für die Welt nicht mehr tragen will. Es war damals leichter! Alles war gesichert. Jeder Stein lag auf seinem Platz. Die Straßen des Lebens waren wohl gepflastert. Die sicheren Dächer lagen über den Mauern der Häuser. Aber heute, Herr Bezirkshauptmann, heute liegen die Steine auf den Straßen quer und verworren und in gefährlichen Haufen, und die Dächer haben Löcher, und in die Häuser regnet es, und jeder muß selber wissen, welche Straße er geht und in was für ein Haus er zieht. Wenn Ihr seliger Herr Vater gesagt hat, aus Ihnen würde kein Landwirt, sondern ein Beamter, so hat er recht gehabt. Sie sind ein musterhafter Beamter geworden. Aber als Sie Ihrem Sohn sagten, er solle Soldat werden, haben Sie unrecht gehabt. Er ist kein musterhafter Soldat!«
»Ja, ja!« bestätigte Herr von Trotta.
»Und deshalb soll man alles gehen lassen, jedes seinen eigenen Weg! Wenn mir meine Kinder nicht gehorchen, bemühe ich mich nur noch, nicht die Würde zu verlieren. Es ist alles, was man tun kann. Ich sehe sie mir manchmal an, wenn sie schlafen. Ihre Gesichter scheinen mir dann ganz fremd, kaum zu erkennen, und ich sehe, daß sie fremde Menschen sind, aus einer Zeit, die erst kommen wird und die ich nicht mehr erleben werde. Sie sind noch ganz jung, meine Kinder! Das eine ist acht, das andere zehn, und sie haben runde, rosige Gesichter im Schlaf. Dennoch ist sehr viel Grausames in diesen Gesichtern, wenn sie schlafen. Manchmal scheint es mir, daß es schon die Grausamkeit ihrer Zeit ist, der Zukunft, die im Schlaf über die Kinder kommt. Ich möchte nicht diese Zeit erleben!«
»Ja, ja!« sagte der Bezirkshauptmann.
Sie spielten noch eine Partie, aber diesmal verlor Herr von Trotta. »Ich werde kein Meister!« sagte er milde und gleichsam ausgesöhnt mit seinen Mängeln. Es war auch heute spät geworden, die grünlichen Gaslampen, die Stimmen der Stille, surrten schon, und das Kaffeehaus war leer. Sie gingen wieder durch den Park nach Hause. Heute war der Abend heiter, und heitere Spaziergänger begegneten ihnen. Sie sprachen über die häufigen Regen dieses Sommers und von der Trockenheit des vergangenen und der vorauszusehenden Strenge des kommen-

den Winters. Skowronnek ging bis zur Tür der Bezirkshauptmannschaft. »Sie haben recht getan mit Ihrem Brief, Herr Bezirkshauptmann!« sagte er.
»Ja, ja!« bestätigte Herr von Trotta.
Er ging an den Tisch und aß hastig sein halbes Huhn mit Salat, ohne ein Wort. Die Haushälterin warf ihm verstohlene, ängstliche Blicke zu. Sie bediente selbst, seitdem Jacques tot war. Sie verließ das Zimmer noch vor dem Bezirkshauptmann, mit einem mißlungenen Knicks, wie sie ihn vor dreißig Jahren als kleines Mädchen vor ihrem Schuldirektor ausgeführt hatte. Der Bezirkshauptmann winkte ihr nach mit einer Handbewegung, mit der man Fliegen verscheucht. Dann erhob er sich und ging schlafen. Er fühlte sich müde und fast krank, die vergangene Nacht lag als ein ferner Traum in seiner Erinnerung, aber als ein ganz naher Schrecken noch in seinen Gliedern.
Er schlief ruhig ein, er glaubte, das Schwerste hätte er überstanden. Er wußte nicht, der alte Herr von Trotta, daß ihm das Schicksal bitteren Kummer spann, dieweil er schlief. Alt war er und müde, und der Tod wartete schon auf ihn, aber das Leben ließ ihn noch nicht frei. Wie ein grausamer Gastgeber hielt es ihn am Tische fest, weil er noch nicht alles Bittere gekostet hatte, das für ihn bereitet war.

XVII

Nein, der Bezirkshauptmann hatte noch nicht alles Bittere gekostet! Carl Joseph erhielt den Brief seines Vaters zu spät, das heißt zu einer Zeit, in der er längst beschlossen hatte, keine Briefe mehr zu öffnen und keine zu schreiben. Was Frau von Taußig betraf, so telegraphierte sie. Wie flinke, kleine Schwalben kamen jede zweite Woche ihre Telegramme, ihn zu rufen. Und Carl Joseph stürzte zum Kleiderschrank, holte den grauen Zivilanzug hervor, seine bessere, wichtigere und geheime Existenz, und zog sich um. Sofort fühlte er sich heimisch in der Welt, in die er sich begeben sollte, er vergaß sein militärisches Leben. An Stelle Hauptmann Wagners war Hauptmann Jedlicek von den Einser-Jägern zum Bataillon gekommen, ein »guter Kerl« von enormen körperlichen Ausmaßen, breit, heiter und sanft wie jeder Riese und jeder guten Zurede offen. Welch ein Mann! Gleich als er ankam, wußten alle, daß er diesem Sumpf gewachsen war und daß er stärker war als

die Grenze. Man konnte sich auf ihn verlassen! Er verstieß gegen alle militärischen Gebote, aber es war, als ob er sie umstieße! Er hätte ein neues Dienstreglement erfinden und einführen und durchsetzen können: So sah er aus! Er brauchte viel Geld, aber es strömte ihm auch von allen Seiten zu. Die Kameraden borgten ihm, unterschrieben Wechsel für ihn, versetzten für ihn ihre Ringe und ihre Uhren, schrieben an ihre Väter für ihn und an ihre Tanten. Nicht, daß man ihn geradezu geliebt hätte! Denn die Liebe hätte sie ihm nahegebracht, und er schien nicht zu wünschen, daß man ihm nahekomme. Aber es wäre auch schon aus körperlichen Gründen nicht leicht gewesen; seine Größe, seine Breite, seine Wucht wehrten alle ab, und es fiel ihm also nicht schwer, gutmütig zu sein. »Fahr du nur ruhig!« sagte er zum Leutnant Trotta. »Ich übernehme die Verantwortung!« Er übernahm die Verantwortung, und er konnte sie auch tragen. Und er benötigte jede Woche Geld. Leutnant Trotta bekam es von Kapturak. Er brauchte selbst Geld, der Leutnant Trotta. Es erschien ihm jämmerlich, ohne Geld bei Frau von Taußig anzukommen. Wehrlos hätte er sich da in ein bewaffnetes Lager begeben. Welch ein Leichtsinn! – Und er steigerte allmählich seine Bedürfnisse, und er erhöhte die Summen, die er mitnahm, und er kam dennoch von jedem Ausflug mit der allerletzten Krone zurück, und er beschloß immer wieder, das nächstemal mehr mitzunehmen. Manchmal versuchte er, sich Rechenschaft über das verlorene Geld zu geben. Aber es gelang ihm niemals, sich an die einzelnen Ausgaben zu erinnern, und oft kamen auch einfache Additionen nicht mehr zustande. Er konnte nicht rechnen. Seine kleinen Notizbücher hätten von seinen trostlosen Bemühungen, Ordnung zu halten, zeugen können. Unendliche Zahlenkolonnen standen auf jeder Seite. Sie verwirrten und vermischten sich aber, er verlor sie gleichsam aus den Händen, sie addierten sich selbst und trogen ihn mit falschen Summen, sie galoppierten vor seinen sehenden Augen davon, sie kehrten im nächsten Augenblick verwandelt zurück und waren nicht mehr zu erkennen. Es gelang ihm nicht einmal, seine Schulden zu addieren. Auch die Zinsen begriff er nicht. Was er geliehen hatte, verschwand hinter dem, was er schuldig war, wie ein Hügel hinter einem Berg. Und er begriff nicht, wie Kapturak eigentlich rechnete. Und mißtraute er auch Kapturaks Ehrlichkeit, so traute er doch noch weniger seiner eigenen Fähigkeit zu rechnen. Schließlich langweilte ihn jede Zahl. Und er gab ein für allemal jeden Rechenversuch auf, mit dem Mut, den Ohnmacht und Verzweiflung erzeugen.

Sechstausend Kronen war er Kapturak und Brodnitzer schuldig. Diese Summe war selbst für seine mangelhafte Vorstellung von Zahlen riesengroß, wenn er sie mit seiner monatlichen Gage verglich. (Und von der wurde noch ein Drittel regelmäßig abgezogen.) Dennoch hatte er sich mit der Zahl 6000 allmählich vertraut gemacht wie mit einem übermächtigen, aber ganz alten Feind. Ja, in guten Stunden konnte es ihm sogar scheinen, daß die Zahl abnehme und Kräfte verliere. In schlechten Stunden aber schien es ihm, daß sie zunehme und Kräfte gewinne.

Er fuhr zu Frau von Taußig. Seit Wochen unternahm er diese kurzen und verstohlenen Fahrten zu Frau von Taußig, sündige Wallfahrten. Den naiven Frommen ähnlich, für die eine Pilgerfahrt eine Art Genuß ist, eine Zerstreuung und manchmal sogar eine Sensation, verband Leutnant Trotta das Ziel, zu dem er pilgerte, mit der Umgebung, in der es lebte, mit seiner ewigen Sehnsucht nach einem freien Leben, wie er es sich vorstellte, mit dem Zivil, das er anlegte, und mit dem Reiz des Verbotenen. Er liebte seine Reisen. Er liebte diese zehn Minuten Fahrt im geschlossenen Wagen zum Bahnhof, während welcher er sich einbildete, daß er von niemandem erkannt wurde. Er liebte die paar geliehenen Hundertkronenscheine in der Brusttasche, die heute und morgen ihm allein gehörten und denen man nicht ansah, daß sie geliehen waren und daß sie schon zu wachsen und zu schwellen begannen in den Notizbüchern Kapturaks. Er liebte diese zivile Anonymität, in der er den Wiener Nordbahnhof passierte und verließ. Niemand erkannte ihn. Offiziere und Soldaten gingen an ihm vorbei. Er grüßte nicht und wurde nicht gegrüßt. Manchmal erhob sich sein Arm zum militärischen Gruß von selbst. Er erinnerte sich schnell an sein Zivil und ließ ihn wieder sinken. Die Weste zum Beispiel machte dem Leutnant Trotta ein kindisches Vergnügen. Er steckte die Hände in alle ihre Taschen, die er nicht zu gebrauchen wußte. Und er liebkoste mit eitlen Fingern den Knoten der Krawatte über dem Ausschnitt, der einzigen, die er besaß – Frau von Taußig hatte sie ihm geschenkt – und die er trotz unzähliger Bemühungen nicht zu knüpfen verstand. Der simpelste Kriminalbeamte hätte im Leutnant Trotta auf den ersten Blick den Offizier in Zivil erkannt.

Frau von Taußig stand am Nordbahnhof auf dem Perron. Vor zwanzig Jahren – sie dachte, es sei vor fünfzehn gewesen, denn sie hatte so lange ihr Alter verleugnet, daß sie selbst überzeugt war, ihre Jahre hielten im

Lauf inne und gingen nicht zu Ende–, vor zwanzig Jahren hatte sie ebenfalls am Nordbahnhof auf einen Leutnant gewartet, der allerdings ein Kavallerist gewesen war. Sie stieg auf den Perron wie in ein Verjüngungsbad. Sie tauchte unter im beizenden Dunst der Steinkohle, in den Pfiffen und Dämpfen der rangierenden Lokomotiven, im dichten Geklingel der Signale. Sie trug einen kurzen Reiseschleier. Sie hatte die Vorstellung, daß er vor fünfzehn Jahren Mode gewesen war. Dieweil waren es bereits fünfundzwanzig Jahre her, und nicht einmal zwanzig! Sie liebte es, auf dem Bahnsteig zu warten. Sie liebte den Augenblick, in dem der Zug einrollte und sie das lächerliche, dunkelgrüne Hütchen Trottas am Kupeefenster erblickte und sein geliebtes, ratloses, junges Angesicht. Denn sie machte Carl Joseph jünger, ebenso wie sich selbst, dümmer und ratloser, ebenso wie sich selbst. In dem Augenblick, in dem der Leutnant das unterste Trittbrett verließ, öffneten sich ihre Arme wie vor zwanzig beziehungsweise fünfzehn Jahren. Und aus dem Gesicht, das sie heute trug, tauchte jenes frühe rosige und faltenlose auf, das sie vor zwanzig beziehungsweise vor fünfzehn Jahren getragen hatte, ein Mädchengesicht, süß und etwas erhitzt. Um ihren Hals, in dessen Haut sich heute schon zwei parallele Rillen gruben, hatte sie jene kindliche, dünne Goldkette geschlungen, die vor zwanzig beziehungsweise fünfzehn Jahren ihr einziger Schmuck gewesen war. Und wie vor zwanzig beziehungsweise fünfzehn Jahren fuhr sie mit dem Leutnant in eines jener kleinen Hotels, in denen die verborgene Liebe blühte, in bezahlten, armseligen, quietschenden und köstlichen Bettparadiesen. Die Spaziergänge begannen. Die Liebesviertelstunden im jungen Grün des Wienerwalds, die kleinen, plötzlichen Gewitter des Bluts. Die Abende im rötlichen Dämmer der Opernlogen, hinter vorgezogenen Vorhängen. Die Liebkosungen, wohlbekannte und dennoch überraschende Liebkosungen, auf die das erfahrene und dennoch ahnungslose Fleisch wartete. Das Ohr kannte die oft gehörte Musik, aber die Augen kannten nur Bruchteile der Szenen. Denn Frau von Taußig hatte immer hinter vorgezogenem Vorhang oder mit geschlossenen Augen in der Oper gesessen. Die Zärtlichkeiten, von der Musik geboren und den Händen des Mannes gleichsam vom Orchester anvertraut, kamen kühl und heiß zugleich zur Haut, längst vertraute und ewig junge Schwestern, Geschenke, die man oft schon empfangen, aber wieder vergessen und lediglich vorgeträumt zu haben glaubte. Die stillen Restaurants öffneten sich. Die stillen Nachtmähler begannen, in

Winkeln, in denen der Wein, den man trank, auch zu wachsen schien, gereift von der Liebe, die hier im Dunkeln ewig leuchtete. Der Abschied kam, eine letzte Umarmung am Nachmittag, von der ständig tickenden Mahnung der Taschenuhr, die auf dem Nachttisch lag, begleitet und schon erfüllt von der Freude auf das nächste Wiedersehen; und die Hast, mit der man zum Zug drängte; und der allerletzte Kuß auf dem Trittbrett und die im letzten Augenblick aufgegebene Hoffnung, doch noch mitzufahren.
Müde, aber erfüllt von allen Süßigkeiten der Welt und der Liebe, kam Leutnant Trotta wieder in seinem Garnisonort an. Sein Diener Onufrij hielt die Uniform schon bereit. Trotta zog sich im Hinterzimmer des Restaurants um und fuhr in die Kaserne. Er ging in die Kompaniekanzlei. Alles in Ordnung, nichts vorgefallen. Hauptmann Jedlicek war froh, heiter, wuchtig und gesund wie immer. Leutnant Trotta fühlte sich erleichtert und zugleich enttäuscht. In einem verborgenen Winkel seines Herzens hatte er eine Katastrophe erhofft, die ihm den weiteren Dienst in der Armee unmöglich gemacht hätte. Er wäre dann sofort umgekehrt. Aber es war nichts vorgefallen. Und also mußte er noch zwölf Tage hier warten, eingesperrt zwischen den vier Mauern des Kasernenhofes, innerhalb der wüsten Gäßchen dieser Stadt. Er warf einen Blick auf die Schießfiguren rings an den Wänden des Kasernenhofes. Kleine, blaue Männchen, von Schüssen zerfetzt und wieder nachgemalt, erschienen sie dem Leutnant wie boshafte Kobolde, Hausgeister der Kaserne, sie selbst drohend mit Waffen, von denen sie getroffen wurden, keine Ziele mehr, sondern gefährliche Schützen. Sobald er ins Hotel Brodnitzer kam, sein kahles Zimmer betrat, sich aufs eiserne Bett warf, faßte er den Entschluß, von seinem nächsten Urlaub nicht mehr in die Garnison zurückzukehren.
Diesen Entschluß auszuführen, war er nicht imstande. Er wußte es auch. Und er wartete in Wirklichkeit auf irgendein merkwürdiges Glück, das ihm eines Tages in die Arme fallen und ihn befreien würde für alle Zeiten: von der Armee und von der Notwendigkeit, sie aus freien Stücken zu verlassen. Alles, was er tun konnte, bestand darin, daß er aufhörte, seinem Vater zu schreiben, und daß er ein paar Briefe des Bezirkshauptmanns liegenließ, um sie später einmal zu öffnen; später einmal...
Die nächsten zwölf Tage rollten vorüber. Er öffnete den Kleiderkasten, betrachtete seinen Zivilanzug und wartete auf das Telegramm.

Immer kam es um diese Stunde, in der Dämmerung, kurz vor dem Anbruch der Nacht, wie ein Vogel, der heimkehrt in sein Nest. Aber heute kam es nicht, auch nicht, als die Nacht schon eingebrochen war. Der Leutnant zündete kein Licht an, um die Nacht nicht zur Kenntnis zu nehmen. Angekleidet und mit offenen Augen lag er auf dem Bett. Alle vertrauten Stimmen des Frühlings wehten durch das offene Fenster herein: der tiefe Lärm der Frösche und über ihm sein sanfter und heller Bruder, der Gesang der Grillen, dazwischen der ferne Ruf des nächtlichen Hähers und die Lieder der Burschen und Mägde aus dem Grenzdorf. Das Telegramm kam schließlich. Es teilte dem Leutnant mit, daß er diesmal nicht kommen könne. Frau von Taußig wäre zu ihrem Mann gefahren. Sie wollte bald zurück, wüßte nur nicht, wann. Mit »tausend Küssen« schloß der Text. Ihre Zahl beleidigte den Leutnant. Sie hätte nicht sparen dürfen, dachte er. Hunderttausend hätte sie auch telegraphieren können! Es fiel ihm ein, daß er sechstausend Kronen schuldig war. Mit ihnen verglichen, waren tausend Küsse eine kümmerliche Zahl. Er stand auf, um die offene Tür des Kleiderschranks zu schließen. Da hing, sauber und gerade, eine gebügelte Leiche, der freie, dunkelgraue, zivilistische Trotta. Über ihm schloß sich der Kasten. Ein Sarg: begraben! begraben!

Der Leutnant öffnete die Tür zum Korridor. Immer saß Onufrij dort, schweigsam oder leise summend oder die Mundharmonika vor den Lippen und die Hände gewölbt über dem Instrument, um die Töne zu dämpfen. Manchmal saß Onufrij auf einem Stuhl. Manchmal hockte er auf der Schwelle. Vor einem Jahr schon hätte er das Militär verlassen sollen. Er blieb freiwillig. Sein Dorf Burdlaki lag in der Nähe. Immer, wenn der Leutnant wegfuhr, ging er in sein Dorf. Er nahm einen Knüppel aus Weichselholz mit, ein weißes, blaugeblümtes Tuch, legte rätselhafte Gegenstände in dieses Tuch, hängte das Bündel an das Knüppelende, schulterte den Stock, begleitete den Leutnant zur Bahn, wartete bis zum Abgang des Zuges, stand salutierend und erstarrt am Bahnsteig, auch wenn Trotta nicht aus dem Kupeefenster blickte, und begann dann seine Wanderung nach Burdlaki, zwischen den Sümpfen, auf dem schmalen Pfad, an dem die Weiden wuchsen, auf dem einzigen sicheren Weg, auf dem keine Gefahr war zu versinken. Onufrij kam rechtzeitig wieder, um Trotta zu erwarten. Und er setzte sich vor die Tür Trottas, schweigsam, summend oder auf der Mundharmonika spielend unter den gewölbten Händen.

Der Leutnant öffnete die Tür zum Korridor. »Du kannst diesesmal nicht nach Burdlaki! Ich fahre nicht weg!« »Jawohl, Herr Leutnant!« Onufrij stand, erstarrt und salutierend, im weißen Korridor, ein dunkelblauer, gerader Strich. »Du bleibst hier!« wiederholte Trotta; er glaubte, Onufrij habe ihn nicht verstanden.
Aber Onufrij sagte nur noch einmal: »Jawohl!« Und wie, um zu beweisen, daß er noch mehr begriffe, als man ihm sagte, ging er hinunter und kam mit einer Flasche Neunziggrädigem zurück.
Trotta trank. Das kahle Zimmer wurde heimlicher. Die nackte elektrische Birne am geflochtenen Draht, umschwirrt von Nachtfaltern, geschaukelt vom nächtlichen Wind, weckte in der bräunlichen Politur des Tisches trauliche, flüchtige Reflexe. Allmählich verwandelte sich auch Trottas Enttäuschung in wohliges Weh. Er schloß eine Art Bündnis mit seinem Kummer. Alles in der Welt war heute im höchsten Maße traurig, und der Leutnant war der Mittelpunkt dieser erbärmlichen Welt. Für ihn lärmten heute so jämmerlich die Frösche, und auch die schmerzerfüllten Grillen wehklagten für ihn. Seinetwegen füllte sich die Frühlingsnacht mit einem so gelinden, süßen Weh, seinetwegen standen die Sterne so unerreichbar hoch am Himmel, und ihm allein blinkte ihr Licht so vergeblich sehnsüchtig zu. Der unendliche Schmerz der Welt paßte vollkommen zu dem Elend Trottas. Er litt in vollendeter Eintracht mit dem leidenden All. Hinter der tiefblauen Schale des Himmels sah Gott selbst auf ihn mitleidig hernieder. Trotta öffnete noch einmal den Kasten. Da hing, gestorben für immer, der freie Trotta. Daneben blinkte der Säbel Max Demants, des toten Freundes. Im Koffer lag das Andenken des alten Jacques, die steinharte Wurzel, neben den Briefen der toten Frau Slama. Und auf dem Fensterbrett lagen nicht weniger als drei nicht geöffnete Briefe seines Vaters, der vielleicht auch schon gestorben war! Ach! Der Leutnant Trotta war nicht nur traurig und unglücklich, sondern auch schlecht, ein grundschlechter Charakter! Carl Joseph kehrte an den Tisch zurück, schenkte sich noch ein Glas ein und leerte es auf einen Zug. Im Korridor, vor der Tür, begann eben Onufrij, ein neues Lied auf der Mundharmonika zu blasen, das wohlbekannte Lied. »Oh, unser Kaiser...« Die ersten ukrainischen Worte kannte Trotta nicht mehr: »Oj nasch cisar, cisarewa.« Es war ihm nicht gelungen, die Landessprache zu erlernen. Er war nicht nur ein grundschlechter Charakter, sondern auch ein müder, törichter Kopf. Und kurz und gut: Sein ganzes Leben

war verfehlt! Seine Brust preßte sich zusammen, die Tränen quollen schon in seiner Kehle, bald würden sie in die Augen steigen. Und er trank noch ein Glas, um ihnen den Weg zu erleichtern. Schließlich brachen sie aus seinen Augen. Er legte die Arme auf den Tisch, bettete den Kopf in die Arme und begann, jämmerlich zu schluchzen. So weinte er wohl eine Viertelstunde. Er hörte nicht, daß Onufrij sein Spiel unterbrochen hatte und daß er an die Tür klopfte. Erst als sie ins Schloß fiel, hob er den Kopf. Und er erblickte Kapturak.
Es gelang ihm, die Tränen zurückzuhalten und mit einer scharfen Stimme zu fragen: »Wie kommen Sie hierher?«
Kapturak, die Mütze in der Hand, stand hart an der Tür; er ragte nur wenig über die Klinke. Sein gelblichgraues Angesicht lächelte. Er war grau angezogen. Er trug Schuhe aus grauer Leinwand. Ihre Ränder zeigten den grauen, frischen, glänzenden Frühlingsschlamm der Straßen dieses Landes. Auf seinem winzigen Schädel ringelten sich deutlich ein paar graue Löckchen. »Guten Abend!« sagte er und machte eine kleine Verbeugung. Gleichzeitig flitzte an der weißen Tür sein Schatten empor und sank sofort wieder zusammen.
»Wo ist mein Bursche?« fragte Trotta – »und was wünschen Sie?«
»Sie sind diesmal nicht nach Wien gefahren!« begann Kapturak.
»Ich fahre überhaupt nicht nach Wien!« sagte Trotta.
»Sie haben diese Woche kein Geld benötigt!« sagte Kapturak. »Ich habe heute Ihren Besuch erwartet. Ich hab' mich erkundigen wollen. Ich komme eben von Herrn Hauptmann Jedlicek. Er ist nicht zu Hause!«
»Er ist nicht zu Hause!« wiederholte Trotta gleichgültig.
»Ja«, sagte Kapturak. »Er ist nicht zu Hause, es ist was mit ihm passiert!«
Trotta hörte wohl, daß etwas mit dem Hauptmann Jedlicek passiert sei. Aber er fragte nicht. Er war erstens nicht neugierig. (Er war heute nicht neugierig.) Zweitens schien es ihm, daß mit ihm selbst ungeheuer viel passiert sei, zu viel, und daß ihn alle andern wenig kümmern dürften; drittens hatte er durchaus keine Lust, sich von Kapturak etwas erzählen zu lassen. Er war ergrimmt über die Anwesenheit Kapturaks. Er hatte nur nicht die Kraft, irgendwas gegen den kleinen Mann zu unternehmen. Eine sehr vage Erinnerung an die sechstausend Kronen, die er dem Besucher schuldig war, tauchte immer wieder in ihm auf; eine peinliche Erinnerung: Er versuchte, sie zurückzudrängen. Das

Geld, versuchte er sich im stillen einzureden, hat nichts mit seinem Besuch zu tun. Es sind zwei verschiedene Leute: Der eine, dem ich Geld schuldig bin, ist nicht hier; der andere, der hier im Zimmer steht, will mir nur etwas Gleichgültiges über Jedlicek erzählen. Er starrte auf Kapturak. Für ein paar Augenblicke schien es dem Leutnant, daß sein Gast zerfließe und sich aus undeutlichen, grauen Flecken wieder zusammensetze. Trotta wartete, bis Kapturak völlig hergestellt war. Es bedurfte einiger Mühe, um den Augenblick schnell auszunutzen; denn die Gefahr bestand, daß der kleine, graue Mann sofort wiederum zerging und sich auflöste. Kapturak trat einen Schritt näher, als wüßte er, daß er dem Leutnant nicht deutlich sichtbar war, und wiederholte etwas lauter:

»Mit dem Hauptmann ist was passiert!«

»Was ist denn mit ihm schließlich passiert?« fragte Trotta verträumt wie aus dem Schlaf.

Kapturak kam noch einen Schritt näher an den Tisch und flüsterte, die gewölbten Hände vor dem Mund, so daß sein Flüstern wie ein Rauschen wurde: »Man hat ihn verhaftet und verschickt. Wegen Spionageverdachts.«

Bei diesem Wort erhob sich der Leutnant. Er stand jetzt, beide Hände auf den Tisch gestützt. Seine Beine spürte er kaum. Es war ihm, als stünde er lediglich auf den Händen. Er grub sie fast in die Tischplatte.

»Ich wünsche nichts von Ihnen darüber zu hören«, sagte er. »Gehen Sie!«

»Leider nicht möglich, nicht möglich!« sagte Kapturak.

Er stand jetzt nahe am Tisch, neben Trotta. Er senkte den Kopf, wie um ein schamhaftes Geständnis abzulegen, und sagte: »Ich muß auf einer Teilzahlung bestehen!«

»Morgen!« sagte Trotta.

»Morgen!« wiederholte Kapturak. »Morgen ist es vielleicht unmöglich! Sie sehen, was da jeden Tag für Überraschungen vorkommen. Ich habe am Hauptmann ein Vermögen verloren. Wer weiß, ob man ihn jemals wiedersehen wird. Sie sind sein Freund!«

»Was sagen Sie?« fragte Trotta. Er hob die Hände vom Tisch und stand plötzlich sicher auf seinen Füßen. Er begriff plötzlich, daß Kapturak ein ungeheuerliches Wort gesagt hatte, obwohl es die Wahrheit war; und ungeheuerlich schien es nur, weil es die Wahrheit sagte. Zugleich erinnerte sich der Leutnant an die einzige Stunde seines Lebens,

in der er andern Menschen gefährlich gewesen war. Er wünschte sich, jetzt ebenso gerüstet zu sein wie damals, mit Säbel, Pistole, seinen Zug im Rücken. Der kleine, graue Mann war heute weitaus gefährlicher, als es damals die Hunderte waren. Und um seine Wehrlosigkeit wettzumachen, suchte Trotta sein Herz mit einem fremden Zorn zu erfüllen. Er ballte die Fäuste; er hatte es noch nie getan, und er spürte, daß er nicht bedrohlich sein, sondern höchstens einen Bedrohlichen spielen konnte. An seiner Stirn schwoll eine blaue Ader an, sein Angesicht rötete sich, das Blut stieg auch in seine Augen, und sein Blick wurde starr. Es gelang ihm, sehr gefährlich auszusehen. Kapturak wich zurück.

»Was sagen Sie?« wiederholte der Leutnant.

»Nichts!« sagte Kapturak.

»Wiederholen Sie, was Sie gesagt haben!« befahl Trotta.

»Nichts!« antwortete Kapturak.

Er zerrann wiederum für einen Augenblick in undeutliche, graue Flecke. Und den Leutnant Trotta ergriff eine ungeheuere Angst, daß der Kleine die gespenstische Fähigkeit habe, in Stücke zu zerfallen und sich wieder in ein Ganzes zusammenzufügen. Und ein unwiderstehliches Verlangen, die Substanz Kapturaks zu erfahren, erfüllte den Leutnant Trotta, ähnlich der unbezwinglichen Leidenschaft eines Forschers. Am Bettpfosten, hinter seinem Rücken, hing der Säbel, seine Waffe, der Gegenstand seiner militärischen und privaten Ehre und in diesem Augenblick merkwürdigerweise auch ein magisches Instrument, geeignet, das Gesetz unheimlicher Gespenster zu enthüllen. Er fühlte den blinkenden Säbel im Rücken und eine Art magnetischer Kraft, die von der Waffe ausging. Und, gleichsam von ihr angezogen, machte er rückwärts einen Satz, den Blick auf den fortwährend zerfallenden und sich wieder zusammensetzenden Kapturak gerichtet, ergriff mit der Linken die Waffe, zog mit der Rechten blitzschnell die Klinge, und während Kapturak einen Sprung zur Tür machte, die Mütze seinen Händen entfiel und vor den grauen Leinenschuhen liegenblieb, folgte ihm Trotta, den Säbel zückend. Und ohne daß der Leutnant wußte, was er tat, hielt er die Spitze der Klinge gegen die Brust des grauen Gespenstes, fühlte durch die ganze Länge des Stahls den Widerstand der Kleider und des Körpers, atmete auf, weil ihm endlich erwiesen schien, daß Kapturak ein Mensch war – und konnte dennoch nicht die Klinge sinken lassen. Es war nur ein Augenblick.

Aber in diesem Augenblick hörte, sah und roch Leutnant Trotta alles, was in der Welt lebte, die Stimmen der Nacht, die Sterne am Himmel, das Licht der Lampe, die Gegenstände im Zimmer, seine eigene Gestalt, als trüge er sie nicht selbst, sondern als stünde sie vor ihm, den Tanz der Mücken um das Licht, den feuchten Dunst der Sümpfe und den kühlen Hauch des nächtlichen Windes. Auf einmal breitete Kapturak die Arme aus. Seine mageren, kleinen Hände krallten sich am linken und am rechten Türpfosten fest. Sein kahler Kopf mit den geringelten, grauen Härchen sank auf die Schulter. Gleichzeitig setzte er einen Fuß vor den andern und verschlang die lächerlichen, grauen Schuhe zu einem Knoten. Und hinter ihm, an der weißen Tür, erhob sich vor den erstarrten Augen Leutnant Trottas auf einmal schwarz und schwankend der Schatten eines Kreuzes.
Trottas Hand zitterte und ließ die Klinge fallen. Mit einem leisen, klirrenden Wimmern fiel sie nieder. Im gleichen Augenblick ließ Kapturak die Arme sinken. Sein Kopf rutschte von der Schulter und fiel vornüber auf die Brust. Er hatte die Augen geschlossen. Seine Lippen zitterten. Sein ganzer Körper zitterte. Es war still. Man hörte das Flattern der Mücken um das Lampenlicht und durch das offene Fenster die Frösche, die Grillen und dazwischen das nahe Bellen eines Hundes. Leutnant Trotta wankte. Er kehrte um. »Setzen Sie sich!« sagte er und wies auf den einzigen Stuhl im Zimmer.
»Ja«, sagte Kapturak, »ich will mich setzen!«
Er ging munter an den Tisch, munter, als wenn nichts geschehen wäre, wie es Trotta vorkam. Seine Fußspitze berührte den Säbel am Boden. Er bückte sich und hob ihn auf. Als hätte er die Aufgabe, Ordnung im Zimmer zu machen, ging er, den nackten Säbel zwischen zwei Fingern einer erhobenen Hand, zum Tisch, auf dem die Scheide lag, und ohne den Leutnant anzusehen, versorgte er den Säbel und hängte ihn wieder an den Bettpfosten. Dann umkreiste er den Tisch und setzte sich dem stehenden Trotta gegenüber. Jetzt erst schien er ihn zu erblicken.
»Ich bleibe nur einen Augenblick«, sagte er, »um mich zu erholen.«
Der Leutnant schwieg.
»Ich bitte Sie nächste Woche um diese Zeit und genau zu dieser Stunde um das ganze Geld«, sagte Kapturak weiter. »Ich möchte mit Ihnen keine Geschäfte machen. Es sind siebentausendzweihundertfünfzig Kronen im ganzen. Ich möchte Ihnen ferner mitteilen, daß Herr Brodnitzer hinter der Tür steht und alles gehört hat. Der Herr Graf Choj-

nicki kommt in diesem Jahr, wie Sie wissen, erst später und vielleicht gar nicht. Ich möchte gehen, Herr Leutnant!«

Er erhob sich, ging zur Tür, bückte sich, hob seine Mütze auf und sah sich noch einmal um. Die Tür fiel zu.

Der Leutnant war jetzt völlig nüchtern. Dennoch kam es ihm vor, daß er alles geträumt hatte. Er öffnete die Tür. Onufrij saß auf seinem Stuhl wie immer, obwohl es schon sehr spät sein mußte. Trotta sah auf seine Uhr. Es war halb zehn. »Warum schläfst du noch nicht?« fragte er. »Wegen Besuch!« erwiderte Onufrij. »Hast alles gehört?« »Alles!« sagte Onufrij. »War Brodnitzer hier?« »Jawohl!« bestätigte Onufrij.

Es gab keinen Zweifel mehr, alles hatte sich so zugetragen, wie Leutnant Trotta es erlebt hatte. Er mußte also morgen früh die ganze Angelegenheit melden. Noch waren die Kameraden nicht heimgekehrt. Er ging von einer Tür zur andern, die Zimmer waren leer. Sie saßen jetzt in der Messe und besprachen den Fall des Hauptmanns Jedlicek, den grauenhaften Fall des Hauptmanns Jedlicek. Man würde ihn vor das Standgericht stellen, degradieren und erschießen. Trotta schnallte den Säbel um, nahm die Mütze und ging hinunter. Er mußte die Kameraden unten erwarten. Er patrouillierte auf und ab vor dem Hotel. Wichtiger als die Szene, die er jetzt mit Kapturak erlebt hatte, war ihm seltsamerweise die Affäre des Hauptmanns. Er glaubte, die tückischen Schliche einer finsteren Macht zu erkennen, unheimlich erschien ihm der Zufall, daß Frau von Taußig gerade heute zu ihrem Mann hatte reisen müssen, und allmählich sah er auch alle düsteren Ereignisse seines Lebens in einen düsteren Zusammenhang gefügt und abhängig von irgendeinem gewaltigen, gehässigen, unsichtbaren Drahtzieher, dessen Ziel es war, den Leutnant zu vernichten. Es war deutlich, es lag, wie man zu sagen pflegt, auf der Hand, daß Leutnant Trotta, der Enkel des Helden von Solferino, teils andern den Untergang bereitete, teils mitgezogen ward von denen, die untergingen, und in jedem Falle zu jenen unseligen Wesen gehörte, auf die eine böse Macht ein böses Auge geworfen hatte. Er ging auf und ab in der stillen Gasse, sein Schritt hallte vor den beleuchteten und verhüllten Fenstern des Cafés wider, in dem die Musik spielte, Karten auf die Tische klatschten und statt der alten »Nachtigall« irgendeine neue sang und tanzte: die alten Lieder und die alten Tänze. Heute saß gewiß keiner der Kameraden dort. Auf jeden Fall wollte Trotta nicht nachsehen. Denn die Schande des Hauptmanns Jedlicek lag auch auf ihm, obwohl ihm der Dienst bei der Armee seit

langem verhaßt war. Die Schande des Hauptmanns lag auf dem ganzen Bataillon. Die militärische Erziehung Leutnant Trottas war stark genug, um es ihm wenig begreiflich erscheinen zu lassen, daß sich die Offiziere des Bataillons nach diesem Fall Jedlicek noch in der Garnison in Uniform auf die Straße wagten. Ja, dieser Jedlicek! Groß, stark und heiter war er, ein guter Kamerad, und sehr viel Geld brauchte er. Alles nahm er auf seine breiten Schultern, Zoglauer liebte ihn, die Mannschaft liebte ihn. Allen war er stärker erschienen als der Sumpf und die Grenze. Und er war ein Spion gewesen! Aus dem Kaffeehaus tönte die Musik, scholl Stimmengewirr und Tassenklirren und versank immer wieder im nächtlichen Chor der unermüdlichen Frösche. Der Frühling war da! Chojnicki aber kam nicht! Der einzige, der mit seinem Geld hätte helfen können. Es waren längst keine sechstausend mehr, sondern siebentausendzweihundertfünfzig! Nächste Woche genau um dieselbe Stunde zu bezahlen! Wenn er nicht bezahlte, ließ sich gewiß irgendein Zusammenhang zwischen ihm und dem Hauptmann Jedlicek herstellen. Er war sein Freund gewesen! Aber alle waren schließlich seine Freunde gewesen. Dennoch konnte man just bei diesem unseligen Leutnant Trotta auf alles gefaßt sein! Das Schicksal, sein Schicksal! Vor vierzehn Tagen noch um diese Zeit war er ein froher und freier junger Mann in Zivil gewesen. Um diese Stunde hatte er den Maler Moser getroffen und einen Schnaps getrunken! Und heute beneidete er den Professor Moser.

Er hörte um die Ecke bekannte Schritte, die Kameraden kehrten heim. Alle kamen sie, die im Hotel Brodnitzer wohnten, in einem stummen Rudel gingen sie einher. Er trat ihnen entgegen. »Ah, du bist nicht weg!« sagte Winter. »Du weißt also schon! Furchtbar! Entsetzlich!« Sie gingen, einer hinter dem andern, ohne ein Wort und jeder bemüht, möglichst leise zu sein, die Treppe hinauf. Sie stahlen sich fast die Treppe hinauf. »Alle auf Nummer neun!« kommandierte Oberleutnant Hruba. Er bewohnte Nummer neun, das geräumigste Zimmer im Hotel. Sie traten alle, die Köpfe gesenkt, in das Zimmer Hrubas.

»Wir müssen was unternehmen!« begann Hruba. »Ihr habt den Zoglauer gesehen! Er ist verzweifelt! Er wird sich erschießen! Wir müssen was unternehmen!«

»Unsinn, Herr Oberleutnant!« sagte der Leutnant Lippowitz. Er hatte sich spät aktivieren lassen, nach zwei Semestern Jura, es gelang ihm niemals, den »Zivilisten« abzulegen, und man begegnete ihm mit dem

etwas scheuen und auch etwas spöttischen Respekt, den man den Reserveoffizieren zollte. »Hier können wir nichts machen«, sagte Lippowitz. »Schweigen und weiter dienen! Es ist nicht der erste Fall. Es wird leider auch nicht der letzte in der Armee sein!«

Niemand antwortete. Sie sahen wohl ein, daß gar nichts zu machen war. Und jeder von ihnen hatte doch gehofft, daß sie, in einem Zimmer versammelt, auf allerhand Auswege kommen würden. Nun aber erkannten sie mit einem Schlage, daß sie lediglich der Schrecken zueinander getrieben hatte, weil jeder von ihnen fürchtete, mit seinem Schrekken allein zwischen seinen vier Wänden zu bleiben; aber auch, daß es ihnen gar nichts half, wenn sie sich zusammenrotteten, und daß jeder einzelne mitten unter den andern dennoch allein war mit seinem Schrecken. Sie hoben die Köpfe und sahen sich an und ließen die Köpfe wieder sinken. So waren sie schon einmal zusammengesessen, nach dem Selbstmord Hauptmann Wagners. Jeder von ihnen dachte an den Vorgänger Hauptmann Jedliceks, den Hauptmann Wagner, jeder von ihnen wünschte heute, auch Jedlicek hätte sich erschossen. Und jedem kam plötzlich der Verdacht, daß sich auch ihr toter Kamerad Wagner vielleicht nur erschossen hatte, weil er sonst verhaftet worden wäre.

»Ich werde hingehen, ich dring' schon vor«, sagte Leutnant Habermann, »und werde ihn niederknallen.«

»Du dringst eben erstens nicht vor!« erwiderte Lippowitz. »Zweitens ist schon dafür gesorgt, daß er sich selber umbringt. Sobald man alles von ihm erfahren hat, gibt man ihm eine Pistole mit und sperrt ihn mit ihr ein.«

»Ja, richtig, so ist es!« riefen einige. Sie atmeten auf. Sie begannen zu hoffen, daß sich der Hauptmann in dieser Stunde schon umgebracht habe. Und es war ihnen, als hätten sie alle soeben dank ihrer eigenen Klugheit diesen vernünftigen Usus der Militärgerichtsbarkeit eingeführt.

»Um ein Haar hätt' ich heut einen Mann umgebracht!« sagte Leutnant Trotta.

»Wen, wieso, warum?« fragten alle durcheinander.

»Es ist Kapturak, den ihr alle kennt«, begann Trotta. Er erzählte langsam, suchte nach Worten, verfärbte sich, und als er zum Ende kam, war es ihm unmöglich zu erklären, weshalb er nicht zugestoßen hatte. Er fühlte, daß sie ihn nicht verstehen würden. Ja, sie begriffen ihn jetzt

nicht mehr. »Ich hätt' ihn erschlagen!« rief einer. »Ich auch«, ein zweiter. »Und ich«, ein dritter.
»Es ist eben nicht so leicht!« rief Lippowitz dazwischen.
»Dieser Blutsauger, der Jud«, sagte jemand – und alle wurden starr, weil sie sich erinnerten, daß Lippowitz' Vater auch Jude war.
»Ja, ich habe plötzlich«, begann Trotta wieder – und es verwunderte ihn höchlichst, daß er in diesem Augenblick an den toten Max Demant denken mußte und an dessen Großvater, den weißbärtigen König unter den Schankwirten –, »ich hab' plötzlich ein Kreuz hinter ihm gesehen!« Einer lachte. Ein anderer sagte kühl: »Bist besoffen gewesen!«
»Also Schluß!« befahl endlich Hruba. »Das alles wird morgen dem Zoglauer gemeldet!«
Trotta sah ein Gesicht nach dem andern an; müde, schlaffe, aufgeregte, aber noch in der Müdigkeit und in der Aufregung aufreizend heitere Gesicher. Wenn der Demant jetzt lebte, dachte Trotta. Man könnte mit ihm reden, mit dem Enkel des weißbärtigen Königs der Schankwirte! Er versuchte, unbemerkt hinauszugehen. Er ging in sein Zimmer.
Am nächsten Morgen meldete er den Vorfall. Er berichtete in der Sprache der Armee, in der er seit seiner Knabenzeit zu melden und zu erzählen gewohnt war, in der Sprache der Armee, die seine Muttersprache war. Aber er fühlte wohl, daß er nicht alles und nicht einmal das Wichtige gesagt hatte und daß zwischen seinem Erlebnis und dem Bericht, den er erstattete, ein weiter und rätselhafter Abstand lag, gleichsam ein ganzes merkwürdiges Land. Er vergaß auch nicht, den Schatten des Kreuzes zu melden, den er gesehen zu haben glaubte. Und der Major lächelte genau so, wie Trotta es erwartet hatte, und fragte: »Wieviel hatten Sie getrunken?« »Eine halbe Flasche!« sagte Trotta. »Na also!« bemerkte Zoglauer.
Er hatte nur einen Augenblick gelächelt, der geplagte Major Zoglauer. Es war eine ernste Geschichte. Die ernsten Geschichten häuften sich leider. Eine peinliche Sache, jedenfalls höheren Orts zu vermelden. Man konnte warten. »Haben Sie das Geld?« fragte der Major. »Nein!« sagte der Leutnant. Und sie sahen einander einen Augenblick ratlos an, mit leeren, starren Augen, mit den armen Augen von Menschen, die sich nicht einmal gestehen durften, daß sie ratlos waren. Es stand nicht alles im Reglement, man konnte die Büchl von vorn nach hinten und wieder von hinten nach vorn durchblättern, es stand nicht alles drin!

War der Leutnant im Recht gewesen? Hatte er zu früh nach dem Säbel gegriffen? War der Mann im Recht, der ein Vermögen verliehen hatte und es zurückforderte? Und wenn der Major auch alle seine Herren zusammenrief und sich mit ihnen beriet: Wer hätte einen Rat gewußt? Wer durfte klüger sein als der Kommandant des Bataillons? Und was war nur los mit diesem unseligen Leutnant? Es hatte schon Mühe gekostet, jene Streikgeschichte niederzuschlagen, Unheil, Unheil häufte sich über dem Kopf Major Zoglauers, Unheil über Trotta, Unheil über diesem Bataillon. Er hätte gern die Hände gerungen, der Major Zoglauer, wenn es nur möglich gewesen wäre, im Dienst die Hände zu ringen. Und wenn auch alle Offiziere des Bataillons für Leutnant Trotta gutstanden, die Summe kam nicht zusammen! Und die Geschichte verwickelte sich nur mehr, wenn die Summe nicht bezahlt wurde. »Wozu haben S' denn so viel gebraucht?« fragte Zoglauer, erinnerte sich aber im Nu, daß er alles wußte. Er winkte mit der Hand. Er wünschte keine Auskunft. »Schreiben Sie an Ihren Herrn Papa vor allen Dingen!« sagte Zoglauer. Es kam ihm vor, daß er da eine glänzende Idee ausgedrückt hatte. Und der Rapport war beendet.

Und Leutnant Trotta ging nach Haus und setzte sich hin und begann, an den Herrn Papa zu schreiben. Er konnte es ohne Alkohol nicht. Und er stieg hinunter ins Café, bestellte einen Neunziggrädigen, Tinte, Feder und Papier. Er begann. Welch ein schwerer Brief! Welch ein unmöglicher Brief! Leutnant Trotta setzte ein paarmal an, vernichtete die Anfänge, begann wieder. Nichts ist schwieriger für einen Leutnant, als Ereignisse aufzuschreiben, die ihn selbst betreffen und sogar gefährden. Es erwies sich bei dieser Gelegenheit, daß Leutnant Trotta, dem der Dienst in der Armee seit langem schon verhaßt war, noch genug soldatischen Ehrgeiz besaß, um sich nicht aus der Armee entfernen zu lassen. Und während er seinem Vater den verwickelten Sachverhalt darzustellen versuchte, verwandelte er sich wieder unversehens in den Kadettenschüler Trotta, der einst auf dem Balkon des väterlichen Hauses bei den Klängen des Radetzkymarsches für Habsburg und Österreich zu sterben gewünscht hatte. (So merkwürdig, so wandelbar und so verworren ist die menschliche Seele.)

Es dauerte mehr als zwei Stunden, bis Trotta den Sachverhalt zu Papier gebracht hatte. Es war später Nachmittag geworden. Schon versammelten sich die Karten- und die Roulettespieler im Kaffeehaus. Auch der Wirt, Herr Brodnitzer, kam. Seine Höflichkeit war ungewöhnlich

und erschreckend. Er machte eine so tiefe Verbeugung vor dem Leutnant, daß dieser sofort erkannte, der Wirt wolle ihn an die Szene mit Kapturak erinnern und an die eigene authentische Zeugenschaft. Trotta erhob sich, um nach Onufrij zu suchen. Er ging in den Flur und rief ein paarmal den Namen Onufrijs zur Treppe hinauf. Aber Onufrij meldete sich nicht. Brodnitzer aber kam und berichtete: »Ihr Diener ist heute früh weggegangen!«

Der Leutnant machte sich also selbst auf den Weg zur Bahn, um seinen Brief zu befördern. Erst unterwegs fiel es ihm auf, daß Onufrij weggegangen war, ohne um Erlaubnis gebeten zu haben. Seine militärische Erziehung diktierte ihm Zorn gegen den Diener. Er selbst, der Leutnant, war oft nach Wien gefahren – und in Zivil und ohne Erlaubnis. Vielleicht hatte der Bursche sich nur nach dem Beispiel seines Herrn aufgeführt. Vielleicht hat Onufrij ein Mädchen, es wartet auf ihn, dachte der Leutnant weiter. Ich werd' ihn einsperren, bis er blau wird! dachte der Leutnant Trotta. Aber gleichzeitig spürte er wohl, daß er diese Phrase nicht selbständig gedacht und nicht ernst gemeint hatte. Es war eine mechanische Wendung, ewig parat in seinem militärischen Gehirn, eine von den zahllosen mechanischen Wendungen, die in den militärischen Gehirnen Gedanken ersetzen und Entscheidungen vorwegnehmen.

Nein, der Bursche Onufrij hatte kein Mädchen in seinem Dorf. Er hatte viereinhalb Morgen Feld, von seinem Vater ererbt, von seinem Schwager verwaltet, und zwanzig goldene Zehn-Kronen-Dukaten in der Erde vergraben, neben der dritten Weide vor der Hütte links, auf dem Pfad, der zum Nachbarn Nikofor führte. Der Bursche Onufrij hatte sich noch vor dem Aufgang der Sonne erhoben, Montur und Stiefel des Leutnants geputzt, die Stiefel vor die Tür gestellt und die Montur über den Sessel gehängt. Er nahm seinen Knüppel aus Weichselholz und begann, nach Burdlaki zu marschieren. Er ging den schmalen Pfad entlang, auf dem die Weiden wuchsen, auf dem einzigen Weg, der die Trockenheit des Bodens anzeigte. Denn die Weiden verbrauchten alle Feuchtigkeit des Sumpfes. Zu beiden Seiten des schmalen Wegs, den er ging, stiegen die grauen, vielgestaltigen und gespenstischen Nebel des Morgens auf, wallten ihm entgegen und zwangen ihn, sich zu bekreuzigen. Unaufhörlich murmelte er mit zitternden Lippen das Vaterunser. Dennoch war er guten Mutes. Jetzt kamen links die großen, schiefergedeckten Magazine der Eisenbahn und trösteten ihn

einigermaßen, weil sie auf dem Platz standen, auf dem er sie erwartet hatte. Er bekreuzigte sich noch einmal, diesmal aus Dankbarkeit für die Güte Gottes, welche die Magazine der Eisenbahn an ihrem gewohnten Platz stehengelassen hatte. Er erreichte das Dorf Burdlaki eine Stunde nach Sonnenaufgang. Seine Schwester und sein Schwager waren schon auf den Feldern. Er betrat die väterliche Hütte, in der sie wohnten. Die Kinder schliefen noch, in den Wiegen, die am Plafond aufgehängt waren, mit dicken Seilen, an mehrfach gewundenen, eisernen Haken. Er nahm Spaten und Harke aus dem Gemüsegärtchen hinter dem Haus und begab sich auf die Suche nach der dritten Weide links von der Hütte. Am Ausgang stellte er sich auf, den Rücken der Tür zugewandt und das Auge gegen den Horizont gerichtet. Es dauerte eine Weile, bis er sich bewiesen hatte, daß sein rechter Arm der rechte, sein linker der linke war, dann ging er links, bis zur dritten Weide, in der Richtung zum Nachbarn Nikofor. Hier begann er zu graben. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick ringsum, um sich zu überzeugen, daß ihm niemand zusehe. Nein! Niemand sah, was er tat. Er grub und grub. Die Sonne stieg so schnell hoch am Himmel, daß er glaubte, der Mittag sei schon gekommen. Aber es war erst neun Uhr morgens. Endlich hörte er die eiserne Zunge des Spatens an etwas Hartes, Klingendes stoßen. Er legte den Spaten weg, begann, mit der Harke zärtlich die gelockerte Erde zu streicheln, warf die Harke weg, legte sich auf den Boden und kämmte mit allen zehn Fingern die lockeren Krümchen der feuchten Erde beiseite. Er tastete zuerst ein Taschentuch aus Leinen, suchte nach dem Knoten, zog es heraus. Da war sein Geld: zwanzig goldene Zehn-Kronen-Dukaten.
Er gab sich keine Zeit nachzuzählen. Er verbarg den Schatz in der Hosentasche und ging zum jüdischen Schankwirt des Dorfes Burdlaki, einem gewissen Hirsch Beniower, dem einzigen Bankier der Welt, den er persönlich kannte. »Ich kenne dich!« sagte Hirsch Beniower, »ich habe auch deinen Vater gekannt! – Brauchst du Zucker, Mehl, russischen Tabak oder Geld?«
»Geld!« sagte Onufrij.
»Wieviel brauchst du?« fragte Beniower.
»Sehr viel!« sagte Onufrij – und streckte die Arme aus, soweit er konnte, um zu zeigen, wieviel er brauche.
»Gut«, sagte Beniower, »wir wollen sehen, wieviel du hast!«
Und Beniower schlug ein großes Buch auf. In diesem Buch stand ver-

zeichnet, daß Onufrij Kolohin viereinhalb Morgen besaß. Beniower war bereit, dreihundert Kronen darauf zu leihen.

»Gehn wir zum Bürgermeister!« sagte Beniower. Er rief seine Frau, übergab ihr den Laden und ging mit Onufrij Kolohin zum Bürgermeister.

Hier gab er Onufrij dreihundert Kronen. Onufrij setzte sich an einen wurmstichigen, braunen Tisch und begann, seinen Namen unter ein Schriftstück zu schreiben. Er legte die Mütze ab. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Auch durch die winzigen Fenster der Bauernhütte, in welcher der Bürgermeister von Burdlaki amtierte, vermochte sie ihre bereits brennenden Strahlen zu schicken. Onufrij schwitzte. Auf seiner kurzen Stirn wuchsen die Schweißperlen wie kristallene, durchsichtige Beulen. Jeder Buchstabe, den Onufrij schrieb, weckte eine kristallene Beule auf seiner Stirn. Diese Beulen rannen, rannen hinunter wie Tränen, die das Gehirn Onufrijs geweint hatte. Endlich stand sein Name unter dem Schriftstück. Und die zwanzig goldenen Zehn-Kronen-Dukaten in der Hosentasche und die dreihundert papierenen Kronenscheine in der Tasche der Bluse, begann Onufrij Kolohin seine Rückwanderung.

Er erschien am Nachmittag im Hotel. Er ging ins Café, fragte nach seinem Herrn und stellte sich inmitten der Kartenspieler auf, als er Trotta erblickte, so unbekümmert, als stünde er mitten im Kasernenhof. Sein ganzes, breites Angesicht leuchtete wie eine Sonne. Trotta sah ihn lange an, Zärtlichkeit im Herzen und Strenge im Blick. »Ich werde dich einsperren, bis du schwarz wirst!« sagte der Mund des Leutnants, dem Diktat gehorchend, das ihm sein militärisches Hirn befahl. »Komm ins Zimmer!« sagte Trotta und stand auf.

Der Leutnant ging die Treppe hinauf. Genau drei Stufen hinter ihm folgte Onufrij. Sie standen im Zimmer. Onufrij, immer noch mit sonnigem Angesicht, meldete: »Herr Leutnant, hier ist Geld!«, und er zog aus Hosen- und Blusentasche alles, was er besaß, trat näher und legte es auf den Tisch. An dem dunkelroten Taschentuch, das die zwanzig goldenen Zehn-Kronen-Dukaten so lange unter der Erde geborgen hatte, klebten noch silbergraue Schlammstückchen. Neben dem Taschentuch lagen die blauen Geldscheine. Trotta zählte sie. Dann knüpfte er das Tuch auf. Er zählte die Goldstücke. Dann legte er die Scheine zu den Goldstücken in das Tuch, schlang den Knoten wieder zusammen und gab Onufrij das Bündel zurück.

»Ich darf leider kein Geld von dir nehmen, verstehst du?« sagte Trotta. »Das Reglement verbietet es, verstehst du? Wenn ich das Geld von dir nehme, werde ich aus der Armee entlassen und degradiert, verstehst du?«

Onufrij nickte.

Der Leutnant stand da, das Bündel in der erhobenen Hand. Onufrij nickte fortwährend mit dem Kopf. Er streckte die Hand aus und ergriff das Bündel. Es schwankte eine Weile in der Luft.

»Abtreten!« sagte Trotta, und Onufrij ging mit dem Bündel.

Der Leutnant erinnerte sich an jene Herbstnacht in der Kavalleriegarnison, in der er hinter seinem Rücken Onufrijs stampfenden Schritt vernommen hatte. Und er dachte an die Militärhumoresken, die er in schmalen, grüngebundenen Bändchen in der Bibliothek des Spitals gelesen hatte. Dort wimmelte es von rührenden Offiziersburschen, ungeschlachten Bauernjungen mit goldenen Herzen. Und obwohl Leutnant Trotta keinerlei literarischen Geschmack besaß und obwohl ihm, wenn er zufällig einmal das Wort Literatur hörte, lediglich das Drama »Zriny« von Theodor Körner einfiel und gar nichts mehr, hatte er doch immer einen dumpfen Widerwillen gegen die wehmütige Sanftheit jener Büchlein und gegen ihre goldenen Gestalten empfunden. Er war nicht erfahren genug, der Leutnant Trotta, um zu wissen, daß es auch in der Wirklichkeit ungeschlachte Bauernburschen mit edlen Herzen gab und daß viel Wahres aus der lebendigen Welt in schlechten Büchern abgeschrieben wurde; nur eben schlecht abgeschrieben.

Er hatte überhaupt noch wenig erfahren, der Leutnant Trotta.

XVIII

An einem frischen und sonnigen Frühlingsmorgen erhielt der Bezirkshauptmann den unglücklichen Brief des Leutnants. Herr von Trotta wog das Schreiben in der Hand, bevor er es öffnete. Es schien schwerer zu sein als alle Briefe, die er von seinem Sohn bis nun erhalten hatte. Es mußte ein Brief von zwei Bogen sein, ein Brief von einer ungewöhnlichen Länge. Das gealterte Herz Herrn von Trottas erfüllte sich mit Kummer, väterlichem Zorn, Freude und banger Ahnung zugleich. An seiner alten Hand schepperte die harte Manschette ein bißchen, als er das Kuvert öffnete. Er hielt den Zwicker, der im Laufe der letzten

Monate etwas zittrig geworden schien, mit der Linken fest und brachte den Brief mit der Rechten ziemlich nahe vor das Angesicht, so daß die Ränder des Backenbartes leise raschelnd das Papier streiften. Die deutliche Hast der Schriftzüge erschreckte Herrn von Trotta im gleichen Maße wie der außergewöhnliche Inhalt. Auch zwischen den Zeilen noch suchte der Bezirkshauptmann nach etwa verborgenen neuen Schrecken; denn es war ihm auf einmal, als enthielte der Brief nicht der Schrecken genug und als hätte er seit langem schon, und besonders, seitdem der Sohn zu schreiben aufgehört hatte, Tag für Tag auf die furchtbarste Botschaft gewartet. Deshalb wohl war er gefaßt, als er das Schreiben weglegte. Er war ein alter Mann einer alten Zeit. Die alten Männer aus der Zeit vor dem großen Kriege waren vielleicht törichter als die jungen von heute. Aber in den Augenblicken, die jenen schrecklich vorkamen und die nach den Begriffen der Tage, in denen wir leben, wahrscheinlich mit einem flüchtigen Scherz erledigt wären, bewahrten sie, die braven, alten Männer, einen heldenhaften Gleichmut. Heutzutage sind die Begriffe von Standesehre und Familienehre und persönlicher Ehre, in denen der Herr von Trotta lebte, Überreste unglaubwürdiger und kindischer Legenden, wie es uns manchmal scheint. Damals aber hätte einen österreichischen Bezirkshauptmann von der Art Herrn von Trottas die Kunde vom plötzlichen Tod seines einzigen Kindes weniger erschüttert als die von einer auch nur scheinbaren Unehrenhaftigkeit dieses einzigen Kindes. Nach den Vorstellungen jener verschollenen und wie von den frischen Grabhügeln der Gefallenen verschütteten Epoche war ein Offizier der kaiser- und königlichen Armee, der einen Angreifer seiner Ehre scheinbar deshalb nicht getötet hatte, weil er ihm Geld schuldig war, ein Unglück und schlimmer als ein Unglück: nämlich eine Schande für seinen Erzeuger, für die Armee und für die Monarchie. Und im ersten Augenblick regte sich auch nicht das väterliche, sondern gewissermaßen das amtliche Herz Herrn von Trottas. Und es sagte: Leg sofort dein Amt nieder! Geh frühzeitig in Pension. Im Dienst deines Kaisers hast du nichts mehr zu suchen! Im nächsten Augenblick aber schrie das väterliche Herz: Die Zeit ist schuld! Die Grenzgarnison ist schuld! Du selbst bist schuld! Dein Sohn ist aufrichtig und edel! Nur schwach ist er leider! Und man muß ihm helfen!

Man mußte ihm helfen! Man mußte verhüten, daß der Name der Trottas entehrt und geschändet würde. Und in diesem Punkte waren sich

beide Herzen Herrn von Trottas einig, das väterliche und das amtliche. Also galt es vor allem, Geld zu beschaffen, siebentausendzweihundertfünfzig Kronen! Die fünftausend Florin, einstmals von der kaiserlichen Gnade dem Sohn des Helden von Solferino gespendet, wie das ererbte Geld des Vaters waren längst nicht mehr vorhanden. Sie waren dem Bezirkshauptmann unter den Händen zerronnen, für dies und jenes, für den Haushalt, für die Kadettenschule in Mährisch-Weißkirchen, für den Maler Moser, für das Pferd, für wohltätige Zwecke, Herr von Trotta hatte immer darauf gehalten, reicher zu erscheinen, als er war. Er hatte die Instinkte eines wahren Herrn. Und es gab um jene Zeit (und es gibt vielleicht auch heute noch) keine kostspieligeren Instinkte. Die Menschen, die mit derlei Flüchen begnadet sind, wissen weder, wieviel sie besitzen, noch, wieviel sie ausgeben. Sie schöpfen aus einem unsichtbaren Quell. Sie rechnen nicht. Sie sind der Meinung, ihr Besitz könne nicht geringer sein als ihre Großmut.
Zum erstenmal in seinem nunmehr so langen Leben stand Herr von Trotta vor der unmöglichen Aufgabe, eine verhältnismäßig große Summe auf der Stelle zu beschaffen. Er hatte keine Freunde, jene Schulkollegen und Studiengenossen ausgenommen, die heute in Ämtern saßen wie er und mit denen er seit Jahren nicht verkehrt hatte. Die meisten waren arm. Er kannte den reichsten Mann dieser Bezirksstadt, den alten Herrn von Winternigg. Und er begann, sich langsam an den schauderhaften Gedanken zu gewöhnen, daß er zu Herrn von Winternigg gehen würde, morgen, übermorgen oder schon heute, um ein Darlehen bitten. Er hatte keine überaus starke Vorstellungskraft, der Herr von Trotta. Dennoch gelang es ihm, sich jeden Schritt dieses schrecklichen Bittganges mit qualvoller Deutlichkeit auszumalen. Und zum erstenmal in seinem nunmehr langen Leben mußte der Bezirkshauptmann erfahren, wie schwer es ist, hilflos zu sein und würdig zu bleiben. Wie ein Blitz fiel diese Erfahrung auf ihn nieder, zerbrach in einem Nu den Stolz, den Herr von Trotta so lange sorgfältig gehütet und gepflegt, den er ererbt hatte und weiterzuvererben entschlossen war. Schon war er gedemütigt wie einer, der seit vielen Jahren nutzlose Bittgänge unternimmt. Der Stolz war früher der starke Genosse seiner Jugend gewesen, später eine Stütze seines Alters geworden, nun war ihm der Stolz genommen, dem armen, alten Herrn Bezirkshauptmann!
Er beschloß, sofort einen Brief an Herrn von Winternigg zu schreiben. Kaum aber hatte er die Feder angesetzt, als es ihm deutlich wurde, daß

er nicht einmal imstande war, einen Besuch anzukündigen, der eigentlich ein Bittgang genannt werden mußte. Und es schien dem alten Trotta, daß er sich in eine Art Betrug einlasse, wenn er nicht von Anfang an den Zweck seines Besuches zumindest andeute. Es war aber unmöglich, eine Wendung zu finden, die dieser Absicht einigermaßen entsprochen hätte. Und also blieb er lange sitzen, die Feder in der Hand, überlegte und stilisierte und verwarf jeden Satz wieder. Man konnte freilich auch mit Herrn von Winternigg telephonieren. Aber seitdem es ein Telephon in der Bezirkshauptmannschaft gab – und das war nicht länger her als zwei Jahre –, hatte Herr von Trotta es nur zu dienstlichen Gesprächen benutzt. Unvorstellbar, daß er etwa an den braunen, großen, ein wenig auch unheimlichen Kasten getreten wäre, die Klingel gedreht hätte, um mit jenem schauderhaften Hallo!, das Herrn von Trotta fast beleidigte (weil es ihm das kindische Losungswort eines ungeziemenden Übermuts zu sein schien, mit dem ernste Leute an die Besprechung ernster Sachen gingen), ein Gespräch mit Herrn von Winternigg anzufangen. Unterdessen fiel es ihm ein, daß sein Sohn auf eine Antwort wartete, eine Depesche vielleicht. Und was sollte der Bezirkshauptmann telegraphieren! Etwa: Werde alles versuchen, Näheres folgt? Oder: Warte geduldig Weiteres ab? Oder: Versuche andere Mittel, hierorts unmöglich? – Unmöglich! Ein langes, schreckliches Echo weckte dieses Wort. Was war unmöglich? Die Ehre der Trottas zu retten? Das mußte ja möglich sein. Das durfte ja nicht unmöglich sein! Auf und ab, auf und ab ging der Bezirkshauptmann durch die Kanzlei, wie an jenen Sonntagvormittagen, an denen er den kleinen Carl Joseph geprüft hatte. Eine Hand hielt er am Rücken und an der anderen Hand schepperte die Manschette. Dann ging er in den Hof hinunter, getrieben von dem wahnwitzigen Einfall, daß der tote Jacques noch dort sitzen könnte, im Schatten des Gebälks. Leer war der Hof. Das Fenster des kleinen Häuschens, in dem Jacques gewohnt hatte, stand offen, und der Kanarienvogel lebte noch. Er saß auf dem Fensterrahmen und schmetterte. Der Bezirkshauptmann kehrte um, nahm Hut und Stock und verließ das Haus. Er hatte sich entschlossen, etwas Außergewöhnliches zu unternehmen, nämlich den Doktor Skowronnek zu Hause aufzusuchen. Er überquerte den kleinen Marktplatz, bog in die Lenaugasse ein, suchte an den Haustüren nach einem Schild, denn er wußte die Hausnummer nicht, und mußte sich nach der Adresse Skowronneks schließlich bei einem Kaufmann er-

kundigen, obwohl es ihm wie eine Indiskretion vorkam, einen Fremden mit der Bitte um eine Auskunft zu belästigen. Aber auch das überstand Herr von Trotta starkmütig und zuversichtlich, und er trat in das Haus, das man ihm bezeichnete. Er traf Doktor Skowronnek im kleinen Garten hinter dem Flur, mit einem Buch unter einem riesigen Sonnenschirm. »Um Gottes willen!« rief Skowronnek. Denn er wußte wohl, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein mußte, wenn der Bezirkshauptmann ihn zu Hause aufsuchte.

Herr von Trotta gebrauchte eine ganze Anzahl umständlicher Entschuldigungen, ehe er begann. Und er erzählte, sitzend auf der Bank im kleinen Garten, den Kopf gesenkt und mit der Stockspitze stochernd im bunten Kies des schmalen Pfades. Dann gab er den Brief seines Sohnes in Skowronneks Hände. Dann schwieg er, hielt einen Seufzer zurück und atmete tief.

»Meine Ersparnisse«, sagte Skowronnek, »betragen zweitausend Kronen, ich stelle sie Ihnen zur Verfügung, Herr Bezirkshauptmann, wenn Sie mir erlauben.« Er sagte diesen Satz sehr schnell, so, als fürchte er, der Bezirkshauptmann könnte ihn unterbrechen, und aus Verlegenheit griff er nach dem Stock Herrn von Trottas und begann selbst, im Kies herumzustochern; denn es kam ihm vor, daß er nach diesem Satz nicht mehr mit unbeschäftigten Händen dasitzen könne.

Herr von Trotta sagte: »Danke, Herr Doktor, ich nehme sie. Ich will Ihnen einen Schuldschein geben. Ich zahle, wenn Sie erlauben, in Raten zurück.«

»Davon kann keine Rede sein!« sagte Skowronnek.

»Gut!« sagte der Bezirkshauptmann. Es kam ihm auf einmal unmöglich vor, viele unnütze Worte zu sagen, wie er sie sein ganzes Leben lang aus Höflichkeit Fremden gegenüber gebraucht hatte. Die Zeit drängte ihn plötzlich. Die paar Tage, die er noch vor sich hatte, schrumpften auf einmal zusammen und wurden ein Nichts.

»Der Rest«, fuhr Skowronnek fort, »der Rest kann nur durch Herrn von Winternigg aufgetrieben werden. Sie kennen ihn?«

»Flüchtig.«

»Es bleibt nichts anderes übrig, Herr Bezirkshauptmann! Aber ich glaube, Herrn von Winternigg zu kennen. Ich habe einmal seine Schwiegertochter behandelt. Er ist, scheint mir, ein Unmensch, wie man so sagt. Und es könnte sein, es könnte sein, Herr Bezirkshauptmann, daß Sie sich einen Refus holen.«

Hierauf schwieg Skowronnek. Der Bezirkshauptmann nahm dem Doktor wieder den Stock aus der Hand. Und es war ganz still. Man hörte nur das Scharren der Stockspitze im Kies.
»Einen Refus!« flüsterte der Bezirkshauptmann. »Ich fürchte keinen«, sagte er laut. »Aber was dann?«
»Dann«, sagte Skowronnek, »gibt es nur etwas Merkwürdiges, es geht mir so durch den Kopf, aber es scheint mir selbst zu phantastisch. Ich meine, in Ihrem Falle ist es vielleicht gar nicht so unwahrscheinlich. An Ihrer Stelle würde ich direkt hingehn, direkt zum Alten, zum Kaiser, meine ich. Denn es handelt sich ja nicht ums Geld allein. Die Gefahr besteht doch, verzeihen Sie, daß ich so offen rede, daß Ihr Sohn aus der Armee, aus der Armee« – »fliegt« wollte Skowronnek sagen. Aber er sagte: »ausscheiden muß!«
Nachdem Skowronnek dieses Wort ausgesprochen hatte, schämte er sich sofort. Und er fügte hinzu: »Es ist vielleicht doch eine kindische Idee. Und während ich sie ausdrücke, kommt es mir vor, daß wir zwei Knaben sind, die unmögliche Dinge überlegen. Ja, so alt sind wir geworden, und wir haben schweren Kummer, und dennoch ist etwas Übermütiges in meiner Idee. Entschuldigen Sie!«
Der einfachen Seele Herrn von Trottas erschien der Einfall Doktor Skowronneks gar nicht kindisch. Immer, bei jedem Akt, den er aufsetzte oder unterzeichnete, bei jeder geringfügigen Anweisung, die er dem Kommissär oder auch nur dem Gendarmeriewachtmeister Slama erteilte, stand er unmittelbar unter dem ausgestreckten Zepter des Kaisers. Und es war ganz selbstverständlich, daß der Kaiser mit Carl Joseph gesprochen hatte. Der Held von Solferino hatte Blut für den Kaiser vergossen, Carl Joseph auch, in einem gewissen Sinne, indem er nämlich gegen die turbulenten und verdächtigen »Individuen« und »Elemente« gekämpft hatte. Nach den einfachen Begriffen Herrn von Trottas war es nicht ein Mißbrauch der kaiserlichen Gnade, wenn der Diener Seiner Majestät vertrauensselig zu Franz Joseph ging wie ein Kind in der Not zu seinem Vater. Und Doktor Skowronnek erschrak und begann, an der Vernunft des Bezirkshauptmanns zu zweifeln, als der Alte ausrief: »Ausgezeichnete Idee, Herr Doktor, das Einfachste von der Welt!«
»So einfach ist sie nicht!« sagte Skowronnek. »Sie haben nicht viel Zeit. In zwei Tagen läßt sich keine Privataudienz ermöglichen.«
Der Bezirkshauptmann gab ihm recht. Und sie beschlossen, daß Herr von Trotta zuerst zu Winternigg gehen müsse.

»Auch im Falle einer Absage!« sagte der Bezirkshauptmann.
»Auch im Falle einer Absage!« wiederholte Doktor Skowronnek.
Und der Bezirkshauptmann machte sich sofort auf den Weg zu Herrn von Winternigg. Er fuhr im Fiaker. Es war Mittagszeit. Er hatte selbst nichts gegessen. Er hielt vor dem Kaffeehaus und nahm einen Cognac. Er überlegte, daß er ein höchst unpassendes Unternehmen begann. Er wird den alten Winternigg beim Essen stören. Aber er hat keine Zeit. Heute nachmittag muß es entschieden sein. Übermorgen ist er beim Kaiser. Und er läßt noch einmal halten. Er steigt vor der Post aus und schreibt mit fester Hand ein Telegramm an Carl Joseph: »Wird erledigt. Gruß, Vater.« Er ist ganz sicher, daß alles gutgeht. Denn mag es vielleicht unmöglich sein, das Geld aufzubringen, noch weniger möglich ist es, daß die Ehre der Trottas gefährdet werde. Ja, der Bezirkshauptmann bildet sich ein, daß ihn der Geist seines Vaters, des Helden von Solferino, bewache und begleite. Und der Cognac wärmt sein altes Herz. Es schlägt ein bißchen heftiger. Er ist aber ganz ruhig. Und er bezahlt den Kutscher vor dem Eingang zur Villa Winterniggs und salutiert wohlwollend mit einem Finger, wie er immer kleine Leute zu grüßen pflegt. Wohlwollend lächelt er auch dem Diener zu. Mit Hut und Stock in der Hand wartet er.
Herr von Winternigg kam, winzig und gelb. Er streckte dem Bezirkshauptmann sein dürres Händchen entgegen, fiel nieder in einen breiten Sessel und verschwand fast in der grünen Polsterung. Seine farblosen Augen richtete er gegen die großen Fenster. In seinen Augen lebte kein Blick, oder sie verbargen geradezu seinen Blick; sie waren matte, alte Spiegelchen, der Bezirkshauptmann sah nur sein eigenes kleines Abbild in ihnen. Er begann, geläufiger, als er es sich selbst zugetraut hätte, mit wohlgesetzten Entschuldigungen, und er erklärte, wieso es ihm unmöglich gewesen sei, seinen Besuch anzukündigen. Dann sagte er: »Herr von Winternigg, ich bin ein alter Mann.« Er hatte diesen Satz gar nicht sagen wollen. Die gelben, runzligen Lider Winterniggs klappten ein paarmal auf und nieder, und der Bezirkshauptmann hatte die Empfindung, er spräche zu einem alten, dürren Vogel, der die menschliche Sprache nicht verstand.
»Sehr bedauerlich!« sagte dennoch Herr von Winternigg. Er sprach sehr leise. Seine Stimme hatte keinen Klang, wie seine Augen keinen

Blick. Er hauchte, wenn er sprach, und entblößte dabei ein kräftiges, überraschendes Gebiß, breite, gelbliche Zähne, ein starkes Schutzgitter, das die Worte bewachte.

»Sehr bedauerlich!« sagte Herr von Winternigg noch einmal. »Ich hab' ja gar kein Bargeld!«

Der Bezirkshauptmann erhob sich sofort. Auch Winternigg schnellte auf. Er stand, winzig und gelb, vor dem Bezirkshauptmann, bartlos vor einem silbrigen Backenbart, und Herr von Trotta schien zu wachsen und glaubte auch selbst zu fühlen, daß er wachse. War sein Stolz gebrochen? Keineswegs. War er gedemütigt? Er war es nicht! Er hatte die Ehre des Helden von Solferino zu retten, wie es die Aufgabe des Helden von Solferino gewesen war, das Leben des Kaisers zu retten. So leicht waren eigentlich die Bittgänge! Mit Verachtung, zum erstenmal füllte sich das Herz Herrn von Trottas mit wirklicher Verachtung, und die Verachtung war fast so groß wie sein Stolz. Er empfahl sich. Und er sagte mit seiner alten, hochmütig näselnden Stimme des Beamten: »Ich empfehle mich, Herr von Winternigg!« Er ging zu Fuß, aufrecht, langsam, schimmernd in der ganzen Würde seines Silbers durch die lange Allee, die vom Hause Winterniggs zur Stadt führte. Die Allee war leer, die Spatzen hüpften über den Weg, und die Amseln pfiffen, und die alten, grünen Kastanien säumten den Weg des Herrn Bezirkshauptmanns.

Zu Hause ergriff er nach langer Zeit wieder die silberne Tischglocke. Ihr dünnes Stimmchen lief hurtig durch das ganze Haus. »Meine Gnädigste«, sagte Herr von Trotta zu Fräulein Hirschwitz, »ich möchte meinen Koffer in einer halben Stunde gepackt sehen. Meine Uniform, mit Krappenhut und Degen, den Frack und die weiße Krawatte bitte! In einer halben Stunde!« Er zog die Uhr, hörbar klappte der Deckel auf. Er setzte sich in den Lehnstuhl und schloß die Augen.

Im Schrank hing seine Paradeuniform, an fünf Haken: Frack, Weste, Hose, Krappenhut und Degen. Stück für Stück trat die Uniform aus dem Kasten, wie selbständig, und von den vorsichtigen Händen der Hausdame nicht getragen, sondern nur begleitet. Der große Koffer des Bezirkshauptmanns in der Schutzhülle aus braunem Leinen öffnete seinen Schlund, ausgestattet mit knisterndem Seidenpapier, und nahm Stück für Stück der Uniform auf. Der Degen ging gehorsam in sein ledernes Futteral. Die weiße Krawatte umhüllte sich mit einem zarten, papierenen Schleier. Die weißen Handschuhe betteten sich in das Un-

terfutter der Weste. Dann schloß sich der Koffer. Und Fräulein Hirschwitz ging hin und meldete, daß alles bereit sei.
Und also fuhr der Herr Bezirkshauptmann nach Wien.
Er kam spät am Abend an. Aber er wußte, wo die Männer zu finden waren, die er brauchte. Er kannte die Häuser, in denen sie wohnten, und die Lokale, in denen sie aßen. Und der Regierungsrat Smekal und der Hofrat Pollak und der Oberrechnungsrat Pollitzer und der Obermagistratsrat Busch und der Statthaltereirat Leschnigg und der Polizeirat Fuchs: sie alle und noch manche andere sahen an diesem Abend den sonderbaren Herrn von Trotta eintreten, und obwohl er genauso alt war wie sie, dachte doch jeder von ihnen bekümmert, wie alt der Bezirkshauptmann geworden sei. Denn er war viel älter als sie alle. Ja, ehrwürdig erschien er ihnen, und sie scheuten sich fast, ihm du zu sagen. Man sah ihn an diesem Abend an vielen Orten und beinahe gleichzeitig an allen auftauchen, und er erinnerte sie an einen Geist, an einen Geist der alten Zeit und der alten habsburgischen Monarchie; der Schatten der Geschichte. Und so merkwürdig das auch klang, was er ihnen anvertraute, nämlich sein Unterfangen, innerhalb von zwei Tagen eine Privataudienz beim Kaiser zu erwirken, viel merkwürdiger erschien er ihnen selbst, der Herr von Trotta, der früh Gealterte und gleichsam von Anbeginn Alte, und allmählich fanden sie sein Unternehmen gerecht und selbstverständlich.
In Montenuovos Obersthofmeisteramt saß der Glückspilz, der Gustl, den sie alle beneideten, obwohl man wußte, daß seine Herrlichkeit mit dem Tode des Alten und der Thronbesteigung Franz Ferdinands ein schmähliches Ende finden würde. Sie warteten schon darauf. Indessen: Er hatte geheiratet, und zwar die Tochter eines Fugger, er, ein Bürgerlicher, den sie all kannten, aus der dritten Bank, linke Ecke, dem sie alle vorgesagt hatten, sooft er geprüft wurde, und dessen »Glück« sie mit bitteren Sprüchen seit dreißig Jahren begleiteten. Gustl wurde geadelt und saß im Obersthofmeisteramt. Er hieß nicht mehr Hasselbrunner, er hieß von Hasselbrunner. Sein Dienst war einfach, ein Kinderspiel, während sie alle, die andern, unerträgliche und äußerst verwickelte Angelegenheiten zu erledigen hatten. Der Hasselbrunner! Er allein konnte da was machen.
Und am nächsten Morgen, um neun Uhr schon, stand der Bezirkshauptmann vor der Tür Hasselbrunners, im Obersthofmeisteramt. Er erfuhr, daß Hasselbrunner verreist war und vielleicht heute nachmittag

zurückkommen würde. Zufällig kam der Smetana vorbei, den er gestern nicht hatte finden können. Und Smetana, schnellstens eingeweiht und flink wie immer, wußte vieles. Wenn Hasselbrunner auch verreist war, so saß doch nebenan der Lang. Und Lang war ein netter Kerl. Und also begann des unermüdlichen Bezirkshauptmanns Irrgang von einer Kanzlei zur andern. Er kannte die geheimen Gesetze keineswegs, die in den kaiser-königlichen Wiener Behörden gültig waren. Jetzt lernte er sie kennen. Diesen Gesetzen zufolge waren die Amtsdiener mürrisch, bevor er seine Visitkarte herauszog; hierauf, sobald sie seinen Rang kannten, untertänig. Die höheren Beamten begrüßten ihn samt und sonders mit herzlichem Respekt. Jeder von ihnen, ohne Ausnahme, schien in der ersten Viertelstunde bereit, seine Karriere und sogar sein Leben für den Bezirkshauptmann wagen zu wollen. Und erst in der nächsten Viertelstunde trübten sich ihre Augen, erschlafften ihre Gesichter; der große Kummer zog in ihre Herzen und lähmte ihre Bereitschaft, und jeder von ihnen sagte: »Ja, wenn's was andres wär'! Mit Freuden! So aber, lieber, lieber Baron Trotta, selbst für unsereinen, na, Ihnen brauch' ich ja eh nix zu sagen.« Und so und ähnlich redeten sie an dem unerschütterlichen Herrn von Trotta vorbei. Er ging durch Kreuzgang und Lichthof, in den dritten Stock, in den vierten, zurück in den ersten, dann ins Parterre. Und dann beschloß er, auf Hasselbrunner zu warten. Er wartete bis zum Nachmittag, und er erfuhr, daß Hasselbrunner gar nicht in Wirklichkeit verreist, sondern zu Hause geblieben war. Und der unerschrockene Kämpfer für die Ehre der Trottas drang in Hasselbrunners Wohnung vor. Hier endlich zeigte sich eine schwache Aussicht. Sie fuhren zusammen zu dem und jenem, Hasselbrunner und der alte Herr von Trotta. Es galt, bis zu Montenuovo selbst vorzudringen. Und es gelang schließlich um die sechste Abendstunde, einen Freund Montenuovos in jener berühmten Konditorei aufzustöbern, in der sich die genäschigen und heiteren Würdenträger des Reiches gelegentlich am Nachmittag einfanden. Daß sein Vorhaben unausführbar sei, hörte der Bezirkshauptmann heute schon zum fünfzehntenmal. Aber er blieb unerschütterlich. Und die silberne Würde seines Alters und die leicht sonderbare und etwas wahnwitzige Festigkeit, mit der er von seinem Sohne sprach und von der Gefahr, die seinem Namen drohte, die Feierlichkeit, mit der er seinen verschollenen Vater den Helden von Solferino nannte und nicht anders, den Kaiser Seine Majestät und nicht anders, bewirkten in den

Zuhörern, daß ihnen selbst das Vorhaben Herrn von Trottas allmählich gerecht und fast selbstverständlich vorkam. Wenn es nicht anders ging, sagte dieser Bezirkshauptmann aus W., würde er, ein alter Diener Seiner Majestät, der Sohn des Helden von Solferino, sich vor den Wagen werfen, in dem der Kaiser jeden Vormittag von Schönbrunn in die Hofburg fuhr, wie ein gewöhnlicher Markthelfer vom Naschmarkt. Er, der Bezirkshauptmann Franz von Trotta, mußte die ganze Angelegenheit ordnen. Nun war er dermaßen begeistert von seiner Aufgabe, mit Hilfe des Kaisers die Ehre der Trottas zu retten, daß es ihm vorkam, durch diesen Unfall seines Sohnes, wie er die ganze Affäre für sich nannte, hätte sein langes Leben erst den rechten Sinn bekommen. Ja, dadurch allein hatte es seinen Sinn bekommen.
Es war schwer, das Zeremoniell zu durchbrechen. Man sagte es ihm fünfzehnmal. Er antwortete, daß sein Vater, der Held von Solferino, das Zeremoniell ebenfalls durchbrochen hatte. »So, mit der Hand, hat er Seine Majestät an der Schulter gepackt und niedergerissen!« sagte der Bezirkshauptmann. Er, der nur mit leisem Schaudern heftige oder überflüssige Bewegungen an andern wahrnehmen konnte, erhob sich selbst, griff nach der Schulter des Herrn, dem er die Szene gerade schilderte, und versuchte, die historische Lebensrettung an Ort und Stelle zu spielen. Und keiner lächelte. Und man suchte nach einer Möglichkeit, das Zeremoniell zu umgehen.
Er ging in einen Papierladen, kaufte einen Bogen vorschriftsmäßigen Kanzleipapiers, ein Fläschchen Tinte und eine Stahlfeder, Marke Adler, die einzige, mit der er schreiben konnte. Und mit fliegender Hand, aber mit seiner gewöhnlichen Schrift, die noch die Gesetze von »Haar und Schatten« streng einhielt, setzte er das vorschriftsmäßige Gesuch an Seine K. und K. Apostolische Majestät auf, und er zweifelte nicht einen Augenblick, das heißt: Er gestattete sich nicht, einen Augenblick daran zu zweifeln, daß es »im günstigen Sinne« erledigt würde. Er wäre bereit gewesen, Montenuovo selbst mitten in der Nacht zu wekken. Im Laufe dieses Tages war nach der Auffassung Herrn von Trottas die Sache seines Sohnes zu der des Helden von Solferino und somit zu einer Sache des Kaisers geworden: gewissermaßen zur Sache des Vaterlands. Er hatte seit seiner Abreise aus W. kaum etwas gegessen. Er sah hagerer aus als gewöhnlich, und er erinnerte seinen Freund Hasselbrunner an einen jener exotischen Vögel im Schönbrunner Tierpark, die einen Versuch der Natur darstellten, die Physiognomie der

Habsburger innerhalb der Fauna zu wiederholen. Ja, der Bezirkshauptmann erinnerte alle Menschen, die den Kaiser gesehen hatten, an Franz Joseph selbst. Sie waren keineswegs an diesen Grad der Entschiedenheit gewöhnt, die der Bezirkshauptmann demonstrierte, die Herren von Wien! Und der alte Herr von Trotta erschien ihnen, die mit den federleichten, in den Kaffeehäusern der Residenzstadt formulierten Witzen noch weit schwierigere Angelegenheiten des Reiches abzutun gewohnt waren, als eine Persönlichkeit, nicht einer geographisch, sondern einer geschichtlich entfernten Provinz entstiegen, Gespenst vaterländischer Historie und verkörperte Mahnung des patriotischen Gewissens. Die ewige Bereitschaft zum Witz, mit dem sie alle Anzeichen ihres eigenen Untergangs zu begrüßen beflissen waren, erstarb für die Dauer einer Stunde, und der Name »Solferino« weckte in ihnen Schauder und Ehrfurcht, der Name der Schlacht, die zum erstenmal den Untergang der kaiser- und königlichen Monarchie angekündigt hatte. Beim Anblick und bei den Reden, die dieser merkwürdige Bezirkshauptmann ihnen bot, erschauerten sie selbst. Sie spürten vielleicht schon den Atem des Todes, der ein paar Monate später sie alle ergreifen sollte, am Nacken ergreifen! Und sie verspürten im Nakken den eisigen Hauch des Todes.
Drei Tage im ganzen hatte Herr von Trotta noch Zeit. Und es gelang ihm, innerhalb einer einzigen Nacht, in der er nicht schlief, nicht aß und nicht trank, das eiserne und das goldene Gesetz des Zeremoniells zu durchbrechen. So wie der Name des Helden von Solferino in den Geschichtsbüchern oder in den Lesebüchern für österreichische Volks- und Bürgerschulen nicht mehr gefunden werden konnte, ebenso fehlt der Name des Sohnes des Helden von Solferino in den Protokollen Montenuovos. Außer Montenuovo selbst und dem jüngst verstorbenen Diener Franz Josephs weiß kein Mensch in der Welt mehr, daß der Bezirkshauptmann Franz Freiherr von Trotta eines Morgens vom Kaiser empfangen worden ist, und zwar knapp vor der Abfahrt nach Ischl.
Es war ein wunderbarer Morgen. Der Bezirkshauptmann hatte die ganze Nacht hindurch die Paradeuniform probiert. Er ließ das Fenster offen. Es war eine helle Sommernacht. Von Zeit zu Zeit trat er ans Fenster. Die Geräusche der schlummernden Stadt hörte er dann und den Ruf eines Hahns aus entfernten Gehöften. Er roch den Atem des Sommers; er sah die Sterne am Ausschnitt des nächtlichen Himmels, er

hörte den gleichmäßigen Schritt des patrouillierenden Polizisten. Er erwartete den Morgen. Er trat, zum zehntenmal, vor den Spiegel, richtete die Flügel der weißen Krawatte über den Ecken des Stehkragens, fuhr noch einmal über die goldenen Knöpfe seines Fracks mit dem weißen, batistenen Taschentuch, putzte den goldenen Griff des Degens, bürstete seine Schuhe, kämmte seinen Backenbart, bezwang mit dem Kamm die spärlichen Härchen seiner Glatze, die sich immer wieder aufzustellen und zu ringeln schienen, und bürstete noch einmal die Schöße des Fracks. Er nahm den Krappenhut in die Hand. Er stellte sich vor den Spiegel und wiederholte: »Majestät, ich bitte um Gnade für meinen Sohn!« Er sah im Spiegel, wie sich die Flügel seines Backenbartes bewegten, und er hielt es für ungehörig, und er begann, den Satz so zu sprechen, daß der Bart sich nicht rührte und daß die Worte trotzdem deutlich hörbar waren. Er verspürte keinerlei Müdigkeit. Er trat noch einmal ans Fenster, wie man an ein Ufer tritt. Und er erwartete sehnsüchtig den Morgen, wie man ein heimatliches Schiff erwartet. Ja, er hatte Heimweh nach dem Kaiser. Er stand am Fenster, bis der graue Schimmer des Morgens den Himmel erhellte, der Morgenstern erstarb und die verworrenen Stimmen der Vögel den Aufgang der Sonne verkündeten. Dann löschte er die Lichter im Zimmer. Er drückte die Klingel an der Tür. Er befahl den Friseur. Er zog den Frack aus. Er setzte sich. Er ließ sich rasieren. »Zweimal«, sagte er zu dem schlaftrunkenen jungen Mann, »und gegen den Strich!« Nun schimmerte bläulich sein Kinn zwischen den silbernen Fittichen seines Bartes. Der Alaunstein brannte, der Puder kühlte seinen Hals. Für acht Uhr dreißig war er bestellt. Noch einmal bürstete er seinen schwarzgrünen Frack. Dann wiederholte er vor dem Spiegel: »Majestät, ich bitte um Gnade für meinen Sohn!« Dann schloß er das Zimmer. Er stieg die Treppe hinunter. Noch schlief das ganze Haus. Er zog an den weißen Handschuhen, glättete die Finger, streichelte die lederne Haut, blieb noch einen Augenblick vor dem großen Spiegel auf der Treppe zwischen dem ersten und dem zweiten Stock und versuchte, sein Profil zu erhaschen. Dann stieg er vorsichtig, nur mit den Fußspitzen die Stufen berührend, die rotgepolsterte Treppe hinunter, silberne Würde verbreitend, Duft von Puder und Kölnischem Wasser und den scharfen Geruch der Schuhwichse. Der Portier verbeugte sich tief. Der Zweispänner hielt vor der Drehtür. Der Bezirkshauptmann fegte mit dem Taschentuch über den Polstersitz des Fiakers und setzte sich.

»Schönbrunn!« befahl er. Und er saß während der ganzen Fahrt starr im Fiaker. Die Hufe der Rösser schlugen fröhlich aufs frisch bespritzte Pflaster, und die eilenden weißen Bäckerjungen blieben stehn und sahen dem Wagen nach wie einer Parade. Wie das Glanzstück einer Parade rollte Herr von Trotta zum Kaiser.

Er ließ den Wagen in einer Entfernung halten, die ihm angemessen erschien. Und er ging, mit seinen blendenden Handschuhen an beiden Seiten des schwarz-grünen Fracks, sorgfältig einen Fuß vor den andern setzend, um die glänzenden Zugstiefel vor dem Staub der Allee zu bewahren, den geraden Weg zum Schönbrunner Schloß empor. Über ihm jubelten die morgendlichen Vögel. Der Duft des Flieders und Jasmins betäubte ihn. Von den weißen Kastanienkerzen fiel hier und dort ein Blättchen auf seine Schulter. Er knipste es mit zwei Fingern weg. Langsam ging er die strahlenden, flachen Stufen empor, die schon weiß in der Morgensonne lagen. Der Posten salutierte, der Bezirkshauptmann von Trotta betrat das Schloß.

Er wartete. Er wurde, wie es Vorschrift war, von einem Beamten des Obersthofmeisteramtes gemustert. Sein Frack, seine Handschuhe, seine Hosen, seine Stiefel waren tadellos. Es wäre unmöglich gewesen, einen Fehler an Herrn von Trotta zu entdecken. Er wartete. Er wartete in dem großen Raum vor dem Arbeitszimmer der Majestät, durch dessen sechs große, gewölbte und noch morgendlich verhangene, aber bereits geöffnete Fenster der ganze Reichtum des Frühsommers drang, alle süßen Gerüche und alle tollen Stimmen der Vögel von Schönbrunn.

Er schien nichts zu hören, der Bezirkshauptmann. Er schien auch den Herrn nicht zu beachten, dessen diskrete Pflicht es war, die Besucher des Kaisers zu mustern und ihnen Verhaltungsmaßregeln zu geben. Vor der silbernen, unnahbaren Würde des Bezirkshauptmanns verstummte er und unterließ seine Pflicht. An beiden Flügeln der hohen, weißen, goldgesäumten Tür standen zwei übergroße Wächter wie tote Standbilder. Der braungelbe Parkettboden, den der rötliche Teppich nur in der Mitte bedeckte, spiegelte den unteren Teil Herrn von Trottas undeutlich wider, die schwarze Hose, die vergoldete Spitze der Degenscheide und auch die wallenden Schatten der Frackschöße. Herr von Trotta erhob sich. Er ging mit zagen, lautlosen Schritten über den Teppich. Sein Herz klopfte. Aber seine Seele war ruhig. In dieser Stunde, fünf Minuten vor der Begegnung mit seinem Kaiser, war es

Herrn von Trotta, als verkehrte er hier seit Jahren und als wäre er gewohnt, jeden Morgen Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph dem Ersten persönlich Bericht zu erstatten über die Vorfälle des vergangenen Tages im mährischen Bezirk W. Ganz heimisch fühlte sich der Herr Bezirkshauptmann im Schlosse seines Kaisers. Höchstens störte ihn der Gedanke, daß er es vielleicht nötig hätte, noch einmal mit kämmenden Fingern durch seinen Backenbart zu fahren, und daß jetzt keine Gelegenheit mehr war, die weißen Handschuhe abzustreifen. Kein Minister des Kaisers und nicht einmal der Obersthofmeister selbst hätte sich hier heimischer fühlen können als der Herr von Trotta. Von Zeit zu Zeit blähte der Wind die sonnengelben Vorhänge vor den hohen, gewölbten Fenstern, und ein Stück sommerliches Grün stahl sich in das Gesichtsfeld des Bezirkshauptmanns. Immer lauter lärmten die Vögel. Schon begannen ein paar schwere Fliegen zu summen, im törichten, verfrühten Glauben, der Mittag sei gekommen, und allmählich fing auch die sommerliche Hitze an, fühlbar zu werden. Der Bezirkshauptmann blieb in der Mitte des Raums stehn, den Krappenhut an der rechten Hüfte, die linke, weißblendende Hand am goldenen Degengriff, das Angesicht gegen die Tür des Zimmers starr gerichtet, in dem der Kaiser saß. So stand er wohl zwei Minuten. Durch die offenen Fenster wehten die goldenen Glockenschläge entfernter Turmuhren herein. Da gingen auf einmal die zwei Flügel der Tür auf. Und mit gerecktem Kopf, vorsichtigen, lautlosen und dennoch festen Schritten trat der Bezirkshauptmann vor. Er machte eine tiefe Verbeugung und verharrte ein paar Sekunden so, das Angesicht gegen das Parkett und ohne einen Gedanken. Als er sich erhob, war die Tür hinter seinem Rücken geschlossen. Vor ihm, hinter dem Schreibtisch, stand Kaiser Franz Joseph, und es war dem Bezirkshauptmann, als stünde hinter dem Schreibtisch sein älterer Bruder. Ja, der Backenbart Franz Josephs war etwas gelblich, um den Mund besonders, aber im übrigen genauso weiß wie der Backenbart Herrn von Trottas. Der Kaiser trug die Uniform eines Generals, und der Herr von Trotta die Uniform eines Bezirkshauptmanns. Und sie glichen zwei Brüdern, von denen der eine ein Kaiser, der andere ein Bezirkshauptmann geworden war. Sehr menschlich, wie diese ganze, in den Protokollen niemals verzeichnete Audienz Herrn von Trottas beim Kaiser, war die Bewegung, die Franz Joseph in diesem Augenblick vollführte. Da er befürchtete, ein Tropfen könnte an seiner Nase hängen, zog er sein Taschentuch

aus der Hosentasche und fuhr damit über den Schnurrbart. Er warf einen Blick auf den Akt. Aha, der Trotta! dachte er. Gestern hatte er sich die Notwendigkeit dieser plötzlichen Audienz erklären lassen, aber nicht genau zugehört. Seit Monaten schon hörten die Trottas nicht auf, ihn zu belästigen. Er erinnerte sich, daß er bei den Manövern den jüngsten Abkömmling dieser Familie gesprochen hatte. Es war ein Leutnant, ein merkwürdig blasser Leutnant gewesen. Dies hier war gewiß sein Vater! Und schon hatte der Kaiser wieder vergessen, ob ihm der Großvater oder der Vater des Leutnants das Leben in der Schlacht bei Solferino gerettet hatte. War der Held von Solferino plötzlich Bezirkshauptmann geworden? Oder war es gar der Sohn des Helden von Solferino? Und er stützte sich mit den Händen auf den Schreibtisch. »Na, mein lieber Trotta?« fragte er. Denn es war seine kaiserliche Pflicht, seine Besucher verblüffenderweise beim Namen zu kennen. »Majestät!« sagte der Bezirkshauptmann und verbeugte sich noch einmal tief: »Ich bitte um Gnade für meinen Sohn!« »Was für einen Sohn hat Er?« fragte der Kaiser, um Zeit zu gewinnen und nicht sofort zu verraten, daß er in der Familiengeschichte der Trottas nicht bewandert war. »Mein Sohn ist Leutnant bei den Jägern in B.«, sagte Herr von Trotta. »Ah so, ah so!« sagte der Kaiser. »Das ist der junge Mann, den ich bei den letzten Manövern gesehen hab'! Ein braver Mensch!« Und weil sich seine Gedanken ein wenig verwirrten, fügte er hinzu: »Er hat mir beinah das Leben gerettet. Oder waren Sie es?«
»Majestät! Es war mein Vater, der Held von Solferino!« bemerkte der Bezirkshauptmann, indem er sich noch einmal verneigte.
»Wie alt ist er jetzt?« fragte der Kaiser. »Die Schlacht bei Solferino. Das war doch der mit dem Lesebuch?«
»Jawohl, Majestät!« sagte der Bezirkshauptmann.
Und der Kaiser erinnerte sich plötzlich genau an die Audienz des merkwürdigen Hauptmanns. Und wie damals, als der sonderbare Hauptmann bei ihm erschienen war, verließ Franz Joseph der Erste auch jetzt den Platz hinter dem Schreibtisch, ging seinem Besucher ein paar Schritte entgegen und sagte: »Kommen S' doch näher!«
Der Bezirkshauptmann trat näher. Der Kaiser streckte seine magere, zitternde Hand aus, eine Greisenhand mit blauen Äderchen und kleinen Knoten an den Fingergelenken. Der Bezirkshauptmann ergriff die Hand des Kaisers und verbeugte sich. Er wollte sie küssen. Er wußte nicht, ob er wagen dürfte, sie zu halten oder seine eigene Hand so in

die des Kaisers zu legen, daß dieser in jeder Sekunde die Möglichkeit hätte, die seine zurückzuziehen. »Majestät!« wiederholte der Bezirkshauptmann zum drittenmal, »ich bitte um Gnade für meinen Sohn!«
Sie waren wie zwei Brüder. Ein Fremder, der sie in diesem Augenblick erblickt hätte, wäre imstande gewesen, sie für zwei Brüder zu halten. Ihre weißen Backenbärte, ihre abfallenden, schmalen Schultern, ihr gleiches körperliches Maß erweckte in beiden den Eindruck, daß sie ihren eigenen Spiegelbildern gegenüberständen. Und der eine glaubte, er hätte sich in einen Bezirkshauptmann verwandelt. Und der andere glaubte, er hätte sich in den Kaiser verwandelt. Zur linken Hand des Kaisers und zur rechten Herrn von Trottas standen die zwei großen Fenster des Zimmers offen, auch sie noch verhüllt von sonnengelben Vorhängen. »Schönes Wetter heut!« sagte plötzlich Franz Joseph. »Wunderschönes Wetter heut!« sagte der Bezirkshauptmann. Und während der Kaiser mit der Linken nach dem Fenster deutete, streckte der Bezirkshauptmann seine Rechte in die gleiche Richtung aus. Und es war dem Kaiser, als stünde er vor seinem eigenen Spiegelbild.
Auf einmal fiel es dem Kaiser ein, daß er vor seiner Abreise nach Ischl noch viel zu erledigen hatte. Und er sagte: »Es ist gut! Es wird alles erledigt! Was hat er denn angestellt? Schulden? Es wird erledigt! Grüßen Sie Ihren Papa!«
»Mein Vater ist tot!« sagte der Bezirkshauptmann.
»So, tot!« sagte der Kaiser. »Schade, schade!« Und er verlor sich in Erinnerungen an die Schlacht bei Solferino. Und er kehrte an seinen Schreibtisch zurück, setzte sich, drückte den Knopf der Glocke und sah nicht mehr, wie der Bezirkshauptmann hinausging, den Kopf gesenkt, den Degengriff an der linken, den Krappenhut an der rechten Hüfte.
Der morgendliche Lärm der Vögel erfüllte das ganze Zimmer. Bei aller Wertschätzung, die der Kaiser für die Vögel empfand als eine Art bevorzugter Gottesgeschöpfe, hegte er doch auch gegen sie ein gewisses Mißtrauen auf dem Grunde seines Herzens, ähnlich jenem gegen die Künstler. Und nach seinen Erfahrungen in den letzten Jahren waren die zwitschernden Vögel immer der Anlaß seiner kleinen Vergeßlichkeiten gewesen. Deshalb notierte er schnell »Affäre Trotta« auf den Akt.
Dann wartete er auf den täglichen Besuch des Obersthofmeisters. Schon schlug es neun. Jetzt kam er.

XIX

Die fatale Angelegenheit Leutnant Trottas wurde in einer fürsorglichen Stille begraben. Der Major Zoglauer sagte nur: »Von Allerhöchster Stelle aus ist Ihre Affäre beigelegt. Ihr Herr Papa hat das Geld geschickt. Mehr ist darüber nicht zu sagen.« Trotta schrieb hierauf an seinen Vater. Er berichtete, daß die Gefahr für seine Ehre von Allerhöchster Stelle abgewandt worden sei. Er bat um Verzeihung für die frevelhaft lange Zeit, in der er geschwiegen und Briefe des Bezirkshauptmanns nicht beantwortet hatte. Er war bewegt und gerührt. Er bemühte sich, seine Rührung auch aufzuzeichnen. Aber in seinem kargen Wortschatz fanden sich keine Ausdrücke für Reue, Wehmut und Sehnsucht. Es war ein bitteres Stück Arbeit. Als er den Brief unterschrieben hatte, fiel ihm der Satz ein: »Ich gedenke, bald um einen Urlaub einzukommen und dich mündlich um Verzeihung zu bitten.« Als Nachschrift war dieser glückliche Satz aus formalen Gründen nicht unterzubringen. Der Leutnant machte sich also daran, das Ganze umzuschreiben. Nach einer Stunde war er fertig. Durch das Umschreiben hatte die äußere Form des Briefes nur gewonnen. Somit schien ihm alles erledigt, die ganze ekelhafte Sache begraben. Er bewunderte selbst sein »phänomenales Glück«. Auf den alten Kaiser konnte sich der Enkel des Helden von Solferino in jeder Lage verlassen. Nicht minder erfreulich war die nunmehr erwiesene Tatsache, daß der Vater Geld besaß. Unter Umständen, nachdem jetzt die Gefahr, aus der Armee ausgeschlossen zu werden, vermieden war, konnte man sie freiwillig verlassen, in Wien mit Frau von Taußig leben, vielleicht in den Staatsdienst treten, Zivil tragen. Man war schon lange nicht mehr in Wien gewesen. Man hörte nichts von der Frau. Man sehnte sich nach ihr. Man trank einen Neunziggrädigen, und man sehnte sich noch mehr, aber es war schon jener wohltätige Grad der Sehnsucht, der es gestattet, ein bißchen zu weinen. Die Tränen lagen in der letzten Zeit ganz locker unter den Augen. Leutnant Trotta betrachtete noch einmal mit Wohlgefallen den Brief, gelungenes Werk seiner Hände, steckte ihn in den Umschlag und malte heiter die Adresse. Zur Belohnung bestellte er einen doppelten Neunziggrädigen. Herr Brodnitzer selbst brachte den Schnaps und sagte:
»Kapturak ist weg!«
Ein glücklicher Tag, kein Zweifel! Der kleine Mann, der den Leutnant

immer an eine der schlimmsten Stunden hätte erinnern können, war also ebenfalls aus der Welt geschafft.
»Warum?«
»Man hat ihn einfach ausgewiesen!«
Ja, so weit reichte also der Arm Franz Josephs, des alten Mannes, der mit Leutnant Trotta gesprochen hatte, einen blinkenden Tropfen an der kaiserlichen Nase. So weit reichte also auch das Andenken des Helden von Solferino.
Eine Woche nach der Audienz des Bezirkshauptmanns hatte man Kapturak weggeschafft. Nachdem die politischen Behörden einmal einen erhabenen Wink erhalten hatten, verboten sie auch den Spielsaal Brodnitzers. Von Hauptmann Jedlicek war nicht mehr die Rede. Er versank in jene rätselhafte, stumme Vergessenheit, aus der man ebensowenig wiederkehren konnte wie aus dem Jenseits. Er versank in den militärischen Untersuchungsgefängnissen der alten Monarchie, in den Bleikammern Österreichs. Wenn den Offizieren gelegentlich sein Name einfiel, verscheuchten sie ihn sofort. Das gelang den meisten dank ihrer natürlichen Anlage, alles zu vergessen. Ein neuer Hauptmann kam, ein gewisser Lorenz: ein behäbiger, untersetzter, gutmütiger Mann mit einer unbezwinglichen Neigung zur Nachlässigkeit in Dienst und Haltung, jederzeit bereit, den Rock auszuziehen, obwohl es verboten war, und eine Partie Billard zu spielen. Dabei zeigte er seine kurzen, manchmal geflickten und ein wenig verschwitzten Hemdsärmel. Er war Vater dreier Kinder und Gatte einer vergrämten Frau. Er wurde schnell heimisch. Man gewöhnte sich sofort an ihn. Seine Kinder, die einander ähnlich waren wie Drillinge, traten zu dritt im Kaffeehaus auf, um ihn abzuholen. Allmählich verzogen sich die verschiedenen tanzenden »Nachtigallen«, die aus Olmütz, Hernals und Mariahilf. Nur zweimal wöchentlich spielte die Musik im Café. Aber es fehlte ihr bereits an Verve und Temperament, sie wurde aus Mangel an Tänzerinnen klassisch und schien eher den alten Zeiten nachzuweinen als aufzuspielen. Die Offiziere begannen, sich wieder zu langweilen, wenn sie nicht tranken. Wenn sie aber tranken, wurden sie wehmütig und hatten herzliches Mitleid mit sich selbst. Der Sommer war sehr schwül. Während der Exerzierübungen machte man zweimal am Vormittag Rast. Die Gewehre und die Mannschaften schwitzten. Aus den Trompeten der Bläser schlugen die Töne taub und unmutig gegen die schwere Luft. Ein dünner Nebel überzog den ganzen Himmel gleich-

mäßig, ein Schleier aus silbernem Blei. Er lag auch über den Sümpfen und dämpfte sogar den allezeit muntern Lärm der Frösche. Die Weiden rührten sich nicht. Alle Welt wartete auf einen Wind. Aber alle Winde schliefen.

Chojnicki war in diesem Jahr nicht heimgekehrt. Alle grollten ihm, als wäre er ein vertragsbrüchiger Erheiterer, den die Armee zu allsommerlichen Gastspielen verpflichtet hatte. Damit das Leben in der verlorenen Garnison trotzdem einen neuen Glanz erhalte, war Rittmeister Graf Zschoch von den Dragonern auf den genialen Einfall gekommen, ein großes Sommerfest zu veranstalten. Genial war dieser Einfall einfach deshalb, weil das Fest als eine Probe für die große Jahrhundertfeier des Regiments gelten konnte. Der hundertste Geburtstag des Dragonerregiments sollte erst in einem Jahr stattfinden, aber es war, als könnte es sich nicht ganze neunundneunzig Jahre in Geduld fassen, so ganz ohne Jubel. Man sagte allgemein, der Einfall sei genial. Der Oberst Festetics sagte es auch und bildete sich sogar ein, daß er allein und zuerst diese Bezeichnung geprägt hatte. Er hatte ja auch mit den Vorbereitungen für die große Jahrhundertfeier seit einigen Wochen begonnen. Jeden Tag, in freien Stunden, diktierte er in der Regimentskanzlei den untertänigen Einladungsbrief, der ein halbes Jahr später an den Inhaber des Regiments, einen kleinen reichsdeutschen Fürsten aus leider etwas vernachlässigter Nebenlinie, abgeschickt werden sollte. Allein die Stilisierung dieses höfischen Schreibens beschäftigte zwei Männer, den Obersten Festetics und den Rittmeister Zschoch. Manchmal gerieten sie auch in heftige Diskussionen über stilistische Fragen. So hielt zum Beispiel der Oberst die Wendung »Und erlaubt sich das Regiment untertänigst« für gestattet, während der Rittmeister der Ansicht war, daß sowohl das »und« falsch sei als auch das »untertänigst« nicht ganz zulässig. Sie hatten beschlossen, jeden Tag zwei Sätze zu verfassen, und das gelang ihnen auch. Jeder von ihnen diktierte einem Schreiber, der Rittmeister einem Gefreiten, der Oberst einem Zugsführer. Dann verglichen sie die Sätze. Beide lobten einander über die Maßen. Der Oberst verschloß hierauf die Entwürfe im großen Kasten der Regimentskanzlei, zu dem er allein die Schlüssel hatte. Er legte die Skizzen zu den andern Plänen, die er schon gemacht hatte, betreffend die große Parade und das Offiziers- sowie das Mannschaftsturnier. Alle Pläne lagen in der Nähe der großen, unheimlichen, versiegelten Umschläge, in denen die geheimen Befehle für den Fall einer Mobilisierung geborgen waren.

Nachdem also Rittmeister Zschoch den genialen Einfall verkündet hatte, unterbrach man die Stilisierung des Briefes an den Fürsten und machte sich daran, gleichlautende Einladungen in alle vier Richtungen der Welt zu verschicken. Diese knapp gehaltenen Einladungen erforderten weniger literarische Bemühung und kamen auch innerhalb einiger Tage zustande. Es gab nur ein paar Diskussionen über den Rang der Gäste. Denn zum Unterschied vom Obersten Festetics war Graf Zschoch der Meinung, man müßte die Einladungen der Reihe nach zuerst an die vornehmsten, hierauf an die minder Vornehmen absenden. »Alle gleichzeitig!« sagte der Oberst. »Ich befehle es Ihnen!« Und obwohl die Festetics zu den besten ungarischen Familien gehörten, glaubte Graf Zschoch, aus dem Befehl auf eine blutmäßig bedingte demokratische Neigung des Obersten schließen zu müssen. Er rümpfte die Nase und versandte die Einladungen gleichzeitig.

Der Standesführer wurde befohlen. In seinen Händen befanden sich alle Adressen der Reserveoffiziere und der in den Ruhestand Versetzten. Sie alle wurden eingeladen. Eingeladen wurden ferner die näheren Verwandten und die Freunde der Dragoneroffiziere. Diesen teilte man mit, daß es sich um eine Probe für das hundertste Geburtstagsfest handle. Also gab man ihnen zu verstehen, daß sie Aussicht hatten, mit dem Regimentsinhaber persönlich zusammenzutreffen, dem reichsdeutschen Fürsten aus einer leider und allerdings wenig ansehnlichen Nebenlinie. Manche von den Eingeladenen waren von älterem Stamme als der Inhaber des Regiments. Sie hielten trotzdem etwas von einer Berührung mit dem mediatisierten Fürsten. Man beschloß, da es ein »Sommerfest« werden sollte, das Wäldchen des Grafen Chojnicki in Anspruch zu nehmen. »Das Wäldchen« unterschied sich von den Wäldern Chojnickis dadurch, daß es von der Natur selbst und von seinem Besitzer für Feste bestimmt zu sein schien. Es war jung. Es bestand aus kleinen und lustigen Fichtenstämmchen, es bot Kühlung und Schatten, geebnete Wege und ein paar kleine Lichtungen, die offensichtlich zu nichts anderem taugten, als von Tanzböden bedeckt zu werden. Man mietete also das Wäldchen. Man bedauerte bei dieser Gelegenheit noch einmal die Abwesenheit Chojnickis. Man lud ihn dennoch ein in der Hoffnung, daß er einer Einladung zum Fest des Dragonerregiments nicht werde widerstehen können und daß er sogar imstande sein würde, »ein paar charmante Menschen mitzunehmen«, wie Festetics sich ausdrückte. Man lud die Hulins und die Kinskys ein, die Pod-

statzkis und die Schönborns, die Familie Albert Tassilo Larisch, die Kirchbergs, die Weißenhorns und die Babenhausens, die Sennyis, die Benkyös, die Zuschers und die Dietrichsteins. Jeder von ihnen hatte irgendeine Beziehung zu diesem Dragonerregiment. Als der Rittmeister Zschoch noch einmal die Liste der Eingeladenen durchsah, sagte er: »Donnerwetter, Himmelherrgottsakra!« Und er wiederholte diese originelle Bemerkung ein paarmal. Es war schlimm, aber unvermeidlich, daß man zu einem so großartigen Fest auch die schlichten Offiziere des Jägerbataillons einladen mußte. Man wird sie schon an die Wand drücken! dachte der Oberst Festetics. Genau das gleiche dachte auch der Rittmeister Zschoch. Während sie die Einladungen an die Offiziere des Jägerbataillons diktierten, der eine dem Gefreiten, der andere dem Zugsführer, sahen sie einander mit grimmigen Augen an. Und jeder von ihnen machte den andern für die Pflicht verantwortlich, das Bataillon der Jäger einzuladen. Ihre Gesichter erhellten sich, als der Name des Freiherrn von Trotta und Sipolje fiel. »Schlacht bei Solferino«, warf der Oberst hin, nebenbei. »Ah!« sagte Rittmeister Zschoch. Er war überzeugt, daß die Schlacht bei Solferino bereits im sechzehnten Jahrhundert stattgefunden hatte.
Alle Kanzleischreiber drehten grüne und rote Girlanden aus Papier. Die Offiziersburschen saßen auf den dünnen Fichtenstämmen des »Wäldchens« und spannten Drähte von einem Bäumchen zum andern. Dreimal in der Woche rückten die Dragoner nicht aus. Sie hatten »Schule« in der Kaserne. Man unterwies sie in der Kunst, mit vornehmen Gästen umzugehen. Eine halbe Schwadron wurde vorübergehend dem Koch zugeteilt. Hier lernten die Bauern, wie man Kessel putzt, Tabletts serviert, Weingläser hält und den Bratspieß dreht. Jeden Morgen hielt der Oberst Festetics strenge Visite in Küche, Keller und in der Messe ab. Für alle Mannschaftspersonen, denen die geringste Aussicht drohte, mit den Gästen in irgendeiner Weise zusammenzustoßen, hatte man weiße Zwirnhandschuhe angeschafft. Jeden Morgen mußten die Dragoner, denen die Laune der Wachtmeister diese harte Auszeichnung beschert hatte, die ausgestreckten, weißbekleideten Hände, alle Finger gespreizt, dem Obersten vor die Augen halten. Er prüfte die Sauberkeit, den Sitz, die Haltbarkeit der Nähte. Er war aufgeräumt, von einer besonderen, verborgenen, inneren Sonne durchleuchtet. Er bewunderte seine eigene Tatkraft, rühmte sie und verlangte Bewunderung. Er entwickelte eine ungewöhnliche Phantasie. Jeden Tag

schenkte sie ihm mindestens zehn Einfälle, während er früher mit einem einzigen wöchentlich ganz gut ausgekommen war. Und die Einfälle betrafen nicht nur das Fest, sondern auch die großen Fragen des Lebens, das Exerzierreglement zum Beispiel, die Adjustierung und sogar die Taktik. In diesen Tagen wurde es dem Obersten Festetics klar, daß er ohne weiteres General sein könnte.

Jetzt waren die Drähte von Stamm zu Stamm gespannt, nun handelte es sich darum, die Girlanden an den Drähten anzubringen. Man hängte sie also probeweise auf. Der Oberst besichtigte sie. Unleugbar war die Notwendigkeit vorhanden, auch Lampions anzubringen. Aber da es, trotz den Nebeln und der Schwüle, so lange nicht mehr geregnet hatte, mußte man jeden Tag ein überraschendes Gewitter erwarten. Der Oberst bestimmte also eine ständige Wache im Wäldchen, deren Aufgabe es war, bei den geringsten Anzeichen eines nahenden Gewitters die Girlanden wie die Lampions abzunehmen. »Auch die Drähte?« fragte er vorsichtig den Rittmeister. Denn er wußte wohl, daß große Männer den Rat ihrer kleineren Helfer gerne hören. »Den Drähten passiert nix!« sagte der Rittmeister. Man ließ sie also an den Bäumen.

Es kamen keine Gewitter. Es blieb schwül und schwer. Dagegen erfuhr man aus manchen Absagen der Eingeladenen, daß an dem Sonntag, an dem das Fest der Dragoner stattfinden sollte, auch das Fest eines bekannten Adelsklubs in Wien gefeiert wurde. Manche unter den Eingeladenen schwankten zwischen ihrer Begierde, alle Neuigkeiten aus der Gesellschaft zu vernehmen (was nur auf dem Ball des Klubs möglich war), und dem abenteuerlichen Vergnügen, die fast sagenhafte Grenze zu besuchen. Die Exotik erschien ihnen genauso verführerisch wie der Klatsch, wie die Gelegenheit, eine günstige Gesinnung oder eine gehässige zu erspähen, eine Protektion anzuwenden, um die man gerade gebeten worden war, eine andere zu erringen, die man grad nötig hatte. Einige versprachen, im letzten Augenblick allerdings, eine Depesche. Diese Antworten und die Aussicht auf Depeschen vernichteten beinahe vollends die Sicherheit, die sich der Oberst Festetics in den letzten Tagen erworben hatte. »Es ist ein Unglück!« sagte er. »Es ist ein Unglück!« wiederholte der Rittmeister. Und sie ließen die Köpfe hängen.

Wie viele Zimmer sollte man vorbereiten? Hundert oder nur fünfzig? Und wo? Im Hotel? Im Hause Chojnickis? Er war ja leider nicht da und hatte nicht einmal geantwortet! »Der ist tückisch, der Chojnicki.

Ich hab' ihm nie getraut!« sagte der Rittmeister. »Du hast ganz recht!« bestätigte der Oberst. Da klopfte es, und die Ordonnanz meldete den Grafen Chojnicki.

»Famoser Bursche!« riefen beide gleichzeitig.

Es wurde eine herzliche Begrüßung. Im stillen fühlte der Oberst, daß sein Genie ratlos geworden war und einer Unterstützung bedurfte. Auch der Rittmeister Zschoch fühlte, daß er sein Genie bereits erschöpft hatte. Sie umarmten den Gast abwechselnd, jeder dreimal. Und jeder wartete ungeduldig, bis die Umarmung des andern vorbei wäre. Dann bestellten sie Schnaps.

Alle schweren Sorgen verwandelten sich auf einmal in leichtfertige, anmutige Vorstellungen. Wenn Chojnicki zum Beispiel sagte: »Dann werden wir hundert Zimmer bestellen, und wenn fünfzig leer bleiben, dann ist eben nix zu machen!«, riefen beide wie aus einem Munde: »Genial!« Und sie fielen noch einmal mit heißen Umarmungen über den Gast.

In der Woche, die noch bis zum Fest verblieb, regnete es nicht. Alle Girlanden blieben hängen, alle Lampions. Manchmal erschreckte den Unteroffizier und die vier Mann, die am Rande des Wäldchens wie eine Feldwache lagerten und nach Westen spähten, nach der Richtung des himmlischen Feindes, ein fernes Grollen, Echo eines fernen Donners. Manchmal flammte ein fahles Wetterleuchten am Abend über die graublauen Nebel, die sich am westlichen Horizont verdichteten, um die untergehende rote Sonne sachte einzubetten. Weit von hier, wie in einer anderen Welt, mochten sich die Gewitter entladen. In dem stummen Wäldchen knisterte es von den trockenen Nadeln und von den verdorrten Rinden der Fichtenstämme. Matt und schläfrig piepsten die Vögel. Der weiche, sandige Boden zwischen den Stämmen glühte. Kein Gewitter kam. Die Girlanden blieben an den Drähten.

Am Freitag kamen ein paar Gäste. Telegramme hatten sie angekündigt. Der Offizier vom Dienst holte sie ab. Die Aufregung in beiden Kasernen wuchs von Stunde zu Stunde. In Brodnitzers Kaffeehaus hielten die Kavalleristen mit den Fußtruppen Beratungen ab, aus nichtigen Gründen und lediglich zu dem Zweck, die Unruhe noch zu vergrößern. Es war niemandem möglich, allein zu bleiben. Die Ungeduld trieb einen zum andern. Sie flüsterten, sie wußten plötzlich lauter merkwürdige Geheimnisse, die sie seit Jahren verschwiegen hatten. Sie vertrauten einander rückhaltlos, sie liebten einander. Sie schwitzten

einträchtig in der gemeinsamen Erwartung. Das Fest verdeckte den Horizont, ein mächtiger, feierlicher Berg. Alle waren überzeugt, daß es nicht nur eine Abwechslung war, sondern daß es auch eine völlige Veränderung ihres Lebens bedeutete. Im letzten Augenblick bekamen sie Angst vor ihrem eigenen Werk. Selbständig begann das Fest freundlich zu winken und gefährlich zu drohen. Es verfinsterte den Himmel, es erhellte ihn. Man bürstete und bügelte die Paradeuniformen. Sogar der Hauptmann Lorenz wagte in diesen Tagen keine Billardpartie. Die wohlige Gemächlichkeit, in der er den Rest seines militärischen Lebens zu verbringen beschlossen hatte, war zerstört. Er betrachtete seinen Paraderock mit mißtrauischen Blikken, und er glich einem behäbigen Gaul, der seit Jahren im kühlen Schatten des Stalls gestanden hat und der plötzlich gezwungen wird, an einem Trabrennen teilzunehmen.
Der Sonntag brach schließlich an. Man zählte vierundfünfzig Gäste. »Donnerwetter, Sapperlot!« sagte Graf Zschoch ein paarmal. Er wußte wohl, in welch einem Regiment er diente, aber im Anblick der vierundfünfzig klangreichen Namen auf der Liste der Gäste kam es ihm vor, daß er die ganze Zeit nicht stolz genug auf dieses Regiment gewesen war. Um ein Uhr nachmittags begann das Fest, mit einer einstündigen Parade auf dem Exerzierplatz. Man hatte zwei Militärkapellen aus größeren Garnisonen erbeten. Sie spielten in zwei hölzernen, runden, offenen Pavillons im kleinen Wäldchen. Die Damen saßen in zeltüberdeckten Bagagewagen, trugen sommerliche Kleider über steifen Miedern und rädergroße Hüte, auf denen ausgestopfte Vögel nisteten. Obwohl es ihnen heiß war, lächelten sie, jede eine heitere Brise. Sie lächelten mit den Lippen, den Augen, den Brüsten, die hinter duftigen und festverrammelten Kleidern gefangen waren, mit den durchbrochenen Spitzenhandschuhen, die bis an die Ellenbogen reichten, mit den winzigen Taschentüchlein, die sie in der Hand hielten und mit denen sie manchmal sachte, sachte an die Nase tupften, um sie nicht zu zerbrechen. Sie verkauften Bonbons, Sekt und Lose für das Glücksrad, das vom Standesführer eigenhändig behandelt wurde, und bunte Säckchen mit Konfetti, von dem sie alle überschüttet waren und das sie mit neckisch gespitzten Mündern wegzublasen versuchten. Auch an Papierschlangen fehlte es nicht. Sie umwanden Hälse und Beine, hingen von den Bäumen herab und verwandelten alle natürlichen Fichten im Nu in künst-

liche. Denn sie waren dichter und überzeugender als das Grün der Natur.

Am Himmel über dem Wald waren unterdessen die längst erwarteten Wolken heraufgezogen. Der Donner kam immer näher, aber die Militärkapellen übertönten ihn. Als der Abend über Zelte, Wagen, Konfetti und Tanz hereinbrach, zündete man die Lampions an, und man bemerkte nicht, daß sie von plötzlichen Windstößen stärker geschaukelt wurden, als es sich für festliche Lampions schicken mochte. Das Wetterleuchten, das immer heftiger den Himmel erhellte, konnte sich mit dem Feuerwerk, das die Mannschaft hinter dem Wäldchen abknallte, noch lange nicht vergleichen. Und man war allgemein geneigt, die Blitze, die man zufällig bemerkte, für mißlungene Raketen zu halten. »Es gibt ein Gewitter!« sagte plötzlich einer. Und das Gerücht vom Gewitter begann sich im Wäldchen zu verbreiten.

Man rüstete also zum Aufbruch und begab sich zu Fuß, zu Pferde und im Wagen in das Haus Chojnickis. Alle Fenster standen offen. Der Glanz der Kerzen strömte frei, im mächtigen, flackernden Fächerschein gegen die weite Allee, vergoldete den Boden und die Bäume, die Blätter sahen aus wie Metall. Es war noch zeitig, aber schon dunkel, dank den Heerscharen der Wolken, die von allen Seiten gegeneinanderrückten und sich vereinigten. Vor dem Eingang zum Schloß in der breiten Allee und auf dem ovalen, kiesbestreuten Vorplatz sammelten sich jetzt die Pferde, die Wagen, die Gäste, die bunten Frauen und die noch bunteren Offiziere. Die Reitpferde, von Soldaten am Zaun gehalten, und die Wagenpferde, von den Kutschern mühsam gezügelt, wurden ungeduldig; wie ein elektrischer Kamm strich der Wind über ihr glänzendes Fell, sie wieherten ängstlich nach dem Stall und scharrten den Kies mit zitternden Hufen. Auch den Menschen schien sich die Aufregung der Natur und der Tiere mitzuteilen. Die munteren Zurufe, mit denen sie noch vor einigen Minuten Ball gespielt hatten, erstarben. Alle sahen, etwas ängstlich, zu den Türen und Fenstern. Jetzt ging die große, zweiflügelige Tür auf, und man begann, sich in Gruppen dem Eingang zu nähern. Sei es nun, daß man mit den zwar nicht ungewöhnlichen, aber dennoch den Menschen immer wieder erregenden Vorgängen des Gewitters zu sehr beschäftigt war, sei es, daß man von den verworrenen Klängen der beiden Militärkapellen abgelenkt wurde, die bereits im Innern des Hauses ihre Instrumente zu stimmen begannen: Niemand vernahm den rapiden Galopp der Ordonnanz, die jetzt

auf den Vorplatz heransprengte, mit plötzlichem Ruck anhielt und in ihrer dienstlichen Adjustierung, mit blinkendem Helm, umgeschnalltem Karabiner am Rücken und Patronentaschen am Gurt, umflackert von weißen Blitzen und von violetten Wolken umdüstert, einem theatralischen Kriegsboten nicht unähnlich war. Der Dragoner stieg ab und erkundigte sich nach dem Obersten Festetics. Es hieß, der Oberst sei schon drinnen. Einen Augenblick hierauf trat er heraus, nahm einen Brief von der Ordonnanz entgegen und kehrte ins Haus zurück. Im rundlichen Vorraum, in dem es keine Deckenbeleuchtung gab, blieb er stehen. Ein Diener trat hinter seinen Rücken, den Armleuchter in der Hand. Der Oberst riß den Umschlag auf. Der Diener, obgleich seit seiner frühesten Jugend in der großen Kunst des Dienens erzogen, konnte dennoch nicht seine plötzlich zitternde Hand beherrschen. Die Kerzen, die er hielt, begannen heftig zu flackern. Ohne daß er etwa versucht hätte, über die Schulter des Obersten zu lesen, fiel der Text des Schreibens in das Blickfeld seiner wohlerzogenen Augen, ein einziger Satz aus übergroßen, mit blauem Kopierstift sehr deutlich geschriebenen Worten. Ebensowenig wie er etwa vermocht hätte, hinter geschlossenen Lidern einen der Blitze nicht zu fühlen, die jetzt in immer schnellerer Folge in allen Richtungen des Himmels aufzuckten, ebensowenig wäre es ihm auch möglich gewesen, seinen Blick von der furchtbaren, großen, blauen Schrift abzuwenden: »Thronfolger gerüchtweise in Sarajevo ermordet«, sagten die Buchstaben.

Die Worte fielen wie ein einziges, ohne Pause, in das Bewußtsein des Obersten und in die Augen des hinter ihm stehenden Dieners. Der Oberst ließ den Umschlag fallen. Der Diener, den Leuchter in der Linken, bückte sich, um ihn mit der Rechten aufzuheben. Als er wieder aufrecht stand, sah er geradewegs in das Angesicht des Obersten Festetics, der sich ihm zugewandt hatte. Der Diener trat einen Schritt zurück. Er hielt den Leuchter in der einen, den Umschlag in der anderen Hand, und seine beiden Hände zitterten. Der Schein der Kerzen flakkerte über das Angesicht des Obersten und erhellte und verdunkelte es abwechselnd. Das gewöhnliche, gerötete, von einem großen, graublonden Schnurrbart gezierte Angesicht des Obersten wurde bald violett, bald kreideweiß. Die Lippen bebten ein wenig, und der Schnurrbart zuckte. Außer dem Diener und dem Obersten war kein Mensch in der Vorhalle. Aus dem Innern des Hauses hörte man schon den ersten gedämpften Walzer der beiden Militärkapellen, Klirren von Gläsern

und das Gemurmel der Stimmen. Durch die Tür, die zum Vorplatz führte, sah man den Widerschein ferner Blitze, hörte man den schwachen Widerhall ferner Donner. Der Oberst sah den Diener an. »Haben Sie gelesen?« fragte er. »Jawohl, Herr Oberst!« »Mund halten!« sagte Festetics und legte den Zeigefinger an die Lippen. Er entfernte sich. Er schwankte ein wenig. Vielleicht war es das flackernde Kerzenlicht, in dem sein Gang unsicher erschien.

Der Diener, neugierig und durch das Schweigegebot des Obersten ebenso erregt wie durch die blutige Nachricht, die er soeben wahrgenommen hatte, wartete auf einen seiner Kollegen, um diesem seinen Dienst und den Leuchter zu übergeben, in die Zimmer zu gehen und dort vielleicht Näheres zu erfahren. Auch war es ihm, obwohl er ein aufgeklärter, vernünftiger Mann in mittleren Jahren war, allmählich unheimlich in diesem Vorraum, den er mit seinen Kerzen nur spärlich beleuchten konnte und der nach jedem der heftigen, bläulichweißen Blitze in eine noch tiefere, braune Dunkelheit versank. Schwere Wellen geladener Luft lagen im Raum, das Gewitter zögerte. Der Diener brachte den Zufall des Gewitters mit der schrecklichen Kunde in einen übernatürlichen Zusammenhang. Er bedachte, daß die Stunde endlich gekommen sei, in der sich übernatürliche Gewalten der Welt deutlich und grausam kundgeben wollten. Und er bekreuzigte sich, den Leuchter in der Linken. In diesem Augenblick trat Chojnicki heraus, sah verwundert auf ihn und fragte, ob er sich denn so vor dem Gewitter fürchte. Es sei nicht nur das Gewitter, antwortete der Diener. Denn obwohl er versprochen hatte zu schweigen, war es ihm nicht mehr möglich, die Last seiner Mitwisserschaft zu tragen. »Was denn sonst?« fragte Chojnicki. Der Herr Oberst Festetics hätte eine schreckliche Nachricht erhalten, sagte der Mann. Und er zitierte ihren Wortlaut.

Chojnicki befahl zuerst, alle Fenster, die schon des Unwetters wegen geschlossen worden waren, auch dicht zu verhängen, hierauf, den Wagen fertigzumachen. Er wollte in die Stadt. Während man draußen die Pferde anspannte, fuhr eine Droschke vor, mit aufgerollter, triefender Plache, an der man erkannte, daß sie aus einer Gegend kam, in der das Gewitter bereits niedergegangen war. Aus dem Fiaker stieg jener muntere Bezirkskommissär, der die politische Versammlung der streikenden Borstenarbeiter aufgelöst hatte, eine Aktentasche unter dem Arm. Er berichtete zuerst, als wäre er vornehmlich zu diesem Zweck gekommen, daß es im Städtchen regne. Hierauf teilte er Chojnicki mit, daß

man den Thronfolger der österreichisch-ungarischen Monarchie wahrscheinlich in Sarajevo erschosssen habe. Reisende, die vor drei Stunden angekommen seien, hätten zuerst die Nachricht verbreitet. Dann sei ein verstümmeltes, chiffriertes Telegramm von der Statthalterei angelangt. Offenbar infolge des Gewitters sei der telegraphische Verkehr gestört, eine Rückfrage also bis jetzt unbeantwortet geblieben. Überdies sei heute Sonntag und nur wenig Personal in den Ämtern vorhanden. Die Aufregung in der Stadt und selbst in den Dörfern wachse aber ständig, und trotz des Gewitters ständen die Leute in den Gassen.

Während der Kommissär hastig und flüsternd erzählte, hörte man aus den Räumen die schleifenden Schritte der Tanzenden, das helle Klirren der Gläser und von Zeit zu Zeit ein tiefes Gelächter der Männer. Chojnicki beschloß, zuerst ein paar seiner Gäste, die er für maßgebend, vorsichtig und noch nüchtern hielt, in einem abgesonderten Zimmer zu versammeln. Indem er allerhand Ausreden gebrauchte, brachte er den und jenen in den vorgesehenen Raum, stellte ihnen den Bezirkskommissär vor und berichtete. Zu den Eingeweihten gehörten der Oberst des Dragonerregiments, der Major des Jägerbataillons mit ihren Adjutanten, mehrere von den Trägern berühmter Namen, und unter den Offizieren des Jägerbataillons Leutnant Trotta. Das Zimmer, in dem sie sich befanden, enthielt wenig Sitzgelegenheiten, so daß mehrere sich ringsum an die Wände lehnen mußten, einige sich ahnungslos und übermütig, bevor sie noch wußten, worum es sich handle, auf den Teppich setzten, mit gekreuzten Beinen. Aber es erwies sich bald, daß sie in ihrer Lage verblieben, auch als man ihnen alles mitgeteilt hatte. Manche mochte der Schreck gelähmt haben, andere waren einfach betrunken. Die dritten waren von Natur gleichgültig gegen alle Vorgänge in der Welt und sozusagen aus angeborener Vornehmheit gelähmt, und es schien ihnen, daß es sich für sie nicht schicke, lediglich wegen einer Katastrophe ihren Körper zu inkommodieren. Manche hatten nicht einmal die bunten Papierschlangenfetzen und die runden Koriandoliblättchen von ihren Schultern, Hälsen und Köpfen entfernt. Und ihre närrischen Abzeichen verstärkten noch den Schrecken der Nachricht.

In dem kleinen Raum wurde es nach einigen Minuten heiß. »Öffnen wir ein Fenster!« sagte einer. Ein anderer klinkte eines der hohen und schmalen Fenster auf, lehnte sich hinaus und prallte im nächsten Au-

genblick zurück. Ein weißglühender Blitz von einer ungewöhnlichen Heftigkeit schlug in den Park, in den das Fenster führte. Zwar konnte man die Stelle nicht unterscheiden, die er getroffen hatte, aber man hörte das Splittern gefällter Bäume. Schwarz und schwer rauschten ihre umsinkenden Kronen. Und selbst die übermütig Kauernden, die Gleichgültigen, sprangen auf, die Angeheiterten begannen zu taumeln, und alle erbleichten. Sie wunderten sich, daß sie noch lebten. Sie hielten den Atem an, sahen aufeinander mit aufgerissenen Augen und warteten auf den Donner. Es dauerte nur ein paar Sekunden, bis er erfolgte. Aber zwischen dem Blitz und dem Donner drängte sich die Ewigkeit selbst zusammen. Alle versuchten, einander näher zu kommen. Sie bildeten ein Bündel von Leibern und Köpfen rings um den Tisch. Einen Augenblick zeigten ihre Gesichter, so verschiedene Züge sie auch trugen, eine brüderliche Ähnlichkeit. Es war, als erlebten sie überhaupt zum erstenmal ein Gewitter. In Furcht und Ehrfurcht warteten sie den knatternden, kurzen Donner ab. Dann atmeten sie auf. Und während vor den Fenstern die schweren Wolken, die der Blitz aufgetrennt hatte, mit jubelndem Getose niederschäumten, begannen die Männer, ihre Plätze wieder einzunehmen.
»Wir müssen das Fest abbrechen!« sagte Major Zoglauer.
Der Rittmeister Zschoch, ein paar Konfettisternchen im Haar und den Rest einer rosa Papierschlange um den Nacken, sprang auf. Er war beleidigt, als Graf, als Rittmeister, als Dragoner im besonderen, als Kavallerist im allgemeinen und ganz besonders als er selbst, als Individuum von außergewöhnlicher Art, als Zschoch kurzweg. Seine kurzen, dichten Augenbrauen stellten sich auf und bildeten zwei dräuende, gegen den Major Zoglauer gerichtete Hecken aus kleinen, starrenden Stacheln. Seine großen, törichten, hellen Augen, in denen sich alles zu spiegeln pflegte, was sie vor Jahren aufgenommen haben mochten, selten das, was sie im Augenblick sahen, schienen jetzt den Hochmut der Zschochschen Ahnen auszudrücken, einen Hochmut aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Er hatte den Blitz, den Donner, die fürchterliche Nachricht, alle Ereignisse der vergangenen Minuten beinahe vergessen. In seiner Erinnerung bewahrte er nur noch die Anstrengungen, die er für das Fest, seinen genialen Einfall, unternommen hatte. Er konnte auch nicht viel vertragen, er hatte Sekt getrunken, und sein kleines Sattelnäschen schwitzte ein wenig.
»Die Nachricht ist nicht wahr«, sagte er, »sie ist halt nicht wahr. Es

soll mir einer nachweisen, daß es wahr ist, blöde Lüge, dafür spricht schon allein das Wort ›gerüchtweise‹ oder ›wahrscheinlich‹ oder wie das politische Zeug heißt!«
»Auch ein Gerücht genügt!« sagte Zoglauer.
Hier mischte sich Herr von Babenhausen, Rittmeister der Reserve, in den Zwist. Er war angeheitert, fächelte sich mit dem Taschentuch, das er bald in den Ärmel steckte, bald wieder hervorzog. Er löste sich von der Wand, trat an den Tisch und kniff die Augen zusammen:
»Meine Herren«, sagte er, »Bosnien ist weit von uns entfernt. Auf Gerüchte geben wir nix! Was mich betrifft, ich pfeif' auf Gerüchte! Wann's wahr is, werden wir's eh früh genug erfahren!«
»Bravo!« rief Baron Nagy Jenö, der von den Husaren. Er hielt, obwohl er zweifellos von einem jüdischen Großvater aus Ödenburg abstammte und obwohl erst sein Vater die Baronie gekauft hatte, die Magyaren für eine der adligsten Rassen der Monarchie und der Welt, und er bemühte sich mit Erfolg, die semitische, der er entstammte, zu vergessen, indem er alle Fehler der ungarischen Gentry annahm.
»Bravo!« wiederholte er noch einmal. Es war ihm gelungen, alles, was der nationalen Politik der Ungarn günstig oder abträglich erschien, zu lieben beziehungsweise zu hassen. Er hatte sein Herz angespornt, den Thronfolger der Monarchie zu hassen, weil es allgemein hieß, er sei den slawischen Völkern günstig gesinnt und den Ungarn böse. Der Baron Nagy war nicht eigens zu einem Fest an der verlorenen Grenze aufgebrochen, um es sich hier durch einen Zwischenfall stören zu lassen. Er hielt es überhaupt für einen Verrat an der magyarischen Nation, wenn sich einer ihrer Angehörigen die Gelegenheit, einen Csárdás zu tanzen, zu dem er aus Rassegründen verpflichtet war, durch ein Gerücht verderben ließ. Er klemmte das Monokel fester, wie immer, wenn er national zu fühlen hatte, ähnlich wie ein Greis seinen Stock stärker faßt, wenn er eine Wanderung beginnt, und sagte in dem Deutsch der Ungarn, das wie eine Art weinerlichen Buchstabierens klang: »Herr von Babenhausen hat sehr recht! Sehr recht! Wann der Herr Thronfolger wirklich ermordet ist, so gibt es noch andere Thronfolger!«
Herr von Sennyi, magyarischer von Geblüt als Herr von Nagy und von plötzlicher Angst erfaßt, ein Judenstämmling könnte ihn in ungarischer Gesinnung übertreffen, erhob sich und sagte: »Wann der Herr Thronfolger ermordet ist, so erstens wissen wir noch nichts Sicheres davon, zweitens geht uns das gar nichts an!«

»Es geht uns etwas an«, sagte der Graf Benkyö, »aber er ist gar nicht ermordet. Es ist ein Gerücht!«
Draußen rauschte der Regen mit steter Gewalt. Die blauweißen Blitze wurden immer seltener, der Donner entfernte sich.
Oberleutnant Kinsky, an den Ufern der Moldau aufgewachsen, behauptete, der Thronfolger sei jedenfalls eine höchst unsichere Chance der Monarchie gewesen – vorausgesetzt, daß man das Wort »gewesen« überhaupt anwenden könne. Er selbst, der Oberleutnant, sei der Meinung seiner Vorredner: Die Ermordung des Thronfolgers müsse als ein falsches Gerücht aufgefaßt werden. Man sei hier so weit von dem angeblichen Tatort entfernt, daß man gar nichts kontrollieren könne. Und die volle Wahrheit würde man jedenfalls erst spät nach dem Fest erfahren.
Der betrunkene Graf Battyanyi begann hierauf, sich mit seinen Landsleuten auf ungarisch zu unterhalten. Man verstand kein Wort. Die anderen blieben still, sahen die Sprechenden der Reihe nach an und warteten, immerhin ein wenig bestürzt. Aber die Ungarn schienen munter fortfahren zu wollen, den ganzen Abend; also mochte es ihre nationale Sitte heischen. Man bemerkte, obwohl man weit davon entfernt war, auch nur eine Silbe zu begreifen, an ihren Mienen, daß sie allmählich anfingen, die Anwesenheit der andern zu vergessen. Manchmal lachten sie gemeinsam auf. Man fühlte sich beleidigt, weniger, weil das Gelächter in dieser Stunde unpassend erschien, als weil man seine Ursache nicht feststellen konnte. Jelacich, ein Slowene, geriet in Zorn. Er haßte die Ungarn ebenso, wie er die Serben verachtete. Er liebte die Monarchie. Er war ein Patriot. Aber er stand da, die Vaterlandsliebe in ausgebreiteten, ratlosen Händen, wie eine Fahne, die man irgendwo anbringen muß und für die man keinen Dachfirst findet. Unmittelbar unter der ungarischen Herrschaft lebte ein Teil seiner Stammesgenossen, Slowenen und ihre Vettern, die Kroaten. Ganz Ungarn trennte den Rittmeister Jelacich von Österreich und von Wien und vom Kaiser Franz Joseph. In Sarajevo, beinahe in seiner Heimat, vielleicht gar von der Hand eines Slowenen, wie der Rittmeister Jelacich selbst einer war, war der Thronfolger getötet worden. Wenn der Rittmeister nun anfing, den Ermordeten gegen die Schmähungen der Ungarn zu verteidigen (er allein in dieser Gesellschaft verstand Ungarisch), so konnte man ihm erwidern, seine Volksgenossen seien ja die Mörder. Er fühlte sich in der Tat ein bißchen mitschuldig. Er wußte nicht, warum. Seit

etwa hundertfünfzig Jahren diente seine Familie redlich und ergeben der Dynastie der Habsburger. Aber schon seine beiden halbwüchsigen Söhne sprachen von der Selbständigkeit aller Südslawen und verbargen vor ihm Broschüren, die aus dem feindlichen Belgrad stammen mochten. Nun, er liebte seine Söhne! Jeden Nachmittag um ein Uhr, wenn das Regiment das Gymnasium passierte, stürzten sie ihm entgegen, sie flatterten aus dem großen, braunen Tor der Schule, mit zerrauftem Haar und Gelächter in den offenen Mündern, und väterliche Zärtlichkeit zwang ihn, vom Pferd zu steigen und die Kinder zu umarmen. Er schloß die Augen, wenn er sie verdächtige Zeitungen lesen sah, und die Ohren, wenn er sie Verdächtiges reden hörte. Er war klug, und er wußte, daß er ohnmächtig zwischen seinen Ahnen und seinen Nachkommen stand, die bestimmt waren, die Ahnen eines ganz neuen Geschlechts zu werden. Sie hatten sein Gesicht, die Farbe seiner Haare und seiner Augen, aber ihre Herzen schlugen einen neuen Takt, ihre Köpfe gebaren fremde Gedanken, ihre Kehlen sangen neue und fremde Lieder, die er nicht kannte. Und mit seinen vierzig Jahren fühlte sich der Rittmeister wie ein Greis, und seine Söhne kamen ihm vor wie unbegreifliche Urenkel.

Es ist alles gleich, dachte er in diesem Augenblick, trat an den Tisch und schlug mit der flachen Hand auf die Platte. »Wir bitten die Herren«, sagte er, »die Unterhaltung auf deutsch fortzusetzen.«

Benkyö, der gerade gesprochen hatte, hielt ein und antwortete: »Ich will es auf deutsch sagen: Wir sind übereingekommen, meine Landsleute und ich, daß wir froh sein können, wann das Schwein hin is!«

Alle sprangen auf. Chojnicki und der muntere Bezirkskommissär verließen das Zimmer. Die Gäste blieben allein. Man hatte ihnen zu verstehen gegeben, daß Zwistigkeiten innerhalb der Armee keine Zeugen vertrugen. Neben der Tür stand der Leutnant Trotta. Er hatte viel getrunken. Sein Gesicht war fahl, seine Glieder waren schlaff, sein Gaumen trocken, sein Herz hohl. Er fühlte wohl, daß er berauscht war, aber er vermißte zu seiner Verwunderung den gewohnten wohltätigen Nebel vor den Augen. Vielmehr kam es ihm vor, als sähe er alles deutlicher, wie durch blankes, klares Eis. Die Gesichter, die er heute zum erstenmal erblickt hatte, glaubte er schon seit langem zu kennen. Diese Stunde war ihm überhaupt ganz vertraut, die Verwirklichung einer oft vorgeträumten Begebenheit. Das Vaterland der Trottas zerfiel und zersplitterte.

Daheim, in der mährischen Bezirkshauptstadt W., war vielleicht noch Österreich. Jeden Sonntag spielte die Kapelle Herrn Nechwals den Radetzkymarsch. Einmal in der Woche, am Sonntag, war Österreich. Der Kaiser, der weißbärtige, vergeßliche Greis mit dem blinkenden Tropfen an der Nase, und der alte Herr von Trotta waren Österreich. Der alte Jacques war tot. Der Held von Solferino war tot. Der Regimentsarzt Doktor Demant war tot. »Verlaß diese Armee!« hatte er gesagt. Ich werde diese Armee verlassen, dachte der Leutnant. Auch mein Großvater hat sie verlassen. Ich werd's ihnen sagen, dachte er weiter. Wie vor Jahren im Lokal der Frau Resi fühlte er den Zwang, etwas zu tun. Gab es da kein Bild zu retten? Er fühlte den dunklen Blick des Großvaters im Nacken. Er machte einen Schritt gegen die Mitte des Zimmers. Er wußte noch nicht, was er sagen wollte. Einige sahen ihm schon entgegen. »Ich weiß«, begann er, und er wußte noch immer nichts. »Ich weiß«, wiederholte er und trat noch einen Schritt vorwärts, »daß Seine Kaiser-Königliche Hoheit, der Herr Erzherzog Thronfolger, wirklich ermordet ist.«

Er schwieg. Er kniff die Lippen ein. Sie bildeten einen schmalen, blaßrosa Streifen. In seinen kleinen, dunklen Augen glomm ein helles, fast weißes Licht auf. Sein schwarzes, verworrenes Haar überschattete die kurze Stirn und verfinsterte die Falte über der Nasenwurzel, die Höhle des Zorns, das Erbteil der Trottas. Er hielt den Kopf gesenkt. An den schlaffen Armen hingen die Fäuste geballt. Alle blickten auf seine Hände. Wenn den Anwesenden das Porträt des Helden von Solferino bekannt gewesen wäre, hätten sie glauben können, der alte Trotta sei auferstanden.

»Mein Großvater«, begann der Leutnant wieder, und er fühlte den Blick des Alten im Nacken, »mein Großvater hat dem Kaiser das Leben gerettet. Ich, sein Enkel, ich werde nicht zugeben, daß das Haus unseres Allerhöchsten Kriegsherrn beschimpft wird. Die Herren betragen sich skandalös!« Er hob die Stimme. »Skandal!« schrie er. Er hörte sich zum erstenmal schreien. Niemals hatte er, wie seine Kameraden, vor der Mannschaft geschrien. »Skandal!« wiederholte er. Das Echo seiner Stimme hallte wider in seinen Ohren. Der betrunkene Benkyö torkelte einen Schritt gegen den Leutnant.

»Skandal!« schrie der Leutnant zum drittenmal.

»Skandal!« wiederholte der Rittmeister Jelacich.

»Wer noch ein Wort gegen den Toten sagt«, fuhr der Leutnant fort,

»den schieß' ich nieder!« Er griff in die Tasche. Da der betrunkene Benkyö etwas zu murmeln anfing, schrie Trotta: »Ruhe!«, mit einer Stimme, die ihm wie eine geliehene vorkam, einer donnernden Stimme, vielleicht war es die Stimme des Helden von Solferino. Er fühlte sich eins mit seinem Großvater. Er selbst war der Held von Solferino. Sein eigenes Bildnis war's, das unter dem Suffit des väterlichen Herrenzimmers verdämmerte.
Der Oberst Festetics und der Major Zoglauer standen auf. Zum erstenmal, seitdem es eine österreichische Armee gab, befahl ein Leutnant Rittmeistern, Majoren und Obersten Ruhe. Keiner von den Anwesenden glaubte noch, die Ermordung des Thronfolgers sei lediglich ein Gerücht. Sie sahen den Thronfolger in einer roten, dampfenden Blutlache. Sie fürchteten, auch hier, in diesem Zimmer, in der nächsten Sekunde Blut zu sehen. »Befehlen Sie ihm zu schweigen!« flüsterte der Oberst Festetics.
»Herr Leutnant«, sagte Zoglauer, »verlassen Sie uns!«
Trotta wandte sich zur Tür. In diesem Augenblick wurde sie aufgestoßen. Viele Gäste strömten herein, Konfetti und Papierschlangen auf Köpfen und Schultern. Die Tür blieb offen. Man hörte aus den anderen Räumen die Frauen lachen und die Musik und die schleifenden Schritte der Tänzer. Jemand rief:
»Der Thronfolger ist ermordet!«
»Den Trauermarsch!« schrie Benkyö.
»Den Trauermarsch!« wiederholten mehrere.
Sie strömten aus dem Zimmer. In den zwei großen Sälen, in denen man bis jetzt getanzt hatte, spielten beide Militärkapellen, dirigiert von den lächelnden, knallroten Kapellmeistern, den Trauermarsch von Chopin. Ringsum wandelten ein paar Gäste im Kreis, im Kreis, zum Takt des Trauermarsches. Bunte Papierschlangen und Koriandolisterne lagen auf ihren Schultern und Haaren. Männer in Uniform und in Zivil führten Frauen am Arm. Ihre Füße gehorchten schwankend dem makabren und stolpernden Rhythmus. Die Kapellen spielten nämlich ohne Noten, nicht dirigiert, sondern begleitet von den langsamen Schleifen, die der Kapellmeister schwarze Taktstöcke durch die Luft zeichneten. Manchmal blieb eine Kapelle hinter der anderen zurück, suchte die vorauseilende zu erhaschen und mußte ein paar Takte auslassen. Die Gäste marschierten im Kreis rings um das leere, spiegelnde Rund des Parketts. Sie kreisten so umeinander, jeder ein Leidtragender hinter

der Leiche des Vordermanns und in der Mitte die unsichtbaren Leichen des Thronfolgers und der Monarchie. Alle waren betrunken. Und wer noch nicht genügend getrunken hatte, dem drehte sich der Kopf vom unermüdlichen Kreisen. Allmählich beschleunigten die Kapellen den Takt, und die Beine der Wandelnden fingen an zu marschieren. Die Trommler trommelten ohne Unterlaß, und die schweren Klöppel der großen Pauke begannen zu wirbeln wie junge, muntere Schlegel. Der betrunkene Pauker schlug plötzlich an den silbernen Triangel, und im selben Augenblick machte Graf Benkyö einen Freudensprung. »Das Schwein ist hin!« schrie der Graf auf ungarisch. Aber alle verstanden es, als ob er deutsch gesprochen hätte. Plötzlich begannen einige zu hüpfen. Immer schneller schmetterten die Kapellen den Trauermarsch. Dazwischen lächelte der Triangel silbern, hell und betrunken.

Schließlich begannen die Lakaien Chojnickis, die Instrumente abzuräumen. Die Musiker ließen es sich lächelnd gefallen. Mit aufgerissenen Augen glotzten die Violinisten ihren Geigen nach, die Cellisten ihren Celli, die Hornisten den Hörnern. Einige strichen noch mit den Bögen, die sie behalten hatten, über das taubstumme Tuch ihrer Ärmel und wiegten die Köpfe zu den unhörbaren Melodien, die in ihren trunkenen Köpfen rumoren mochten. Als man dem Trommler seine Schlaginstrumente fortschleppte, fuchtelte er immer noch mit Klöppel und Schlegel in der leeren Luft herum. Die Kapellmeister, die am meisten getrunken hatten, wurden schließlich von je zwei Dienern weggezogen wie die Instrumente. Die Gäste lachten. Dann wurde es still. Niemand gab einen Laut von sich. Alle blieben, wie sie gestanden oder gesessen hatten, und rührten sich nicht mehr. Nach den Instrumenten räumte man auch die Flaschen weg. Und dem und jenem, der noch ein halbvolles Glas in Händen hielt, wurde es weggenommen.

Leutnant Trotta verließ das Haus. Auf den Stufen, die zum Eingang führten, saßen Oberst Festetics, Major Zoglauer und Rittmeister Zschoch. Es regnete nicht mehr. Es tropfte nur noch von Zeit zu Zeit aus den schütter gewordenen Wolken und von den Vorsprüngen des Daches. Den drei Männern hatte man weiße, große Tücher über die Steine gebreitet. Und es war, als säßen sie schon auf ihren eigenen Leichentüchern. Große, zackige Regenwasserflecke starrten auf ihren dunkelblauen Rücken. Die Fetzen einer Papierschlange klebten feucht und nunmehr unlösbar am Nacken des Rittmeisters.

Der Leutnant stellte sich vor ihnen auf. Sie rührten sich nicht. Sie hielten die Köpfe gesenkt. Sie erinnerten an eine wächserne militärische Gruppe im Panoptikum.
»Herr Major!« sagte Trotta zu Zoglauer, »ich werde morgen um meinen Abschied bitten!«
Zoglauer erhob sich. Er streckte die Hand aus, wollte etwas sagen und brachte keinen Laut hervor. Es wurde allmählich hell, ein sanfter Wind zerriß die Wolken, man konnte im schimmernden Silber der kurzen Nacht, in die sich schon eine Ahnung vom Morgen mischte, deutlich die Gesichter sehen. In dem hageren Gesicht des Majors war alles in Bewegung. Die Fältchen schoben sich ineinander, die Haut zuckte, das Kinn wanderte hin und her, es schien geradezu zu pendeln, um die Backenknochen spielten ein paar winzige Muskelchen, die Augenlider flatterten, und die Wangen zitterten. Alles war in Bewegung geraten, vom Aufruhr, den die wirren, unausgesprochenen und unaussprechlichen Worte innerhalb des Mundes verursachen mochten. Eine Ahnung von Wahnsinn flackerte über diesem Angesicht. Zoglauer preßte Trottas Hand, sekundenlang, Ewigkeiten. Festetics und Zschoch kauerten immer noch regungslos auf den Stufen. Man roch den starken Holunder. Man hörte das sachte Tropfen des Regens und das zarte Rauschen der nassen Bäume, und schon begannen die Stimmen der Tiere zaghaft zu erwachen, die vor dem Gewitter verstummt waren. Die Musik im Innern des Hauses war still geworden. Nur die Reden der Menschen drangen durch die geschlossenen und verhängten Fenster.
»Vielleicht haben Sie recht, Sie sind jung!« sagte Zoglauer endlich. Es war der lächerlichste, ärmlichste Teil dessen, was er in diesen Sekunden gedacht hatte. Den Rest, ein großes, verworrenes Knäuel von Gedanken, verschluckte er wieder.
Es war lange nach Mitternacht. Aber im Städtchen standen noch die Menschen vor den Häusern, auf den hölzernen Bürgersteigen, und sprachen. Sie blieben still, wenn der Leutnant vorbeikam.
Als er das Hotel erreichte, graute der Morgen schon. Er öffnete den Schrank. Zwei Uniformen, den Zivilanzug, die Wäsche und den Säbel Max Demants legte er in den Koffer. Er arbeitete langsam, um die Zeit auszufüllen. Er berechnete nach der Uhr die Dauer jeder Bewegung. Er dehnte die Bewegungen. Er fürchtete die leere Zeit, die vor dem Rapport noch zurückbleiben mußte.

Der Morgen war da, Onufrij brachte die Dienstuniform und die glänzend gewichsten Stiefel.
»Onufrij«, sagte der Leutnant, »ich verlasse die Armee.«
»Jawohl, Herr Leutnant!« sagte Onufrij. Er ging hinaus, den Korridor entlang, die Treppe hinunter, in die Kammer, die er bewohnte, packte seine Sachen in ein buntes Tuch, band es an den Griff seines Knüppels und legte alles aufs Bett. Er beschloß heimzukehren, nach Burdlaki, die Erntearbeiten begannen bald. Er hatte nichts mehr in der kaiser- und königlichen Armee zu suchen. Man nannte so was »desertieren« und wurde dafür erschossen. Die Gendarmen kamen nur einmal in der Woche nach Burdlaki, man konnte sich verbergen. Wie viele hatten es schon gemacht! Panterlejmon, der Sohn Ivans, Grigorij, der Sohn Nikolajs, Pawel, der Blatternarbige, Nikofor, der Rothaarige. Nur einen hatte man gefangen und verurteilt, aber das war schon lange her!
Was den Leutnant Trotta betraf, so brachte er seine Bitte um die Entlassung aus der Armee beim Offiziersrapport vor. Er bekam sofort einen Urlaub. Auf dem Exerzierplatz verabschiedete er sich von den Kameraden. Sie wußten nicht, was sie ihm sagen sollten. Sie standen im lockeren Kreis um ihn, bis endlich Zoglauer die Abschiedsformel fand. Sie war höchst einfach. Sie hieß: »Alles Gute!«, und jeder wiederholte sie.
Der Leutnant fuhr bei Chojnicki vor. »Bei mir ist immer Platz!« sagte Chojnicki. »Ich werde Sie übrigens abholen!«
Eine Sekunde lang dachte Trotta an Frau von Taußig. Chojnicki erriet es und sagte: »Sie ist bei ihrem Mann. Sein Anfall wird diesmal lange dauern. Vielleicht bleibt er immer dort. Und er hat recht. Ich beneide ihn. Ich hab' sie übrigens besucht. Sie ist alt geworden, lieber Freund, sie ist alt geworden!«
Am nächsten Morgen, zehn Uhr vormittags, trat Leutnant Trotta in die Bezirkshauptmannschaft. Der Vater saß im Amt. Sobald man die Tür aufgemacht hatte, sah man ihn sofort. Er saß der Tür gegenüber, neben dem Fenster. Durch die grünen Jalousien zeichnete die Sonne schmale Streifen auf den dunkelroten Teppich. Eine Fliege summte, eine Wanduhr tickte. Es war kühl, schattig und sommerlich still, wie einst in den Ferien. Dennoch ruhte heute auf den Gegenständen dieses Zimmers ein unbestimmter, neuer Glanz. Man wußte nicht, woher er kam. Der Bezirkshauptmann erhob sich. Er selbst verbreitete den neuen Schimmer. Das reine Silber seines Bartes färbte das grünge-

dämpfte Licht des Tages und den rötlichen Glanz des Teppichs. Es atmete die leuchtende Milde eines unbekannten, vielleicht eines jenseitigen Tags, der schon mitten im irdischen Leben Herrn von Trottas anbrach, wie die Morgen dieser Welt zu grauen beginnen, während die Sterne der Nacht noch leuchten. Vor vielen Jahren, wenn man aus Mährisch-Weißkirchen zu den Ferien gekommen war, war der Backenbart des Vaters noch eine kleine, schwarze, zweigeteilte Wolke gewesen.

Der Bezirkshauptmann blieb am Schreibtisch stehen. Er ließ den Sohn herankommen, legte den Zwicker auf die Akten und breitete die Arme aus. Sie küßten sich flüchtig. »Setz dich!« sagte der Alte und wies auf den Lehnstuhl, auf dem Carl Joseph als Kadettenschüler gesessen hatte, an den Sonntagen, von neun bis zwölf, die Mütze auf den Knien und die leuchtenden, schneeweißen Handschuhe auf der Mütze.

»Vater!« begann Carl Joseph. »Ich verlasse die Armee.«

Er wartete. Er fühlte sofort, daß er nichts erklären konnte, solange er saß. Er stand also auf, stellte sich dem Vater gegenüber, an das andere Ende des Schreibtisches, und sah auf den silbernen Backenbart.

»Nach diesem Unglück«, sagte der Vater, »das uns vorgestern getroffen hat, gleicht so ein Abschied einer – einer – Desertion.«

»Die ganze Armee ist dersertiert«, antwortete Carl Joseph.

Er verließ seinen Platz. Er begann, auf und ab durchs Zimmer zu gehen, die Linke am Rücken, mit der Rechten begleitete er seine Erzählung. Vor vielen Jahren war der Alte so durch das Zimmer gegangen. Eine Fliege summte, die Wanduhr tickte. Die Sonnenstreifen auf dem Teppich wurden immer stärker, die Sonne stieg schnell höher, sie mußte schon hoch am Himmel stehen. Carl Joseph unterbrach seine Erzählung und warf einen Blick auf den Bezirkshauptmann. Der Alte saß, beide Hände hingen schlaff und halbverdeckt von den steifen, runden, glänzenden Manschetten an den Armlehnen. Sein Kopf sank auf die Brust, und die Flügel seines Bartes ruhten auf den Rockklappen. Er ist jung und töricht, dachte der Sohn. Er ist ein lieber, junger Tor mit weißen Haaren. Ich bin vielleicht sein Vater, der Held von Solferino. Ich bin alt geworden, er ist nur bejahrt. Er ging auf und ab, und er erläuterte: »Die Monarchie ist tot, sie ist tot!« schrie er auf und blieb still.

»Wahrscheinlich!« murmelte der Bezirkshauptmann.

Er klingelte und befahl dem Amtsdiener: »Sagen Sie Fräulein Hirschwitz, daß wir heute zwanzig Minuten später essen.«
»Komm!« sagte er, stand auf, nahm Hut und Stock. Sie gingen in den Stadtpark.
»Frische Luft kann nicht schaden!« sagte der Bezirkshauptmann. Sie vermieden den Pavillon, in dem das blonde Fräulein Soda mit Himbeer ausschenkte. »Ich bin müde!« sagte der Bezirkshauptmann. »Wir wollen uns setzen!« Zum erstenmal, seitdem Herr von Trotta in dieser Stadt amtierte, nahm er auf einer gewöhnlichen Bank im Garten Platz. Er zeichnete sinnlose Striche und Figuren mit dem Stock auf die Erde und sagte dazwischen:
»Ich war beim Kaiser. Ich hab's dir eigentlich nicht sagen wollen. Der Kaiser selbst hat deine Affäre erledigt. Kein Wort mehr darüber!«
Carl Joseph schob seine Hand unter den Arm des Vaters. Er fühlte jetzt den mageren Arm des Alten wie vor Jahren beim abendlichen Spaziergang in Wien. Er entfernte die Hand nicht mehr. Sie standen zusammen auf. Sie gingen Arm in Arm nach Hause.
Fräulein Hirschwitz kam im sonntäglich grauseidenen Kleid. Ein schmaler Streifen ihrer hohen Frisur über der Stirn hatte die Farbe ihres festlichen Kleides angenommen. Sie hatte noch in aller Eile ein sonntägliches Essen ermöglicht: Nudelsuppe, Rinderspitz und Kirschknödel.
Aber der Bezirkshauptmann verlor kein Wort darüber. Es war, als äße er ein ganz gewöhnliches Schnitzel.

XX

Eine Woche später verließ Carl Joseph seinen Vater. Sie umarmten sich im Hausflur, bevor sie den Fiaker bestiegen. Nach der Meinung des alten Herrn von Trotta durften Zärtlichkeiten nicht auf dem Perron, vor zufälligen Zeugen, stattfinden. Die Umarmung war flüchtig wie immer, umweht vom feuchten Schatten des Flurs und vom kühlen Atem der steinernen Fliesen. Fräulein Hirschwitz wartete schon auf dem Balkon, gefaßt wie ein Mann. Vergeblich hatte Herr von Trotta ihr zu erklären versucht, daß es überflüssig sei zu winken. Sie mochte es für eine Pflicht halten. Obwohl es nicht regnete, spannte Herr von Trotta den Regenschirm auf. Leichte Bewölkung des Himmels schien

ihm ein hinreichender Grund dazu. Unter dem Schutz des Regenschirms stieg er in den Fiaker. Also konnte ihn Fräulein Hirschwitz vom Balkon aus nicht sehen. Er sprach kein Wort. Erst als der Sohn schon im Zug stand, hob der Alte die Hand, mit ausgestrecktem Zeigefinger: »Es wäre günstig«, sagte er, »wenn du krankheitshalber abgehn könntest. Man verläßt die Armee nicht ohne wichtige Ursache!...«
»Jawohl, Papa!« sagte der Leutnant.
Knapp vor der Abfahrt des Zuges verließ der Bezirkshauptmann den Perron. Carl Joseph sah ihn dahingehen, mit straffem Rücken und den zusammengerollten Regenschirm mit aufwärtsgerichteter Spitze wie einen gezogenen Säbel im Arm. Er wandte sich nicht mehr um, der alte Herr von Trotta.
Carl Joseph bekam seinen Abschied. »Was willst denn jetzt machen?« fragten die Kameraden. »Ich hab' einen Posten!« sagte Trotta, und sie fragten nicht mehr.
Er erkundigte sich nach Onufrij. Man sagte ihm in der Regimentskanzlei, daß der Bursche Kolohin desertiert sei.
Der Leutnant Trotta ging ins Hotel. Er kleidete sich langsam um. Zuerst schnallte er den Säbel ab, die Waffe und das Abzeichen seiner Ehre. Vor diesem Augenblick hatte er Angst gehabt. Er wunderte sich, es ging ohne Wehmut. Eine Flasche Neunziggrädiger stand auf seinem Tisch, er mußte nicht einmal trinken. Chojnicki kam, um ihn abzuholen, schon knallte unten seine Peitsche; jetzt war er im Zimmer. Er setzte sich und sah zu. Es war Nachmittag, drei Uhr schlug es vom Turm. Alle satten Stimmen des Sommers strömten zum offenen Fenster herein. Der Sommer selbst rief den Leutnant Trotta. Chojnicki, in hellgrauem Anzug mit gelben Stiefeln, das gelbe Peitschenrohr in der Hand, war ein Abgesandter des Sommers. Der Leutnant fuhr mit dem Ärmel über die matte Scheide des Säbels, zog die Klinge, hauchte sie an, wischte mit dem Taschentuch über den Stahl und bettete die Waffe in ein Futteral. Es war, als putzte er eine Leiche vor der Bestattung. Bevor er das Futteral an den Koffer schnallte, wog er es noch einmal in der flachen Hand. Dann bettete er den Säbel Max Demants dazu. Er las noch die eingeritzte Inschrift unter dem Griff. »Verlaß diese Armee!« hatte Demant gesagt. Nun verließ man diese Armee...
Die Frösche quakten, die Grillen zirpten, unten vor dem Fenster wieherten die Braunen Chojnickis, zogen ein bißchen am leichten Wägelchen, die Achsen der Räder stöhnten. Der Leutnant stand da, im auf-

geknöpften Rock, das schwarze Halsband aus Kautschuk zwischen den offenen, grünen Aufschlägen der Bluse. Er wandte sich um und sagte: »Das Ende einer Karriere!«
»Die Karriere ist zu Ende!« bemerkte Chojnicki. »Die Karriere selbst ist am Ende angelangt!«
Jetzt legte Trotta den Rock ab, den Rock des Kaisers. Er spannte die Bluse über den Tisch, so wie man es in der Kadettenschule gelernt hatte. Er stülpte zuerst den steifen Kragen um, faltete hierauf die Ärmel und bettete sie in das Tuch. Dann schlug er die untere Hälfte der Bluse auf, schon war sie ein kleines Päckchen, das graue Moireeunterfutter schillerte. Dann kam die Hose darüber, zweimal geknickt. Jetzt zog Trotta den grauen Zivilanzug an, den Riemen behielt er, letztes Andenken an seine Karriere (den Umgang mit Hosenträgern hatte er niemals verstanden). »Mein Großvater«, sagte er, »dürfte auch eines Tages seine militärische Persönlichkeit so ähnlich eingepackt haben!«
»Wahrscheinlich!« bestätigte Chojnicki.
Der Koffer stand noch offen, die militärische Persönlichkeit Trottas lag drinnen, eine vorschriftsmäßig zusammengefaltete Leiche. Es war Zeit, den Koffer zu schließen. Nun ergriff der Schmerz plötzlich den Leutnant, die Tränen stiegen ihm in den Hals, er wandte sich Chojnicki zu und wollte etwas sagen. Mit sieben Jahren war er Stift geworden, mit zehn Kadettenschüler. Er war sein Leben lang Soldat gewesen. Man mußte den Soldaten Trotta begraben und beweinen. Man senkte nicht eine Leiche ins Grab, ohne zu weinen. Es war gut, daß Chojnicki danebensaß.
»Trinken wir«, sagte Chojnicki. »Sie werden wehmütig!«
Sie tranken. Dann stand Chojnicki auf und schloß den Koffer des Leutnants.
Brodnitzer selbst trug den Koffer zum Wagen. »Sie waren ein lieber Mieter, Herr Baron!« sagte Brodnitzer. Er stand, den Hut in der Hand, neben dem Wagen. Chojnicki hielt schon die Zügel. Trotta fühlte eine plötzliche Zärtlichkeit für Brodnitzer – Leben Sie wohl! wollte er sagen. Aber Chojnicki schnalzte mit der Zunge, und die Pferde zogen an, sie hoben die Köpfe und die Schwänze gleichzeitig, und die leichten, hohen Räder des Wägelchens rollten knirschend durch den Sand der Straße wie durch ein weiches Bett.
Sie fuhren zwischen den Sümpfen dahin, die vom Lärm der Frösche widerhallten.

»Hier werden Sie wohnen!« sagte Chojnicki.
Es war ein kleines Haus, am Rande des Wäldchens, mit grünen Jalousien, wie sie vor dem Fenster der Bezirkshauptmannschaft angebracht waren. Jan Stepaniuk hauste hier, ein Unterförster, ein alter Mann mit herabhängendem, langem Schnauzbart aus oxydiertem Silber. Er hatte zwölf Jahre beim Militär gedient. Er sagte »Herr Leutnant« zu Trotta, heimgekehrt zur militärischen Muttersprache. Er trug ein grobgewebtes Leinenhemd mit schmalem, blau-rot besticktem Kragen. Der Wind blähte die breiten Ärmel des Hemdes, es sah aus, als wären seine Arme Flügel.
Hier blieb der Leutnant Trotta.
Er war entschlossen, niemanden von seinen Kameraden wiederzusehen.
Beim Schein der flackernden Kerze, in seiner hölzernen Stube, schrieb er dem Vater, auf gelblichem, fasrigem Kanzleipapier, die Anrede vier Finger Abstand vom oberen Rand, den Text zwei Finger Abstand vom seitlichen. Alle Briefe glichen einander wie Dienstzettel.
Er hatte wenig Arbeit. Er trug die Namen der Lohnarbeiter in große, schwarz-grün gebundene Bücher ein, die Löhne, den Bedarf der Gäste, die bei Chojnicki wohnten. Er addierte die Zahlen, guten Willens, aber falsch, berichtete vom Stand des Geflügels, von den Schweinen, von dem Obst, das man verkaufte oder behielt, von dem kleinen Gelände, in dem der gelbe Hopfen wuchs, und von der Darre, die jedes Jahr an einen Kommissionär vermietet wurde.
Er kannte nun die Sprache des Landes. Er verstand einigermaßen, was die Bauern sagten. Er handelte mit den rothaarigen Juden, die schon Holz für den Winter einzukaufen begannen. Er lernte die Unterschiede zwischen dem Wert der Birken, der Fichten, der Tannen, der Eichen, der Linden und des Ahorns kennen. Er knauserte. Genauso wie sein Großvater, der Held von Solferino, der Ritter der Wahrheit, zählte er mit hageren, harten Fingern harte Silbermünzen, wenn er in die Stadt kam, am Donnerstag, zum Schweinemarkt, um Sattel, Kummet, Joch und Sensen einzukaufen, Schleifsteine, Sicheln, Harken und Samen. Wenn er zufällig einen Offizier vorbeigehen sah, senkte er den Kopf. Es war eine überflüssige Vorsicht. Sein Schnurrbart wuchs und wucherte, seine Bartstoppeln starrten hart, schwarz und dicht an seinen Wangen, man konnte ihn kaum erkennen. Schon bereitete man sich allenthalben für die Ernte vor, die Bauern standen vor den Hütten

und schliffen die Sensen an den runden, ziegelroten Steinen. Überall im Land sirrte der Stahl an den Steinen und übertönte den Gesang der Grillen. In der Nacht hörte der Leutnant manchmal Musik und Lärm aus dem »neuen Schloß« Chojnickis. Er nahm diese Stimmen in seinen Schlaf hinüber wie das nächtliche Krähen der Hähne und das Gebell der Hunde bei Vollmond. Er war endlich zufrieden, einsam und still. Es war, als hätte er niemals ein anderes Leben geführt. Wenn er nicht schlafen konnte, erhob er sich, ergriff den Stock, ging durch die Felder, mitten durch den vielstimmigen Chor der Nacht, erwartete den Morgen, begrüßte die rote Sonne, atmete den Tau und den sachten Gesang des Windes, der den Tag verkündet. Er war frisch wie nach durchschlafenen Nächten.

Jeden Nachmittag ging er durch die angrenzenden Dörfer. »Gelobt sei Jesus Christus!« sagten die Bauern. »In Ewigkeit. Amen!« erwiderte Trotta. Er ging wie sie, die Knie geknickt. So waren die Bauern von Sipolje gegangen.

Eines Tages kam er durch das Dorf Burdlaki. Der winzige Kirchturm stand, ein Finger des Dorfes, gegen den blauen Himmel. Es war ein stiller Nachmittag. Die Hähne krähten schläfrig. Die Mücken tänzelten und summten die ganze Dorfstraße entlang. Plötzlich trat ein vollbärtiger, schwarzer Bauer aus seiner Hütte, stellte sich mitten in den Weg und grüßte: »Gelobt sei Jesus Christus!«

»In Ewigkeit. Amen!« sagte Trotta und wollte weitergehen.

»Herr Leutnant, hier ist Onufrij!« sagte der bärtige Bauer. Der Bart umhüllte sein Angesicht, ein gespreizter, schwarzer, dichtgefiederter Fächer. »Warum bist du desertiert?« sagte Trotta. »Bin nur nach Hause gegangen!« sagte Onufrij. Es hatte keinen Sinn, so törichte Fragen zu stellen. Man verstand Onufrij gut. Er hatte dem Leutnant gedient wie der Leutnant dem Kaiser. Es gab kein Vaterland mehr. Es zerbrach, es zersplitterte. »Hast du keine Angst?« fragte Trotta. Onufrij hatte keine Angst. Er wohnte bei seiner Schwester. Die Gendarmen gingen jede Woche durchs Dorf, ohne sich umzusehen. Es waren übrigens Ukrainer, Bauern wie Onufrij selbst. Wenn man beim Wachtmeister keine schriftliche Anzeige erstattete, brauchte er sich um nichts zu kümmern. In Burdlaki erstattete man keine Anzeigen.

»Leb wohl, Onufrij!« sagte Trotta. Er ging die gebogene Straße hinauf, die unversehens in die weiten Felder mündete. Bis zur Biegung folgte ihm Onufrij. Er hörte den Schritt der genagelten Soldatenstiefel auf

dem Schotter des Weges. Die ärarischen Stiefel hatte Onufrij mitgenommen. Man ging zum Juden Abramtschik in die Dorfschenke. Man bekam dort Kernseife, Schnaps, Zigaretten, Knaster und Briefmarken. Der Jude hatte einen feuerroten Bart. Er saß vor dem gewölbten Tor seiner Schenke und leuchtete weithin, über zwei Kilometer der Landstraße. Wenn er einmal alt wird, dachte der Leutnant, ist er ein weißbärtiger Jude wie der Großvater Max Demants.

Trotta trank einen Schnaps, kaufte Tabak und Briefmarken und ging. Von Burdlaki führte der Weg an Oleksk vorbei, zum Dorfe Sosnow, dann zu Bytók, Leschnitz und Dombrowa. Jeden Tag ging er diesen Weg. Zweimal passierte er die Bahnstrecke, zwei schwarz-gelbe, verwaschene Bahnschranken und die gläsernen, unaufhörlich klingenden Signale in den Wächterhäuschen. Das waren die fröhlichen Stimmen der großen Welt, die den Baron Trotta nicht mehr kümmerten. Ausgelöscht war die große Welt. Ausgelöscht waren die Jahre beim Militär, als wäre man immer schon über Felder und Landstraßen gegangen, den Stock in der Hand, niemals den Säbel an der Hüfte. Man lebte wie der Großvater, der Held von Solferino, und wie der Urgroßvater, der Invalide im Schloßpark von Laxenburg, und vielleicht wie die namenlosen, unbekannten Ahnen, die Bauern von Sipolje. Immer den gleichen Weg, an Oleksk vorbei, nach Sosnow, nach Bytók, nach Leschnitz und Dombrowa. Diese Dörfer lagen im Kreis um Chojnickis Schloß, alle gehörten ihm. Von Dombrowa führte ein weidenbestandener Pfad zu Chojnicki. Es war noch früh. Schritt man stärker aus, so erreichte man ihn noch vor sechs Uhr und traf keinen der früheren Kameraden. Trotta verlängerte die Schritte. Jetzt stand er unter den Fenstern. Er pfiff. Chojnicki erschien am Fenster, nickte und kam heraus.

»Es ist endlich soweit!« sagte Chojnicki. »Der Krieg ist da. Wir haben ihn lang erwartet. Dennoch wird er uns überraschen. Es ist, scheint es, einem Trotta nicht beschieden, lange in Freiheit zu leben. Meine Uniform ist bereit. In einer Woche, denke ich, oder in zwei werden wir einrücken.«

Es schien Trotta, als wäre die Natur niemals so friedlich gewesen wie in dieser Stunde. Man konnte schon mit freiem Aug' in die Sonne blikken, sie sank, in sichtbarer Schnelligkeit, dem Westen entgegen. Sie zu empfangen, kam ein heftiger Wind, kräuselte die weißen Wölkchen am Himmel, wellte die Weizen- und Kornähren auf der Erde und streichelte die roten Gesichter des Mohns. Ein blauer Schatten schwebte

über die grünen Wiesen. Im Osten versank das Wäldchen in schwärzlichem Violett. Das kleine, weiße Haus Stepaniuks, in dem Trotta wohnte, leuchtete am Rande des Wäldchens, in den Fenstern brannte das schmelzende Licht der Sonne. Die Grillen zirpten heftiger auf. Dann trug der Wind ihre Stimmen in die Ferne, es wurde einen Augenblick still, man vernahm den Atem der Erde. Plötzlich hörte man von oben, unter dem Himmel, ein schwaches, heiseres Kreischen. Chojnicki erhob die Hand. »Wissen Sie, was es ist? Wilde Gänse! Sie verlassen uns früh. Es ist noch mitten im Sommer. Sie hören schon die Schüsse. Sie wissen, was sie tun!«

Es war Donnerstag heute, der Tag der »kleinen Feste«. Chojnicki kehrte um. Trotta ging langsam den glitzernden Fenstern seines Häuschens zu.

In dieser Nacht schlief er nicht. Er hörte um Mitternacht den heiseren Schrei der wilden Gänse. Er kleidete sich an. Er trat vor die Tür. Stepaniuk lag im Hemd vor der Schwelle, seine Pfeife glomm rötlich. Er lag flach auf der Erde und sagte, ohne sich zu rühren: »Man kann heute nicht schlafen!«

»Die Gänse!« sagte Trotta.

»So ist es, die Gänse!« bestätigte Stepaniuk. »Seitdem ich lebe, habe ich sie noch nicht so früh im Jahr gehört. Hören Sie, hören Sie!...«

Trotta sah den Himmel an. Die Sterne blinzelten wie immer. Es war nichts anderes am Himmel zu sehen. Dennoch schrie es unaufhörlich heiser unter den Sternen. »Sie üben«, sagte Stepaniuk. »Ich liege schon lange hier. Manchmal kann ich sie sehen. Es ist nur ein grauer Schatten. Schaun Sie!« Stepaniuk streckte den glimmenden Pfeifenkopf gegen den Himmel. Man sah in diesem Augenblick den winzigen, weißen Schatten der wilden Gänse unter dem kobaltenen Blau. Zwischen den Sternen wehten sie dahin, ein kleiner, heller Schleier. »Das ist noch nicht alles!« sagte Stepaniuk. »Heute morgen habe ich viele Hunderte Raben gesehen wie noch nie. Fremde Raben, sie kommen aus fremden Gegenden. Sie kommen, glaub' ich, aus Rußland. Man sagt bei uns, daß die Raben die Propheten unter den Vögeln sind.«

Am nordöstlichen Horizont lag ein breiter, silberner Streifen. Er wurde zusehends heller. Ein Wind erhob sich. Er brachte ein paar verworrene Klänge aus dem Schloß Chojnickis herüber. Trotta legte sich neben Stepaniuk auf den Boden. Er sah schläfrig die Sterne an, lauschte auf das Geschrei der Gänse und schlief ein.

Er erwachte beim Aufgang der Sonne. Es war, als hätte er eine halbe Stunde geschlafen, aber es mußten mindestens vier vergangen sein. Statt der gewohnten zwitschernden Vogelstimmen, die jeden Morgen begrüßt hatten, erscholl heute das schwarze Krächzen viel Hunderter Raben. An der Seite Trottas erhob sich Stepaniuk. Er nahm die Pfeife aus dem Mund (sie war kalt geworden, während er geschlafen hatte) und deutete mit dem Pfeifenstiel auf die Bäume ringsum. Die großen schwarzen Vögel saßen starr auf den Zweigen, unheimliche Früchte, aus den Lüften herabgefallen. Sie saßen unbeweglich, die schwarzen Vögel, und krächzten nur. Stepaniuk warf Steine gegen sie. Aber die Raben schlugen nur ein paarmal mit den Flügeln. Sie hockten wie angewachsene Früchte auf den Zweigen. »Ich werde schießen«, sagte Stepaniuk. Er ging ins Haus, er holte die Flinte, er schoß. Ein paar Vögel fielen nieder, der Rest schien den Knall nicht gehört zu haben. Alle blieben auf den Zweigen hocken. Stepaniuk las die schwarzen Leichen auf, er hatte ein gutes Dutzend geschossen, er trug seine Beute in beiden Händen zum Haus, das Blut tropfte auf das Gras. »Merkwürdige Raben«, sagte er, »sie rühren sich nicht. Es sind die Propheten unter den Vögeln.«

Es war Freitag. Am Nachmittag ging Carl Joseph wie gewöhnlich durch die Dörfer. Die Grillen zirpten nicht, die Frösche quakten nicht, nur die Raben schrien. Überall saßen sie, auf den Linden, auf den Eichen, auf den Birken, auf den Weiden. Vielleicht kommen sie jedes Jahr vor der Ernte, dachte Trotta. Sie hören, wie die Bauern die Sensen schleifen, dann versammeln sie sich eben. – Er ging durch das Dorf Burdlaki, er hoffte im stillen, daß Onufrij wieder kommen würde. Onufrij kam nicht. Vor den Hütten standen die Bauern und schliffen den Stahl an den rötlichen Steinen. Manchmal sahen sie auf, das Krächzen der Raben störte sie, und schossen schwarze Flüche gegen die schwarzen Vögel ab.

Trotta kam an der Schenke Abramtschiks vorbei, der rothaarige Jude saß vor dem Tor, sein Bart leuchtete. Abramtschik erhob sich. Er lüftete das schwarze Samtkäppchen, deutete in die Luft und sagte: »Raben sind gekommen! Sie schreien den ganzen Tag! Kluge Vögel! Man muß achtgeben!«

»Vielleicht, ja, vielleicht haben Sie recht!« sagte Trotta und ging weiter, den gewohnten, weidenbestandenen Pfad, zu Chojnicki. Jetzt stand er unter den Fenstern. Er pfiff. Niemand kam.

Chojnicki war sicherlich in der Stadt. Trotta ging den Weg zur Stadt, zwischen den Sümpfen, um niemandem zu begegnen. Nur die Bauern benutzten diesen Weg. Einige kamen ihm entgegen. Der Pfad war so schmal, daß man einander nicht ausweichen konnte. Einer mußte stehenbleiben und den andern vorbeilassen. Alle, die Trotta heute entgegenkamen, schienen hastiger dahinzugehen als sonst. Sie grüßten flüchtiger als sonst. Sie machten größere Schritte. Sie gingen mit gesenkten Köpfen wie Menschen, die von einem wichtigen Gedanken erfüllt sind. Und auf einmal, Trotta sah schon den Zollschranken, hinter dem das Stadtgebiet begann, vermehrten sich die Wanderer, es war eine Gruppe von zwanzig und mehr Menschen, die jetzt einzeln abfielen und hintereinander den Pfad betraten. Trotta blieb stehen. Er merkte, daß es Arbeiter sein mußten, Borstenarbeiter, die in die Dörfer heimkehrten. Vielleicht befanden sich unter ihnen Menschen, auf die er geschossen hatte. Er blieb stehen, um sie vorbeizulassen. Sie hasteten stumm dahin, einer hinter dem andern, jeder mit einem Päckchen am geschulterten Stock. Der Abend schien schneller einzubrechen, als verstärkten die dahineilenden Menschen seine Dunkelheit. Der Himmel war leicht bewölkt, rot und klein ging die Sonne unter, der silbergraue Nebel erhob sich über den Sümpfen, der irdische Bruder der Wolken, der seinen Schwestern entgegenstrebte. Plötzlich begannen alle Glocken des Städtchens zu läuten. Die Wanderer hielten einen Augenblick ein, lauschten und gingen weiter. Trotta hielt einen der letzten an und fragte, warum die Glocken läuteten. »Es ist wegen des Krieges«, antwortete der Mann, ohne den Kopf zu heben.
»Wegen des Krieges«, wiederholte Trotta. Selbstverständlich gab es Krieg. Es war, als hätte er es seit heute morgen, seit gestern abend, seit vorgestern, seit Wochen gewußt, seit dem Abschied und dem unseligen Fest der Dragoner. Das war der Krieg, auf den er sich schon als Siebenjähriger vorbereitet hatte. Es war sein Krieg, der Krieg des Enkels. Die Tage und die Helden von Solferino kehrten wieder. Die Glocken dröhnten ohne Unterlaß. Jetzt kam der Zollschranken. Der Wächter mit dem Holzbein stand vor seinem Häuschen, von Menschen umringt, an der Tür hing ein leuchtendes, schwarz-gelbes Plakat. Die ersten Worte, schwarz auf gelbem Grund, konnte man auch aus der Ferne lesen. Wie schwere Balken ragten sie über die Köpfe der angesammelten Menschen: »An meine Völker!«
Bauern in kurzen und stark riechenden Schafspelzen, Juden in flattern-

den, schwarz-grünen Kaftans, schwäbische Landwirte aus den deutschen Kolonien in grünem Loden, polnische Bürger, Kaufleute, Handwerker und Beamte umringten das Häuschen des Zollwächters. An jeder der vier freistehenden Wände klebten die großen Plakate, jedes in einer anderen Landessprache, jedes beginnend mit der Anrede des Kaisers: »An meine Völker!« Die des Lesens kundig waren, lasen laut die Plakate vor. Ihre Stimmen vermischten sich mit dem dröhnenden Gesang der Glocken. Manche gingen von einer Wand zur anderen und lasen den Text in jeder Sprache. Wenn eine der Glocken verhallt war, begann sofort eine neue zu dröhnen. Aus dem Städtchen strömten die Menschen herbei, in die breite Straße, die zum Bahnhof führte. Trotta ging ihnen entgegen in die Stadt. Es war Abend geworden, und da es ein Freitagabend war, brannten die Kerzen in den kleinen Häuschen der Juden und erleuchteten die Bürgersteige. Jedes Häuschen war wie eine kleine Gruft. Der Tod selbst hatte die Kerzen angezündet. Lauter als an den andern Feiertagen der Juden scholl ihr Gesang aus den Häusern, in denen sie beteten. Sie grüßten einen außerordentlichen, einen blutigen Sabbat. Sie stürzten in schwarzen, hastigen Rudeln aus den Häusern, sammelten sich an den Kreuzungen, und bald erhob sich ihr Wehklagen um jene unter ihnen, die Soldaten waren und morgen schon einrücken mußten. Sie gaben sich die Hände, sie küßten sich auf die Backen, und wo zwei sich umarmten, vereinigten sich ihre roten Bärte wie zu einem besonderen Abschied, und die Männer mußten mit den Händen die Bärte voneinander trennen. Über den Köpfen schlugen die Glocken. Zwischen ihren Gesang und die Rufe der Juden fielen die schneidenden Stimmen der Trompeten aus den Kasernen. Man blies den Zapfenstreich, den letzten Zapfenstreich. Schon war die Nacht gekommen. Man sah keinen Stern. Trüb, niedrig und flach hing der Himmel über dem Städtchen!

Trotta kehrte um. Er suchte nach einem Wagen, es gab keinen. Er ging mit schnellen, großen Schritten zu Chojnicki. Das Tor stand offen, alle Zimmer waren erleuchtet wie bei den »großen Festen«. Chojnicki kam ihm im Vorraum entgegen, in Uniform, mit Helm und Patronentäschchen. Er ließ einspannen. Er hatte drei Meilen bis zu seiner Garnison, er wollte in der Nacht fort. »Wart einen Augenblick!« sagte er. Er sagte zum erstenmal du zu Trotta, vielleicht aus Unachtsamkeit, vielleicht, weil er schon in Uniform war. »Ich fahr' dich noch vorbei und dann in die Stadt.«

Sie fuhren vor Stepaniuks Häuschen. Chojnicki setzt sich. Er sieht zu, wie Trotta sein Zivil ablegt und die Uniform anzieht. Stück für Stück. So hat er vor einigen Wochen erst – aber lang ist es her! – in Brodnitzers Hotel zugesehen, wie Trotta seine Uniform ausgezogen hatte. Trotta kehrte in seine Montur zurück, in seine Heimat. Er zieht den Säbel aus dem Futteral. Er schnallt die Feldbinde um, die riesigen, schwarz-gelben Quasten streicheln zärtlich das schimmernde Metall des Säbels. Jetzt schließt Trotta den Koffer.
Sie haben nur wenig Zeit, Abschied zu nehmen. Sie halten vor der Kaserne der Jäger. »Adieu!« sagt Trotta. Sie drücken sich die Hand sehr lange, die Zeit vergeht fast hörbar hinter dem breiten, unbeweglichen Rücken des Kutschers. Es ist, als wäre es nicht genug, die Hände zu drücken. Sie fühlen, daß man mehr tun müßte. »Bei uns küßt man sich«, sagt Chojnicki. Sie umarmen sich also und küssen sich schnell. Trotta steigt ab. Der Posten vor der Kaserne salutiert. Die Pferde ziehen an. Hinter Trotta fällt das Tor der Kaserne zu. Er steht noch einen Augenblick und hört den Wagen Chojnickis wegfahren.

XXI

Noch in dieser Nacht marschierte das Bataillon der Jäger in Richtung nach Nordosten gegen die Grenze Woloczyska. Es begann zuerst sachte, dann immer stärker zu regnen, und der weiße Staub der Landstraße verwandelte sich in silbergrauen Schlamm. Der Kot schlug klatschend über den Stiefeln der Soldaten zusammen und bespritzte die tadellosen Uniformen der Offiziere, die vorschriftsmäßig in den Tod gingen. Die langen Säbel störten sie, und an ihren Hüften hingen die prachtvollen, langhaarigen Quasten der schwarz-goldenen Feldbinden, verfilzt, durchnäßt und bespritzt von tausend kleinen Schlammklümpchen. Beim Morgengrauen erreichte das Bataillon sein Ziel, vereinigte sich mit zwei fremden Infanterieregimentern und bildete Schwarmlinien. So warteten sie zwei Tage, und es war nichts vom Krieg zu sehen. Manchmal hörten sie aus der Ferne, zu ihrer Rechten, verlorene Schüsse. Es waren kleinere Grenzgeplänkel zwischen berittenen Truppen. Man sah manchmal verwundete Grenzfinanzer, auch hie und da einen toten Grenzgendarmen. Sanitäter schafften Verwundete wie Leichen weg, an den wartenden Soldaten vorbei. Der Krieg

wollte nicht anfangen. Er zögerte, wie manchmal Gewitter tagelang zögern, bevor sie ausbrechen.
Am dritten Tag kam der Befehl zum Rückzug, und das Bataillon formierte sich zum Abmarsch. Die Offiziere wie die Mannschaften waren enttäuscht. Es verbreitete sich das Gerücht, daß zwei Meilen östlich ein ganzes Dragonerregiment aufgerieben worden sei. Kosaken sollten bereits im eigenen Lande eingebrochen sein. Man marschierte schweigsam und mißmutig nach Westen. Man merkte bald, daß ein unvorbereiteter Rückzug stattfand, denn man stieß auf ein verworrenes Gewimmel verschiedenster Waffengattungen an den Kreuzungen der Landstraßen und in Dörfern und kleinen Städtchen. Vom Armeekommando kamen zahlreiche und sehr verschiedene Befehle. Die meisten bezogen sich auf die Evakuierung der Dörfer und Städte und auf die Behandlung der russisch gesinnten Ukrainer, der Geistlichen und der Spione. Voreilige Standgerichte verkündeten in den Dörfern voreilige Urteile. Geheime Spitzel lieferten unkontrollierbare Berichte über Bauern, Popen, Lehrer, Photographen, Beamte. Man hatte keine Zeit. Man mußte sich schleunigst zurückziehen, aber auch die Verräter schleunigst bestrafen. Und während sich Sanitätswagen, Trainkolonnen, Feldartillerie, Dragoner, Ulanen und Infanteristen im ständigen Regen auf den aufgeweichten Straßen in ratlosen und plötzlich entstandenen Knäueln zusammenfanden, Kuriere hin und her galoppierten, die Einwohner der kleinen Städtchen in endlosen Scharen nach dem Westen flüchteten, umflattert vom weißen Schrecken, beladen mit weißen und roten Bettpolstern, grauen Säcken, braunen Möbelstücken und blauen Petroleumlampen, knallten von den Kirchplätzen der Weiler und Dörfer die Schüsse der hastigen Vollstrecker hastiger Urteile, und der düstere Trommelwirbel begleitete die eintönigen Urteilssprüche der Auditoren, und die Weiber der Ermordeten lagen kreischend um Gnade vor den kotbedeckten Stiefeln der Offiziere, und loderndes rotes und silbernes Feuer schlug aus Hütten und Scheunen, Ställen und Schobern. Der Krieg der österreichischen Armee begann mit Militärgerichten. Tagelang hingen die echten und die vermeintlichen Verräter an den Bäumen auf den Kirchplätzen, zur Abschreckung der Lebendigen. Aber weit und breit waren die Lebenden geflohen. Rings um die hängenden Leichen an den Bäumen brannte es, und schon begann das Laub zu knistern, und das Feuer war stärker als der ständige, leise rieselnde, graue Landregen, der den blutigen Herbst einleitete. Die alte

Rinde der uralten Bäume verkohlte langsam, und schwelende, winzige, silberne Funken krochen zwischen den Rillen empor, feurige Würmer, erfaßten die Blätter, das grüne Blatt rollte sich zusammen und wurde rot, dann schwarz, dann grau; die Stricke lösten sich, und die Leichen fielen zu Boden, die Gesichter verkohlt und die Körper noch unversehrt.

Eines Tages machten sie Rast im Dorfe Krutyny. Sie kamen am Nachmittag, sie sollten am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, weiter nach Westen. An diesem Tage hatte der Landregen aufgehört, und die Sonne eines späten Septembertages spann ein gütiges, silbernes Licht über die weiten Felder, auf denen das Getreide noch stand, das lebendige Brot, das nicht mehr gegessen werden sollte. Der Altweibersommer zog langsam durch die Luft. Sogar die Raben und Krähen verhielten sich still, getäuscht von dem flüchtigen Frieden dieses Tages und also ohne Hoffnung auf das erwartete Aas. Man war seit acht Tagen nicht aus den Kleidern gekommen. Die Stiefel hatten sich mit Wasser vollgesogen, die Füße waren geschwollen, die Knie steif, die Waden schmerzten, die Rücken konnten sich nicht mehr biegen. Man war in den Hütten untergebracht, versuchte, aus den Koffern trockene Kleidungsstücke zu holen und sich an den spärlichen Brunnen zu waschen. In der Nacht, sie war klar und still, und nur die vergessenen und verlassenen Hunde in einzelnen Gehöften heulten vor Hunger und Angst, konnte der Leutnant nicht schlafen. Und er verließ die Hütte, in der er einquartiert war. Er ging die langgestreckte Dorfstraße entlang, in die Richtung des Kirchturms, der sich mit seinem griechischen doppelten Kreuz gegen die Sterne erhob. Die Kirche mit schindelgedecktem Dach stand in der Mitte des kleinen Friedhofs, umgeben von schiefen, hölzernen Kreuzen, die im nächtlichen Licht zu tänzeln schienen. Vor dem großen, grauen, weitgeöffneten Tor des Friedhofs hingen drei Leichen, in der Mitte ein bärtiger Priester, zu beiden Seiten zwei junge Bauern in sandgelben Joppen, grobgeflochtene Bastschuhe an den reglosen Füßen. Die schwarze Kutte des Priesters, der in der Mitte hing, reichte bis zu seinen Schuhen. Und manchmal bewegte der Nachtwind die Füße des Priesters so, daß sie wie stumme Klöppel einer taubstummen Glocke an das Rund des Priestergewandes schlugen und, ohne einen Klang hervorzurufen, dennoch zu läuten schienen.

Leutnant Trotta ging näher an die Gehenkten heran. Er sah in ihre

aufgedunsenen Gesichter. Und er glaubte in den dreien den und jenen seiner Soldaten zu erkennen. Das waren die Gesichter des Volkes, mit dem er jeden Tag exerziert hatte. Der schwarze, gespreizte Fächerbart des Priesters erinnerte ihn an den Bart Onufrijs. So hatte Onufrij zuletzt ausgesehen. Und wer weiß, vielleicht war Onufrij der Bruder dieses aufgehängten Priesters. Leutnant Trotta sah sich um. Er lauschte. Es war kein menschlicher Laut zu hören. Im Glockenturm der Kirche rauschten die Fledermäuse. In den verlassenen Gehöften bellten die verlassenen Hunde. Da zog der Leutnant seinen Säbel und schnitt die drei Gehenkten ab, einen nach dem andern. Dann nahm er eine Leiche nach der andern auf die Schulter und trug sie alle, eine nach der andern, in den Kirchhof. Dann begann er, mit dem blanken Säbel die Erde auf den Wegen zwischen den Gräbern aufzulockern, so lange, bis er Platz für drei Leichen gefunden zu haben glaubte. Dann legte er sie alle drei hin, schaufelte die Erde über sie, mit Säbel und Scheide, trat noch mit den Füßen auf der Erde herum und stampfte sie fest. Dann machte er das Zeichen des Kreuzes. Seit der letzten Messe in der Mährisch-Weißkirchener Kadettenschule hatte er nicht mehr das Kreuz geschlagen. Er wollte noch ein Vaterunser sagen, aber seine Lippen bewegten sich nur, ohne daß er einen Laut hervorbrachte. Irgendein nächtlicher Vogel schrie. Die Fledermäuse rauschten. Die Hunde heulten.

Am nächsten Morgen, vor dem Aufgang der Sonne, marschierten sie weiter. Die silbernen Nebel des herbstlichen Morgens verhüllten die Welt. Bald aber entstieg ihnen die Sonne, glühend wie im Hochsommer. Sie bekamen Durst. Sie marschierten durch eine verlassene, sandige Gegend. Manchmal schien es ihnen, als hörten sie irgendwo Wasser rauschen. Einige Soldaten liefen in die Richtung, aus der das Geräusch des Wassers zu kommen schien, und kehrten sofort wieder um. Kein Bach, kein Teich, kein Brunnen. Sie kamen durch ein paar Dörfer, aber die Brunnen waren verstopft von Leichen Erschossener und Hingerichteter. Die Leichen hingen, manchmal in der Mitte gefaltet, über die hölzernen Ränder der Brunnen. Die Soldaten sahen nicht mehr in die Tiefe. Sie kehrten zurück. Man marschierte weiter.

Der Durst wurde stärker. Der Mittag kam. Sie hörten Schüsse und legten sich flach auf die Erde. Der Feind hatte sie wahrscheinlich schon überholt. Sie schlängelten sich weiter, auf die Erde gedrückt. Bald begann, sie sahen es bereits, der Weg breiter zu werden. Schon leuchtete eine verlassene Bahnstation. Hier fingen die Schienen an. Im Lauf-

schritt erreichte das Bataillon die Station, hier war man sicher; ein paar Kilometer weit war man zu beiden Seiten von den Bahndämmen gedeckt. Der Feind, vielleicht eine dahingaloppierende Sotnia Kosaken, mochte sich jenseits des Dammes auf gleicher Höhe befinden. Still und gedrückt marschierten sie zwischen den Bahndämmen. Plötzlich rief einer: »Wasser!« Und im nächsten Augenblick hatten alle auch schon den Brunnen auf dem Grat des Bahndammes neben einem Wächterhäuschen erblickt. »Hierbleiben!« kommandierte Major Zoglauer. »Hierbleiben!« wiederholten die Offiziere. Die durstigen Männer aber waren nicht zu halten. Einzeln zuerst, dann in Gruppen, liefen die Männer den Abhang hinan; Schüsse knallten, und die Männer fielen. Die feindlichen Reiter jenseits des Bahndammes schossen auf die durstigen Männer, und immer mehr durstige Männer liefen dem tödlichen Brunnen entgegen. Und als sich der zweite Zug der zweiten Kompanie dem Brunnen näherte, lag schon ein Dutzend Leichen auf dem grünen Abhang.

»Zug halt!« kommandierte Leutnant Trotta. Er trat seitwärts und sagte: »Ich werde euch Wasser bringen! Daß keiner sich rührt! Hier warten! Eimer her!« Man brachte ihm zwei Eimer aus wasserdichtem Leinen von der Maschinengewehrabteilung. Er nahm beide, je einen Eimer in jede Hand. Und er ging den Abhang hinauf, dem Brunnen zu. Die Kugeln umpfiffen ihn, fielen vor seinen Füßen nieder, flogen an seinen Ohren vorbei und an seinen Beinen und über seinen Kopf hinweg. Er beugte sich über den Brunnen. Er sah auf der anderen Seite, jenseits des Abhangs, die zwei Reihen der zielenden Kosaken. Er hatte keine Angst. Es fiel ihm nicht ein, daß er getroffen werden könnte wie die anderen. Er hörte schon die Schüsse, die noch nicht gefallen waren, und gleichzeitig die ersten trommelnden Takte des Radetzkymarsches. Er stand auf dem Balkon des väterlichen Hauses. Unten spielte die Militärkapelle. Jetzt hob Nechwal den schwarzen Taktstock aus Ebenholz mit dem silbernen Knauf. Jetzt senkte Trotta den zweiten Eimer in den Brunnen. Jetzt schmetterten die Tschinellen. Jetzt hob er den Eimer hoch. In jeder Hand einen vollen, überquellenden Eimer, von den Kugeln umsaust, setzte er den linken Fuß an, um hinabzugehen. Jetzt tat er zwei Schritte. Jetzt ragte gerade noch sein Kopf über den Rand des Abhangs.

Jetzt schlug eine Kugel an seinen Schädel. Er machte noch einen Schritt und fiel nieder. Die vollen Eimer wankten, stürzten und ergossen sich

über ihn. Warmes Blut rann aus seinem Kopf auf die kühle Erde des Abhangs. Von unten her riefen die ukrainischen Bauern seines Zuges im Chor: »Gelobt sei Jesus Christus!«

In Ewigkeit. Amen! wollte er sagen. Es waren die einzigen ruthenischen Worte, die er sprechen konnte. Aber seine Lippen rührten sich nicht mehr. Sein Mund blieb offen. Seine weißen Zähne starrten gegen den blauen Herbsthimmel. Seine Zunge wurde langsam blau, er fühlte seinen Körper kalt werden. Dann starb er.

Das war das Ende des Leutnants Carl Joseph, Freiherrn von Trotta.

So einfach und zur Behandlung in Lesebüchern für die kaiser- und königlichen österreichischen Volks- und Bürgerschulen ungeeignet war das Ende des Enkels des Helden von Solferino. Der Leutnant Trotta starb nicht mit der Waffe, sondern mit zwei Wassereimern in der Hand. Major Zoglauer schrieb an den Bezirkshauptmann. Der alte Trotta las den Brief ein paarmal und ließ die Hände sinken. Der Brief fiel ihm aus der Hand und flatterte auf den rötlichen Teppich. Herr von Trotta nahm den Zwicker nicht ab. Der Kopf zitterte, und der wacklige Zwicker flatterte mit seinen ovalen Scheibchen wie ein gläserner Schmetterling auf der Nase des Alten. Zwei schwere, kristallene Tränen tropften gleichzeitig aus den Augen Herrn von Trottas, trübten die Gläser des Zwickers und rannen weiter in den Backenbart. Der ganze Körper Herrn von Trottas blieb ruhig, nur sein Kopf wackelte von hinten nach vorn und von links nach rechts, und fortwährend flatterten die gläsernen Flügel des Zwickers. Eine Stunde oder länger saß der Bezirkshauptmann so vor dem Schreibtisch. Dann stand er auf und ging mit seinem gewöhnlichen Gang in die Wohnung. Er holte aus dem Kasten den schwarzen Anzug, die schwarze Krawatte und die Trauerschleifen aus schwarzem Krepp, die er nach dem Tode des Vaters um Hut und Arm getragen hatte. Er kleidete sich um. Er sah dabei nicht in den Spiegel. Immer noch wackelte sein Kopf. Er bemühte sich zwar, den unruhigen Schädel zu zähmen. Aber je mehr sich der Bezirkshauptmann anstrengte, desto stärker zitterte der Kopf. Der Zwikker saß immer noch auf der Nase und flatterte. Endlich gab der Bezirkshauptmann alle Bemühungen auf und und ließ den Schädel wakkeln. Er ging, im schwarzen Anzug, das schwarze Trauerband um den Ärmel, zu Fräulein Hirschwitz ins Zimmer, blieb an der Tür stehen und sagte: »Mein Sohn ist tot, Gnädigste!« Er schloß schnell die Tür, ging ins Amt, von einer Kanzlei zur andern, steckte nur den wackeln-

den Kopf durch die Türen und verkündete überall: »Mein Sohn ist tot, Herr Soundso! Mein Sohn ist tot, Herr Soundso!« Dann nahm er Hut und Stock und ging auf die Straße. Alle Leute grüßten ihn und betrachteten verwundert seinen wackelnden Kopf. Den und jenen hielt der Bezirkshauptmann an und sagte: »Mein Sohn ist tot!« Und er wartete nicht die Beileidssprüche der Bestürzten ab, sondern ging weiter, zu Doktor Skowronnek. Doktor Skowronnek war in Uniform, ein Oberarzt, vormittags im Garnisonspital, nachmittags im Kaffeehaus. Er erhob sich, als der Bezirkshauptmann eintrat, sah den wackelnden Kopf des Alten, das Trauerband am Ärmel und wußte alles. Er nahm die Hand des Bezirkshauptmanns und blickte auf den unruhigen Kopf und auf den flatternden Zwicker. »Mein Sohn ist tot!« wiederholte Herr von Trotta. Skowronnek behielt die Hand seines Freundes lange, ein paar Minuten. Beide blieben stehen, Hand in Hand. Der Bezirkshauptmann setzte sich, Skowronnek legte das Schachbrett auf einen anderen Tisch. Als der Kellner kam, sagte der Bezirkshauptmann: »Mein Sohn ist tot, Herr Ober!« Und der Kellner verbeugte sich sehr tief und brachte einen Cognac.
»Noch einen!« bestellte der Bezirkshauptmann. Er nahm endlich den Zwicker ab. Er erinnerte sich, daß die Todesnachricht auf dem Teppich der Kanzlei liegengeblieben war, stand auf und kehrte in die Bezirkshauptmannschaft zurück. Hinter ihm folgte Doktor Skowronnek. Herr von Trotta schien es nicht zu merken. Aber er war auch gar nicht überrascht, als Skowronnek, ohne zu klopfen, die Kanzleitür aufmachte, eintrat und stehenblieb. »Hier ist der Brief!« sagte der Bezirkshauptmann.
In dieser Nacht und in vielen der folgenden Nächte schlief der alte Herr von Trotta nicht. Sein Kopf zitterte und wackelte auch in den Kissen. Manchmal träumte der Bezirkshauptmann von seinem Sohn. Der Leutnant Trotta stand vor seinem Vater, die Offiziersmütze mit Wasser gefüllt, und sagte: »Trink, Papa, du hast Durst!« Dieser Traum wiederholte sich oft und immer öfter. Und allmählich gelang es dem Bezirkshauptmann, seinen Sohn jede Nacht zu rufen, und in manchen Nächten kam Carl Joseph sogar einigemal. Herr von Trotta begann, sich also nach der Nacht und nach dem Bett zu sehnen, der Tag machte ihn ungeduldig. Und als der Frühling kam und die Tage länger wurden, verdunkelte der Bezirkshauptmann die Zimmer des Morgens und am Abend und verlängerte auf eine künstliche Weise seine Nächte.

Sein Kopf hörte nicht mehr auf zu zittern. Und er selbst und alle anderen gewöhnten sich an das ständige Zittern des Kopfes.
Der Krieg schien Herrn von Trotta wenig zu kümmern. Eine Zeitung nahm er nur zur Hand, um seinen zitternden Schädel hinter ihr zu verbergen. Zwischen ihm und Doktor Skowronnek war von Siegen und Niederlagen niemals die Rede. Meist spielten sie Schach, ohne ein Wort zu wechseln. Manchmal aber sagte einer zum andern: »Erinnern Sie sich noch? Die Partie vor zwei Jahren? Damals haben Sie genausowenig aufgepaßt wie heute.« Es war, als sprächen sie von Ereignissen, die vor Jahrzehnten stattgefunden hatten.
Lange Zeit war seit der Todesnachricht vergangen, die Jahreszeiten hatten einander abgewechselt, nach den alten, unbeirrbaren Gesetzen der Natur, aber den Menschen unter dem roten Schleier des Krieges dennoch kaum fühlbar – und dem Bezirkshauptmann von allen Menschen am allerwenigsten. Sein Kopf zitterte noch ständig wie eine große, aber leichte Frucht an einem allzu dünnen Stengel. Der Leutnant Trotta war schon längst vermodert oder von den Raben zerfressen, die damals über den tödlichen Bahndämmen kreisten, aber dem alten Herrn von Trotta war es immer noch, als hätte er gestern erst die Todesnachricht erhalten. Und der Brief Major Zoglauers, der ebenfalls schon gestorben war, lag in der Brusttasche des Bezirkshauptmanns, jeden Tag wurde er aufs neue gelesen und in seiner fürchterlichen Frische erhalten, wie ein Grabhügel erhalten wird von sorgenden Händen. Was gingen den alten Herrn von Trotta die hunderttausend neuen Toten an, die seinem Sohn inzwischen gefolgt waren? Was gingen ihn die hastigen und verworrenen Verordnungen seiner vorgesetzten Behörde an, die Woche für Woche erfolgten? Und was ging ihn der Untergang der Welt an, den er jetzt noch deutlicher kommen sah als einstmals der prophetische Chojnicki? Sein Sohn war tot. Sein Amt war beendet. Seine Welt war untergegangen.

Ende des dritten Teils

EPILOG

Es bleibt uns nur noch übrig, von den letzten Tagen des Herrn Bezirkshauptmanns Trotta zu berichten. Sie vergingen fast wie ein einziger. Die Zeit floß an ihm vorbei, ein breiter, gleichmäßiger Strom, mit eintönigem Rauschen. Die Nachrichten aus dem Kriege und die verschiedenen außerordentlichen Bestimmungen und Erlässe der Statthalterei kümmerten den Bezirkshauptmann wenig. Längst wäre er ja ohnehin in Pension gegangen. Er diente nur weiter, weil der Krieg es erforderte. Und also war es ihm zuweilen, als lebte er nur noch ein zweites, ein blasseres Leben, und sein erstes und echtes hätte er längst vorher beschlossen. Seine Tage – so schien es ihm – eilten nicht dem Grabe entgegen wie die Tage aller anderen Menschen. Versteinert, wie sein eigenes Grabmal, stand der Bezirkshauptmann am Ufer der Tage. Niemals hatte Herr von Trotta so sehr dem Kaiser Franz Joseph geglichen. Zuweilen wagte er sogar selbst, sich mit dem Kaiser zu vergleichen. Er dachte an seine Audienz in der Burg zu Schönbrunn, und nach der Art der einfachen alten Männer, die von einem gemeinsamen Unglück sprechen, sagte er in Gedanken zu Franz Joseph: Was?! Wenn uns jemand damals das gesagt hätte! Uns beiden Alten!...
Herr von Trotta schlief sehr wenig. Er aß, ohne zu merken, was man ihm vorsetzte. Er unterschrieb Aktenstücke, die er nicht genau gelesen hatte. Es kam vor, daß er am Nachmittag im Kaffeehaus erschien, und Doktor Skowronnek war noch nicht da. Dann griff Herr von Trotta zu einem »Fremdenblatt«, das drei Tage alt war, und las also noch einmal, was er schon lange kannte. Sprach der Doktor Skowronnek aber von den letzten Neuigkeiten des Tages, so nickte der Bezirkshauptmann nur, ganz so, als hätte er die Neuigkeiten schon seit langem gewußt.
Eines Tages erhielt er einen Brief. Eine gewisse, ihm gänzlich unbekannte Frau von Taußig, derzeit freiwillig Krankenschwester in der Wiener Irrenanstalt Steinhof, teilte dem Herrn von Trotta mit, daß der Graf Chojnicki, vor ein paar Monaten wahnsinnig vom Schlachtfeld zurückgekehrt, sehr oft von dem Bezirkshauptmann spreche. In seinen verworrenen Reden wiederholte er die Behauptung immer, daß er dem Herrn von Trotta etwas Wichtiges zu sagen habe. Und wenn der Be-

zirkshauptmann zufällig die Absicht hätte, nach Wien zu kommen, so könnte sein Besuch bei dem Kranken vielleicht eine unerwartete Klärung des Gemüts hervorrufen, wie es schon hie und da in ähnlichen Fällen vorgekommen sei. Der Bezirkshauptmann erkundigte sich bei Doktor Skowronnek. »Alles ist möglich!« sagte Skowronnek. »Wenn Sie es ertragen, leicht ertragen, mein' ich...« Herr von Trotta sagte: »Ich kann alles ertragen.« Er entschloß sich, sofort abzureisen. Vielleicht wußte der Kranke etwas Wichtiges vom Leutnant. Vielleicht hatte er dem Vater etwas von der Hand des Sohnes zu übergeben. Herr von Trotta fuhr nach Wien.

Man führte ihn in die Militärabteilung der Irrenanstalt. Es war später Herbst, ein trüber Tag; die Anstalt lag im grauen Landregen, der seit Tagen über die Welt niederrann. Im blendendweißen Korridor saß Herr von Trotta, schaute durch das vergitterte Fenster auf das dichtere und zartere Gitter des Regens und dachte an den Abhang des Bahndamms, auf dem sein Sohn gestorben war. Jetzt wird er ganz naß, dachte der Bezirkshauptmann; als wäre der Leutnant erst heute oder gestern gefallen und die Leiche noch frisch. Die Zeit verging langsam. Man sah Menschen mit irren Gesichtern und grausamen Verrenkungen der Gliedmaßen vorbeigehen, aber für den Bezirkshauptmann bedeutete Wahnsinn nichts Schreckliches, obwohl er zum erstenmal in einem Irrenhaus war. Schrecklich war nur der Tod. Schade! dachte Herr von Trotta. Wenn Carl Joseph verrückt geworden wäre, statt zu fallen, ich hätte ihn schon vernünftig gemacht. Und wenn ich es nicht gekonnt hätte, so wäre ich doch jeden Tag zu ihm gekommen! Vielleicht hätte er den Arm so grauenhaft verrenkt wie dieser Leutnant hier, den man eben vorbeiführt. Aber es wäre doch sein Arm gewesen, und man kann auch einen verrenkten Arm streicheln. Man kann auch in verdrehte Augen sehen! Hauptsache, daß es die Augen meines Sohnes sind. Glücklich die Väter, deren Söhne verrückt sind!

Frau von Taußig kam endlich, eine Krankenschwester wie die anderen. Er sah nur ihre Tracht, was kümmerte ihn ihr Gesicht! Sie aber betrachtete ihn lange und sagte dann: »Ich habe Ihren Sohn gekannt!«

Jetzt erst richtete der Bezirkshauptmann seinen Blick auf ihr Angesicht. Es war das Angesicht einer gealterten Frau, die immer noch schön war. Ja, die Schwesternhaube verjüngte sie wie alle Frauen, weil es in ihrer Natur liegt, von Güte und Mitleid verjüngt zu werden und auch von den äußerlichen Abzeichen des Mitleids. Sie kommt aus der

großen Welt, dachte Herr von Trotta. »Wie lang ist es her«, fragte er, »daß Sie meinen Sohn gekannt haben?« »Es war vor dem Krieg!« sagte Frau von Taußig. Dann nahm sie den Arm des Bezirkshauptmanns, führte ihn den Korridor entlang, wie sie gewohnt war, Kranke zu geleiten, und sagte leise: »Wir haben uns geliebt, Carl Joseph und ich!«
Der Bezirkshauptmann fragte: »Verzeihen Sie, war das Ihretwegen, diese dumme Affäre?«
»Auch meinetwegen!« sagte Frau von Taußig. »So, so«, sagte Herr von Trotta, »auch Ihretwegen.« Dann drückte er den Arm der Krankenschwester ein bißchen und fuhr fort: »Ich wollte, Carl Joseph könnte noch Affären haben, Ihretwegen!«
»Jetzt gehen wir zum Patienten!« sagte Frau von Taußig. Denn sie fühlte Tränen aufsteigen, und sie war der Meinung, daß sie nicht weinen dürfe.
Chojnicki saß in einer kahlen Stube, aus der man alle Gegenstände weggeräumt hatte, weil er manchmal wütend werden konnte. Er saß auf einem Sessel, dessen vier Füße im Boden festgeschraubt waren. Als der Bezirkshauptmann eintrat, erhob er sich, ging dem Gast entgegen und sagte zu Frau von Taußig: »Geh hinaus, Wally! Wir haben was Wichtiges zu besprechen!« Nun waren sie allein. Es gab ein Guckloch an der Tür. Chojnicki ging zur Tür, verdeckte mit dem Rücken das Guckloch und sagte: »Willkommen in meinem Hause!« Sein kahler Schädel erschien Herrn von Trotta aus rätselhaften Gründen noch kahler. Von den etwas vorgewölbten blauen, großen Augen des Kranken schien ein eisiger Wind auszugehen, ein Frost, der über das gelbe verfallene und zu gleicher Zeit aufgedunsene Angesicht dahinwehte und über die Wüste des Schädels. Von Zeit zu Zeit zuckte der rechte Mundwinkel Chojnickis. Es war, als ob er mit dem rechten Mundwinkel lächeln wollte. Seine Fähigkeit zu lächeln hatte sich justament im rechten Mundwinkel festgesetzt und den Rest des Mundes für immer verlassen. »Setzen Sie sich!« sagte Chojnicki. »Ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Verraten Sie es niemandem! Außer Ihnen und mir weiß es heute kein Mensch: Der Alte stirbt!«
»Woher wissen Sie das?« fragte Herr von Trotta.
Chojnicki, immer noch an der Tür, hob den Finger gegen die Zimmerdecke, legte ihn dann an die Lippen und sagte: »Von oben!«
Dann wandte er sich um, öffnete die Tür, rief: »Schwester Wally!« und

sagte zu Frau von Taußig, die sofort erschienen war: »Die Audienz ist beendet!«

Er verbeugte sich. Herr von Trotta ging hinaus.

Er ging durch die langen Korridore, begleitet von Frau von Taußig, die breiten Stufen hinunter. »Vielleicht hat es gewirkt!« sagte sie.

Herr von Trotta empfahl sich und fuhr zum Bahnrat Stransky. Er wußte selbst nicht genau, warum. Er fuhr zu Stransky, der sich mit einer geborenen Koppelmann vermählt hatte. Die Stranskys waren zu Hause. Man erkannte den Bezirkshauptmann nicht sofort. Man begrüßte ihn dann, verlegen und wehmütig und kalt zugleich, wie ihm schien. Man gab ihm Kaffee und Cognac. »Carl Joseph!« sagte Frau Stransky, geborene Koppelmann. »Wie er Leutnant war, ist er sofort zu uns gekommen. Er war ein lieber Junge!«

Der Bezirkshauptmann kämmte seinen Backenbart und schwieg. Dann kam der Sohn der Familie Stransky. Er hinkte, es war häßlich anzusehen. Er hinkte sehr stark. Carl Joseph hat nicht gehinkt! dachte der Bezirkshauptmann. »Der Alte soll im Sterben liegen!« sagte der Oberbahnrat Stransky plötzlich.

Da erhob sich der Bezirkshauptmann sofort und ging. Er wußte ja, daß der Alte starb. Chojnicki hatte es gesagt, und Chojnicki hatte immer schon alles gewußt. Der Bezirkshauptmann fuhr zu seinem Jugendfreund Smetana ins Obersthofmeisteramt. »Der Alte stirbt!« sagte Smetana.

»Ich möchte nach Schönbrunn!« sagte Herr von Trotta. Und er fuhr nach Schönbrunn.

Der unermüdliche, dünne Landregen hüllte das Schloß von Schönbrunn ein, genau wie die Irrenanstalt Steinhof. Herr von Trotta ging die Allee hinan, die gleiche Allee, über die er vor langer, langer Zeit gegangen war, zu der geheimen Audienz, in Angelegenheit des Sohnes. Der Sohn war tot. Und auch der Kaiser starb. Und zum erstenmal, seitdem Herr von Trotta die Todesnachricht erhalten hatte, glaubte er zu wissen, daß sein Sohn nicht zufällig gestorben war. Der Kaiser kann die Trottas nicht überleben! dachte der Bezirkshauptmann. Er kann sie nicht überleben! Sie haben ihn gerettet, und er überlebt die Trottas nicht.

Er blieb draußen. Er blieb draußen, unter den Leuten des niederen Gesindes. Ein Gärtner aus dem Schönbrunner Park kam, in grüner Schürze, den Spaten in der Hand, fragte die Umstehenden: »Was

macht er jetzt?« Und die Umstehenden, Förster, Kutscher, niedere Beamte, Portiers und Invaliden, wie der Vater des Helden von Solferino einer gewesen war, antworteten dem Gärtner: »Nichts Neues! Er stirbt!«

Der Gärtner entfernte sich, mit dem Spaten ging er dahin, die Beete umgraben, die ewige Erde.

Es regnete, leise, dicht und immer dichter. Herr von Trotta nahm den Hut ab. Die umstehenden niederen Hofbeamten hielten ihn für ihresgleichen oder für einen der Briefträger vom Postamt Schönbrunn. Und der und jener sagte zum Bezirkshauptmann: »Hast ihn gekannt, den Alten?«

»Ja«, erwiderte Herr von Trotta. »Er hat einmal mit mir gesprochen.«

»Jetzt stirbt er!« sagte ein Förster.

Um diese Zeit betrat der Geistliche mit dem Allerheiligsten das Schlafzimmer des Kaisers.

Franz Joseph hatte neununddreißig drei, soeben hatte man ihn gemessen. »So, so«, sagte er zum Kapuziner. »Das ist also der Tod!« Er richtete sich in den Kissen auf. Er hörte das unermüdliche Geräusch des Regens vor den Fenstern und dazwischen hie und da das Knirschen von vorübergehenden Füßen auf dem Kies. Es schien dem Kaiser abwechselnd, daß die Geräusche sehr fern waren und sehr nahe. Manchmal erkannte er, daß der Regen das sanfte Rieseln vor dem Fenster verursachte. Bald darauf aber vergaß er, daß es der Regen war. Und er fragte ein paarmal seinen Leibarzt: »Warum säuselt es so?« Denn er konnte nicht mehr das Wort »rieseln« hervorbringen, obwohl es ihm auf der Zunge lag. Nachdem er aber nach dem Grund des Säuselns gefragt hatte, glaubte er in der Tat, lediglich ein »Säuseln« zu hören. Es säuselte der Regen. Es säuselten auch die Schritte vorbeigehender Menschen. Das Wort und auch die Geräusche, die es für ihn bezeichnete, gefielen dem Kaiser immer besser. Im übrigen war es gleichgültig, was er fragte, denn man hörte ihn nicht mehr. Er bewegte nur die Lippen, aber ihm selbst schien es, daß er spreche, allen hörbar, wenn auch ein wenig leise, nicht anders jedoch als in den letzten Tagen. Zuweilen wunderte er sich darüber, daß man ihm nicht antwortete. Bald darauf aber vergaß er sowohl seine Fragen als auch seine Verwunderung über die Stummheit der Befragten. Und wieder ergab er sich dem sanften »Säuseln« der Welt, die rings um ihn lebte, indes er starb – und er glich einem Kinde, das jeden Widerstand gegen den Schlaf aufgibt,

bezwungen vom Schlaflied und in diesem eingebettet. Er schloß die Augen. Nach einer Weile aber öffnete er sie wieder und erblickte das einfache, silberne Kreuz und die blendenden Kerzen auf dem Tisch, die den Priester erwarteten. Und da wußte er, daß der Pater bald kommen würde. Und er bewegte seine Lippen und begann, wie man ihn gelehrt hatte als Knaben: »In Reue und Demut beichte ich meine Sünden–« Aber auch das hörte man nicht mehr. Übrigens sah er gleich darauf, daß der Kapuziner schon da war. »Ich hab' lang warten müssen!« sagte er. Dann überlegte er seine Sünden. »Hoffart!« fiel ihm ein. »Hoffärtig war ich halt!« sagte er. Eine Sünde nach der andern ging er durch, wie sie im Katechismus standen. Ich bin zu lange Kaiser gewesen! dachte er. Aber es kam ihm vor, daß er es laut gesagt hatte. »Alle Menschen müssen sterben. Auch der Kaiser stirbt.« Und es war ihm zugleich, als stürbe irgendwo, weit von hier, jener Teil von ihm, der kaiserlich gewesen war. »Der Krieg ist auch eine Sünde!« sagte er laut. Aber der Priester hörte ihn nicht. Franz Joseph wunderte sich aufs neue. Jeden Tag kamen die Verlustlisten, seit 1914 dauerte der Krieg. »Schluß machen!« sagte Franz Joseph. Man hörte ihn nicht. »Wär' ich nur bei Solferino gefallen!« sagte er. Man hörte ihn nicht. Vielleicht, dachte er, bin ich schon tot und rede als ein Toter. Deshalb verstehen sie mich nicht. Und er schlief ein.

Draußen unter dem niederen Gesinde wartete Herr von Trotta, der Sohn des Helden von Solferino, den Hut in der Hand, im ständig niederrieselnden Landregen. Die Bäume im Schönbrunner Park rauschten und raschelten, der Regen peitschte sie, sacht, geduldig, ausgiebig. Der Abend kam. Neugierige kamen. Der Park füllte sich. Der Regen hörte nicht auf. Die Wartenden lösten sich ab, sie gingen, sie kamen. Herr von Trotta blieb. Die Nacht brach ein, die Stufen waren leer, die Leute gingen schlafen. Herr von Trotta drückte sich gegen das Tor. Er hörte Wagen vorfahren, manchmal klinkte jemand über seinem Kopf ein Fenster auf. Stimmen riefen. Man öffnete das Tor, man schloß es wieder. Man sah ihn nicht. Der Regen rieselte, unermüdlich, sacht, die Bäume raschelten und rauschten.

Endlich begannen die Glocken zu dröhnen. Der Bezirkshauptmann entfernte sich. Er ging die flachen Stufen hinunter, die Allee entlang bis vor das eiserne Gitter. Es war offen in dieser Nacht. Er ging den

ganzen langen Weg zur Stadt, barhäuptig, den Hut in der Hand, er begegnete niemandem. Er ging sehr langsam, wie hinter einem Leichenwagen. Als der Morgen graute, erreichte er das Hotel.
Er fuhr nach Hause. Es regnete auch in der Bezirksstadt W. Herr von Trotta ließ Fräulein Hirschwitz kommen und sagte: »Ich geh' zu Bett, Gnädigste! Ich bin müde!« Und er legte sich, zum erstenmal in seinem Leben, bei Tag ins Bett.
Er konnte nicht einschlafen. Er ließ den Doktor Skowronnek kommen. »Lieber Doktor Skowronnek«, sagte er, »würden Sie mir den Kanarienvogel holen lassen?« Man brachte den Kanarienvogel aus dem Häuschen des alten Jacques. »Geben Sie ihm ein Stück Zucker!« sagte der Bezirkshauptmann. Und der Kanarienvogel bekam ein Stück Zukker.
»Dieses liebe Vieh!« sagte der Bezirkshauptmann.
Skowronnek wiederholte: »Ein liebes Vieh!«
»Es überlebt uns alle!« sagte Trotta. »Gott sei Dank!«
Dann sagte der Bezirkshauptmann: »Bestellen Sie den Geistlichen! Kommen Sie aber wieder!«
Doktor Skowronnek wartete den Geistlichen ab. Dann kam er wieder. Der alte Herr von Trotta lag still in den Kissen. Er hielt die Augen halb geschlossen. Er sagte: »Ihre Hand, lieber Freund! Wollen Sie mir das Bild bringen?«
Doktor Skowronnek suchte das Herrenzimmer auf, stieg auf einen Stuhl und holte das Bildnis des Helden von Solferino vom Haken. Als er zurückkam, das Bild in beiden Händen, war Herr von Trotta nicht mehr imstande, es zu sehen. Der Regen trommelte sacht an die Scheibe.
Doktor Skowronnek wartete, das Porträt des Helden von Solferino auf den Knien. Nach einigen Minuten erhob er sich, nahm die Hand Herrn von Trottas, beugte sich gegen die Brust des Bezirkshauptmanns, atmete tief und schloß die Augen des Toten.
Es war der Tag, an dem man den Kaiser in die Kapuzinergruft versenkte. Drei Tage später ließ man die Leiche Herrn von Trottas ins Grab hinunter. Der Bürgermeister der Stadt W. hielt eine Rede. Auch seine Grabrede begann, wie alle Reden jener Zeit überhaupt, mit dem Krieg. Weiter sagte der Bürgermeister, daß der Bezirkshauptmann seinen einzigen Sohn dem Kaiser gegeben und trotzdem weiter gelebt und gedient hatte. Indessen rann der unermüdliche Regen über alle

entblößten Häupter der um das Grab Versammelten, und es rauschte und raschelte ringsum von den nassen Sträuchern, Kränzen und Blumen. Doktor Skowronnek, in der ihm ungewohnten Uniform eines Landsturmoberarztes, bemühte sich, eine sehr militärische Habt-acht-Stellung einzunehmen, obwohl er sie keineswegs für einen maßgeblichen Ausdruck der Pietät hielt. – Zivilist, der er war. Der Tod ist schließlich kein Generalstabsarzt! dachte der Doktor Skowronnek. Dann trat er als einer der ersten an das Grab. Er verschmähte den Spaten, den ihm ein Totengräber hinhielt, sondern er bückte sich und brach eine Scholle aus der nassen Erde und zerkrümelte sie in der Linken und warf mit der Rechten die einzelnen Krumen auf den Sarg. Dann trat er zurück. Es fiel ihm ein, daß jetzt Nachmittag war, die Stunde des Schachspiels nahte heran. Nun hatte er keinen Partner mehr; er beschloß dennoch, ins Kaffeehaus zu gehn.
Als sie den Friedhof verließen, lud ihn der Bürgermeister in den Wagen. Doktor Skowronnek stieg ein. »Ich hätte noch gern erwähnt«, sagte der Bürgermeister, »daß Herr von Trotta den Kaiser nicht überleben konnte. Glauben Sie nicht, Herr Doktor?« »Ich weiß nicht«, erwiderte der Doktor Skowronnek, »ich glaube, sie konnten beide Österreich nicht überleben.«
Vor dem Kaffeehaus ließ Doktor Skowronnek den Wagen halten. Er ging, wie jeden Tag, an den gewohnten Tisch. Das Schachbrett stand da, als ob der Bezirkshauptmann nicht gestorben wäre. Der Kellner kam, um es wegzuräumen, aber Skowronnek sagte: »Lassen Sie nur!« Und er spielte mit sich selbst eine Partie, schmunzelnd, von Zeit zu Zeit auf den leeren Sessel gegenüber blickend und in den Ohren das sanfte Geräusch des herbstlichen Regens, der noch immer unermüdlich gegen die Scheiben rann.

Ende

STATIONSCHEF FALLMERAYER
1933

I

Das merkwürdige Schicksal des österreichischen Stationschefs Adam Fallmerayer verdient, ohne Zweifel, aufgezeichnet und festgehalten zu werden. Er verlor sein Leben, das, nebenbei gesagt, niemals ein glänzendes – und vielleicht nicht einmal ein dauernd zufriedenes – geworden wäre, auf eine verblüffende Weise. Nach allem, was Menschen voneinander wissen können, wäre es unmöglich gewesen, Fallmerayer ein ungewöhnliches Geschick vorauszusagen. Dennoch erreichte es ihn, es ergriff ihn – und er selbst schien sich ihm sogar mit einer gewissen Wollust auszuliefern.

Seit 1908 war er Stationschef. Er heiratete, kurz nachdem er seinen Posten auf der Station L. an der Südbahn, kaum zwei Stunden von Wien entfernt, angetreten hatte, die brave und ein wenig beschränkte, nicht mehr ganz junge Tochter eines Kanzleirats aus Brünn. Es war eine »Liebesehe« – wie man es zu jener Zeit nannte, in der die sogenannten »Vernunft-Ehen« noch Sitte und Herkommen waren. Seine Eltern waren tot. Fallmerayer folgte, als er heiratete, immerhin einem sehr maßvollen Zuge seines maßvollen Herzens, keineswegs dem Diktat seiner Vernunft. Er zeugte zwei Kinder – Mädchen und Zwillinge. Er hatte einen Sohn erwartet. Es lag in seiner Natur begründet, einen Sohn zu erwarten und die gleichzeitige Ankunft zweier Mädchen als eine peinliche Überraschung, wenn nicht als eine Bosheit Gottes anzusehen. Da er aber materiell gesichert und pensionsberechtigt war, gewöhnte er sich, kaum waren drei Monate seit der Geburt verflossen, an die Freigebigkeit der Natur, und er begann, seine Kinder zu lieben. Zu lieben: das heißt: sie mit der überlieferten bürgerlichen Gewissenhaftigkeit eines Vaters und braven Beamten zu versorgen.

An einem Märztag des Jahres 1914 saß Adam Fallmerayer, wie gewöhnlich, in seinem Amtszimmer. Der Telegraphenapparat tickte unaufhörlich. Und draußen regnete es. Es war ein verfrühter Regen. Eine Woche vorher hatte man noch den Schnee von den Schienen schaufeln müssen, und die Züge waren mit erschrecklicher Verspätung angekommen und abgefahren. Eines Nachts auf einmal hatte der Regen

angefangen. Der Schnee verschwand. Und gegenüber der kleinen Station, wo die unerreichbare, blendende Herrlichkeit des Alpenschnees die ewige Herrschaft des Winters versprochen zu haben schien, schwebte seit einigen Tagen ein unnennbarer, ein namenloser graublauer Dunst: Wolke, Himmel, Regen und Berge in einem.
Es regnete, und die Luft war lau. Niemals hatte der Stationschef Fallmerayer einen so frühen Frühling erlebt. An seiner winzigen Station pflegten die Expreßzüge, die nach dem Süden fuhren, nach Meran, nach Triest, nach Italien, niemals zu halten. An Fallmerayer, der zweimal täglich, mit leuchtend roter Kappe grüßend, auf den Perron trat, rasten die Expreßzüge hemmungslos vorbei; sie degradierten beinahe den Stationschef zu einem Bahnwärter. Die Gesichter der Passagiere an den großen Fenstern verschwammen zu einem grauweißen Brei. Der Stationschef Fallmerayer hatte selten das Angesicht eines Passagiers sehen können, der nach dem Süden fuhr. Und der »Süden« war für den Stationschef mehr als lediglich eine geographische Bezeichnung. Der »Süden« war das Meer, ein Meer aus Sonne, Freiheit und Glück.
Eine Freikarte für die ganze Familie in der Ferienzeit gehörte gewißlich zu den Rechten eines höheren Beamten der Südbahn. Als die Zwillinge drei Jahre alt gewesen waren, hatte man mit ihnen eine Reise nach Bozen gemacht. Man fuhr mit dem Personenzug eine Stunde bis zu der Station, in der die hochmütigen Expreßzüge hielten, stieg ein, stieg aus – und war noch lange nicht im Süden. Vier Wochen dauerte der Urlaub. Man sah die reichen Menschen der ganzen Welt – und es war, als seien diejenigen, die man gerade sah, zufällig auch die reichsten. Einen Urlaub hatten sie nicht. Ihr ganzes Leben war ein einziger Urlaub. So weit man sah – weit und breit –, hatten die reichsten Leute der Welt auch keine Zwillinge; besonders nicht Mädchen. Und überhaupt: Die reichen Leute waren es erst, die den Süden nach dem Süden brachten. Ein Beamter der Südbahn lebte ständig mitten im Norden.
Man fuhr also zurück und begann seinen Dienst von neuem. Der Morseapparat tickte unaufhörlich. Und der Regen regnete.

Fallmerayer sah von seinem Schreibtisch auf. Es war fünf Uhr nachmittags. Obwohl die Sonne noch nicht untergegangen war, dämmerte es bereits, vom Regen kam es. Auf den gläsernen Vorsprung des Perrondachs trommelte der Regen ebenso unaufhörlich, wie der Telegra-

phenapparat zu ticken pflegte – und es war eine gemütliche, unaufhörliche Zwiesprache der Technik mit der Natur. Die großen, bläulichen Quadersteine unter dem Glasdach des Perrons waren trocken. Die Schienen aber – und zwischen den Schienenpaaren die winzigen Kieselsteine – funkelten trotz der Dunkelheit im nassen Zauber des Regens.

Obwohl der Stationschef Fallmerayer keine phantasiebegabte Natur war, schien es ihm dennoch, daß dieser Tag ein ganz besonderer Schicksalstag sei, und er begann, wie er so zum Fenster hinausblickte, wahrhaftig zu zittern. In sechsunddreißig Minuten erwartete er den Schnellzug nach Meran. In sechsunddreißig Minuten – so schien es Fallmerayer – würde die Nacht vollkommen sein – eine fürchterliche Nacht. Über seiner Kanzlei, im ersten Stock, tobten die Zwillinge wie gewöhnlich; er hörte ihre trippelnden, kindlichen und dennoch ein wenig brutalen Schritte. Er machte das Fenster auf. Es war nicht mehr kalt. Der Frühling kam über die Berge gezogen. Man hörte die Pfiffe rangierender Lokomotiven wie jeden Tag und die Rufe der Eisenbahnarbeiter und den dumpf scheppernden Anschlag der verkoppelten Waggons. Dennoch hatten heute die Lokomotiven einen besonderen Pfiff – so war es Fallmerayer. Er war ein ganz gewöhnlicher Mensch. Und nichts schien ihm sonderbarer, als daß er an diesem Tage in all den gewohnten, keineswegs überraschenden Geräuschen die unheimliche Stimme eines ungewöhnlichen Schicksals zu vernehmen glaubte. In der Tat aber ereignete sich an diesem Tage die unheimliche Katastrophe, deren Folgen das Leben Adam Fallmerayers vollständig verändern sollten.

II

Der Expreßzug hatte schon von B. aus eine geringe Verspätung angekündigt. Zwei Minuten, bevor er auf der Station L. einlaufen sollte, stieß er infolge einer falsch gestellten Weiche auf einen wartenden Lastzug. Die Katastrophe war da.

Mit eilig ergriffener und völlig zweckloser Laterne, die irgendwo auf dem Bahnsteig gestanden hatte, lief der Stationschef Fallmerayer die Schienen entlang dem Schauplatz des Unglücks entgegen. Er hatte das Bedürfnis gefühlt, irgendeinen Gegenstand zu ergreifen. Es schien ihm

unmöglich, mit leeren, gewissermaßen unbewaffneten Händen dem Unheil entgegenzurennen. Er rannte zehn Minuten, ohne Mantel, die ständigen Peitschenhiebe des Regens auf Nacken und Schultern.
Als er an der Unglücksstelle ankam, hatte man die Bergung der Toten, der Verwundeten, der Eingeklemmten bereits begonnen. Es fing an, heftiger zu dunkeln, so, als beeilte sich die Nacht selber, zum ersten Schrecken zurechtzukommen und ihn zu vergrößern. Die Feuerwehr aus dem Städtchen kam mit Fackeln, die mit Geprassel und Geknister dem Regen mühsam standhielten. Dreizehn Waggons lagen zertrümmert auf den Schienen. Den Lokomotivführer wie den Heizer – sie waren beide tot – hatte man bereits fortgeschafft. Eisenbahner und Feuerwehrmänner und Passagiere arbeiteten mit wahllos aufgelesenen Werkzeugen an den Trümmern. Die Verwundeten schrien jämmerlich, der Regen rauschte, die Fackelfeuer knisterten. Den Stationschef fröstelte im Regen. Seine Zähne klapperten. Er hatte die Empfindung, daß er etwas tun müsse wie die andern, und gleichzeitig Angst, man würde es ihm verwehren zu helfen, weil er selbst das Unheil verschuldet haben könnte. Dem und jenem unter den Eisenbahnern, die ihn erkannten und im Eifer der Arbeit flüchtig grüßten, versuchte Fallmerayer mit tonloser Stimme irgend etwas zu sagen, was ebensogut ein Befehl wie eine Bitte um Verzeihung hätte sein können. Aber niemand hörte ihn. So überflüssig in der Welt war er sich noch niemals vorgekommen. Und schon begann er zu beklagen, daß er sich nicht selbst unter den Opfern befinde, als sein ziellos umherirrender Blick auf eine Frau fiel, die man soeben auf eine Tragbahre gelegt hatte. Da lag sie nun, von den Helfern verlassen, von denen sie gerettet worden war, die großen, dunklen Augen auf die Fackeln in ihrer nächsten Nähe gerichtet, mit einem silbergrauen Pelz bis zu den Hüften zugedeckt und offenbar nicht imstande, sich zu rühren. Auf ihr großes, blasses und breites Angesicht fiel der unermüdliche Regen, und das schwankende Feuer der Fackeln zuckte darüber hin. Das Angesicht selbst leuchtete, ein nasses, silbernes Angesicht, im zauberhaften Wechsel von Flamme und Schatten. Die langen, weißen Hände lagen über dem Pelz, regungslos auch sie, zwei wunderbare Leichen. Es schien dem Stationsvorsteher, daß diese Frau auf der Bahre auf einer großen, weißen Insel aus Stille ruhe, mitten in einem betäubenden Meer von Lärm und Geräusch, und daß sie sogar Stille verbreite. In der Tat war es, als ob all die hurtigen und geschäftigen Menschen einen Bogen um die Bahre

machen wollten, auf der die Frau ruhte. War sie schon gestorben? Brauchte man sich nicht mehr um sie zu kümmern? Der Stationschef Fallmerayer näherte sich langsam der Bahre.
Die Frau lebte noch. Unverletzt war sie geblieben. Als Fallmerayer sich zu ihr niederbeugte, sagte sie, ohne seine Frage abzuwarten – ja sogar wie in einer gewissen Angst vor seinen Fragen –, ihr fehle nichts, sie glaube, sie könne aufstehn. Sie habe höchstens lediglich den Verlust ihres Gepäcks zu beklagen. Sie könne sich bestimmt erheben. Und sie machte sofort Anstalten aufzustehn. Fallmerayer half ihr. Er nahm den Pelz mit der Linken, umfaßte die Schulter der Frau mit der Rechten, wartete, bis sie sich erhob, legte den Pelz um ihre Schultern, hierauf den Arm um den Pelz, und so gingen sie beide, ohne ein Wort, ein paar Schritte über Schienen und Geröll in das nahe Häuschen eines Weichenwärters, die wenigen Stufen hinauf, in die trockene, lichtvolle Wärme.
»Hier bleiben Sie ein paar Minuten ruhig sitzen«, sagte Fallmerayer. »Ich habe draußen zu tun. Ich komme gleich wieder.«
Im selben Augenblick wußte er, daß er log, und er log wahrscheinlich zum erstenmal in seinem Leben. Dennoch war ihm die Lüge selbstverständlich. Und obwohl er in dieser Stunde nichts sehnlicher gewünscht hätte, als bei der Frau zu bleiben, wäre es ihm doch fürchterlich gewesen, in ihren Augen als ein Nutzloser zu erscheinen, der nichts anderes zu tun hatte, während draußen tausend Hände halfen und retteten. Er begab sich also eilig hinaus – und fand, zu seinem eigenen Erstaunen, jetzt den Mut und die Kraft, zu helfen, zu retten, hier einen Befehl zu erteilen und dort einen Rat, und obwohl er die ganze Zeit, während er half, rettete und schaffte, an die Frau im Häuschen denken mußte und obwohl die Vorstellung, er könnte sie später nicht wiedersehn, grausam war und grauenhaft, blieb er dennoch tätig auf dem Schauplatz der Katastrophe, aus Angst, er könnte viel zu früh zurückkehren und also seine Nutzlosigkeit vor der Fremden beweisen. Und als verfolgten ihn ihre Blicke und feuerten ihn an, gewann er sehr schnell Vertrauen zu seinem Wort und zu seiner Vernunft, und er erwies sich als flinker, kluger und mutiger Helfer.
Also arbeitete er zwei Stunden etwa, ständig denkend an die wartende Fremde. Nachdem Arzt und Sanitäter den Verletzten die notwendige Hilfe geleistet hatten, machte sich Fallmerayer daran, in das Häuschen des Weichenstellers zurückzukehren. Dem Doktor, den er kannte,

sagte er hastig, drüben sei noch ein Opfer der Katastrophe. Nicht ganz ohne Selbstbewußtsein betrachtete er seine zerschürften Hände und seine beschmutzte Uniform. Er führte den Arzt in die Stube des Weichenwärters und begrüßte die Fremde, die sich nicht von ihrem Platz gerührt zu haben schien, mit dem fröhlich-selbstverständlichen Lächeln, mit dem man längst Vertrauten wiederzubegegnen pflegt.
»Untersuchen Sie die Dame!« sagte er zum Arzt. Und er selbst wandte sich zur Tür.
Er wartete ein paar Minuten draußen. Der Arzt kam und sagte: »Ein kleiner Schock, nichts weiter. Am besten, sie bleibt hier. Haben Sie Platz in Ihrer Wohnung?«
»Gewiß, gewiß!« antwortete Fallmerayer. Und gemeinsam führten sie die Fremde in die Station, die Treppe hinauf, in die Wohnung des Stationschefs.
»In drei, vier Tagen ist sie völlig gesund«, sagte der Arzt.
In diesem Augenblick wünschte Fallmerayer, es möchten viel mehr Tage vergehen.

III

Der Fremden überließ Fallmerayer sein Zimmer und sein Bett. Die Frau des Stationsvorstehers handelte geschäftig zwischen der Kranken und den Kindern. Zweimal täglich kam Fallmerayer selbst. Die Zwillinge wurden zu strenger Ruhe angehalten.
Einen Tag später waren die Spuren des Unglücks beseitigt, die übliche Untersuchung eingeleitet, Fallmerayer vernommen, der schuldige Weichensteller vom Dienst entfernt. Zweimal täglich rasten die Expreßzüge wie bisher am grüßenden Stationschef vorbei.
Am Abend nach der Katastrophe erfuhr Fallmerayer den Namen der Fremden: Es war eine Gräfin Walewska, Russin, aus der Umgebung von Kiew, auf der Fahrt von Wien nach Meran begriffen. Ein Teil ihres Gepäcks fand sich und wurde ihr zugestellt: braune und schwarze lederne Koffer. Sie rochen nach Juchten und unbekanntem Parfüm. So roch es nun in der ganzen Wohnung Fallmerayers.
Er schlief jetzt – da man sein Bett der Fremden gegeben hatte – nicht in seinem Schlafzimmer, neben Frau Fallmerayer, sondern unten, in seinem Dienstzimmer. Das heißt: Er schlief überhaupt nicht. Er lag

wach. Am Morgen gegen neun Uhr betrat er das Zimmer, in dem die fremde Frau lag. Er fragte, ob sie gut geschlafen und gefrühstückt habe, ob sie sich wohl fühle. Ging mit frischen Veilchen zu der Vase auf der Konsole, wo die alten gestern gestanden hatten, entfernte die alten Blumen, setzte die neuen in frisches Wasser und blieb dann am Fußende des Bettes stehen. Vor ihm lag die fremde Frau, auf seinem Kissen, unter seiner Decke. Er murmelte etwas Undeutliches. Mit großen, dunklen Augen, einem weißen, starken Angesicht, das weit war wie eine fremde und süße Landschaft, auf den Kissen, unter der Decke des Stationsvorstehers, lag die fremde Frau. »Setzen Sie sich doch«, sagte sie, jeden Tag zweimal. Sie sprach das harte und fremde Deutsch einer Russin, eine tiefe, fremde Stimme. Alle Pracht der Weite und des Unbekannten war in ihrer Kehle.
Fallmerayer setzte sich nicht. »Entschuldigen schon, ich hab' viel zu tun«, sagte er, machte kehrt und entfernte sich.
Sechs Tage ging es so. Am siebenten riet der Doktor der Fremden weiterzufahren. Ihr Mann erwartete sie in Meran. Sie fuhr also und hinterließ in allen Zimmern und besonders im Bett Fallmerayers einen unauslöschbaren Duft von Juchten und einem namenlosen Parfüm.

IV

Dieser merkwürdige Duft blieb im Hause, im Gedächtnis, ja, man könnte sagen, im Herzen Fallmerayers viel länger haften als die Katastrophe. Und während der folgenden Wochen, in denen die langwierigen Untersuchungen über genauere Ursachen und detaillierteren Hergang des Unglücks ihren vorschriftsmäßigen Verlauf nahmen und Fallmerayer ein paarmal einvernommen wurde, hörte er nicht auf, an die fremde Frau zu denken, und wie betäubt von dem Geruch, den sie rings um ihn und in ihm hinterlassen hatte, gab er beinahe verworrene Auskünfte auf präzise Fragen. Wäre sein Dienst nicht verhältnismäßig einfach gewesen und er seit Jahren nicht bereits selbst zu einem fast mechanischen Bestandteil des Dienstes geworden, er hätte ihn nicht mehr guten Gewissens versehen können. Im stillen hoffte er von einer Post zur andern auf eine Nachricht der Fremden. Er zweifelte nicht daran, daß sie noch einmal schreiben würde, wie es sich schickte, um für die Gastfreundschaft zu danken. Und eines Tages traf wirklich ein

großer, dunkelblauer Brief aus Italien ein. Die Walewska schrieb, daß sie mit ihrem Mann weiter südwärts gefahren sei. Augenblicklich befände sie sich in Rom. Nach Sizilien wollten sie und ihr Mann fahren. Für die Zwillinge Fallmerayers kam einen Tag später ein niedlicher Korb mit Früchten und vom Mann der Gräfin Walewska für die Frau des Stationschefs ein Paket sehr zarter und duftender blasser Rosen. Es hätte lange gedauert, schrieb die Gräfin, ehe sie Zeit gefunden habe, ihren gütigen Wirten zu danken, aber sie sei auch eine längere Zeit nach ihrer Ankunft in Meran erschüttert und der Erholung bedürftig gewesen. Die Früchte und die Blumen brachte Fallmerayer sofort in seine Wohnung. Den Brief aber, obwohl er einen Tag früher gekommen war, behielt der Stationschef noch etwas länger. Sehr stark dufteten Früchte und Rosen aus dem Süden, aber Fallmerayer war es, als röche der Brief der Gräfin noch kräftiger. Es war ein kurzer Brief. Fallmerayer kannte ihn auswendig. Er wußte genau, welche Stelle jedes Wort einnahm. Mit lila Tinte, in großen, fliegenden Zügen geschrieben, nahmen sich die Buchstaben aus wie eine schöne Schar fremder, seltsam gefiederter, schlanker Vögel, dahinschwebend auf tiefblauem Himmelsgrund. »Anja Walewska« lautete die Unterschrift. Auf den Vornamen der Fremden, nach dem er sie zu fragen niemals gewagt hatte, war er längst begierig gewesen, als wäre ihr Vorname einer ihrer verborgenen körperlichen Reize. Nun, da er ihn kannte, war es ihm eine Weile, als hätte sie ihm ein süßes Geheimnis geschenkt. Und aus Eifersucht, um es für sich allein zu bewahren, entschloß er sich, erst zwei Tage später den Brief seiner Frau zu zeigen. Seitdem er den Vornamen der Walewska wußte, kam es ihm zu Bewußtsein, daß der seiner Frau – sie hieß Klara – nicht schön war. Als er nun sah, mit welch gleichgültigen Händen Frau Klara den Brief der Fremden entfaltete, kamen ihm auch die fremden Hände der Schreiberin in Erinnerung – so, wie er sie zum erstenmal erblickt hatte, über dem Pelz, regungslose Hände, zwei schimmernde, silberne Hände. Damals hätte ich sie küssen sollen – dachte er einen Augenblick. »Ein sehr netter Brief«, sagte seine Frau und legte den Brief weg. Ihre Augen waren stahlblau und pflichtbewußt, nicht einmal bekümmert. Frau Klara Fallmerayer besaß die Fähigkeit, sogar Sorgen als Pflichten zu werten und im Kummer eine Genugtuung zu finden. Das glaubte Fallmerayer – dem derlei Überlegungen oder Einfälle immer fremd gewesen waren – auf einmal zu erkennen. Und er schützte heute nacht eine

dringende dienstliche Obliegenheit vor, mied das gemeinsame Zimmer und legte sich unten im Dienstraum schlafen und versuchte sich einzureden, oben, über ihm, in seinem Bett, schliefe noch immer die Fremde.

Die Tage vergingen, die Monate. Aus Sizilien flogen noch zwei bunte Ansichtskarten heran, mit flüchtigen Grüßen. Der Sommer kam, ein heißer Sommer. Als die Zeit des Urlaubs herannahte, beschloß Fallmerayer, nirgends hinzufahren. Frau und Kinder schickte er in eine Sommerfrische nach Österreich. Er blieb und versah seinen Dienst weiter. Zum erstenmal seit seiner Verheiratung war er von seiner Frau getrennt. Im stillen hatte er sich zuviel von dieser Einsamkeit versprochen. Erst als er allein geblieben war, begann er zu merken, daß er keineswegs allein hatte sein wollen. Er kramte in allen Fächern; er suchte nach dem Brief der fremden Frau. Aber er fand ihn nicht mehr. Frau Fallmerayer hatte ihn vielleicht längst vernichtet.

Frau und Kinder kamen zurück, der Juli ging zu Ende.

Da war die allgemeine Mobilisierung da.

V

Fallmerayer war Fähnrich in der Reserve im Einundzwanzigsten Jägerbataillon. Da er einen verhältnismäßig wichtigen Posten versah, wäre es ihm, wie mehreren seiner Kollegen, möglich gewesen, noch eine Weile im Hinterland zu bleiben. Allein Fallmerayer legte seine Uniform an, packte seinen Koffer, umarmte seine Kinder, küßte seine Frau und fuhr zu seinem Kader. Dem Bahnassistenten übergab er den Dienst. Frau Fallmerayer weinte, die Zwillinge jubelten, weil sie ihren Vater in einer ungewohnten Kleidung sahen. Frau Fallmerayer verfehlte nicht, stolz auf ihren Mann zu sein – aber erst in der Stunde der Abfahrt. Sie unterdrückte die Tränen. Ihre blauen Augen waren erfüllt von bitterem Pflichtbewußtsein.

Was den Stationschef selbst betraf, so empfand er erst, als er mit einigen Kameraden in einem Abteil geblieben war, die grausame Entschiedenheit dieser Stunden. Dennoch glaubte er zu fühlen, daß er sich durch eine ganz unbestimmte Heiterkeit von all den in seinem Abteil anwesenden Offizieren unterschied. Es waren Reserveoffiziere. Jeder von ihnen hatte ein geliebtes Haus verlassen. Und jeder von ihnen war

in dieser Stunde begeisterter Soldat. Jeder zugleich auch ein trostloser Vater, ein trostloser Sohn. Fallmerayer allein schien es, daß ihn der Krieg aus einer aussichtslosen Lage befreit hatte. Seine Zwillinge kamen ihm gewiß bedauernswert vor. Auch seine Frau. Gewiß, auch seine Frau. Während aber die Kameraden, begannen sie von der Heimat zu sprechen, alle zärtliche Herzlichkeit, derer sie fähig sein mochten, in Mienen und Gebärden offenbarten, war es Fallmerayer, als müßte er, um es ihnen gleichzutun, sobald er von den Seinen zu erzählen begann, wenn auch keine lügnerische, so doch eine übertriebene Bangigkeit in Blick und Stimme legen. Und eigentlich hatte er eher Lust, mit den Kameraden von der Gräfin Walewska zu sprechen als von seinem Haus. Er zwang sich zu schweigen. Und es kam ihm vor, daß er doppelt log: einmal, weil er verschwieg, was ihn im Innersten bewegte, und zweitens, weil er hie und da von seiner Frau und seinen Kindern erzählte – von denen er in dieser Stunde viel weiter entfernt war als von der Gräfin Walewska, der Frau eines feindlichen Landes. Er begann, sich ein wenig zu verachten.

VI

Er rückte ein. Er ging ins Feld. Er kämpfte. Er war ein tapferer Soldat. Er schrieb die üblichen herzlichen Feldpostbriefe nach Hause. Er wurde ausgezeichnet, zum Leutnant ernannt. Er wurde verwundet. Er kam ins Lazarett. Er hatte Anspruch auf Urlaub. Er verzichtete und ging wieder ins Feld. Er kämpfte im Osten. In freien Stunden, zwischen Gefecht, Inspizierung, Sturmangriff, begann er, aus zufällig gefundenen Büchern Russisch zu lernen. Beinahe mit Wollust. Mitten im Gestank des Gases, im Geruch des Bluts, im Regen, im Sumpf, im Schlamm, im Schweiß der Lebendigen, im Dunst der faulenden Kadaver verfolgte Fallmerayer der fremde Duft von Juchten und das namenlose Parfüm der Frau, die einmal in seinem Bett, auf seinem Kissen, unter seiner Decke gelegen hatte. Er lernte die Muttersprache dieser Frau und stellte sich vor, er spräche mit ihr, in ihrer Sprache. Zärtlichkeiten lernte er, Verschwiegenheiten, kostbare russische Zärtlichkeiten. Er sprach mit ihr. Durch einen ganzen großen Weltkrieg war er von ihr getrennt, und er sprach mit ihr. Mit kriegsgefangenen Russen unterhielt er sich. Mit hundertfach geschärftem Ohr vernahm er die

zartesten Tönungen, und mit geläufiger Zunge sprach er sie nach. Mit jedem neuen Klang der fremden Sprache, den er lernte, kam er der fremden Frau näher. Nichts mehr wußte er von ihr, als was er zuletzt von ihr gesehn hatte: flüchtigen Gruß und flüchtige Unterschrift auf einer banalen Ansichtskarte. Aber für ihn lebte sie; auf ihn wartete sie; bald sollte er mit ihr sprechen.
Er kam, weil er Russisch konnte, als sein Bataillon an die Südfront abkommandiert wurde, zu einem der Regimenter, die eine kurze Zeit später in die sogenannte Okkupationsarmee eingereiht wurden. Fallmerayer wurde zuerst als Dolmetscher zum Divisionskommando versetzt, hierauf zur »Kundschafter- und Nachrichtenstelle«. Er gelangte schließlich in die Nähe von Kiew.

VII

Den Namen Solowienki hatte er wohl behalten. Mehr als behalten: Vertraut und heimisch war ihm dieser Name geworden.
Ein leichtes war es, den Namen des Gutes herauszufinden, das der Familie Walewski gehörte. Solowki hieß es und lag drei Werst südlich von Kiew. Fallmerayer geriet in süße, beklemmende und schmerzliche Erregung. Er hatte das Gefühl einer unendlichen Dankbarkeit gegen das Schicksal, das ihn in den Krieg und hierhergeführt hatte, und zugleich eine namenlose Angst vor allem, was es ihm jetzt erst zu bereiten begann. Krieg, Sturmangriff, Verwundung, Todesnähe: Es waren ganz blasse Ereignisse, verglichen mit jenem, das ihm nun bevorstand. Lediglich eine – wer weiß: vielleicht unzulängliche – Vorbereitung für die Begegnung mit der Frau war alles gewesen. War er wirklich für alle Fälle gerüstet? War sie überhaupt in ihrem Hause? Hatte sie nicht der Einmarsch der feindlichen Armee in gesichertere Gegenden getrieben? Und wenn sie zu Hause lebte, war ihr Mann mit ihr? Man mußte auf alle Fälle hingehn und sehn.
Fallmerayer ließ einspannen und fuhr los.
Es war ein ziemlich früher Morgen im Mai. Man fuhr im leichten, zweirädrigen Wägelchen an blühenden Wiesen vorbei, auf gewundener, sandiger Landstraße, durch eine fast unbewohnte Gegend. Soldaten marschierten klappernd und rasselnd dahin, zu den üblichen Exerzierübungen. Im lichten und hohen blauen Gewölbe des Himmels ver-

borgen trillerten die Lerchen. Dichte, dunkle Flecken kleiner Tannenwäldchen wechselten ab mit dem hellen, fröhlichen Silber der Birken. Und der Morgenwind brachte aus weiter Ferne abgebrochenen Gesang der Soldaten aus entlegenen Baracken. Fallmerayer dachte an seine Kindheit, an die Natur seiner Heimat. Nicht weit von der Station, an der er bis zum Kriege Dienst getan hatte, war er geboren worden und aufgewachsen. Auch sein Vater war Bahnbeamter gewesen, niederer Bahnbeamter, Magazineur. Die ganze Kindheit Fallmerayers war, wie sein späteres Leben, erfüllt gewesen von den Geräuschen und Gerüchen der Eisenbahn wie von denen der Natur. Die Lokomotiven pfiffen und hielten Zwiesprache mit dem Jubel der Vögel. Der schwere Dunst der Steinkohle lagerte über dem Duft der blühenden Felder. Der graue Rauch der Bahnen verschwamm mit dem blauen Gewölk über den Bergen zu einem einzigen Nebel aus süßer Wehmut und Sehnsucht. Wie anders war diese Welt hier, heiter und traurig in einem, keine heimliche Güte mehr auf mildem, sanftem Abhang, spärlicher Flieder hier, keine vollen Dolden mehr hinter sauber gestrichenen Zäunen. Niedere Hütten mit breiten, tiefen Dächern aus Stroh, wie Kapuzen, winzige Dörfer, verloren in der Weite und sogar in dieser übersichtlichen Fläche doch gleichsam verborgen. Wie verschieden waren die Länder! Waren es auch die menschlichen Herzen? Wird sie mich auch begreifen? – fragte sich Fallmerayer. Wird sie mich auch begreifen? – Und je näher er dem Gute der Walewskis kam, desto heftiger loderte die Frage in seinem Herzen. Je näher er kam, desto sicherer schien es ihm auch, daß die Frau zu Hause war. Bald zweifelte er gar nicht mehr daran, daß ihn noch Minuten nur von ihr trennten. Ja, sie war zu Hause.

Gleich am Anfang der schütteren Birkenallee, die den sachten Aufstieg zum Herrenhaus ankündigte, sprang Fallmerayer aus dem Wagen. Zu Fuß legte er den Weg zurück, damit es noch ein wenig länger dauere. Ein alter Gärtner fragte nach seinen Wünschen. Er möchte die Gräfin sehen, sagte Fallmerayer. Er wolle es ausrichten, meinte der Mann, entfernte sich langsam und kam bald wieder. Ja, die Frau Gräfin war da und erwartete den Besuch.

Die Walewska erkannte Fallmerayer selbstverständlich nicht. Sie hielt ihn für einen der vielen militärischen Besucher, die sie in der letzten Zeit hatte empfangen müssen. Sie bat ihn, sich zu setzen. Ihre Stimme, tief, dunkel, fremd, erschreckte ihn und war ihm wohlvertraut zu-

gleich, ein heimischer Schauder, ein wohlbekannter, liebevoll begrüßter, seit undenklichen Jahren sehnsüchtig erwarteter Schrecken. »Ich heiße Fallmerayer!« sagte der Offizier. – Sie hatte natürlich den Namen vergessen. »Sie erinnern sich«, begann er wieder, »ich bin der Stationschef von L.« Sie trat näher zu ihm, faßte seine Hände, er roch ihn wieder, den Duft, der ihn undenkliche Jahre verfolgt, umgeben, gehegt, geschmerzt und getröstet hatte. Ihre Hände lagen einen Augenblick auf den seinen.

»Oh, erzählen Sie, erzählen Sie!« rief die Walewska. Er erzählte kurz, wie es ihm ging. »Und Ihre Frau, Ihre Kinder?« fragte die Gräfin. »Ich habe sie nicht mehr gesehen!« sagte Fallmerayer. »Ich habe nie Urlaub genommen.«

Hierauf entstand eine kleine Stille. Sie sahen sich an. In dem breiten und niederen, weiß getünchten und fast kahlen Zimmer lag die Sonne des jungen Vormittags golden und satt. Fliegen summten an den Fenstern. Fallmerayer sah still auf das breite, weiße Gesicht der Gräfin. Vielleicht verstand sie ihn. Sie erhob sich, um eine Gardine vor das mittlere der drei Fenster zu ziehen. »Zu hell?« fragte sie. »Lieber dunkel!« antwortete Fallmerayer. Sie kam an das Tischchen zurück, rührte ein Glöckchen, der alte Diener kam; sie bestellte Tee. Die Stille zwischen ihnen wich nicht: Sie wuchs im Gegenteil, bis man den Tee brachte. Fallmerayer rauchte. Während sie ihm den Tee einschenkte, fragte er plötzlich: »Und wo ist Ihr Mann?«

Sie wartete, bis sie die Tasse gefüllt hatte, als müßte sie erst eine sehr vorsorgliche Antwort überlegen. »An der Front natürlich!« sagte sie dann. »Ich höre seit drei Monaten nichts mehr von ihm. Wir können ja jetzt nicht korrespondieren!« »Sind Sie sehr in Sorge?« fragte Fallmerayer. »Gewiß«, erwiderte sie, »nicht weniger als Ihre Frau um Sie wahrscheinlich.« »Verzeihen Sie, Sie haben recht, ich war recht dumm«, sagte Fallmerayer. Er blickte auf die Teetasse.

Sie hätte sich geweigert, erzählte die Gräfin weiter, das Haus zu verlassen. Andere seien geflohen. Sie fliehe nicht, vor ihren Bauern nicht und auch nicht vor dem Feind. Sie lebe hier mit vier Dienstboten, zwei Reitpferden und einem Hund. Geld und Schmuck habe sie vergraben. Sie suchte lange nach einem Wort, sie wußte nicht, wie man »vergraben« auf deutsch sage, und zeigte auf die Erde. Fallmerayer sagte das russische Wort. »Sie können Russisch?« fragte sie. »Ja«, sagte er, »ich habe es gelernt, im Felde gelernt.« Und auf russisch fügte er hinzu:

»Ihretwegen, für Sie, um einmal mit Ihnen sprechen zu können, habe ich Russisch gelernt.«
Sie bestätigte ihm, daß er vorzüglich spreche, so als hätte er seinen inhaltsschweren Satz nur gesprochen, um seine sprachlichen Fähigkeiten zu beweisen. Auf diese Weise verwandelte sie sein Geständnis in eine bedeutungslose Stilübung. Aber gerade diese ihre Antwort bewies ihm, daß sie ihn gut verstanden habe.
Nun will ich gehen, dachte er. Er stand auch sofort auf. Und ohne ihre Einladung abzuwarten und wohl wissend, daß sie seine Unhöflichkeit richtig deuten würde, sagte er: »Ich komme in der nächsten Zeit wieder!« – Sie antwortete nicht. Er küßte ihre Hand und ging.

VIII

Er ging – und zweifelte nicht mehr daran, daß sein Geschick anfing, sich zu erfüllen. Es ist ein Gesetz, sagte er sich. Es ist unmöglich, daß ein Mensch einem andern so unwiderstehlich entgegengetrieben wird und daß der andere zugeschlossen bleibt. Sie fühlt, was ich fühle. Wenn sie mich noch nicht liebt, so wird sie mich bald lieben.
Mit der gewohnten sicheren Solidität des Beamten und Offiziers erledigte Fallmerayer seine Obliegenheiten. Er beschloß, vorläufig zwei Wochen Urlaub zu nehmen, zum erstenmal, seitdem er eingerückt war. Seine Ernennung zum Oberleutnant mußte in einigen Tagen erfolgen. Diese wollte er noch abwarten.
Zwei Tage später fuhr er noch einmal nach Solowki. Man sagte ihm, die Gräfin Walewska sei nicht zu Hause und würde vor Mittag nicht erwartet. »Nun«, sagte er, »so werde ich im Garten so lange bleiben.« Und da man nicht wagte, ihn hinauszuweisen, ließ man ihn in den Garten hinter dem Hause.
Er sah zu den zwei Reihen der Fenster hinauf. Er vermutete, daß die Gräfin zu Hause war und sich verleugnen ließ. In der Tat glaubte er, bald hinter diesem, bald hinter jenem Fenster den Schimmer eines hellen Kleides zu sehen. Er wartete geduldig und geradezu gelassen.
Als es zwölf Uhr vom nahen Kirchturm schlug, ging er wieder ins Haus. Frau Walewska war da. Sie kam gerade die Treppe herunter, in einem schwarzen, engen und hochgeschlossenen Kleid, eine dünne

Schnur kleiner Perlen um den Kragen und ein silbernes Armband um die enge linke Manschette. Es schien Fallmerayer, daß sie sich seinetwegen gepanzert hatte – und es war, als ob das Feuer, das ewig in seinem Herzen für sie brannte, noch ein neues, ein besonderes, kleines Feuerchen geboren habe. Neue Lichter zündete die Liebe an. Fallmerayer lächelte. »Ich habe lange warten müssen«, sagte er, »aber ich habe gern gewartet, wie Sie wissen. Ich habe hinten im Garten zu den Fenstern hinaufgeschaut und habe mir eingebildet, daß ich das Glück habe, Sie zu sehn. So ist mir die Zeit vergangen.«
Ob er essen wolle, fragte die Gräfin, da es gerade Zeit sei. Gewiß, sagte er, er habe Hunger. Aber von den drei Gängen, die man dann servierte, nahm er nur die lächerlichsten Brocken.
Die Gräfin erzählte vom Ausbruch des Krieges. Wie sie in höchster Eile aus Kairo nach Hause heimgekehrt seien. Vom Garderegiment ihres Mannes. Von dessen Kameraden. Von ihrer Jugend hierauf. Von Vater und Mutter. Von der Kindheit dann. Es war, als suchte sie sehr krampfhaft nach Geschichten und als wäre sie sogar bereit, etwelche zu erfinden – alles nur, um den ohnehin schweigsamen Fallmerayer nicht sprechen zu lassen. Er strich seinen kleinen, blonden Schnurrbart und schien genau zuzuhören. Er aber hörte viel stärker auf den Duft, den die Frau ausströmte, als auf die Reden, die sie führte. Seine Poren lauschten. Und im übrigen: Auch ihre Worte dufteten, ihre Sprache. Alles, was sie erzählen konnte, erriet er ohnedies. Nichts von ihr konnte ihm verborgen bleiben. Was konnte sie ihm verbergen? Ihr strenges Kleid schützte ihren Körper keineswegs vor seinem wissenden Blick. Er fühlte die Sehnsucht seiner Hände nach ihr, das Heimweh seiner Hände nach der Frau. Als sie aufstanden, sagte er, daß er noch zu bleiben gedenke, Urlaub habe er heute, einen viel längeren Urlaub nehme er in einigen Tagen, sobald er Oberleutnant geworden sei. Wohin er fahren wolle? fragte die Gräfin. »Nirgendwohin!« sagte Fallmerayer. »Bei Ihnen will ich bleiben!« Sie lud ihn ein, zu bleiben, solange er wolle – heute und später. Jetzt müsse sie ihn allein lassen und sich im Hause ein wenig umsehen. Wolle er kommen – es gäbe Zimmer genug im Hause – und so viele, daß sie es nicht nötig hätten, einander zu stören.
Er verabschiedete sich. Da sie nicht mit ihm bleiben könne, sagte er, zöge er es vor, in die Stadt zurückzukehren.
Als er in den Wagen stieg, wartete sie auf der Schwelle, im strengen,

schwarzen Kleid, mit ihrem weiten, hellen Antlitz darüber – und während er die Peitsche ergriff, hob sie sachte die Hand zu einem halben, gleichsam angestrengt gezügelten Gruß.

IX

Ungefähr eine Woche nach diesem Besuch erhielt der neuernannte Oberleutnant Adam Fallmerayer seinen Urlaub. Allen Kameraden sagte er, er wolle nach Hause fahren. Indessen begab er sich in das Herrenhaus der Walewskis, bezog ein Zimmer im Parterre, das man für ihn vorbereitet hatte, aß jeden Tag mit der Frau des Hauses, sprach mit ihr über dies und jenes, Gleichgültiges und Fernes, erzählte von der Front und gab nie acht auf den Inhalt seiner Rede, ließ sich erzählen und hörte nicht zu. In der Nacht schlief er nicht, schlief er ebensowenig wie vor Jahren daheim im Stationsgebäude, während der sechs Tage, an denen die Gräfin über ihm, in seinem Zimmer, genächtigt hatte. Auch heute ahnte er sie in den Nächten über sich, über seinem Haupt, über seinem Herzen.

Eines Nachts, es war schwül, ein linder, guter Regen fiel, erhob sich Fallmerayer, kleidete sich an und trat vor das Haus. Im geräumigen Treppenhaus brannte eine gelbe Petroleumlaterne. Still war das Haus, still war die Nacht, still war der Regen, er fiel wie auf zarten Sand, und sein eintöniges Singen war der Gesang der nächtlichen Stille selbst. Auf einmal knarrte die Treppe. Fallmerayer hörte es, obwohl er sich vor dem Tor befand. Er sah sich um. Er hatte das schwere Tor offengelassen. Und er sah die Gräfin Walewska die Treppen hinuntersteigen. Sie war vollkommen angezogen, wie bei Tag. Er verneigte sich, ohne ein Wort zu sagen. Sie kam nahe zu ihm heran. So blieben sie, stumm, ein paar Sekunden. Fallmerayer hörte sein Herz klopfen. Auch war ihm, als klopfte das Herz der Frau so laut wie das seine – und im gleichen Takt mit diesem. Schwül schien auf einmal die Luft geworden zu sein, kein Zug kam durch das offene Tor. Fallmerayer sagte: »Gehen wir durch den Regen, ich hole Ihnen den Mantel!« Und ohne eine Zustimmung abzuwarten, stürzte er in sein Zimmer, kam mit dem Mantel zurück, legte ihn der Frau um die Schultern, wie er ihr einmal den Pelz umgelegt hatte, damals, an dem unvergeßlichen Abend der Katastrophe, und hierauf den Arm um den Mantel. Und so gingen sie in die Nacht und in den Regen.

Sie gingen die Allee entlang, trotz der nassen Finsternis leuchteten silbern die dünnen, schütteren Stämme wie von einem im Innern entzündeten Licht. Und als erweckte dieser silberne Glanz der zärtlichsten Bäume der Welt Zärtlichkeit im Herzen Fallmerayers, drückte er seinen Arm fester um die Schulter der Frau, spürte durch den harten, durchnäßten Stoff des Mantels die nachgiebige Güte des Körpers, für eine Weile schien es ihm, daß sich ihm die Frau zuneige, ja, daß sie sich an in schmiege, und doch war einen hurtigen Augenblick später wieder geraumer Abstand zwischen ihren Körpern. Seine Hand verließ ihre Schultern, tastete sich empor zu ihrem nassen Haar, strich über ihr nasses Ohr, berührte ihr nasses Angesicht. Und im nächsten Augenblick blieben sie beide gleichzeitig stehn, wandten sich einander zu, umfingen sich, der Mantel sank von ihren Schultern nieder und fiel taub und schwer auf die Erde – und so, mitten in Regen und Nacht, legten sie Gesicht an Gesicht, Mund an Mund und küßten sich lange.

X

Einmal sollte Oberleutnant Fallmerayer nach Shmerinka versetzt werden, aber es gelang ihm, mit vieler Anstrengung, zu bleiben. Fest entschlossen war er zu bleiben. Jeden Morgen, jeden Abend segnete er den Krieg und die Okkupation. Nichts fürchtete er mehr als einen plötzlichen Frieden. Für ihn war der Graf Walewski seit langem tot, an der Front gefallen oder von meuternden kommunistischen Soldaten umgebracht. Ewig hatte der Krieg zu währen, ewig der Dienst Fallmerayers an diesem Ort, in dieser Stellung.
Nie mehr Frieden auf Erden.
Dem Übermut war Fallmerayer eben anheimgefallen, wie es manchen Menschen geschieht, denen das Übermaß ihrer Leidenschaft die Sinne blendet, die Einsicht raubt, den Verstand betört. Allein, schien es ihm, sei er auf der Erde, er und der Gegenstand seiner Liebe. Selbstverständlich aber ging, unbekümmert um ihn, das große und verworrene Schicksal der Welt weiter. Die Revolution kam. Der Oberleutnant und Liebhaber Fallmerayer hatte sie keineswegs erwartet.
Doch schärfte, wie es in höchster Gefahr zu geschehen pflegt, der heftige Schlag der außergewöhnlichen Schicksalsstunde auch seine eingeschläferte Vernunft, und mit verdoppelter Wachsamkeit erkannte er

schnell, daß es galt, das Leben der geliebten Frau, sein eigenes und vor allem ihrer beider Gemeinsamkeit zu retten. Und da ihm, mitten in der Verwirrung, welche die plötzlichen Ereignisse angerichtet hatten, dank seiner militärischen Grade und der besonderen Dienste, die er versah, immer noch einige, fürs erste genügende Hilfs- und sogar Machtmittel verblieben waren, bemühte er sich, diese schnell zu nutzen; und also gelang es ihm, innerhalb der ersten paar Tage, in denen die österreichische Armee zerfiel, die deutsche sich aus der Ukraine zurückzog, die russischen Roten ihren Einmarsch begannen und die neuerlich revoltierenden Bauern gegen die Gutshöfe ihrer bisherigen Herren mit Brand und Plünderung anrückten, zwei gut geschützte Autos der Gräfin Walewska zur Verfügung zu stellen, ein halbes Dutzend ergebener Mannschaften mit Gewehren und Munition und einem Mundvorrat für ungefähr eine Woche.
Eines Abends – die Gräfin weigerte sich immer noch, ihren Hof zu verlassen – erschien Fallmerayer mit den Wagen und seinen Soldaten und zwang seine Geliebte mit heftigen Worten und beinahe mit körperlicher Gewalt, den Schmuck, den sie im Garten vergraben hatte, zu holen und sich zur Abreise fertigzumachen. Das dauerte eine ganze Nacht. Als der trübe und feuchte Spätherbstmorgen zu grauen begann, waren sie fertig, und die Flucht konnte beginnen. In dem geräumigeren, von Zeltleinwand überdachten Auto befanden sich die Soldaten. Ein Militärchauffeur lenkte das Personen-Automobil, das dem ersten folgte und in dem die Gräfin und Fallmerayer saßen. Sie hatten beschlossen, nicht westwärts zu fahren, wie damals alle Welt tat, sondern südlich. Man konnte mit Sicherheit annehmen, daß alle Straßen des Landes, die nach dem Westen führten, von rückflutenden Truppen verstopft sein würden. Und wer weiß, was man noch an den Grenzen der neu entstandenen westlichen Staaten zu erwarten hatte! Möglich war immerhin – und wie es sich später zeigte, war es sogar Tatsache –, daß man an den westlichen Grenzen des russischen Reiches neue Kriege angefangen hatte. In der Krim und im Kaukasus hatte die Gräfin Walewska außerdem reiche und mächtige Anverwandte. Hilfe war von ihnen selbst unter diesen veränderten Verhältnissen immerhin noch zu erwarten, sollte man ihrer bedürftig werden. Und was das wichtigste war: Ein kluger Instinkt sagte den beiden Liebenden, daß in einer Zeit, in der das wahrhaftige Chaos auf der ganzen Erde herrschte, das ewige Meer die einzige Freiheit bedeuten müsse. An das Meer

wollten sie zuallererst gelangen. Sie versprachen den Männern, die sie bis zum Kaukasus begleiten sollten, jedem eine ansehnliche Summe in purem Gold. Und wohlgemut, wenn auch in natürlicher Aufregung, fuhren sie dahin.

Da Fallmerayer alles sehr wohl vorbereitet und auch jeden möglichen und unwahrscheinlichen Zufall im voraus berechnet hatte, gelang es ihnen, innerhalb einer sehr kurzen Frist – vier Tage waren es im ganzen – nach Tiflis zu kommen. Hier entließen sie die Begleiter, zahlten ihnen den ausgemachten Lohn und behielten lediglich den Chauffeur bis Baku. Auch nach dem Süden und nach der Krim hatten sich viele Russen aus den adligen und gutbürgerlichen Schichten geflüchtet. Man vermied, obwohl man es sich vorgenommen hatte, Verwandte zu treffen, von Bekannten gesehen zu werden. Vielmehr bemühte sich Fallmerayer, ein Schiff zu finden, das ihn und seine Geliebte unmittelbar von Baku nach dem nächsten Hafen eines weniger gefährdeten Landes bringen konnte. Dabei ließ es sich nicht vermeiden, daß man andre, mit den Walewskis mehr oder weniger bekannte Familien traf, die ebenfalls, wie Fallmerayer, nach einem rettenden Schiff Ausschau hielten – und daß die Gräfin über die Person Fallmerayers wie über ihre Beziehungen zu ihm lügenhafte Auskünfte geben mußte. Schließlich sah man ein, daß man nur in Gemeinschaft mit den andern die geplante Art der Flucht bewerkstelligen konnte. Man einigte sich also mit acht andern, die Rußland auf dem Seewege verlassen wollten, fand schließlich einen zuverlässigen Kapitän eines etwas gebrechlich aussehenden Dampfers und fuhr zuerst nach Konstantinopel, von wo aus regelmäßige Schiffe nach Italien und Frankreich immer noch abgingen.

Drei Wochen später gelangte Fallmerayer mit seiner geliebten Frau nach Monte Carlo, wo die Walewskis vor dem Kriege eine kleine Villa gekauft hatten. Und nun glaubte sich Fallmerayer auf dem Höhepunkt seines Glücks und seines Lebens. Von der schönsten Frau der Welt wurde er geliebt. Mehr noch: Er liebte die schönste Frau der Welt. Neben ihm war sie jetzt ständig, wie ihr starkes Abbild jahrelang in ihm gelebt hatte. In ihr lebte er jetzt selbst. In ihren Augen sah er stündlich sein eigenes Spiegelbild, wenn er ihr nahe kam – und kaum gab es eine Stunde im Tag, in der sie beide einander nicht ganz nahe waren. Diese Frau, die kurze Zeit vorher noch zu hochmütig gewesen wäre, um dem Wunsch ihres Herzens oder ihrer Sinne zu gehorchen: diese Frau war nun ohne Ziel und ohne Willen ausgeliefert der Leiden-

schaft Fallmerayers, eines Stationschefs der österreichischen Südbahn, sein Kind war sie, seine Geliebte, seine Welt. Wunschlos wie Fallmerayer war die Gräfin Walewska. Der Sturm der Liebe, der seit der Schicksalsnacht, in der sich die Katastrophe auf der Station L. zugetragen hatte, im Herzen Fallmerayers zu wachsen angefangen hatte, nahm die Frau mit, trug sie davon, entfernte sie tausend Meilen weit von ihrer Herkunft, von ihren Sitten, von der Wirklichkeit, in der sie gelebt hatte. In ein wildfremdes Land der Gefühle und Gedanken wurde sie entführt. Und dieses Land war ihre Heimat geworden. Was alles in der großen, ruhelosen Welt vorging, bekümmerte die beiden nicht. Das Gut, das sie mitgenommen hatte, sicherte ihnen auf mehrere Jahre hinaus ein arbeitsloses Leben. Auch machten sie sich keine Sorgen um die Zukunft. Wenn sie den Spielsaal besuchten, geschah es aus Übermut. Sie konnten es sich leisten, Geld zu verlieren – und sie verloren in der Tat, wie um dem Sprichwort gerecht zu werden, das sagt, wer Glück in der Liebe habe, verliere im Spiel. Über den Verlust waren beide beglückt; als bedürften sie noch des Aberglaubens, um ihrer Liebe sicher zu sein. Aber wie alle Glücklichen waren sie geneigt, ihr Glück auf eine Probe zu stellen, um es, bewährte es sich, womöglich zu vergrößern.

XI

Hatte die Gräfin Walewska auch ihren Fallmerayer ganz für sich, so war sie doch – wie es sonst nur wenige Frauen können – keineswegs imstande, längere Zeit zu lieben, ohne den Verlust des Geliebten zu fürchten (denn es ist oft die Furcht der Frauen, sie könnten den geliebten Mann verlieren, die ihre Leidenschaft steigert und ihre Liebe). So begann sie denn eines Tages, obwohl Fallmerayer keinen Anlaß dazu gegeben hatte, von ihm zu fordern, er möge sich von seiner Frau scheiden lassen und auf Kinder und Amt verzichten. Sofort schrieb Adam Fallmerayer seinem Vetter Heinrich, der ein höheres Amt im Wiener Unterrichtsministerium bekleidete, daß er seine frühere Existenz endgültig aufgegeben habe. Da er aber nach Wien nicht kommen wolle, möge, wenn dies überhaupt möglich, ein geschickter Advokat die Scheidung veranlassen.

Ein merkwürdiger Zufall – so erwiderte ein paar Tage später der Vetter

Heinrich – habe es gefügt, daß Fallmerayer schon vor mehr als zwei Jahren in der Liste der Vermißten gestanden habe. Da er auch niemals habe von sich hören lassen, sei er von seiner Frau und von seinen wenigen Blutsverwandten bereits zu den Toten gezählt worden. Längst verwaltete ein neuer Stationschef die Station L. Längst habe Frau Fallmerayer mit den Zwillingen Wohnung bei ihren Eltern in Brünn genommen. Am besten sei es, man schweige weiter, vorausgesetzt, daß Fallmerayer bei den ausländischen Vertretungen Österreichs keine Schwierigkeiten habe, was den Paß und dergleichen betreffe.
Fallmerayer dankte seinem Vetter, versprach, ihm allein fernerhin zu schreiben, bat um Verschwiegenheit und zeigte den Briefwechsel der Geliebten. Sie war beruhigt. Sie zitterte nicht mehr um Fallmerayer. Allein einmal von der rätselhaften Angst befallen, welche die Natur in die Seelen der so stark liebenden Frauen gesät hat (vielleicht, wer weiß, um den Bestand der Welt zu sichern), forderte die Gräfin Walewska von ihrem Geliebten ein Kind – und seit der Minute, in der dieser Wunsch in ihr aufgetaucht war, begann sie, sich den Vorstellungen von der vorzüglichen Beschaffenheit dieses Kindes zu ergeben; gewissermaßen sich der unerschütterlichen Hingabe an dieses Kind zu weihen. Unbedacht, leichtsinnig, beschwingt, wie sie war, erblickte sie in ihrem Geliebten, dessen maßlose Liebe ja erst ihre schöne, natürliche Unbesonnenheit geweckt hatte, dennoch das Muster der vernünftigen, maßvollen Überlegenheit. Und nichts erschien ihr wichtiger, als ein Kind in die Welt zu setzen, das ihre eigenen Vorzüge mit den unübertrefflichen ihres geliebten Mannes vereinigen sollte.
Sie wurde schwanger. Fallmerayer, wie alle verliebten Männer dem Schicksal dankbar wie der Frau, die es erfüllen half, konnte sich vor Freude nicht lassen. Keine Grenzen mehr hatte seine Zärtlichkeit. Unwiderleglich bestätigt sah er seine eigene Persönlichkeit und seine Liebe. Erfüllung wurde ihm jetzt erst. Das Leben hatte noch gar nicht begonnen. In sechs Monaten erwartete man das Kind. Erst in sechs Monaten sollte das Leben beginnen.
Indessen war Fallmerayer fünfundvierzig Jahre alt geworden.

XII

Da erschien eines Tages in der Villa der Walewskis ein Fremder, ein Kaukasier namens Kirdza-Schwili, und teilte der Gräfin mit, daß der Graf Walewski dank einem glücklichen Geschick und wahrscheinlich gerettet durch ein besonders geweihtes, im Kloster von Pokroschni geweihtes Bildnis des heiligen Prokop der Unbill des Krieges wie den Bolschewiken entronnen und auf dem Wege nach Monte Carlo begriffen sei. In ungefähr vierzehn Tagen sei er zu erwarten. Er, der Bote, früherer Ataman Kirdza-Schwili, sei auf dem Wege nach Belgrad, im Auftrag der zaristischen Gegenrevolution. Seines Auftrages habe er sich nunmehr entledigt. Er wolle gehn.

Dem Fremden stellte die Gräfin Walewska Fallmerayer als den getreuen Verwalter des Hauses vor. Während der Anwesenheit des Kaukasiers schwieg Fallmerayer. Er begleitete den Gast ein Stück Weges. Als er zurückkam, fühlte er zum erstenmal in seinem Leben einen scharfen, jähen Stich in der Brust.

Seine Geliebte saß am Fenster und las.

»Du kannst ihn nicht empfangen!« sagte Fallmerayer. »Fliehen wir!«

»Ich werde ihm die ganze Wahrheit sagen«, erwiderte sie. »Wir warten!«

»Du hast ein Kind von mir!« sagte Fallmerayer, »eine unmögliche Situation.«

»Du bleibst hier, bis er kommt! Ich kenne ihn! Er wird alles verstehn!« antwortete die Frau.

Sie sprachen seit dieser Stunde nicht mehr über den Grafen Walewski. Sie warteten.

Sie warteten, bis eines Tages eine Depesche von ihm eintraf. An einem Abend kam er. Sie holten ihn beide von der Bahn ab.

Zwei Schaffner hoben ihn aus dem Waggon, und ein Gepäckträger brachte einen Rollstuhl herbei. Man setzte ihn in den Rollstuhl. Er hielt sein gelbes, knochiges, gestrecktes Angesicht seiner Frau entgegen, sie beugte sich über ihn und küßte ihn. Mit langen, blaugefrorenen, knöchernen Händen versuchte er, immer wieder umsonst, zwei braune Decken über seine Beine zu ziehen. Fallmerayer half ihm.

Fallmerayer sah das Angesicht des Grafen, ein längliches, gelbes, knöchernes Angesicht, mit scharfer Nase, hellen Augen, schmalem Mund, darüber einen herabhängenden, schwarzen Schnurrbart. Man rollte

den Grafen wie eines der vielen Gepäckstücke den Perron entlang. Seine Frau ging hinter dem Wagen her, Fallmerayer voran.
Man mußte ihn – Fallmerayer und der Chauffeur – ins Auto heben. Der Rollwagen wurde auf das Dach des Autos verladen.
Man mußte ihn in die Villa hineintragen. Fallmerayer hielt den Kopf und die Schultern, der Diener die Füße.
»Ich bin hungrig«, sagte der Graf Walewski.
Als man den Tisch richtete, erwies es sich, daß Walewski nicht allein essen konnte. Seine Frau mußte ihn füttern. Und als, nach einem grausam schweigenden Mahl, die Stunde des Schlafs nahte, sagte der Graf: »Ich bin schläfrig. Legt mich ins Bett.«
Die Gräfin Walewska, der Diener und Fallmerayer trugen den Grafen in sein Zimmer im ersten Stock, wo man ein Bett bereitet hatte.
»Gute Nacht!« sagte Fallmerayer. Er sah noch, wie seine Geliebte die Kissen zurechtrückte und sich an den Rand des Bettes setzte.

XIII

Hierauf reiste Fallmerayer ab; man hat nie mehr etwas von ihm gehört.

TARABAS

Ein Gast auf dieser Erde

1934



ERSTER TEIL DIE PRÜFUNG

I

Im August des Jahres neunzehnhundertvierzehn lebte in New York ein junger Mann namens Nikolaus Tarabas. Er war der Staatsangehörigkeit nach Russe. Er entstammte einer jener Nationen, die damals noch der große Zar beherrschte und die man heute als »westliche Randvölker« bezeichnet.

Tarabas war der Sohn einer begüterten Familie. Er hatte in Petersburg die Technische Hochschule besucht. Weniger aus echter Gesinnung als infolge der ziellosen Leidenschaft seines jungen Herzens schloß er sich im dritten Semester seiner Studien einer revolutionären Gruppe an, die sich einige Zeit später an einem Bombenattentat gegen den Gouverneur von Cherson beteiligte. Tarabas und seine Kameraden kamen vors Gericht. Einige von ihnen wurden verurteilt, andere freigesprochen. Zu diesen gehörte Tarabas. Sein Vater verwies ihn von Haus und Hof und versprach ihm Geld für den Fall, daß er sich entschlösse, nach Amerika auszuwandern. Der junge Tarabas verließ die Heimat, unbesonnen, wie er zwei Jahre vorher Revolutionär geworden war. Er folgte der Neugier, dem Ruf der Ferne, sorglos und kräftig und voller Zuversicht auf ein »neues Leben«.

Allein, schon zwei Monate nach seiner Ankunft in der großen, steinernen Stadt erwachte das Heimweh in ihm. Obwohl die Welt noch vor ihm lag, schien es ihm manchmal, sie läge hinter ihm bereits. Zuweilen fühlte er sich wie ein alter Mann, der sich nach einem verlorenen Leben sehnt und dem keine Zeit mehr bleibt, ein neues anzufangen. Also ließ er sich denn gehen, wie man sagt, machte keinerlei Versuche, sich an die neue Umgebung anzupassen und nach einem Unterhalt zu suchen. Er sehnte sich nach dem zartblauen Dunst seiner väterlichen Felder, den gefrorenen Schollen im Winter, dem unaufhörlich schmetternden Gesang der Lerchen im Sommer, dem süßlichen Duft bratender Kartoffeln auf herbstlichen Äckern, dem quakenden Lied der Frösche in den Sümpfen und dem scharfen Gewisper der Grillen auf den Wiesen. Das Heimweh trug Nikolaus Tarabas im Herzen. Er haßte New York, die hohen Häuser, die breiten Straßen und überhaupt alles, was Stein war. Und New York war eine steinerne Stadt.

Ein paar Monate nach seiner Ankunft hatte er Katharina kennengelernt, ein Mädchen aus Nischnij Nowgorod. Sie war Kellnerin in einer Bar. Tarabas liebte sie wie seine verlorene Heimat. Er konnte mit ihr sprechen, er durfte sie lieben, schmecken und riechen. Sie erinnerte ihn an die väterlichen Felder, an den heimischen Himmel, an den süßen Duft bratender Kartoffeln auf den herbstlichen Äckern der Heimat. Zwar stammte Katharina nicht aus seiner Gegend. Aber er verstand ihre Sprache. Sie begriff seine Launen und fügte sich ihnen. Sie milderte und verstärkte zugleich sein Heimweh. Sie sang die Lieder, die er auch in seiner Heimat gelernt hatte, und sie kannte Menschen genau von der Art, wie auch er sie kannte.
Er war eifersüchtig, wild und zärtlich, bereit, zu prügeln und zu küssen. Stundenlang trieb er sich in der Nähe der Bar herum, in der Katharina bedienstet war. Er saß oft lange an einem der Tische, die zu ihrem Rayon gehörten, beobachtete sie, die Kellner und die Gäste und ging manchmal in die Küche, um auch noch den Koch zu beobachten. Allmählich begann man, sich in der Anwesenheit Nikolaus Tarabas' unbehaglich zu fühlen. Der Wirt drohte, Katharina zu entlassen. Tarabas drohte, den Wirt zu erschlagen. Katharina bat ihren Freund, nicht mehr in die Bar zu kommen. Dahin aber trieb ihn immer wieder die Eifersucht. Eines Abends beging er eine Gewalttat, die den Lauf seines Lebens verändern sollte. Vorher aber geschah folgendes:
An einem schwülen Spätsommertag geriet er auf einen der fliegenden Jahrmärkte, die in New York nicht selten sind. Er ging, ohne bestimmtes Ziel, von einem Zelt zum andern. Gegen wertloses Porzellan schleuderte er sinnlos hölzerne Kugeln, mit Flinte, Pistole und altertümlichem Bogen schoß er auf törichte Figuren und versetzte sie in törichte Bewegungen, auf zahlreichen Karussells ließ er sich rundum treiben, rittlings auf Pferden, Eseln und Kamelen, auf einem Kahn fuhr er durch Grotten voll mechanischer Gespenster und düster gurgelnder Gewässer, auf einer Berg- und Talbahn genoß er die Ängste jäher Auf- und Abwärtsbewegung, und in den Schreckenskammern betrachtete er grausame Anomalien der Natur, Geschlechtskrankheiten und berühmte Mörder. Er blieb schließlich vor der Bude einer Zigeunerin stehn, die das Schicksal der Menschen aus den Händen zu weissagen versprach. Er war abergläubisch. Er hatte bis jetzt viele Gelegenheiten wahrgenommen, einen Blick in die Zukunft zu tun, Kartenleger und Sterndeuter befragt und sich selbst mit allerhand Broschüren über

Astrologie, Hypnose, Suggestion beschäftigt. Schimmel und Schornsteinfeger, Nonnen, Mönche und Geistliche, denen er begegnete, bestimmten seine Wege, die Richtung seiner Spaziergänge und seine geringfügigsten Entschlüsse. Alten Frauen wich er am Morgen sorgfältig aus, ebenso rothaarigen Menschen. Und Juden, die er zufällig am Sonntag traf, hielt er für sichere Unheilsbringer. Mit diesen Dingen füllte er einen großen Teil seiner Tage aus.

Auch vor dem Zelt der Zigeunerin blieb er stehn. Auf dem umgestülpten Faß, vor dem sie auf einem Schemel hockte, lagen allerhand Gegenstände, deren sie zu ihrer Zauberei bedurfte, eine gläserne Kugel, gefüllt mit einer grünen Flüssigkeit, eine gelbe Wachskerze, Spielkarten und ein Häufchen Silbermünzen, ein Stäbchen aus rostbraunem Holz und Sterne verschiedener Größe aus blinkendem Goldlack. Viele Menschen drängten sich vor der Bude der Wahrsagerin, aber keiner getraute sich, vor sie hinzutreten. Sie war jung, schön und gleichgültig. Sie schien nicht einmal die Menschen zu sehen. Sie hielt die braunen, beringten Hände gefaltet im Schoß und ihre Augen auf die Hände gesenkt. Unter ihrer grellroten, seidenen Bluse sah man den lebendigen Atem ihrer vollen Brust. Es zitterten sachte die großen goldenen Taler ihrer schweren, dreimal um den Hals gelegten Kette. An den Ohren trug sie die gleichen Taler. Und es war, als ginge ein Klirren von all dem Metall aus, obwohl man in Wirklichkeit keinen Klang vernahm. Es war, als sei die Zigeunerin gar nicht darauf bedacht, bezahlte Mittlerin zwischen unheimlichen Gewalten und irdischen Wesen zu sein, sondern vielmehr eine der Mächte, die das Geschick der Menschen nicht deuten, sondern selbst bestimmen.

Tarabas zwängte sich durch die Menge, trat vor das Faß und streckte ohne ein Wort die Hand aus. Langsam hob die Zigeunerin die Augen. Sie sah Tarabas ins Gesicht, bis er, unsicher geworden, eine Bewegung machte, als wollte er die Hand zurückziehn. Nun erst griff die Zigeunerin nach ihr. Tarabas fühlte die Wärme der braunen Finger und die Kühle der silbernen Ringe auf seiner flachen Hand. Allmählich, sehr sanft, zog ihn die Frau zu sich herüber, über das Faß, so daß sein Ellenbogen die gläserne Kugel streifte, sein Gesicht ganz nahe vor dem ihren stand. Die Leute hinter ihm drängten näher, im Rücken fühlte er ihre Neugier. Es war, als stieße ihn diese ihre Neugier zur Wahrsagerin hinüber – und er wäre gerne über das Faß gestiegen, um endlich getrennt von den Menschen zu sein und allein mit der Zigeunerin. Er

hatte Angst, sie könnte laut über ihn sprechen, was die anderen vernehmen würden – und schon wollte er sein Vorhaben aufgeben. »Haben Sie keine Angst«, sagte sie in der Sprache seiner Heimat, »keiner wird mich verstehen. Aber geben Sie mir zuerst zwei Dollar, und so, daß es die andern sehn! Viele werden dann weggehn.«
Er erschrak, weil sie seine Muttersprache erraten hatte. Sie nahm mit der Linken das Geld, hielt es eine Weile hoch, damit die Menschen es sähen, und legte es dann auf das Faß. Hierauf sagte sie in Tarabas' Muttersprache: »Sie sind sehr unglücklich, Herr! Ich lese in Ihrer Hand, daß Sie ein Mörder sind und ein Heiliger! Ein unglückseligeres Schicksal gibt es nicht auf dieser Welt. Sie werden sündigen und büßen – alles noch auf Erden.«
Dann ließ die Zigeunerin Tarabas' Hand frei. Sie senkte die Augen, verschränkte die Hände im Schoß und blieb unbeweglich. Tarabas wandte sich, um zu gehen. Die Leute machten ihm Platz, voller Hochschätzung vor einem Mann, der einer Zigeunerin zwei Dollar gegeben hatte. Die einzelnen Worte der Wahrsagerin steckten in seinem Gedächtnis, ohne Zusammenhang, er konnte sie wiederholen, so, wie sie ihm gesagt worden waren. Gleichgültig ging er zwischen Schieß- und Zauberbuden einher, kehrte um, beschloß, das Fest zu verlassen, dachte an Katharina, die er bald, wie gewohnt, abholen sollte, glaubte zu fühlen, daß sie ihm fremd geworden war, und wehrte sich gegen dieses Gefühl. Es war Ende August... Der Himmel war bleiern und grau, ein schmaler Himmel aus Stein in schmalen Straßen, zwischen hohen, steinernen Häusern. Gewitter versprach man sich seit Tagen. Es kam nicht. Andere Gesetze herrschten in diesem Land, die Natur ließ sich von den praktischen Menschen dieses Landes bestimmen. Sie brauchten augenblicklich kein Gewitter. Tarabas sehnte sich nach einem Blitz, einem zackigen Blitz aus schweren Wolken, aus einem trächtigen, tief über weiten, goldenen Feldern hängenden Himmel. Es kam kein Gewitter. Tarabas verließ den Rummelplatz. Er ging zur Bar, zu Katharina. Er war also ein Mörder und ein Heiliger. Zu großen Dingen war er ausersehen.
Je näher er der Bar Katharinas kam, desto klarer wurde ihm auch, so glaubte er, der Sinn der Weissagung. Die Worte der Zigeunerin begannen, sich zu einer sinnvollen Kette aneinanderzureihen. Ich werde also – dachte Tarabas – zuerst ein Mörder werden und dann ein Heiliger. (Es war nicht möglich, dem Schicksal, das gewiß ohne Rücksicht

auf Tarabas seine Fäden spann, gewissermaßen auf halbem Wege entgegenzukommen und also das Leben vom nächsten Augenblick an freiwillig zu verändern.)

Als Tarabas die Bar betrat, auf den ersten Blick unter den bedienenden Mädchen Katharina nicht traf und auf die Frage, wo sie sei, die Antwort erhielt, sie habe heute um einen freien Tag angesucht, auch die Erlaubnis hierzu erhalten und solle gegen neun Uhr abends zurückkommen, war er betroffen; und er sah bereits in diesem Vorfall den Anfang des Schicksals, das man ihm prophezeit hatte. Er setzte sich an einen Tisch und bestellte einen Gin bei der Kellnerin, der er als ein Freund Katharinas wohlbekannt war; und er verbarg seine Unrast hinter einer der üblichen witzigen Wendungen, die alte Stammgäste Kellnern gegenüber anzuwenden belieben. Da ihm aber die Zeit zu lang wurde, bestellte er nach dem ersten auch noch ein zweites und ein drittes Glas. Und da er von Natur ein schwacher Trinker war, verlor er bald den sichern Sinn für die Dinge dieser Welt und für die Umstände, in denen er sich befand, und begann, in überflüssiger Weise Lärm zu schlagen.

Hierauf trat der Wirt, ein kräftiger und wohlgefütterter Bursche, der Tarabas seit langem nicht mehr wohlgesinnt war, auf ihn zu und forderte ihn auf, die Bar zu verlassen. Tarabas fluchte, zahlte, verließ die Bar, blieb aber, zum Kummer des Wirtes, vor der Tür stehn, um Katharina zu erwarten. Ein paar Minuten später kam sie, das Angesicht gerötet, die Haare zerzaust, offenbar in höchster Eile, Angst in den Augen, und, wie es Tarabas schien, schöner als je zuvor. »Wo warst du?« fragte er. »Bei der Post«, sagte Katharina. »Es ist ein Brief gekommen, rekommandiert, ich mußte ihn holen, ich war nicht zu Hause, als der Briefträger kam. Der Vater ist krank. Er wird vielleicht sterben. Ich muß nach Hause! So schnell wie möglich! Kannst du mir helfen! Hast du Geld?«

Eifersüchtig und mißtrauisch versuchte Tarabas, im Auge, in der Stimme und im Angesicht seiner Geliebten eine Lüge und einen Betrug zu erkennen. Er sah sie mit forschender, vorwurfsvoller Wehmut lange an, und da sie, nunmehr völlig verwirrt, den Kopf senkte, sagte er – und schon kochte in ihm der Zorn –: »Du lügst also! Wo warst du wirklich?« Im gleichen Augenblick fiel ihm ein, daß heute Mittwoch war, ein Tag, an dem der Koch frei war – und sein Verdacht ergriff nun etwas Wirkliches, eine lebendige Gestalt. Schreckliche Bilder rollten

blitzschnell durch Tarabas' Gehirn. Schon ballte er die Faust und stieß sie Katharina in die Rippen. Sie taumelte, verlor den Hut und ließ das Handtäschchen fallen. Dieses hob Tarabas hastig auf, durchwühlte es, fortwährend die Frage wiederholend, wo denn der Brief vom Vater sei. Der Brief fand sich nicht. »Ich muß ihn verloren haben! Ich war so aufgeregt!« lallte Katharina, und in ihren Augen standen große Tränen. »So, verloren!« brüllte Tarabas.

Schon wurden einige Passanten aufmerksam und blieben stehen. Jetzt trat der Wirt aus der Bar. Er legte den Arm zum Schutz um Katharina und schob sie hinter sich; den rechten streckte er gegen Tarabas und rief: »Machen Sie vor meinem Geschäft keinen Skandal! Scheren Sie sich weg! Ich verbiete Ihnen hier den Aufenthalt!« Tarabas erhob die Faust und ließ sie mitten in das Angesicht des Wirtes sausen. Ein winziger Blutstropfen zeigte sich an der breiten Nasenwurzel des Wirtes, floß die Wange hinunter, wurde ein schmaler, roter Streifen. Ein schöner Schlag, dachte Tarabas, sein Herz freute sich und füllte sich mit noch heißerem Grimm. Das Blut, das er vergossen hatte, entzündete seine Lust, noch mehr Blut zu sehn. Es war, als ob der Wirt erst in dem Augenblick, in dem sein Blut zu fließen begonnen hatte, sein wirklicher, großer Feind geworden wäre, der einzige Feind, den es im gewaltigen, steinernen New York gab. Als nun der Feind in die Tasche griff, nach einem Tuch suchend, das Blut zu trocknen, vermeinte Tarabas, der Wirt suche nach einer Waffe. Deshalb stürzte sich Tarabas auf ihn, biß sich mit gekrallten Händen an seinem Halse fest, würgte, bis der Wirt niederfiel, mit dem Kopf gegen die gläserne Tür der Bar. Ein ungeheuerlicher Lärm erfüllte Tarabas' Kopf. Das Splittern und Krachen des Glases, der dumpfe Aufschlag des feindlichen Körpers, der gemeinsame Schrei gaffender, belustigter und zugleich erschrockener Passanten, der Kellnerinnen und Gäste vereinigte sich zu einem Ozean aus schrecklichen Geräuschen. Mit dem Wirt zusammen, die Hände an dessen mächtigem Hals, war auch Tarabas hingefallen. Er fühlte des Wirtes gespannten muskulösen Bauch durch Rock und Weste. Der geöffnete Mund des Feindes zeigte den roten Rachen, den blaßgrauen Gaumen, darinnen sich die Zunge bewegte wie ein seltsames Tier, das blendende Weiß der kräftigen Zähne. Tarabas sah den perlenden Schaum an den Mundwinkeln, die bläulich angelaufenen Lippen, das aufwärtsgereckte Kinn. Eine unbekannte Faust faßte Tarabas plötzlich am Nacken, kniff ihn, würgte ihn, hob ihn hoch. Dem Schmerz und

der Gewalt konnte er nicht widerstehen. Seine Faust wurde locker. Er sah sich nicht mehr um. Er sah überhaupt nichts mehr. Furcht erfüllte ihn plötzlich. Mit kräftigen Stößen zerteilte er die Menge, Lärm noch im Ohr, unbestimmten, riesigen Schrecken in der Brust. Mit großen Sprüngen setzte er über die Straße, Verfolger und Rufe und den schrillen Pfiff eines Polizisten hinter sich. Er lief. Er fühlte sich laufen. Er lief, als hätte er zehn Beine, eine großartige Kraft in Schenkeln und Füßen, die Freiheit vor Augen, den Tod im Rücken. In eine Seitenstraße lief er und warf einen Blick zurück. Kein Mensch mehr hinter ihm. Er rettete sich in ein dunkles Tor, kauerte hinter der Stiege, sah und hörte die Schar seiner Verfolger am Haus vorüberrennen. Leute kamen die Treppe herunter. Er hielt seinen Atem an. Eine Ewigkeit, so dünkte es ihn, hockte er still. – Es war wie in einem Grab. In einem Sarg hockte er. Ein Säugling jammerte irgendwo. Kinder schrien im Hof. Diese Stimmen beruhigten Tarabas. Er rückte das Hemd, den Anzug, die Krawatte zurecht. Er stand auf und ging sachte ans Haustor. Die Straße hatte ein gewöhnliches Aussehen. Tarabas verließ das Haus. Schon war der Abend da. Schon brannten die Laternen, und die Fenster der Läden waren schon hell erleuchtet.

II

Tarabas bemerkte bald zu seinem Schrecken, daß er im Begriffe war, sich wieder der Bar zu nähern. Nun kehrte er um, bog um die Ecke, verlor sich in einer Seitenstraße, war überzeugt, daß er die linke Richtung einhalten müsse, und erkannte ein paar Sekunden hierauf, daß er im Rechteck herumgegangen war und sich nun zum zweitenmal in der Nähe der Bar befand. Unterdessen hielt er, wie es seine Art war, Ausschau nach einem der Zeichen, die Glück oder Unheil bringen konnten, einem Schimmel, einer Nonne, einem rothaarigen Menschen, einem rothaarigen Juden, einer Greisin, einem Buckligen. Da sich kein einziges Zeichen begab, beschloß er, anderen Dingen schicksalhafte Bedeutung zuzutrauen. Er begann, Laternen und Pflastersteine zu zählen, die kleinen, viereckigen Netzlöcher der Kanalgitter, die geschlossenen und die offenen Fenster dieser und jener Häuser und die Zahl seiner eigenen Schritte von einem bestimmten Punkt der Straße aus bis zum nächsten Übergang. Also beschäftigt mit der Prüfung ver-

schiedenartigster Orakel, gelangte er vor eines jener langen, schmalen und wohltätig dunklen Kinotheater, die damals noch »Bioskope« oder »Kinematographen« hießen und manchmal die ganze Nacht bis zum Morgengrauen ihr vielfältiges Programm abrollen ließen, ohne Unterbrechung. Weil es Tarabas nun vorkam, daß dieses Theater vor ihm plötzlich auftauchte (und nicht, daß er davorgelangt war), nahm er es als ein Zeichen, kaufte eine Karte und betrat den finsteren Raum, geleitet von der gelblichen Lampe des Billetteurs.
Er setzte sich – und zwar nicht, wie er es sonst gewohnt war, auf einen Eckplatz, sondern in die Mitte, zwischen die anderen, nahe der Leinwand, obwohl er hier die Bilder weniger genau sehen konnte. Er war aber entschlossen, seine ganze Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Leinwand zu schenken. Dies wollte ihm eine Zeitlang nicht gelingen, sei es, weil er gerade in die Mitte der Handlung geraten war, sei es, weil er zu nahe der Leinwand Platz genommen hatte. Er mußte den Kopf recken, weil die Reihe, in der er saß, viel zu tief gelegen war, und bald schmerzte ihn der Nacken. Allmählich nahm ihn die Handlung gefangen, deren Anfang er zu erraten versuchte, als hätte er eines der Rätsel zu lösen, die in den illustrierten Zeitschriften standen und mit denen er sich oft die Stunden zu vertreiben pflegte, in welchen er auf Katharina warten mußte. Nunmehr erkannte er, daß es auf der Leinwand um das Schicksal eines sonderbaren Mannes ging, der unschuldig, und sogar aus edlen Gründen, nämlich um eine schutzlose Frau zu verteidigen, ein Verbrecher geworden war, ein Mörder, Dieb und Einbrecher – und der, unverstanden von der schutzlosen Dame, derentwegen er so viel Grausiges verübt hatte, ins Gefängnis kam in eine fürchterliche Zelle, zum Tode verurteilt wurde und zum Schafott schließlich geführt. Als man ihn, wie es üblich ist, nach seinem letzten Wunsch fragte, bat er um die Erlaubnis, mit seinem Blut den Namen der Geliebten an die Zellenwand malen zu dürfen, und um das Versprechen der Behörde, daß sie niemals diesen Namen auslöschen lassen würde. Er schnitt sich mit dem Messer, das ihm der Henkersknecht geliehen hatte, in die linke Hand, tauchte den rechten Zeigefinger in das Blut und schrieb an die steinerne Wand der Zelle den süßesten aller Namen: »Evelyn«. Die ganze Geschichte spielte, wie an den Kostümen zu erkennen war, nicht in Amerika, auch nicht in England, sondern in einem der sagenhaften Balkanländer Europas. Unbewegt starb der Held auf dem Schafott. Die Leinwand wurde still und leer. Das angenehme Surren des Appa-

rates verstummte, ebenso das Klavier, das die Dramen begleitete. Ein paar Augenblicke war Tarabas der Überlegung überlassen, ob das Stück, das er gesehen hatte, einen so deutlichen Hinweis auf sein eigenes Erlebnis bedeuten mochte, daß er es als eines der besonderen Zeichen nehmen dürfe, die ihm, seiner Meinung nach, der Himmel zu schicken pflegte. Gewiß war jedenfalls ein Zusammenhang zwischen ihm und dem Helden vorhanden, zwischen Katharina und Evelyn. Ehe Tarabas noch dazu gelangen konnte, diesen Zusammenhang genauer festzustellen, belichtete sich wieder die Leinwand, und ein neuer Film begann.

Der behandelte eine biblische Geschichte, nämlich die Art, wie Dalila Simson die Haare abschnitt, um ihn schwach zu machen und gefügig den Philistern. War Tarabas bereits unter dem Einfluß des vorigen Stückes geneigt gewesen, sich der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern und das heldenmütige Geschick zu erleiden, das ihn dem Mann auf dem Schafott anzunähern geschienen hatte, so wurde er jetzt durch die Gestalt Simsons, der noch als Geblendeter Rache an den Philistern und an Dalila nahm, verführt, sich eher den viel heroischeren Tod Simsons zu wünschen. Und eine Beziehung herstellend zwischen Dalila und Katharina, begann er, die beiden zu verwechseln. Er überlegte, auf welche Weise es möglich wäre, unter den gänzlich von den biblischen verschiedenen amerikanischen Umständen an der Welt der Philister Rache zu nehmen, nach der Art des judäischen Helden. Mußte es doch auch in New York Wunder geben wie im alten Lande Israel. Und mit Hilfe Gottes, der wahrscheinlich ein Gönner Tarabas' war, konnte man die mächtigen Säulen der Gefängnisse und Gerichte stürzen. Kraft fühlte Tarabas in seinen Muskeln. Ein starker Glaube lebte in seinem Herzen. Er war Katholik. Lange schon hatte er nicht mehr die Kirche besucht. Als junger Mann und Student, der Revolution ergeben, hatte er dem gefürchteten Gott seiner Kindheit den Gehorsam und den Glauben gekündigt und war kurz hierauf dem Aberglauben an Schornsteinfeger, Schimmel und rothaarige Juden anheimgefallen. Aber immer noch hegte und liebte er die Vorstellung von einem Gott, der die Gläubigen nicht verließ und der die Sünder liebte. Gewiß: Gott liebte ihn, Nikolaus Tarabas. Er war entschlossen, nach dem Ende des Programms sich der irdischen Gerechtigkeit zu stellen, in frommer Zuversicht auf die himmlische Gnade.

Allein, Müdigkeit überfiel ihn – und außerdem begann das Programm

von neuem. Tarabas blieb sitzen, während vor, hinter ihm und neben ihm die alten Zuschauer gingen und neue Zuschauer kamen. Fünfmal sah er das Programm des Kinematographen ablaufen. Endlich kam der Morgen, und man schloß das Haus.

III

Es hatte in der Nacht geregnet. Der Morgen war frisch, die Pflastersteine waren noch naß. Sie trockneten aber schnell im herben, beständigen Morgenwind. Schon ratterte der Spritzwagen durch die Straßen und netzte das Pflaster aufs neue.
Tarabas beschloß, sich dem ersten Polizisten auszuliefern, der ihm begegnen würde. Da aber vorläufig keiner kam, überlegte Tarabas, daß es günstiger wäre, erst den dritten anzusprechen – und zwar der Zahl Drei wegen, die ihm immer Glück gebracht hatte. Ob der Wirt tot war oder am Leben, hing höchstwahrscheinlich davon ab.
Der erste Polizist überholte Tarabas. Es war eigentlich keine Begegnung. Jene, die ihm Angesicht in Angesicht entgegenkamen, waren für Tarabas Begegnungen. Nun kam einer, schlenkernd mit dem Gummiknüppel, morgenmüd und gähnend: der erste also. Um die Begegnung mit dem zweiten so lange wie möglich hinauszuschieben, bog Tarabas in die nächste Seitengasse. Aber hier stieß er auf einen andern, der munter und jugendlich aussah, als hätte er soeben erst den Dienst angetreten. Tarabas lächelte ihm zu und kehrte sofort um. Nicht vor dem Gesetz, das ihn bereits verfolgen mochte, fürchtete er sich, sondern davor, daß die Prophezeiung schneller erfüllt werden könnte, als er gedacht hatte. Nun bleibt mir noch der letzte, dachte Tarabas, und dann ist alles in Gottes Hand!
Auf der Hauptstraße aber, in die er zurückgekehrt war, zeigte sich wohl eine halbe Stunde lang kein Polizist mehr. Schon begann Tarabas, sich geradezu nach einem dritten zu sehnen. In dem Augenblick aber, in dem einer auftauchte, am äußersten Ende der breiten Straße und in deren Mitte – und der schwarze Helm ragte gegen das tiefe Grün des Parks, der die Straße abschloß –, in diesem Augenblick erscholl die helle Stimme eines der ersten Zeitungsjungen von New York.
»Krieg zwischen Österreich und Rußland!« schmetterte die Stimme des Jungen. – »Krieg zwischen Österreich und Rußland!« – »Krieg zwischen Österreich und Rußland!« Eines der frischesten Blätter –

feucht war es noch vom Tau des Morgens und von der Druckerschwärze der Nacht – kaufte Tarabas. »Krieg zwischen Österreich und Rußland« las er.
Der Polizist kam heran und blickte in die morgenfrische Zeitung, Tarabas über die Schulter.
»Es ist Krieg«, sagte Tarabas zum Polizisten, »und ich werde in diesen Krieg gehn!«
»Dann kommen Sie auch lebendig zurück!« sagte der Polizist, hob die Hand an den Helm und entfernte sich.
Tarabas lief ihm nach und fragte, wie man am raschesten zur russischen Botschaft komme. Hierauf, nachdem ihm Auskunft zuteil geworden, rannte er, mit langen Schritten, der Botschaft entgegen, dem Krieg entgegen. Und Katharina, der Wirt und seine Missetat waren ausgelöscht und vergessen.

IV

Angesichts des gewaltigen Hafens von New York, der großen, bräutlich-weißen Schiffe, vor dem ewigen Anschlag eintöniger, dunkelgrüner Wellen an Planke und Stein, dem Gewoge der Träger, der Matrosen, der Beamten, der Zuschauer, der Händler, verlor Nikolaus Tarabas vollends die Erinnerung an den vorhergegangenen Tag. Die Herzen kühner, törichter und leicht berauschter Menschen sind unergründlich; nächtliche Brunnen sind es, in denen die Gedanken, die Gefühle, die Erinnerungen, die Ängste, die Hoffnungen, ja die Reue selbst versinken können und zeitweise auch die Furcht vor Gott. Tief und dunkel, ein wahrer Brunnen, war Nikolaus Tarabas' Herz. In seinen großen, hellen Augen aber leuchtete die Unschuld.
Immerhin: Als er das Schiff bestieg, kaufte er alle Zeitungen, die in der letzten Stunde erreichbar waren, um nachzulesen, ob sich nicht doch irgendeine Nachricht von dem Mord eines gewissen Tarabas an einem gewissen Wirt einer bestimmten Bar fände. Es war, als suchte Tarabas nach dem Bericht eines Vorgangs, dessen Zeuge lediglich er gewesen wäre. Wichtiger schien ihm das Schiff, die Kabine, die er bewohnen sollte, schienen ihm die merkwürdigen Passagiere, die es führen mochte, der Krieg und die Heimat, denen er entgegenfuhr. Den heimatlichen Feldern fuhr er entgegen, dem Geschmetter der Lerchen, dem Gewisper der Grillen, dem süßlichen Duft bratender Kartoffeln

auf den Äckern, dem silbernen Staketenzaun, ringsum geschlungen um das väterliche Gehöft wie ein geflochtener Ring aus Birkenholz, dem Vater, der Nikolaus früher grausam erschienen war und nach dem er sich jetzt wieder sehnte. In zwei mächtigen, schwarzgrauen Hälften lag der Schnurrbart des Vaters über dem Mund, eine gewaltige Kette aus struppigem Haar, oft im Laufe des Tages gebürstet und gekämmt, natürliches Abzeichen häuslicher Allgewalt. Sanft und blond war Tarabas' Mutter. Liebling des Vaters waren die zwölfjährige Luisa gewesen und die Cousine, Tochter des frühverstorbenen, sehr reichen Onkels, Maria. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, oft im Streit mit Nikolaus Tarabas, zanksüchtig und hübsch. Alles lag weit, unsichtbar noch, aber schon fühlbar, hinter den dunkelgrünen Wogenkämmen des Ozeans und weiter, dort, wo er sich dem Himmel entgegenwölbte, um sich mit ihm zu vereinigen.
In den Zeitungen stand nichts von einem Mord an einem Barwirt. Tarabas warf sie, alle auf einmal, ins Meer. Wahrscheinlich war der Wirt nicht gestorben. Eine kleine Schlägerei war es gewesen, nichts mehr. In New York und in aller Welt kamen täglich Tausende dergleichen vor. Als Tarabas sah, wie Wind und Wasser die Zeitungen davontrugen, dachte er, nun sei Amerika endgültig erledigt. Eine Weile später fiel ihm Katharina ein. Er war gut zu ihr gewesen, sie hatte ihm die Heimat ersetzt – und ihn nur ein einziges Mal belogen. Glücklich war Tarabas in diesem Augenblick. (Glück allein konnte seine Großmut wecken.) Möge sie sehen, dachte er, was ich für ein Mann bin und was sie an mir verloren hat. Trauern wird sie um mich, vielleicht wird sie auch, wenn es wahr ist, was sie mir erzählt hat, ihren kranken Vater besuchen. Trauern soll sie jedenfalls um mich! Und er ging hin und schrieb ein paar Zeilen an Katharina. Der Krieg riefe ihn. Ausharren möchte Katharina. Treue erwarte er von ihr. Geld schickte er ihr eben. Und er schickte ihr in der Tat fünfzig Rubel, die Hälfte des Reisegeldes, das er von der Botschaft bekommen hatte.
Erleichtert (und auch ein wenig stolz) betrieb er dann weiter den Müßiggang eines Schiffspassagiers, spielte Karten mit Fremden, führte Gespräche ohne Sinn; sah die hübschen Frauen oft mit begierigen Augen an, und kam es mit einer von ihnen zu einer Unterhaltung, vergaß er nicht zu erwähnen, daß er als russischer Leutnant der Reserve in den Krieg ziehe. Hie und da glaubte er auch in den Augen der Frauen Bewunderung – und Verheißungen – zu lesen. Aber dabei ließ er es

bewenden. Die Seereise behagte ihm. Sein Appetit war mächtig, sein Schlaf ausgezeichnet. Cognac und Whisky trank er viel. Auf dem Meere vertrug man sie weitaus besser als zu Lande.
Gebräunt, gekräftigt, neugierig auf die Heimat und begierig auf den Krieg, verließ Tarabas eines Morgens im Hafen von Riga das Schiff.

V

Er mußte nach Cherson einrücken, zum Kader seines Regiments. Mit ihm verließen zwei junge Männer das Schiff, Soldaten, Offiziere. Er hatte sie während der Seefahrt nicht gesehn. Nun fragte er sie, ob sie auch einrückten. Jawohl, sagten sie, in die Petersburger Garnison, sie seien aber aus Kiew. Wäre man einmal beim Regiment, wer weiß, ob man da noch Urlaub bekäme, die Heimat zu sehn. Also führen sie zuerst nach Hause, und dann erst zum Regiment. Sie rieten ihm, das gleiche zu tun.
Dies leuchtete Tarabas ein. Der Krieg hatte eine brüderliche Ähnlichkeit mit dem Tode bekommen. Wer weiß, ob man da noch Urlaub erhielt – sagten die beiden. In Tarabas' Zimmer, im Schrank, hing die Uniform, die er liebte, ähnlich liebte wie Vater, Mutter, Schwester und Haus. Dank seinen Beziehungen und seinem Geld war es dem alten Tarabas gelungen, die Gnade des Zaren anzurufen und dem Sohn die Charge eines Leutnants zu erhalten – ein paar Monate schon, nachdem der unselige Prozeß vergessen worden war. Dies erschien Nikolaus Tarabas nur selbstverständlich. Seiner Meinung nach war er es, der dem Zaren die Gnade erwies, im Dreiundneunzigsten Infanterieregiment als Leutnant zu dienen. Es wäre ein schwerer Schaden der russischen Armee widerfahren, wenn man Tarabas degradiert hätte.
Tarabas stieg also in den Zug, der in seine Heimat fuhr. Er kündigte seine Ankunft nicht an. Überraschungen zu erleben, Überraschungen zu bereiten war seine Lust. Wie ein Befreier wollte er heimkommen! Wie mochten sie sich fürchten, so nahe der Grenze! Sicherheit und Sieg wollte er ihnen bringen!
Frohgemut ließ sich Tarabas im überfüllten Zug nieder, gab dem Schaffner ein überraschendes Trinkgeld, erklärte, er sei ein »besonderer Kurier« in besonderen Angelegenheiten des Kriegs, schob den Riegel vor und betrachtete mit Wollust die Passagiere, die, trotz ihrem

unbestreitbaren Recht, in seinem Kupee Platz zu nehmen, dennoch im Korridor stehen mußten. Eine außergewöhnliche Zeit, die Leute hatten die Pflicht, sich mit ihr abzufinden und einem außergewöhnlichen »Kurier des Zaren« die Bequemlichkeit zu lassen, die für seine besondere Aufgabe unentbehrlich war. Von Zeit zu Zeit ging Tarabas in den Korridor, musterte hochmütig die Armen, die da stehen mußten, zwang die Müden, die auf ihren umgestülpten Koffern saßen, aufzustehn und ihm Platz zu machen, stellte befriedigt fest, daß alle ohne Widerspruch seinem blitzblauen Auge gehorchten und ihn sogar mit einigem Wohlgefallen ansahen, und mit übertriebener Strenge gab er dem Schaffner, so daß es alle hören konnten, Befehle, Tee zu kochen und dies und jenes von den Stationen zu holen. Manchmal riß er die Kupeetür auf und beschwerte sich über die allzu lauten Gespräche der Passagiere im Korridor. Sie brachen in der Tat sofort ihre Unterhaltungen ab, wenn sie Tarabas erblickten.
Befriedigt und belustigt von der eigenen Klugheit wie von der Torheit der anderen, verließ Nikolaus Tarabas den Zug am Morgen nach einem ungestörten, gesunden Schlaf. Kaum zwei Werst trennten ihn noch vom väterlichen Hause. Freilich erkannten und begrüßten ihn der Stationschef, der Portier, die Gepäckträger. Auf ihre herzlichen Fragen erwiderte er mit amtlicher Geschäftigkeit, er sei in allerwichtigstem und allerhöchstem Auftrag aus Amerika zurückberufen worden, immer den gleichen Satz wiederholend, ohne das freundliche Lächeln zu verlieren und den Glanz seiner blitzblauen Kinderaugen. Als ihn der und jener fragte, ob er zu Hause angekündigt worden sei, legte Tarabas einen Finger an den Mund. Also gebot er Schweigen und weckte Respekt. Und als er sich ohne Gepäck, so, wie er New York verlassen hatte, vom Bahnhof entfernte und den schmalen Landweg einschlug, der zum Hause des Geschlechtes Tarabas führte, legte einer der Beamten nach dem anderen den Finger an den Mund, genauso, wie es Tarabas getan hatte, und alle glaubten sie zu wissen, daß Tarabas, ihnen seit seiner Kindheit vertraut, ein großes Staatsgeheimnis mit sich trage.
Um die Stunde, in der man, wie er wußte, zu Hause Mittag aß, kam Nikolaus an. Er ging, um die »Überraschung« vollkommen zu machen, nicht den breiten Weg hinan, der zu seinem Hause führte und den die schlanken, zarten und so lang entbehrten Birken zu beiden Seiten begleiteten, sondern über den feuchten, schmalen Pfad zwischen den breiten Sümpfen, den die vereinzelten Weiden, zuverlässige Weg-

weiser, bezeichneten und der im halben Bogen hinter das Haus führte und unter dem Fenster Nikolaus Tarabas' endete. Im Dachgiebel lag sein Zimmer. Wildes Weinlaub, alt schon, feste und biegsame Ruten, von hartem Draht durchflochten, wucherten an der Wand, bis zu den grauen Schindeln des Daches. Statt der Stiege die Weinlaubruten zu benutzen war für Tarabas eine Kleinigkeit. Das Fenster – mochte es auch geschlossen sein – mit einem seit der Kindheit geübten Griff zu lockern und lautlos aufzustoßen schien ihm ebenso leicht. Er zog die Schuhe aus und steckte sie in die Rocktaschen, wie er in der Kindheit getan hatte. Und gewandt, ohne Laut, wie er es als Knabe gewohnt gewesen, klomm er die Wand empor; zufällig war das Fenster offen; einen Augenblick später stand er in seinem Zimmer. Er schlich zur Tür und schob den Riegel vor. Der Schlüssel steckte noch im Schrank. Man mußte sich sachte mit der Schulter gegen den Schrank lehnen, wollte man verhüten, daß er knarre. Jetzt war er offen. Säuberlich über Bügeln hing die Uniform. Tarabas legte den Zivilanzug ab. Er zog die Uniform an. Den Säbel befreite er mit geschwinden Händen von der papierenen Hülle. Der Gürtel knarrte. Schon war Tarabas gerüstet. Er ging auf Zehen die Treppe hinunter, klopfte an die Tür des Speisezimmers und trat ein.

Vater und Mutter, die Schwester und die Cousine Maria saßen auf ihren gewohnten Plätzen. Man aß Kascha.

Zuerst begrüßte er den langentbehrten heißen Duft dieser Speise, einen Duft aus gerösteten Zwiebeln und gleichzeitig eine Wolke gewordene selige Erinnerung an Feld und Getreide. Zum erstenmal, seitdem er das Schiff verlassen hatte, verspürte er wieder Hunger. Hinter dem leisen Dunst, der aus der vollen Schüssel in der Mitte des Tisches aufstieg, verschwammen die Gesichter der Familie. Sekunden später erst bemerkte Tarabas ihr Erstaunen, vernahm er erst das Klirren der hingelegten Bestecke, das Geräusch der rückenden Stühle. Als erster stand der alte Tarabas auf. Er breitete die Arme aus. Nikolaus eilte ihm entgegen und konnte nicht umhin, zwei, drei Körner der langentbehrten Speise im Schnurrbart des Vaters zu bemerken. Dieser Anblick verminderte beträchtlich die Zärtlichkeit des Jungen. Nachdem sie sich geräuschvoll geküßt hatten, begrüßte Nikolaus die Mutter, die sich eben schluchzend erhob, die Schwester, die ihren Platz verließ und rings um den Tisch ging, den Bruder zu erreichen, und die Cousine Maria, die sich ihm, der Schwester folgend, langsamer näherte. Niko-

laus umarmte sie. »Ich hätte dich niemals erkannt«, sagte er zu Maria. Durch das feste Tuch seiner Uniform spürte er ihre warme Brust. In diesem Augenblick begehrte er die Cousine Maria so heftig und ungeduldig, daß er den Hunger vergaß. Die Cousine huschte nur mit gespitzten, kühlen Lippen über seine Wange. Der alte Tarabas rückte einen Stuhl herbei und hieß den Sohn, sich an seine Rechte zu setzen. Nikolaus setzte sich. Er lechzte wieder nach der Kascha. Er sah gleichzeitig Maria an und schämte sich seines Hungers. »Hast du gegessen?« fragte die Mutter.

»Nein!« sagte Nikolaus; fast rief er es.

Man schob ihm Teller und Löffel hin. Während er aß und erzählte, wie er gekommen, ungesehn in sein Zimmer geklettert war und die Uniform angezogen hatte, beobachtete er die Cousine. Sie war kräftig, ein beinahe gedrungenes Mädchen. Ihre zwei braunen Zöpfe hingen züchtig und zuchtlos zugleich über ihre Schultern und begegneten einander, unter dem Tischtuch, wahrscheinlich im Schoß. Manchmal nahm Maria die Hände vom Tisch und spielte mit den Enden ihrer Zöpfe. In ihrem jungen, bäuerlichen, gleichgültigen und ausdruckslosen Angesicht fielen die sanften, schwarzen, seidigen, langen und aufwärtsgebogenen Wimpern auf, zarte Vorhänge vor den halbgeschlossenen, grauen Augen. Auf ihrer Brust lag ein kräftiges, silbernes Kreuz. Sünde, dachte Tarabas: Das Kreuz erregte ihn. Ein heiliger Wächter war es über der lockenden Brust Marias.

Hübsch, breitschultrig, schmalhüftig sah Tarabas in der Uniform aus. Man bat ihn, von Amerika zu erzählen. Man wartete: Er schwieg. Man begann, vom Krieg zu sprechen. Der alte Tarabas sagte, der Krieg würde drei Wochen dauern. Nicht alle Soldaten fielen, und von den Offizieren stürben bestimmt nur wenige. Nun fing die Mutter zu weinen an. Darauf achtete der alte Tarabas keineswegs. Als gehörte es zu den selbstverständlichen Eigenschaften einer Mutter, Tränen zu vergießen, dieweil die anderen essen und sprechen, hielt er weitläufige Vorträge über die Schwäche der Feinde und die Stärke der Russen; und nicht für einen Augenblick wurde ihm klar, daß der finstere Tod schon seine hageren Hände über dem ganzen Lande kreuzte und auch über Nikolaus, seinem Sohn. Taub und stumpf war der alte Tarabas. Die Mutter weinte.

Der Staketenzaun aus silbernen Birkenknüppeln umringte noch das väterliche Gehöft; und es war gerade die Zeit, wo die Knechte die

Apfelbäume schüttelten, die Mägde hoch hinauf in die Zweige krochen, um die Früchte zu pflücken, und auch, um von den Knechten besser gesehen zu werden. Sie hoben die leuchtend roten Röcke und zeigten die weißen, starken Waden und die Schenkel. Die späten Schwalben flogen in großen, dreieckigen Schwärmen nach dem Süden. Die Lerchen schmetterten immer noch, unsichtbar im Blau. Offen standen die Fenster. Und man hörte das scharfe, schwirrende Singen der Sensen – man schnitt schon die letzten Halme von den Feldern – in größter Hast, wie der Vater erzählte. Denn die Bauern mußten einrükken, morgen, übermorgen oder in einer Woche.
All dies gelangte zum heimgekehrten Tarabas wie aus einer unendlichen Ferne. Er wunderte sich, daß Haus, Hof, Land, Vater und Mutter ihm näher gewesen waren im weiten, steinernen New York als hier, und obwohl er doch hierhergekommen war, sie zu umarmen und seinem Herzen nahe zu fühlen. Tarabas war enttäuscht. Daß sie ihn als heimgekehrten verlorenen Sohn begrüßen würden, als Retter und als Helden: so hatte er es sich ausgemalt. Man behandelte ihn allzu gleichgültig. Die Mutter weinte: Aber so sei ihre Natur, meinte Tarabas. In New York hatte er eine andere Mutter gesehn, eine zärtlichere, verzweifelte Mutter, wie sie sein eitles Kinderherz brauchte. Hatte man sich während seiner langen Abwesenheit daran gewöhnt, das Haus Tarabas ohne den einzigen Sohn zu sehn? Eine Überraschung hatte er ihnen bereiten wollen, durchs Fenster war er gestiegen, immer noch harmlos wie als Knabe, die Uniform hatte er angezogen und war ins Zimmer getreten, so, als wäre er gar niemals in Amerika gewesen. Ihnen aber schien es ganz selbstverständlich, daß er so plötzlich daherkam!
Er aß, gekränkt, stumm und mit gutem Appetit. Er führte wortlos einen Löffel nach dem andern zum Mund, es war ihm, als äße er nicht selbst, als fütterte ihn ein anderer. Nun war er gesättigt. Mit einem Blick auf die Cousine Maria sagte er: »Ich muß also morgen früh abreisen. Ich muß spätestens übermorgen beim Regiment sein.« Bat man ihn etwa zu bleiben? – Keineswegs! – »Recht, recht!« sagte der Vater. Ein wenig heftiger schluchzte die Mutter auf. Unbewegt blieb die Schwester. Maria senkte die Augen. Das große Kreuz an ihrer Brust glänzte. Man erhob sich schließlich vom Tisch.
Am Nachmittag stattete Tarabas ein paar Besuche ab, beim Pfarrer, bei Gutsnachbarn. Er ließ einspannen. Und im Glanz seiner Uniform, eine

großartige Erscheinung aus Blau und Silber, fuhr er, ein wenig fremd, durch das Grün und Gold des Herbstes, mit der Zunge schnalzend – und sooft er irgendwo hielt, wendete er in einem eleganten und kühnen Bogen, die Zügel straffend, und die Pferde blieben stehen, wie erzene Pferde auf Monumenten. Das war immer schon Tarabas' Art gewesen. Alle kleinen Bauern grüßten ihn, die Fenster öffneten sich, eine große, sonnendurchglänzte Staubwolke ließ er hinter sich. Seine Fahrt befriedigte ihn, auch gefiel ihm der Respekt, den man ihm überall unterwegs zollte. Dennoch glaubte er eine große, unbekannte Angst in den Gesichtern zu sehen. Der Krieg hatte noch nicht begonnen, und schon wohnte sein Schrecken in den Menschen. Und wenn sie Tarabas etwas Angenehmes sagen wollten, quälten sie sich, und sie sagten ihm nicht alles, was sie im Herzen trugen. Fremd war Tarabas in seinem Lande – der Krieg war hier heimisch geworden.
Der Abend kam. Tarabas zögerte, nach Hause zu fahren. Locker ließ er die Zügel und die Rosse im träumerischen Schritt. Als er den Anfang der Birkenallee erreichte, die geradeaus zum Hause führte, stieg er ab. Die Pferde kannten den Weg. Vor den großen Ställen, linker Hand vom Hause, blieben sie stehen und wieherten klug und gaben ihre Ankunft zu erkennen, und der Hofhund bellte, weil der Knecht nicht sofort kam. Die Pferde allein hatten Tarabas erkannt. Zärtlichkeit erfüllte ihn, er streichelte die heißen, rostbraunen, glänzenden Leiber, legte seine Stirn an die Stirn jedes Tieres, atmete den Dunst ihrer Nüstern und fühlte die wohlige Kühle der ledernen Haut. In den großen, glänzenden Augen der Pferde glaubte er alle Liebe der Welt zu sehen.
Er schlug zum zweitenmal den Seitenweg ein, zwischen den Weiden, wie am Morgen. Die Frösche lärmten zu beiden Seiten, es roch nach Regen, obwohl der Himmel wolkenrein war und die herbstliche Sonne in glänzender Reinheit unterging. Sie blendete ihn. Er mußte den Blick senken, um auf den Weg zu achten, den Pfad nicht zu verlieren. Also sah er nicht, daß ihm jemand entgegenkam. Überrascht nahm er einen Schatten dicht vor seinen Füßen wahr, ahnte im Nu, wem er gehörte, blieb stehen. Maria kam ihm entgegen. Sie hatte ihn also vermißt. Die hochgeschnürten Stiefel setzte sie zierlich und achtsam auf den schmalen Pfad. Es gelüstete Tarabas plötzlich, die vielfältig geflochtenen Schnüre aufzuschneiden. Wut und Wollust erfüllten ihn. Es gab kein Ausweichen. Er ließ Maria herankommen. Er legte einen Arm um sie – und so, sorgfältig und hart aneinandergedrückt aus Angst vor dem

Sumpf zu beiden Seiten (und auch aus Heimweh), berührten sich manchmal ihre Füße auf dem schmalen Pfad. Sie kehrten zurück in den Wald. Späte Vögel riefen. Sie sprachen kein Wort. Sie umarmten sich plötzlich. Sie wandten sich, beide gleichzeitig, einander zu, umschlangen sich, taumelten und sanken auf die Erde.
Als sie aufstanden, blinkten die Sterne durch die Baumkronen. Es fröstelte sie. Sie klammerten sich aneinander und kehrten auf dem Hauptweg ins Haus zurück. Vor dem Eingang blieben sie stehen, küßten sich lange, als nähmen sie Abschied für immer. »Du gehst zuerst hinein«, sagte Tarabas. Es war der einzige Satz, der die ganze Zeit über zwischen beiden gefallen war.
Tarabas folgte langsam.
Man sammelte sich zum Abendessen. Wann er weg müsse, fragte der Alte den Sohn. Um vier Uhr morgens, sagte Nikolaus, damit er ja nicht den Zug versäume. Das hätte er also richtig vorausbedacht, sagte der Alte. Man trug das besondere Mahl auf, das er am Nachmittag angeordnet hatte: Grütze in dampfender Milch, gekochtes Schweinefleisch mit Kartoffeln, Wodka und hellen Burgunder dazwischen und weißen Schafkäse zum Beschluß. Man wurde laut. Der Alte fragte. Nikolaus erzählte von Amerika. Er erfand für den Augenblick eine Fabrik, in der er soeben zu arbeiten angefangen hatte, eine Fabrik. Dort stellte man Filme her. Eine recht amerikanische Fabrik. Als er, wie schon seit Wochen, jeden Morgen um fünf Uhr früh im Begriff war, sich an seine Arbeitsstelle zu begeben, riefen die Zeitungsjungen die Nachricht vom Kriege aus – und also fuhr er dann geradewegs in die russische Botschaft. Einen Abend vorher hatte es noch zwischen ihm, Tarabas, und einem ekelhaften Barwirt eine Schlägerei gegeben. Der Wirt hatte ein unschuldiges Mädchen, wahrscheinlich seine Kellnerin, beschimpft und sogar angegriffen. Solche Menschen gab es in New York.
Selbst die gleichgültige Schwester horchte auf, als Nikolaus diese Geschichte erzählte, und immer wieder sagte die Mutter: »Gott segne dich, mein Junge!« Tarabas selbst war überzeugt, daß er die pure Wahrheit erzählte.
Und man erhob sich. Man feierte im Stehen Abschied. Und der alte Tarabas sagte, daß man den Sohn in vier Wochen wiedersehen werde. Und alle küßten ihn. Er wollte morgen früh niemanden mehr sehn. Maria küßte ihn flüchtig. Die Mutter hielt ihn eine Weile in den Armen

und wiegte ihn so im Stehen. Vielleicht erinnerte sie sich an die Zeit, in der sie ihn noch im Schoß gewiegt hatte.
Das Gesinde kam. Mit jedem, Knecht und Magd, tauschte Nikolaus den Abschiedskuß.
Er ging in sein Zimmer. Er legte sich, so wie er war, Schlamm an den Stiefeln, aufs Bett. Er schlief wohl eine Stunde, erwachte dann infolge eines unbekannten Geräusches, sah, daß seine Tür offen war, ging hin, um sie zu schließen. Ein Windstoß hatte sie geöffnet. Auch das Fenster gegenüber war offen.
Er konnte nicht mehr einschlafen. Es kam ihm in den Sinn, daß es nicht just der Wind gewesen sein mußte. Hatte Maria versucht, ihn wiederzutreffen? – Warum schlief sie nicht mit ihm, in der letzten Nacht, die er in diesem Hause verbrachte? Ihr Zimmer kannte er. Im Hemd lag sie nun, das Kreuz über dem Bett. (Es schreckte ihn ein wenig.)
Er öffnete die Tür. Er ließ sich mit beiden Händen das Geländer der Treppe hinuntergleiten, um nicht mit den schweren Stiefeln die Stufen zu betreten. Jetzt öffnete er Marias Tür. Er riegelte sie ab. Er blieb eine Weile reglos. Dort war das Bett, er kannte es, als Knabe hatte er mit Maria und der Schwester die Laken abgezogen, um Leichenzug zu spielen. Eines nach dem anderen hatten sie sich totgestellt. Durch das große Rechteck des Fensters leuchtete die hellblaue Nacht. Tarabas trat ans Bett. Die Diele knarrte, und Maria fuhr auf. Halb noch im Schlaf und ganz vom Schrecken gefangen, breitete sie die Arme aus. Sie empfing Tarabas, so wie er war, gerüstet und gestiefelt, fühlte mit Wonne seine harten Bartstoppeln auf dem Angesicht und haschte mit ungelenken Händen nach seinem Nacken.
Satt, herrisch und lärmend erhob er sich. Sanft und schon ein wenig ungeduldig legte er Marias Hände, die sie ihm entgegenstreckte, auf das Bett zurück. »Du gehörst mir!« sagte Tarabas; »wir heiraten, bis ich zurückkomme. Du bist treu. Du siehst keinen Mann an. Leb wohl!« – Und er verließ das Zimmer, ging, ohne auf den Lärm zu achten, den er verursachen mochte, die Treppe hinauf, um seine Sachen zu holen.
Oben, in der Stube, saß der alte Tarabas. Man spioniert also, dachte Nikolaus im Nu. Man spioniert mich aus. Der alte Grimm gegen den Vater erwachte wieder, der Grimm gegen den Alten, der einen grausam vertrieben hatte, in das grausame New York. Der Vater erhob

sich, sein Schlafrock klaffte auseinander, man sah das Bauernhemd und die langen Schläuche der Unterhosen aus Sackleinwand, zusammengebunden über den mächtigen Knöcheln. Mit beiden Händen ergriff der Vater Nikolaus an den Epauletten. »Ich degradiere dich!« sagte der Alte. Oh, man kannte diese Stimme sehr gut, sie war nicht lauter als gewöhnlich. Nur der Adamsapfel bewegte sich auf und nieder, heftiger als sonst – und in den Augen stand der kalte Zorn, Zorn aus blankem Eis. Jetzt geschieht was, dachte Nikolaus, die Angst um seine Epauletten verwirrte ihn. »Laß los!« schrie er. Im nächsten Augenblick sauste die väterliche Hand gegen seine Wange. Nikolaus wich zurück, indes der Alte den Schlafrock wieder zusammenraffte.
»Wenn du gesund heimkehrst, heiratest du!« sagte der Alte. »Und nun geh! Sofort! Verschwinde!«
Tarabas griff nach Säbel und Mantel und wandte sich zur Tür. Er öffnete sie, zögerte einen Augenblick, kehrte noch einmal um und spuckte aus. Dann schlug er die Tür zu und hastete hinaus. Pferde, Knecht und Wagen erwarteten ihn schon, um ihn zur Bahn zu führen.

VI

Der Krieg wurde seine Heimat. Der Krieg wurde seine große, blutige Heimat. Von einem Teil der Front zum andern kam er. Er kam in friedliches Gebiet, setzte Dörfer in Brand, ließ die Trümmer kleiner und größerer Städte zurück, klagende Frauen, verwaiste Kinder, geschlagene, aufgehängte und ermordete Männer. Er kehrte um, erlebte die Unrast auf der Flucht vor dem Feind, nahm Rache im letzten Augenblick an vermeintlichen Verrätern, zerstörte Brücken, Straßen, Eisenbahnen, gehorchte und befahl, und alles mit gleicher Lust. Er war der mutigste Offizier in seinem Regiment. Patrouillen führte er mit der Vorsicht und Schlauheit, mit der die nächtlichen Raubtiere auf Beute ausgehn, und mit der zuversichtlichen Kühnheit eines törichten Mannes, der seines Lebens nicht achtet. Mit Pistole und Peitsche trieb er seine zaghaften Bauern zum Sturm, den Mutigen aber gab er ein Beispiel: Er lief ihnen voran. In der Kunst, unsichtbar, maskiert durch Pflanze, Baum und Strauch, geborgen von der Nacht oder in den morgendlichen Nebel gehüllt, sich an Drahtverhaue heranzuschleichen, um den Feind zu vernichten, erreichte ihn keiner. Karten brauchte er

nicht zu lesen, die Geheimnisse jedes Terrains errieten seine geschärften Sinne. Verhüllte und entfernte Geräusche vernahm sein hurtiges Ohr. Flink ergriff sein wachsames Auge alle verdächtigen Bewegungen. Seine sichere Hand griff zu, schoß und verfehlte kein Ziel, hielt, was sie gefaßt hatte, schlug unerbittlich auf Gesichter und Rücken, ballte sich zur Faust mit grausamen Knöcheln, öffnete sich aber bereitwillig und mit stählerner Zärtlichkeit zu kameradschaftlichem Druck. Tarabas liebte nur seinesgleichen. Er wurde ausgezeichnet und zum Hauptmann befördert. Wer immer in seiner Kompanie Neigung zum Zaudern verriet, geschweige denn Feigheit, war sein Feind, wie der Feind, gegen den die ganze Armee kämpfte. Wer aber, wie Tarabas selbst, das Leben nicht liebte und den Tod nicht scheute, war der Freund seines Herzens. Hunger und Durst, Schmerz und Müdigkeit, durchwanderte Tage und Nächte ohne Schlaf stärkten sein Herz, erfreuten es sogar. Vollkommen außerstande, strategisches Talent zu beweisen und, was man in der Militärsprache »größere Aktionen« nennt, zu begreifen, war er ein außerordentlicher Frontoffizier, ein ausgezeichneter Jäger auf kleinen Jagdabschnitten. Ja, ein Jäger war er, ein wilder Jäger war Nikolaus Tarabas.

Die schwere Trunkenheit lernte er kennen und die flüchtige Liebe. Vergessen waren Haus, Hof, Vater und Mutter und die Cousine Maria. Als er sich ihrer aller eines Tages erinnerte, war es zu spät, ihnen Nachricht zu geben; denn Tarabas' Heimat war damals vom Feinde besetzt. Wenig bekümmerte ihn dies, der Krieg war seine große, blutige Heimat geworden. Vergessen waren New York und Katharina. Dennoch, in manchen Pausen, zwischen Gefahr und Gefecht, Trunkenheit und Nüchternheit, flüchtigem Rausch und flüchtigem Mord, ward es Tarabas sekundenlang (aber auch nur so lange) klar, daß er seit der Stunde, in der ihm die Zigeunerin auf dem New Yorker Jahrmarkt geweissagt hatte, als ein Verwandelter lebte, ein Verwandelter, ein Verzauberter und wie in einem Traum Befangener. Ach, es war nicht sein Leben mehr! – Zuweilen war es ihm, als sei er gestorben und das Leben, das er jetzt führte, bereits ein Jenseits. Doch verflogen diese Sekunden der Besinnung, und Tarabas versank aufs neue im Rausch des Blutes, das rings um ihn floß und das er fließen ließ, im Geruch der Kadaver, im Dunst der Brände und in seiner Liebe zum Verderben.

So ging er denn, so ließ er sich kommandieren, von Brand zu Brand, von Mord zu Mord, und nichts Böses widerfuhr ihm. Eine höhere

Gewalt hielt Wacht über ihn und bewahrte ihn auf für sein merkwürdiges Leben. Seine Soldaten liebten ihn und fürchteten ihn auch. Seinem Blick gehorchten sie und dem leisesten Wink seiner Hand. Und lehnte sich einer unter ihnen gegen Tarabas' Grausamkeit auf, so hielt fast keiner der anderen zu dem Empörer. Alle liebten sie Tarabas; und alle fürchteten sie ihn.

Auch Tarabas liebte seine Leute, in seiner Art liebte er seine Leute, weil er ihr Gebieter war. Er sah viele von ihnen sterben. Ihr Tod gefiel ihm. Es gefiel ihm überhaupt, wenn man rings um ihn starb, und wenn er, wie er auch mitten zwischen den Schlachten als einziger im Regiment zu tun gewohnt war, durch den Schützengraben ging, die Namen seiner Leute verlas und die Antwort »gefallen« von den Kameraden hörte, so zeichnete er ein Kreuz in sein Notizbuch. In diesen Augenblicken genoß er manchmal die Vorstellung, er sei ja überhaupt selbst schon tot; alles, was er da erfuhr, geschähe im Jenseits; und die anderen, die Gefallenen, seien so gewiß in ein drittes Leben eingekehrt wie er selbst nunmehr in sein zweites.

Er wurde niemals verwundet und niemals krank; er bat auch niemals um einen Urlaub. Der einzige war er im Regiment, der keine Post bekam und keine erwartete. Von seinem Haus sprach er niemals. Und dies befestigte die Meinung, die man von ihm hatte, daß er ein gar Sonderbarer sei.

So verlebte er den Krieg.

Als die Revolution ausbrach, behielt er seine Kompanie ingrimmig in der Gewalt, mit Gebärden, Fäusten, Blick, Pistole und Stock. Es war nicht seine Sache, zu verstehen, was in der Politik vorging. Es kümmerte ihn nicht, ob der Zar abgesetzt war. In seiner Truppe war er selbst der Zar. Es war ihm nur angenehm, daß seine Vorgesetzten, der Stab, das Armeekommando, verworrene und widerspruchsvolle Befehle auszuteilen begannen. Er brauchte sich nicht um sie zu kümmern. Bald gewann er, weil er der einzige im ganzen Regiment war, den die Revolution nicht verwirrt und nicht verwandelt hatte, mehr Macht als der Oberst selbst. Er kommandierte das Regiment. Und er verlegte es nach seinem Gutdünken dahin und dorthin, führte selbständige Kämpfe, brach in gleichgültige Dörfer und Städtchen ein, frisch und munter wie in den ersten Wochen des Krieges.

Eines Tages – es war ein Sonntag – tauchte in seinem Regiment ein Soldat auf, den Tarabas noch niemals gesehen hatte. Zum erstenmal,

seitdem er eingerückt war, erschrak er gewaltig vor einem ganz gewöhnlichen Infanteristen. Sie lagen in einem winzigen, halbzerschossenen galizischen Dorf. Der Hauptmann Tarabas hatte sich in einer der noch ziemlich gut erhaltenen Hütten einquartiert, die Nacht mit der vierzehnjährigen Tochter der Bäuerin verbracht, am Morgen bei seinem Burschen Kaffee mit Schnaps bestellt. Es war ein sonniger Tag, gegen neun Uhr morgens. In frischgewichsten Stiefeln, in gesäuberten, lederbespannten, breiten Reithosen, ein Reitstöckchen in der Hand, rasiert und mit dem ganzen Wohlgefühl ausgestattet, das einen Mann wie Tarabas nach einer wohlig verbrachten Nacht an einem glänzenden Herbstmorgen erfüllen konnte, verließ der Hauptmann die Hütte und das Mädchen, das im Hemd vor der Tür hockte. Tarabas schlug es mit seiner Reitgerte zärtlich auf die Schulter. Das Mädchen erhob sich. Er fragte, wie es heiße: »Der Herr hat mich schon gestern abend nach meinem Namen gefragt«, sagte das Mädchen, »als ich ins Bett kam.« In ihren winzigen, grünen, tief in die Wangen gebetteten Augen stand ein schelmisches und böses Feuerchen. Tarabas sah ihre junge Brust unter dem Hemd, ein dünnes Kettchen am Hals, dachte an das Kreuz, das Maria getragen hatte, und sagte, indem er ihren Scheitel mit der Reitpeitsche berührte: »Du heißt Maria, von nun ab, solange ich hierbleibe!« »Jawohl, Euer Gnaden!« sagte das Mädchen. Und pfeifend ging Tarabas von dannen.

Er war, wie gesagt, in herrlicher Laune. Mit seinem Reitstöckchen versuchte er, die blinkenden Fäden des Altweibersommers zu zerteilen. Es gelang ihm nicht; diese merkwürdigen Kreaturen aus Nichts schlangen sich vielmehr um das Stöckchen, umschmeichelten es geradezu. Auch dies gefiel Tarabas. Hierauf drehte er sich eine Zigarette aus dem Tabak, den er lose in der Tasche trug, und verlangsamte den Schritt. Er näherte sich dem Lager seiner Leute. Schon kam der Unteroffizier, ihm Bericht zu erstatten. Sonntag war heute. Die Soldaten lagen faul und matt an den Wiesenabhängen und auf den Stoppelfeldern. »Liegenbleiben!« rief Tarabas, als er sich ihnen näherte. Trotzdem erhob sich einer, einer der ersten, vom Wegrand. Und obwohl dieser Soldat vorschriftsmäßig und sogar ehrerbietig grüßte, unbeweglich wie ein Pfahl, lag in seiner ganzen Erscheinung für das Gefühl des Hauptmanns Tarabas etwas Widerspenstiges, Freches, etwas unbegreiflich Überlegenes. Nein, der war nicht von Tarabas' Hand erzogen worden! Ein Fremder war's in dieser Kompanie!

Tarabas trat näher – und gleich darauf einen Schritt zurück. In diesem Augenblick begann die Glocke der kleinen griechischen Kirche zu läuten. Die ersten Bäuerinnen zeigten sich schon auf dem Weg, der zur Kirche führte. Sonntag war es. Tarabas bekreuzigte sich – immer den Blick auf den fremden Soldaten gerichtet. Und es war, als ob er aus Angst vor ihm das Kreuz geschlagen hätte. In diesem Augenblick nämlich sah er es deutlich: Der fremde Soldat war ein rothaariger Jude. Ein rothaariger Jude. Rothaarig, Jude – und es war Sonntag!
Zum erstenmal, seitdem er zur Armee gekommen war, erwachte in Nikolaus Tarabas der alte Aberglaube wieder. Sofort wußte er auch, daß von diesem Augenblick an sein Schicksal sich verändern sollte. »Wie kommst du daher?« fragte Tarabas. Der Soldat zog aus seiner Tasche ein Papier. Man ersah daraus, daß er von dem aufgeriebenen, zum Teil desertierten, zum Teil zu den Bolschewiken übergelaufenen Infanterieregiment Nummer zweiundfünfzig gekommen war. »Es ist gut!« sagte der Hauptmann Tarabas. »Bist du Jude?« »Ja!« sagte der Soldat, »meine Eltern waren Juden! Ich aber kenne keinen Gott!«
Nikolaus Tarabas trat noch einen Schritt zurück. Er klopfte mit dem Reitstöckchen gegen die Stiefel. Der Rothaarige hatte grüngraue Augen und flammende, kurze Büschel darüber statt der Brauen. »Also, ein Gottloser bist du!« sagte der Hauptmann. »So, so!«
Er ging weiter. Der Soldat legte sich wieder an den Wegrand. Einmal noch wandte sich Tarabas um. Da sah er das rote Haar des Fremden zwischen dem spärlichen Grün des Abhangs leuchten; ein kleines Feuerchen an der grauen, staubigen Straße.

VII

Von diesem Tag an begann sich die Welt des Hauptmanns Tarabas zu verändern. Seine Leute gehorchten nicht mehr wie zuvor, schienen ihn weniger zu lieben und weniger zu fürchten. Und züchtigte er einen von ihnen, so verspürte er einen unerklärlichen, unsichtbaren, unhörbaren Groll in den Reihen. Die Männer sahen ihm nicht mehr gerade in die Augen. Eines Tages verschwanden zwei Unteroffiziere, die besten Leute des Regiments, die mit Tarabas seit dem ersten Tag gekämpft hatten. Ihnen folgten eine Woche später ein paar Infanteristen. Aber der rothaarige Gottlose entfernte sich nicht, der einzige, dessen

Desertion der Hauptmann Tarabas ersehnte. Es war im übrigen ein Soldat ohne Makel. Pünktlich und gehorsam war er. Aber selten erteilte ihm der Hauptmann Tarabas einen Befehl. Die anderen fühlten es. Ja, sie wußten es. Manchmal beobachtete Tarabas, daß der Rothaarige zu den Soldaten sprach. Sie hörten ihm zu, umringten ihn, lauschten. Tarabas rief einen Beliebigen zu sich. »Was erzählt er denn, der Rothaarige?« »Geschichten!« sagte der Soldat. »Was für Geschichten?« »So, eben lustige Weibergeschichten!« Und Tarabas wußte, daß der Mann log. Aber er schämte sich, daß man ihn belogen hatte, und er fragte nicht weiter.

Eines Morgens fand der Hauptmann bei seinem Burschen eine der bolschewistischen Broschüren, die er noch nie gesehen hatte. Er zündete sie mit einem Streichholz an, die Blätter brannten nur bis zur Hälfte ab, erloschen dann, und Tarabas warf sie wieder hin. Er beobachtete von nun an den Burschen aufmerksamer. »Stepan«, sagte er, »hast du mir nichts zu erzählen? – Wo ist deine Mundharmonika, Stepan, möchtest mir was vorspielen?« »Hab' sie verloren, Euer Hochwohlgeboren!« sagte Stepan, demütig und traurig.

Auch Stepan verschwand plötzlich, an einem Abend, kein Mensch wußte Auskunft zu geben.

Der Hauptmann Tarabas ließ alle Welt antreten und verlas die Namen seiner Kompanie. Mehr als die Hälfte der Leute war desertiert. Den Rest ließ er eine Stunde exerzieren. Der Rothaarige exerzierte tapfer, fleißig, ohne Fehl, ein tadelloser Soldat.

Ein paar Tage später, in der Stunde, in der Tarabas gerade mit dem Obersten und den übrigen Offizieren beriet, wie man die Desertionen verhindern könnte, erschien der Rothaarige, zwei Handgranaten im Gürtel, eine Pistole in der Hand, begleitet von zwei Unteroffizieren. »Bürger«, sagte der rothaarige Gottlose, »die Revolution hat gesiegt. Geben Sie die Waffen ab, Sie haben freies Geleit. Und Sie, Bürger Tarabas, und was sonst bei uns Ihre Landsleute sind, können in Ihre Heimat zurück. Einen eigenen Staat haben jetzt eure Leute.«

Er war ganz still. Man hörte nur die große Taschenuhr des Obersten ticken, die auf dem Tisch lag, mit aufgeklapptem Deckel. Sie steppte die Zeit wie eine Nähmaschine.

VIII

Nachdem der Rothaarige mit seinen Leuten das Zimmer verlassen hatte, stand der Oberst auf, wartete einen Augenblick, als überlegte er irgendeinen Plan, als hätte er in dieser Stunde, da die ganze Armee, das Regiment, er selbst endgültig verloren waren, noch die Gnade eines rettenden Einfalls erfahren. Tarabas sah von seinem Sitz zum Obersten empor, mit einem fragenden Blick. Der Oberst wandte sich um. Er stieß den Sessel weg. Die solide, ledergepolsterte Lehne schlug dumpf auf den hölzernen Boden. Der Oberst ging ans Fenster. Sein breiter Rücken bedeckte fast den ganzen Rahmen. Tarabas rührte sich nicht. Plötzlich schluchzte der Oberst auf. Es klang wie ein kurzer, jäher, schnell erstickter Ruf, fremd, als käme er nicht aus der Kehle des Obersten, sondern unmittelbar aus dem Herzen; ja, als hätte das Herz eine eigene, eine ganz besondere Kehle, durch die es sein ganz besonderes Weh in die Welt rief. Die mächtigen Schultern hoben und senkten sich, eine Sekunde lang. Dann machte der alte Mann wieder kehrt und trat zum Schreibtisch. Er blickte eine Weile auf die große, aufgeklappte, unerbittlich-regelmäßig tickende Uhr, als sähe er zum erstenmal das hurtige Rucken ihres feinen Sekundenzeigers. Tarabas schaute ebenfalls auf die Uhr. Nichts regte sich in ihm, leer war sein Kopf, kalt war sein Herz. Er glaubte, es klopfen zu hören, es tickte im gleichen Rhythmus wie die Uhr auf dem Tisch. Nichts hörte man sonst. Es war Tarabas, als wäre schon eine unendlich lange Zeit seit dem Abgang des Rothaarigen vergangen.
Schließlich begann der Oberst: »Tarabas«, sagte er, »nehmen Sie diese Uhr zum Andenken!«
Der Oberst zog sein Taschenmesser heraus und öffnete den rückwärtigen Deckel. Er las die eingravierte russische Inschrift: »Meinem Sohn Ossip Iwanowitsch Kudra« und zeigte sie Tarabas.
»Ich habe die Uhr bekommen, als ich die Kadettenschule verließ. Mein Vater war sehr stolz. Ich auch. Ich komme aus ganz kleiner Familie. Der Vater meines Vaters noch war Leibeigener der Zarizyns gewesen. Ich war mein Leben lang kein besonderer Soldat, Hauptmann Tarabas! Ich glaube, ich war faul und nachlässig. Es gab viele solcher Offiziere bei uns. Wenn Sie mir die Ehre erweisen, diese Uhr anzunehmen, Bruder Tarabas?«
»Ich nehme sie«, sagte Tarabas und erhob sich. Der Oberst klappte

beide Deckel zu und reichte die Uhr Tarabas über den Tisch. Dann stand er noch eine Weile da, den grauen Kopf gesenkt. Dann sagte er: »Pardon, ich will nach meinen Sachen sehn!« – ging langsam um den Tisch, an Tarabas vorbei, zur Tür hinaus.

Im nächsten Augenblick knallte ein Schuß. Er hat sich erschossen! dachte Tarabas im Nu. Er öffnete die Tür. Der Oberst lag ausgestreckt neben der Schwelle. Er mußte sich zuerst vorsorglich hingelegt und dann erst erschossen haben. Sein Rock war geöffnet. Das Blut sickerte durch das Hemd. Die Hände des Toten waren noch warm. Noch lag der Zeigefinger der Rechten am Hahn der Pistole.

Tarabas löste die Waffe aus der Hand des Obersten. Dann faltete er die Hände des Toten über der Brust.

Ein paar Soldaten umstanden die Leiche und den knienden Tarabas. Sie nahmen die Mützen ab, wußten nicht, was sie hier sollten, blieben aber stehen.

Tarabas erhob sich. »Wir werden ihn sofort begraben, hier, vor dem Haus«, befahl Tarabas. »Richtet ein Grab! Hierauf antreten. Mit Gewehr! Ruft den Konzew!«

Der Feldwebel Konzew kam. »Es bleiben mir nur sechsundzwanzig Mann«, sagte er.

»Alle antreten!« befahl Tarabas.

Zwei Stunden später begrub man den Obersten, zehn Schritte vor dem Tor des Hauses. Sechsundzwanzig Mann, der ganze treue Rest des Regiments, feuerte auf Tarabas' Kommando dreimal in die Luft.

Sechs armselige Doppelreihen machten kehrt.

Tarabas aber marschierte an ihrer Spitze, als führte er noch ein ganzes, ein unversehrtes Regiment; er war keineswegs entschlossen, den Untergang seiner Welt, das Ende des Krieges, anzuerkennen.

Mit den sechsundzwanzig Männern, von denen einige seine Landsleute waren, trat Tarabas den Weg in die Heimat an, in die neue Heimat des neuen Landes. Hier hatte man in der Eile funkelnagelneue Minister, Gouverneure, Generäle ernannt und gar hastig eine provisorische, kleine Armee gebildet. Es gab einen großen Wirrwarr im Lande; zwischen Machthabern und Bewohnern des Landes, und auch unter den Machthabern selbst herrschte Verwirrung. Tarabas aber, erfüllt von unermüdlicher Lust zum Abenteuer und einer ehrlichen, heißen Gehässigkeit gegen die vielen Ämter und Beamten, gegen Kanzleien und

Papiere, war entschlossen, sein Leben fortzusetzen. Er war Soldat, nichts anderes. Er hatte seine sechsundzwanzig Getreuen hierhergebracht, die sechsundzwanzig, denen der Krieg, wie ihm selber, die einzige Heimat gewesen war und denen er, wie sich selbst, eine neue Heimat schuldete. Mit diesen sechsundzwanzig ein ganzes neues Regiment zu begründen – welch eine Aufgabe für einen Tarabas! Er war nicht der Mann, sich selbst das Leben zu nehmen wie der brave Oberst. Die Weltgeschichte, die da von alten Vaterländern winzige neue absplittern ließ, ging den Hauptmann Tarabas gar nichts an. Solange er lebte, wollte er den sogenannten Willen der Geschichte nicht kennen. Er hatte seinen sechsundzwanzig Rechenschaft abzugeben. Was bedeutete ihm der neue Kriegsminister eines neuen Landes? Weniger als ein Gefreiter seiner eigenen Kompanie!
Er begab sich zum Kriegsminister, wohlgerüstet, schwer bewaffnet, von seinen sechsundzwanzig Getreuen gefolgt, Diener, Schreiber und Kanzlisten, die ihn nach seinem Begehr fragten, durch donnernde Befehle einschüchternd, im Vorzimmer schon mächtiger als der Minister selbst. In diesem erkannte er allerdings nach einigen Worten einen Vetter seiner Familie mütterlicherseits.
Als eine ganz selbstverständliche, eine gebührliche Belohnung für seine kriegerischen Leistungen verlangte Tarabas das Kommando über eines der neu aufzustellenden heimischen Regimenter. Dieser Wunsch des Hauptmanns, nachdrücklich unterstützt von seinem gewalttätigen und herrischen Gebaren, von der Pistole, der Reitpeitsche und dem Eindruck, den auch das Gefolge auf den Kriegsminister machte, wurde kaum ein paar Stunden später erfüllt.
Der Hauptmann Tarabas stieg also aus den Trümmern der alten Armee als neuer Oberst herauf. Er bekam den Auftrag, in der Garnison Koropta ein Regiment aufzustellen.

IX

In dem kleinen Städtchen Koropta herrschte eine große Verwirrung, als Tarabas mit seinen Getreuen ankam. Männer in den verschiedensten Uniformen, herbeigeschwärmt und herangeschwemmt von allen Teilen der Front und aus dem Innern des Landes, Gefangene aus den plötzlich aufgelösten Lagern, Verwahrloste und Betrunkene, manche

angelockt von der Möglichkeit, mitten in der allgemeinen Verwirrung irgendeinen abenteuerlichen Gewinn zu ergattern, ihr Glück und Gott selbst zu versuchen, trieben sich in den Gäßchen herum, lagerten auf dem weiten, wüsten Rund des Marktplatzes, hockten auf ziellos hin und her rollenden Bauernfuhren und Militärautomobilen, kauerten auf den hellen Stufen des großen Gerichtsgebäudes, auf den alten Grabsteinen des Friedhofs am Hügel, auf dessen Gipfel sich die kleine, gelbleuchtende Kirche erhob. Es war ein klarer, vortrefflicher Herbsttag. In seinem vollkommenen, blauen Glanz nahmen sich die verfallenen Häuschen mit den schiefen Schindeldächern, die hölzernen Bürgersteige, der getrocknete, silbern schimmernde Straßenkot in der Mitte, die zerlumpten Uniformen wie eine unaufhörlich bewegte, festliche Malerei aus, ein im Entstehen begriffenes Bild; seine einzelnen Teile und Gestalten schienen noch den ihnen gebührenden Platz zu suchen. Zwischen den farbigen Soldaten sah man die hurtigen und furchtsamen dunklen Schatten der Juden in langen Kaftanen und die hellgelben Schafspelze der Bauern und Bäuerinnen. Frauen mit bunten, geblümten Kopftüchern hockten auf den niedrigen Schwellen in den offenen Türen der kleinen Häuschen, und man hörte ihr aufgeregtes, zielloses Geschwätz. Die Kinder spielten in der Mitte der Hauptstraße. Und durch den silbernen Schlamm wateten Gänse und Enten den vereinzelten, von der trocknenden Sonne noch verschont gebliebenen, schwarzen Tümpeln entgegen.

Mitten in diesem Frieden waren die armen Einwohner des Städtchens Koropta ganz ratlos und sehr aufgeregt. Sie erwarteten etwas Fürchterliches; vielleicht sollte es noch schlimmer sein als alles, was ihnen bisher der Krieg gebracht hatte. Seine gewaltigen, brennenden Stiefel hatten zwischen den ärmlichen Häuserzeilen Koroptas verkohlte und wüste Spuren hinterlassen. In der niedrigen, alten Mauer rings um den Kirchhof am Hügel fanden sich zahllose Löcher unsinnig verirrter Geschosse; da hatte der Krieg seine mörderischen Finger in den Stein gegraben. Mit diesen Fingern eben hatte er auch viele Söhne des Städtchens Koropta erwürgt. Friedlich zu leben waren die Menschen von Koropta seit jeher gewohnt gewesen, hingegeben ihren kümmerlichen Tagen und ihren stillen Nächten, den gewöhnlichen Wandlungen eines gewöhnlichen Geschicks. Plötzlich dann vom Krieg überfallen, erstarrten sie zuerst vor seinem schrecklichen Antlitz, duckten sich hierauf, flohen bald, kehrten zurück, beschlossen zu bleiben, gebannt in

seinem feurigen Atem. Unschuldig waren sie, fremd waren ihnen die mörderischen Gesetze der Geschichte, gleichgültig und ergeben ertrugen sie die Schläge Gottes, wie sie lange, undenkliche Jahre die Gesetze des Zaren ertragen hatten. Kaum konnten sie die Kunde glauben, daß dieser nicht mehr auf seinem goldenen Throne in Petersburg saß, ja die zweite, noch fürchterlichere, daß man ihn erschossen hatte wie einen alten, unbrauchbar gewordenen Hund. Nun erzählte man ihnen, sie seien nicht mehr ein Teil von Rußland, sondern ein selbständiges Land. Sie seien nunmehr, sagten die Lehrer, die Advokaten, die Gebildeten, eine erlöste und freie Nation. Was bedeuteten diese Reden? Und was für furchtbare Gefahren verhieß dieser Tumult?
Der Hauptmann Tarabas kümmerte sich ebensowenig um die Gesetze der Geschichte wie die Bewohner des Städtchens Koropta. Die Befreiung der Nation machte es ihm möglich, sein soldatisches Leben fortzusetzen. Was ging ihn die Politik an? Eine Angelegenheit der Lehrer, der Advokaten, der Gebildeten! Der Hauptmann Tarabas war nunmehr Oberst geworden. Es war seine Aufgabe, ein untadeliges Regiment zusammenzustellen und es zu kommandieren. Kein anderer als Nikolaus Tarabas wäre imstande gewesen, mit einer Handvoll Männer ein ganzes Regiment zu sammeln. Er hatte einen ganz bestimmten Plan. Auf dem winzigen Bahnhof von Koropta und just vor der hölzernen Baracke, in der noch ein alter russischer Major einen Unteroffizier und die Bahnwache befehligte, stellte Tarabas seine Leute in zwei Reihen auf, kommandierte ihnen ein paar Exerzierübungen, ließ sie niederknien, das Gewehr in Anschlag bringen, ein paar Salven in die Luft abgeben, alles in Anwesenheit einiger erstaunter Menschen in Zivil und in Uniform, der Bahnwache und ihres Kommandanten, des alten Majors. Hierauf hielt Tarabas, sichtlich befriedigt von der erheblichen Anzahl der Zeugen, die, herbeigelockt von den zwecklosen Salven, dem merkwürdigen Beginnen beiwohnten, eine Ansprache. »Ihr Männer«, so sagte Tarabas, »die ihr mir gefolgt seid in vielen Schlachten und in der Rast, im Krieg gegen den Feind und gegen die Revolution, ihr habt jetzt keine Lust mehr, das Gewehr abzulegen und friedlich heimzukehren. Ihr, so wie ich, wir werden als Soldaten sterben, nicht anders! Mit eurer Hilfe werde ich hier ein neues Regiment aufstellen, für das neue Vaterland, das uns das Schicksal beschert hat. Abtreten!« – Die kleine Schar schulterte die Gewehre. Alle waren sie furchtbar anzusehn, weit furchtbarer als die bedrohlichen und zer-

lumpten Gestalten im Städtchen und auf dem Bahnhof. Sie besaßen nämlich die ganze wohlausgerüstete, rasselnde, klirrende, gespornte, die gepflegte Furchtbarkeit ihres Führers und Herrn. Blank schimmerten die fleißig gefetteten Läufe ihrer Gewehre, die kräftigen Riemen kreuzten sich über den breiten Schultern und Brüsten und gürteten die schlanken Röcke ohne Fleck und Fehl. Wie Tarabas, ihr Führer und Herr, trugen alle kriegerische, sauber gebürstete und gewaltige Schnurrbärte in den wohlgenährten Gesichtern. Und aller Augen waren hart und kalt, ein guter, ein wachsamer Stahl. Tarabas selbst, obwohl er es beileibe keineswegs nötig hatte, seine Entschlossenheit durch irgendeinen ihn ermutigenden Anblick zu nähren und zu stärken, fühlte seine eigene Kraft bestätigt, wenn er seine Leute ansah. Jeder von ihnen war sein getreues und ergebenes Abbild. Alle zusammen waren sie gleichsam sechsundzwanzig Tarabasse, sechsundzwanzig Ebenbilder des großen Nikolaus Tarabas, und ohne ihn unmöglich. Seine sechsundzwanzig Spiegelbilder waren sie eben.
Warten hieß er sie vorläufig und ging klirrenden Fußes in das Bahnhofskommando. Hier fand er niemanden vor. Denn der alte Major, ebenso wie der Unteroffizier, befanden sich noch draußen, auf dem Perron, wo sie der merkwürdigen Kommandos Tarabas' und der merkwürdigen Disziplin seiner Leute Zeugen gewesen waren. Der Oberst Tarabas klopfte mit seinem Reitstock auf den Tisch. Man mußte dieses Klopfen weithin auf dem still gewordenen Bahnhof hören. Der Major erschien auch alsbald. »Ich bin der Oberst Tarabas«, sagt Nikolaus. »Ich habe die Aufgabe, in dieser Stadt ein Regiment zu bilden. Ich übernehme bis auf weiteres auch das Kommando über diese Stadt. Vorläufig wünsche ich von Ihnen zu wissen, wo ich Verpflegung für mich und meine sechsundzwanzig Mann bekomme.«
Der alte Major verharrte still auf der Stelle neben der Tür, durch die er soeben eingetreten war. Lange schon hatte er solch eine Sprache nicht mehr vernommen. Das war die seit der Kindheit vertraute, seit dem Ausbruch der Revolution nicht mehr gehörte Musik des Soldaten, eine längst verloren geglaubte Melodie. Der grauhaarige Major – Kisilajka hieß er und war ein Ukrainer – fühlte während der Rede Tarabas', wie sich seine Glieder strafften. Er fühlte, daß sich seine Knochen härteten, seine alten, armen Knochen, seine Muskeln spannten sich und gehorchten der militärischen Sprache. »Zu Befehl, Herr Oberst!« sagte der Major Kisilajka. »Die Verpflegungsbaracke ist einen halben Kilo-

meter von hier entfernt. Es gibt aber wenig Lebensmittel dort. Ich weiß nicht–« »Ich marschiere keinen Schritt weiter«, sagte der Oberst Tarabas. »Die Lebensmittel werden hierhergebracht. Was sind das für Leute, die sich auf dem Bahnhof herumtreiben? Sie werden uns die Verpflegung holen. Ich lasse die Ausgänge besetzen.« Und Tarabas begab sich wieder zu seinen Männern. »Keiner der hier Anwesenden verläßt den Bahnhof«, rief Tarabas. Und alle erstarrten. Aus purer Neugier und leichtsinniger Müßigkeit hatten sie sich eingefunden und in der Nähe der merkwürdigen Ankömmlinge ausgeharrt. Gefangene waren sie nun. Sie waren gewohnt, Hunger, Durst und Entbehrungen aller Art seit langer Zeit zu ertragen. Aber die Freiheit hatten sie besessen. Auf einmal verloren war nunmehr auch ihre Freiheit. Gefangene waren sie. Sie wagten nicht mehr, sich umzusehn. Einer nur von den Zuschauern, ein kleiner, magerer Jude in Zivil, versuchte, in ängstlichem Leichtsinn und Gott weiß welcher Hoffnung auf ein Wunder, einen der Ausgänge zu gewinnen. Im gleichen Augenblick aber schoß Tarabas auf den Flüchtigen – und der Arme fiel nieder, mit lautem, unmenschlichem Gebrüll fiel er hin, in den linken Schenkel getroffen, genau an der Stelle, in die Tarabas gezielt hatte; das knöcherne, dünne Köpfchen mit dem schütteren Ziegenbärtchen lag, aufwärtsgereckt, hart am Rande eines Schotterhaufens, welcher der Lokomotive Halt anzukündigen bestimmt war, und die kümmerlichen Stiefel mit den zerschlissenen Sohlen ragten mit den gekrümmten Spitzen gegen das gläserne Perrondach. Tarabas selbst ging zu dem Verletzten, hob den federleichten Juden auf, trug ihn auf beiden Armen, als trüge er ein dünnes Birkenstämmchen, in die Stube des Bahnhofskommandos. Alles schwieg still. Nachdem der Schuß verhallt war, hörte man keinen Laut. Es war, als wären sie alle, die da herumstanden, getroffen worden und im Stehen erstarrt. Tarabas legte den gewichtlosen Körper seines ohnmächtigen Opfers auf den mit Papieren bedeckten Tisch des Majors, riß die alte, glänzende, dunkelgraukarierte Hose des Juden auf, zog ein Taschentuch heraus, betrachtete die Wunde und sagte »Streifschuß« zu dem erschrockenen Major. »Verbinden!« rief er dann. Und einer seiner Leute, der Friseur gewesen war und den Dienst als Sanitäter versah, trat ein und begann, den verwundeten Juden flink und behutsam zu behandeln.

Der erstarrten Zuschauer auf dem Bahnhof gab es etwa vierzig. Diese ließ Tarabas aufstellen. Zweien seiner Männer übergab er das Kom-

mando. Essen sollten sie holen. Der Rest verblieb auf dem besonnten, großen Perron und wartete. Tarabas stand am Rande des Bahnsteigs und blickte auf die bläulich schimmernden, schmalen und eiligen Schienenbänder, indessen drinnen im Büro des Majors der verletzte Jude wieder zu sich kam. Man hörte sein jämmerliches, schwaches Schluchzen durch die offene Tür. In der blauen Luft zwitscherten die Spatzen.

Alsbald kamen auch die Leute mit dem Essen zurück. Man hörte das Klappern der blechernen Geschirre und die gleichmäßigen Schritte der Männer. Sie kamen an. Man begann, das Essen zu verteilen. Tarabas bekam als erster eine Schüssel. Mitten aus der grauen, undurchsichtigen Suppe ragte ein Stück dunkelbraunen Fleisches wie ein Fels aus einem See.

Tarabas zog einen Löffel aus dem Stiefel, und seine Männer taten im selben Augenblick das gleiche. Die vierzig Gefangenen, die das Essen gebracht hatten, standen reglos da. In ihren großen Augen wohnte der Hunger. In ihren Mündern sammelte sich feuchter Speichel. Sie konnten das hurtige Klappern der blechernen Löffel gegen das Geschirr kaum hören. Und einige unter ihnen versuchten, sich mit den Fingern die Ohren zu verstopfen.

Tarabas setzte als erster den Löffel ab. Dem ersten der Gefangenen, der in seiner Nähe stand, reichte er den Rest seines Essens, samt dem Löffel. Und ohne daß Tarabas ein Wort gesagt hätte, taten alle seine Männer das gleiche. Jeder von ihnen setzte mit einem Ruck die Schale ab und reichte sie dem nächststehenden Gefangenen. All dies vollzog sich, ohne daß ein Wort gefallen wäre. Man hörte nichts mehr als das Klappern der Blechgeschirre, das Schmatzen der Lippen und das Mahlen der Zähne und das Zwitschern der Sperlinge unter dem gläsernen Dach des Perrons.

Nachdem alle gegessen hatten, gebot der Oberst Tarabas den Abmarsch in die Stadt. Den so zufällig und plötzlich Gefangenen erschien auf einmal ihre veränderte Lage angenehmer. Sie ließen sich von Tarabas' Männern in die Mitte nehmen. Und umgeben von einer lebendigen Mauer aus Bewaffneten, marschierten sie, zufrieden, gleichgültig, manche unter ihnen freudig, unter Tarabas' Befehl in das Städtchen Koropta.

Sie marschierten durch den halbgetrockneten, silbergrauen Schlamm der Straßenmitte – und die Gänse, die Enten und die Kinder liefen

schreiend und jammernd vor ihnen her. Der kleine Trupp verbreitete einen absonderlichen Schrecken. Die Bewohner wußten nicht, was für eine neue Art Krieg eben ausgebrochen sein mochte. Denn eine neue Art von Krieg schien ihnen der Einmarsch des Obersten Tarabas zu sein. Fürchterliche und hurtige Gerüchte flogen Tarabas voran. Er sei der neue König des neuen Landes, sagten einige. Und andere behaupteten, er sei der Sohn des Zaren selbst und eben gekommen, seinen Vater zu rächen. Was aber die Juden betraf, deren ein paar Hundert in diesem Städtchen Koropta saßen, so beeilten sie sich, weil es gerade ein Freitag war und der Sabbat mit heiligem Schritt herannahte, die winzigen Läden zu schließen, in großer Hast; und in dem festen Glauben, ihr Sabbat könne den unerbittlichen Gang der Geschichte ebenso aufhalten, wie er ihre Geschäfte aufhielt.
Tarabas, an der Spitze seines gefährlichen Trupps, begriff nicht, weshalb die kleinen Kramläden so eilig geschlossen wurden, und er fühlte sich gekränkt. Die schwatzenden Weiber erhoben sich von den Schwellen, sobald er sich näherte. Man hörte das eiserne Gerassel der Ketten und Riegel und Schlösser vor den hölzernen Kramläden. Hier und dort huschte der schwarze Schatten eines Juden vorbei, Tarabas entgegen, geduckt in den kümmerlichen Schutz der Häuser. Vor sich auf seinem Weg sah Tarabas lauter Fliehende. Daß man vor ihm Angst haben könnte, verstand er nicht. Bekümmert wurde er im Verlauf seines Marsches, bekümmert. Ja, Kummer bereitete ihm die Stadt Koropta. Er hielt vor dem Gouvernementsgebäude, stieg, von zwei seiner Bewaffneten gefolgt, die breite Treppe hinauf und öffnete die zweiflügelige Tür, hinter der er den Kommandanten der Polizei vermutete. Hier saß er in der Tat, ein armseliger Greis, hager und winzig und verloren in dem gewaltigen Lehnstuhl, ein Mann aus alten Zeiten. »Ich habe das Kommando dieser Stadt übernommen«, sagte Tarabas. »Es ist meine Aufgabe, hier ein Regiment zusammenzustellen. Geben Sie mir die Aufzeichnung der wichtigsten Gebäude. Wo ist die Kaserne? Sie dürfen dann ruhig heimgehn.«
»Sehr gerne«, sagte das Greislein. Und begann, mit einem verstaubten, außerordentlich dünnen Stimmchen, das kam, wie aus einem altertümlichen Spind, das Gewünschte herzusagen. Dann erhob sich der Greis. Sein kahler, gelblicher, fleckiger Schädel reichte knapp bis zur Höhe der Sessellehne. Hut und Stock holte er von den Haken, verneigte sich lächelnd und ging.

»Setz dich dorthin!« sagte Tarabas zu einem seiner Begleiter. »Bis ich wiederkomme, bist du der Polizeikommandant!« Und Tarabas ging und säuberte eines der wenigen in Koropta befindlichen Ämter nach dem andern. Die leere Kaserne bezog er hierauf, versammelte die Gefangenen im Hof und fragte: »Wer von euch war Soldat? Wer von euch möchte unter mir weiter Soldat bleiben?«
Alle traten sie vor. Alle wollten sie unter Tarabas Soldaten sein.

X

Als die Kunde von der Ankunft des schrecklichen Tarabas und seiner schrecklichen Begleiter in den Gasthof »Zum weißen Adler« gedrungen war, beschloß der Wirt, der Jude Nathan Kristianpoller, unverzüglich seine Wohnung zu räumen und seine Frau sowie seine sieben Kinder zu den Schwiegereltern nach Kyrbitki zu schicken. Einigemal schon hatte die Familie Kristianpollers diese Reise gemacht. Zuerst, als der Krieg ausbrach, hierauf, als ein fremdes Kosakenregiment in das Städtchen Koropta einrückte, später, als die Deutschen einmarschierten und die westlichen Teile Rußlands besetzten. Bei der ersten Fahrt waren es fünf Kinder gewesen, hierauf sechs, zuletzt nicht weniger als sieben, Mädchen und Knaben. Denn unabhängig von den unaufhörlich wechselnden Schrecken des Krieges erteilte die Natur der Familie Kristianpoller ihren gleichen unerbittlichen und freundlichen Segen.
Den Gasthof »Zum weißen Adler« – es war der einzige im Städtchen Koropta – hatte der Jude Kristianpoller von seinen Vorfahren geerbt. Seit mehr als hundertfünfzig Jahre besaßen und verwalteten die Kristianpollers diesen Gasthof. Der Erbe Nathan Kristianpoller wußte nichts mehr von den Schicksalen seiner Großväter. Er war in diesem alten Gasthof aufgewachsen, hinter der dicken, verfallenden, von vielen Sprüngen gezeichneten, von wildem Weinlaub bewachsenen Mauer, die ein großes, rotbraun gestrichenes, zweiflügeliges Tor unterbrach und gleichzeitig verband, wie ein Stein einen Ring unterbricht und verbindet. Vor diesem Tor hatten der Großvater und der Vater Nathan Kristianpollers die Bauern erwartet und begrüßt, die Donnerstag und Freitag auf den Markt nach Koropta kamen, ihre Schweine zu verkaufen und Sensen, Sicheln, Hufeisen und bunte Kopftücher in den kleinen Läden der Händler zu erstehen. Bis zu der Stunde, in welcher

der große Krieg ausbrach, hatte der Gastwirt Kristianpoller keine Veranlassung gehabt, an eine Veränderung zu denken. Später aber gewöhnte er sich sehr schnell an die verwandelte Welt, und es gelang ihm, wie vielen seiner Brüder, die Gefahren zu umgehen, mit List und mit Hilfe Gottes der Gewalt heimischer und fremder Soldaten die angeborene und eingeübte Schlauheit entgegenzuhalten wie einen Schild und, was das wichtigste war, das nackte Leben zu bewahren, das eigene und das der Familie.

Jetzt aber, nach der Ankunft des schrecklichen Tarabas, ergriff den Gastwirt Kristianpoller ein ganz fremder, ihm völlig unbekannter Schrecken. Eine neue Bangnis erfüllte sein Herz, das sich schon mit den heimischen, gewohnten Bangnissen vertraut gemacht hatte. Wer ist dieser Tarabas? fragte das Herz Kristianpollers. Wie ein schimmernder König aus Stahl kommt er nach Koropta. Gefährlich neue und eiserne Nöte bringt er nach Koropta. Andere Zeiten werden anbrechen und, Gott weiß, welche neuen Gesetze! Erbarme Dich unser aller, Herr, und insbesondere Nathan Kristianpollers!

Zwar wohnten schon seit zwei Wochen im Gasthof »Zum weißen Adler« die Offiziere der neuen Armee des jungen Landes mit ihren Burschen. Zwar lärmten sie jede Nacht im großen, weiten Saal der Gaststube unter dem braunen Gebälk der niedrigen, hölzernen Decke und später noch in ihren Zimmern. Kristianpoller aber hatte bald erkannt, daß sie nur aus harmlosem Übermut wüteten und tranken und daß sie eines Meisters und Gebieters harrten, der sie noch unbekannten, gewiß aber gefährlichen Zielen entgegenführen würde. Und gewiß war Tarabas dieser Gebieter. Infolgedessen lud Kristianpoller seine ganze Familie, wie er es schon gewohnt war, in den großen Landauer, der im Schuppen des Gasthofs bereitstand, und schickte alle Teuern nach Kyrbitki. Er selbst blieb. Die zwei geräumigen Zimmer, zu denen eine kaum sichtbare Tür hinter dem Schanktisch führte und in denen er mit den Seinigen gewohnt hatte, verließ er und schlug sich ein Lager aus Stroh auf dem Boden der Küche auf. Im weiten Hof, neben dem Schuppen, befand sich noch ein kleines Gebäude aus gelben Ziegeln, halb verfallen und zu keinen sichtlichen Zwecken erbaut, nur vorläufigen und zufälligen dienlich. Dort lagerte allerlei Hausgerät, leere Fässer, Tröge und Körbe, gespaltenes Holz für den Winter und rundgebündelte Kienspäne, alte, ausgediente Samoware und was sich sonst Nützliches und Nutzloses im Lauf der Zeit angesammelt hatte.

Nicht ohne ein gewisses Schaudern hatte Kristianpoller in seiner ersten Jugend dieses Gebäude betreten. Manche erzählten nämlich, vor undenklichen Zeiten, als noch die ersten christlichen Missionare in dieses hartnäckige heidnische Land gekommen waren, hätten sie an dieser Stelle, just in diesem Hofe, eine Kapelle errichtet. Diese Erzählungen bewahrte der Jude Kristianpoller wohl in seiner Brust, er verriet sie nicht, denn er ahnte, daß sie eine Wahrheit enthielten. Wäre er überzeugt gewesen, daß es Märchen seien, so hätte er sich nicht gehütet, ihrer vielleicht bei passenden Gelegenheiten zu erwähnen, statt seiner Frau oder seinen Kindern Schweigen zu gebieten, wenn eins von ihnen jemals auf die merkwürdige Vergangenheit der Kammer zu sprechen kam. Man möge kein törichtes Märchen wiederholen, pflegte Kristianpoller zu sagen.
Dem Stallknecht Fedja gab er jetzt den Auftrag, die »Kammer« zu reinigen und herzurichten. Er selbst ging in den Keller, wo die kleinen, rundlichen Schnapsfässer lagerten und die größeren Weinfässer, die schon sehr alt waren und glücklicherweise sogar den Krieg und alle wechselnden Invasionen überdauert hatten. Es war ein geräumiges Kellergewölbe, angelegt in zwei Stockwerken, mit steinernen Wänden, steinernem Boden und einer steilen Wendeltreppe. Hatte man deren letzte Stufe erreicht, so trat der Fuß auf eine große Platte, die man mit Hilfe eines großen, eisernen Ringes ein wenig heben und dann mit einem schweren, eisernen Stab hochstemmen konnte. Den Ring hatte Kristianpoller aus der Öse gelöst und verborgen, damit kein Unberufener etwa auf den Gedanken komme, daß ein tieferes Stockwerk des Kellers vorhanden sei. Tief unten befand sich der alte, kostbare Wein. Schnaps und Bier lagen, jedermann erreichbar, in der oberen Abteilung.
Die eiserne Stange wie den Ring holte nun Kristianpoller aus dem Versteck und schleppte sie in seine Schankstube. Er war ein ziemlich kräftiger Mann, wohlgerötet durch den Atem des Alkohols, der ihn seit seinen Kindertagen umwehte, waren sein Gesicht und sein Nacken, und kräftig spannten sich seine Muskeln dank der gewohnten Arbeit an den schweren Fässern und an den Fuhrwerken der bäuerischen Gäste. Dem Dienst bei der Armee und also den unmittelbaren Gefahren des Krieges war Kristianpoller nur infolge eines geringen körperlichen Fehlers entgangen: ein zartes, weißes Häutchen verschleierte sein linkes Auge. Auf seinen entblößten Unterarmen, unter den aufgerollten

Hemdsärmeln wucherten Wälder von dichten, schwarzen Haaren. Der ganze Mann hatte etwas Furchtbares, und sein verschleiertes Auge machte sein braunbärtiges Angesicht zuweilen sogar grimmig. Unerschrocken war er von Natur. Dennoch wohnte jetzt die Angst in seinem Herzen.

Allmählich, im Laufe der Vorbereitungen, die er traf, gelang es ihm, sich ein wenig zu beruhigen und die Furcht vor dem unbekannten Tarabas zurückzudrängen. Ja, er machte sich sogar langsam mit der Vorstellung vertraut, daß er der Grausamkeit des fremden, eisernen Mannes zum Opfer fallen könnte. Und sollte es auch ein schreckliches Ende werden, dachte Kristianpoller, so sollte es auch ein mutiges sein. Und er betrachtete die eiserne Stange, die er aus dem Keller geholt hatte und die neben dem Schanktisch lehnte. Sie war ein wenig rostig von der Feuchtigkeit des Kellers. An altes Blut erinnerten ihre braunen Flecke.

Die Mittagsstunde war da, und Kristianpoller begrüßte die Offiziere, die bei ihm wohnten und die jetzt mit sehr viel Geklirr und lauten Rufen in die Gaststube traten. Er haßte sie. Seit nunmehr vier Jahren ertrug er mit lächelndem Angesicht, bald Zorn und bald Schrecken im Herzen, die verschiedenen Uniformen, das Scheppern der verschiedenen Säbel, den dumpfen Aufschlag der Karabiner und Gewehre auf die hölzernen Dielen dieser Gaststube, das Klirren der Sporen und den brutalen Tritt der Stiefel, das knarrende Lederzeug, an dem die Pistolen hingen, und das Klappern der Menageschalen, die gegen die Feldflaschen anschlugen. Der Wirt Kristianpoller hatte gehofft, nachdem der Krieg zu Ende gegangen war, endlich wieder eine andere Art von Gästen sehn zu können, Bauern aus den Dörfern, Händler aus den Städten, scheue, schlaue Juden, die verbotenen Branntwein verkauften. Aber die kriegerische Mode hörte offenbar in dieser Welt nicht mehr auf. Nun erfand man noch neue Monturen und allerneueste Abzeichen. Kristianpoller kannte nicht einmal mehr die Chargen seiner Gäste. Er sagte zur Sicherheit einem jeden Herr Oberst. Und er war entschlossen, Tarabas mit dem Titel »Exzellenz« und »Herr General« zu begrüßen.

Er trat vor den Schanktisch, lächelte und verneigte sich unaufhörlich und wünschte im stillen jedem Gast, ohne Ausnahme, einen qualvollen Tod. Sie fraßen und tranken, aber sie zahlten nicht, seitdem dieses neue Land auferstanden war. Sie erhielten keine Gage und konnten demzu-

folge auch gar nicht zahlen. Verdächtig erschienen dem Juden Kristianpoller die Finanzen seines neuen Landes. Diese Herren warteten gewiß auf Tarabas, auf das neue Regiment. Sie sprachen unaufhörlich von ihm, und das feine und schlaue Ohr Kristianpollers lauschte fleißig, während er die Gäste bediente. Es schien ihm alsbald, daß sie vor Tarabas beinahe ebensoviel Angst hatten wie er selbst, ja vielleicht fürchteten sie ihn noch mehr. Näheres über Tarabas zu fragen, wagte der Jude nicht. Gewiß hätten sie ihm Auskunft geben können. Alle kannten sie ihn schon.

Auf einmal, während sie noch aßen, wurde die Tür aufgestoßen. Einer von Tarabas' Bewaffneten trat ein, schlug salutierend die Absätze zusammen und blieb an der Tür stehn, eine fürchterliche Bildsäule. Das ist Tarabas' Bote, sagte sich der Wirt. Bald kommt er selber.

In der Tat hörte man einen Augenblick später die klirrenden Schritte von Soldaten. Durch die offene Tür trat der Oberst Tarabas, gefolgt von seinen Getreuen. Die Tür blieb offen. Alle Offiziere sprangen auf. Oberst Tarabas salutierte und gab ihnen ein Zeichen, sich wieder zu setzen. Zum Juden Kristianpoller wandte er sich, der die ganze Zeit gebückt vor seiner Theke stand, und befahl ihm, Essen, Trinken und Lager für zwölf Mann unverzüglich herzurichten. Er selbst werde hier wohnen, sagte Tarabas. Ein geräumiges Zimmer brauche er. Ein Bett vor der Tür für seinen Diener. Zwölf seiner Leute wolle er in der nächsten Umgebung wissen. Pünktlichkeit, Sauberkeit und Gehorsam verlange er auch vom Wirt und dessen Personal, falls solches vorhanden. Und er schloß mit dem Satz: »Wiederhole, Jude, was ich eben gesagt habe!«

Wort für Wort wiederholte nun Kristianpoller alle Wünsche des Obersten Tarabas. Ja, es war ihm ein leichtes, sie zu wiederholen. Eingegraben hatten sich die Worte Tarabas' in den Kopf Kristianpollers wie harte Nägel in Wachs. Für ewige Zeiten steckten sie drin. Er wiederholte Wort für Wort, das Angesicht immer noch gegen den Fußboden geneigt, den Blick auf die glänzenden Stiefelkappen Tarabas' gerichtet und auf den silbernen Saum, den der Schlamm an den Stiefelrändern zurückgelassen hatte. Er könnte verlangen, dachte Kristianpoller, daß ich den Rand seiner Stiefel mit der Zunge säubere. Wehe, wenn er es fordert.

»Sieh mir ins Auge, Jude!« sagte Tarabas. Kristianpoller erhob sich.
»Was hast du zu erwidern?« fragte Tarabas.

»Euer Hochwohlgeboren und Exzellenz«, antwortete Kristianpoller, »es ist alles bereit und in Ordnung. Ein großes Zimmer steht Euer Hochwohlgeboren zur Verfügung. Eine geräumige Kammer ist für Euer Hochwohlgeboren Begleiter bereit. Und vor dem Zimmer wollen wir ein Bett bereitstellen, ein bequemes Bett!«
»Recht, recht«, sagte Tarabas. Und er befahl seinen Leuten, Essen aus der Küche zu holen. Und er setzte sich an einen freien Tisch.
Es war ganz still im Schankzimmer geworden. Die Offiziere rührten sich nicht mehr. Sie sprachen nicht mehr. Ihre Gabeln und Löffel lagen unbeweglich neben den Tellern.
»Guten Appetit!« rief Tarabas, zog sein Messer aus dem Stiefel und betrachtete es sorgfältig. Er leckte seinen Daumen ab und fuhr mit dem nassen Finger sachte über die Schneide.
Der Jude Kristianpoller nahte mit dampfender Schüssel in der Rechten, Löffel und Gabel in der Linken. Erbsen und Sauerkraut brachte er, dazwischen eine rosa leuchtende Schweinsrippe. Zarter, grauer Dunstschleier lag über dem Ganzen.
Nachdem Kristianpoller die Schüssel niedergesetzt hatte, verneigte er sich und schritt rücklings gegen den Schanktisch.
Von hier aus beobachtete er unter halbgeschlossenen Lidern den äußerst gesunden Appetit des gefährlichen Tarabas. Er wagte nicht, ohne besondere Aufforderung der Stimme seines Herzens zu gehorchen, die ihm da zuflüsterte, er möchte dem gewaltigen Manne Alkohol anbieten. Vielmehr wartete er auf einen Befehl.
»Trinken!« rief endlich der fürchterliche Tarabas.
Kristianpoller verschwand und erschien einen Augenblick später mit drei großen Flaschen auf einer soliden, hölzernen Platte: Wein, Bier und Schnaps.
Er stellte die drei Flaschen sowie drei verschiedene Gläser vor den Obersten Tarabas, verbeugte sich tief und zog sich zurück. Tarabas prüfte zuerst die Flaschen, indem er jede einzelne nacheinander hob und in der Luft betrachtete, wie um sie mit Hand und Blick zu wägen, und entschloß sich hierauf für den Branntwein. Er trank, wie es die Gewohnheit aller Schnapstrinker ist, ein Gläschen auf einen Zug und schenkte sich ein neues ein. Vollkommene Stille herrschte in der Wirtsstube. Die Offiziere saßen steif vor ihren Tellern, Bestecken und Gläsern und schielten zu Tarabas hinüber. Kristianpoller stand reglos, mit gesenktem Kopf vor seiner Theke, in harrender Dienstfertigkeit, jeden

Moment bereit, auf einen Wink, ja auf ein Zucken der Augenbrauen des Obersten Tarabas herbeizueilen. So stand Kristianpoller da, lauschend und lauernd auf die Wünsche des Kriegsgottes von Koropta, die sich in dessen Innerem langsam oder, wer weiß, auch plötzlich bilden mochten. Man hörte deutlich das gurgelnde Rinnen des Branntweins, wenn der Oberst ein neues Gläschen füllte; und hierauf die anerkennenden Worte des Furchtbaren: »Ein guter Schnaps, mein lieber Jude!« – ein Satz, den Tarabas immer häufiger und mit immer lauterer Stimme wiederholte. Schließlich, nachdem der Oberst sechs Gläschen getrunken hatte, schien es dem jüngsten der anwesenden Offiziere, dem Leutnant Kulin, an der Zeit, die allgemeine, von Respekt und Furcht geladene Stille zu unterbrechen. Er erhob sich, ein gefülltes Glas Branntwein in der Hand, und näherte sich dem Tisch des Obersten. Die Hand des Leutnants Kulin zitterte nicht, aus dem bis zum Rande gefüllten Glas fiel kein Tropfen, als er in soldatischer Haltung vor Tarabas stehenblieb. »Wir trinken auf das Wohl unseres ersten Obersten!« sagte der Leutnant Kulin. Alle Offiziere erhoben sich. Auch Tarabas stand auf. »Es lebe die neue Armee!« sagte Tarabas. »Es lebe die neue Armee!« wiederholten alle. Und mitten in das Geklirr der aneinanderstoßenden Gläser brach, ein etwas verspätetes und schüchternes Echo, die Stimme des Juden Kristianpoller: »Es lebe unsere neue Armee!«

Sofort nachdem er diese Worte ausgestoßen hatte, erschrak Nathan Kristianpoller gewaltig. Und er eilte hinter die Theke, schlug die kleine, hölzerne Tür auf, die in den Hof ging, rief nach dem Hausknecht Fedja und befahl ihm, zwei Fäßchen Branntwein aus dem Keller zu holen. Indessen hub drinnen in der Stube eine allgemeine Verbrüderung an. Einzeln zuerst, hierauf in kleinen Gruppen, verließen die Männer ihre Sitze, näherten sich, immer mutiger und vertraulicher, dem Obersten Tarabas und leerten ihre Gläser auf sein Wohl. Tarabas fühlte sich immer wohler und heimischer. Mehr noch als der Schnaps wärmte ihn die untertänige Freundschaft der Offiziere, Eitelkeit wärmte sein Herz. »Du, mein Freund«, sagte er bald wahllos dem und jenem. Alsbald rückten sie auch die Tische zusammen. Keuchend und die Stirnen schweißbedeckt, kamen Kristianpoller und der Hausknecht Fedja mit den Schnapsfässern. Eine Weile später rann der wasserklare Branntwein in die geräumigen, funkelnden Weingläser, sechsunddreißig an der Zahl, die auf dem Schanktisch warteten. Sobald eines gefüllt

war, wurde es von Hand zu Hand gereicht wie Wassereimer bei einem Brand. Dann, als gälte es, ein Feuer zu löschen, stellten sich die Offiziere in einer Kette auf, von der Theke Kristianpollers bis zum Tisch, an dem der furchtbare Tarabas saß, und reichten einander die gefüllten Gläser. So reichten sie einander ein volles Glas nach dem andern weiter; und ordentliche Gläser waren es.

Auf einen Wink des Majors Kulubeitis erhoben alle gleichzeitig die Gläser, brüllten ein unheimliches »Hurra«, das den Juden Kristianpoller vollends verzagt machte, den Knecht Fedja aber dermaßen erfreute, daß er überraschend aus vollem Herzen zu lachen anfing. Er mußte sich bücken, so schüttelte ihn sein eigenes Gelächter. Dabei schlug er mit seinen schweren Händen auf seine vollen Schenkel. Anstatt daß dieses törichte Gelächter die Herren beleidigt hätte, wie Kristianpoller bereits zu befürchten begann, steckte es im Gegenteil auch die gutgelaunten Offiziere an, und alle Welt lachte nun, stieß mit den Gläsern an, prustete, schüttelte sich, brüllte und hustete. Alle waren sie plötzlich von einer unerbittlichen Fröhlichkeit unterjocht worden, preisgegeben und ausgeliefert waren sie ihrem eigenen Gelächter. Ja, Tarabas selbst, der Gewaltige, winkte unter dem unaufhörlichen Jubel aller den lachenden Fedja heran und befahl ihm zu tanzen. Und damit die Musik nicht fehle, ließ Tarabas einen der Seinen hereinrufen, einen gewissen Kalejczuk, der vortrefflich die Ziehharmonika zu handhaben verstand. Dieser begann aufzuspielen, sein Instrument in beiden Händen vor der gereckten Brust. Er spielte den weitbekannten Kosakentanz, denn er hatte sofort erkannt, daß der Knecht Fedja sein Landsmann war. Und sofort – gleichsam Herz und Füße getroffen von den Klängen der Ziehharmonika – begann Fedja zu tanzen. Die Kette, welche die Offiziere bis jetzt gebildet hatten, rundete sich zu einem Ring, in dessen Mitte Fedja herumhüpfte und Kalejczuk die Ziehharmonika bearbeitete. Freiwillig, ja glückselig zuerst hatte Fedja zu tanzen begonnen. Allmählich aber, unter der Gewalt der Musik, die ihn befehligte und der er sich in süßem und zugleich qualvollem Gehorsam fügte, erstarrte sein lächelndes Gesicht, und sein offener Mund konnte sich nicht mehr schließen. Zwischen seinen gelben Zähnen zeigte sich von Zeit zu Zeit die lechzende Zunge, als gälte es, die Luft zu lecken, an der es den Lungen fehlte. Er drehte sich um die eigene Achse, ließ sich hierauf fallen und wirbelte hockend in den Knien im Kreise herum, erhob sich wieder, um einen Luftsprung zu vollführen: alles, wie es die

Gesetze des Kosakentanzes vorschrieben. Man sah ihm an, daß er gerne innegehalten hätte. Zuweilen schien es, daß den Tänzer alle Kräfte zu verlassen drohten, ja, daß sie ihn schon verlassen hätten und daß er nur noch getrieben und belebt ward von den wehklagenden und feurigen Klängen des Instruments und von den rhythmischen, klatschenden Schlägen, welche die rundum als Wächter des Tanzes aufgestellten Offiziere mit ihren Händen vollführten. Auch den Musikanten Kalejczuk ergriff alsbald die Lust, sich zu bewegen. Die Musik, die er machte, überwältigte ihn selbst so, daß er sich, die rührigen Finger immer noch unablässig in den Klappen der Ziehharmonika, plötzlich zu drehen begann, zu hüpfen, sich in die Knie fallen zu lassen und dem unermüdlichen Fedja entgegenzutanzen. Schließlich sprangen auch einige Offiziere aus dem Kreis, tanzten, so gut sie konnten, mit den beiden um die Wette, und die übrigen, die noch dastanden, stampften zum Takt mit den Stiefeln und hörten nicht auf, in die Hände zu klatschen. Ein ungeheuerlicher Lärm erhob sich. Es dröhnten die Stiefel auf dem Boden, die Fensterscheiben schepperten, die Sporen klirrten und die noch leeren Gläser, die nebeneinander auf dem blechernen Schanktisch standen und auf neue Trinker zu warten schienen. Der Jude Kristianpoller wagte nicht, den Platz zu verlassen, auf dem er stehengeblieben war. Merkwürdigerweise beruhigte ihn dieser ganze Lärm in der gleichen Weise, wie er ihn erschreckte. Er fürchtete, man würde auch ihn im nächsten Augenblick tanzen lassen, wie Fedja, den Knecht. Haß war in seinem Herzen und Bangnis. Zugleich wünschte er, diese Leute möchten noch mehr trinken, obwohl sie ja, wie er bereits wußte, kein Geld hatten, zu bezahlen. Reglos stand er neben seiner Theke da, ein Fremder in seinem eigenen Hause. Und er wußte nicht, was er da zu tun hätte. Und er wollte seinen Schanktisch verlassen – und er wußte auch, daß es unmöglich sei. Ratlos, armselig und geschäftig, trotz seiner Unbeweglichkeit, stand er da, der Jude Kristianpoller.

Nun, der goldige Herbsttag ging indessen zu Ende. Und den drei großen Fenstern gegenüber, auf den Schragen, an denen die gebräunten, fettigen Ledergürtel hingen und die blitzenden Säbel, spiegelte sich die rötlich untergehende Sonne des Herbstes. Auf sie richtete der Jude Nathan Kristianpoller seinen Blick. Ein Zeichen schien es ihm, daß der alte Gott noch bestehe. Er wußte, der Jude, daß die Sonne im Westen unterging und daß sie jeden wolkenlosen Tag auf diesen Schragen fiel:

Dennoch schöpfte er in diesem Augenblick Trost aus längst vertrautem und selbstverständlichem Tatbestand. Mochte Tarabas, der Fürchterliche, auch gekommen sein. Die Sonne Gottes ging noch unter, wie jeden Tag zuvor. Es war die Zeit gekommen, das Abendgebet zu sagen, das Antlitz gegen Osten gewendet, das heißt eben gegen den Schragen, den Kristianpoller jetzt betrachtete. Wie konnte er beten? Immer noch verstärkte sich der Lärm. Alle Schrecken des Kriegs und der bisherigen verschiedenen Besatzungen erschienen Kristianpoller in diesem Augenblick harmlos, verglichen mit dem eigentlich ganz ungefährlichen Gestampf und Gebrüll der Männer um Tarabas. Dieser saß übrigens, als der einzige, an seinem Tisch. Er lehnte sich weit zurück, fast lag er mehr, als er saß, die Beine in den prallen Hosen auseinandergespreizt, die Füße in den funkelnden Stiefeln weit vor sich hingestreckt. Von Zeit zu Zeit fühlte er sich bewogen, in die Hände zu klatschen, wie die andern es unaufhörlich taten. Nun stand schon ein gutes Dutzend geleerter Gläschen auf seinem Tisch – und immer noch gesellte sich ein neues, gefülltes dazu, dargebracht wie ein Opfer von den fürsorglichen Händen der im Rund aufgestellten Offiziere. Außer Tarabas trank seit einer halben Stunde kein anderer mehr. Von seinem Platz an der Theke aus konnte der Jude Kristianpoller merken, wann es an der Zeit sei, ein neues Gläschen zu füllen. Eigentlich starrte er die ganze Zeit nur noch auf den Tisch des Obersten Tarabas, und weder der Lärm, der ihn fast betäubte, noch der vielfältige Kummer, der ihn erfüllte, konnte ihn von der im Augenblick allerwichtigsten Sorge ablenken: ob der Fürchterliche noch mehr zu trinken wünsche. Aus der Flasche, die Kristianpoller vorher auf den Tisch gestellt hatte, schüttete Tarabas nichts mehr nach. Offenbar gefiel es ihm besser, wenn ihn die Offiziere bedienten. Nunmehr fing er an, wie Kristianpoller zu bemerken glaubte, der Müdigkeit anheimzufallen. Er mochte, nach der oberflächlichen Schätzung des Wirtes, bereits das sechzehnte Glas geleert haben. Er gähnte, der Große; Kristianpoller sah es ganz deutlich. Und diese unzweifelhafte Äußerung einer allgemeinen menschlichen Schwäche beruhigte den Juden.

Indessen verschwand der abendliche Widerschein der Sonne sehr schnell aus der Gasthausstube. Es wurde dunkel, auf einmal fast. Plötzlich hörte man einen schweren Fall. Fedja lag da, auf dem Rükken, die Arme ausgestreckt, und die Ziehharmonika brach ab, als hätte sie jemand in der Mitte entzweigeschnitten. »Wasser!« rief einer. Kri-

stianpoller stürzte mit dem Eimer herbei, der immer hinter der Theke bereitstand, und goß einen schweren, kalten Schwall auf Fedjas Angesicht. Ringsum beobachtete man genau, mit mehr Eifer als Schrecken, wie Fedja aus der Ohnmacht erwachte, prustete und sofort nach seiner Rückkehr ins Leben, liegend noch, ein schallendes Gelächter begann... ähnlich, wie ein Neugeborenes das Licht der Welt mit jämmerlichem Weinen begrüßt. Es war inzwischen völlig dunkel geworden. »Macht Licht!« rief Tarabas und erhob sich. Kristianpoller entzündete zuerst die Laterne, die stets auf dem Schanktisch stand, und an ihr, wie er es immer gewohnt war, mit Hilfe eines zusammengerollten Papierchens die Petroleumlampe. Das gelbliche, fettige Licht fiel gerade auf Fedja, der sich lachend erhob. Er prustete, schnaufte, Wasser rann von seinem Kopf und von seinen Schultern. Alle anderen schwiegen. Keiner rührte sich. »Zahlen!« rief plötzlich Tarabas. Wie lange schon hatte der Jude Kristianpoller diesen Ruf nicht mehr gehört! Wer hatte »Zahlen!« gerufen?
»Euer Hochwohlgeboren, Euer Exzellenz, Herr General«, sagte Kristianpoller, »ich bitte um Vergebung, ich habe nicht gezählt...« »Von morgen an wirst du zählen!« sagte Tarabas. »Ich schlage einen Spaziergang vor, meine Herren.«
Und alle gürteten sich hastig. Mit Geklirr und Gepolter gingen sie hinaus, in die Nacht des kleinen Städtchens Koropta, in einem Rudel hinter Tarabas, der Kaserne entgegen, um zu sehen, wie sich die Mannschaft des neuen Regiments in der Finsternis betrage.

XI

In den folgenden Tagen fühlte sich Oberst Tarabas, der furchtbare König von Koropta, nicht mehr heimisch in seinem Reich. Erwachte er des Morgens in dem breiten und gefälligen Bett, das ihm der Gastwirt Kristianpoller bereitet hatte, so wußte der König Tarabas nicht mehr, was sich gestern alles zugetragen hatte. Und die Erwartung der Dinge, die sich heute noch ereignen sollten, verwirrte ihn noch mehr. Denn wahrhaft verwirrend waren die Ereignisse, die sich in diesen Tagen rings um den Obersten häuften, teuflische Ereignisse. Teuflische Papiere brachten die häufigen Kuriere, die herbeikamen aus der Hauptstadt, zu Fuß, in Wagen, beritten und in alten Militärautomobilen. Es

war für Tarabas kein Zweifel, daß in diesem seinem neuen Vaterland ein papierener Teufel regierte. Unter seinem Befehl saßen tausend wütige Schreiber in der neuen Hauptstadt und sannen auf listige Pläne, Tarabas zu verderben. Rothaarige Schreiber waren es, rothaarige Juden vielleicht. Der Bursche mußte den Obersten am Morgen ankleiden, rasieren und bürsten. Er mußte ihm die schweren, engen Stiefel anpassen, neben dem Herrn vor dem Bett niederknien, Kopf und Oberkörper zwischen den gespreizten Beinen des Obersten bald vorstrecken und bald zurückziehen, die starken, braunen Fäuste abwechselnd an den Schäften und Zuglappen des rechten und an denen des linken Stiefels, hierauf geduckt vorkriechen und kräftig gegen Fersen und Sohlen klopfen, damit der Fuß Tarabas' endlich bequem in seine Behausung gelange. Denn es war, als ob sich der ganze Widerwille Tarabas' gegen den neuen Tag, der sich da drohend vor dem Fenster erhob, in den widerspenstigen Füßen gesammelt hätte. Um sie an die Erde wieder zu gewöhnen, stampfte er ein paarmal dröhnend auf den Boden, reckte dabei die Arme hoch, gähnte, mit einem langgezogenen, hohlen Schrei, und ließ sich den Riemen mit Dolch und Pistole umgürten. Es sah aus, als würde ein königliches Roß angeschirrt. Das war der Augenblick, in dem der Jude Kristianpoller, der seit dem ersten Morgengrauen hinter der Tür gelauscht hatte, auf lautlosen Pantoffeln in die Schenke eilte, den Tee zu bereiten. Kam dann der Oberst in die Schankstube, so rief Kristianpoller ein lautes »Guten Morgen!«, das wie bestimmt war, eine ganze Stadt zu begrüßen. Es war, als schallte die ganze große Freude des Juden, seinen erhabenen Gast endlich wiederzusehn, in diesem Gruß. »Guten Morgen, Jude!« erwiderte der Furchtbare. Es war ihm angenehm, der lärmende Gruß Kristianpollers weckte ihn erst eigentlich, bestätigte ihm auch, daß er noch mächtiger war als der anbrechende Tag; mochte der noch viele neue Papiere bringen. Gierig, mit gewaltigen Schlucken trank er den glühenden Tee, erhob sich, grüßte und rasselte in die Kaserne. Alle, die ihm unterwegs begegneten, wichen ihm aus und verbeugten sich tief. Er aber sah niemanden an.

Neues Unglück erwartete ihn in der Kanzlei. Er war ein gebildeter Mensch, Akademiker sogar. Einmal, vor Jahren, hatte er ganz verteufelte Formeln begriffen, Prüfungen bestanden. Ach, kein schlechtes Köpfchen war der Tarabas gewesen! Heute hatte er zwei Hauptleute zu Hilfe genommen; vier Schreiber, befehligt von einem kundigen Unteroffizier, saßen da und schrieben (auch sie wie Teufel). Alle zusam-

men verwickelten noch mehr die unzähligen Erlässe, die aus der Hauptstadt kamen, verwickelten die Anfragen, lösten keines der vielen Rätsel, verdichteten den Nebel, der sich aus den Papieren zu erheben schien, traten vor Tarabas mit verwirrenden Berichten, fragten ihn, ob sie dies und jenes zu tun hätten, und sagte er ihnen, sie möchten ihn in Ruhe lassen, so verschwanden sie wie Gespenster, vom Erdboden verschluckt, und ließen ihn allein mit der Qual der Verantwortung! Ach, er sehnte sich nach dem Kriege, der gewaltige Tarabas! Die wahllos Zusammengelaufenen, aus denen sich sein neues Regiment zusammensetzte, waren nicht seine alten Soldaten. Aus Hunger waren sie zu Tarabas gekommen, aus keinem andern Grunde. Jeden Tag meldete man ihm Desertionen. Jeden Tag, wenn er den Exerzierplatz besuchte, bemerkte er neue Lücken in den einzelnen Zügen. Man exerzierte faul und schläfrig. Ja, einige seiner Offiziere hatten nicht einmal eine Ahnung von Kompanieexerzieren. Welch Greuel für einen Tarabas! Nur auf seine wenigen Getreuen, die er hierher nach Koropta mitgebracht hatte, konnte er sich noch verlassen. Die andern fürchteten ihn zwar noch; aber schon fühlte er, daß diese Furcht auch den Verrat gebären konnte und den Meuchelmord. Gehorchte man noch seinen Befehlen? – Man nahm sie nur ohne Widerspruch entgegen. Auflehnung wäre ihm genehmer gewesen.

Und Tarabas erinnerte sich an den unseligen Sonntag, an dem der rote Fremdling zum erstenmal vor ihm erschienen war und mit dem das große Unheil angefangen hatte. Zeitweilig erfüllte ihn ein grimmiger Haß gegen seine Untergebenen, wie er ihn niemals gegen den Feind gekannt hatte. Und er erhob sich am Abend, wenn er sicher war, daß sie alle, seine Feinde, schon lange schliefen, vom friedlichen Tisch des Gasthofs, verließ ohne Gruß die Gesellschaft der zechenden Kameraden und eilte, Rachedurst im Herzen, mit großen Schritten in die Kaserne. Er visitierte die Wachen, ließ die Zimmer öffnen, riß die Decken von den nackten Leibern der Schlafenden, durchsuchte Lager und Strohsäcke, Rucksäcke und Bündel, Taschen und Kissen, kontrollierte das Klosett, drohte, den und jenen zu erschießen, fragte nach den Militärpässen, den Papieren, den Schlachten, die der und jener mitgemacht hatte, wurde plötzlich gerührt, war nahe daran, sich zu entschuldigen, dann von neuem Grimm gegen sich selbst erfüllt, hierauf von Wehmut und Mitleid. Tief be-

schämt, aber die Scham geborgen hinter klirrender Furchtbarkeit, stampfte er von dannen (und wie gerne hätte er seinen Schritt lautlos gemacht), zurück in den Gasthof.
Noch hatte er keine Löhnung für seine Mannschaft bekommen, keine Gage für sich und seine Offiziere. Seine Getreuen stahlen und raubten, was sie brauchten, wie sie gewohnt waren, in Häusern und Gehöften. Der Bevölkerung hatte er, der Sitten eingedenk, die in eroberten Gebieten galten, befohlen, vorläufig jeden Nachmittag dem Regiment Lebensmittel zu liefern. Pünktlich jeden Nachmittag um vier Uhr standen die Einwohner von Koropta mit Körben und Bündeln im Hof der Kaserne. Sie bekamen für Fleisch, Eier, Butter und Käse sogenannte Quittungen, winzige Zettelchen. Überreste und Fetzen aus altem vergilbtem Kanzleipapier, beschrieben von der ungelenken Hand des Feldwebels Konzew, gezeichnet von Tarabas mit einem kraftvollen T. Einmal sollten, nach Tarabas' Kundgebung, die drei seiner Männer unter heftigem Trommeln in Koropta verlautbart hatten, diese Quittungen eingelöst und bezahlt werden. Man traute den Trommlern nicht. Wie oft schon im Verlauf dieses Krieges hatten die Menschen von Koropta Trommler vernommen! Aber furchtsam wie bisher brachten sie in die Kaserne, was sie an entbehrlicher Nahrung besaßen oder gekauft hatten – und auch die Ärmsten trugen noch eine Kleinigkeit herbei, ein Töpfchen Schmalz, eine Schnitte Brot, Kartoffeln, Zuckerrüben, Rettich und gebratene Äpfel.
Die unersättlichen Offiziere verpflegte der Jude Kristianpoller. Der alte, hilfreiche und grausame Gott schenkte dem Juden Kristianpoller an jedem neuen Tag ein neues Geschenk. Aus dem Dörfchen Hupki kam der gute Schwager Leib mit einem halben Ochsen. Und am nächsten Tage erschien unerwartet der Schinder Kuropkin, der ein gestohlenes Schwein gegen einen Liter Schnaps umzutauschen gehofft hatte. Nicht vergeblich war seine Hoffnung gewesen. Zwei Liter gab ihm Kristianpoller. Dafür schlachtete Kuropkin eigenhändig das Schwein und briet es im Hof im offenen Feuer. Mit Geld hatte bis jetzt nur der furchtbare Tarabas bezahlt. Von den anderen hatte Kristianpoller nicht einmal Quittungen erhalten. Aber was bedeutete auch das neue, in der Hast hergestellte Papiergeld, das der neue Staat auslieferte? Würde es noch zu Lebzeiten Kristianpollers in bares Gold umgetauscht werden? Bares Gold, fünf meterhohe Rollen aus goldenen Zehn-Rubel-Stükken, bewahrte Kristianpoller im zweiten Stockwerk seines Kellers auf.

Schon bereitete er sich auf den Tag vor, an dem er, die Gefräßigkeit seiner verhaßten Gäste zu befriedigen, in den Keller steigen würde, um etwas von einer der Rollen abzuheben. Aber er betete, dieser Tag möchte noch sehr ferne liegen.
Schon hatte Tarabas Botschaft nach der Hauptstadt geschickt, es fehle an Geld und er könne, wenn es ausbliebe, Meuterei und Unruhe erwarten. An einem der nächsten Tage erschien ein eleganter Leutnant in der neuen Uniform des Landes in Koropta, just zu einer Zeit, in der Oberst Tarabas bereits in der Gesellschaft der Kameraden trank. Der Leutnant meldete, daß am nächsten Tage die Exzellenz, der General Lakubeit, die Garnison inspizieren werde. Tarabas erhob sich. »Bringt er Geld, der General?« fragte er. »Gewiß!« sagte der Leutnant. »Setz dich und trink!« befahl Tarabas.
Der Leutnant setzte sich gehorsam. Er trank sehr wenig. Er war der Adjutant eines nüchternen Generals.

XII

Am nächsten Morgen traf der General Lakubeit ein. Tarabas erwartete ihn am Bahnhof. Der Anblick des Generals, eines schwächlichen, kleinen Mannes, überraschte den Obersten Tarabas; ja, er fühlte sich durch die Winzigkeit des Generals überrumpelt. Es war ihm, als verhieße der schwache Körper der Exzellenz seinem eigenen, sehr kräftigen wenig Gutes. Vom Trittbrett schon reichte ihm der General die Hand. Aber es war, als suchte die Exzellenz eher sich auf Tarabas' mächtige Hand beim Absteigen zu stützen, als sie zur Begrüßung zu drücken. Das dürre, zerbrechliche Händchen des Generals fühlte Tarabas einen Augenblick in seiner mächtigen Faust wie einen kleinen, warmen, hilflosen Vogel. Der Oberst Tarabas war gerüstet, einen General zu empfangen, wie er deren viele kannte: zumeist mächtige und männliche Erscheinungen, bärtige, zumindest schnurrbärtige Herren, mit geradeaus gerichtetem, soldatischem Blick, mit harten Händen und festen Schritten. Solch einem General zu begegnen, war Tarabas gerüstet gewesen. Lakubeit aber war bestimmt einer der sonderbarsten Generale der Welt. Sein glattrasiertes, gelbes, verkniffenes Gesichtchen wuchs, irgendeiner fremden, alten, verrunzelten Frucht ähnlich, aus dem hohen, breiten, blutroten Kragen und barg sich im Schatten des

riesigen, schwarzen Daches, mit dem die graue, goldbetreßte Mütze eigens zu dem Zweck versehen zu sein schien, um das alte Köpfchen vor weiterer Verwelkung zu schützen. Die dünnen Beine Lakubeits versanken in den hohen Stiefeln, die gewöhnlichen Bauernstiefeln glichen und nicht mit Sporen versehen waren. Ein lockeres Jäckchen umflatterte die dürren Rippen der Exzellenz. Eine Vogelscheuche war es eher, kein General...

Ein so kümmerliches Aussehn hielt Tarabas für eine besondere Tücke. Er liebte seinesgleichen. Er liebte seine Ebenbilder. Sehr tief, geborgen auf dem Grunde seines Herzens, ruhte schlafend noch, aber von Zeit zu Zeit aus dem Schlaf murmelnd und mahnend, die Ahnung, daß der gewaltige Tarabas einmal eine entscheidende, eine schicksalhafte Begegnung haben werde mit einer der vielen schwächlichen Persönchen, die sich auf dieser Erde herumtrieben, überflüssig und listig und zu nichts Rechtem zu gebrauchen. Als er an die Seite des Generals trat, um ihn zum Ausgang zu geleiten, bemerkte er, daß Lakubeit ihm bis zur Höhe des Ellbogens reichte, und aus Höflichkeit und Disziplin sah sich der Oberst Tarabas gezwungen, sich kleiner zu machen, so gut es ging, den Rücken zu beugen, den langen Schritt zu verkürzen, die Stimme zu dämpfen. Seine Sporen klirrten. Lautlos aber waren die Stiefel des Generals. »Mein Lieber!« sagte der General mit ganz leiser Stimme. Tarabas beugte den Rücken noch tiefer, um genau zu hören. »Mein Lieber«, sagte der General Lakubeit, »ich danke Ihnen für den Empfang. Ich weiß viel von Ihnen. Ich kenne Sie schon lange, dem Namen nach. Ich freue mich, Sie zu sehn!« – Sprach so ein General? – Tarabas wußte nichts Rechtes zu erwidern.

Unterwegs, als sie im Wagen saßen – es war der Wagen Kristianpollers, und einer der Männer Tarabas' lenkte ihn –, sprach der General Lakubeit gar nicht. Zusammengeschrumpft, ein winziges Kind, saß er neben Tarabas und ließ seine blanken, dunklen Äuglein flink über die Landschaft gleiten. Man sah es, wenn er die große, goldbetreßte Mütze abnahm (was er ein paarmal während der Fahrt tat, obwohl es gar nicht heiß war). Ein paarmal versuchte auch Tarabas, ein Gespräch anzufangen. Sobald er aber zu einem Wort ansetzte, war es ihm, als sei der General Lakubeit viele Meilen von ihm entfernt. Schlimme Ahnungen durchzogen das Herz des gewaltigen Tarabas, dunkle Ahnungen! Als sie in das Städtchen kamen und links und rechts auf den hölzernen Bürgersteigen die Einwohner von Koropta in gewohnter Unterwürfig-

keit grüßten, begann der General Lakubeit, nach allen Seiten hin zu lächeln und die Grüße zu erwidern, den kahlen, gelblichen Schädel entblößt, die Mütze auf den Knien. Die schmalen Lippen öffneten sich und zeigten einen zahnlosen Mund. Nun war Tarabas seiner Sache sicher: Der oberste der gefährlichen papierenen Teufel war dieser Lakubeit.
Sie hielten vor dem Gasthof Kristianpollers, und der General sprang hurtig ab, ohne sich um Tarabas zu kümmern. Dem Gastwirt nickte er freundlich zu, die Mütze setzte er sich eiligst aufs Köpfchen und sprang geradezu in das Innere des Gasthofs. Er bestellte einen Tee und ein hartes Ei. Und Tarabas rührte den Schnaps nicht an, den Kristianpoller wie gewöhnlich, ohne zu fragen, vor den Obersten hingestellt hatte. Der General klopfte das Ei sachte gegen den Rand der Untertasse, während der elegante Leutnant, sein Adjutant, eintrat und sich vor dem Tisch aufpflanzte. »Setzen Sie sich«, murmelte der General und schälte mit dürrem Zeigefinger das Ei bloß.
Nachdem er also in vollkommener Stille das Ei gegessen und den Tee getrunken hatte, sagte der General Lakubeit: »Jetzt wollen wir uns das Regiment ansehn!« Gewiß, der Oberst Tarabas hatte alles vorbereitet. Seit dem frühen Morgen wartete das Regiment vor der Kaserne auf den General. Auch in den Mannschaftsstuben war alles in bester Ordnung. Dennoch sagte der Oberst Tarabas: »Ich kann nicht für alles garantieren. Ich hatte keine Löhnung, keine Uniformen, nicht einmal die Kaserne war brauchbar, als ich ankam. Auch kann ich nicht für jeden Mann des Regiments die Verantwortung übernehmen. Viele sind desertiert. Es ist viel Gesindel dabei.«
»Trinken Sie zuerst Ihren Schnaps«, sagte der General.
Tarabas trank.
»Und Sie auch!« sagte der General zum Leutnant.
»Zwei Kisten mit Geld kommen heute nach«, sagte dann der General. »Somit dürften die Hauptschwierigkeiten behoben sein. Es ist Geld für zwei Monatsgagen und Löhnung für sechs Dekaden. Ferner ist noch da ein Überschuß für Bier und Schnaps. Die gute Laune ist das wichtigste. Das wissen Sie, Oberst Tarabas.«
Ja, der Oberst wußte es.
Schweigsam bestiegen sie den Wagen und rollten in die Kaserne.
Mit hastigen, kleinen Schritten trippelte der General Lakubeit an den Reihen des aufgestellten Regiments vorbei. Er nahm oft, wie es seine

Gewohnheit zu sein schien, die Mütze ab. So, barhaupt, mit seinem nackten Schädelchen, reichte er gerade bis zu den Kolben der geschulterten Gewehre, und man mußte annehmen, daß seine flinken Äuglein lediglich die Koppeln und das Stiefelzeug der Männer zu mustern imstande waren. Die Leute vollzogen die üblichen Kopfwendungen, aber ihre Augen sahen hoch über dem Köpfchen Lakubeits in die Luft. Manchmal aber, erschreckend und jäh, hob der General den Kopf, blieb stehen, seine flinken Augen wurden starr und bohrten sich im Angesicht, im Körper, im Riemenzeug eines beliebigen Mannes oder Offiziers fest.

Es war, als prüfte der General Lakubeit gar nicht, wie sonst alle Generale der Welt, die militärischen Eigenschaften der Menschen, die er anblickte. Auf ihre militärischen Tugenden geprüft zu werden, waren sie alle gewohnt. Sie kannten den Krieg, die Gefangenschaft, Schlachten und Wunden, den Tod selbst: Was konnte ihnen ein General anhaben? Dieser winzige Lakubeit aber schien, wenn er so überraschend stehenblieb, das Innerste, die Seele zu erforschen. Gleichsam um diese vor ihm zu verbergen, panzerten sich die Männer mit einer militärischen Strammheit, hüllten sich in Disziplin, erstarrten wie in den ersten Rekrutenjahren und hatten doch das peinigende Gefühl, daß alles umsonst war. Die meisten glaubten an den Teufel. Und sie, wie ihr Oberst Tarabas, glaubten auch, kleine Höllenfeuerchen in den Äuglein Lakubeits glimmen zu sehn.

Sehr schnell beendete Lakubeit die Inspizierung. Er ging mit Oberst Tarabas in die Kanzlei, befahl, die Schreiber wegzuschicken, setzte sich, blätterte in den Papieren, ordnete sie mit seinen geschickten, mageren Händchen in einzelne Häuflein, lächelte manchmal, glättete zärtlich einen Haufen und dann den andern, sah auf Tarabas, der ihm gegenübersaß, und sagte:

»Oberst Tarabas, diese Sache verstehn Sie nicht!«

Nun gab es also eine Sache, die der gewaltige Tarabas nicht verstand; und man weiß, daß es, seitdem Tarabas in den Krieg gezogen war, eine solche Sache nicht gegeben hatte.

»Ja«, wiederholte der General Lakubeit mit seiner dünnen Stimme, »diese Sache verstehn Sie nicht, Oberst Tarabas.«

»Nein«, sagte der gewaltige Tarabas, »nein, in der Tat, ich verstehe diese Sache nicht. Die beiden Hauptleute, die ich für Sachverständige hielt, sie waren Rechnungshauptleute im Krieg, und die Schreiber, die

ich bestellt habe: Sie begreifen die Angelegenheit auch nicht. Sie erstatten mir Berichte, die ich nicht verstehe, es ist wahr! Ich fürchte, sie verwirren all die Angelegenheiten noch mehr.«
»Ganz richtig«, sagte der General Lakubeit. »Ich werde Ihnen, Oberst Tarabas, einen Adjutanten schicken. Einen jungen Mann. Behandeln Sie ihn nicht geringschätzig! Er hat den Krieg nicht mitgemacht. Schwach gewesen. Kränklich! Ja, keine Soldatennatur wie Sie, gottlob, eine sind, Oberst! Um Ihnen die Wahrheit zu sagen: Er war mein Gehilfe, zehn Jahre lang, im Frieden. Ich bin nämlich, müssen Sie wissen – und ich hoffe, es macht Ihnen nichts –, Advokat gewesen. Im Krieg war ich Auditor, kein Krieger. Sie werden es bemerkt haben. Im übrigen, Oberst Tarabas, bin ich der Advokat Ihres Herrn Vaters gewesen. Ich habe ihn erst vor einer Woche gesprochen, Ihren alten Herrn Vater. Er hat mir keine Grüße für Sie mitgegeben...«
Der General Lakubeit machte eine Pause. Seine eindringlichen, eintönigen Worte standen gleichsam noch im Raum, jedes einzeln, hart, scharf und still standen sie rings um den Obersten Tarabas wie ein Zaun aus dünnen, geschliffenen Pfählchen. Unter ihnen ragte nur das Wörtchen »Vater« ein wenig hervor. Auf einmal glaubte der Oberst Tarabas zu fühlen, wie er klein und immer kleiner werde, eine geradezu körperliche Veränderung, ohne Zweifel. Und wie er früher, aus Disziplin und Höflichkeit, vergeblich versucht hatte, geringfügiger als der General zu erscheinen, so gab er sich jetzt Mühe, seine körperlichen Maße zu bewahren, steil und aufrecht dazusitzen, gewaltiger Tarabas, der er war. Noch konnte er über den kahlen Kopf General Lakubeits hinwegsehn, zum Fenster hinaus, er nahm es mit Genugtuung zur Kenntnis. Sonniger Herbst war draußen. Ein goldener, halbentblätterter Kastanienbaum stand vor dem Fenster. Dahinter, zum Greifen nahe, schimmerte das eindringliche Blau des Himmels. Zum erstenmal seit seiner Kindheit empfand der Oberst Tarabas die Kraft und Stärke der Natur, ja, er roch den Herbst hinter dem Fenster, und er wünschte sich, wieder ein Knabe zu sein. Eine kurze Weile verlor er sich in Erinnerungen an seine Kinderzeit, und er wußte zugleich, daß er nur vor dieser Stunde floh, zurück in die Vergangenheit rettete er sich, der gewaltige Tarabas, und wurde somit nur noch kleiner und winziger und saß schließlich vor dem General Lakubeit da wie ein Knabe.
»Ich hatte die Absicht«, log er, »meine Eltern bald zu besuchen.«

Der General Lakubeit aber schien diesen Satz nicht zu hören. »Ich habe Sie gekannt«, sagte Lakubeit, »als Sie noch ein Knabe waren. Ich bin oft bei Ihrem Vater gewesen. Sie waren dann in diese Petersburger Affäre verwickelt. Sie erinnern sich noch. Es hat damals schwere Mühe gekostet. Und Geld, schweres Geld auch, Sie sind dann nach Amerika gegangen. Dann war diese Affäre mit dem Wirt, den Sie geschlagen haben...«

»Der Wirt?« sagte Tarabas.

Wie lange schon hatte er an diesen Wirt nicht mehr gedacht, und nicht mehr an Katharina. Nun sah er wieder Katharina, den gewaltigen, roten Rachen des Wirtes, die Cousine Maria, das schwere, silberne Kreuz zwischen ihren Brüsten, die große, gläserne Kugel, dahinter das Gesicht der Zigeunerin.

»In New York«, begann plötzlich Tarabas, und es war, als erzählte jemand anderer, als erzählte ein anderer aus ihm, »in New York, auf einem Jahrmarkt, hat mir eine Zigeunerin geweissagt, ich würde ein Mörder und ein Heiliger werden... Ich glaube schon, daß der erste Teil dieser Prophezeiung...«

»Oberst Tarabas«, sagte der kleine Lakubeit, und er hielt sein mageres Händchen vor das Gesicht und spreizte die Finger, »der erste Teil der Prophezeiung ist noch nicht in Erfüllung gegangen. Den New Yorker Wirt haben Sie nicht umgebracht. Er lebt allerdings auch nicht mehr. Er ist in den Krieg gegangen und gefallen. Bei Ypern; um ganz genau zu sein. Die Geschichte hat viel Mühe gekostet. Sehn Sie: Die Justiz – entschuldigen Sie die Abschweifung – hat sich durch den Krieg nicht beirren lassen. Man hat Sie verfolgt. Sie hätten eine neue Degradierung erlebt, wenn Sie den braven Mann damals totgemacht hätten. Übrigens hat der junge Mann, den ich Ihnen zu schicken gedenke, Ihre Sache damals geführt. Sie haben ihm einiges zu danken! Ihr Vater war aufgeregt damals.«

Es war ganz still. Die eintönige Stimme Lakubeits wehte daher; ein sanfter Wind, wehte sie dem Obersten Tarabas entgegen. Ein sanfter, hartnäckiger, unausweichlicher Wind. Wohlvertraut auch und zugleich peinlich. Er kam aus längstvergangenen, wohlvertrauten, unangenehmen Jahren.

»Meine Cousine Maria?« fragte Tarabas.

»Sie ist verheiratet«, sagte Lakubeit. »Sie ist mit einem deutschen Offizier verheiratet. Sie hat sich offenbar in ihn verliebt.«

»Ich habe sie auch geliebt«, sagte Tarabas.
Dann war es ganz still. Lakubeit verschränkte die Hände. Seine ineinander verschlungenen Finger bildeten ein knochiges Gitter auf dem Tisch vor den säuberlichen Aktenhaufen.
Der Oberst Tarabas aber ließ die Hände locker und kraftlos auf den Schenkeln ruhn. Es war ihm, als könnte er die Hände nicht mehr von den Schenkeln, die Füße nicht mehr vom Fußboden heben. Maria hatte sich in einen fremden Offizier verliebt. Verrat am gewaltigen Tarabas! Unrecht war ihm geschehen, dem fürchterlichen Tarabas, der bis jetzt nur den anderen Unrecht und Gewalt zugefügt hatte. Großes, bitteres Unrecht fügt man dem armen Tarabas zu. Es mildert ein bißchen die eigene Gewalt, es ist eigentlich ein gütiges Unrecht. Man büßt, man büßt, oh, gewaltiger Tarabas!
»Das wichtigste«, begann der General Lakubeit, »das wichtigste ist: daß Sie Ihr Regiment säubern. Sie werden mindestens die Hälfte hinauswerfen. Wir werden genauen Bericht über die Herkunft jedes einzelnen haben müssen, den Sie behalten. Oberst Tarabas, wir bauen jetzt eine neue Armee. Eine zuverlässige Armee. Wir werden die fremden Leute, die Sie nicht behalten können, ausweisen oder einsperren oder den verschiedenen Konsulaten übergeben. Kurz: wir werden sie los, auf irgendeine Weise. Es ist eigentlich gleichgültig, wieso. Behalten Sie Musiker! Musik ist wichtig. Behalten Sie, soweit es geht, Leute, die lesen und schreiben können. Allen aber zahlen Sie die Löhnung aus! Auch jenen, die Sie wegschicken. Damit Sie ihnen leichter die Waffen abnehmen, lassen Sie morgen und übermorgen Bier ausschenken. Sagen Sie meinetwegen, der Herr General hätte es geschenkt. – So, das ist alles!« schloß Lakubeit und erhob sich.
Schweigsam, wie sie hierhergekommen waren, fuhren sie zum Bahnhof. Der Abend war da. Der Bahnhof lag im Westen von Koropta. Auf der schnurgeraden Straße fuhr man der Abendsonne entgegen, die durch die Rauchwolken rangierender Lokomotiven über dem gelben Giebel des Bahnhofsgebäudes ein wehmütig-rotes Angesicht zeigte. Sie spiegelte sich im riesigen, schwarzen Lackschirm der hohen Generalsmütze. Der elegante Leutnant auf dem Rücksitz starrte stumm und krampfhaft auf dieses Spiegelbild.
»Alles Gute!« sagte der General Lakubeit, bevor er einstieg. Merkwürdig warm war sein dürres Händchen, ein hilfloser Vogel in des mächtigen Tarabas mächtiger Faust. »Und vergessen Sie das Bier nicht, und

auch den Schnaps nicht, wenn nötig«, sagte Lakubeit noch aus dem offenen Fenster.
Dann fuhr der Zug davon – und der gewaltige Tarabas blieb allein; allein, so schien es ihm, wie noch nie in seinem Leben.

XIII

Deshalb trank er am Abend dieses unseligen Tages viel mehr, als seine Gewohnheit war. Er trank so viel, daß der Jude Kristianpoller nachzusinnen begann, auf welche Weise man unbemerkt dem Branntwein Wasser zumischen könnte. Das Leben freute den Gastwirt Kristianpoller nicht mehr, obwohl er bereits wußte, daß zwei Kisten mit Löhnung für die Mannschaft und Gage für die Offiziere am späten Nachmittag gekommen waren. Zwei Unteroffiziere, sechs Mann, alle mit Karabinern in der Hand, hatten das Auto begleitet. Noch stand es im Hof Kristianpollers. Die Kisten lagerten in der Kammer. Der Wachtposten marschierte auf und ab vor dem Eingang. Er war es eben, der den Juden verhinderte, den Branntwein zu verwässern. Eine Laterne pendelte sachte im nächtlichen Wind vor dem Eingang zur Kammer und verbreitete einen gelblichen, fettigen Schimmer im Hof. In der Gaststube hörte man die regelmäßigen, genagelten Schritte des Postens, obwohl alle Offiziere, wie gewöhnlich, an ihren Tischen saßen. Aber sie sprachen nicht, sie flüsterten. Denn mitten, wie auf einer Insel des Schweigens und wie umzäunt von einer Mauer aus blankem und stummem Eis, saß der gefürchtete Oberst Tarabas allein an seinem Tisch. Er trank.
Die ganze Welt hatte Tarabas verlassen. Vergessen und ausgespuckt hatte ihn die Welt. Zu Ende war der Krieg. Der Krieg selbst hatte Tarabas verlassen. Keine Gefahr mehr wartete auf ihn. Verraten fühlte sich Tarabas vom Frieden. Die Sache mit dem Regiment verstand er nicht. Die Cousine Maria hatte ihn verraten. Vater und Mutter schickten ihm keinen Gruß. Sie verrieten ihn. Vergessen, verlassen, ausgespuckt und verraten war der Oberst Tarabas.
Das Regiment, das er aufgestellt hatte, taugte nichts. Er wußte es ja selber. Morgen mußte man die Hälfte wegschicken; entwaffnen und wegschicken. Er erhob sich, er schwankte schon ein bißchen. Er ging in den Hof, seine Getreuen aufzusuchen.

Er rief Konzew, seinen ältesten Feldwebel. Seit mehr als drei Jahren diente Konzew Herrn Tarabas.

»Mein Lieber!« sagte Tarabas. »Mein Lieber!« wiederholte Tarabas; er lallte schon ein bißchen.

Die mächtige Gestalt des Feldwebels Konzew unter dem gestirnten Gewölbe der klaren Nacht, spärlich beleuchtet von der gelblich schimmernden Laterne, blieb unbeweglich vor dem Obersten stehn. »Komm mit!« sagte Tarabas. Und der Koloß Konzew setzte sich in Bewegung. Da er sah, daß Tarabas ein wenig schwankte, bückte er sich, dermaßen dem Obersten die Schulter als Stütze darbietend. Tarabas umschlang die Schulter Konzews. Er versuchte, das bärtige, große Angesicht des Feldwebels dem seinigen anzunähern, er roch mit Wohlbehagen den Schnurrbart Konzews, den Atem aus Tabak und Alkohol, oh, den ganzen wohlvertrauten Geruch des Feldsoldaten, die feuchte Ausdünstung des wolligen Uniformstoffes, den erdigen Duft der schweren, klobigen Hände, den süßlichen Juchtengeruch der Stiefelschäfte und des Riemenzeugs. Diese Gerüche konnten den Obersten Tarabas zu Tränen rühren. Schon stahlen sich zwei heiße Tropfen aus seinen Augen. Tarabas konnte nicht sprechen. Er wankte, mit dem Arm den gebückten, gleichsam verkürzten Koloß Konzew umschlingend, in die äußerste, dunkelste Ecke des Hofes.

»Konzew«, begann Tarabas, und es war das erstemal, daß er so zu seinem Feldwebel sprach, »mein lieber, alter Konzew, unser Regiment taugt nichts, der General hat es mir heute gesagt, aber wir zwei haben es ja auch so schon gewußt, nicht wahr, mein Konzew? Ach, mein lieber Konzew, wir müssen sie morgen wegschicken, die schlimme Hälfte, und wir müssen sie morgen besoffen machen.«

»Jawohl, Herr Oberst«, sagte da der Feldwebel Konzew, »wir werden sie besoffen machen, und wir werden sie auch loswerden. Wir werden ihnen die Gewehre abnehmen. Und die Munition auch«, sagte Konzew nach einer Weile als einen ganz besonderen Trost. Er war gut zehn Jahre älter und fünf Zentimeter größer als der Oberst Tarabas, und er benahm sich ganz väterlich.

»Weißt du noch«, sagte dann der Oberst, »der Krieg? – Es war eine großartige Sache. Man hatte es da nicht nötig, Regimenter zusammenzustellen. Man schoß einfach, man krepierte. Ganz einfach. Nicht, mein lieber Konzew?«

»Ja, ja«, sagte der Koloß Konzew, »der Krieg, das war eine Sache! Nie mehr, nie mehr werden wir einen neuen erleben.«

»Und er war schön!« sagte Tarabas.
»Er war herrlich!« bestätigte Konzew.
»Wir werden morgen nicht ausrücken«, sagte Tarabas. »Wir werden sagen, der General hat einen Tag zum Trinken freigegeben. Um sechs Uhr morgens werden die Leute zu trinken beginnen. Am Abend werden wir sie unter Bewachung hinausschaffen.«
»Wir haben vier Lastautos«, bestätigte Konzew. »Kehren wir um, Herr Oberst!« Und er geleitete gebückt, um gute drei Zentimeter kürzer, als ihn die Natur geschaffen hatte, den Obersten Tarabas zurück in die Wirtsstube.
»Laß dich umarmen«, sagte Tarabas, bevor er eintrat. Konzew aber sprang einen Schritt vor, stieß die Tür zur Gaststube auf, blieb an der Schwelle reglos stehn und wartete, bis Tarabas eingetreten war. Hierauf salutierte er, verließ mit einem einzigen gewaltigen Schritt die Stube, und eine Weile hörte man noch seine mächtigen Stiefel auf der nächtlichen Erde des Hofes herumstampfen.

Tarabas setzte sich wieder an den Tisch und blieb auch daselbst, und vor ihm reihten sich die Schnapsgläser auf wie funkelnde Soldaten. Allmählich verließen die Offiziere, einer nach dem andern, die Gaststube, jeder mit wortlosem Gruß vor dem Obersten. Allein blieb Tarabas am Tisch. Hinter der Theke saß der Gastwirt Kristianpoller.
Der Oberst Tarabas gedachte offenbar nicht mehr, sich zu erheben. Über dem Schanktisch schlug die Wanduhr Kristianpollers eine Stunde nach der anderen. Dazwischen hörte man nur ihr starkes, eisernes Tikken und aus dem Hof die regelmäßigen, genagelten Schritte des Wachtpostens. Sooft der Oberst Tarabas ein Gläschen an den Mund führte, schrak Kristianpoller auf und machte sich bereit, ein neues zu füllen. Unheimlicher noch als der unaufhörlich trinkende Tarabas erschien dem Wirt die vollkommene Stille dieser Nacht, dermaßen, daß er ordentlich froh wurde, sobald der Oberst trank. Von Zeit zu Zeit blickten beide Männer nach dem Fenster, auf das schmale Rechteck des dunkelblauen, gestirnten Himmels. Hierauf begegneten einander ihre Augen. Und je häufiger ihre Augen sich trafen, desto vertrauter schienen die Männer miteinander zu werden. Ja, ja, du Jude! sagten die Augen des Obersten Tarabas. Und: Ja, ja, du armer Held! sagte das eine, das gesunde Auge des Juden Kristianpoller.

XIV

Der Morgen brach an. Ein heiterer Morgen. Er stieg mit sanftem Gleichmut aus zarten Nebeln. Kristianpoller erwachte zuerst. Er war hinter seinem Schanktisch eingeschlafen, er konnte sich nicht mehr erinnern, zu welcher Stunde. Außer ihm war noch der Oberst Tarabas da. Er schlief. Er schnarchte mächtig, den Kopf in den verschränkten Armen über dem Tisch, vor der unregelmäßigen, funkelnden Schar der leeren Gläser. Der breite, leicht gebeugte Rücken des Obersten hob und senkte sich mit jedem der schweren Atemzüge. Kristianpoller betrachtete zuerst den schlafenden Tarabas und überlegte, ob er es selbst wagen dürfe, ihn zu wecken. Halb neun zeigte schon die Uhr über dem Schanktisch. Kristianpoller erinnerte sich an den müden, sanften, menschlichen Blick, der in den trunkenen Augen des Obersten Tarabas gestern in später Nacht geleuchtet hatte, und er trat entschlossen an den Tisch und berührte eine Schulter des Fürchterlichen mit zaghaftem Finger. Tarabas sprang sofort auf, heiter, ja ausgelassen. Er hatte kurz, unbequem und sehr tief geschlafen. Er fühlte sich stark. Er war munter. Er verlangte den Tee. Er rief nach seinem Burschen, streckte die Beine aus, ließ sich, während er den Tee trank, die Stiefel putzen, biß in ein mächtiges Butterbrot, verlangte zu gleicher Zeit nach einem Spiegel, den der Jude Kristianpoller von der Wand nahm, an den Tisch brachte und vor Tarabas hinhielt. »Rasieren!« befahl Tarabas. Und der Bursche brachte Seife und Messer, und Tarabas legte den roten Nacken auf die harte Lehne des Stuhls. Während er rasiert wurde, pfiff er eine muntere, willkürliche Melodie und schlug mit der flachen Hand den Takt auf die prallen Schenkel. Immer goldiger und heiterer wurde der Morgen. »Mach das Fenster auf!« befahl Tarabas. Durch das offene Fenster strömte das frühe und schon satte Blau des herbstlichen Himmels. Man hörte das ausgelassene Geschwätz der Spatzen wie an einem warmen Vorfrühlingstag. Es war, als sollte in diesem Jahr überhaupt kein Winter kommen.

Erst im Hof, als er sah, daß sein Feldwebel Konzew mit fünf anderen Getreuen fehlte, erinnerte sich Tarabas, daß heute besondere Ereignisse zu erwarten seien. Er trat aus dem Gasthof. Er bemerkte eine ungewöhnliche Bewegung in der einzigen, langgestreckten Hauptstraße von Koropta. Vor ihren kleinen Kramläden hatten die jüdischen Händler auf Stühlen, Tischen und Kisten ihre Waren ausgelegt, Glas-

perlen, falsche Korallen, dunkelblaues, goldenes und silbernes Zierpapier, lange, blutrote Karamellenstangen, feurig geblümte Kattunschürzen, funkelnde Sicheln, große Taschenmesser mit rosa gefärbten Holzgriffen, türkische Kopftücher für Frauen. Kleine Bauernfuhren trabten friedlich hintereinander, wie an einer Schnur aufgereiht, über die Straße, hie und da wieherte ein Pferdchen, und die in den Wägelchen ohnmächtig daliegenden, an den Hinterpfoten gefesselten Schweine grunzten fröhlich und klagend zugleich gegen den Himmel. »Was ist denn das?« fragte Tarabas. »Freitag und Schweinemarkt!« sagte der Bursche. »Das Pferd!« befahl Tarabas. Er fühlte sich nicht mehr ganz behaglich. Der Freitag mißfiel ihm, der Schweinemarkt mißfiel ihm auch. Wenn er heute, wie alle Tage, zu Fuß in die Kaserne gehen sollte, könnte es leicht irgendwelche Zwischenfälle geben. Er hatte große Lust, die ausgebreiteten Waren der Krämer so im Vorbeigehen mit der Hand umzustoßen, von dem hohen, hölzernen Bürgersteig hinunter in die tiefe Straßenmitte auf die Fahrbahn, vor die rollenden Wägelchen der Bauern. Er fühlte schon, daß sich ein großer Zorn in ihm vorbereitete. Der Freitag! Er wollte durch den Freitag lieber reiten, diesen Tag unter den Hufen wissen. Er bestieg das Pferd und ritt im Schritt zwischen den Bauernfuhren, da und dort einen donnernden Fluch abschießend, wenn ihm jemand nicht rechtzeitig auswich, manches Mal in kühnem Bogen auf den ahnungslosen Nacken eines Bauern spukkend, manchmal das erschrockene Angesicht eines andern mit der ledernen Reitstocklasche kitzelnd.

Als er die Kaserne erreichte, sah er auf den ersten Blick, daß der brave Konzew seine Arbeit getan hatte. Die Fässer voll Bier und Schnaps, die heute früh mit der Bahn gekommen waren, standen in zwei Reihen an der Mauer des Kasernenhofes, bewacht von den fünf Getreuen. Die Mannschaft hatte Rast. Die Offiziere saßen in der frischgehobelten, hölzernen Baracke, in der man seit Tarabas' Ankunft die Kantine eingerichtet hatte. Man hörte ihr schwatzhaftes und dröhnendes Gelächter. Konzew kam. Er blieb stehn und salutierte, ohne ein Wort zu sagen. Er erstattete einen ganz stummen, äußerst beredten Bericht. Tarabas verstand ihn, ließ ihn ruhig stehn, ging weiter. Die Mannschaft und die Unteroffiziere lagen und hockten auf der Erde. Freundlich, immer wärmer schien die Sonne auf den kahlen Boden des Hofes. Alle warteten, heiter, zufrieden und festlich.

Gegen elf Uhr vormittags traten sie zum Essenholen an. Die Menage-

schalen klapperten in der Reihe, klatschend fiel der heiße, dicke Brei von dem geräumigen Küchenkessel aus dem riesigen Schöpflöffel des Kochs in die Gefäße. Der Oberst Tarabas stand neben der Fahrküche. Einer nach dem andern gingen die Leute an ihm vorbei. Ihre Gesichter betrachtete er. Er wollte erkennen, wer von diesen Männern etwas taugte, wer von ihnen ausgeschaltet werden mußte. Ja, an den Gesichtern wollte Tarabas die Menschen erkennen. Vergebliches Beginnen! Der General Lakubeit konnte es! Alle Gesichter erschienen heute dem Obersten Tarabas stumpf, grausam, verlogen, tückisch. Im Krieg war es anders. Im Krieg konnte man genau sehn, wer etwas taugte. Rothaarige waren nicht dabei. Leider waren sie nicht dabei. Das wäre ein deutliches Zeichen gewesen. Jeden Rothaarigen hätte der Oberst Tarabas sofort ausgeschieden.

Man aß heute in großer Hast. Wer einen Löffel hatte, behielt ihn lieber im Stiefel. Man setzte die Schalen an die Lippen und schlang den schweren Brei hinunter, sog dann an den Knochen, schmiß sie in großem Bogen über die Mauer des Kasernenhofes, alles nur, um bald an das verheißene Bier zu gelangen. Konzew führte die Wirtschaft. Nun, da es Mittag von der Kirche schlug und die Sonne so ziemlich brannte, erschienen wie durch einen Zauber zahllose Trinkgefäße verschiedenster Art, Gefäße aus Glas, aus Holz, aus Blech, aus Ton, Kannen und Kännchen, eiligst von Soldaten herbeigetragen, bündelweise auf den Armen und behutsam vor die Fässer gestellt. Und alsbald wurden auf einen Wink Konzews die Hähne geöffnet. Es hub ein lautes Schäumen und Rauschen an. Und über die gesättigten und dennoch gierigen Gesichter der Soldaten, in deren Bärten noch die breiigen Spuren der genossenen Speise zu sehen waren und in deren Mündern sich schon der durstige Speichel zu sammeln begann, zog eine flammende, beinahe heilige Begeisterung, die alle einander ähnlich machte: ein Regiment aus lauter Brüdern. In dichten Schwärmen hasteten sie in die Nähe der Fässer.

Ein gewaltiges Trinken begann. Die Gefäße reichten nicht aus, sie wurden herumgereicht, mit Ungeduld erwartete man ihre Rückkehr, vier, sechs Hände hielten je eines vor die fruchtbaren, endlos fruchtbar quellenden Hähne. Man trank Bier. Der weiße Schaum rann über die Ränder, versickerte im Boden, stand in den Mundwinkeln und auf den Schnurrbärten der Männer, die Zungen schleckten ihn von den Bärten weg, und die Gaumen schmeckten ihn nach, diese besondere gnädige

Zugabe eines überhaupt gnadenreichen Tags. Oh, welch ein Tag! Konzew mit seinen fünf Leuten, jeder einen blechernen Krug, gefüllt mit klarem Branntwein, in der Hand, bahnte sich einen Weg durch die zuchtlosen Haufen, wählte und besann sich, traktierte den und jenen, je nach Laune, wie es den Leuten schien, mit dankbarem Lächeln belohnt von den Beschenkten, von den trostlos enttäuschten Blicken der Unbeschenkten gehässig verfolgt. Wer einen mächtigen Schluck vom Branntwein getan hatte, dem brannte der Rachen, und er verlangte sofort nach neuem Bier. Mancher fiel sofort, schwer und groß, wie er war, mit Getöse auf den Boden, vom klaren Blitz getroffen. Und es sah nicht danach aus, als ob er sich noch jemals würde erheben können. Schaum perlte an seinen Mundwinkeln, blau waren seine Lippen, die Lider schlossen sich nicht ganz, sondern ließen noch den unteren bläulich-weißen Rand der Augäpfel sehn, das Angesicht war verzerrt und zugleich zufrieden, erfüllt von einem grausamen, verbissenen Glück. Wer also hingeschlagen war, wurde eine Weile später von zwei kräftigen Burschen hochgehoben und aus der Kaserne hinausgeschafft. Vier große Wagen warteten vor dem Kasernentor. Ein Lastauto war bereits halb gefüllt. Da lagen ein paar Männer, sorgfältig nebeneinandergelegt, eine Art eingepackter, übermächtiger Zinnsoldaten. Man schlug ein wohltätig bergendes Leinenzelt über die Bewußtlosen.

Es erwies sich alsbald, daß der vorsichtige Konzew nicht mit der unüberwindlichen Natur mancher Männer gerechnet hatte. Einige, denen der Branntwein und das Bier gar nichts anhaben konnten, benutzten in der allgemeinen Verwirrung die längstersehnte Gelegenheit, den Ausgang zu erreichen. Zuerst lautlos schleichend, hierauf, nachdem sie die Kaserne verlassen hatten, unter lallendem Gesang, schwankten sie auf Umwegen dem Städtchen Koropta zu, das sie lange nicht mehr genau gesehen hatten und nach dem sie jetzt ein wahrhaftiges Heimweh ergriff. Groll hegten und pflegten sie gegen den furchtbaren Tarabas, seitdem er sie in die Kaserne gelockt und unter sein hartes Joch gezwungen hatte. Nur seine Getreuen hatten es gut. Diesen grollte man fast noch mehr als dem Obersten selbst. Es war ein paarmal vorgekommen, daß die Unzufriedenen versuchten, sich zu verabreden, zu einer Flucht oder zu einer offenen Auflehnung. Die Unzufriedenen! Wer gehörte nicht dazu – außer den Getreuen, die Tarabas nach Koropta mitgebracht hatte? Nachdem sie alle, die so schnell herbeigeströmt waren, ihren Hunger und Durst gestillt hatten, begannen sie, sich nach

der Freiheit zu sehnen, nach der Freiheit, der süßen Schwester des bitteren Hungers. Exerzieren für ein neues Vaterland, von dem man noch nicht wissen konnte, wem es eigentlich gehörte, war sinnlos, kindisch und anstrengend. Sooft aber eine Verabredung unter den Freiheitsdurstigen im Gange war, wurde sie auf eine abscheuliche Weise (und auf eine unerklärliche) dem Feldwebel Konzew verraten. Die Strafen waren furchtbar. Manche wurden verurteilt, sechs Stunden mit geknickten Knien auf dem schmalen Rand der Kasernenmauer zu hokken, bewacht von zwei Mann mit schußbereiten Gewehren, von denen einer im Innern des Kasernenhofes, der andere außerhalb der Mauer stand, Aug' und Gewehrmündung auf den Verurteilten gerichtet. Unübertrefflich war Konzew in der Kunst, Strafe und Plage zu ersinnen. Manchen band er mit eigenen Händen die ausgestreckten Arme an zwei Sprossen einer langen Leiter fest, die der Unselige dann vor sich her tragen mußte, im Laufschritt, beim gewöhnlichen und beim Parademarsch. Andere wieder mußten in voller Ausrüstung und mit dem Gewehr zehnmal hintereinander, ohne Pause, mit entsprechendem Anlauf den steilen Damm hinaufrennen, der am äußersten Rande des Kasernenhofes aufgerichtet war und hinter dem die Soldaten sonst zu Schießübungen anzutreten pflegten. Nachdem diese und ähnliche Strafen ein paarmal vorgekommen waren, hörte man mit den geheimen Verabredungen auf. Aber der Groll in den Herzen blieb und wuchs.
Endlich waren sie frei. Den ersten acht, die sich aus der Kaserne geschlichen hatten, folgten noch weitere Gruppen, obwohl sie sich diesmal gar nicht verabredet hatten. Es war, als wären jene, die der Alkohol nicht zu fällen imstande war, durch dessen Genuß sehr hellsichtig geworden. Und während ihre Körper das Gleichgewicht verloren, wurde es in ihren Köpfen beständig und licht. Es dauerte nicht lange – und ehe noch Konzew und die Seinen bemerken konnten, wie viele ihnen entwichen waren, hatten die Flüchtigen bereits, dank dem zuverlässigen Tastsinn der Trunkenen, den Gasthof Kristianpollers erreicht. Sie traten ein, in drei, vier Haufen; sie brachen ein.
Das Tor des Gasthofes stand heute offen. Es gab wieder, nach langer Zeit, einen Schweinemarkt in Koropta. Der Jude Kristianpoller lobte die Wunder Gottes. Groß war Er in all Seiner Unverständlichkeit, sehr groß in Seiner unerforschlichen Güte. Es war durch menschliche Vernunft unergründlich, weshalb gerade heute wieder der altgewohnte, gute Schweinemarkt stattfand, der das Herz Kristianpollers so er-

freute. Gestern hatte noch keine Seele etwas ahnen können! Aber, siehe da: Wenn es der Wille Gottes war, daß wieder einmal, nach langer Zeit, ein Schweinemarkt in Koropta stattfinde, so wußten es in einem Nu alle Bauern der Umgebung; und, wer weiß, vielleicht wußten es auch die Schweine.
Als die ersten, längstersehnten bäurischen Gäste im Gasthof »Zum weißen Adler« erschienen, befahl Kristianpoller dem Knecht Fedja, beide Flügel des Tores zu öffnen; wie in alten guten Zeiten, vor langen Jahren, als noch kein Bewaffneter außer dem friedlichen Polizisten die Schwelle des Gasthofes überschritten hatte. Ja, als in den ersten Morgenstunden die ersten Bäuerlein ankamen, so selbstverständlich, als wären sie in der vorigen Woche ebenfalls dagewesen, als hätte es keinen Krieg, keine Revolution und kein neues Vaterland gegeben, in den vertrauten, scharf riechenden, gelblichweißen Schafspelzen ohne Knöpfe, von dunkelblauen Leinengürteln zusammengehalten; als diese heimischen Gestalten nach langer Zeit wieder auftauchten, vergaß der Jude Kristianpoller die durchwachte Nacht, den Schrecken, seine Gäste, die Offiziere und sogar Tarabas. Es war, als seien diese Bauern die ersten sicheren Boten eines neuen, völlig wiederhergestellten Friedens. Noch während Kristianpoller in freudiger und gläubiger Hast seine Gebetsriemen abschnallte und zusammenwickelte, erschienen die ersten bäurischen Gäste in der Wirtsstube. In eiligen Verbeugungen versuchte der Wirt, sich von Gott, zu dem er eben gebetet hatte, zu verabschieden und zu gleicher Zeit mit derselben Bewegung die Bauern zu begrüßen. Oh, wie süß und friedlich war der scharfe Geruch ihrer Pelze! Wie wunderbar grunzten draußen im Stroh auf den kleinen Fuhren die gefesselten Schweine! Kein Zweifel: Es waren die echten Stimmen des längst verlorenen, süßen Friedens. Der Friede kehrte wieder in die Welt ein und hielt Rast im Gasthof Kristianpollers.
Und wie in alten Zeiten ließ der Jude Kristianpoller die kleinen, dickbäuchigen Fäßlein aus dem Keller kommen und nicht nur im Hof, sondern auch draußen vor dem geöffneten Tor einige aufstellen, um die ohnedies trinkbereiten Ankömmlinge noch mehr aufzumuntern. Eine große gläubige Dankbarkeit erfüllte Nathan Kristianpoller. Gott, der Unerforschliche, hatte zwar Krieg und Verwüstung über die Welt ausgeschüttet; aber inzwischen ließ Er auch Hopfen und Malz im Überfluß wachsen, woraus das Bier gemacht wurde, das Werkzeug der Wirte; und so viele Menschen auch im Kriege gefallen waren, immer

neue Bauern, trinkfeste und durstige, wuchsen heran, sie selber üppig wie Hopfen und Malz. Oh, große Gnade! Oh, süßer Frieden!
Aber während der fromme Kristianpoller bewunderte und lobte, bereitete sich schon das Unheil vor, das große, blutige Unheil von Koropta, und zugleich die unselige Verirrung des gewaltigen Nikolaus Tarabas.

XV

Die Getreuen des Obersten Tarabas, die in der »Kammer« im Hofe Kristianpollers verblieben waren, empfingen die Deserteure mit geheucheltem Vergnügen. Sie schickten sogleich dem Feldwebel Konzew in die Kaserne die Meldung, daß sich die Betrunkenen ahnungslos in eine neue Gefangenschaft begeben hätten. Was den Obersten Tarabas betraf, so saß er schon lange mit den Offizieren in der Baracke, um den »Freitag zu vergessen« und überhaupt die Aufregungen dieses ungewöhnlichen Tages. Der Feldwebel Konzew meldete ihm das Geschehene; aber der Oberst Tarabas hörte nicht mehr alles.
Unterdessen rückte der Abend heran, ein Freitagabend. Und die Juden von Koropta begannen wie gewöhnlich zum Sabbat zu rüsten. Auch Kristianpoller rüstete. Während er in der Küche, in der er seit der Abreise der Seinen schlief, den Tisch deckte und die Kerzen aufstellte, gedachte er seiner Frau und der Kinder, und eine gewisse Hoffnung erfüllte ihn, daß sie bald alle zurückkehren würden. Der Schweinemarkt war ein sicheres Zeichen für die Wiederkehr des Friedens, des endgültigen Friedens. Vorausgesetzt, daß die neuen Banknoten des neuen Vaterlandes, mit denen die Bauern bezahlten, einen wirklichen Goldwert hatten wie die alten, guten Rubel, waren die Einnahmen des heutigen Tages großartig, wie in alten Zeiten vor dem Krieg. Kristianpoller begann, die Scheine, die zerknüllt in der Schublade seines Schanktisches lagen, zu ordnen, zu glätten und in den zahlreichen Fächern seiner zwei dicken, ledernen Taschen unterzubringen. Am Schragen, knapp über seinem Kopfe, erschien jetzt, wie alle Tage bisher, der goldene Abglanz der herbstlichen Sonne, die sich zum gewohnten, heiteren Untergang anschickte. Draußen, in der Hauptstraße und im Hof, bereiteten die Bauern schon ihre Heimfahrt vor. Sie hatten Tücher, Korallen, Sicheln und Hüte eingekauft. Sie hatten viel ge-

trunken und waren guter Laune. Alle stülpten die neugekauften Hüte über die alten, die Taschentücher trugen sie um den Hals, das Geld für die verkauften Schweine in graubraunen Leinensäckchen über der Brust. Sie waren müde und heiter, zufrieden mit sich und dem verflossenen Tag. Friedlich krähten die Hähne, und zwischen dem verstreuten Häcksel in der Straßenmitte suchte das wohlgelaunte Geflügel nach einer besonderen festlichen Jahrmarktsnahrung. Sogar die Hunde, die man von den Ketten losgebunden hatte, liefen zwischen Enten und Gänsen herum, ohne zu bellen und ohne die schwächeren Tiere zu bedrohen.

Den ganzen seligen Frieden dieses untergehenden irdischen Freitags, der dem heiligen und himmlischen Samstag entgegenzustreben schien, nahm Nathan Kristianpoller mit offenem Herzen auf. Morgen abend gedachte er, einen Brief an seine Frau nach Kyrbitki zu schreiben, sie möge nach Hause zurückkehren. Mein liebes Herz! – so wollte er schreiben – mit Gottes Hilfe sind wir vom Kriege erlöst, und der Frieden ist uns zurückgegeben. Wir haben leider Gottes immer noch Einquartierung, aber der Oberst ist nicht so gefährlich, wie er aussieht, sondern, wenn man bedenkt, daß er ein großer Offizier ist, kein ganz wilder Mensch. Ich glaube, daß er kein schlechter Mann ist und daß er Gott sogar fürchtet...

Während Kristianpoller diesen Brief zurechtlegte, schnitt er sich, dem nahenden Sabbat zu Ehren, die Fingernägel mit dem Taschenmesser und sah immer wieder durch das Fenster auf die Straße hinaus, ob nicht noch neue Gäste kämen. Plötzlich erstarrte sein Herz. Er lauschte. Sechs Pistolenschüsse – ach, wie gut konnte er sie von Gewehrschüssen unterscheiden! – knallten hintereinander im Hof. Alle friedlichen Geräusche draußen waren auf einmal erstorben: das Schnattern und Gackern des Geflügels, die heiteren Zurufe der Bauern, das Wiehern der Pferdchen, das Gelächter der Bäuerinnen. Durch das Fenster sah Kristianpoller, wie die Bauern auf der Straße die Münder öffneten, sich bekreuzigten und flugs von den Fuhren sprangen, auf denen sie schon, zur Abfahrt bereit, gesessen waren. Als hätten die plötzlichen Schüsse gleichsam auch den Tag getroffen, schien es auf einmal rapide dunkler zu werden. Gegenüber der Schenke, beim Glasermeister Nuchim in der kleinen Stube, herrschte geradezu tiefe Finsternis, obwohl die Fenster offenstanden. Es leuchtete nur silbern das weiße Tischtuch, das man für den Sabbat vorbereitet hatte.

Eine böse Ahnung gebot Kristianpoller, vorläufig durch das Fenster den Gasthof zu verlassen. Er kletterte hinaus, auf die Straße, und huschte zum blauen, verfallenen Häuschen des Glasermeisters Nuchim hinüber. »Bei mir schießen sie!« sagte er hastig. »Zündet keine Kerzen an! Sperrt die Tür zu!«

In der Tat, man schoß in der »Kammer« Kristianpollers. Da die Getreuen des Obersten Tarabas in harmlosem Vertrauen auf ihre eigene Überlegenheit und in der Erwartung, daß der Feldwebel Konzew jeden Augenblick zurückkehren müsse, angefangen hatten, mit den Deserteuren aus der Kaserne gemeinsam weiterzutrinken, hatten sie alsbald Müdigkeit, Schlaf und auch Gleichgültigkeit übermannt. Allmählich wurde aus der falschen Brüderlichkeit, die Tarabas' Getreue gegenüber den Deserteuren zuerst geheuchelt hatten, eine flüchtige, verlogene, aber immerhin rührselige Freundschaft. Von beiden Seiten wurden gar viele falsche, heiße Tränen vergossen. Man hatte sich einfach betrunken.

»Wir wollen ein bißchen schießen, nur damit wir sehen, ob wir noch zielen können«, sagte der schlaueste unter den Deserteuren, ein gewisser Ramsin.

»Großartig!« sagten die anderen.

»Wir wollen uns ein paar schöne Ziele an die Wand malen!« sagte Ramsin. Und er begann mit einer Kreide, die er aus seiner Hosentasche hervorgeholt hatte, an die dunkelblau getünchte Wand der Kammer allerhand Figuren und Figürchen in drei übereinanderliegenden Reihen zu zeichnen. Er war ein geschickter Mann, der Ramsin. Er hatte immer allerlei Kunststücke verstanden, Zauberwerk und Taschenspielerei. Seine große, hagere Gestalt, seine schwarzen Augen im gelblichen Gesicht, seine lange, schiefe, seitwärts gebogene Nase, ein pechschwarzes Haarbüschel, das er nicht ohne Eitelkeit in die Stirn fallen ließ, und seine knochigen, langen Hände mit den leicht gekrümmten Fingern hatten in seinen Kameraden längst den Verdacht geweckt, daß Ramsin niemals wirklich heimisch unter ihnen gewesen sein konnte. Einige kannten ihn zwei Jahre und länger, noch vom Felde her. Er hatte nie jemandem gesagt, aus welchem Gouvernement oder Lande er komme. Auf einmal schien er, den die meisten für einen Ukrainer gehalten hatten, just hierher zu gehören, in diesen nagelneuen Staat. Die Sprache des Landes schien seine Muttersprache zu sein. Er sprach sie fließend und munter.

Er zeichnete flott mit der Kreide, mit großer Meisterschaft – so fanden sie alle. Sie fühlten sich nicht mehr müde. Sie drängten sich in einem großen Haufen hinter dem Rücken Ramsins zusammen, stellten sich auf die Zehen und verfolgten die hurtigen Bewegungen der zeichnenden Hand. Auf den tiefblauen Hintergrund der Wand zauberte Ramsin schneeweiße Kätzchen, die nach Mäuschen jagten, wütende und gefräßige Hunde, die wieder die Kätzchen erschreckten, Männer, die mit Stöcken nach den Hunden ausholten. Darunter, in der zweiten Reihe, begann Ramsin, drei Frauen zu zeichnen, die offensichtlich im Begriffe waren, ihre Kleider abzulegen. In der Tat schien ihnen die Hand Ramsins, gierig etwas und ungeduldig zwar, aber mit meisterhafter Fertigkeit, die Kleider von den Leibern zu ziehen, in dem Augenblick, in dem er sie erstehen ließ; er entblößte die Frauen in der gleichen Sekunde, in der er sie schuf – und dieser Vorgang erregte und beschämte die Zuschauer in gleichem Maße. Sie wurden von einem Augenblick zum andern nüchtern. Aber sie verfielen einer neuen, viel mächtigeren Trunkenheit. Jeder von ihnen wünschte, Ramsin möchte aufhören oder sich anderen Gegenständen widmen, aber zugleich und ebenso stark wünschten sie auch, er möchte fortfahren. Zwischen Angst, Scham, Rausch und Erwartung taumelten ihre Herzen. Und die Augen, vor denen zeitweise alle Bilder verschwammen, sahen gleich darauf wieder in scharfer, peinigender Deutlichkeit die Schatten, die Linien der Körper, die Warzen der Brüste, die scharfen Falten in den Schößen, die zarte Festigkeit der Schenkel und die zärtliche Gebrechlichkeit der schlanken, schönen Fesseln. Mit hochgeröteten Gesichtern und um die Verlegenheit zu überwinden, deren ohnmächtige Sklaven sie waren, stießen die Männer verschiedene ratlose, sinnlose und schamlose Rufe aus. Manche pfiffen schrill, andere brachen in wieherndes Gelächter aus. Auf der Wand, auf der Ramsin seine teuflische Aufgabe zu Ende führte, erschien jetzt der letzte, selige Glanz der Abendsonne. Aus tiefem Blau und rotem Gold bestand nun die Wand, und die kreideweißen Figuren schienen in das goldene Blau eingraviert.

Ramsin trat zurück. Die dritte Reihe, in der er angefangen hatte, deutsche Soldaten verschiedener Waffengattungen, Soldaten der Roten Armee, allerlei Symbole, wie Sichel und Hammer, Adler und Doppeladler, zu zeichnen, unterbrach er plötzlich. Er warf die Kreide gegen die Wand. Sie zersplitterte und fiel in zahllosen kleinen Stückchen zu Bo-

den. Ramsin wandte sich um. Neben ihm stand der Ukrainer Kolohin, einer von Tarabas' Getreuen. Ramsin zog ihm die Pistole aus dem Gürtel. »Achtung!« sagte er. Alle traten beiseite. Ramsin ging bis zur offenen Tür zurück. Er legte an und schoß. Er traf alle sechs Bilder nacheinander, die ganze obere Reihe. Man klatschte Bravo. Man trampelte mit den Stiefeln. Man rief: »Hurra!« und: »Es lebe Ramsin!« Jeder eilte, eine Schußwaffe zu suchen. Die Getreuen Tarabas' schossen zuerst selbst und übergaben hierauf die Waffen den Fremden. Alle versuchten sich, und kein einziger traf. »Es ist verhext!« sagte einer. »Ramsin hat seine Bilder verhext!« Es war eine verteufelte Angelegenheit. Selbst die guten Schützen, die ihrer Hand und ihres Blickes sicher waren, schossen diesmal zu hoch oder zu tief. Jedenfalls war es ihnen, nachdem sie sich ein paarmal versucht hatten, als hätte ein Unsichtbarer in dem Augenblick, in dem die Kugel den Lauf verließ, ihre Pistolen berührt. Nun schoß Ramsin wieder. Er traf. Er hatte gewiß nicht weniger getrunken als alle anderen. Sie hatten ihn trinken gesehen. Wie kam es, daß seine Hand sicherer war als alle anderen Hände? Ramsin zielte, schoß und traf. Ja, wie getrieben von irgendeinem höllischen Befehl, fragte er die Kameraden nach noch genaueren Zielen, die er sich zu treffen erbot. Die Fragen erweckten in den meisten eine gierige Lust zu vernichten, ein schwüles Bedürfnis, bestimmte Körperteile der nackten, immer nackter werdenden drei Frauen getroffen und vertilgt zu sehn. Auf die erste Frage Ramsins, wohin er zielen solle, antworteten sie nicht. Gier und Scham würgten ihre Kehlen. Ramsin selbst ermunterte sie: »Linke Brust des dritten Bildes in der Mitte, zweite Frau?« fragte er; oder »unterer Rand des Hemdes? Knöchel oder Brustwarze?« »Gesicht?« »Nase?« Allmählich ward es ihnen unmöglich, diesen Fragen zu widerstehn, die gleichsam noch genauer in ihre verborgenen Wünsche zielten als das Auge des vortrefflichen Schützen auf die Bilder. Die schamlosen Fragen Ramsins weckten schamlose Antworten. Ramsin schoß; und er traf jedes Ziel, das ihm die Zurufe angegeben hatten.

Allmählich füllte sich der Hof mit neugierigen Bauern, die das fröhliche Knallen und das wiehernde Gelächter herbeilockte. Verwirrung bemächtigte sich auch der Zuschauer. Nun hatten alle Bauern ihre heimfahrtbereiten Wägelchen verlassen. Sie standen da, Münder, Augen und Ohren aufgesperrt. Sie drängten und reckten sich, um besser zu sehn. Plötzlich rief Ramsin, der bereits drei Magazine verschossen

hatte: »Gebt mir ein Gewehr!« Man brachte es ihm. Er schoß. Kaum war der Schuß verhallt – da erhob sich schon ein Schrei, aus allen Kehlen gleichzeitig. Eine große Fläche des blaugetünchten Kalks mit den letzten vier unzüchtigen Bildern Ramsins hatte sich von der Mauer gelöst, war abgesprungen, geborsten, in Splitter und Staub zerfallen. Und vor den aufgerissenen Augen der Zuschauer vollzog sich ein wahrhaftiges Wunder: Auf dem rissigen Grunde der Wand, im tiefen, goldenen Abglanz der untergehenden Sonne, erschien an Stelle der zuchtlosen Bilder Ramsins das selige, süße Angesicht der Mutter Gottes. Man sah das Angesicht zuerst, hierauf die Büste. Tiefschwarz war ihre große, dichte Haarkrone, von einem silbernen, halbrunden Diadem geschmückt. Ihre glühenden, schwarzen Augen schienen mit unsäglichem Schmerz, mit schwesterlichem, fröhlichem Trost und mit kindlicher Verwunderung auf die Männer zu blicken. Aus dem Ausschnitt des rubinroten Kleides schimmerte das gelblichweiße Elfenbein der Haut, und man ahnte die schöne, gnadenreiche Brust, die bestimmt war, den kleinen Heiland zu nähren. Rötlich vergoldet vom Widerschein der untergehenden Sonne, die an diesem Tage länger am Himmel verbleiben zu wollen schien als an allen Tagen vorher, war die enthüllte Erscheinung der Mutter Gottes allen zweifellos ein wahres Wunder. Plötzlich sang einer aus der Menge mit inbrünstiger, tiefer und klarer Stimme das Lied: »Maria, du Süße«, ein Lied, bekannt und geliebt in diesem frommen Lande, Jahrhunderte alt, dem Herzen des Volkes selbst entsprossen. Im gleichen Augenblick, gefällt vom Blitz der Gottesfurcht, fielen alle in die Knie, die kleinen Bauern, die mächtigen Soldaten, die Deserteure sowohl als auch die Getreuen Tarabas'. Eine gewaltige Trunkenheit erfaßte sie. Es schien ihnen, daß sie zu schweben begannen, während sie in Wirklichkeit auf die Knie sanken. Sie fühlten sich an den Schultern gefaßt und niedergedrückt von einer himmlischen Gewalt und zugleich von ihr in die Höhe getragen. Je tiefer sie ihre Rücken beugten, desto leichter erhoben sich ihre Seelen. Mit hilflosen Stimmen fielen sie in den Gesang ein. Alle Loblieder zu Ehren Marias sangen selbst aus ihnen, während langsam der Abglanz der Sonne an der Wand entschwand. Man sah bald nur noch einen schmalen Streifen, der die Stirn der Mutter Gottes vergoldete. Schmäler und schmäler wurde der Streifen. Nunmehr leuchtete im Schatten nur noch das milde Angesicht und der elfenbeinerne Ausschnitt der Brust. Das rote Gewand vermischte sich mit dem Dämmer. Es ertrank in der beginnenden Nacht.

Sie drängten sich vor, der wunderbaren Erscheinung entgegen. Viele erhoben sich von der Erde, auf der sie gekniet und gelegen hatten. Andere wagten nicht aufzustehen. Sie rutschten und schoben sich vorwärts, auf dem Bauch, auf den Knien. In jedem zitterte die Angst, das gnadenreiche Bild könnte ebensoschnell erlöschen, wie es aufgeleuchtet war. Sie versuchten, ihm möglichst nahe zu kommen, sie hofften, es mit den Händen greifen zu können. Wie lange schon hatten ihre armen Herzen ein so deutliches Wunder entbehrt! Seit langen Jahren war Krieg in der Welt! Sie sangen alle Marienlieder, die sie aus der Kirche und aus der Schule kannten, während sie stehend, liegend und kniend der Erscheinung an der Wand näher rückten. Auf einmal verschwand der letzte Schimmer des Tages, als hätte ihn eine ruchlose Hand fortgewischt. Blasse Flecke waren nunmehr das liebliche Elfenbein der Büste, des Halses, des Angesichts und die silberne Krone. Die der Wand am nächsten gerückt waren, erhoben sich und streckten die Hände aus, um die Mutter Gottes zu berühren. »Halt!« rief es aus dem Hintergrund. Es war Ramsin. Hochaufgerichtet, mitten in einem Rudel Kniender, stand er da und schmetterte: »Halt! Rührt es nicht an, das Bild! Dieser Raum hier ist eine Kirche. Dort an der Wand, wo ihr das Bild seht, stand einmal der Altar! Der jüdische Gastwirt hat ihn entfernt. Die Kirche hat er beschmutzt. Mit blauem Kalk hat er die heiligen Bilder bestrichen. Betet, meine Brüder! Tut Buße! Hier soll wieder eine Kirche werden. Büßen soll hier auch der Jude Kristianpoller. Wir wollen ihn herbeiholen. Er hat sich verborgen. Wir werden ihn finden!«

Niemand antwortete. Nun war der Abend vollends eingebrochen. Durch die offene Tür der Kammer drang die kräftige, kühle, dunkelblaue Finsternis. Sie verstärkte das schreckliche Schweigen. Die blaue Wand war beinahe schwarz geworden. Man sah nur noch einen unregelmäßigen, grauweißen, gezackten Fleck, und nichts mehr. Die Leute, die gekniet und gelegen hatten, standen auf, zögernd und als müßten sie erst ihre Glieder von irgendwelchen Fesseln befreien. Ein wilder Zorn, ihnen selbst kaum bekannt, seit ihrer frühesten Kindheit in ihre Herzen versenkt, vom Blut aufgenommen und durch alle Adern getrieben, wurde wach und stark in ihnen, genährt vom Alkohol, den sie heute genossen, verstärkt von den Aufregungen des Wunders, das sie erlebt hatten. Hundert verworrene Stimmen schrien nach Rache für die milde, süße, lästerlich behandelte, geschändete Mutter Gottes. Wer

hatte sie beleidigt, mit billigem, blauem Kalk beschmiert, unter Mörtel und Branntweingeruch begraben? Der Jude! – Uraltes Gespenst, in tausendfacher Gestalt über das Land gesät, schwärender Feind im Fleisch, unverständlich, schlau, blutdürstig und sanft zugleich, tausendmal erschlagen und auferstanden, grausam und nachgiebig, schrecklicher als alle Schrecken des eben überstandenen Krieges: der Jude. In diesem Augenblick trug er den Namen des Wirtes Kristianpoller. »Wo verbirgt er sich?« fragte jemand. Und andere schrien: »Wo verbirgt er sich?«

Die Bauern, die das Muttergottesbild gesehen hatten, dachten nicht mehr daran, heute noch heimzufahren. Aber auch die anderen, die von dem Wunder nur gehört hatten, begannen, die Pferdchen auszuspannen und sie in den Hof Kristianpollers zu führen. Es schien ihnen nötig, an dem Orte zu bleiben, in dem sich eine so himmlische Begebenheit zugetragen hatte. Langsam erst, mit ihren vorsichtig tastenden, sachte mahlenden Gehirnen nahmen sie die wunderbare Kunde auf, wälzten sie hin und her in den schweren, wiederkäuenden Köpfen, zweifelten, wurden gleich darauf verzückt, bekreuzigten sich, lobten Gott und füllten sich mit Haß gegen die Juden.

Wo war er übrigens, der Jude Kristianpoller? Ein paar gingen in die Schenke, ihn zu suchen. Hinter dem Schanktisch fanden sie nur den Knecht Fedja, der sich betrunken hatte und der seit langem eingeschlafen war. Man suchte in den Gastzimmern, in denen die Offiziere einquartiert waren. Man schlug die Betten auf, öffnete die Kästen. Vor dem Gasthaus und drinnen im Hof sammelten sich die Menschen. Ja, selbst die Bauern, die bereits auf dem Heimweg begriffen gewesen waren, machten kehrt, um das Wunder noch zu erleben. Als sie mit ihren Wägelchen und ihren Frauen und Kindern vor dem Gasthof hielten, schien es ihnen, daß sie nicht etwa umgekehrt waren, um die gnadenreiche Erscheinung anzubeten, sondern um an dem Juden Rache zu nehmen, der die Mutter Gottes geschändet hatte. Denn eifriger als der eifrigste Glaube ist der Haß, und fix ist er wie der Teufel. Es war den Bauern, als hätten sie alle nicht nur die wunderbare Erscheinung mit eigenen Augen gesehn, sondern auch, als könnten sie sich haargenau an die einzelnen schändlichen Handlungen erinnern, durch die der Jude das Bild beschmutzt und mit blauem Kalk zugedeckt hatte. Und zu ihrem Verlangen nach Rache gesellte sich noch das dumpfe Gefühl einer eigenen Schuld, die sie sich aufgeladen hatten, als sie noch leicht-

sinnig genug gewesen waren, den Juden nach seinem schmählichen Belieben gewähren zu lassen. Kein Zweifel für sie mehr: Dazumal hatte sie der Teufel verblendet.
Sie stiegen von den Wagen, bewaffnet mit Peitschen und Knüppeln, den neugekauften Sensen, Sicheln und Messern. Es war die Stunde, in der die Juden in feiertäglichen Kleidern aus dem Bethaus kamen, beinahe lauter Greise und Krüppel. Ihnen entgegen stürzten sich jetzt die Bauern. Diesen bewaffneten, kräftigen und wütenden Männern erschienen die jüdischen Schwächlinge, die Greise und die Lahmen, die sich da in ihrer sabbatlichen Hilflosigkeit nach Hause schleppten, besonders gefährlich, gefährlicher als Gesundheit, Stärke, Jugend und Waffen. Ja, in dem trippelnden, ungleichmäßigen Schritt der Juden, in der Krümmung ihrer Rücken, in der dunklen Feierlichkeit ihrer langen, auseinanderklaffenden Kaftane, in ihren gesenkten Köpfen und selbst noch in den huschenden Schatten, die ihre schwankenden Gestalten hie und da auf die Straßenmitte warfen, sooft sie an einer der spärlichen Petroleumlaternen vorüberkamen, glaubten die Bauern die wahrhaft höllische Abkunft dieses Volkes zu erkennen, das sich von Handel, Brand, Raub und Diebstahl nährte. Was den Schwarm der humpelnden, armen Juden betraf, so sahen sie wohl, fühlten sie vielmehr das nahende Unglück. Allein, sie wankten ihm entgegen, halb im Vertrauen auf den Gott, den sie soeben im Bethaus gelobt hatten und dem sie sich heimisch und vertraut fühlten (allzu heimisch und allzu vertraut), halb gelähmt von jener Angst, mit der die grausame Natur die Schwachen belädt, damit sie um so sicherer der Gewalt der Starken anheimfallen. In der ersten Reihe der Bauern schritt ein gewisser Pasternak, würdig anzusehn dank seinem gewaltigen, buschigen, grauen Schnurrbart, die Peitsche in der Hand; übrigens ein reicher und also doppelt geachteter Bauer aus der Umgebung von Koropta. Als er in der Höhe des jüdischen Schwarms angelangt war, erhob er die Peitsche, ließ den schweren, vielfach geknoteten Riemen zwei-, dreimal über seinem Kopf kreisen und knallen und schlug hierauf, da seine Hand den sicheren Schwung bekommen hatte, mitten in die dunkle Schar der Juden. Er traf ein paar Gesichter. Ein paar Juden schrien auf. Der ganze hilflose Schwarm blieb stehen. Einige versuchten, sich an die Mauern der Häuschen zu drücken und im Schatten zu verschwinden. Andere aber stürzten von dem meterhohen hölzernen Bürgersteig in die Straßenmitte, geradewegs den Bauern zu Füßen. Man hob sie

hoch, warf sie in die Luft, Dutzende von Händen streckten sich, um die wirbelnden Juden aufzufangen und noch einmal, und noch einmal und zum viertenmal in die Luft zu werfen. Es war eine sehr klare Nacht. Gegen den hellblauen, sternenbesäten Himmel hoben sich die tiefschwarzen, flatternden, emporfliegenden und wieder herunterfallenden Juden wie übergroße, seltsame Nachtvögel ab. Dazu kamen immer wieder ihre kurzen, schrillen Schreie, denen das brüllende Gelächter ihrer Peiniger antwortete. Hie und da öffnete eine der wartenden jüdischen Frauen furchtsam einen Fensterladen und machte ihn schnell wieder zu. »Alle Juden zum Hof Kristianpollers und knien und beten!« rief eine Stimme. Es war Ramsin. Und Pasternak trieb mit der Peitsche die Juden vom Bürgersteig. Man nahm sie in die Mitte und führte sie in den Gasthof Kristianpollers.

Hier in der »Kammer«, in der sich das Wunder zugetragen hatte, waren zwei Kerzen angezündet. Sie klebten auf einem Holzscheit und beleuchteten flackernd die Mutter Gottes. Alle Soldaten, auch die Getreuen des Obersten Tarabas, knieten vor den Lichtern, sangen, beteten, bekreuzigten sich, neigten ihre Köpfe, stießen mit den Stirnen gegen den Boden. Die Kerzen, die man immer wieder erneuerte (man wußte nicht, wo sie herkamen, es war, als hätten alle Bauern Kerzen mitgebracht), verbreiteten mehr Schatten als Helligkeit. Eine weihevolle Finsternis herrschte in der »Kammer«, eine Finsternis, innerhalb derer die beiden Kerzen zwei leuchtende Kerne bildeten. Es roch nach billigem Stearin, nach Schweiß, Juchten, säuerlichen Schafspelzen und dem heißen Atem der offenen Münder. Oben im Dämmer, im ohnmächtigen und unbeständigen Licht der schwachen Flammen, schien das wunderbare, milde Antlitz der Madonna bald zu weinen, bald tröstlich zu lächeln, zu leben, in einer überirdischen, erhabenen Wirklichkeit zu leben. Als die Bauern mit dem schwarzen Schwarm der Juden ankamen, rief Ramsin: »Platz für die Juden!« Und die kniende und liegende Menge ließ eine Gasse frei. Während die Armen, einzeln und zu zweit, vorwärtsgestoßen wurden, geschah es, daß der und jener Bauer, das Gebet und die Andacht unterbrechend, ausspuckte. Je näher die Juden dem Wunder kamen, desto häufiger und heftiger wurden ihre dunklen Gewänder angespuckt, und bald klebten die vielen Spuren silbrigen Speichels an ihren Kaftanen, gelblicher Schleim, eine schauerliche, abstruse Art von irrsinnigen Knöpfen. Es war lächerlich und schaurig. Man zwang die Juden niederzuknien. Und als sie auf den

Knien lagen und mit furchtsamen, ratlosen Gesichtern links und rechts schauten, wie um sich zu vergewissern, woher ihnen größere Gefahr drohe, und in allerhöchster Furcht vor den Kerzen und dem Bild, das diese beleuchteten, die Köpfe wegzuwenden versuchten, schrie plötzlich Ramsin aus dem Hintergrund: »Singen!« Und während die Gläubigen wohl zum fünfzigstenmal das Ave Maria anstimmten, begannen die Juden in ihrer Todesangst, aus zusammengepreßten Kehlen schauerliche Töne hervorzustoßen, die wie aus alten, zerbrochenen Leierkästen kamen und mit der Melodie des Ave nicht die geringste Ähnlichkeit hatten. »Hinlegen!« befahl Ramsin. Und die gehorsamen Juden berührten mit den Stirnen den Boden. Ihre Mützen hielten sie noch krampfhaft in den Händen, gleichsam als die letzten Symbole ihres Glaubens, den man ihnen rauben wollte. »Aufstehn!« kommandierte Ramsin. Die Juden erhoben sich, mit der schwachen, lächerlichen Hoffnung, daß sie nunmehr von ihrer Pein erlöst seien. »Auf, Brüder!« sagte Ramsins furchtbare Stimme. »Wir wollen sie nach Hause führen!«

Und die Mehrzahl der Andächtigen verließ die Stätte des Wunders. Uniformierte und Bauern, Peitschen, Stöcke und Sicheln in den Händen, trieben den düstern Schwarm der Juden durch die trübe beleuchtete, nächtliche Straße. Man brach in jedes der kleinen Häuschen ein, löschte die Lichter aus, befahl den Juden, sie wieder anzuzünden, weil man wußte, daß ihnen ihr Gesetz verbot, Feuer am Sabbat zu machen. Manche Bauern nahmen die brennenden Kerzen aus den Leuchtern, bargen die Leuchter unter den Röcken, vergnügten sich, die Kerzen an alle zufällig erreichbaren brennbaren Stoffe zu halten und sie anzuzünden. So brannten bald Tischtücher, Vorhänge und Bettlaken. Die jüdischen Kinder erhoben ein jämmerliches Geschrei, die jüdischen Weiber rauften sich die Haare, riefen die Namen ihrer Männer, deren Klang den Peinigern lächerlich und nichtswürdig erschien und der sie bis zum tränenvollen Lachen erschütterte. Verschiedene ahmten das Heulen der Kinder und der Weiber nach. Und es erhob sich ein ganz irrsinniger Tumult in der Luft. Einige von den mitgeschleppten Juden machten den kindischen Versuch, sich in den Häusern, die ihnen vertraut waren, zu verbergen. Sie wurden aber schnell gefaßt und verprügelt. »Wo ist euer Gastwirt, der Kristianpoller?« brüllten immer wieder ein paar Stimmen. So unermeßlich der Lärm war, so deutlich verstand man doch im allgemeinen Getümmel diese fürchterliche Frage.

Und da alle Juden, samt ihren Weibern und Kindern, mit allen heiligen Eiden in einem äußerst verworrenen Chor zu schwören begannen, daß sie nicht wüßten, wo ihr Bruder Kristianpoller sei, verstärkten und verdoppelten sich nur die grausamen Fragen. »Wir werden euch zwingen!« rief einer aus der Menge. Es war ein Soldat, ein mächtiger Kerl, mit breiten Schultern und einem winzigen Köpfchen, das an eine kleine Nuß erinnerte, ein armseliges Früchtlein auf einem gewaltigen Stamm. Er zerteilte die Menge, trat vor und stellte sich vor eine junge jüdische Frau, deren bräunliches, schönes Gesicht mit den unschuldig erschrocken aufgerissenen, goldbraunen Augen unter dem weißen, seidig schimmernden Kopftuch den Soldaten schon aus der Ferne angelockt und zur Liebe wie zum Haß gereizt haben mochte. Die junge Frau erstarrte. Sie versuchte nicht einmal zurückzuweichen. »Das ist sie, seine Frau, die Frau des Halunken Kristianpoller!« rief der Soldat. Eine unsagbare, unmenschliche Gier entzündete sein fahles, kleines und nacktes Angesicht. Er erhob einen kurzen, hölzernen Knüppel und ließ ihn auf das Kopftuch der Jüdin niedersausen. Sie fiel sofort um. Alle stießen einen Schrei aus. Blut zeigte sich auf dem schimmernden Weiß des seidenen Kopftuches. Und als hätte der Anblick des roten Blutes, des ersten, das an diesem Tage floß, dem stumpfen Grimm der Menge erst einen deutlichen Sinn und eine bestimmte Richtung gegeben, erwachte auch in den anderen eine unbezwingliche Gier, zu schlagen, zu treten, und schon sahen sie rote Schleier aus Blut vor ihren Augen, rote Schleierströme wie blutige Wasserfälle. Sie hieben hinein, jeder mit dem Gegenstand, den er gerade in Händen hielt, auf die Menschen, Kinder, Gegenstände, die sich gerade vor ihm und neben ihm befanden.

Als Konzew von der Kaserne her mit einer kleinen Abteilung Soldaten heranrückte, sah er sofort, daß er dem übermäßigen Tumult nicht gewachsen sei. Er schickte schleunigst eine Meldung an den Obersten Tarabas, während er in verschiedenen Sprachen der Menge abwechselnd drohende und beruhigende Worte entgegenrief. Die Bauern und Soldaten aber waren schon zu tief in ihrem Rausch befangen, um noch etwas von diesen ernüchternden Zurufen zu begreifen. Sie fühlten nur undeutlich, daß ihnen hier eine ordnende und also feindliche Gewalt entgegenrückte, und sie machten Anstalten, ihr ebenfalls kräftig zu begegnen. Die Instrumente, mit denen sie soeben losgeschlagen hatten, verwendeten sie als Wurfgeschosse gegen Konzew und die Abteilung.

Konzew wagte keinen entscheidenden Befehl, ohne Erlaubnis des Obersten Tarabas. Er wich also vorläufig zurück und verteilte seine wenigen Leute zu beiden Seiten der Straße als Wachen vor den noch unversehrt gebliebenen Häusern. Die Menge rückte zwar nicht weiter. Aber um so kräftiger hieb sie auf den Rest des Judenhaufens, auf die Gefangenen in ihrer Mitte. Hie und da schlugen blaue Flämmchen aus den Häusern, und Jammern und Heulen brach durch Fenster und Türen. Konzew wartete ungeduldig. Jeden Augenblick mußte der Oberst Tarabas kommen.

Indessen kam nur der Soldat zurück, den Konzew geschickt hatte. Er meldete, daß alle Offiziere in ihrer Messe, in der Baracke, sich in einem fast leblosen Zustand befänden, und auch der gewaltige Oberst Tarabas unterschiede sich augenblicklich nicht von den andern. Ja, vielleicht sei er sogar noch schlimmer dran. Denn, wie ihm der Koch und die bedienenden Soldaten berichtet hätten, wäre es im Verlauf des Vorabends zu einem Streit gekommen. Der alte Major Libudin, eben jener, der noch aus alten Zeiten das Bahnhofskommando befehligte und auch seinen Abschied nicht zu nehmen gedachte, hätte dem Obersten Tarabas zugerufen, solch eine Art sinnloser Trinkerei hätte man in der alten russischen Armee nicht gekannt. Es wäre nun Streit entstanden. Tarabas hätte alle Unzufriedenen aufgefordert, die neue Armee auf der Stelle zu verlassen. Hierauf hätten sich die Offiziere geschlagen, auch Tarabas. Und nach einer überraschenden, allgemeinen Versöhnung wäre in allen neuerlich die Lust ausgebrochen, sich zu betrinken.

Der Feldwebel Konzew entschloß sich, seine kleine Abteilung wieder zu sammeln und mit gefälltem Bajonett gegen den Haufen der Bauern vorgehen zu lassen. Er wußte noch nicht, daß sich in der Menge Soldaten befanden. Einige unter diesen trugen immer noch die Pistolen, mit denen sie auf Ramsins Zeichnungen geschossen hatten. Sie haßten den Feldwebel Konzew. Sie hatten ihm nichts vergessen. Sie erkannten ihn, seine Stimme, und sie beschlossen, angefeuert von Ramsin, sich an ihm zu rächen. Sie drängten die Bauern beiseite, stießen vor und stellten sich in die ersten Reihen des Haufens. Als Konzew den Befehl gab vorzugehn, schoß Ramsin, und die desertierten Soldaten folgten ihm. Drei von Konzews Leuten fielen. Er begriff die Gefahr, aber es war schon zu spät. Bevor er noch »Feuer!« kommandieren konnte, stießen Ramsin und die Deserteure vor, schossen den Rest ihrer Patronen ab, gefolgt von dem Siegesgeheul der trunkenen Bauern.

In der nächtlichen Straße, die von drei, vier ärmlichen Öllaternen belichtet wurde und über die von Zeit zu Zeit und immer häufiger aus den Judenhäuschen hervorzüngelnde Flämmchen einen huschenden, spärlichen Widerschein warfen, begann ein heftiges, kurzes Handgemenge. Zwar sah der Feldwebel Konzew, alter Soldat, der er war, den Ausgang dieses Kampfes sofort voraus. Er wußte, daß seine kleine Abteilung dem wütenden Haufen nicht standhalten konnte. Und Scham und Jammer empfand er, da er bedachte, daß ihn ein schmähliches Ende nach solch einem schmählichen Handgemenge erwartete, ihn, einen der furchtlosesten Soldaten der großen russischen Armee. Viele Soldaten, brave Feinde, Österreicher und Deutsche, hatte er mit seinen braven Händen getötet. Aus Ratlosigkeit, aber auch aus Treue zu seinem Herrn und Obersten Tarabas, war er hierhergekommen. Was ging ihn dieses neue Ländchen an? Was, zum Teufel, gingen ihn die Juden von Koropta an? – Ach, welch ein Ende für einen alten Soldaten aus dem großen Kriege! – All diese Gedanken jagten mit großer Geschwindigkeit durch den Kopf des großartigen Konzew, während sein militärisches und ordentliches Gewissen, gleichsam als ein ganz besonderes und sein eigentliches Gehirn, ihm alle Maßnahmen diktierte, die in Anbetracht dieser scheußlichen Lage notwendig waren. In der Linken die Pistole, den schweren, krummen Säbel in der Rechten, umgeben von den johlenden Bauern und seinen Todfeinden, den Deserteuren, hieb und schoß der tapfere Konzew nach allen Seiten. Er überragte die Meute, die ihn umdrängte, um seinen ganzen gewaltigen, muskulösen Kopf. An allen Stellen seines Körpers spürte er Schmerzen, ein dichter Hagel von Schlägen fiel auf ihn nieder. Plötzlich fühlte er einen Stich im Hals. Seine blutunterlaufenen, von Schleiern überhangenen Augen konnten noch Ramsin wahrnehmen, der ein gewöhnliches bäurisches Steckmesser in der erhobenen Hand hielt. »Hund, du«, röchelte Ramsin. »Sohn und Enkel einer Hündin!« Mit der letzten Klarheit, die ihm der nahende Tod bescherte, begriff Konzew die schmachvolle Art seines Untergangs. Ein Bauermesser war ihm in den Hals gefahren. Ein elender Räuber, ein Deserteur hatte es geführt. Erbitterung, Scham und Haß verzerrten sein Angesicht. Er sank hin, zuerst auf die Knie. Dann streckte er die Arme aus, man machte ihm Platz. Er hatte keine Kraft mehr, sich auf die Hände zu stützen. Er fiel der Länge nach hin, mit dem Gesicht in den Schlamm und Unrat der Straßenmitte. Sein Blut strömte aus dem Hals, über den Kragen der

Uniform und versickerte in der kotigen Erde. Über seinen Leib und über die Leiber der anderen Soldaten trampelten und stampften die genagelten Stiefel der Menge. Einige hatten sich selbst Wunden zugefügt. Einige andere waren verletzt worden. Aber ihr eigenes rinnendes Blut besänftigte sie keineswegs, sondern berauschte sie noch mehr als das fremde, das sie ringsum fließen sahen. Der kurze Kampf hatte sie ebenfalls nicht etwa ermattet, sondern im Gegenteil ihren Drang zum sinnlosen Wüten noch verstärkt. Aus den riesenhaft aufgerissenen Mündern stießen sie in einem seltsam regelmäßigen, beinahe strengen Rhythmus unmenschliche Rufe aus, in denen Schluchzen, Heulen, Jammer, Jubel, Gelächter, Weinen, der Brunst- und Hungerschrei von Tieren enthalten war. Auf einmal brachte ein Soldat eine Fackel herbei. Er hatte um das obere Ende seines Stockes ein Tischtuch gewickelt, eine der spärlichen Laternen zerschlagen, das Tuch mit Petroleum getränkt und angezündet. Nun schwenkte er die Fackel über den Köpfen zuerst, berührte mit ihr die tief über die Häuschen hängenden trockenen Schindeldächer und entzündete sie. Viele taten wie er. Hierauf begann allmählich die ganze Hauptstraße von Koropta zu brennen. Die leckenden Feuerchen, die lustig und ausgelassen aus den Dächlein zu beiden Seiten der Straße dahertänzelten, erfreuten die Menge dermaßen, daß sie beinahe der Juden vergaß. Man schleppte zwar die Armen immer noch mit, die unaufhörlich stolperten, in die Knie sanken und gewaltsam wieder hochgehoben wurden, aber man stieß und prügelte sie nicht mehr. Man begann sogar, ihnen begütigend und tröstlich zuzusprechen und sie auf die schauerlichen Schönheiten hinzuweisen, die man da angestiftet hatte. »Schau, schau, das Flämmchen!« sagte man. »Sieh, sieh, hier, meine Wunde!« sagte man. »Das tut weh, siehst du?« sagte man. Man hatte sich allmählich an die Juden gewöhnt. Sie waren, nachdem man sie so lange gepeinigt hatte, ein unentbehrlicher Bestandteil des ganzen Triumphzuges geworden. Man hätte sie um keinen Preis entbehren mögen. Die Juden aber erschreckten milde Worte und sanfte Behandlung noch mehr als Schläge und Peinigungen. Es schien ihnen, daß der allgemeinen Milde nur noch stärkere Folterungen folgen müßten. Näherte sich ihren Schultern eine friedliche Hand, so zuckten sie zusammen wie vor einer Peitsche. Sie sahen aus wie ein Häufchen Wahnsinniger, sie stellten eine besondere Art des stumpfen, schwachen und furchtsamen Irrsinns dar, mitten unter dem gewaltsamen und gefährlichen der anderen. Sie sahen ihre Häuser

brennen, ihre Weiber, Kinder und Enkel mochten schon tot sein, sie hätten beten mögen, aber sie fürchteten, einen Laut von sich zu geben. Warum strafte sie der alte Gott so hart? Seit vier Jahren schon schüttete er Qualen über Qualen auf die Juden von Koropta. Der Zar, der alte Pharao, war gestorben, ein neuer war auferstanden im ewigen Lande Ägypten, ja, ein ganz neues, kleines zwar, aber unheimlich grausames Ägypten war auferstanden! Von Zeit zu Zeit stießen die Juden erstickte Seufzer aus; es klang wie die heiseren, furchtsamen Rufe der Möwen vor einem Sturm.
Die Wache in der Kaserne hatte die Schüsse vernommen. Der Rest von Tarabas' Leuten, der in der »Kammer« Kristianpollers verblieben war, ebenfalls. Diese Leute erwachten plötzlich aus dem Rausch, in den sie der Alkohol, das Wunder, das Gebet, der Gesang versetzt hatten. Sie wurden von der Furcht ergriffen, der Furcht der disziplinierten Soldaten, vor dem eigenen, militärischen Gewissen und vor der fürchterlichen Strafe Tarabas'. Einen Teil ihrer Waffen hatten die Deserteure genommen. Die Soldaten in der »Kammer« sahen einander stumm, vorwurfsvoll und ängstlich an, schuldbewußt senkte einer vor dem anderen die Augen. Nun, da sie aus ihrem Rausch erwachten, konnten sie sich zwar an alle Vorgänge dieses sonderlichen und furchtbaren Tages erinnern, aber sie wußten keine Erklärung für den bösen Zauber, dem sie erlegen waren. Immer noch brannten und qualmten die zahllosen Restchen der Kerzen vor der Mutter Gottes. Aber das Bild sah man nicht mehr. Es war, als sei es wieder verschwunden, vom Dämmer verschlungen. »Es geht schrecklich zu«, begann schließlich einer. »Wir müssen in die Kaserne. Wir müssen den Alten verständigen. Wer wagt es?« – Man schwieg. »Wir gehen alle zusammen!« sagte ein anderer. Sie drückten die schwelenden Kerzenstümpfchen aus und verließen die »Kammer«. Sie sahen den Widerschein des Feuers, hörten den Lärm, setzten sich in Trab, liefen im Bogen um die Hauptstraße. Als sie die Kaserne betraten, stand das Regiment zum Ausmarsch bereit. Tarabas saß gerade auf. »Sofort in die Reihen!« rief er ihnen zu. Sie rannten in die Zimmer, suchten und fanden noch ein paar verlassene Gewehre und schoben sich, jeder einzelne, wo er noch Platz fand, in eine der aufgestellten Zugsreihen. Ein paar Offiziere (nicht alle) waren auf den Beinen. Die üblichen Kommandos erfolgten. Das stark gelichtete Regiment rückte in die Stadt, Tarabas zu Pferde, an der Spitze, wie das Reglement es befahl, mit gezogenem Säbel. Sie rückten geradewegs in

die Hauptstraße. Der gewaltige Oberst Tarabas, zwanzig Schritt Abstand vor seiner ersten Kompanie, rötlich im Widerschein der Flammen, war so schrecklich anzusehn, daß aller Lärm des irrsinnigen Haufens verstummte. »Zurück!« schmetterte Tarabas. Und gehorsam begannen alle rückwärts zu gehen, wandten sich dann um, als wäre ihnen plötzlich zum Bewußtsein gekommen, daß sie, rückwärts schreitend, nicht schnell genug dem gefährlichen Tarabas entfliehen könnten und den zahllosen aufgepflanzten Bajonetten, die sie hinter ihm im Widerschein des Feuers blitzen sahen. Man lief, man rannte um Tod und Leben. Man ließ die Juden, man hatte sie schon vergessen. Sie blieben, ein geschlossener, wie zusammengekitteter, schwarzer Knäuel in der Mitte der Straße. Sie ahnten, daß ihre Rettung nahe war, aber sie wußten zugleich auch, daß sie zu spät kam. Verloren waren sie, für alle Zeiten. Sie rührten sich nicht. Mochten sie von den Rettern endgültig zertreten und zerstampft werden. Tod und Frost waren in ihren Herzen. Nicht einmal ihre körperlichen Schmerzen spürten sie mehr. Auf den hölzernen Bürgersteigen, die auch schon langsam an einigen Stellen zu schwelen anfingen, standen Weiber und Kinder zu beiden Seiten, die brennenden Häuschen im Rücken. Sie schrien nicht. Selbst die Kinder weinten nicht mehr. »Fort! Fort!« befahl Tarabas. Und vor ihm lief jetzt der dunkle Schwarm der Juden einher, zu beiden Seiten, auf den hölzernen Brettern klapperten die hastigen Sohlen der Frauen und Kinder. Nachdem die Straße frei geworden war, begannen die Soldaten aus den Häusern zu retten, was noch zu retten war. Man versuchte, so gut es ging, die Brände zu ersticken. An Wasser fehlte es, auch an Gefäßen. Man konnte nicht daran denken, das Feuer zu löschen. Man warf Mäntel, Steine, Kot auf das Feuer, man holte aus den Stuben wahllos Tische, Bettzeug, Leuchter, Lampen, Töpfe, Schragen, Wiegen, Brote, Speisen aller Art, Hausrat jeder Gattung. Mit den Stiefeln zertrat man den schwelenden Brand auf den Bürgersteigen. Was man nicht löschen konnte, ließ man brennen, man versuchte, mit Bajonetten, Säbeln und Gewehrkolben Schindeln abzureißen, Mauern zu zerschlagen, brennendes Bettzeug niederzustampfen. Eine Stunde später konnte man nur noch bläuliches Züngeln, gelbliches Schwelen, rötliches Verglühen der ganz und halb abgebrannten Häuser von Koropta sehen und den erstickenden, blaugrauen Dunst, der das ganze Städtchen einhüllte. Ermattet und reglos lagerten und hockten die Soldaten in der Straße. Sie erwarteten gleichgültig den Morgen. Kein Wind regte

sich, zum Glück. Von den wenigen unversehrt gebliebenen Häusern Koroptas enthielt nur eines noch lebendige Bewohner: der Gasthof »Zum weißen Adler«; der Gasthof des verschwundenen Juden Kristianpoller. Hier im Hof und in den Stuben, im geräumigen Gastzimmer und im Keller drängten sich die Juden und die Bauern. Manche hatten Schrecken und Müdigkeit, Alkohol, Betäubung und Schmerzen eingeschläfert. Bauern und Juden lagen nebeneinander. Man sah keine Soldaten mehr. Die Deserteure, unter Ramsins Führung, hatten Koropta schon verlassen. Kinder schrien aus dem Schlaf, Frauen schluchzten. Ein paar Juden hockten da, fanden keine Kraft mehr, sich zu erheben, beteten summend und singend und wiegten ihre Oberkörper im Takt zu ihren alten Melodien.

Als der Morgen anbrach, ein heiterer Morgen, der wieder einen der gewohnten goldenen Tage dieses späten, sonderbaren Herbstes verkündete, erwachten die Bauern zuerst, taumelten ein wenig, weckten ihre Weiber und gingen hinaus, nach ihren Pferden und Wagen zu sehn. Sie erinnerten sich langsam und schwer an den Abend, an die Nacht, das Feuer, den Kampf, das Wunder und an die Juden. Sie gingen in die »Kammer«. Und siehe da: Das wunderbare Bild der Mutter Gottes lebte noch an der Wand, davor lagen unzählige Holzscheite, und auf den Scheiten klebten unzählige ausgebrannte Kerzenstümpfchen. Es war also wirklich wahr. Das milde Antlitz der Mutter Gottes zeigte im grauen Licht des Morgens keine veränderten Züge. Gütig, lächelnd, schmerzlich leuchtete es elfenbeinfarben über dem blutroten Gewand. Seine Güte, sein Weh, seine himmlische Trauer, seine selige Schönheit waren wirklicher als der Morgen, die aufgehende Sonne, die Erinnerung an die blutigen und feurigen Schrecken der vergangenen Nacht. Die Erinnerung an all das verschwand vor der Heiligkeit des Bildes. Und mochte auch in dem und jenem der Bauern Reue wach werden, es war ihnen, als sei alles schon vergeben, da es ihnen nur vergönnt war, das liebliche Antlitz anzuschauen.

Indessen: Sie waren Bauern. Sie dachten an ihre Gehöfte und Höfe, an die Schweine und an das Geld, das sie in ihren Säckchen um den Hals trugen. Sie mußten nach Hause, in die umliegenden Dörfer. Und sie beeilten sich doppelt und dreifach, denn sie mußten zu den zu Hause verbliebenen Brüdern Kunde von dem Wunder in Koropta geben. Zugleich ahnten sie, daß ihnen Gefahr von dem Regiment des Obersten Tarabas noch drohen könnte, das sie gestern in die Flucht getrieben

hatte. Sie bestiegen die Wägelchen. Sie peitschten die Pferdchen an und jagten davon, den umliegenden Dörfern zu.
Als der Oberst Nikolaus Tarabas in den Gasthof Kristianpollers eintritt, fand er nur noch die jammernden Juden vor, die ihm mit verzweifelten, verweinten und zerschundenen Gesichtern, flehend erhobenen Händen, namenlosen Schrecken und Schmerz in den Augen, entgegentraten. Er befahl ihnen, den Gasthof zu verlassen, sich in den noch unversehrt gebliebenen Häusern zu verbergen und sich nicht zu rühren, ehe nicht neue Befehle ergangen wären. Und da sie ihn dauerten, gab er ihnen die Versicherung, daß die Soldaten über sie wachen würden, solange sie sich still, in den Häusern eingeschlossen, verhielten. Sie zogen davon.
Ein paar Offiziere kamen. Tarabas ging mit ihnen in die »Kammer«, das Wunder zu sehn. Vor dem Bildnis der Mutter Gottes zogen sie die Mützen ab. Tarabas' Soldaten hatten berichtet, wie Ramsin auf seine schamlosen Zeichnungen geschossen und wie sich unter dem Kalk das Bild plötzlich gezeigt hatte. Tarabas bekreuzigte sich. Im ersten Augenblick hatte er Lust niederzuknien. Er überlegte schnell, daß er nach den Vorfällen der letzten Nacht, der mörderischen Folge eines blinden Glaubens, eine vernünftige Haltung einzunehmen verpflichtet war. Hinter ihm standen die Offiziere. Er schämte sich. Er durfte keine Bewegung machen, die seine bigotten Regungen verraten hätte. Er bekreuzigte sich noch einmal und machte kehrt.
Der Gastwirt Kristianpoller mußte sich nach Tarabas' Meinung noch irgendwo im Gasthof verborgen halten. Er befahl, alle Winkel des Hauses zu durchsuchen. Unterdessen brachte man die in der Nacht getöteten Soldaten in den Gasthof. Es waren fünf, der Feldwebel Konzew unter ihnen. »Legt den Konzew in mein Zimmer!« befahl der Oberst Tarabas.
Er gab ein paar Anweisungen für die nächste Stunde. Er befahl eine telefonische Verbindung mit der Hauptstadt, mit dem General Lakubeit. Dann ging er in sein Zimmer, riegelte die Tür ab und setzte sich neben das Bett, auf das man den toten Konzew gelegt hatte.

ZWEITER TEIL DIE ERFÜLLUNG

XVI

Nun war Tarabas allein mit dem toten Konzew. Man hatte das Angesicht des Feldwebels gewaschen, die Uniform von den Blut- und Kotspuren gereinigt, die hohen Stiefel gewichst, den mächtigen Schnurrbart gebürstet. Säbel und Pistole lagen neben ihm, zur Rechten und zur Linken, die kräftigen, behaarten Hände mit den großen, rissigen Nägeln waren über dem Bauch gefaltet. Der milde Schimmer des ewigen Friedens schwebte über dem scharfen, soldatischen Angesicht. Das Angesicht des Obersten Tarabas aber zeigte Zerfahrenheit, Unrast und Bitterkeit. Er wünschte sich, weinen zu können, toben zu dürfen. Er konnte nicht weinen, der Oberst Tarabas. Er sah graue Haare an den Schläfen des Feldwebels und fuhr mit der Hand über die Schläfen und zog sie sofort zurück, erschrocken über seine eigene Zärtlichkeit. Er dachte an die Weissagung der Zigeunerin. Noch kündigte nichts seine Heiligkeit an! Törichte Worte, längst begraben unter dem Gewicht der Schrecknisse, ertrunken im Blut, das man vergossen hatte, versunken wie die Jahre in New York, der Wirt, das Mädchen Katharina, die Cousine Maria, Vater, Mutter und Haus! Tarabas gab sich Mühe, die Bilder, die vor ihm auftauchten, Erinnerungen zu nennen und sie also ihrer Macht zu berauben. Er wollte den Gedanken, die ihn peinigten, jene gewichtlosen Bezeichnungen geben, die sie zu unbedeutenden und ungefährlichen Schatten der Vergangenheit stempeln, die ebensoschnell verfliegen, wie sie auftauchen. Er versuchte, sich in die Verbitterung über den Tod Konzews, seines besten Mannes, zu retten und sein Gelüst nach Rache für diesen Toten noch zu steigern. Er haßte nun diese Juden, diese Bauern und dieses Koropta, dieses Regiment, dieses ganze neue Vaterland, diesen Frieden und diese Revolution, die es geboren und gebildet hatten. Ach, er wollte – wie rasch faßte Tarabas seine Entschlüsse! – Ordnung machen, dann sein Amt niederlegen, dem kleinen General Lakubeit ein paar grobe Wahrheiten sagen und auf und davon gehn! Auf und davon! Wohin aber, gewaltiger Tarabas?! Gab's noch Amerika? Gab es noch das väterliche Heim? Wo war man zu Hause? Gab es noch irgendwo Krieg in der Welt?!

Aus diesen Überlegungen – es waren, wie man sieht, verworrene Ketten von Einfällen – riß Tarabas die Stimme der Ordonnanz, die durch die geschlossene Tür meldete, der Anruf des Generals Lakubeit werde in zwanzig Minuten erfolgen, der Oberst möge zur Post gehen. Tarabas fluchte auf die primitiven und umständlichen postalischen Verhältnisse – auch eine der üblen Folgen neuer und überflüssig gegründeter Staaten.

Er befahl Kerzen, für den Toten eine Ehrenwache und den Priester und ging ins Postamt. Er befahl dem einzigen Beamten, der seinen Dienst verrichtete, das Amt zu verlassen, man habe »Staatsgeschäfte« zu führen. Der Beamte ging hinaus. Es klingelte, und der Oberst Tarabas nahm selbst den Hörer ab. »General Lakubeit!« Tarabas wollte einen kurzen Bericht erstatten. Aber die sanfte, klare Stimme des kleinen Generals, die wie aus dem Jenseits herüberkam, sagte: »Nicht unterbrechen!« Hierauf gab sie in kurzen Sätzen Anweisungen: den Befehl, das Regiment in Bereitschaft zu halten; übermorgen erst könnten Teile des Regiments aus der entfernten Garnison Ladka nach Koropta beordert werden; man müsse mit neuen Unruhen rechnen; alle Bauern der Umgebung sammelten sich, das Wunder zu sehen; man müsse den Ortspfarrer bitten, die Leute zu beruhigen; alle Juden seien in den Häusern zurückzuhalten – »soweit solche noch vorhanden«, sagte der General wörtlich, und der Oberst Tarabas hörte Hohn und Tadel in dieser Bemerkung. »Das ist alles!« schloß der General, und: »Warten Sie!« rief er noch. Tarabas wartete. »Wiederholen Sie kurz!« befahl Lakubeit. Tarabas erstarrte vor Schreck und Wut. Er wiederholte gehorsam. »Schluß!« sagte Lakubeit.

Geschlagen, ohnmächtig und voller Zorn, vernichtet von der schwachen, fernen Stimme eines schwächlichen, alten Mannes, der kein Soldat, sondern »nur ein Advokat« war, verließ der gewaltige Tarabas das Postamt. Fast wunderte er sich über den Gruß des Postbeamten, der vor dem Eingang gewartet hatte. Kräftig von Ansehn, aber in Wirklichkeit schwach und ohne seinen alten Stolz, ging der große Tarabas durch die Trümmer des Städtchens Koropta. Es rauchte und schwelte immer noch zu beiden Seiten der Straße. Und Tarabas nahm sich trotz seiner wirklichen muskulösen und fleischlichen Erscheinung nur wie ein gewaltiges Gespenst aus, zwischen dem Schutt, der Asche, den wahllos vor den Häusern aufgereihten, nutzlos geretteten, verlassenen Gegenständen.

Er ging, ohne Soldaten und Offiziere anzusehn, in den Gasthof zurück. Überrascht blieb er in der Gaststube stehn. Hinter dem Schanktisch verneigte sich, als wäre nichts geschehen, der Jude Kristianpoller. Als wäre nichts geschehen, spülte der Knecht Fedja die Gläser.
Beim Anblick des Juden, der so unversehrt und unbekümmert sein gewöhnliches Geschäft fortsetzte, als wäre er plötzlich wieder aus einer Wolke hervorgetreten, die ihn bis jetzt unsichtbar gemacht und geschützt hatte, tauchte auch im Obersten Tarabas der Verdacht auf, daß es Juden gebe, die zaubern können und daß dieser Wirt tatsächlich für die Schändung des Muttergottesbildes verantwortlich sei. Die ganze große Mauer, die unüberwindliche Mauer aus blankem Eis und geschliffenem Haß, aus Mißtrauen und Fremdheit, die heute noch, wie vor Tausenden Jahren, zwischen Christen und Juden steht, als wäre sie von Gott selbst aufgerichtet, erhob sich vor Tarabas' Augen. Sichtbar hinter diesem blanken, durchsichtigen Eis stand nun Kristianpoller, nicht mehr das gefahrlose Subjekt von einem Händler und Gastwirt, nicht mehr nur der nichtswürdige, aber ungefährliche Angehörige einer geringgeschätzten Schicht, sondern eine fremde, unverständliche und geheimnisvolle Persönlichkeit, ausgerüstet mit höllischen Mitteln zum Kampf gegen Menschen, Heilige, Himmel und Gott. Auch aus den unergründlichen Tiefen des Tarabasschen Gemüts stieg, wie gestern aus dem ahnungslos frommen der Bauern und Soldaten, ein blinder und brünstiger Haß gegen den unversehrten, gleichsam gegen den ewig aus allen Gefahren unversehrt hervorgehenden Juden, der diesmal zufällig den Namen Nathan Kristianpoller trug. Ein anderes Mal hieß er anders. Ein drittes Mal würde er wieder einen neuen Namen führen. Oben in Tarabas' Zimmer lag der gute, teure Konzew aufgebahrt, tot, für alle Ewigkeit tot, und für diesen unverletzlichen, teuflischen Kristianpoller gestorben. Ganze hunderttausend Juden hätte Tarabas für einen Stiefel des toten Feldwebels Konzew geopfert! Tarabas antwortete nicht auf den ehrfürchtigen Gruß Kristianpollers. Er setzte sich. Er bestellte nicht einmal Tee oder Schnaps. Er wußte, daß der Wirt ohnehin bald mit den Getränken kommen würde.
Und Kristianpoller kam auch. Er kam mit einem Glas heißem, dampfendem, goldenem Tee. Er wußte, daß Tarabas jetzt nicht in der Laune war, Alkohol zu genießen. Tee besänftigt. Tee klärt die Verworrenen, und Klarheit ist den Vernünftigen nicht gefährlich. Er hat den Tee in der Hölle gekocht, fuhr es durch Tarabas' Gehirn. Woher weiß er,

wonach mich dürstet? Als ich eintrat, hatte ich beschlossen, einen Tee zu verlangen. – Und da Kristianpoller Tarabas' Wunsch erraten hatte, fühlte sich der Oberst geschmeichelt, seinem eigenen Mißtrauen zum Trotz. Er konnte sich einer gewissen Bewunderung für den Juden nicht erwehren. Er war auch neugierig zu erfahren, auf welche Weise Kristianpoller vermocht hatte, sich zu verbergen und frisch wie gewöhnlich wieder zu erscheinen. Und er begann mit dem Verhör:
»Weißt du, was hier los ist?«
»Jawohl, Euer Hochwohlgeboren!«
»Du bist schuld daran, daß man deine Glaubensgenossen geschlagen und gepeinigt hat; einige meiner Leute sind gefallen; mein lieber Konzew ist gestorben; deinetwegen! Ich werde dich aufhängen, mein Lieber! Du bist ein Aufrührer; ein Kirchenschänder; du sabotierst das neue Vaterland, auf das wir seit Jahrhunderten gewartet haben. Was sagst du dazu?«
»Euer Hochwohlgeboren«, sagte Kristianpoller, und er erhob sich aus seiner gebeugten Stellung und sah dem Fürchterlichen mit seinem einen gesunden Auge gerade ins Gesicht, »ich bin kein Aufrührer; ich habe kein Heiligtum geschändet; ich liebe dieses Land soviel und sowenig wie jeder andere auch. Euer Hochwohlgeboren gestatten mir eine allgemeine Bemerkung?«
»Sprich!« sagte Tarabas.
»Euer Hochwohlgeboren«, sagte Kristianpoller und verneigte sich noch einmal, »ich bin nur ein Jude!«
»Das ist es eben!« sagte Tarabas.
»Euer Hochwohlgeboren«, erwiderte Kristianpoller, »erlauben mir gnädigst, sagen zu dürfen, daß ich ohne meinen Willen ein Jude geworden bin.«
Tarabas schwieg. Es war nicht mehr der fürchterliche Oberst Tarabas, der da schwieg und zu überlegen begann. Es war der längst totgeglaubte, der junge Tarabas, einst ein Revolutionär, Mitglied einer geheimen Bande, die später den Gouverneur von Cherson umgebracht, der Student Tarabas, der tausend nächtliche Diskussionen angehört hatte, der weiche und leidenschaftliche Tarabas, der rebellische Sohn eines steinernen Vaters, ausgestattet mit der Gabe, zu denken und zu überlegen, aber auch der ewig unfertige Tarabas, dem die Sinne den Kopf verwirrten, der sich den Ereignissen auslieferte, wie sie gerade kamen: dem Totschlag, der Liebe, der Eifersucht, dem Aberglauben,

dem Krieg, der Grausamkeit, dem Trunk, der Verzweiflung. Tarabas' Intelligenz wachte noch unter dem Schutt seiner vernichteten, unter dem Getümmel seiner lebendigen Leidenschaften und Räusche. Die Sache, die der Jude Kristianpoller mit seinem unerbittlichen Verstand verteidigte, ging ja den Gewaltigen und seine verworrene Vergangenheit gar nichts an! Dennoch leuchtete sie in die Finsternisse, die Tarabas seit vielen Jahren ausfüllten. Die Antwort Kristianpollers fiel in das Gehirn des Obersten wie ein plötzliches Licht in einen Keller. Für eine Weile erhellte es dessen geheime, verschollene Tiefen und die schattigen Winkel. Und obwohl der Oberst, als er das Verhör begann, bereit gewesen war, die rätselhaften Eigenschaften des unheimlichen Juden zu klären und zu erfahren, mußte er sich jetzt selbst zugestehn, daß die Antwort Kristianpollers wie ein plötzliches Licht daherkam, geeignet, eher die Dämmerungen zu erleuchten, die in seinem eigenen Herzen herrschten, als jene, die den Juden umgeben mochten und sein fremdes Volk.

Eine Weile schwieg Tarabas. Einen Augenblick war ihm, als erkenne er die Nichtswürdigkeit, Sinnlosigkeit und Leere seines geräuschvollen und heroischen Lebens und als hätte er allen Grund, den verachteten Kristianpoller um dessen immer wache Vernunft und gewiß sorgfältig geregeltes Dasein zu beneiden. Diese Einsicht währte kurz. Noch war der gewaltige Tarabas von dem Hochmut erfüllt, der in allen Mächtigen dieser Erde die Vernunft unterjocht und die seltenen Erkenntnisse, deren sie zuweilen teilhaft werden, wie mit einer Wolke aus falschem Gold umhüllt. Der Hochmut war es, der aus Tarabas sprach:

»Die andern Juden, deine Brüder, hast du umkommen lassen. Hättest du dich gemeldet, den andern wäre nichts geschehn! Selbst deine Glaubensgenossen hast du ausgeliefert. Du bist ein erbärmlicher Mensch. Ich werde dich zertreten!«

»Euer Hochwohlgeboren«, erwiderte Kristianpoller, »man hätte alle anderen geschlagen, wie es geschehen ist, und mich hätte man getötet. Ich habe eine Frau und sieben Kinder. Als Euer Hochwohlgeboren hierherkamen, habe ich sie nach Kyrbitki geschickt. Ich sagte mir, es sei gefährlich. Ein neues Regiment ist uns Juden immer gefährlich. Euer Hochwohlgeboren sind ein edler Herr, ich weiß es bestimmt. Aber...«

Tarabas blickte auf, und Kristianpoller verstummte. Er hatte fürchterliche Angst vor dem Wörtchen »aber«, das ihm entschlüpft war. Er

verneigte sich wieder. Er blieb so, den Rücken tief gebeugt, so daß der Blick des sitzenden Tarabas geradewegs auf das seidene Hauskäppchen des Juden fiel.
»Was ›aber‹?« fragte Tarabas. »Sag alles!« »Aber«, wiederholte Kristianpoller und richtete sich wieder auf, »Euer Hochwohlgeboren sind selbst in der Hand Gottes. Er lenkt uns, und wir wissen nichts. Wir verstehen nicht seine Grausamkeit und nicht seine Güte...«
»Philosophiere nicht, Jude!« schrie Tarabas. »Sag, was du meinst!«
»Nun«, erwiderte Kristianpoller, »Euer Hochwohlgeboren haben gestern zuviel Zeit in der Kaserne verbracht.« Und nach einer Weile fügte er hinzu: »Es war Gottes Wille!«
»Du versteckst dich immer wieder hinter Gott!« sagte Tarabas. »Gott ist nicht dein Paravent! Ich werde dich aufhängen lassen. Aber jetzt sage mir, wo du dich verborgen hast. Du mußt dich wieder verstecken! Ich habe den Befehl aus der Hauptstadt, alle Juden verborgen zu halten. Die Bauern ziehen heran, das Wunder in deinem Hof wollen sie sehn. Du wirst der erste sein, den sie abschlachten. Und ich will dich persönlich aufhängen lassen. Daß du mir das Vergnügen nicht verdirbst!«
»Euer Hochwohlgeboren!« sagte Kristianpoller, »ich verberge mich im Keller. Mein Keller hat zwei Stockwerke. Im ersten steht der Schnaps. Im zweiten steht alter Wein. Unter der ersten Treppe liegt eine schwere, steinerne Platte. Sie hat eine Öse. In diese stecke ich einen eisernen Ring. In den Ring einen eisernen Stab. So hebe ich die Platte. Wenn ich im zweiten Stockwerk des Kellers sitze, lasse ich die Spitze der Stange zwischen der Platte und dem Boden. Euer Hochwohlgeboren können mich aus diesem Versteck holen und hinrichten lassen.«
Tarabas schwieg. Der Jude log nicht. Aber selbst die Wahrheit noch aus diesem Munde mußte irgendeine Lüge enthalten. Sogar der Mut, den der Wirt Kristianpoller bewies, mußte lediglich die Maske irgendeiner verborgenen Feigheit sein, einer teuflischen Feigheit. Also sagte Tarabas:
»Ich werde dich holen. Sag mir noch, weshalb du die Kirche in deinem Hof und die Mutter Gottes geschändet hast!«
»Ich hab' es nicht getan!« rief Kristianpoller. »Dieses Haus ist sehr alt. Ich habe es von meinem Urgroßvater geerbt! Ich weiß nicht, wann die Kapelle zu einer Rumpelkammer geworden ist. Ich weiß es nicht. Ich bin unschuldig!«
Es war so viel Inbrunst in diesen Rufen Nathan Kristianpollers, daß sich

sogar in Tarabas Vertrauen regte. »Also geh, verbirg dich!« sagte der Oberst. »Ich möchte für mich ein anderes Zimmer, auf meinem Bett liegt der Tote.«
»Es ist besorgt!« erwiderte Kristianpoller. »Euer Hochwohlgeboren haben das Zimmer meines seligen Großvaters. Es ist im zweiten Stock, neben dem Dachboden leider! Ich habe es hergerichtet. Das Bett ist gut. Der Ofen ist geheizt. Fedja wird es Euer Hochwohlgeboren zeigen. Für den seligen Herrn Konzew habe ich ein Dutzend Wachskerzen vorbereitet. Sie liegen im Nachtkästchen, neben dem Bett. Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, ist oben!«
»Rufe ihn!« befahl Tarabas.

XVII

Der Pfarrer von Koropta war ein alter Mann. Er verrichtete seit mehr als dreißig Jahren seinen Dienst in dieser Gemeinde. Einen einfachen, demütigen, undankbaren Dienst. Die alte, fettig glänzende Soutane schlotterte um seinen hageren Körper. Die Jahre hatten ihn winzig und mager gemacht, seinen Rücken gekrümmt, Höhlen um seine grauen, großen Augen gegraben, zwei Furchen zu beiden Seiten seines schmalen, zahnlosen Mundes, sie hatten seine Schläfen und seine Stirn gelichtet und sein schlichtes Herz geschwächt. Er hatte den Krieg über sich ergehen lassen, den großen Zorn des Himmels, und Hunderte von Morgen, an denen er die Messe nicht lesen konnte. Er hatte Tote begraben, die, von zufälligen Geschossen getroffen, den letzten Segen nicht empfangen konnten, Eltern getröstet, deren Kinder gefallen und gestorben waren. Er sehnte sich selbst schon nach dem Tode. Mager und schwach, mit erloschenen Augen, zittrigen Gliedern erschien er vor Tarabas.
Man müsse, eröffnete ihm der Oberst, die wunderdürstigen Bauern, die da nach Koropta heranrückten, besänftigen. Das geschehene Unglück sei groß. Die Armee rechne auf den Einfluß der Geistlichkeit. Er, der Oberst Tarabas, auf die Unterstützung des Pfarrers.
»Ja, ja!« sagte der Pfarrer. Allen Machthabern, die im Verlauf der letzten Jahre in Koropta eingezogen waren und beinahe genauso gesprochen hatten, wie jetzt der Oberst Tarabas sprach, hatte der Pfarrer das gleiche »Ja, ja!« gesagt.

Einen Augenblick ruhten seine alten, erloschenen, großen, hellen Augen auf dem Antlitz des Obersten. Der Pfarrer hatte Mitleid mit dem Obersten Tarabas. (Ja, wahrscheinlich war der Pfarrer der einzige Mensch in Koropta, der Mitleid mit Tarabas hatte.)
»Ich werde in Ihrem Sinne morgen zu den Gläubigen sprechen!« sagte der Pfarrer.
Aber es war Tarabas, als hätte der Pfarrer etwa gesagt: Ich weiß, wie es um dich steht, mein Sohn! Du bist verworren und ratlos. Du bist ein Mächtiger und ein Ohnmächtiger. Du bist ein Mutiger, aber ein Ängstlicher. Du gibst mir Anweisungen, aber du weißt selbst, daß es dir wohler wäre, wenn ich dir Anweisungen geben könnte.
Tarabas schwieg. Er wartete noch auf ein Wort des Alten. Der aber sagte nichts. »Sie trinken?« fragte Tarabas. »Ein Glas Wasser!« sagte der Pfarrer. Fedja brachte es. Der Pfarrer trank einen Schluck. »Schnaps!« rief der Oberst. Fedja brachte ein Glas voll Schnaps. Er war klar wie Wasser. Tarabas trank.
»Die Herren Soldaten können viel Alkohol vertragen!« sagte der Pfarrer.
»Ja, ja«, antwortete Tarabas, fern, fremd und zerstreut.
Es war beiden klar, daß sie nichts mehr miteinander zu reden hatten. Der Pfarrer wartete nur auf ein Zeichen, aufbrechen zu dürfen. Tarabas hätte sehr viel zu sagen gehabt: Sein Herz war voll und auch verschlossen. Ein geheimnisvoll verschlossener, schwerer Sack: so lag das Herz in der Brust des gewaltigen Tarabas.
»Was haben Sie noch zu befehlen, Herr Oberst?« fragte der Pfarrer.
»Nichts!« sagte Tarabas.
»Gelobt sei Jesus Christus«, sagte der Pfarrer.
Auch Tarabas stand auf und flüsterte: »In Ewigkeit. Amen!«

XVIII

An diesem Tage wurde in Koropta wieder einmal, wie schon so oft, getrommelt und verfügt, daß sich die Juden nicht in den Gassen zu zeigen hätten. Sie hatten ohnedies keine Lust dazu. Sie saßen in den wenigen noch übriggebliebenen Häuschen ihrer Glaubensgenossen. Sie verrammelten Türen und Fenster. Es war, seitdem sie denken konnten, ihr traurigster Samstag. Dennoch versuchten sie, sich zu trö-

sten und auf eine schnelle Hilfe Gottes zu hoffen. Sie dankten ihm, daß er sie wenigstens am Leben gelassen hatte. Einige waren verletzt. Sie hockten da, mit verbundenen Köpfen, die verrenkten Arme in weißen Binden, mit zerschundenen Gesichtern, an denen das rötlichviolette Geflecht der Peitschenstriemen zu sehen war, mit nackten Oberkörpern, über deren Wunden sie feuchte Handtücher gebunden hatten. Sie waren ohnehin alt, schwach oder verkrüppelt: denn die Jungen und Gesunden hatte der Krieg verschlungen. Sie empfanden den Schimpf nicht, den man ihnen angetan hatte, sie fühlten lediglich ihre Schmerzen. Denn das Volk Israel kennt seit zweitausend Jahren eine einzige Schmach, der gegenüber jeder spätere Schimpf und Hohn seiner Feinde lächerlich wird: die Schmach, in Jerusalem keinen Tempel zu wissen. Was sonst an Schande, Spott und Weh kommen mag, ist eine Folge jener bitteren Tatsache. Manchmal schickt der Ewige, als wäre der schwere Becher des Leidens noch nicht voll, neue Plagen und Strafen. Er bedient sich gelegentlich dazu der ländlichen Bevölkerung. Man kann sich nicht wehren. Aber selbst wenn man könnte, dürfte man es?! Gott wollte, daß man gestern die Juden von Koropta schlage. Und man schlug sie. Hatten sie nicht schon in ihrem sündhaften Übermut an die Rückkehr des Friedens geglaubt? Hatten sie nicht schon aufgehört, sich zu fürchten? Es steht einem Juden von Koropta nicht an, die Furcht zu verlieren.

Sie saßen da und wiegten ihre zerschlagenen Oberkörper im Dämmer der kleinen Zimmerchen, deren Fensterladen vernagelt waren, obwohl man am Sabbat keine Nägel einschlagen darf. Aber das Leben zu erhalten ist ein ebenso ehrwürdiges Gebot wie jenes, das den Sabbat zu heiligen befiehlt. Sie wiegten ihre Oberkörper, sagten im Singsang die Psalmen her, die sie auswendig konnten, und die andern lasen sie mit ihren trüben Augen aus den Büchern, im Dämmer, zerbrochene, gespaltene, mit Bindfäden zusammengehaltene Brillen über den langen, kummervollen Nasen, eng aneinandergedrückt, denn es mangelte an Büchern, und drei oder vier mußten gemeinsam aus einem einzigen lesen. Sie hüteten sich auch, ihre Stimmen zu erheben, aus Angst, man könnte sie draußen hören. Von Zeit zu Zeit blieben sie still und lauschten angestrengt. Einige wagten sogar, durch die Ritzen und Sparren der Fensterladen zu spähen. Kamen nicht schon die neuen Verfolger, vor denen die Trommeln

gewarnt hatten? Es galt, sich totzustellen; die anrückenden Bauern glauben zu machen, es befände sich kein einziger lebendiger Jude mehr in Koropta.

Unter diesen kläglichen Juden fand sich auch der Bethausdiener Schemarjah, der unglücklichsten einer. Allen war sein Jammer bekannt. Er war seit langen Jahren Witwer und hatte einen einzigen Sohn. Ja: hatte! Er konnte sein Kind in Wirklichkeit nicht mehr seinen Sohn nennen, seitdem dieser – es war noch während des Kriegs – den Vater angespuckt und den Entschluß kundgegeben hatte, Revolutionär zu werden. Gewiß war es Schemarjahs, des Vaters, Schuld: Er hatte sich ein paar hundert Rubel erspart, um den Sohn studieren zu lassen. Der törichte Diener des Bethauses von Koropta hatte auch einmal den Wunsch gehabt, einen gebildeten Sohn zu sehn, einen Doktor der Medizin oder der Jurisprudenz. Was aber war aus diesem übermütigen Unterfangen geworden? – Ein rebellischer Gymnasiast zuerst, der einen Lehrer ohrfeigte, aus der Schule vertrieben wurde, zu einem Uhrmacher in die Lehre kam, einen revolutionären »Zirkel« in Koropta gründete, Gott leugnete, Bücher las und die Herrschaft des Proletariats verkündete. Obwohl er schwächlich war wie sein Vater und die Soldaten ihn gar nicht haben wollten, meldete er sich während des Krieges freiwillig – und zwar nicht, um den Zaren zu verteidigen, sondern, wie er verkündete, um »den Gewalthabern den Garaus zu machen«. Nebenbei erklärte er, daß er an Gott nicht glaube, denn dieser sei eine Erfindung des Zaren und der Rabbiner. »Du bist aber ein Jude?« fragte der alte Schemarjah. »Nein, Vater«, erwiderte der fürchterliche Sohn, »ich bin kein Jude!«

Er verließ das Haus, ging zur Armee und schrieb, nachdem die erste Revolution ausgebrochen war, noch einen Brief an den alten Vater. Er teilte mit, daß er nie mehr nach Hause zurückkehren wolle. Man möge ihn als tot und erledigt betrachten.

Schemarjah betrachtete ihn als tot und erledigt, trauerte, wie es geschrieben steht, sieben Tage um ihn und hatte aufgehört, ein Vater zu sein.

Er war schwächlich, hager und trotz seinem vorgeschrittenen Alter noch grellrot von Haar und Bart. Er sah einem bösen Magier ähnlich, mit seinem kurzen, knallroten Fächerbart, seinen unzähligen Sommersprossen auf dem bleichen und knochigen Gesicht, seinen

affenlangen, dürren Armen und den schlaffen, rötlich behaarten mageren und langen Händen. Man nannte ihn »Schemarjah, den Roten«. Auch manche Judenfrauen ängstigten sich vor seinen gelblichen Augen. In Wirklichkeit war er ein harmloser Mann, ergeben, demütig, närrisch, gläubig, gutmütig und voller Pflichteifer. Er lebte von Zwiebeln, Rettich und Brot. Im Sommer waren ihm Kukuruzkolben Delikatesse und Luxus. Er lebte von wenigen Kopeken, die ihm die Gläubigen bezahlten, und von Almosen, die er hie und da, gewöhnlich vor den Feiertagen, bekam. An dem Ende seines Sohnes gab er sich selbst die Schuld. Sein väterlicher Hochmut war gestraft worden. Zwar hatte er, nach den Gesetzen der Religion, die allein für ihn Wirklichkeit war, keinen Sohn mehr. Aber oft, im Traum und im Wachen, kam ihm sein Kind in den Sinn. Vielleicht kehrte es noch von den Toten zurück? Vielleicht führte Gott es zurück? – Damit derartiges sich ereigne, mußte man nur fromm, immer frömmer werden. An Frömmigkeit und Gesetzestreue übertraf er alle anderen.

Auch er war gestern ein paarmal durch die Luft gewirbelt worden. Jemand hatte ihm die Faust gegen das Kinn gestoßen. Heute schmerzten die Kiefer so, daß er kaum ein verständliches Wort hervorbringen konnte. Aber an sein Weh dachte er nicht. Eine andere Sorge beschäftigte ihn. Man hatte das kleine Bethaus von Koropta angezündet. Vielleicht waren die Thorarollen verbrannt? Und wenn sie unversehrt waren, mußte man sie nicht rechtzeitig retten? Und wenn sie verbrannt waren, mußte man sie nicht, wie das Gesetz befiehlt, auf dem Friedhof bestatten?

Den ganzen Tag kreisten die Sorgen Schemarjahs um die Thorarollen. Er äußerte sich aber nicht, aus Eifersucht. Er hütete das Geheimnis, aus Angst, es könnte sich noch ein anderer finden, der ebenfalls bereit wäre, die Heiligtümer zu retten. Diese großartige Tat sollte ihm allein vorbehalten bleiben. In dem großen Buch, das im Himmel über alle Juden geführt wird, zeichnet ihm der Ewige ein prächtiges »Vorzüglich« ein, und vielleicht bringt ihm für diese Tat das Schicksal auch den Sohn zurück. Deshalb behält Schemarjah seine Sorgen für sich. Er weiß noch nicht, auf welche Weise man in die Straße gelangen kann, ohne von den Soldaten des gefährlichen Tarabas oder von den noch gefährlicheren Bauern gesehn zu werden. Die Vorstellung, daß eine von Feuer verwüstete Thora der ehrwürdigen Bestattung vergeblich harren mag, bereitet Schemarjah unsagbare Pein. Hätte er nur sprechen

können! Sein Herz ausschütten! Die Aussicht auf ein einzigartiges Verdienst und auf den seligen Lohn verbietet ihm zu sprechen.
Am späten Nachmittag, just zu der Stunde, in der die Juden von Koropta gewohnt sind, das Ende des Sabbats zu feiern und den Anbruch der Wochentage zu begrüßen, hört man Lärm durch die vernagelten Fensterladen. Die Bauern rückten heran, die Bauern! Ach, es sind nicht die mehr oder weniger vertrauten Bauern aus der Umgebung von Koropta; obwohl man gerade von diesen in die Luft geschleudert und geschlagen worden ist! Ach! Es sind fremde Bauern, nie gesehene Bauern! Alles Mögliche und Unmögliche kann man von ihnen erwarten: Schändung, Morde gar. Späße, wahrhaft harmlose Späße waren eigentlich, bedachte man es genauer, gestern die Grausamkeiten! Was noch kommen kann, muß ein tödlicher Ernst werden. Die Bauern rücken gegen Koropta. In langen Prozessionen nahen sie, unter frommen Gesängen, mit vielen bunten, gold- und silberbestickten Fahnen, geführt von Geistlichen in weißen Gewändern, Frauen, Männer, Jungfrauen und Kinder. Es gibt welche, denen es nicht genügt, nach Koropta zu pilgern. Sie wollen sich die heilige Aufgabe noch schwerer machen. Und sie fallen nach jedem fünften, siebenten oder zehnten Schritt nieder und rutschen zehn Schritte auf den Knien weiter. Andere werfen sich in bestimmten Abständen zu Boden, bleiben ein Paternoster lang liegen, erheben sich, wanken weiter und lassen sich wieder fallen. Fast alle tragen Kerzen in den Händen. Die blankgewichsten Schnürstiefel hängen über den Schultern, damit die Sohlen geschont bleiben. Die Bäuerinnen tragen ihre schönsten farbigen Kopftücher; die Männer tragen die Sonntagswesten, die freudig geblümten, die wie Frühlingswiesen aussehen. Mit falschen Stimmen, schrillen, heiseren, aber inbrünstigen und warmen, singen sie dem Wunder zu.
Die Nachricht von dem Wunder im Hofe Kristianpollers hat sich innerhalb eines Tages in den Dörfern der Umgebung verbreitet. Ja, die Art und die Schnelligkeit, mit der sich diese Kunde verbreitet hat, ist ein Wunder für sich. Unter den Bauern, die am Jahrmarkt in Koropta teilgenommen haben, gibt es nicht wenige, die noch in der Nacht in ferner gelegene Dörfer fuhren, um Verwandten, Freunden und Fremden die märchenhafte Kunde zu bringen. Manche Ereignisse rufen auf eine unerklärliche Weise an allen Ecken und Enden ein Echo hervor. Sie bedürfen, um allbekannt zu werden, keines der neuzeitlichen Verkehrs- und Verständigungsmittel. Die Luft vermittelt sie jedem, den

sie angehn. Also verbreitete sich auch die Nachricht von dem Wunder in Koropta.

Während nun die Bauern aus allen Richtungen heranrückten, so daß nicht weniger als sechs Prozessionen vor dem Gasthof Kristianpollers zusammenstießen, während die Juden in den paar dämmrigen Häuschen sehnsüchtig die rettende Nacht erwarteten, saß Tarabas mit den Offizieren in der Gaststube, wo der Knecht Fedja den Gastwirt vertrat. Kristianpoller hatte sich verborgen. Aber die frommen Bauern dachten heute nicht mehr an Rache und Gewalt. Sie hatten die Mahnungen der Geistlichen aufgenommen. Ihr frommer Eifer strömte sachte dem Wunder entgegen wie ein gedämmter Fluß. Man hielt Gottesdienste ab, ein paar hintereinander, für je eine Gruppe Frommer. Man hatte einen improvisierten Altar aufgestellt. Die Kammer erinnerte an eine jener rohen, hastig eingerichteten Kapellen, die von den ersten Missionaren kaum dreihundert Jahre früher in diesem Land errichtet worden waren. Dreihundert Jahre war dieses Volk schon christlich getauft. Dennoch erwachte nach einem fröhlich verbrachten Schweinemarkt und nach ein paar Gläsern Bier und beim Anblick eines lahmen Juden in jedem einzelnen ein alter Heide.

Man verließ sich allerdings heute nicht nur auf die Geistlichen. Soldaten patrouillierten durch Koropta.

Unter den Offizieren in der Schankstube Kristianpollers herrschte große Aufregung. Zum erstenmal, seitdem Tarabas sie befehligte, wagten sie in seiner Gegenwart alles zu sagen, was sie dachten. Obwohl Tarabas finster, schweigsam und verbissen seinen gewohnten Schnaps trank, lärmten die anderen, stritten miteinander, einzelne entwickelten verschiedene Theorien über den neuen Staat, über die Armee, über Revolution, Religion, Bauern, Aberglauben und Juden. Auf einmal schienen sie Achtung und Angst verloren zu haben. Es war, als hätten das Wunder in der »Kammer« Kristianpollers und der Brand von Koropta dem Kommandanten Tarabas Würde und Gewalt genommen. Auch die Offiziere dieses Regiments waren aus allen Teilen der früheren Armee und der Front zusammengekommen. Es waren Russen, Finnen, Balten, Ukrainer, Leute aus der Krim, Kaukasier und andere. Der Zufall und die Not hatten sie hierhergeweht. Sie waren Soldaten, wahrhaft Landsknechte. Sie nahmen Dienst, wo sie konnten. Sie hatten nur Soldaten bleiben wollen. Sie konnten auch ohne Uniform, ohne eine Armee nicht leben. Sie brauchten, wie alle Söldner der Welt, einen

Kommandanten, der keine Schwäche hatte und keinen Fehl; keine sichtbare Schwäche und keinen sichtbaren Fehl. Nun, es hatte gestern zwischen ihnen und Tarabas Streit gegeben. Sie hatten ihn bewußtlos und betrunken gesehn, sie zweifelten nicht mehr daran, daß man ihn in einigen Tagen absetzen würde. Übrigens glaubte jeder, er sei selbst weit eher geeignet, ein Regiment zu bilden und es zu führen.
Der schweigsame Tarabas ahnte wohl, was die Offiziere dachten. Auf einmal schien es ihm, daß er bis jetzt nur Glück gehabt hatte, kein Verdienst. Er hat die zufällige Verwandtschaft mit dem Kriegsminister ausgenützt, ja mißbraucht. Er ist in Wirklichkeit niemals ein Held gewesen. Er hat Mut bewiesen, weil sein Leben nichts wert ist. Er ist ein guter Soldat im Kriege gewesen, weil er sich eigentlich nach dem Tode sehnt und weil im Krieg der Tod am nächsten ist. Es ist ein verdorbenes Leben, Tarabas, das du seit Jahren führst! Es begann im dritten Semester deiner Studien. Niemals hast du gewußt, was dir angemessen ist. Das Heim, Katharina, New York, Vater und Mutter, Maria, die Armee, den Krieg verloren! Du warst nicht einmal imstande zu sterben, Tarabas. Viele hast du sterben lassen, viele hast du umgebracht. Mit Pomp und in der Maskerade der Gewalt kommst du einher! Alle haben dich durchschaut: zuerst der General Lakubeit, dann der Jude Kristianpoller, jetzt die Offiziere. Konzew ist tot, der einzige, der dir geglaubt hat.
So sprach Tarabas zu sich. Bald war es ihm, als gäbe es in der Tat zwei Tarabasse. Von denen stand einer in einem schäbigen, aschgrauen Rock vor dem Tisch; hier saß der gewaltige Tarabas, bewaffnet, in Uniform, mit Orden, gestiefelt und gespornt. Der sitzende Tarabas sank immer mehr auf seinem Stuhl zusammen, und der armselige, der vor ihm stand, reckte stolz den Kopf und wuchs und wuchs aus seinem demütigen Rock.
Der Oberst Tarabas hörte nicht mehr auf die Gespräche der Offiziere rings um ihn: so sehr beschäftigte ihn sein armseliges und stolzes Ebenbild. Auf einmal war ihm, als gäbe es ihm den Rat, zum toten Konzew hinaufzugehn. Er torkelte hinaus. Er hielt sich am Geländer fest. Es dauerte lange, bis er die oberste Stufe der Treppe erreichte. Dann trat er neben den Toten. Er schickte die zwei Soldaten fort, die die Wache hielten. Vier mächtige Wachskerzen, zwei zu Häupten, zwei zu Füßen des Toten, verbreiteten eine unstete, wechselnde, goldene Helligkeit. Es roch süßlich und dumpf. Auf die Schulter Kon-

zews waren ein paar Wachstropfen gefallen. Tarabas kratzte sie mit dem Nagel ab und fuhr dann bürstend mit dem Ärmel über die Uniform des Toten. »Beten«, fiel ihm ein. Und er sagte mechanisch ein Vaterunser nach dem anderen.
Er öffnete die Tür, rief die Soldaten und stolperte die Treppe hinunter. »Meine Herren!« sagte er, »Sie wissen, daß wir morgen die Toten begraben. Um die Mittagsstunde. Den Feldwebel Konzew und die anderen.«
Es war dem Obersten Tarabas, als wäre die Mitteilung, die er soeben den Offizieren gemacht hatte, eine der letzten seines Lebens; als hätte er die Stunde seiner eigenen Bestattung angegeben.
Er blieb die ganze Nacht an seinem Tisch sitzen. Er mußte, so schien es ihm, den anderen Tarabas erwarten. Er wird wahrscheinlich nicht mehr kommen, dachte Tarabas, er hat genug von mir. Und er schlief ein, über dem Tisch, den Kopf in den gekreuzten Armen.

XIX

Ein blauer und silberner Sonntagmorgen, golden summende Glocken und der Chorgesang der frommen Bauern, die noch immer in der »Kammer« ausharrten, weckten den Obersten Tarabas. Er stand sofort auf. Schon wartete Fedja mit dem dampfenden Tee. Ungeduldig trank Tarabas nur ein paar Schluck. Er war ganz wach und klar. Er konnte sich an alle Vorgänge von gestern erinnern. Er wußte noch alle Reden der Offiziere. Er wußte jedes Wort, das ihm der andere Tarabas gesagt hatte. Der andere Tarabas ist ein wirklicher Mensch, der Oberst zweifelt nicht mehr daran.
Er tritt in die Hauptstraße. Die Soldaten lagern neben den Resten der abgebrannten Häuschen. Sie erheben sich, sie grüßen. Ein Unteroffizier meldet ihm, daß die Nacht in Ruhe verlaufen sei. Tarabas sagt: »Gut, gut, es ist gut!« Und er geht weiter.
Die tiefen Glocken summen, und die Bauern singen noch immer.
Tarabas denkt an das Begräbnis Konzews und der andern um zwölf Uhr mittags. Es ist noch Zeit. Es ist erst neun Uhr.
Es ist niemand in Koropta zu sehn, kein einziger Jude. Aus den wenigen unversehrten Judenhäuschen mit den blinden, geschlossenen Fensterläden dringt kein Laut. Vielleicht sind die alle erstickt! denkt Tarabas. Es ist ihm gleichgültig, ob sie ersticken.

Es kann dir nicht gleich sein! sagt allerdings der zweite Tarabas. Der Oberst antwortet: Doch, es ist mir gleich! Ich hasse sie!
Plötzlich trat irgend etwas Schwarzes, Verdächtiges, aus einem der noch unversehrten Judenhäuschen. Es huschte um die Ecke.
Tarabas hatte sich vielleicht getäuscht. Er ging ruhig weiter.
Als er aber um die nächste Ecke in die Seitengasse bog, rannte ihm eine geradezu fürchterliche Erscheinung in die Arme.
Es war ein strahlender Sonntagvormittag. In den Lüften schwang noch der goldene Nachhall der Glocken. Man sieht von der Kirche, von der Spitze des Hügels her, die bunten, fröhlichen Kopftücher der Bäuerinnen leuchten, die vom Gottesdienst kommen. Es war, als bewegte sich der ganze Hügel selber stadtwärts, von mächtigen, bunten Blumen übersät. Ein sachter Wind trug den verhallenden letzten Orgelklang herüber. Der Sonntag mit den verwehenden Glocken und der verhallenden Orgel schien selbst ein Bestandteil der Natur. Wie verruchte Zeichen einer verruchten Auflehnung gegen ihre Gesetze nahmen sich die kahlen Plätze und die immer noch rauchenden Trümmer im Städtchen aus: eine Verletzung des sonntäglichen Friedens. Der Hügel im Südwesten des Städtchens war vom Sonnenglanz überflutet. Immer dichter schienen die großen, bunten Blumen auf den Kopftüchern der Bäuerinnen zu werden. Das gelbliche Kirchlein schwamm ganz in der Sonne. Und auf seinem Türmchen das Kreuz funkelte munter, heiter und heilig wie ein erhabenes Spielzeug. So war die Welt beschaffen, als Tarabas die fürchterliche Erscheinung in die Arme lief.
Diese fürchterliche Erscheinung war ein hagerer, armseliger, schwächlicher, allerdings außerordentlich rothaariger Jude. Wie ein flammender Kranz umgab der kurzgewachsene Bart sein bleiches, von Sommersprossen übersätes Angesicht. Auf dem Kopf trug er eine verschossene, grünlich schimmernde Mütze aus schwarzem Seidenrips, unter deren Rändern sich brennende rote Löckchen hervorstahlen, um sich mit dem flammenden Bart zu vereinigen. Aus den grüngelblichen, kleinen Augen des Mannes, über denen winzige, dichte, rote Brauen standen, wie zwei angezündete Bürstchen, schienen ebenfalls Flämmchen hervorzuschießen, Feuerchen von anderer Art, eisige Stichflammen. Nichts Schlimmeres konnte Tarabas an einem Sonntag zustoßen.
Er erinnerte sich jenes unseligen Sonntags, an dem das Unheil angefangen hatte. Es war ein wunderbarer Tag gewesen, wie heute im galizischen Dorf, die Glocken hatten geläutet. Da war am Wegrand der

fremde, rothaarige Soldat aufgestanden, der Bote des Unglücks. Ach! Hatte der gewaltige Oberst Tarabas gedacht, man könnte das Unglück überlisten? Man könnte ihm entgehn? Man könnte auf eigene Faust Kriege fortsetzen?
Ein roter Jude am Sonntagmorgen! So rote Haare, einen solch flammenden, geradezu Funken sprühenden Bart hatte Tarabas in seinem Leben noch nicht gesehn, er, dessen Blick besonders geübt war in der Unterscheidung der Rothaarigen. Tarabas erschrak nicht nur, als er den Juden erblickte. Erschrocken war er damals, das erstemal, vor dem Soldaten. Diesmal erstarrte er von Kopf bis Fuß. Was nutzten ihm alle Schlachten, die er mitgemacht hatte? Was bedeuteten alle Schrecken, die er erlitten und die er selbst verursacht hatte? Es zeigte sich, daß Tarabas den größten, einen unüberwindlichen Schrecken in der Brust trug, eine Angst, die immer neue Ängste schuf, eine Furcht, die Gespenster erzeugte, und eine Schwachheit, die ihm immer neue Schwachheiten gebar. Von einer Heldentat zur anderen war er geeilt, der mächtige Tarabas! Aber es war nicht sein Wille gewesen; die Furcht in seinem Herzen hatte ihn durch die Schlachten getrieben. Ungläubig hatte er gelebt aus Aberglauben, tapfer aus Furcht und gewaltsam aus Schwäche.
Nicht minder als der Oberst erschrak der Jude Schemarjah. In seinen Armen trug er zwei Thorarollen wie zwei tote Kinder, jede bekleidet mit rotem, golden besticktem Samt. Die runden, hölzernen Griffe der Rollen waren verkohlt, auch die samtenen Hüllen, aus denen die unteren Enden des vom Feuer aufgerollten und angebrannten Pergaments herausragten. Zweimal war es heute schon Schemarjah gelungen, je zwei Rollen auf den Friedhof zu bringen. Er hatte sich morgens noch vor Sonnenaufgang aus dem Haus gestohlen. Kein Soldat hatte ihn bemerkt. Er war überzeugt, daß Gott selbst ihn erwählt hatte. Er allein konnte dieses heilige Werk vollbringen. Als er zum drittenmal das Bethaus verließ, hatte er sich schon, wundergläubig, armselig, töricht, wie er war, eingebildet, daß er in jener unsichtbar machenden Wolke dahinging, von der in der Bibel erzählt wird. Wie er nun dem Obersten in die Arme lief, machte er, immer in seinem festen Glauben an die Wolke befangen, einen Schritt seitwärts, als könnte er noch ungesehen dem Gewaltigen ausweichen. Diese Bewegung versetzte Tarabas in furchtbaren Zorn. Er packte den Juden an der Brust, schüttelte ihn ein bißchen und donnerte: »Was machst du hier?«

Schemarjah antwortete nicht.
»Weißt du nicht, daß ihr in den Häusern bleiben müßt?«
Schemarjah nickte nur mit dem Kopf. Dabei krampfte er seine Arme noch fester um die Thorarollen, als drohte der Oberst, sie ihm zu entreißen.
»Was schleppst du mit dir, und was willst du damit?«
Schemarjah, der aus Angst kein Wort hervorbrachte, überdies die Sprache des Landes nicht gut kannte, antwortete nur mit einer Bewegung. Nachdem er sorgfältig eine Rolle aus dem rechten in den linken Arm gelegt hatte, machte er einen noch gespenstischeren Eindruck. Die schweren Heiligtümer mit dem schwachen linken Arm an die Brust pressend, deutete er mit der hageren rechten Hand, auf deren Rücken die roten Borstenstacheln standen, gegen den Boden, machte die Bewegung des Schaufelns und begann dann, mit dem Fuß zu stampfen und zu scharren, als hätte er ein aufgeworfenes Grab glatt zu machen. Natürlich begriff Tarabas nur wenig. Die hartnäckige Stummheit des Juden weckte seinen Grimm. Schon fing es an, in ihm zu brodeln. »Rede!« schrie er und erhob die Faust.
»Euer Gnaden!« lallte Schemarjah. »Das hat man verbrannt. Das kann nicht so bleiben. Das muß man begraben! Am Friedhof!« Und er deutete mit der Hand in die Richtung des jüdischen Friedhofs von Koropta.
»Du hast hier nichts zu begraben!« schmetterte Tarabas.
Der arme Schemarjah, der nicht genau verstand, glaubte, noch mehr Erklärungen abgeben zu müssen. Und er erzählte, so gut er konnte, stotternd und stammelnd, aber mit leuchtendem Angesicht, daß er schon zweimal seine heilige Pflicht erfüllt hatte. Er vergrößerte aber gerade dadurch noch Tarabas' Zorn. Denn in Tarabas' Augen war die Tatsache, daß der Jude sich schon zum drittenmal auf der Straße befand, ein besonders schweres Verbrechen. Es war zuviel. Rothaarig und Jude sein – es wäre an einem Wochentag noch möglich gewesen; ein Sonntag machte diese Erscheinung grauenhaft; ein Sonntag, wie es der heutige war, machte sie zu einer grauenhaften persönlichen Beleidigung des Obersten. Ach, der arme gewaltige, zornige Tarabas! Er fühlte plötzlich die schwache Stimme des armen Tarabas: Sei still! sei still! – Tarabas, der gewaltige, gehorchte nicht. Im Gegenteil, er wurde nur noch grimmiger. »Verschwinde!« donnerte er dem Juden zu. Und da Schemarjah verständnislos und wie gelähmt stehenblieb, warf ihm

Tarabas die Thorarollen mit einem Stoß aus dem Arm. Sie plumpsten auf den Boden, in den Kot.
Im nächsten Augenblick geschah das Furchtbare. Der wahnwitzige Schemarjah stieß mit beiden geballten Händen und mit gesenktem Kopf gegen die mächtige Brust des Obersten vor. Es sah aus, als versuchte ein Clown im Zirkus einen wütenden Stier zu imitieren. Es war lächerlich und herzzerreißend. Es war das erstemal, seitdem es Juden in Koropta gab, daß einer der ihren einen Obersten – und welch einen Obersten! – zu schlagen versuchte. Es war das erste, es war, höchstwahrscheinlich, auch das letzte Mal.
Niemals hätte Tarabas geglaubt, daß er derartiges erleben könnte. Wenn es für ihn noch eines Beweises bedurft hätte, daß die rothaarigen Juden am Sonntag seine besonderen Unglücksbringer seien, so war es dieser Angriff. Es war etwas anderes als ein Schimpf. Es war – man konnte unmöglich eine Bezeichnung für diesen unmöglichen Vorgang finden! Wenn bis zu diesem Augenblick ein bärenhafter Grimm Tarabas erfüllt hatte, so fing jetzt eine teuflische, langsame, grausame Wut in ihm zu brodeln an, eine erfinderische Wut, eine listige, sogar einfallsreiche. Tarabas' Gesicht veränderte sich. Wie eine Klammer lag das Lächeln zwischen seinen Lippen, eine kalte, gefrorene Klammer. Mit zwei Fingern der linken Hand schüttelte er den Roten ab. Hierauf faßte er mit Daumen und Zeigefinger der Rechten den armen Schemarjah am Ohrläppchen und kniff es, bis sich ein Blutstropfen zeigte. Hierauf – und er lächelte noch immer – griff Tarabas mit beiden Händen den fächerartigen, flammenden Bart des Juden. Und mit seiner ganzen riesigen Kraft begann er, den hageren, schlotternden Körper zu rütteln, vor- und rückwärts. Ein paar Barthaare blieben in Tarabas' Händen. Er steckte sie seelenruhig rechts und links in die Taschen seines Mantels. Er lächelte immer noch, der Oberst Tarabas! Und wie ein Kind, das Gefallen an der Vernichtung eines Spielzeugs gefunden hat, einen kindischen, beinahe närrischen Ausdruck in den Augen, griff er aufs neue nach dem roten Bart. Dazwischen fragte er:
»Du hast einen Sohn, der rothaarig ist wie du, nicht wahr?«
»Ja, ja«, lallte Schemarjah.
»Er ist ein verfluchter Revolutionär!«
»Ja, ja«, wiederholte Schemarjah, während er hin und zurück, rückwärts und vorwärts geschüttelt wurde und er jedes einzelne seiner Barthaare wie eine große, offene Wunde fühlte. Er wollte seinen Sohn

verleugnen, er wollte erzählen, daß der Sohn selbst seinen Vater verleugnete. Aber wie sprechen? Hätte ihn der Gewaltige selbst nicht so fürchterlich und schmerzhaft geschüttelt, Schemarjah hätte in der Sprache der Christen, die er zur Not nur verstand, nicht alles genau erklären können. Sein Herz flatterte, er fühlte es in der Brust wie ein unendlich schweres, dennoch verrückt fliegendes Gewicht, der Atem ging ihm aus, er öffnete den Mund, er lechzte mit hängender Zunge nach Luft, und während er sie schöpfte und gleich wieder ausstieß, entrangen sich ihm winzige, krächzende und schrille Seufzerchen. Sein ganzes Angesicht schmerzte ihn, als stäche man es mit zehntausend glühenden Nadeln. Töte mich! wollte er sagen, er konnte es nicht. Vor seinen verschleierten Augen erschien das Angesicht seines Peinigers bald riesengroß wie ein gewaltiger Kreis, bald wieder winzig wie eine Haselnuß, und beides innerhalb einer einzigen Sekunde. Endlich stieß er einen durchdringenden, schrillen Schrei aus, der unmittelbar aus seinem tiefsten Innern kam. Ein paar Soldaten liefen herbei. Sie sahen Schemarjah ohnmächtig niederfallen und den Obersten Tarabas noch eine Weile ratlos dastehn. Er hielt zwei rote Bartbüschel in den Händen, lächelte immer noch, sah in eine unbestimmte Ferne, steckte schließlich die Hände in die Taschen, wandte sich um und ging.

XX

Gegen sechs Uhr abends erwachte der Oberst Tarabas. Durch das unverdeckte Fenster sah er Sterne am Himmel. Er glaubte, es müsse späte Nacht sein. Er bemerkte, daß er nicht in seinem Zimmer lag; und er erinnerte sich, daß er am Nachmittag nach Hause in den Gasthof gekommen war und daß ihm der Knecht Fedja ein neues Zimmer gegeben hatte, weil in seinem früheren der tote Feldwebel Konzew gelegen war. Dann entsann sich Tarabas, daß man um zwölf Uhr mittags Konzew und die anderen begraben hatte. Man wollte Tarabas das Zimmer des seligen Großvaters anweisen: Dies hier war also das Zimmer, in dem der Großvater des Juden Kristianpoller gelebt hatte und wahrscheinlich auch gestorben war.

Es war hell. Der blaue Schimmer der Nacht ließ alle Gegenstände erkennen. Tarabas setzte sich aufrecht. Er bemerkte, daß er im Mantel, mit umgeschnalltem Riemen und in Stiefeln auf dem Bett lag. Er sah

sich im Zimmer um. Er sah den Ofen, die Kommode, den Spiegel, den Schrank, die kahlen, weißgetünchten Wände. Nur zur Linken des Bettes hing ein Bild. Tarabas erhob sich, um es genauer zu betrachten. Es zeigte ein breites Angesicht, umgeben von einem fächerartigen Bart. Der Oberst trat einen Schritt zurück. Er steckte die Hände in die Taschen, er wollte seine Zündhölzer hervorholen. Seine Hände befühlten etwas Haariges und Klebriges.

Er zog sie sofort heraus. Kerze und Streichhölzer waren auf dem Nachttisch. Tarabas machte Licht. Er hob die Kerze hoch und las die Unterschrift unter dem Bild. Sie lautete: »Moses Montefiore«.

Es war ein billiger Stich, wie er zu Hunderten in vielen jüdischen Häusern des Ostens verbreitet ist. Der Name bedeutete Tarabas gar nichts. Der Bart aber erschreckte ihn gewaltig.

Er steckte die Hände noch einmal in die Taschen und zog zwei klebrige, verfilzte Knäuel roter Menschenhaare hervor. Mit Abscheu warf er sie auf den Boden, bückte sich sofort und hob sie wieder auf. Er betrachtete sie eine Weile in der offenen Hand und steckte sie in die Taschen. Hierauf erhob er noch einmal die Kerze und leuchtete genauer, Zug um Zug, das Angesicht Montefiores ab. Das Porträt hing unter Glas, in einem dünnen, schwarzen Holzrahmen. Auf dem Kopf trug Montefiore ein rundes Käppchen, genau wie der Gastwirt Kristianpoller. Das breite, weiße Angesicht, vom dichten, weißen Fächerbart umrandet, erinnerte an einen gütigen, umnebelten Mond in milden Sommernächten. Der halbverhängte, dunkle Blick zielte in eine bestimmte, nicht zu erahnende Ferne.

Tarabas stellte die Kerze auf den Nachttisch und begann auf und ab zu gehn. Er vermied es, noch einmal einen Blick auf das Bild zu werfen. Aber bald hatte er das deutliche Gefühl, daß ihn der unbekannte Montefiore von der Wand her aufmerksam betrachtete. Er löste das Bild vom Nagel, kehrte es um und stellte es auf die Kommode, mit dem Rücken zum Zimmer. Die Rückwand des Rahmens bestand aus nacktem, dünnem Holz und ein paar kleinen Nägelköpfchen an den vier Rändern.

Nunmehr glaubte Tarabas, daß er ungestört auf und ab wandeln könnte. Aber er irrte sich. Hatte er den Blick Montefiores auch abgewendet, so erwachte jener Rothaarige, dessen Bart er noch in der Tasche trug, wie er leibte und lebte, vor Tarabas' Augen. Er hörte wieder die kleinen, piepsenden Angstrufe des hin und her geschüttelten Juden und dann den letzten, schrillen Schrei.

Noch einmal zog Tarabas aus der Tasche das verfilzte Knäuel. Er betrachtete es längere Zeit, mit stumpfen Augen.
Plötzlich sagte er: »Sie hat recht gehabt!«
»Sie hat recht gehabt«, wiederholte er – und ging hin und zurück. »Sie hat recht gehabt – ich bin ein Mörder.«
Es war ihm in diesem Augenblick, als hätte er eine unendlich schwere Bürde auf den Rücken genommen, aber zugleich auch, als wäre er von einer noch unsäglicher drückenden befreit worden. Er befand sich in dem Zustand eines Menschen, der, seit undenklichen Jahren verurteilt, eine Last aufzuheben, die zu seinen Füßen liegt, sich endlich von dieser Last beschwert weiß, ohne daß er sie sich selbst aufgeladen hätte; als wäre sie plötzlich lebendig auf seine Schultern gelangt. Er beugte den Rücken. Er nahm die Kerze in die Hand. Und als wäre die Tür des Zimmers nicht hoch genug, um ihn durchzulassen, senkte er den Kopf, um sie zu durchschreiten. Er ging die schmale, ächzende Treppe hinunter, vorsichtig Stufe um Stufe beleuchtend. Aus der Gaststube kamen ihm die Stimmen der Kameraden entgegen. Er trat ein, die brennende Kerze in der Hand. Er stellte sie auf den Schanktisch. Die Uhr zeigte sieben. Er erkannte, daß es erst sieben Uhr abends war. Er grüßte kurz. Die Offiziere warteten auf ihr Abendessen. Zu Fedja sagte er leise: »Ich möchte in den Keller, zu Kristianpoller.«
Sie stiegen in den Keller. Auf dem letzten Treppenabsatz rief Tarabas: »Ich bin's, Tarabas!«
Kristianpoller stemmte den eisernen Stab gegen die Platte. Fedja zog sie an der Öse hoch.
»Euer Hochwohlgeboren!« sagte Kristianpoller.
»Ich habe mit dir zu sprechen!« sagte Tarabas. »Bleiben wir hier. Fedja soll gehn.«
Als sie allein waren, begann Tarabas: »Wer ist dein Moses Montefiore?«
»Das ist«, erwiderte Kristianpoller, »ein Jude aus England. Er war der erste jüdische Bürgermeister von London. Wenn er bei der Königin eingeladen war, bereitete man ihm ein Essen, ihm allein, wie es die jüdische Religion vorschreibt. Es war ein großer Gelehrter und ein frommer Jude.«
»Sieh her«, sagte Tarabas und zog aus der Tasche den roten Bartknäuel. »Sieh her, Kristianpoller, verstehe mich auch recht! Ich habe heute einem Juden sehr weh getan.«

»Ja, ich weiß, Euer Hochwohlgeboren«, erwiderte Kristianpoller. »Manche kennen nämlich mein Versteck. Und die Juden stehlen sich doch auf die Straße. Es ist einer gekommen. Er hat mir erzählt. Sie haben Schemarjah den Bart ausgerissen.«
»Ich gebe dir einen Soldaten mit!« sagte Tarabas. »Geh, hole mir diesen Schemarjah her! Ich werde euch hier erwarten.«
Sie stiegen die Treppe hinauf. »Wache!« rief Tarabas. Der Soldat begleitete Kristianpoller in die Straße.
Aber der Wirt kam nach wenigen Minuten zurück. »Er ist nicht mehr zu finden«, sagte er. »Euer Hochwohlgeboren müssen wissen«, fügte er hinzu, »er war ein Narr. Ein Schwachkopf. Sein Sohn hat ihm ganz den Kopf verdreht...«
»Seinen Sohn kenne ich«, sagte Tarabas.
»Nun, er ist, sagen die Juden, in die Wälder geflohen.«
»Ich werde ihn finden«, sagte Tarabas.
Sie schwiegen eine lange Zeit. Sie saßen im ersten Stockwerk des Kellers, jeder auf einem kleinen Branntweinfaß. Auf einem dritten stand die Kerze. Das Licht flackerte. An den feuchten, rissigen Wänden huschten die Schatten der beiden Männer auf und nieder. Der Oberst Tarabas schien nachzudenken. Kristianpoller wartete.
Endlich sagte Tarabas: »Hör zu, mein Lieber! Geh hinauf. Bring mir einen deiner Anzüge. Leih ihn mir!«
»Sofort!« sagte der Jude.
»Und mach ein Bündel daraus!« rief ihm Tarabas nach.
Als Kristianpoller mit dem Bündel in den Keller zurückkam, sagte Tarabas: »Ich danke dir! Ich werde für ein paar Tage verschwinden; aber sag niemandem etwas davon!«
Und er verließ den Keller.

XXI

Der Pfarrer erhob sich. Es war, nach seinen Begriffen, spät am Abend; er schickte sich an, schlafen zu gehn.
»Ich komme in einer persönlichen Sache«, sagte Tarabas, noch an der Tür. Der breite Schirm der tief über dem Tisch hängenden Petroleumlampe verbreitete einen schweren Schatten bis zur unteren Hälfte der vier kahlen Wände. Der schwachsichtige Alte konnte Tarabas nicht

sofort erkennen. Er stand ratlos da. Sein altes, hageres Köpfchen ragte noch in den Schatten des Lampenschirms, während das Licht des Rundbrenners seine alte, fettige Soutane mit den zahllosen, stoffüberzogenen und ebenfalls fettigen Knöpfchen noch stärker als am Tage erglänzen ließ. Als er Tarabas erkannte, machte der Alte ein paar trippelnde Schritte der Tür entgegen. »Kommen Sie näher und setzen Sie sich!« sagte er.

Tarabas trat an den Tisch und setzte sich nicht. Es paßte ihm gerade, im tiefen Schatten des Lampenschirms zu stehen. Er sprach vor sich hin, als redete er nicht zum Pfarrer. Er zog aus der Tasche den Bartknäuel, hielt ihn in der Faust und sagte: »Ich habe heute diesen Bart einem armen Juden ausgerissen.« Und als müßte er genaue Daten angeben und als wäre es ein amtliches Verhör, fügte er hinzu: »Er heißt Schemarjah und ist rothaarig. Ich habe ihn suchen lassen, aber er ist verschwunden. Man sagt, er sei närrisch geworden und in die Wälder der Umgebung geflohen. Ich möchte ihn selber suchen. Was soll ich tun? Ist er durch mich närrisch geworden? Ich wollte, ich hätte ihn lieber getötet. Ja«, fuhr Tarabas fort, mit einer gleichgültigen Stimme, »ich wollte lieber, ich hätte ihn getötet. Ich habe viele Männer totgemacht. Sie haben mich nicht weiter beunruhigt. Ich war ein Soldat.«

Noch nie in seinem langen Leben hatte der Pfarrer von Koropta eine derartige Rede gehört. Er kannte viele Menschen, der Alte, Bauern, Knechte und Mägde. Sechsundsiebzig Jahre war er alt. Und dreißig Jahre schon lebte er in Koropta. Vorher war er in anderen kleinen Städtchen gewesen. Viele Beichtkinder hatte er angehört, alle hatten beinahe die gleichen Sünden gestanden. Einer hatte seinen Vater geschlagen (es war ein ohnmächtiger Greis gewesen) in der Hoffnung, der Vater würde an den Folgen der Schläge sterben. Frauen hatten ihre Männer betrogen. Ein dreizehnjähriger Knabe hatte mit einem sechzehnjährigen Mädchen geschlafen und einen Knaben gezeugt. Den Neugeborenen erwürgte die Mutter. Das waren alle außergewöhnlichen Begebenheiten. Kam der Alte jemals überhaupt dazu, sich Rechenschaft über seine Welt- und Menschenkenntnis abzulegen, so erschienen ihm die obengenannten Fälle als die entsetzlichsten Beispiele einer abgrundtiefen, höllischen Versuchung, die den Menschen ankommen kann. Als er nun Tarabas so reden hörte, war er eher erstaunt als entsetzt. »Setzen Sie sich doch

endlich«, sagte der Alte, denn das Stehen hatte ihn ebenso ermüdet wie diese merkwürdige Geschichte. Tarabas setzte sich.
»Also«, begann der Pfarrer, der sich selbst über den Vorgang Rechenschaft geben wollte, »wir wollen versuchen zu wiederholen: Sie haben, Herr Oberst, einem Ihnen unbekannten Juden namens Schemarjah den Bart ausgerissen. Und, was gedenken Sie zu tun? Ich kenne diesen Schemarjah. Ich kenne ihn seit dreißig Jahren. Er hat seinen Sohn verstoßen, der ein Revolutionär war. Es ist ein gefährlich aussehender Mann, aber ein harmloser Narr. Nun, Herr Oberst, was kann ich dabei?«
»Ich komme nicht um einen praktischen Rat zu Ihnen!« sagte Tarabas und senkte den Blick auf das gelbliche, rissige Linoleum, das den Tisch des Pfarrers bedeckte.
»Ich will büßen!«
Sie schwiegen lange.
»Ich will lieber«, sagte der Pfarrer, »so tun, als ob ich Sie nicht gehört hätte, Herr Oberst. Sie können gehn, Herr Oberst, wenn Sie wollen. Ich weiß keinen Rat, Herr Oberst. Wollen Sie einen geistlichen Trost? – Gott möge Ihnen verzeihen! Ich werde für Sie beten. Sie haben einem armen, törichten Juden weh getan! Viele von Ihnen haben es getan, Herr Oberst. Viele werden es noch tun...«
»Ich bin schlimmer als ein Mörder«, sagte Tarabas. »Ich war es schon jahrelang, aber es ist mir jetzt eben ganz klargeworden. Ich werde büßen. Sehen Sie, ich werde meinen ganzen mörderischen Glanz ablegen und zu büßen versuchen. Ich wollte es Ihnen nur sagen. Als ich hier eintrat, hatte ich noch die letzte, dumme Hoffnung, die sündige Hoffnung, Sie könnten mir vergeben. Ach, wie konnte ich so was denken!«
»Gehen Sie, gehen Sie, Herr Oberst!« sagte der Pfarrer. »Mir scheint, Sie werden Ihren Weg finden. Gehn Sie, mein Sohn!«

Noch in dieser Nacht ritt er nach der Hauptstadt. Er kam am frühen Morgen an. Er erkundigte sich nach der Wohnung des Generals Lakubeit und ritt vor dessen Haus. Er band sein Pferd an, setzte sich auf die Schwelle des Hauses und wartete, bis Lakubeit aufgestanden war.
Der Adjutant des Generals, der elegante Leutnant, sah den Obersten Tarabas in das Zimmer des Generals gehn und nach einer Viertelstunde wieder herauskommen. Merkwürdigerweise trug der Oberst ein Päckchen in der Hand, das er sich nicht abnehmen lassen wollte. Den neu-

gierigen Offizieren, die auf den General im Vorzimmer warteten, konnte der Adjutant über die Unterredung des Obersten mit Lakubeit leider gar nichts mitteilen.
Die Offiziere grüßten, als Tarabas hinausging.
Er winkte den Adjutanten heran und sagte: »Mein Pferd steht unten. Ich werde es in ein paar Tagen abholen. Lassen Sie inzwischen darauf achtgeben.«
Tarabas verließ das Haus, stand noch eine Weile vor dem Tor, entschloß sich, die linke Richtung einzuschlagen, und ging die breite Straße entlang, schnurgerade nach dem Westen der Stadt, bis er die Felder erreichte. Er ließ sich am Wegrand nieder, entfaltete sein Bündel, legte die Uniform ab, zog die Zivilkleider Kristianpollers an, suchte noch in den Taschen seiner Uniform, entnahm ihnen nur ein Messer und den Bart Schemarjahs, steckte beides in die Rocktasche, faltete die Uniformstücke sorgfältig, warf noch einen letzten Blick auf sie und begann darauf, die gerade Straße entlangzuwandern, die weit, weit in den blassen, fernen Horizont zu münden schien.

XXII

Viele Landstreicher wandern über die Straßen der östlichen Länder. Sie können von der Barmherzigkeit der Menschen leben. Die Wege sind zwar schlecht, und leicht ermüden die Füße; zwar sind die Hütten armselig und bieten wenig Platz: aber die Herzen der Menschen sind gut, das Brot ist schwarz und saftig, die Türen öffnen sich schneller. Auch heute noch, nach dem großen Krieg und nach der großen Revolution, obwohl die Maschinen ihren unheimlichen, stählernen und präzisen Gang nach dem Osten Europas angetreten haben, sind die Menschen dem fremden Elend zugetan. Auch die Toren und die Tröpfe verstehen noch die Not des Nächsten rascher und besser als anderswo die Weisen und die Gescheiten. Noch sind nicht alle Straßen vom Asphalt bedeckt. Die Launen und die Gesetze des Wetters, der Jahreszeiten und des Bodens bestimmen und verändern das Aussehen und die Beschaffenheit der Wege. In den kleinen Hütten, die sich an den Schoß der Erde drücken, sind die Menschen dieser ebenso nahe wie dem Himmel. Ja, dort läßt sich der Himmel selber zur Erde und zu den Menschen herab, während er anderwärts, wo ihm die Häuser ent-

gegenstreben, immer höher zu werden scheint und immer ferner. Weit voneinander, verstreut im Lande, liegen die Dörfer. Selten sind die Städtchen und die Städte, aber lebhafter Wege und Straßen. Viele Menschen sind ständig unterwegs. Ihre Not und ihre Freiheit sind innige Schwestern. Der ist zur Wanderschaft gezwungen, weil er kein Heim hat; der andere, weil er keine Ruhe findet; der dritte, weil er keine haben möchte oder weil er ein Gelübde getan hat, die Ruhe zu meiden; der vierte, weil er die Wege liebt und die fremden, unbekannten Häuser. Zwar hat man auch schon in den Ländern des Ostens gegen Bettler und Landstreicher zu kämpfen begonnen. Es ist, als könnten die Unrast der Maschinen und Fabriken, die Windigkeit der Menschen, die im sechsten Stockwerk wohnen, die Unbeständigkeit der trügerischerweise Festgesetzten die stete, ehrliche und ruhige Bewegung der guten, ziellosen Wanderer nicht mehr aushalten. Wohin gehst du, was willst du dort? Warum bist du aufgebrochen? Wie kommt es, daß du ein eigenes Leben führst, da wir anderen doch ein gemeinsames ertragen? Bist du besser?! Bist du anders?!

Unter jenen, die hie und da dem früheren Obersten Nikolaus Tarabas begegneten, gab es manche, die derlei Fragen stellten. Er antwortete nicht. Längst waren die Kleider Kristianpollers zerfetzt. Zerrissen waren die Stiefel. Den Militärmantel trug Tarabas noch. Er hatte die Epauletten abgetrennt und in die Tasche gesteckt. Er befühlte sie manchmal, zog sie heraus und betrachtete sie. Ihr Silber war gelblich angelaufen, gealterte Spielzeuge. Er steckte sie wieder in die Tasche. Von seiner Mütze hatte er die Rosette abgeschnitten. Über seinem wuchernden, dichten Haar saß sie, ein viel zu kleines Rädchen. Ihre schöne graue Farbe hatte sie verloren. Sie schimmerte weiß an einigen Stellen, graugelblich und grün. An der Brust, unter dem Hemd, trug der frühere Oberst zwei schwesterliche Säckchen nebeneinander. In dem einen lagen Münzen und Geldscheine. Im andern bewahrte er einen Gegenstand, den er auch um sein Leben und um seine Seligkeit nicht hergegeben hätte.

Sooft er ein Kreuz oder ein Heiligenbild an seinem Wege traf, kniete er nieder und betete lange. Er betete, inbrünstig, obwohl es ihm schien, daß er nichts mehr zu erflehen hatte. Er war zufrieden, sogar heiter.

Er gab sich Mühe, Qualen zu finden, Leid und Unbill. Die Menschen waren zu gut gegen ihn. Man versagte ihm selten eine Suppe, ein Stück Brot, ein Obdach. Geschah es aber, so antwortete er mit einem Segen.

Er sprach sanft noch zu den Hunden, die ihm an die Beine fuhren. Und sagte ihm ein Mensch: »Geh fort, wir haben selber gar nichts!«, so erwiderte Tarabas: »Gott segne dich! Er gebe dir alles, was du brauchst.«

Schwer war nur die erste Woche gewesen.

Der heitere Herbst hatte sich über Nacht in einen strengen Winter verwandelt. Zuerst kam der harte Regen, dessen Tropfen einzeln im Fallen gefroren und wie Körner aus Eisen gegen Gesicht und Körper schlugen. Hierauf wurden es deutliche, gewaltige Hagelstücke, die in schräger Wucht niedersausten. Tarabas begrüßte den ersten Schnee, den guten, milden Sohn des Winters. Die Straßen wurden weich und grundlos. Der Schnee schmolz. Man sehnte sich nach einem bitteren, guten Frost. Eines Tages brach er an, begleitet von seinem Bruder, dem beständigen und ruhig wehenden Wind aus dem Norden, der wie ein Schwert daherkommt, flach, breit und furchtbar geschliffen. Er schneidet Panzer durch. Kein Kleid kann ihm standhalten. Man steckt die Hände in die Taschen. Der Nordwind aber bläst durch den Stoff wie durch ein Pauspapier. Unter seinem Atem gefriert die Erde im Nu und schickt ihrerseits einen eisigen Hauch empor. Der Wanderer wird federleicht, ja leichter als eine Flaumfeder, der Wind kann ihn davonwehn wie die ausgespuckte Schale von einem Kürbiskern. Das nächste Dorf liegt weit, weiter als gewöhnlich. Alles Lebendige hat sich verkrochen und verborgen. Selbst die Raben und die Krähen, die Vögel des Frostes, die Besinger des Todes, sind stumm. Und zu beiden Seiten des gefrorenen Weges, rechts und links vom Wanderer, breitet sich die Ebene aus, lagern die Felder und Wiesen unter einer dünnen, durchsichtigen, körnigen Haut aus weißlichem Eis.

Es gibt in dem Lande, in dem die Geschichte unseres Nikolaus Tarabas spielt, eine Gilde der Bettler und Landstreicher. Eine sichere, gute Gemeinschaft der Heimatlosen, mit eigenen Sitten, eigenen Gesetzen, einer eigenen Gerichtsbarkeit zuweilen, eigenen Zeichen, einer eigenen Sprache. Auch Häuser besitzen diese Bettler: Baracken, verlassene Schäferbuden, teilweise abgebrannte Hütten, vergessene Eisenbahnwaggons, zufällige Höhlen. Wer einmal vier Wochen unterwegs gewesen ist, hat von den zwei größten Lehrern des Menschen: der Not und der Einsamkeit, die geheimen Zeichen lesen gelernt, die einen Unterschlupf ankündigen. Hier liegt ein Zwirnsfaden, dort der Fetzen von einem Schnupftuch und drüben ein verkohlter Zweig. Hier bemerkt

man in einer Mulde am Wegrand die Aschenreste eines Feuers. Dort sind unter der Glasur des Frostes noch menschliche Fußspuren zu entdecken, die einen Weg und eine Richtung zeigen. Der Frost schneidet ins Fleisch, und er schärft auch die Sinne.
Tarabas lernte die Zeichen verstehen, die Wärme und Sicherheit verheißen. Der Krieg hatte viel brauchbares Material im Lande gelassen. Eisen und Wellblech, Holz und zerbrochene Automobile, einsame Waggons auf schmalspurigen, improvisierten Geleisen, jämmerliche Baracken, halbverbrannte Häuschen, verlassene, gut betonierte Schützengräben. In einem Land, in dem der Krieg die Güter der Festgesessenen zerstört hat, haben es die Landstreicher gut.
Wenn der frühere Oberst Tarabas einen solchen Unterschlupf betrat, fühlte er sich weit über Verdienst belohnt. Und fast bereute er, daß er ihn aufgesucht hatte. Ja, manchmal kam es vor, daß er, kaum eingetreten und von der Wärme umfangen, nach einigen Minuten wieder aufbrach. Ihm stand es nicht an, mehr Schutz und Wärme zu genießen, als er nötig hatte, um sein Leben zu erhalten. Denn er genoß seine Qualen, und er wollte sie verlängern. Also trat er wieder in Schnee, Eis und Nacht hinaus. Begegnete ihm ein Landstreicher, der dem Obdach entgegenstrebte, und fragte er, warum und wohin des Wegs, so erwiderte Tarabas, er hätte heute noch ein Ziel zu erreichen; heute nacht noch.
Eines Abends geriet er in einen Unterschlupf, in dem schon ein anderer lagerte. Es war ein schadhafter Waggon zweiter Klasse, er stand auf einem verlassenen Geleise einer alten Feldbahn. Die Fenster der Kupees waren zerbrochen und durch Bretter und Pappendeckel ersetzt. Die Türen zwischen dem Gang und den Abteilen schlossen nicht mehr. Die ledernen Bezüge der Sitze hatte man längst herausgeschnitten. Aus den Sitzen quollen die grauen, harten Roßhaarknäuel, und durch die Ritzen und Sparren blies der erbarmungslose Wind. Tarabas ging in das erste Kupee. Ein Kupee zweiter Klasse, wie es früher einmal Tarabas benützt hatte! Er war sehr müde, er schlief sofort ein. In den Schlaf nahm er die Erinnerung an jene Zeit hinüber, in der er als »der Kurier des Zaren« in »besonderen Staatsgeschäften« heimgefahren war. »Schaffner«, hatte er gerufen, »hol mir einen Tee!« Oder: »Schaffner! Ich möchte Weintrauben!« – Platz, Platz hatten die Leute im Korridor dem besonderen Kurier des Zaren gemacht. Ach, was war Nikolaus Tarabas einst für ein Mann gewesen! Was machten jetzt seine Getreuen ohne Tarabas? Sieh da, dachte Tarabas, da hat nun so ein

Mann großartig gelebt, ein mächtiger Tarabas, und hat gedacht, ohne ihn würde die Welt ihr Angesicht verändern! Aber nun bin ich aus der Welt geschieden – und sie hat ihr altes Aussehn nicht im geringsten verändert. Nichts bedeutet ihr ein Mensch; und wär's auch so ein gewaltiger, wie ich einer gewesen bin!

Nach zwei Stunden erwachte Tarabas. Er schlug die Augen auf und erkannte im Dämmer einen Mann, einen greisen Landstreicher. Das weiße Haar wallte über den Kragen seines dunklen Mantels, und der Bart reichte fast bis zum Strick an den Hüften. »Du hast einen gesegneten Schlaf!« sagte der Alte. »Eine Viertelstunde stehe ich da, huste und spucke, und du hörst nichts. Ich hörte dich wohl, als du kamst, du aber hast nicht einmal bemerkt, daß ein Mensch in diesem Waggon lebt. Du bist noch jung. Ich wette, es ist nicht lange her, daß du wanderst!«

»Woher weißt du das?« fragte Tarabas und setzte sich auf.

»Weil der halbwegs erfahrene Mensch jeden Raum, den er betritt, zuerst durchforscht. Wie leicht kann man da was Nützliches finden! Ein Geldstück, Tabak, eine Kerze, ein Stück Brot, oder auch einen Gendarmen. Diese merkwürdigen Männer verbergen sich manchmal, warten geduldig, bis unsereins kommt, dann fragen sie nach den Papieren. – Ich habe Papiere!« setzte der Greis nach einer Pause hinzu. »Ich könnte sie dir sogar zeigen, wenn wir Licht hätten.«

»Hier ist eine Kerze, mach Licht«, sagte Tarabas.

»Ich darf's nicht!« erwiderte der Alte. »Du mußt es selbst machen!«

Tarabas entzündete den Kerzenstumpf und klebte ihn auf die schmale Holzkante am Fenster. »Warum wolltest du kein Licht machen?« fragte er und betrachtete ein wenig neidisch den Alten, der schon um so viel älter war und leidvoller aussah als Tarabas. Ach, es war ein General unter den Elenden! Tarabas war nur ein Leutnant.

»Heute ist Freitagabend!« sagte der Alte. »Ich bin Jude. Es ist uns verboten, Licht anzuzünden.«

»Wie kommt es, daß du nicht in einem warmen Hause bist, heute?« fragte Tarabas, und der Neid erfüllte ihn jetzt ganz und gar, wie ihn einst nur der Zorn hatte erfüllen können. »Deine Glaubensgenossen essen und schlafen in den Häusern der Juden, wenn der Sabbat kommt. Ich habe noch nie an einem solchen Tage einen jüdischen Bettler getroffen!«

»Nun, siehst du«, sagte der alte Jude und ließ sich Tarabas gegenüber

auf der Bank nieder, »bei mir ist es anders. Ich war ein angesehener Mann in meiner Gemeinde. Ich habe jeden Sabbat gefeiert, wie Gott es befiehlt. Aber manches andere, was Er auch befiehlt, habe ich nicht getan. Nun sind es schon acht Jahre her, daß ich so herumwandere. Die ganze Zeit des Krieges bin ich herumgewandert. Das waren nicht einmal die schwersten Jahre. Ich bin sehr weit herumgekommen, ich war in vielen Teilen Rußlands und manchmal hinter der Front. In der Etappe ist immer etwas losgewesen. Für einen Bettler ist immer etwas abgefallen.«

»Weshalb verzichtest du auf den Samstag?« fragte Tarabas.

Der Alte fuhr mit den Händen durch den Bart, neigte sich vor, um Tarabas besser zu sehn, und sagte: »Rück nur ein bißchen näher zum Licht, damit ich dich anschaun kann.«

Tarabas rückte näher zur Kerze.

»So!« sagte der alte Jude. »Es scheint mir, daß ich dir meine Geschichte erzählen kann. Ich erzähle sie gerne, offen gestanden. Aber es gibt Leute, denen man etwas erzählt, und die sagen dann: ja, ja! oder: so, so! oder sie lächeln gar, oder sie sind ganz stumpf, und sie sagen gar nichts. Sie drehen sich um und beginnen zu schnarchen. Nun bin ich beileibe nicht etwa eitel, und ich will keinen Beifall, im Gegenteil: Ich will, daß man mich ganz kennt, in meiner ganzen Art. Und wenn jemand meine ganze Natur nicht zur Kenntnis nimmt, hat es keinen Sinn, daß ich ihm etwas erzähle.«

»Ja, ich verstehe dich!« sagte Tarabas.

»Nun will ich dir sagen«, fuhr der Jude fort – und er sprach zu Tarabas' Verwunderung die Sprache des Landes, ohne zu stocken, nicht wie die anderen Juden –, »nun will ich dir sagen, daß ich ein sehr reicher Mann war. Ich heiße Samuel Jedliner. Und weit und breit in diesem Lande kennt mich jeder. Aber ich rate dir nicht, jemanden nach mir zu fragen. Wenn einer meinen Namen hört, wird er dich verfluchen. Merk dir das. Besonders, wenn du zufällig einmal nach Koropta kommen solltest. Denn dort habe ich gewohnt.«

»Koropta?« fragte Tarabas.

»Ja, kennst du's?«

»Flüchtig!« sagte Tarabas.

»Ja«, sagte der alte Jedliner. »Ich habe ein Haus gehabt, groß wie der Gasthof in Koropta, der Gasthof Kristianpollers. Ich hatte eine hübsche, kräftige, breithüftige Frau und zwei Söhne. Ich handelte mit

Holz, mußt du wissen, und verdiente einen Haufen. Man verkauft viel, wenn der Winter kalt ist, wie dieser hier, den wir jetzt haben zum Beispiel. Es gab da noch andere Holzhändler. Aber ich war klüger als alle. Du mußt wissen: Im Frühling, wenn noch kein Mensch daran denkt, daß einmal Winter sein wird, gehe ich zum Gutsherrn und besehe mir den Wald und lasse diese und diese Bäume anzeichnen und gebe ein Handgeld. Dann holze ich ab. Ich verlasse mich nicht auf den Gutsherrn selbst. Mag er abholzen, was er will. Ich lasse meine Bäume fällen. Dann hole ich mir das Holz nach Hause. Dann lasse ich es im Freien liegen, wenn es regnet – und wenn es trocken ist, spanne ich Zelte darüber. Damit es nämlich an Gewicht zunimmt. Denn es war mein oberstes Prinzip: nach Gewicht verkaufen; und zwar möglichst zersägtes und schon zerkleinertes Holz. Nicht wahr? – Wozu sollten die Leute sich noch Holzhacker kommen lassen und sie extra bezahlen? Sie kaufen nach Klaftern, nach Ellen, und dann kommt erst die Notwendigkeit, die Stämme zu zersägen. Nein, bei mir ist das nicht so. Ich verkaufe gebrauchsfertiges Holz nach Gewicht. Siehst du, bei uns zu Lande war ich mit meiner Methode ganz originell.«
Der Alte hielt ein. Er mochte sich sagen, daß die Leidenschaft, die er jetzt noch für einen abgelegten Beruf aufbrachte, ihm nicht mehr zustand. Er brach ab:
»So war es also – oder ähnlich. Es kommt nicht mehr darauf an. Also: Ich war ein reicher Mann. Ich hatte Geld im Hause und auf der Bank. Ich ließ meinen Sohn studieren. Meine Frau schickte ich jedes Jahr ins Ausland, nach Österreich, nach Franzensbad, denn der Arzt sagte, sie müsse was am Unterleib haben, sie habe Schmerzen im Kreuz, und ganz ohne ersichtlichen Grund. Aber der Teufel zwickte mich. Den ganzen Sommer nahm ich kein Geld ein, und ich hatte keine Geduld, bis zum Herbst zu warten. Es gab manchmal auch trockene, späte, sommerliche Herbste, kein Mensch dachte an den Winter – und mein Holz wurde immer leichter und leichter. Das kränkte mich bitter. Da kam eines Tages zu mir dieser Jurytsch und machte mir einen Vorschlag ...«
Jedliner schwieg, seufzte und fuhr fort: »Seit diesem Tage war ich ein gutbezahlter Spitzel der Polizei. Ich gab zuerst die Leute an, von denen ich etwas wußte; hierauf jene, von denen ich nur etwas ahnte; schließlich jeden, der mir nicht gefiel. Ich entwickelte eine mächtige Phantasie, und ich konnte gut kombinieren. Man glaubte mir alles. Ein paar-

mal hatte ich Glück. Es stellte sich heraus, daß alles richtig gewesen war, was ich lediglich vermutet hatte. Eines Tages aber kam Jurytsch in die Schenke Kristianpollers, betrank sich dort und sagte, daß ich viel mehr Geld verdiene als er selbst.

Nun, ich will dich nicht langweilen: Man ließ mich in der Nacht holen. Zwei kräftige jüdische Fleischhauer und der Gastwirt Kristianpoller, der auch kein schwacher Knabe ist, schlugen mich halbtot. Man zwang mich, das Haus und die Stadt zu verlassen. Meine Frau wollte nicht mit mir gehn. Meine Söhne spuckten mich an. Der Rabbiner berief ein Gericht, drei gelehrte Juden saßen da. Ich sah ein, was ich getan hatte. Mindestens zwanzig Juden von Koropta und Umgebung hatte ich in den Kerker gebracht. Und mindestens zehn unter ihnen waren unschuldig. Und ich gelobte vor den Juden von Koropta, daß ich alles verlassen werde. Und daß ich mich den Bettlern des Landes zugesellen werde. Und für mich selbst beschloß und gelobte ich noch, daß ich auch den Sabbat nicht in einem jüdischen Hause zubringen werde. Deshalb bin ich hier. Und das ist meine Geschichte.«

»Ich habe«, sagte Tarabas, »einem deiner Glaubensgenossen den Bart ausgerissen.« Sie saßen einander gegenüber. Der Kerzenstumpf am Fensterrand war längst ausgegangen.

Als der Morgen kam, ein eisiger Morgen, er kündete rot und feurig einen neuen Schneesturm an, verließen sie den Waggon, gaben sich die Hände und wanderten weiter, jeder in eine andere Richtung.

XXIII

An diesem Vormittag gelangte Tarabas in den Marktflecken Turka. Die Erzählung des alten Jedliner hatte in ihm die Lust geweckt, Holz zu sägen und kleinzuhacken.

Deshalb ging er in Turka von einem Haus zum anderen und fragte, ob es Holz zu sägen gäbe. Er fand, was er suchte. Es galt, einen halben Klafter Eichenholz zu zerkleinern. »Was willst du als Bezahlung?« fragte der Besitzer des Holzes. »Ich werde mit jedem Lohn zufrieden sein!« erwiderte Tarabas. »Nun gut!« sagte der Hausherr. Es war ein wohlhabender Mann, ein Pferdehändler. Er führte Tarabas in den Hof, zeigte ihm das Holz, holte Axt und Säge aus dem Schuppen und das hölzerne Gestell, das man die Schere nennt und auf das man die Stämme legt.

Der Pferdehändler hatte einen Pelz angezogen, bevor er in den Hof ging, innen Biber, mit einem schön gekräuselten, silbrigen Krimmerkragen. Sein Gesicht war rot und wohlgenährt, seine Beine steckten in pelzgefütterten Stiefeln, die Hände hielt er in den warmen Taschen. Tarabas indessen fror in seinem Militärmantel, hauchte sich in die steifen Hände, versuchte, die viel zu kleine Mütze bald auf das rechte, bald auf das linke Ohr zu schieben, denn der Frost stach in beide mit zahllosen Nadeln. Der Pferdehändler betrachtete ihn mißtrauisch. Tarabas trug einen wirren, blonden Bart, der unter den Backenknochen begann und über den Mantelkragen ragte. Andere Landstreicher gaben sich die Mühe, wenigstens solange sie noch jung waren wie dieser hier, sich einmal in zwei Wochen zu rasieren. Gewiß hat er etwas zu verbergen, dachte der Pferdehändler. Was für einen mörderischen oder diebischen Zug verheimlicht er hinter seinem Bart? Beil und Säge konnte er an sich nehmen und einfach weggehn! Der vorsichtige Mann beschloß, achtzugeben und den Fremden während der Arbeit zu beaufsichtigen. Allein, Tarabas, der zum erstenmal in seinem Leben Holz zersägen sollte, stellte sich dermaßen ungeschickt an, daß der Pferdehändler noch mißtrauischer wurde. »Hör zu!« sagte er und faßte Tarabas an einem Mantelknopf, »mir scheint, du hast noch nie gearbeitet?« Tarabas nickte. »Du bist wohl ein Verbrecher? Wie? Und du glaubst, daß ich dich in meinem Gehöft allein lasse? Damit du es ausspionierst und in der Nacht bei mir einbrichst? Mich kann man nicht betrügen, weißt du, und Angst hab' ich auch nicht. Ich war drei Jahre im Feld. Ich habe acht Sturmangriffe mitgemacht. Weißt du, was das ist?«
Tarabas nickte nur.
Der Pferdehändler nahm Axt und Säge an sich und sagte: »Nun geh! Ich könnte dich sonst zur Polizei bringen. Und zeig dich nicht mehr in meiner Nähe!«
»Gott mit Ihnen, Herr!« sagte Tarabas und ging langsam durch den Hof.
Der Pferdehändler blickte ihm nach. Es war ihm warm und wohlig in seinem Biberpelz. Den Frost fühlte er in seinem geröteten Gesicht nur als eine angenehme, göttliche Einrichtung, geeignet und vielleicht sogar dazu geschaffen, den Appetit der Hausbesitzer und Pferdehändler zu fördern. Er war außerdem zufrieden, daß er mit seinem klugen Auge sofort den verdächtigen Burschen durchschaut und ihm mit seiner kräftigen Hand Respekt eingejagt hatte. Auch hatte er wieder ein-

mal von seinen acht Sturmangriffen sprechen können. Überdies fiel ihm ein, daß der Fremde gar keinen Arbeitslohn verlangt hatte. Er wäre vielleicht mit einer Suppe zufrieden gewesen. Derlei Überlegungen stimmten ihn milde. Und er rief Tarabas zurück, ehe dieser noch das Tor erreicht hatte.

»Ich will es mit dir doch versuchen«, sagte der Hausherr, »weil ich ein zu gutes Herz habe. Was verlangst du als Bezahlung?«

»Ich werde mit jedem Lohn zufrieden sein!« wiederholte Tarabas. Er begann, den Stamm zu zersägen, den er früher mit so deutlichem Ungeschick auf das Gestell gelegt hatte. Er sägte fleißig, unter den Augen des Händlers. Er entwickelte und fühlte dabei eine beträchtliche Kraft in seinen Muskeln. Er arbeitete schnell, er wollte dem Bereich der mißtrauischen Blicke des Pferdehändlers entkommen. Diesem gefiel Tarabas immer mehr. Auch fürchtete er sich ein wenig vor der nicht zu leugnenden Kraft des Fremden. Auch ein bißchen neugierig wurde man, wenn man einen so merkwürdigen Mann vor sich sah. Deshalb sagte der Hausherr: »Komm ins Haus, kriegst einen Schnaps, zum Wärmen!«

Zum erstenmal seit langer Zeit trank Tarabas wieder einen Schnaps. Es war ein guter, ein kräftiger Schnaps, klar und sauber, durch allerhand Kräuter, die man auf dem Grunde der mächtigen, gebauchten Flasche schwimmen sah wie Algen in einem Aquarium, hellgrün gefärbt und bitterlich gewürzt. Es waren gute, zuverlässige Hausmittelchen, wie sie auch der alte Vater Tarabas seinen Schnäpsen beizumischen pflegte. Der Schnaps brannte, ein kurzes, schnelles Feuerchen, in der Kehle, erlosch sofort, um sich tiefer im Innern in eine große, gütige Wärme zu verwandeln. Er wanderte in die Glieder und dann in den Kopf. Tarabas stand da, das Gläschen in der einen, die Mütze in der andern Hand. Seine Augen verrieten eine derartige Anerkennung und Zufriedenheit, daß der Wirt, geschmeichelt und zugleich von Mitleid ergriffen, noch ein Gläschen einschenkte. Tarabas trank es auf einen Schluck. Seine Glieder wurden schlaff, seine Sinne verwirrten sich. Er wollte sich setzen, aber er wagte es nicht. Plötzlich empfand er Hunger, gewaltigen Hunger, es war, als spürte er mit den Händen die unermeßliche, vollkommen leere Höhle seines Magens. Das Herz krampfte sich zusammen. Tarabas öffnete weit den Mund. Er tastete mit den Händen einen Augenblick, der ihm selbst wie eine Ewigkeit schien, ins Leere, erfaßte die Lehne eines Stuhls und fiel mit großem Gepolter zu Boden, wäh-

rend der erschrockene Pferdehändler ratlos, ohne Zweck, die Tür aufriß.
Die Frau des Pferdehändlers stürzte aus dem Nebenzimmer. Man goß einen Eimer eisigen Wassers über Tarabas. Er erwachte, erhob sich langsam, ging an den Ofen, trocknete, ohne ein Wort zu sagen, den Mantel und die Mütze, sagte: »Gott segne Euch!« und verließ das Haus.
Zum erstenmal hatte ihn ein Blitz der Krankheit getroffen. Und schon fühlte er den ersten Hauch des Todes.

XXIV

In diesem Jahre warten die Landstreicher ungeduldig auf den Frühling. Es war ein schwerer Winter. Es kann noch lange dauern, bis er sich entschließt, das Land zu verlassen. Hunderttausend feine, unentwirrbar verästelte, eisige Wurzeln hat er überall geschlagen. Tief unter der Erde und hoch über ihr hat er gewohnt. Unten sind die Saaten tot, oben die Sträucher und das Gras. Sogar der Saft in den Bäumen der Wälder und an den Rändern der Wege scheint erstarrt für immer. Ganz langsam schmilzt der Schnee auf den Äckern und Wiesen, nur in den kurzen Stunden um den Mittag. In den dunklen Abgründen aber, in den Gräben am Weg liegt er noch klar und starr über einer harten Eiskruste. Es ist Mitte März; und noch hängen Eiszapfen an den Dachrinnen der Häuser und schmelzen kaum ein Stunde lang im Glanz der mittäglichen Sonne. Am Nachmittag, wenn der Schatten wiederkehrt, erstarren sie aufs neue zu unbeweglichen, funkelnden und geschliffenen Spießen. Noch schläft die Erde in den Wäldern. Und in den Kronen der Bäume hört man keinen Vogel. Ungerührt, in kaltem Kobaltblau, verharrt der Himmel. Die Vögel des Frühlings meiden seine tote Klarheit.
Die neuen Gesetze des neuen Landes sind ebenso die Feinde der Landstreicher wie der Winter. In einem neuen Staat muß Ordnung herrschen. Man soll ihm nicht nachsagen, er sei barbarisch oder gar »eine Operette«. Die Staatsmänner des neuen Landes haben an alten Universitäten Rechte und Gesetze studiert. Die neuen Ingenieure haben an den alten technischen Hochschulen studiert. Und die neusten, lautlosen, zuverlässigen und präzisen Maschinen kommen auf stillen, gefähr-

lichen Rädern in das neue Land. Die gefährlichsten Raubtiere der Zivilisation, die großen Rollen Zeitungspapier, gleiten in die neuen Setzmaschinen, entrollen sich selbständig, bedecken sich mit Politik und Kunst und Wissenschaft und Literatur, spalten sich und falten sich und flattern hinaus in die Städtchen und in die Dörfchen. Sie fliegen in Häuser, Häuschen und Hütten. Und somit ist der neue Staat vollkommen. Auf seinen Straßen gibt es mehr Gendarmen als Landstreicher. Jeder Bettler muß ein Papier haben, ganz, als wäre er ein Mensch, der Geld besitzt. Und wer Geld besitzt, der trägt es zu den Banken. In der Hauptstadt gibt es eine Börse.

Tarabas erwartete den einundzwanzigsten März, um die Hauptstadt aufzusuchen. Es war das Datum, das ihm der General Lakubeit ausgesetzt hatte. Tarabas hatte noch fünf Tage Zeit.

Er erinnert sich an das letzte Gespräch mit Lakubeit. Der Kleine hat nicht viel Zeit. Er mahnt Tarabas, ganz schnell zu erzählen. »Verstehe! Verstehe!« sagt er, »fahren Sie nur fort!« Nachdem Tarabas alles erzählt hat, sagt Lakubeit: »Also gut. Kein Mensch außer mir wird etwas von Ihnen wissen. Auch Ihr Vater nicht. Sie können bis zum zwanzigsten März des nächsten Jahres versuchen, ob Sie dieses Leben aushalten. Dann schreiben Sie mir. Ich werde dafür sorgen«, sagt Lakubeit, »daß Sie vom einundzwanzigsten März an jeden folgenden Monat Ihre Pension erhalten.«

»Leben Sie wohl!« sagt Tarabas. Und ohne eine Antwort abzuwarten, ohne Lakubeits ausgestreckte kleine Hand zu beachten, geht er fort.

Mehr als vier Monate waren es her! Zuweilen sehnt sich Tarabas danach, jemandem zu begegnen, der ihn früher gekannt hatte und der ihn trotzdem jetzt noch erkennen würde! Es mußte eine der lustvollsten Arten sein, sich zu demütigen! In seinen sündhaften Stunden, das heißt: in den Stunden, die er seine sündhaften nannte, sah Tarabas mit jener Selbstbewunderung auf seinen kurzen, aber geschehnisreichen Weg zurück, auf dem er sich die Abzeichen und die Auszeichnungen des Elends erworben hatte, mit der andere, die aus Not und Namenlosigkeit zu Geld oder Ruhm gelangen, auf ihre »Karriere« zurückzusehn pflegen. Auch eine gewisse Eitelkeit auf sein Äußeres konnte Tarabas nicht bekämpfen. Manchmal blieb er vor der spiegelnden Scheibe eines Schaufensters stehn und betrachtete sich mit gehässigem, grimmigem Wohlgefallen. So, versunken in den Anblick seines Spiegelbildes, stand er manchmal da, bis er seine alte Gestalt, seine Uniform,

seine Stiefel in Gedanken wiederangenommen hatte. Und fand hierauf eine bittere Freude daran, Stück für Stück abfallen, das rasierte und gepuderte Angesicht sich mit dem wuchernden Bart bedecken zu sehn, zu beobachten, wie der gerade Rücken sich in sanftem Bogen krümmte. Ja, du bist der echte Tarabas! sagte Tarabas dann. Damals, vor Jahren, als du mit den Revolutionären Umgang hattest, war dein Angesicht schon gezeichnet. Später, als du dich in den Straßen von New York herumtriebst, warst du schon ein Elender. Dein Vater hat dich durchschaut, Nikolaus! Du hast ihn angespuckt, das war dein Abschied vom Vater! Erkannt hat dich der rothaarige Soldat, der keinen Gott hatte, und der kluge Lakubeit. Manche haben gewußt, Tarabas, daß du die Welt betrügst und dich selbst. Es war nicht dein Rang, den du gewaltig spazierenführtest, eine Maskerade war deine Uniform. So, wie du jetzt bist, gefällst du mir, Tarabas!
So sprach Tarabas manchmal zu sich selbst, in den belebten Gassen einer Stadt, und die Leute lachten über ihn. Sie hielten ihn für einen närrischen Menschen. Er entfernte sich schnell. Die Leute waren imstande, die Polizei zu rufen. Er erinnerte sich an die drei Polizisten in New York, die er hatte vorbeigehn lassen, als er noch der abergläubische Feigling Tarabas war. Auch dafür büße ich noch, dachte er still erfreut. Ich möchte sie schon aufhalten und mich vor den Augen der Gassenbuben abführen lassen. Aber sie würden erfahren, wer ich bin.
Immer, wenn er so zu sich selber sprach und wenn die Erinnerungen durch sein Gehirn jagten, ihm davonliefen, während er sie festzuhalten wünschte, fühlte er Frost und Hitze in seinem Körper abwechseln. Er fieberte. Oft überfiel ihn das Fieber und schüttelte ihn. Es begann, an seinem kräftigen Körper zu zehren. Es setzte sich in seinem Angesicht fest. Es höhlte seine bärtigen Wangen aus. Manchmal schwollen seine Füße an. Er mußte humpeln. In manchen Nächten, in denen er ein Obdach gefunden hatte, in dem man sich ausziehn durfte, konnte er nur mit Mühe die Stiefel ablegen. Landstreicher, die ihm zusahen, betrachteten mit Kennerschaft seine geschwollenen Glieder und verschrieben ihm allerhand Rezepte: Heublumenbäder, auch Wegerichtee, urintreibende Kräuter, Geißbart und Geißleitern und wilden Hirsch. Man riet ihm zu Bitterklee, Weihwedel und Wegwartkraut. Seine Krankheiten verursachten viele nächtliche Diskussionen. Immer fanden sich Männer, die im Verlauf ihres wechselreichen Lebens genau die gleichen Leiden gehabt hatten. Sobald aber Tarabas eingeschlafen

war, stießen sie sich an und gaben einander durch Zeichen zu verstehen, daß sie nicht mehr viel auf sein Leben geben mochten. Sie machten Kreuze über den Schlafenden und schliefen dann selbst zufrieden ein. Denn auch die Söhne des Elends liebten ihr Leben und hingen mit Inbrunst an dieser Erde, die sie so gut kannten, ihre Schönheit und ihre Grausamkeit; und sie freuten sich ihrer Gesundheit, wenn sie einen dem Tod entgegenhumpeln sahen. Tarabas selbst sorgte sich eher um seine zerrissenen Stiefel als um seine geschwollenen Füße. Mochten die Kleider zerreißen, man mußte ganze Stiefel haben! Sie sind das Werkzeug des Landstreichers. Man hat vielleicht noch lange Wege zurückzulegen, Tarabas!
Manchmal mußte er mitten auf der Straße einhalten. Er setzte sich. Sein Herz jagte in rasender Hast. Die Hände zitterten. Vor den Augen bildete sich ein grauer Nebel, der auch die nächsten Gegenstände unkenntlich machte. Die einzelnen Bäume auf der gegenüberliegenden Straßenseite verschwammen zu einem dichten, geschlossenen, endlosen Zug aus Stämmen und Kronen, einer undeutlichen, aber undurchdringlichen Mauer aus Bäumen. Sie verdeckte den Himmel. Man saß in der freien Landschaft, und es war, als säße man in einem luftlosen Zimmer. Schwere Gewichte drückten auf die Brust und auf die Schultern. Tarabas hustete und spuckte. Langsam zerrann der Nebel vor den Augen. Die Bäume am Wegrand gegenüber schieden sich wieder deutlich. Die Welt bekam wieder ihr gewöhnliches Angesicht. Tarabas konnte seinen Weg fortsetzen.
Er hatte noch zwei Stunden bis zur Hauptstadt. Ein Bauer, der Milch zur Stadt führte, hielt an, winkte ihm und lud ihn ein, auf den Wagen zu steigen. »Ich habe Milch genug, Gott sei Dank und Lob!« sagte der Bauer unterwegs. »Trink, wenn du Durst hast!« – Tarabas hatte seit seiner Kindheit keine Milch mehr getrunken. Wie er jetzt, umgeben von scheppernden, vollen Kannen, in denen die Milch satt und vernehmlich gluckste, eine schneeweiße Flasche an die Lippen hob, erfaßte ihn eine große Rührung. Es war ihm, als erkannte er auf einmal den Segen, ja, das Wunder der Milch, der weißen, vollen, der unschuldigsten Flüssigkeit der Welt. Eine ganz selbstverständliche Angelegenheit, so eine Milch. Kein Mensch denkt daran, daß sie ein Wunder ist. In den Müttern entsteht sie; in ihnen verwandelt sich das warme, rote Blut in kühle, weiße Milch, die erste Nahrung der Menschen und der Tiere, der weiße, strömende Gruß der Erde an ihre neugeborenen Kin-

der. »Weißt du«, sagte Tarabas zu dem Milchbauern, »du führst auf deinem Wagen eine wunderbare Sache!« »Ja, ja«, sagte der Bauer, »meine Milch ist großartig. In ganz Kurki, in meinem Dorf, findest du keine solche! Ich habe fünf Kühe: Sie heißen: Terepa, Lala, Korowa, Duscha und Luna. Die beste ist Duscha. Ein süßes Tier! Du solltest sie sehen! Du würdest sie sofort liebhaben. Sie gibt die beste Milch! Sie hat vorne einen braunen Fleck an der Stirn. Die andern sind alle weiß. Aber sie brauchte gar keinen braunen Fleck zu haben, ich könnte sie auch so erkennen. An ihrem Blick, verstehst du, an ihrem Schwanz, ihrem lieben Schwänzchen, an ihrer Stimme. Sie ist wie ein Mensch. Ganz genau wie ein Mensch. Wir leben gut miteinander!«
Nun kamen sie in die Stadt, und Tarabas stieg ab. Er ging zur Post. Es war die Hauptpost, ein neues, großartiges Gebäude. Er kaufte bei dem Fräulein, das vor dem großartigen Portal ihren kleinen Papierladen verwaltete, Briefpapier, Kuvert und eine Feder. Dann schrieb er drinnen in der großen Halle an einem Pult an den General Lakubeit.

»Euer Exzellenz«, schrieb er, »Herr General! Es ist heute der Tag, an dem ich mich melden soll. Ich tue es hiermit respektvollst. Ich erlaube mir, Euerer Exzellenz noch zwei Bitten zu unterbreiten. Die erste: wenn es geht, mir die Pension in Gold- oder Silberstücken auszahlen lassen zu wollen. Die zweite: daß ich mir das Geld zu einer Stunde abholen darf, in der ich von niemandem gesehen werden kann. Ich werde mir erlauben, die Antwort hier, poste restante, abzuholen.
Euerer Exzellenz dankbarst und respektvollst ergebener

Nikolaus Tarabas, Oberst.
Poste restante«

Er schickte den Brief ab. Er humpelte in das tadellose, nach westlichen Mustern neu eingerichtete Asyl für Obdachlose, wo er, mit vielen anderen, entlaust, gebadet, gereinigt und mit einer Suppe beschenkt wurde. Er bekam eine Nummer aus Blech und einen harten und chemisch gereinigten Strohsack.
Auf diesem schlief er bis zum nächsten Morgen.
Am Poste-restante-Schalter lag ein Brief für Nikolaus Tarabas, von der Hand Lakubeits geschrieben. »Lieber Oberst Tarabas!« schrieb der General. »Wenn Sie heute oder morgen gegen zwölf Uhr mittags im Postgebäude erscheinen, wird ein junger Mann Sie ansprechen und Ih-

nen die Pension einhändigen. Sie brauchen keine Indiskretion zu fürchten. Für unsere neue Armee, Ihren alten Vater, für die Welt sind Sie tot und vergessen. Lakubeit, General.«
Um zwölf Uhr mittags, da die meisten Schalter schlossen, die Beamten fortgingen und die große Halle sich leerte, sprach ein junger Mann Tarabas an. »Herr Oberst!« sagte der junge Mann. »Unterschreiben Sie die Quittung.« Tarabas bekam achtzig goldene Fünf-Franc-Stücke. »Sie entschuldigen uns!« sagte der junge Herr. »Wir haben nicht alles in Goldstücken bekommen können. Wir werden uns bemühen. Von heute in einem Monat um diese Stunde treffen wir uns wieder hier.«
Tarabas ging vor das Tor, blieb einen Augenblick stehn – und wandte sich sofort wieder dem mächtigen Portal zu. Auf dem großen Platz vor der Post warteten ein paar Wagen, Reitpferde, angebunden an Laternenpfählen, und einige Automobile. Es war einer der ersten warmen Tage dieses Frühlings. Die mittägliche Sonne floß gütig über den weiten, steinernen, schattenlosen Platz. Die Pferde vergruben ihre Köpfe ganz in den umgehängten Hafersäcken, fraßen mit heiterem Appetit und schienen sich selig in der Sonne zu fühlen. Auf einmal erhob eines von den Tieren, das vor ein leichtes zweirädriges Wägelchen gespannt war, den Kopf aus dem Hafersack und stieß ein jubelndes Gewieher aus. Es war ein schönes Tier. Es hatte ein grausilbernes Fell, mit großen, regelmäßigen, braunen Flecken. Tarabas erkannte es sofort, am Hals, am wiehernden Ruf, an den braunen Flecken.
Er ging in die Halle, setzte sich auf eine Bank und wartete.
Als die Mittagspause vorbei war, die Schalter sich öffneten und die Menschen wieder die Halle zu füllen begannen, erschien auch der Vater Tarabas. Er war sehr alt geworden. Er ging jetzt auf zwei Stöcken. Auch die Stöcke verrieten noch den reichen Mann. Es waren Stöcke aus Ebenholz mit silbernen Krücken. Der mächtige Schnurrbart des Alten fiel in zwei großartigen, tief herabhängenden, silberweißen, in der Mitte geteilten Ketten über den Mund, und die feinen Spitzen berührten den hohen, schneeweißen Kragen. Quer durch die große Halle wankte der alte Tarabas. Die einfachen Leute machten ihm Platz. Auf den Steinfliesen hörte man seine scharrenden Schritte und das dumpfe, beinahe gespenstische Tappen seiner beiden Stöcke, deren Enden in schweren Gummipfropfen steckten. Als der Alte an den Schalter trat, beugte der Beamte seinen Kopf aus dem Fenster. »Ah! Euer Gnaden!« sagte der Beamte. Der junge Tarabas verließ die Bank und näherte sich

dem Schalter. Er sah, wie sein Vater, einen seiner beiden Stöcke an das Schalterbrett hängend, die Brieftasche zog, ein paar Coupons hervorklaubte und dem Beamten übergab. Dann entfernte er sich wieder. Und er streifte fast den Sohn. Aber den Blick auf den Boden gerichtet, ohne sich umzusehn, humpelte er hinaus.
Nikolaus folgte ihm. Vom Tor aus sah er, wie ein Mitleidiger dem Alten half, das Wägelchen zu besteigen. Beide Stöcke lehnten nun neben ihm, auf dem Kutschbock. Er nahm die Zügel in die Hände. Das Pferd zog an. Und der alte Tarabas rollte dahin, nach Hause.
Nach Hause.

XXV

Eines Tages, es war schon Ende Mai, glaubte Tarabas, daß es an der Zeit sei, heimzugehn und Vater, Mutter und die Schwester wiederzusehn. Er war oft auf seinen Wanderungen in die Nähe seines Dorfes gekommen, aber er hatte es in großen Bogen umgangen. Noch war er nicht gerüstet genug; denn man muß gerüstet sein, um die Heimat wiederzusehn. Von der ganzen Welt war Tarabas getrennt. Aber Angst hatte er noch, die Heimat zu besuchen. Den Vater liebte er nicht. Er hatte niemals seinen Vater geliebt. Er erinnerte sich nicht, daß ihn sein Vater jemals geküßt oder geschlagen hatte. Denn der alte Tarabas geriet selten in Zorn; und ebenso selten in gute Laune. Wie ein fremder König schaltete er in seinem Hause, mit der Frau und mit den Kindern. Ein prunkloses, einfaches, stählernes Zeremoniell regelte seine Tage, seine Abende, seine Mahlzeiten, sein Betragen und das der Mutter und der Kinder. Es war, als wäre er niemals selbst ein junger Mensch gewesen. Es war, als wäre er mit seinem fertigen Zeremoniell, einem vollendeten Stunden- und Lebensplan auf die Welt gekommen, nach besonderen Gesetzen gezeugt und geboren, nach regelmäßigen, naturwidrigen Vorschriften gewachsen und groß geworden. Höchstwahrscheinlich hatte er niemals eine Leidenschaft erlebt, ganz gewiß niemals Not gekannt. Sein Vater war früh umgekommen, »bei einem Unfall« hieß es immer; man wußte nicht, was für eine Art Unfall. Als Knabe hatte sich der junge Tarabas ausgedacht, daß sein Großvater auf der Jagd, im Kampf mit Wölfen oder Bären, gestorben war. Ein paar Jahre lebte noch die Großmutter im Hause ihres Sohnes, in dem Zimmer, das

nach ihrem Tode die kleine Schwester bezog. Die Schwester – sie war damals zehn Jahre alt – fürchtete sich vor der Wiederkehr der toten Großmutter. Zu ihren Lebzeiten noch war sie wie ein majestätisches Gespenst durch das Haus gewandelt, groß und stark, mit einer breiten, gestärkten, schneeweißen Haube auf dem Kopf, den mächtigen Körper in feierlicher schwarzer und steifer Seide, einer Art steinerner Seide, einen violetten Rosenkranz in den weißen, fleischigen, weichen Händen. Ohne sichtbaren Grund und scheinbar nur zu dem Zweck, um zu zeigen, daß ihre lautlose Majestät immer noch lebendig sei, ging sie jeden Tag über die Treppe in die Küche, nahm mit wortlosem Nicken die Knickse der Diener und der Köchin entgegen, wallte quer über den Hof, dem Stalle zu, gewährte dem Knecht einen kalten Blick aus ihren großen, braunen, hervorquellenden und immer feuchten Augen und kehrte wieder um. Bei den Mahlzeiten thronte sie am Kopf des Tisches. Vater, Mutter und die Kinder traten an sie heran und küßten ihr die weiche, muskellose, teigige Hand, bevor man die Suppe auftrug. Man sprach in der Anwesenheit der Großmutter kein Wort. Man hörte nur das Schlürfen der Suppe, das sachte Klirren der Löffel. Nach der Suppe, wenn das Fleisch kam, verließ die Alte den Tisch. Sie ging schlafen. Man wußte nicht, ob sie wirklich schlief. Am Abend erschien sie wieder, um nach einer Viertelstunde zu verschwinden. Obwohl sie kein Wort sprach, sich in keine Angelegenheit des Hauses und des Hofes mischte und so selten sichtbar wurde, war ihre Anwesenheit allen – ihren Sohn vielleicht ausgenommen – eine stumme, unerträgliche Last. Die Angestellten haßten sie und nannten sie »die Schattenkönigin«. Ihre ewig feuchten Augen schillerten bös, und ihr wortloser Hochmut weckte in den Leuten einen ebenso stummen, rachedurstigen Haß. Man hätte die Schattenkönigin gerne auf irgendeine Weise umgebracht. Auch die Kinder, Nikolaus und seine Schwester, haßten die stumme, wie von schalldämpfenden Stoffen umgebene, böse Majestät der Großmutter. Als sie eines Tages plötzlich starb, ebenso lautlos, wie sie gelebt hatte, atmeten alle im Hause auf – und nur für eine Weile. Der Vater Tarabas übernahm das Erbe seiner Mutter: ihre tödliche, eisige Majestät. Von nun an saß der Vater am Kopfende des Tisches. Von nun an küßten die Kinder ihm die Hand vor Beginn der Mahlzeit. Er unterschied sich nur dadurch von seiner Mutter, daß er nach der Suppe ausharrte, mit kaltem Appetit auch das Fleisch und die Nachspeise aß und sich dann erst schlafen legte. Hatte er früher, als die

Mutter noch lebte, hie und da, und natürlich während ihrer Abwesenheit, ein Wort gesagt, manchmal sogar einen Scherz gemacht, so schien er jetzt, nach dem Tode der Alten, deren ganze gewichtige Düsterkeit auszuströmen. Und auch ihn nannte man, nach seiner Mutter, den »Schattenkönig«.

Seine Frau gehorchte ihm ohne Widerspruch. Sie weinte oft. In ihren Tränen verströmte sie den ganzen geringen Vorrat an Kraft, den ihr die Natur mitgegeben hatte. Sie war mager und blaß. Mit ihrem spitzen Gesicht, dem abfallenden Kinn, den rotumrandeten Augen, der ewigen blauen Schürze, die ihr ganzes Kleid bedeckte, glich sie einer Magd, einer Art privilegierter Köchin oder Haushälterin. Sie hielt sich auch den größten Teil des Tages in der Küche auf. Ihre harten, trockenen Hände, mit denen sie manchmal scheu und beinahe furchtsam, als täte sie etwas Verbotenes, ihre Kinder streichelte, rochen nach Zwiebeln. Streckte sie die Hand nur nach den Kindern aus, so rannen zugleich ihre Tränen unaufhaltsam; es war, als weinte sie schon über die Zärtlichkeit, die sie ihren Kindern angedeihen ließ. Tarabas und seine Schwester begannen, der Mutter auszuweichen. Jede Annäherung an ihre Mutter war unweigerlich mit Zwiebeln und Tränen verwandt. Sie ängstigten sich.

Dennoch war es die Heimat. Stärker noch als die düstere Majestät des Vaters und die weinerliche Ohnmacht der Mutter waren der silberne Zauber der Birken, das dunkle Geheimnis des Tannenwaldes, der süßliche Duft bratender Kartoffeln im Herbst, das jubelnde Geschmetter der Lerchen im Blau, der eintönige Gesang des Windes, der fröhliche, helle Wolkenzug im April, die düsteren Märchen der Mägde am Winterabend in der Stube, das Knistern des frisch verbrennenden Holzes im Ofen, der harzige, fette Geruch, den es im Brennen verströmte, und das gespenstische Licht, das der Schnee vor den Fenstern in die noch nicht erleuchteten Zimmer warf. All dies war die Heimat. Der unerreichbar fremde Vater und die arme, unbedeutende Mutter erhielten noch etwas von der Kraft dieser Empfindungen, und Tarabas gab ihnen einen Teil der Zärtlichkeit, die er für die Natur der Heimat fühlte. Seine Erinnerungen an die Kraft und an die Süße seiner Erde umhüllten die ganze Fremdheit der Eltern mit einem versöhnlichen Schleier.

Ach, er hatte Angst, die Heimat wiederzusehn! Er war noch zu schwach gewesen. Man konnte sich von der Macht, vom Krieg, von der Uniform trennen, von den Erinnerungen an Maria, von den Lü-

sten, die im Schoß der Frauen auf einen Mann wie Tarabas warteten: nicht aber von den heimatlichen silbernen Birken. War der Alte, den Tarabas auf zwei Krücken gesehen hatte, schon dem Tode nah? – Lebte die Mutter noch? – Er wußte nicht, daß nicht der Anblick des humpelnden Vaters sein Heimweh geweckt hatte, sondern jenes plötzliche Gewieher des Pferdes, des silbernen, braungefleckten. Ein Ruf der ganzen Heimat war es gewesen.

Am nächsten Morgen, es regnete sanft und wehmütig, ein guter, linder Regen im Frühling, schlug Tarabas den Weg nach Koryla ein.

Gegen zehn Uhr vormittags erreichte er den Anfang der Birkenallee, die zu seinem väterlichen Hause führte. Ja, die Mulden auf diesem Wege waren noch die gleichen, und genau wie vor Jahren hatte man sie mit Schotter ausgefüllt. Jede einzelne Birke kannte Tarabas. Hätten die Birken Namen gehabt, er hätte jede einzelne rufen können. Zu beiden Seiten dehnten sich die Wiesen. Auch sie gehörten dem Herrn von Koryla. Man ließ die Wiesen seit undenklichen Zeiten Wiesen bleiben, man bewies dadurch, daß man reich genug war und noch mehr fruchtbare Erde nicht brauchte. Gewiß waren die brandtragenden Stiefel des Krieges auch über diese Erde gestampft; aber die Erde des Geschlechtes Tarabas erzeugte in unermüdlicher Frische neue Saat, neues Kraut, neues Gras, sie besaß eine üppige, leichtsinnige Fruchtbarkeit, sie überlebte den Krieg, sie war stärker als der Tod. Auch Nikolaus Tarabas, noch der letzte Sproß dieser Erde, dem sie nicht mehr gehörte, war stolz auf sie, die Triumphierende. Er mußte besondere Vorsicht üben. Er wußte, daß rückwärts, im Hof, die Hunde zu bellen begannen, sobald ein Fremder die sechste Birke, vom Tor des Hauses an gerechnet, überschritten hatte. Er bemühte sich, leise aufzutreten. Er konnte nicht mehr den Umweg machen, über den weidenbestandenen Weg, zwischen den Sümpfen, um in den Hof zu gelangen, die weinlaubüberwachsene Wand hinaufzuklettern! Er schlurfte leise die flachen sechs Stufen hinauf, die zu dem rostbraunen Tor des weißgestrichenen, breiten Hauses hinanführten. Er klopfte, wie es einem Bettler geziemt, zaghaft mit dem Klöppel, der an einem rostigen Draht hing, an das Tor. Er wartete.

Er wartete lange. Man öffnete. Es war ein junger Diener, Tarabas hatte ihn niemals gesehn. Sofort sagte er: »Der Herr Tarabas leidet keine Bettler!« »Ich suche Arbeit!« antwortete Tarabas. »Und ich habe großen Hunger!«

Der junge Mensch ließ ihn eintreten. Er führte ihn durch den dunklen Flur – links war die Tür zu Marias Zimmer, rechts erhob sich die Treppe – in den Hof und beschwichtigte die Hunde. Er ließ Tarabas auf einem Holzhaufen niederhocken und versprach, bald wiederzukommen.

Er kam aber nicht. Statt seiner erschien ein Alter mit weißem Backenbart. »Kabla, Turkas!« rief er den Hunden zu. Sie liefen ihm entgegen. Es war der alte Andrej. Tarabas hatte ihn sofort erkannt. Andrej war sehr verändert. Er ging vorsichtig schnuppernd einher, mit vorgeneigtem Kopf, mit schlurfenden Schritten. Zuerst schien er Tarabas nicht zu sehn. Er kam dann näher, von den Hunden gefolgt, und streckte immer noch suchend den Kopf vor. Endlich erblickte er Tarabas auf dem Holzhaufen. »Verhalte dich still!« sagte der alte Andrej. »Der Herr könnte kommen. Ich bin gleich wieder hier.«

Er schlurfte davon und kam nach ein paar Minuten wieder, mit einem dampfenden, irdenen Topf und einem hölzernen Löffel. »Iß, iß, mein Lieber«, sagte er. »Fürchte dich nicht! Der Herr schläft. Er schläft jeden Tag eine halbe Stunde. So lange hast du Zeit. Wenn er erwacht, kann es passieren, daß er in den Hof kommt. Er war früher ganz anders!«

Tarabas machte sich ans Essen. Er kratzte, als er fertig war, mit dem hölzernen Löffel noch ein wenig den Boden und die Wände des irdenen Topfes leer. »Still, still«, sagte Andrej, »der Alte könnte dich hören.«

»Ich bin nämlich«, fuhr er fort, »hier für alles verantwortlich. Vierzig Jahre schon und darüber bin ich in diesem Haus. Ich habe noch die Alte gekannt, die Mutter unseres Herrn, und seinen Sohn. Ich habe noch gesehn, wie beide Kinder zur Welt gekommen sind. Dann habe ich den Tod der Alten gesehn.«

»Wo ist der Sohn geblieben?« fragte Tarabas.

»Der ist zuerst infolge einer Verfehlung nach Amerika gegangen. Dann in den Krieg. Und man hat die ganze Zeit auf ihn gewartet. Er ist verschwunden. Es ist nicht lange her, es war im letzten Herbst, da kam der Briefträger mit einem großen, gelben, versiegelten Brief. Es war Mittag. Ich habe damals noch am Tisch bedient. Heute macht es der junge Jurij, der dir das Tor geöffnet hat. Ich sehe also, wie der Herr den Brief nimmt, dem Briefträger einen unterschriebenen Zettel gibt, die Brille muß ich aus dem Schreibzimmer holen. Dann liest der Herr

für sich. Dann sagt er, indem er die Brille ablegt: ›Es ist nichts mehr zu hoffen‹ zu seiner Frau. ›Der General Lakubeit schreibt es selber! Da lies!‹ Und er reicht ihr den Brief.
Da erhebt sie sich, wirft Messer und Gabel hin, obwohl ich im Zimmer stehe, und schreit: ›Nichts mehr zu hoffen! Das sagst du mir! Das wagst du mir zu sagen! Du Unmensch!‹ So schreit sie und verläßt das Zimmer. Du mußt wissen, man hat sie immer nur mit verweinten Augen gesehn und niemals ein Wort von ihr gehört. Auf einmal ist sie es, die ein Geschrei erhebt. Sie geht aus dem Zimmer. Sie fällt an der Schwelle um. Und sie bleibt uns sechs Wochen krank. Wie sie wieder aufstehn kann, ist der Herr, der nichts gesagt hat (aber er hat sich gewiß innerlich gegrämt), auch krank. Wir haben ihn ein paar Wochen im Rollstuhl geschoben, jetzt humpelt er auf zwei Stökken.«
»Du selbst – was sagst du dazu?« fragte Tarabas.
»Ich selbst – ich erlaube mir gar nicht, etwas zu sagen. Gott will es so! Der Herr hat sein ganzes Vermögen, sagt man, der Kirche vermacht. Der Notar war hier und der Herr Pfarrer! Was sagst du dazu? So ein großes Vermögen der Kirche! Die Herrschaften sind jetzt nur Mieter in ihrem eigenen Hause. Jeden Monat fährt der Herr in die Stadt. Jurij, der ihn einmal begleitet hat, erzählt, daß er auf der Post die Miete bezahlt. Die Zügel kann er noch ganz gut halten. Wenn er einmal oben auf dem Bock sitzt, ist er wie ein Gesunder!«
»Weißt du, wo ich hier austreten kann, lieber Vater?« fragte Nikolaus. Der Alte zeigte nach dem Flur.
Ein unwiderstehlicher, toller Plan erstand in Tarabas. Er beschloß, ihn ohne Zögern auszuführen. Er ging die Treppe schnell hinauf, er nahm vier Stufen auf einmal. Er machte die Tür zu seinem Zimmer auf. Der Fensterladen war geschlossen, ein brauner, kühler Dämmer herrschte im Zimmer. Nichts hatte sich hier verändert. Rechts stand noch der Schrank, links das Bett. Man hatte das Bettzeug entfernt, das Bett enthielt nur die rot-weiß gestreifte Matratze. Es sah aus wie das Skelett von einem Bett, grausig enthäutet. Ein alter, grüner Mantel, Tarabas hatte ihn noch als Junge getragen, hing am Nagel an der Tür. Am Fußende des Bettes stand ein Paar Schnürschuhe.
Diese ergriff Tarabas und steckte einen Stiefel rechts, einen links in die Tasche. Er schloß die Tür, lauschte und ließ sich wie einst mit den Händen längs des Geländers hinuntergleiten. Er öffnete die Tür zum

Speisezimmer. Der Vater lag schlafend im Lehnstuhl neben dem Fenster.
Tarabas blieb an der Schwelle stehn. Er konnte sagen, er hätte sich geirrt, wenn ihn jemand erblickte. Eine Weile stand er und betrachtete kalten Herzens die prustenden Backen des Vaters und wie sich der Schnurrbart hob und senkte. Auf den Lehnen des Sessels lagen die Hände des Vaters reglos, abgemagerte Hände, an deren Rücken die groben Adern sichtbar wurden, angeschwellte und zugleich erstarrte mächtige Ströme unter einer dünnen Haut. Einst hatte Tarabas diese Hände geküßt. Sie waren damals noch braun und muskulös, sie hatten einen Geruch von Tabak, Stall, Erde und Wind und waren nicht nur Hände, sondern auch so etwas wie Insignien väterlich-königlicher Macht, eine ganz bestimmte Art von Händen, die nur der Vater, sein Vater, tragen durfte. Das Fenster stand weit offen. Man roch den süßen Mairegen und den Duft der späten Kastanienkerzen. Die Lippen des Vaters, unsichtbar unter dem dichten Schnurrbart, öffneten und schlossen sich bei jedem Atemzug, ließen merkwürdige, komische, ja skurrile Geräusche laut werden, die der Würde des Schlafs und des Schlafenden zu höhnen schienen, und störten die Andacht, der sich der Sohn hingeben wollte. Er sehnte sich nach der kalten Ehrfurcht und sogar nach der Furcht, die ihm der Vater einst eingeflößt hatte. Aber er empfand eher Mitleid mit der leichten Lächerlichkeit dieses Schlafenden, der so ohnmächtig war und hilflos ausgeliefert seinen schwachen, nach Luft ringenden, pfeifenden Organen, der, weit entfernt, ein mächtiger König zu scheinen, eher aussah wie ein komisches Opfer des Schlafs und der Krankheit. Dennoch fühlte der Sohn einen Augenblick, daß er verpflichtet sei, die kraftlose Hand des Vaters zu küssen. Ja, es schien ihm einen Augenblick, daß er nur zu diesem Zweck hierhergekommen war. Dieses Gefühl war so stark, daß er der Gefahr nicht mehr achtete, die ihn bedrohte, wenn jemand zufällig die Tür öffnete. Er nahte sich sachte dem Lehnstuhl, kniete vorsichtig nieder und hauchte über dem Handrücken des Vaters einen Kuß hin. Er kehrte sofort um. Mit drei langen, lautlosen Schritten erreichte er die Tür. Behutsam drückte er die Klinke nieder. Er ging durch den Flur. Er trat in den Hof und setzte sich wieder zu Andrej.
»Nun, du hast dich lang in dem feinen Lokal aufgehalten«, scherzte Andrej. »Vor einem Jahr erst haben wir die Klosetts neu herrichten

lassen. Man hat sie jetzt auf englisch gemacht. Die verschiedenen Einquartierungen hatten sie übel zugerichtet.«
»Sehr feine Klosetts«, sagte Tarabas. »Schade, daß sie keiner erben wird.«
»Ja, unser Fräulein wird hier wohnen bleiben. Für den Fall, daß sie noch heiratet, heißt es, wird sie noch etwas erben. Aber sie kann ja keinen mehr finden. Weit und breit sind die Männer ausgerottet, die passenden. Schön ist sie leider auch nicht, unser Fräulein. Sie sieht schon beinahe aus wie ihre Mutter, hager, kränklich, verweint. Da war das Fräulein Maria anders. Jetzt ist sie in Deutschland. Sie ist mit so einem Deutschen mitgezogen, man sagt, er hat sie geheiratet, aber ich glaub' es nicht. Sie war auch mit unserem jungen Herrn verlobt gewesen, und man sagt allerhand, man erzählt, er hätte die Hochzeit nicht abwarten können. Und einmal versucht, für immer verflucht, heißt das Sprichwort. Dieses Fräulein Maria hat den Krieg genossen, sagt man. Nun, der deutsche Herr wird es auch gemerkt haben...«
»Allerhand Dinge gehn auch bei den Reichen vor!« sagte Tarabas.
»Sie sind gar nicht mehr reich«, schwatzte Andrej weiter, »die armen Herren! Im übrigen Rußland hat man ihnen alles genommen und unter das Volk aufgeteilt, Gott bewahre mich davor. Ein Glück, daß ich hier bin. Aber – schau: Da kommt unsere Frau.«
Sie trug ein langes, schwarzes Kleid und eine schwarze Spitzenhaube. Sie hielt den zitternden Kopf gesenkt. Tarabas sah nur einen verhuschenden, gelblichen Schimmer ihrer wächsernen Haut und das spitze Profil ihrer Nase. Sie ging mit kleinen, unregelmäßigen Schritten quer über den Hof. Ein Schwarm gackernder Hühner begrüßte sie flatternd und geräuschvoll. »Sie füttert das Geflügel, die Arme!« sagte Andrej.
Tarabas sah ihr zu. Er hörte, wie seine Mutter, die Stimmen der Hühner nachahmend, glucksende, krächzende, krähende, piepsende Töne hervorbrachte. Graugelbliche Haarsträhnen fielen ihr übers Gesicht aus der Haube. Die Mutter selbst bekam etwas von einem glucksenden Huhn. Sie sah äußerst töricht aus, eine schwarzgekleidete, greise Närrin, und es war unzweifelhaft erkennbar, daß das dumme Geflügel tatsächlich ihr einziger Verkehr seit langen Jahren war. Ihr Schoß hat mich geboren, ihre Brüste haben mich gesäugt, ihre Stimme hat mich in Schlaf gesungen, dachte Tarabas. Das ist meine Mutter!
Er stand auf, ging zu ihr hin, trat mitten unter die Hühner, verneigte sich tief und murmelte: »Gnädigste Herrin!« Sie erhob ihr spitzes

Kinn. Ihre kleinen rotgeränderten Augen, über die ein paar gelblichweiße, lockere Haarsträhnen flatterten, hatten keinen Blick für Tarabas. Sie wandte sich um und schrie: »Andrej, Andrej!« mit krächzender Stimme.

In diesem Augenblick öffnete sich oben das Fenster. Der Kopf des alten Tarabas erschien. Er schrie: »Andrej! Wer ist der Lump? Wirf ihn sofort hinaus! Durchsuche zuerst seine Taschen! Wo ist Jurij? Wie oft hab' ich euch gesagt, daß ihr keinen Bettler hereinlaßt! Daß euch der Teufel hole!« Die Stimme des alten Tarabas kippte um, er beugte sich noch mehr über die Brüstung, sein Kopf lief rot an, und er kreischte: »Hinaus mit ihm! Hinaus! Hinaus!« unzählige Male hintereinander.

Andrej faßte Tarabas sachte am Arm und führte ihn an das rückwärtige Tor. »Gott mit dir!« sagte Andrej leise. Dann schloß er laut das schwere Tor. Es kreischte in den Angeln und fiel mit schwerem, endgültigem Schlag ins Schloß. Es zitterte noch ein wenig nach.

Tarabas schlug den Weg unter den Weiden ein, den schmalen Pfad zwischen den Sümpfen.

XXVI

Ein schöner, trockener Sommer brach an. Aber Tarabas' Herz wärmte er nicht. Die zerrissenen Stiefel hatte er in den Sumpf hinter dem väterlichen Haus geworfen. Sie versanken schnell. Es gluckste zuerst ein wenig, dann glättete sich das grüne Antlitz des Sumpfes wieder. Auf dem schmalen Pfad noch, unter den Weiden, zog Tarabas die neuen Schuhe an; brave Schuhe, den ganzen Krieg hatten sie auf ihn, neben seinem Bett, gewartet. Er hatte sie noch in Amerika getragen. In diesen Schuhen (sie drückten jetzt ein bißchen) war er durch die steinernen Straßen von New York gewandert, jeden Abend, um Katharina abzuholen. Hier mußte übrigens ungefähr die Stelle sein, an der er vor Jahren Maria begegnet war. Er erinnerte sich an die lüsterne Wut, mit der er damals ihre Schnürstiefel betrachtet hatte, als sie so hintereinander auf diesem schmalen Pfad dahingegangen waren, bedächtig, um den Sumpf nicht zu betreten, und mit verworrenen Sinnen, die ungeduldig den Wald schon erreichen wollten. Das waren die Ereignisse eines längst vergangenen Lebens. Die Erinnerungen lagen in Tarabas, tot

und kalt, Leichen von Erinnerungen. Wie ein steinerner Sarg barg sie sein Herz. Auch der heimatliche Himmel, auch die heimatlichen Wiesen, der vertraute Gesang der Frösche, das liebe, gute Rauschen des Regens, auch der Duft der Linden, die eben zu blühen begannen, auch das wohlbekannte und eintönige Hacken des Spechts waren tot, obwohl sie Tarabas sichtbar, hörbar und fühlbar umgaben. Es war, als hätte er seit dem Augenblick, in dem er dem schlafenden Vater die Hand geküßt hatte, nicht nur Abschied vom väterlichen Haus und vom Erbe und von der Heimat genommen, sondern auch von jedem Gefühl für sie und für die Vergangenheit, die sie barg. Solange er sich noch gescheut hatte, das väterliche Haus zu betreten, waren Vater, Mutter, Schwester und Land noch lebendig gewesen, lebendige Gegenstände des gefährlichen Heimwehs, das vielleicht imstande war, Tarabas von seinen ziellosen Wegen wegzulocken. Törichte Angst! Ein fremder, schnurrbärtiger, lahmer Mann war sein Vater; eine furchtsame, grauhaarige Törin die Mutter. Wenn in ihnen Liebe vor Jahren noch gelebt hatte, jetzt waren sie leer und kalt wie Nikolaus Tarabas selbst. Auch wenn er gesagt hätte: Ich bin euer Sohn – sie hätten ihn nicht mehr in ihre versteinerten Herzen aufnehmen können. Wären sie gestorben und hätte er nur noch ihre Gräber angetroffen, er hätte sie mit seiner wärmenden Erinnerung lebendig machen können, sie und das Haus. Sie aber lebten noch, sie gingen, standen, schliefen, fütterten Hühner, verjagten Bettler: bewegliche Mumien, in denen sie selbst begraben waren; jedes von ihnen sein eigener wandelnder Sarg. Als Tarabas aus dem Wäldchen trat, das in die Birkenallee mündete, wandte er sich noch einmal um. Er sah die weiße, schimmernde Front des Hauses, das die Allee abschloß, davor das dunkle Silber der Birken. Der Regen bildete einen dichten, grauen, fließenden Schleier zwischen dem Haus und Tarabas.

Es ist längst zu Ende gewesen! sagte sich Tarabas.

Auch an den heißen Mittagen der sommerlichen Tage überfiel ihn jetzt immer häufiger der Frost. Sein großer, immer noch kräftiger Körper mußte sich dem Fieber ergeben, das ihn durch die süßen Sommertage wie ein ganz besonderer, eigener Winter begleitete. Unerwartet, je nach seiner unerforschlichen Laune, sprang er Tarabas an. Tarabas wehrte sich nicht mehr, wie man sich gegen den Schatten nicht mehr wehrt, der jeden Menschen begleitet. Manchmal blieb er matt an einem Wegrand liegen, fühlte die gute Sonne und den strahlenden Himmel

wie durch eine dicke, kalte Mauer aus Glas und fror und zitterte. Er lag da und erwartete die Schmerzen im Rücken und in der Brust und den jämmerlichen Husten. Das kam mit einer gewissen Regelmäßigkeit, man erwartete all das wie zuverlässige, treue Feinde. Manchmal floß Blut aus Tarabas' Mund. Es rötete das saftige Grün des Abhangs oder das helle, erdene Grau des Weges. Sehr viel Blut hatte Tarabas fließen sehn und fließen lassen. Er spuckte es aus, das rote, flüssige Leben. Es tropfte aus ihm. Manchmal, wenn er sich ganz schwach werden fühlte, ging er in eine Schenke, kramte Geld aus seinem Säckchen und trank einen Schnaps. Er fühlte darauf Hunger wie in alten Zeiten. Es war, als könnte sich sein Körper noch an den alten Tarabas erinnern, den er einst umgeben hatte. Der Magen hatte noch Hunger, die Kehle noch Durst. Die Füße wollten noch gehn und ruhen. Die Hände wollten noch greifen und fassen. Und wenn die Nacht kam, fielen die Augen zu, und der Schlaf kam über Tarabas. Und wenn der Morgen anbrach, war es, als müßte Tarabas sich selber wecken, seine Glieder schelten, weil sie zu faul und müde waren, und er befahl seinen Füßen zu wandern, er kommandierte sie, wie er einst seinem Regiment befohlen hatte zu marschieren.

Regelmäßig jeden Fünfzehnten erschien er in der großen Halle der Post in der Hauptstadt. Und regelmäßig erwartete ihn der junge Mann und reichte ihm die Pension. Diese Begegnungen spielten sich nicht ohne ein gewisses, wortkarges Zeremoniell ab. Tarabas legte zwei Finger an die Mütze, während der junge Herr respektvoll den Hut zog. Er sagte: »Danke sehr!«, wenn Tarabas unterschrieben hatte. Er zog noch einmal den Hut.

Eines Tages aber blieb er länger stehen als gewöhnlich, betrachtete Tarabas und sagte dann: »Wenn ich mir einen Rat erlauben darf, Herr Oberst, Sie sollten zum Arzt. Soll ich vielleicht Seiner Exzellenz etwas Besonderes berichten?«

»Berichten Sie gar nichts!« sagte Tarabas.

Er betrachtete sein Gesicht in dem kleinen Spiegel der Personenwaage, die man in der Halle des Postgebäudes erst seit kurzem aufgestellt hatte, um ihr die letzte moderne Vollendung zu geben. Und er sah, daß seine Augen tief in den Höhlen lagen und daß ein dichtes Netz aus blauen Äderchen seine beiden Schläfen durchzog. Er bestieg die Platte und steckte eine Münze in den Automaten. Er wog im ganzen neunundvierzig Kilo.

Er ging lächelnd hinaus, wie einer, der jetzt genau erfahren hat, was zu tun sei. Er verließ die Hauptstadt auf dem Wege, über den ihn ein paar Monate früher der Milchwagen des Bauern gefahren hatte. Eine Meile weiter gabelte sich die Straße. An dieser Stelle standen zwei alte, verwitterte hölzerne Tafeln mit Pfeilen. Auf dem einen links las man das halberloschene Wort: Koryla. Auf der anderen Tafel wies der Pfeil rechts nach Koropta. Tarabas schlug den Weg nach Koropta ein.
Er ging langsam, bedächtig fast. Er wollte das Städtchen nicht vor dem Abend erreichen. Es war wie eine langausgedehnte Vorfreude auf ein unentrinnbares Glück, das ihn in Koropta erwarten mußte. Als er die ersten Häuser des Städtchens erblickte, es war am späten Nachmittag, begann sein Herz, schnell und freudig zu schlagen. Noch eine Biegung – und schon war die Mauer des Gasthofs »Zum weißen Adler« sichtbar. Tarabas gönnte sich eine Rast. Zum erstenmal nach langer Zeit fühlte er den sommerlichen Frieden der Welt. Kein Fieber schüttelte ihn. Im abendlichen Glanz tänzelte ein froher Schwarm winziger, von der Sonne vergoldeter Mücken vor seinen Augen. Er betrachtete dieses Schauspiel. Er nahm es entgegen, eine Art Huldigung. Die Sonne sank tiefer, die Mücken verzogen sich, Tarabas stand auf. Als er den Gasthof Kristianpollers erreichte, war der Abend schon da. Fedja stand auf einer Leiter vor dem großen, braunen Tor und goß neues Petroleum in die rote Laterne, die an einem eisernen, aus der Wand ragenden Pfahl hing.
»Gelobt sei Jesus Christus!« rief Tarabas zu Fedja hinauf. »In Ewigkeit, amen. Ich komme gleich!« antwortete Fedja geschäftig. Er stieg herunter, die Kanne in der Hand, und sagte: »Tritt nur ein!«
Tarabas setzte sich im Hof auf eines der Fässer. Er sah die »Kammer« vor sich. Sie hatte frisch getünchte, weiße Wände und ein neues, schwarzgestrichenes Tor. Fedja brachte Fleisch, Kartoffeln und Bier, und Tarabas wies auf die »Kammer« und fragte: »Was ist da drüben?«
»Das ist jetzt eine Kapelle!« sagte Fedja. »Man hat das lange nicht gewußt. Eines Tages hat sich hier in wunderbarer Weise das Bild der Mutter Gottes gezeigt. Denk dir: von selbst! Plötzlich stieg sie von der Wand herunter, breitete die Arme aus und segnete die Soldaten, die da früher geschlafen haben. Dann begann man, die Juden zu schlagen, aber die Herren Pfarrer kamen und predigten: Die Juden sind nicht schuld. Mein eigner Herr, der Gastwirt hier, ist ein Jude. Und er ist wirklich unschuldig wie der erste Schnee. Jetzt hat er sogar aus dieser

Kammer eine Kapelle machen lassen. Man liest hier am Sonntag die heilige Messe. Und es ist auch ein Geschäft dazu. Denn die Bauern können gar nicht das Ende der Messe abwarten, um schnell in die Schenke zu kommen. Wir haben viel zu tun. An Sonntagen verdienen wir mehr als an den Tagen, wo Schweinemarkt ist!«

Tarabas aß indessen bedächtig, gründlich und heiter seinen Teller leer. Es wurde dunkel, Kristianpoller zündete schon den großen Rundbrenner im Schankzimmer an.

»Nun muß ich gehen!« sagte Fedja und nahm Tarabas den geleerten Teller aus der Hand. Er wollte sagen: Geh du auch! – Aber er wartete noch.

»Hast noch einen weiten Weg?« fragte er.

»Nein«, sagte Tarabas, »ich bin fast schon zu Hause!« Er stand auf, dankte Fedja und ging die Hauptstraße von Koropta entlang. Zu beiden Seiten hatte man schon die verbrannten und verwüsteten Häuschen wiederaufzubauen begonnen. Vor den halbfertigen Gebäuden saßen schon wieder die geschwätzigen Frauen. Eine neue Generation von Hühnern, Enten, Gänsen wurde von Mädchen zur nächtlichen Ruhe heimgetrieben, mit flatternden Armen und wehenden Röcken. Säuglinge miauten. Kinder weinten. Juden kamen schwarz und hastig von ihren Geschäften. Man begann, die bunten Kramläden zu schließen. Eiserne Stangen klirrten. Die ersten Sterne erblinkten.

Tarabas ging geradeaus. Am Ende der Hauptstraße bog ein Seitenpfad auf eine Wiese ab. Er führte zum Friedhof der Juden. Die kleine, graue Mauer schimmerte durch das Blau der Sommernacht. Das Tor war geschlossen. Im kleinen Haus des Wächters und Totengräbers brannte noch Licht. Tarabas stieg lautlos über die Mauer. Zwischen den Reihen der aberhundert gleichförmigen Steine tappte er eine Weile herum, entzündete ein Streichholz, beleuchtete die eckigen Buchstaben, die er nicht lesen konnte, und betrachtete die fremden Zeichnungen: zwei flache segnende Hände mit gespreizten Fingern und den Daumen, die mit den Kuppen aneinanderlehnten, einen Löwen mit Adlerflügeln am Rücken, einen sechszackigen Stern, zwei geöffnete Buchseiten, gefüllt von unleserlichen Buchstaben. Vor der letzten Reihe der Gräber – ein schmaler Raum wartete noch auf die nächsten toten Juden – schaufelte Tarabas mit den Händen die Erde auf, grub eine kleine Mulde aus, knüpfte eines der beiden Säckchen vom Hals, legte es in die Mulde, scharrte die Erde wieder zusammen und glättete sie mit den Händen.

Ein Käuzchen rief, eine Fledermaus flatterte, der nächtliche Himmel verströmte sein tiefes, leuchtendes Blau und den Glanz der Sterne. Es war ein roter Bart, dachte Tarabas. Er hat mich geschreckt. Ich habe ihn begraben. – Er stieg wieder über die Mauer und ging den Weg zurück. Es war ganz still im Städtchen Koropta. Nur die Hunde, die Tarabas vorübergehn hörten, begannen zu bellen.

Er fand ein Nachtlager in einem der Häuschen, die man gerade wiederaufzubauen anfing. Es roch nach feuchtem Mörtel und frischem Kalk. Tarabas schlief in einer Ecke, erwachte beim Aufgang der Sonne und ging hinaus. Er begegnete den ersten frommen Juden, die ins Bethaus eilten, hielt sie an und fragte sie, wo Schemarjah wohne. Sie wunderten sich über seine Frage, schwiegen und betrachteten ihn lange. »Habt keine Furcht!« sagte Tarabas – und es war ihm, als lachte jemand, während er diese Worte sprach. Hatte man noch Furcht vor ihm? Zum erstenmal in seinem Leben sagte er diese Worte. Hätte er sie jemals sagen können, als er noch der gewaltige Tarabas war? – »Wir kennen uns lange, Schemarjah und ich«, fuhr er fort. Die Juden tauschten ein paar Blicke untereinander aus, dann sagte einer: »Fragt nur nach Schemarjah bei dem Krämer Nissen. Es ist der blaue Laden, das dritte Haus vor dem Marktplatz!«

Der Krämer Nissen saß vor einem Samowar, in dem Kukuruz kochte, zwischen den ausgebreiteten bunten Waren und sah nach Kunden aus. Er war ein behäbiger, älterer Mann mit grauem Bart und ansehnlichem Bauch, ein wohlgeschätzter Bürger von Koropta und ein leidenschaftlicher Wohltäter, dem es ausgemacht erschien, daß er infolge seiner Barmherzigkeit in den Himmel der Juden kommen würde. »Ja«, sagte er, »Schemarjah wohnt bei mir in der Dachkammer. Der arme Narr! Habt Ihr ihn noch früher gekannt? Wißt Ihr auch seine Geschichte? Es war da ein neuer Oberst, Tarabas hat er geheißen, ausgelöscht sei sein Name, aber man sagt, es hat ihn schon der Schlag getroffen, welch ein leichter Tod für so einen Bösewicht! Dieser Oberst hat dem armen Schemarjah den Bart ausgerissen. Er hatte gerade eine Thora begraben wollen. Seit damals ist er ganz närrisch. Er hat nicht mehr arbeiten können. Da hab' ich mir gesagt: Nimm ihn auf, Nissen! Was soll man tun? Er lebt bei mir wie ein Bruder. Geht nur hinauf!«

Es war eine winzige Kammer, in der Schemarjah lebte, mit einer runden Dachluke statt eines Fensters. Auf einer hölzernen Bank lag das rotkarierte Bettzeug Schemarjahs. Auf dieser Bank schlief er. Er saß,

als Tarabas eintrat, vor dem nackten Tisch, las in einem großen Buch und summte vor sich hin. Er mochte glauben, daß einer seiner Bekannten eingetreten war, es dauerte eine Weile, bis er den Kopf hob. Dann verwandelte ein jäher Schrecken sein Angesicht. Der Schrecken stand, ein kalter Brand, in seinen aufgerissenen Augen. Schemarjah unterbrach seinen summenden Gesang und blickte starr auf Tarabas. Er bewegte die Lippen und brachte keinen Ton hervor. »Ich bin ein Bettler!« sagte Tarabas. »Hab nur keine Furcht!« – Dann setzte er hinzu: »Ich möchte ein Stück Brot!«
Es dauerte längere Zeit, bis der Jude Schemarjah begriffen hatte. Er verstand die Sprache kaum, er mußte Tarabas' Verlangen lediglich an den schlechten Kleidern, der Haltung, der Gebärde erkannt haben. Er stieß ein schrilles Kichern aus, erhob sich, drückte sich furchtsam an die Wand und schlich so, mit einer Schulter halb gegen den Fremden gewendet, immer noch kichernd, zum Bett. Unter dem Kissen zog er ein trockenes Stück Brot hervor, legte es auf den Tisch und zeigte mit dem Finger darauf. Tarabas näherte sich dem Tisch, Schemarjah drückte sich ans Bett. Tarabas sah rings um das hagere, sommersprossige Gesicht des Juden einen kurzen, spärlichen, silbernen Fächerbart, dazwischen ein paar kahle Narben, wie von Mäusen angenagte Stellen. Es war ein kümmerliches Kränzchen aus armseligem Silber, das da zu sprießen begann.
Tarabas senkte die Augen, nahm das Brot und sagte: »Ich danke dir!« Er ging hinaus. Auf der schmalen Leiter schon, die zum Boden führte, begann er zu essen. Das Brot schmeckte nach Schemarjahs Schweiß und Bett. »Er erkennt mich nicht!« sagte unten Tarabas zum Händler Nissen. »Gott mit dir!« »Hier ist ein Kukuruz gerade fertig«, sagte Nissen. »Nimm ihn nur mit, für unterwegs!« – Man soll jedem Armen Gutes tun, dachte der Händler. Aber ein Armer kann auch ein Dieb sein, man soll ihn auch nicht lange im Laden lassen.
Alles in Ordnung! sagte sich Tarabas, während er weiterging. Jetzt ist alles in Ordnung!

XXVII

Ein paar Wochen später – der Sommer ging schon zu Ende, die Kastanien wurden reif, und die Juden von Koropta bereiteten sich vor, ihre hohen Feste zu feiern – erschien im Kramladen des Händlers Nissen

der sanfte Bruder Eustachius aus dem nahen Kloster Lobra. Die guten Brüder des Klosters Lobra beschäftigten sich mit der Pflege der Kranken, einige unter den Brüdern waren tüchtige Ärzte, und es gab sogar Juden in Koropta, die, wenn sie krank wurden, nicht zum Feldscher oder zum Doktor gingen, sondern zu den Mönchen. Manchmal, zu gewissen Jahreszeiten, kamen zwei von ihnen in das Städtchen Koropta, um für arme Kranke zu sammeln. Der Juden bemächtigte sich dann ein merkwürdiges, aus Vertrautheit, Fremdheit, Anerkennung, Achtung und Furcht gemischtes Gefühl. Waren ihnen auch die runden Käppchen vertraut, welche die Mönche auf ihren glatten Schädeln trugen, so erschreckte sie um so stärker das starke, metallene Kreuz, das wie eine Waffe an der Hüfte der Brüder hing, das Kreuz, das einst zu grauenhaftem Zweck errichtet zu haben man ihren Vorvätern vorwarf, das allen Völkern der Erde Segen zu bringen verhieß und ihnen allein nur Fluch und Jammer brachte. Dem und jenem Juden hatte schon ein Mönch einen schlimmen Zahn gezogen, Blutegel angesetzt, einen Abszeß aufgeschnitten. Nur während sie Schmerzen litten, waren sie vielleicht ihren Helfern nahe; die Angst vor der Pein der Krankheit verdrängte für ein paar Stunden die andere, viel größere, nämlich die Furcht des Blutes. In den gesunden Tagen aber lebte in ihnen die Dankbarkeit für die frommen Brüder hart neben dem Mißtrauen gegen sie. Da die Brüder kein Geld nahmen wie der Feldscher oder gar der Arzt, suchte man sie zwar gerne auf; aber nach der Heilung fragte man sich auch, welch einen Grund diese unbegreiflichen Menschen hatten, Juden umsonst zu behandeln. Nun, die frommen Brüder mochten diese Überlegungen kennen oder ahnen, und sie verbanden mit dem Gebot, ihres Nächsten Menschenliebe durch fromme Mahnungen um Almosen zu wecken, auch den Zweck, ihre rätselhafte Selbstlosigkeit vor den klugen Juden klugerweise ein wenig zu verbergen. In den Häusern der Juden gab man die Almosen schnell und beinahe hastig. Man trug den Mönchen Geld, Kleider und Nahrungsmittel vor die Türen entgegen, nur, damit sie diese nicht überschritten. Ihre wallenden, groben, braunen Kutten, die rundliche Fülle ihrer wohlgenährten Körper, ihre geröteten, leuchtenden Gesichter, ihre stete Sanftheit, ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen Frost und Hitze, Regen, Schnee und Sonne: unheimlich schien all dies den Juden, die geneigt waren, sich ständige Sorgen zu machen, geradezu in Sorgen zu schwelgen, die jeden Morgen aufs neue den kommenden Tag zu fürchten

begannen, die, lange noch vor dem Einbruch des Winters, vor dem Frost schon zitterten und in der Hitze des Sommers zu Skeletten abmagerten, die, immer aufgeregt, weil niemals heimisch in diesem Lande, schon längst den Gleichmut verloren hatten und die zwischen Haß oder Liebe, Zorn oder Untertänigkeit, Empörung und Pogrom hin und her gewirbelt wurden.

Sie waren seit Jahren daran gewöhnt, die Brüder vom Kloster Lobra zu ganz bestimmten Jahreszeiten auftauchen zu sehn. Nun aber, da sie einen von ihnen zu einer ungewöhnlichen Zeit erblickten, begannen sie, Unheil zu fürchten. Was mochte er bringen? Wohin wollte er gehen? Sie standen in zitternder Erwartung vor ihren Läden, jeden Augenblick bereit, sich zu verbergen. Der sanfte, rundliche Bruder Eustachius aber ging gemessen und ahnungslos an all diesen Schrecken vorbei, in der kotigen Straßenmitte, die Schöße der Kutte ein wenig gehoben, mit seinen groben, gleichmäßig ausschreitenden, doppelt gesohlten Zugstiefeln. Da und dort sprang eine bigotte Bäuerin vom hölzernen Bürgersteig, um ihm die Hand zu küssen. Er war es gewohnt. Und mit einer mechanischen Würde streckte er seine braune, kräftige Hand aus, ließ sie küssen und wischte sie an der Kutte ab. Die furchtsamen Blicke der jüdischen Krämer folgten ihm. Man sah, wie er vor dem Laden des Händlers Nissen stehenblieb, das Schild las und mit einem gewaltigen Schritt den hohen Bürgersteig bestieg. Er verschwand im Laden.

Der Händler Nissen erhob sich, überrascht und erschrocken, von seinem Schemel. Der Bruder Eustachius lächelte sanft, zog aus den Tiefen seiner Kutte eine elfenbeinerne Dose und bot dem Juden eine Prise Schnupftabak an. Der Jude griff in die Dose, nieste kräftig und fragte:

»Hochwürdiger Herr Pater, was wünschen Sie?«

»Erschrick nicht«, sagte der Mönch, »ich komme in einer todtraurigen Angelegenheit. Bei uns im Kloster liegt ein kranker Mann. Er wird bald sterben! Bei dir wohnt der närrische Schemarjah. Du hast ein gutes Werk getan! Du hast ihn aufgenommen! Ja, ich wollte, es gäbe so gute Herzen bei allen Christen!«

Ruhiger, aber immer noch mißtrauisch machte Nissen die allgemeine Bemerkung: »Gott gebietet die Barmherzigkeit!«

»Aber die Menschen folgen Gott selten!« erwiderte Eustachius. »Du hast freiwillig eine Last auf dich genommen. Es muß sehr schwer sein,

mit diesem Schemarjah auszukommen! Glaubst du, daß ich mit ihm reden kann?«
»Hochwürdiger Herr, es ist unmöglich!« sagte der Händler Nissen. Und er sah auf die Kutte, den Rosenkranz, das Kreuz. Der Mönch verstand ihn. Er sagte: »Gut, willst du mich begleiten? Siehst du, der kranke Mensch, der bei uns liegt, sagt, er könne nicht sterben, er hätte diesem Schemarjah eine Unbill zugefügt. Schemarjah müsse ihm vorher verzeihen. Verstehst du das? Es ist ja möglich«, fuhr Eustachius fort, denn er hatte beschlossen, eine Konzession an die Vernunft der Juden zu machen, »es ist ja möglich, daß er im Fieber redet, daß er so einfach ohne Besinnung daherredet. Aber man muß ihm helfen, damit er ruhig sterbe. Verstehst du?«
»Gut!« sagte Nissen. »Ich gehe mit!«
Und der Händler Nissen führte, nicht ohne Bangnis, den Mönch die schmale Leiter zu Schemarjahs Dachzimmer hinauf. Vor der Tür sagte er: »Ich werde zuerst hineingehn, hochwürdiger Herr.« Er trat ein; aber er ließ die Tür offen.
Schemarjah blickte von dem großen Buch auf, in dem er ewig zu lesen schien. Hinter seinem Wirt und Freund Nissen nahm er die erschreckende, fremde, fettige Gestalt des Mönches in der braunen Kutte wahr, klappte das Buch zu, stand auf und drückte sich an die Wand. Er stand jetzt, den mageren Kopf vor der runden Dachluke, dem einzigen Fenster seiner Kammer, und er erinnerte den sanften Bruder Eustachius an einen Heiligen oder einen Apostel. Schemarjah streckte beide hageren, lang aus den Ärmeln ragenden Hände seinen Gästen entgegen. Sein Mund zitterte. Aber er sagte nichts.
»Schemarjah, hör zu und gib gut acht!« begann Nissen und trat an den Tisch. »Du brauchst dich nicht zu fürchten! Der Herr kommt nicht hierher, um dich einzusperren. Er hat eine Bitte, er will dich nur um eine Kleinigkeit bitten! Sag ja! – Und wir gehen sofort wieder hinaus!«
»Was will er?« fragte Schemarjah.
»Ein Mensch liegt im Sterben, bei ihm zu Hause!« Nissen zeigte mit dem Kopf nach dem Mönch, der immer noch im Türrahmen stand. »Dieser Mensch sagt, er hätte dir einmal was Böses getan! Und er kann deshalb nicht ruhig sterben. Du sollst sagen, daß du ihm nicht bös bist! Du brauchst nur ja zu sagen.«
Es dauerte eine Weile, dann verließ Schemarjah den Platz, an den er

sich geflüchtet hatte. Und zur Überraschung Nissens sagte er laut: »Ich weiß, wer es ist! Er soll ruhig sterben! Ich bin nicht bös auf ihn!«
Und zur höchsten Verblüffung des Händlers, ging Schemarjah rings um den Tisch, trat nahe an Nissen, erhob die rechte Hand, legte den Nagel des Daumens und des Zeigefingers aneinander und sagte:
»Nicht so viel habe ich gegen ihn! Er soll ruhig sterben! Sag ihm das!«

XXVIII

In der Zelle des Bruders Eustachius, in dessen Bett, lag Nikolaus Tarabas. Er wartete. Auf dem steinernen Fußboden, neben dem Bett, brannte ein Feuer, damit es den Kranken wärme. Ein Bruder saß an der anderen Seite des Bettes.
Eustachius trat ein, und Tarabas setzte sich im Bett gerade auf.
»Er verzeiht!« sagte Eustachius.
»Haben Sie ihn selbst gesprochen?«
»Selbst gesprochen!« antwortete Eustachius.
»Wie ist er? Kann er noch gescheit sein, gescheit reden?«
»Er ist sehr gescheit!« sagte Eustachius. »Er hat alles genau verstanden. Er ist klüger, als man glaubt!«
»So, so. Und sein Sohn?«
»Von seinem Sohn hat er nichts gesagt!«
»Schade!« sagte Tarabas und legte sich wieder in die Kissen.
»Ich möchte«, sagte er dann, »in Koropta begraben werden. Vater und Mutter und Schwester soll man verständigen und auch den General Lakubeit.«
Das waren Tarabas' letzte Worte. Er starb am Abend, während die Sonne unterging. Sie warf durch das vergitterte Fenster der Zelle noch acht rotgoldene Vierecke auf die Bettdecke, über die noch ein sanftes Zittern ging, in der letzten Sekunde.
Man begrub den Obersten Nikolaus Tarabas in Koropta, mit allen militärischen Ehren, die einem Obersten gebührten. Es gab Musik und Schüsse. Die Juden von Koropta gingen auf den Friedhof mit.
Den Vater, der auf seinen zwei edlen Ebenholzstöcken zum Grabe humpelte, begleiteten die verschleierte Frau Tarabas und der alte Knecht Andrej.
Nach dem Begräbnis bestiegen die Eltern die schwarze Kalesche. An-

drej lenkte sie. Keiner von den Anwesenden hatte eine Träne in den Augen der alten Tarabas gesehn.
Die Kalesche überholte unterwegs die Kompanie, die mit klingendem Spiel in die Kaserne zurückkehrte.
Der Bruder Eustachius bestellte einen Stein für den Toten, einen schönen Stein aus schwarzem Marmor. Eustachius wußte nichts mehr von Tarabas als die Daten: geboren, gestorben. Er hätte, wäre es möglich gewesen, eingravieren lassen: Ein Narr, der den Himmel verdiente. Aber diese Inschrift paßte nicht. Der Bruder Eustachius sann also über eine passende Inschrift nach.

XXIX

Eine Woche später ging er, mit dem Notar, zum Juden Nissen. Sie stiegen, alle drei, die Leiter zu Schemarjah hinauf. Schemarjah erhob sich und klappte das Buch zu.
Er flüchtete sich nicht mehr vor den Fremden. Er erhob sich und blieb am Tisch vor seinem zugeklappten Buch stehn.
Der Notar machte in Anwesenheit der zwei Zeugen, des hochwürdigen Bruders Eustachius und des Händlers Nissen Pitschenik, bekannt, daß der Gebethausdiener Schemarjah Korpus der alleinige Erbe des jüngst verstorbenen Obersten Nikolaus Tarabas sei. Das Erbe bestand in einem Säckchen voller goldener Münzen, im Werte von fünfhundertundzwanzig Goldfranken, ferner in ein paar hundert Papierscheinen.
Der Notar legte das Geld auf den Tisch. Der Bruder Eustachius und der Händler Nissen zählten die Goldstücke, und der Notar schaufelte sie wieder in das Säckchen zurück. Man reichte das Säckchen Schemarjah über den Tisch.
Er wog es in der Hand, kicherte, nahm es in die Linke. Er hielt es am Bund, schnippte daran mit einem Finger der Rechten und versetzte es so in ein schepperndes Rotieren. Er betrachtete es eine Weile mit fröhlichen Blicken und ließ es schließlich auf den Tisch fallen. »Ich brauche es nicht!« sagte Schemarjah endlich. »Nehmt es nur wieder mit!«
Da aber keiner von den Anwesenden sich rührte, begann er, wortlos, zuerst dem Notar, dann dem Händler Nissen, hierauf dem Bruder Eustachius das Säcklein anzubieten. Jeder schob es zurück.

Schemarjah wartete eine Weile. Dann nahm er das Säckchen, ging an sein Bett und steckte es unter das Kopfkissen.
Die drei Männer verließen ihn. Unterwegs, auf der Leiter noch, sagte der Notar: »Schad' um das Geld! Er hat also umsonst gelebt, der Tarabas!« »Das weiß man nicht!« sagte der Bruder Eustachius. »Das kann man niemals wissen!«
Sie verabschiedeten sich von dem Händler Nissen.
»Wir kehren noch bei Kristianpoller ein!« schlug der Notar vor. Sie saßen bald darauf in der Gaststube Kristianpollers. Der einäugige Wirt trat an den Tisch und sagte: »Ja, jetzt ist er tot!«
»Er war Ihr Gast!« bemerkte der Notar.
»Er war lange Zeit mein Gast!« antwortete der Jude Kristianpoller. »Er war immerhin ein merkwürdiger Gast im Wirtshof Kristianpollers!«
»Er war«, sagte der Notar, »immerhin ein merkwürdiger Gast auf Erden.«
Hier horchte der Bruder Eustachius auf. Er beschloß, auf den Grabstein Tarabas' die Inschrift zu setzen:

Oberst Nikolaus Tarabas,
ein Gast auf dieser Erde.

Gerecht, bescheiden und angemessen erschien ihm diese Inschrift.

XXX

In der Zeit, in der diese Zeilen geschrieben werden, sind ungefähr fünfzehn Jahre seit dem Tode des merkwürdigen Mannes verflossen. Über dem Grab des Obersten Nikolaus Tarabas erhebt sich ein einfaches Kreuz aus schwarzem Marmor, das der alte Vater Tarabas bezahlt hat. Der Fremde, der heute nach Koropta kommt, kann keine Spur mehr von den traurigen, wunderbaren und merkwürdigen Ereignissen finden. Alle Häuser des Städtchens sind neu hergerichtet, weiß angestrichen, und eine Baukommission, nach westeuropäischen Mustern, wacht darüber, daß sie gleichzeitig aufgefrischt werden und daß sie gleichmäßig aussehn wie Soldaten. Der alte Pfarrer ist vor ein paar Jahren gestorben. Der närrische Schemarjah lebt noch in der Dachstube bei dem Händler Nissen, bewahrt das nutzlose Säckchen mit den

Goldstücken unter dem Kopfkissen und will es kaum anrühren, geschweige denn zeigen oder gar aus der Hand geben. Da die neue Regierung des Landes eigene Goldmünzen geprägt hat, haben – wie der Krämer Nissen richtig sagt – die alten goldenen Franc- und Rubelstücke bedeutend an Wert eingebüßt. Es war ein nutzloses Beginnen, dem närrischen Schemarjah diesen Sachverhalt begreiflich zu machen. Er kicherte nur. Vielleicht lachte in der Tat der Narr die klugen Leute aus. Vielleicht war es nur ihm allein klar, daß der Wert dieser Goldmünzen niemals zu jenen Werten gehören konnte, die man auf den Börsen und Banken der Welt notiert. Es ist anzunehmen, daß der Händler Nissen im stillen hofft, er werde einmal das Säckchen erben. Es wäre nur ein ganz natürlicher Lohn für die Wohltaten, die er dem törichten Schemarjah erwiesen hat. Im übrigen käme es auch anderen Armen zugute. Denn der Krämer Nissen wird bis an sein Lebensende ein wohltätiger, barmherziger Mann bleiben. Er ist es Gott schuldig, seinem Ruf und auch seinem Geschäft. (Und wahrscheinlich hat auch der Händler Nissen recht.)
In ganz Koropta sind er und der Gastwirt Kristianpoller die einzigen, die noch manchmal bei einem Glase Met – zu dem sie gesalzene Erbsen essen – von dem seltsamen Obersten Tarabas sprechen, der als ein gewaltsamer König in das Städtchen gekommen war und als ein armer Bettler darin begraben wurde. In der »Kammer« Kristianpollers steht zwar immer noch der Altar vor dem wunderbaren Bild der Mutter Gottes; aber die Gottesdienste werden immer seltener. Ein neues Geschlecht wächst heran, das nichts von der alten Geschichte weiß. Man betet, wie alle Jahre vorher, in der Kirche. Und das neue Geschlecht betet überhaupt selten.
An manchen Tagen findet der Schweinemarkt statt. Die Pferdchen wiehern, die Ferkel quieken, die Bauern betrinken sich. Der Knecht Fedja faßt sie dann unter, schleppt sie zu ihren Fuhren und übergießt sie mit kaltem, nüchternem Wasser. Die Juden handeln weiter mit Glasperlen, Kopftüchern, Taschenmessern, Sensen und Sicheln.
Jedes Jahr kommen fremde Hopfenhändler nach Koropta. So mancher, der das saubere Städtchen betrachtet, geht die Hauptstraße entlang, steigt den Hügel empor, auf dem die Kirche steht, streift durch den Friedhof und sieht die merkwürdige Inschrift:

Oberst Nikolaus Tarabas,
ein Gast auf dieser Erde.

Der Fremde kehrt in den Gasthof Kristianpollers zurück, trinkt ein Bier, einen Met oder einen Wein und fragt den Wirt: »Apropos, da hab' ich so ein rätselhaftes Grab gesehn!«
Solche Gäste erscheinen Nathan Kristianpoller – er weiß selber nicht, warum – sympathischer als alle anderen. Er setzt sich an den Tisch des Fremden und erzählt die sonderbare Geschichte von Tarabas.
»Und ihr Juden habt keine Angst mehr?« fragt gelegentlich der Fremde.
»Was wollen Sie?« pflegt dann Kristianpoller zu antworten: »Die Menschen vergessen. Sie vergessen die Angst, den Schrecken, sie wollen leben, sie gewöhnen sich an alles, sie wollen leben! Das ist ganz einfach! Sie vergessen auch das Wunderbare, sie vergessen das Außerordentliche sogar schneller als das Gewöhnliche! Sehen Sie, mein Herr! Am Ende jedes Lebens steht der Tod. Wir wissen es alle. Und wer denkt an ihn?«
So spricht der Gastwirt Nathan Kristianpoller zu den Gästen, die ihm sympathisch sind. – Er ist ein kluger Mann.

TRIUMPH DER SCHÖNHEIT

Novelle

1935

I

Ich halte viel von der Menschenkenntnis meines alten Freundes Doktor Skowronnek. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren ist er Arzt in einem berühmten Kurort für Frauen, wo die wundertätigen Quellen Gebärmutterleiden, Unfruchtbarkeit und Hysterie heilen sollen. Mein Freund, der Doktor Skowronnek, versichert es jedenfalls. Immerhin spricht er fast mit der gleichen Überzeugung von der wunderbaren, wenn auch leichter zu erklärenden Wirkung, die eine erhebliche Anzahl junger, kräftiger und liebesdurstiger Männer auf die trostbedürftigen Patientinnen des Kurorts in jeder Saison auszuüben pflegen. Pünktlich wie gewisse Zugvögel treffen nämlich bei »Eröffnung der Saison« die jungen Männer in jenem Kurort ein und wetteifern mit der Heilkraft der berühmten Quellen. Mein Freund, Doktor Skowronnek, hat jedenfalls innerhalb eines Vierteljahrhunderts Gelegenheit gehabt, die körperlichen und seelischen Krankheiten der Frauen kennenzulernen. Nehmen wir an, er hätte nur dreißig Damen in der Saison zu behandeln, so hätte er, nach fünfundzwanzig Jahren, nicht weniger als siebenhundertundfünfzig Frauen gründlich kennengelernt. Ich glaube also, recht zu haben, wenn ich viel von der Weltkenntnis meines Freundes halte.

Infolgedessen pflege ich auch alle Ehemänner, die mir von Krankheiten (echten oder eingebildeten) ihrer Frauen erzählen, zu Doktor Skowronnek zu schicken. Er behandelt die Männer, die an ihren Frauen gewöhnlich mehr zu leiden haben als die Frauen an ihren Krankheiten, ebenfalls als Patienten – und dies mit Recht. Ja, ich betrachte meinen Freund, den Doktor, eher als einen Ehemänner-Arzt denn als einen Frauenarzt – obwohl er selbst nichts davon wissen will und behauptet, es schade seinem Ruf. Ich aber kenne ihn. Und ich weiß, daß er hinter einer Art beichtväterlicher Güte, mit der er die kranken Damen auf Herz und Nieren prüft, die Sorge um die den Patientinnen hörigen Herren verbirgt. Wer so viel Frauen untersucht hat, muß schließlich eine leidenschaftliche Solidarität mit den Männern empfinden.

So geschah es denn eines Tages, daß ich einem meiner Bekannten, dem Ingenieur M., den Rat gab, den Doktor Skowronnek aufzusuchen; allein zuerst, ohne die kranke Frau, von der mir der Ingenieur ein langes und breites erzählt hatte. Der Ingenieur war ein junger Mann, erst seit zwei Jahren verheiratet, ohne Kinder. Nach einem Jahr glücklicher Ehe – oder was man so nennt – hatte die Frau angefangen, über Schmerzen im Kopf, im Rücken, im Bauch, im Hals, in der Nase, in den Augen, in den Füßen zu klagen. Man soll nicht verallgemeinern: aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß Ingenieure – und besonders Brückenbauingenieure, solch einer war mein Bekannter – von der Konstitution der Frauen keine Ahnung haben. Es mag Ausnahmen geben. Der Brückenbauingenieur aber, von dem ich hier erzähle, war ganz und gar von der Panik ergriffen, die jeden braven Mann erfaßt, wenn er eine Frau leiden oder auch nur weinen sieht. (Es ist die Panik des Gesunden vor dem Kranken, des Starken vor der Ohnmacht. Es gibt nichts Schlimmeres als die Mischung aus Liebe, Mitleid und Bangnis um das Geliebte und Bemitleidete. Eine gesunde Xanthippe ist besser und erträglicher als eine kränkliche Julia.) Und also riet ich dem Ingenieur, den Doktor Skowronnek aufzusuchen.

Bei seiner Zusammenkunft mit dem Doktor war ich auch anwesend – auf des Ingenieurs ausdrücklichen Wunsch und gegen meinen eigenen. Ich befand mich ungefähr in der Lage eines Menschen, der hinter der dünnen Wand eines Hotelzimmers seinen Nachbarn peinliche private Dinge sagen hört – und außerstande ist, etwas dagegen zu tun. Ich bemühte mich, an anderes zu denken. Ich ließ mir Zeitungen kommen. Allein, die berufliche Neugier des Schriftstellers siegte über private Bemühungen um private Diskretion, und ich hörte, ohne hören zu wollen, sozusagen mit einem beruflichen Ohr, alle Dinge, die im Augenblick und in diesem Zusammenhang nicht erzählt werden können.

Doktor Skowronnek verhielt sich schweigsam. Er hörte nur zu. Schließlich entließ er den Ingenieur mit der Aufforderung, er möchte seine Frau in die Sprechstunde schicken.

Der Ingenieur verließ uns. Und da ich die Schweigsamkeit meines Freundes nicht begriff, fing ich an, selber um die Frau des Ingenieurs besorgt zu sein, und fragte:

»Sagen Sie, ist das so schlimm, was er von der Frau erzählt hat? Warum haben Sie geschwiegen?« »Nicht schlimm und nicht gut!« erwiderte der Doktor. »Es ist nur gewöhnlich. Und wenn ich nicht vor einiger

Zeit eine besondere Geschichte erlebt hätte, ich wäre auch nicht so schweigsam geblieben. Aber seitdem ich diese besondere Geschichte kenne, habe ich aufgehört, die Männer der kranken Frauen zu bemitleiden. Unheilbare sind nicht mehr zu behandeln. Wer sich selbst töten will, den kann man nicht retten. Unheilbare Selbstmörder sind die Männer ganz bestimmter kranker Frauen. Und damit Sie mir glauben, will ich Ihnen diese Geschichte erzählen. Schreiben Sie sie eines Tages auf.«
Und Doktor Skowronnek begann zu erzählen:

II

»Vor vielen Jahren, ich war damals noch ein unbekannter praktischer Arzt in einer mittelgroßen Stadt, kam eines Tages in meine Sprechstunde ein junger Mann. Nun, ich hatte damals nicht viele Patienten. An manchen Tagen zeigte sich überhaupt keiner. Ich saß da, wartete und las Kriminalromane. Ich hätte vielleicht medizinische Bücher lesen sollen, aber mein Respekt vor den Naturwissenschaften und den Erkenntnissen meiner berühmten Kollegen war eben immer geringer als mein Interesse für Verbrecher und Polizei. Sie begreifen, daß ein Arzt, der wenig zu tun hat, von einem seltenen Patienten geradezu fasziniert wird. Dennoch ließ ich ihn im Vorzimmer warten, wie es wohl jeder nichtbeschäftigte Arzt tut. Ich ließ den jungen Mann erst nach einigen Minuten eintreten – (und Sie können mir glauben, ich litt in diesen paar Minuten mehr Ungeduld als er). Ungeduld ist, wie Sie wissen, eine gefährliche Krankheit, sie führt manchmal sogar zum Tode durch Selbstmord. Nun, ich bezwang mich. Mit um so intensiverer Freude weidete ich mich an dem Anblick des Mannes, als er endlich eintrat. Natürlich suchte ich mechanisch ebenso nach Anzeichen einer äußerlich erkennbaren Krankheit in seiner Gestalt und in seinem Gesicht wie nach Anzeichen etwaiger Wohlhabenheit an seiner Kleidung. Ich sah sofort, es war ein beruhigender Patient. Er gehörte offenbar nicht nur den guten, sondern sogar den höheren Ständen an – und eine gefährliche Krankheit, die mich wahrscheinlich genötigt hätte, ihn einer medizinischen Kapazität abzutreten, hatte er auch nicht. Er war gesund, groß, sehnig, hübsch, von braunem Teint, er hatte ein schmales, sympathisches Gesicht, helle Augen, einen edlen Nacken, eine gutge-

wölbte Stirn, kräftige, lange Hände, er war sicher und schüchtern zugleich, also, was man gute Rasse nennt. Ich vermutete in ihm einen Ministerialbeamten von guten Eltern und mittlerer Begabung und wahrscheinlich mit einem jener Leiden behaftet, die man in der Gesellschaft ›galante‹ nennt.

Ich hatte mich nicht sehr getäuscht. Es war ein junger Diplomat, unserer Botschaft in England zugeteilt, Sohn eines bekannten Munitionsfabrikanten, also reicher, als ich gedacht hätte, und seine Krankheit war tatsächlich eine ›galante‹. Er war aufs Geratewohl zu mir gekommen. Mit dem Hausarzt seiner Eltern wollte er sich nicht beraten. Er schlug also das Adreßbuch der Ärzte auf, tippte mit dem Bleistift auf einen Namen – es war der meine – und suchte mich unverzüglich auf. Ich behandelte ihn munter und sorgsam. Er gefiel mir. Ich erzählte ihm Anekdoten. Als er geheilt war, gestand er mir, daß er es fast bedauere, nicht noch eine andere, harmlose Krankheit zu haben, solange sein Urlaub dauere. Ich untersuchte ihn, er war leider kerngesund. Ich fragte ihn, ob er wenigstens eine Leidenschaft habe. ›Nein‹, sagte er, ›außer der Musik gar keine.‹ Musik ist, wie Sie wissen, auch meine Leidenschaft. Und kurz und gut: Die Musik machte uns erst zu Verbündeten, später zur Freunden.«

Hier ließ Doktor Skowronnek eine Pause eintreten. Dann sagte er: »Bis zu seinem Tode waren wir gute Freunde.«

»Er ist also jung gestorben? Und wohl plötzlich?«

»Jung und langsam und an der gefährlichsten und gewöhnlichsten aller Krankheiten: Er starb nämlich an einer Frau, und zwar an seiner eigenen ...«

III

»Unsere Freundschaft hörte nicht auf, auch nachdem er seinen Urlaub beendet hatte und wieder nach London abgereist war. Im Gegenteil: Die Entfernung verstärkte unsere Freundschaft. Wir wechselten fast jede Woche Briefe. Meine Praxis war miserabel; ich wartete oft stundenlang auf einen Patienten und las meine Kriminalromane. Eines Tages schrieb er mir, ich solle für ein paar Wochen nach England kommen, als sein Gast.

Ich fuhr nach London. Ich verstand kein Wort Englisch, war also ge-

zwungen, bei jedem Schritt die Hilfe meines Freundes in Anspruch zu nehmen. Sie erkennen einen Menschen der sogenannten ›guten Rasse‹ immer daran, daß es Ihnen unmöglich ist, Dankbarkeit für seine kleinen und größeren Hilfeleistungen zu empfinden, geschweige denn, sie auszudrücken. Sie kommen niemals oder fast niemals in die Lage, einem wirklichen Herrn ›Danke schön!‹ zu sagen. Ja, er weiß es so einzurichten, daß man immer glaubt, seine kleinen Dienste und Gefälligkeiten kämen ihm selbst zugute und die eigene Hilflosigkeit wäre eigentlich sein Nutzen. So war es auch mit meinem Freunde. Niemals habe ich einen vornehmeren Gastgeber gesehen. Sein diskretes Verhalten ward mit der Zeit derart, daß es mir zeitweilig fast vorkam, er hätte eine Art Schuldbewußtsein mir gegenüber. Ja, er beschämte mich. Ich dachte daran, daß ich ihn aus törichter beruflicher Eitelkeit im Wartezimmer hatte sitzen lassen, als er zum erstenmal zu mir gekommen war, und ich gestand ihm eines Tages, daß ich ihn ohne Grund hatte warten lassen. Er verstand mich gar nicht, oder er tat so, als ob er mich nicht verstünde. ›Wahrscheinlich‹, so sagte er, ich erinnere mich genau, ›hatten Sie doch etwas zu tun, Sie wissen es selbst nicht mehr. Übrigens auch mir passiert es, daß ich Menschen warten lasse, obwohl ich ganz unbeschäftigt bin. Ich muß mich sammeln, bevor ich einen Fremden empfange. Das ist ganz selbstverständlich.‹
Hatte ich vorher an seine mittelmäßige Begabung gedacht, so gewann ich im Laufe der Zeit die Überzeugung, daß seine geradezu unterstrichene Mittelmäßigkeit lediglich eine vornehme Bescheidenheit war, wie es oft bei Menschen guter Rasse der Fall ist. Er hatte nicht den geringsten Ehrgeiz. Er gab mir oft Gelegenheit, Einblick in seine berufliche Tätigkeit zu nehmen. Und immer wieder sah ich, daß es sein höchstes, aber auch selbstverständliches Bemühen war, sich *nicht* vor den anderen, seinen Kollegen, hervorzutun. Er war das Gegenteil von einem ehrgeizigen Diplomaten. Er kannte wohl alle Dummheiten seiner Kollegen, aber er bemühte sich, nicht viel klüger zu erscheinen, als sie waren. Ehrgeizig ist der Plebejer. Der wirklich noble Mensch ist anonym. Es gibt eine Kraft in der angeborenen Noblesse, die größer ist als das Licht des Ruhms, der Glanz des Erfolges, die Macht des Siegers. Ehrgeiz ist, wie gesagt, eine Eigenschaft des Plebejers. Er hat keine Zeit. Er kann es nicht erwarten, zu Ehre, Macht, Ansehn, Ruhm zu gelangen. Der noble Mensch aber hat Zeit zu warten, ja, sogar zurückzustehn.

So also war mein Freund. Obwohl älter als er, begann ich, eine Art Ehrfurcht vor ihm zu empfinden. Ich liebte ihn und verehrte ihn.
Eine Woche vor meiner Abreise gestand er mir, daß er verliebt sei.
Nun, es ist selbstverständlich, daß sich ein junger Mann verliebt. Ich selbst, der ich damals noch nicht der ›ausgekochte‹ Frauenarzt war, der ich heute bin, wie Sie wissen, hatte mich schon ein paarmal verliebt. Aber da es sich um meinen Freund handelte, erschrak ich. Denn ich fühlte, daß dieser vornehme Mensch einem tiefen Gefühl ohnmächtig ausgeliefert sein mußte und daß es in seiner Natur gelegen war, den Gegenstand, den er zu lieben glaubte, mit den edelsten Eigenschaften auszustatten, die er selbst besaß. Wenn die Liebe, wie das Sprichwort sagt, schon alle gewöhnlichen Menschen blind macht, wie erst die auserwählten und vornehmen!
Ich erschrak also. Und ich sagte meinem Freunde, daß ich wünsche, seine Geliebte zu sehen.
›Auch Sie werden sich verlieben‹, antwortete er – mit der Naivität der Liebenden, die glauben, der Gegenstand ihrer Liebe sei unwiderstehlich.
Gut! – Wir trafen uns also alle drei eines Abends.
Es war eine junge Dame aus der sogenannten guten Gesellschaft. Hübsch, gewiß! Eine blonde Jungfrau mit himmelblauen Augen, starken Zähnen, einem etwas zu langen und langweiligen Kinn und ausgesprochen guter Figur. Gewiß hatte sie ›Manieren‹ – was man so nennt. Sie war eben aus guter Familie. Gewiß war sie auch in meinen Freund verliebt – warum denn nicht? So verliebt, wie es nur Mädchen aus guter Familie sein können, für die Liebe zu einem jungen Mann von Stand und Rang so etwas ist wie Sünde ohne Gefahr, Laster ohne fluchwürdige oder sträfliche Folgen. Die jungen Mädchen dieser Art sind nicht hungrig; sie sind nur genäschig. Der Hunger, den man befriedigen muß, bringt, unter Umständen, fürchterliche Strafe. Die Genäschigkeit aber, der man Genüge tut, bringt keinen Schaden, nur Lust und die Genugtuung: man wäre ein bißchen gefährdet gewesen. Es ist der Unterschied wie zwischen dem Besuch, den man etwa einer Menagerie abstattet, und dem Versuch, in den Käfig der Löwen zu steigen. Dies alles wußte mein Freund natürlich nicht. Ihm schien die Tatsache, daß eine Tochter aus bester englischer Familie ihn heimlich küßte, Beweis genug für ihre tiefe Liebe zu ihm. Ihm war's, als hätte sie tausend Meilen durch die Gefahren irgendeiner Wüste zurückgelegt, nur, um

ihm einen Kuß zu gewähren. Er fand sie tapfer, tollkühn, opfermutig und obendrein sehr gescheit.
Nun, sie war sehr dumm! Sie ist es noch heute. Sie hat ihn ins Grab gebracht. Sie ist alt und ziemlich häßlich geworden, aber sie ist immer noch dumm! So ungerecht die Natur auch ist in ihrer Bosheit, die Männer blind zu machen, wenn sie lieben: Sie gleicht diese Ungerechtigkeit aus, indem sie den Glanz der Frauen, der die Männer einst geblendet hat, ziemlich früh erlöschen läßt und indem sie die alten Damen zwingt, mit den Jahren die zweifelhafte Hilfe der Friseure, Masseure und Chirurgen in Anspruch zu nehmen, damit die verfallenen Brüste, Bäuche, Wangen und Schenkel wieder eine halbwegs annehmbare Form bekommen. Als eine Art von aufgebesserten Gipsfiguren sinken die einstmals schönen Frauen ins Grab. Die Männer aber, die weise genug waren, nicht an ihnen zu sterben, werden von der Natur belohnt: Bekleidet mit der Würde des Silbers und der nicht minderen Würde der Gebrechlichkeiten gehen sie in den Schoß Gottes ein.

IV

In den besseren Kreisen folgt gewöhnlich die Heirat der Verlobung wie dem Blitz der Donner. Mein Freund heiratete, kurze Zeit nachdem ich ihn verlassen hatte, ging auf die Hochzeitsreise, passierte bei der Rückkehr unsere Stadt und besuchte mich mit seiner Frau. Sie waren beide hübsch, sie boten einen gefälligen Anblick, sie schienen füreinander geschaffen zu sein. Am Abend begleitete ich sie in ein Lokal, wo Offiziere, höhere Beamte, Adelige und ein paar Gutsbesitzer verkehrten. In einer mittleren Stadt, in sogenannten besseren Lokalen, sieht man sich nach jedem Gast um, geschweige denn nach Fremden, die man nicht kennt. Das Aufsehen aber, das mein Freund erregte, als er mit seiner Frau ankam, war kein gewöhnliches, sondern etwa mit der Überraschung zu vergleichen, die ein außerordentliches Naturphänomen bei ahnungslosen Menschen hervorzurufen pflegt. Es war wie ein Märchen. Alle Gespräche verstummten. Die Kellner hielten ein in ihren beflissenen Dienstgängen. Der Chef vergaß, sich zu verneigen. Es war ein warmer Spätsommerabend, die Fenster standen offen, und der sachte Wind bewegte die rötlichen Gardinen. Aber ich hatte den Eindruck, daß auch diese Gardinen aufgehört hatten, sich zu bewegen.

Wie Götter wirkten meine Freunde. Mein Freund fühlte es und beeilte sich, in die nächste freie Loge zu kommen. Seine Frau aber schien das betroffene, ja fast betretene Schweigen der Menschen gar nicht zu merken. Sie trug ein Lorgnon, es war damals bei manchen Leuten Mode, ob sie nun schwache oder normale Augen hatten. Das Lorgnon hob sie nun an die Augen, einen Augenblick nur natürlich, für den Bruchteil einer Sekunde. Sie ließ es sofort wieder fallen. Aber mein Freund hatte es bemerkt, und es muß ihn getroffen haben, ebenso wie mich. Denn er berührte unwillkürlich den Arm seiner Frau – es war eine zärtliche und sanfte Mahnung.

Als wir in der Loge saßen, hob die Frau meines Freundes noch ein paarmal das Lorgnon an die Augen. Ich bin überzeugt, daß sie nicht das geringste Interesse an all dem hatte, was im Saal vorging. Wahrscheinlich betrachtete sie den Kronleuchter durch das Glas. Aber meinen Freund und mich reizte diese Art, das Glas an die Augen zu führen. Es ist eine hochmütige Bewegung, ein Lorgnon ist ein ziemlich hochmütiger Gegenstand, und die bescheidenste Frau, die sich seiner bedient, kann unter Umständen sehr arrogant erscheinen. Ich habe wirklich vornehme und in der Tat kurzsichtige Damen gekannt, die eine ganz besondere, nahezu verschämte Art hatten, das Lorgnon zu gebrauchen, so etwa, wie es ihre ganz besondere Art war, die Röcke zu heben. Nun, es fehlte der Frau meines Freundes gewiß nicht an guten Manieren! Aber es fehlte ihr die wirkliche Noblesse. Diese besteht nicht so sehr darin, was man tut, als darin, was man unterläßt. Sie besteht aber in der Hauptsache darin, daß man fühlt, was den andern ›schockieren‹ könnte; daß man es rechtzeitig fühlt, noch ehe etwas geschehen ist.

Die Frau meines Freundes tat das Gegenteil. Als wäre sie eine durchaus kleine Bürgerin aus London, mokierte sie sich über die mittelmäßige Eleganz unserer Stadt, über die lässige Haltung der Offiziere, über die eilfertige Dienstbarkeit des Personals, über die unmodischen Hüte der Damen. Mein Freund lächelte, verliebt und bekümmert und beschämt zu gleicher Zeit. Hie und da versuchte er, uns in Schutz zu nehmen. Einmal, ich erinnere mich, wurde er sogar deutlich und sagte etwa: ›Aber Gwendolin! Du hast eine kleine, scharfe Zunge. Schwätzt sie so weiter, mußt du sie dem Doktor zeigen! Nicht wahr, Doktor?‹ Und weil er fühlte, daß sein Scherz keineswegs sehr gelungen war, fuhr er ernsthaft fort: ›Der Aufenthalt hier behagt meiner Frau nicht. Wir werden morgen abend aufbrechen.‹

Um meinen Freund nicht merken zu lassen, daß ich die Mittelmäßigkeit seines Scherzes erkannt hatte, versuchte ich, sozusagen seinen Intentionen zu folgen, und sagte: ›Zeigen Sie schnell die Zunge dem Onkel Doktor!‹ – Sie streckte mir sofort ihr schmales, beinahe karmesinrotes Zünglein entgegen, und Sie können mir glauben, es ist mein Beruf, ich habe leider vieltausendmal Frauenzungen anschaun müssen: Hier, beim Anblick dieses Züngleins, hatte ich den vielleicht allzu primitiven, aber sehr überzeugenden Eindruck: eine Schlange.
Am nächsten Vormittag kam mein Freund zu mir. ›Wir fahren heute abend‹, sagte er. ›Ich will mich verabschieden.‹ ›Werde ich Ihre schöne Frau nicht wiedersehn?‹ ›Bitte, kommen Sie zur Bahn, am Abend. Ich bin hierhergekommen, damit wir sozusagen einen Separatabschied nehmen.‹
Ich sah, daß er nicht sehr glücklich war. Ich schlug ihm einen Spaziergang vor. Ich weiß, daß man verschwiegene Dinge leichter im Gehen sagt als im Sitzen. Man sagt's eben nicht Aug' in Aug'. Der Sprechende wie der Zuhörer, sie blicken beide zu Boden. Eine laute Straße befreit manchmal die menschliche Brust genauso wie Alkohol oder auch, wenn Sie wollen, wie jener stille Kirchenwinkel, in dem gewöhnlich der Beichtstuhl wartet. Wir gingen also spazieren. Und da erzählte er mir, daß es schon während der Hochzeitsreise ein paar Unstimmigkeiten zwischen Gwendolin und ihm gegeben hätte. Es begann bei der Musik. Sie liebte Wagner. Er beschimpfte ihn. Nichts konnte einen Musiker seiner Art – und auch meiner Art – so sehr reizen wie ein Wohlgefallen an Wagner. Gewiß, die Liebhaber Wagners sind ebenfalls musikalische Menschen. Aber die musikalischen Menschen könnte man in zwei feindliche Gruppen teilen: in Mozart-Liebhaber und Wagner-Anhänger. Merken Sie, daß ich nicht einmal Wagner-Liebhaber mehr sagen kann? Ich sage: ›Anhänger‹. Menschen mit Ohren für Posaunen und Kesselpauken – und Menschen mit Ohren für Cello, Geige und Flöte. Eher werden sich zwei Taubstumme verständigen als zwei musikalische Menschen, von denen einer Mozart liebt und der andere Wagner. Beides zusammen kann man meiner Meinung nach nicht. Ich glaube, es sind im Grunde taube Menschen, die beides lieben; oder wenn sie hören, sind's Kapellmeister.
Nun, ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen: Sie vertrugen sich wie Mozart und Wagner. Ich wußte sofort, daß diese Ehe zerbrochen war. Aber ich sagte: ›Spielen Sie zu Hause Mozart, lieben Sie viel, schlafen

Sie mit Ihrer Frau, ein Kind sollte sie bald bekommen. Schwangerschaft ändert manchmal den musikalischen Geschmack. Fahren Sie mit Gott.‹

Wir umarmten uns, jetzt schon. Ich begriff, daß er mich vor seiner Frau am Bahnhof niemals hätte umarmen können.

Ich kam zum Zug. Gwendolin gab mir die Hand zum Kuß und stieg rasch ein, ein Lächeln für zehn Kreuzer um den holden Mund. (Die Damen lächeln merkwürdigerweise genauso wie die armen Straßenmädchen; das heißt, wenn sie konventionellen Abschied nehmen; so lächeln die Mädchen, wenn sie eine Bekanntschaft machen.)

Mein Freund wäre gerne noch zu mir auf den Perron heruntergestiegen. Aber er fürchtete sich, es war, als hielte ihn seine Frau hinten am Rock fest. Er beugte sich nur zum Fenster heraus, gab mir noch einmal die Hand – und ich ging – lange noch vor der Abfahrt des Zuges.

V

Ich kenne nicht die internationalen Gesetze oder Sitten der Diplomatie. Ich glaube aber, daß es nicht üblich ist, daß ein Diplomat eine Frau aus dem Lande heiratet, in dem er als der Vertreter seines eigenen fungiert. Ausnahmen gibt es, ich habe schon von einigen gehört. Mein Freund gehörte allerdings nicht zu diesen. Unser damaliger Botschafter dürfte ein strenger Formalist gewesen sein. Mein Freund mußte, weil er eine Engländerin geheiratet hatte, London verlassen. Sein neuer Posten war kein anderer als Belgrad.

Ich habe nicht erwähnt, daß die Frau meines Freundes die einzige Tochter ihrer Eltern war. Sie wissen: Engländer reisen zwar viel in der Welt herum, sie kennen sogar die verschiedenen Länder besser als andere Westeuropäer; aber sie schicken ihre Töchter nicht gerne in unwirtliche Gegenden. Einen kürzeren oder längeren Besuch verdient jedes Land; auch das unwirtlichste. Aber seinen ständigen Wohnsitz behält man in England, zumindest in einer der besseren englischen Kolonien. Wahrscheinlich hätten die Schwiegereltern meines Freundes nichts dagegen gehabt, wenn er zum Beispiel nach Indien gegangen wäre. Serbien aber flößte ihnen einen wahren Horror ein. Auch Frau Gwendolin hatte unsagbare Angst vor Belgrad und weigerte sich hinzufahren, indes mein Freund darauf bestand, daß die Frau ihn beglei-

tete. Von den bibelkundigen, gläubigen Protestanten, die seine Schwiegereltern waren, führte er das bekannte Wort an, daß die Frau dem Manne überallhin zu folgen habe: vergebens. Es kam zum ersten ernstlichen Konflikt. Mein Freund fuhr nach Wien. Im Ministerium des Äußeren versuchte er alles Unmögliche, um seine Versetzung nach Paris oder wenigstens nach Madrid zu erreichen. Vergebens. Es gab andere, es gab, wie Sie wissen, im alten Österreich viele Protektionskinder. Paris, Madrid, Lissabon waren besetzt. Man brauchte übrigens tatsächlich einen tüchtigen Legationsrat in Belgrad. Man konnte sich dort auszeichnen. Der Sektionschef Baron S. im Ministerium wußte die Qualitäten meines Freundes zu schätzen, war auch ein wenig um dessen Karriere besorgt. Kurz, es war unmöglich. Man mußte nach Belgrad.

Zufällig – oder besser: nicht zufällig, denn ich glaube nicht an Zufälle – sollte ich im April jenes Jahres zum erstenmal meine Stellung als Kurarzt antreten. Ich gab meine Praxis auf, wir hielten im Februar. Unter zwanzig praktischen Ärzten, wahrscheinlich lauter armen Teufeln wie ich selbst, hatte die Kurverwaltung gerade mich ausgesucht. Ich wußte dieses Glück zu schätzen. Ich gab davon aller Welt sofort Kunde und natürlich auch meinem Freund in London. Er schrieb mir, es träfe sich herrlich. Da er ungefähr im März nach Belgrad müsse, könnte seine Frau bis zum April in London bleiben, dann zu mir kommen, die ganze Saison in meiner Obhut bleiben und erst im August nach Belgrad fahren. Sein Glück sei mein Posten, nicht das meinige.

Der Arme! Er hatte keine Ahnung davon, wie Frauenbäder auf gewisse jüngere Frauen wirken!

Er sollte es erst später erfahren.

VI

Die Frau war mit dem Plan einverstanden. Im März sollte mein Freund nach Belgrad fahren, im April seine Frau zu mir in den Kurort kommen. Von mir behandelt und durch die wundertätigen Quellen unseres Bades gestärkt, vielleicht gar in ihrem Sinne gewandelt, würde sie dann – so hoffte mein Freund – ohne Heimweh und Kummer ihrem Mann nach Belgrad folgen können.

Nun, sehen Sie: Es gibt wenig Frauen, mit denen man etwas Festes

abmachen kann. Nicht, daß sie nicht Wort hielten oder mit Absicht täuschen wollten: nein! Ihre Konstitution verträgt keine feste Abmachung. Wenn sie entschlossen sind, ein Übereinkommen einzuhalten, wehrt sich, ohne daß sie es selbst wollen, ihr Körper. Sie werden einfach krank.

Zu den wenigen Frauen, mit denen man etwas Festes abmachen kann, gehörte nun die Frau meines Freundes keineswegs. Sie gehörte vielmehr zu jenen, die krank werden, das heißt: zu jenen, deren Körper sich gegen ihre redlichen Vorsätze wehrt – und sie erkrankte tatsächlich, genau einen Tag vor der Abreise meines Freundes nach Belgrad. Nicht sie selbst, begreifen Sie mich recht! – ihre Konstitution wollte sich nicht in das Unvermeidliche fügen. – Was ihr eigentlich fehlte? – Gott allein kann es wissen, Er, der die Eva schuf. Ein Frauenarzt weiß nur selten, was einer Frau fehlt.

Es begann mit dem Magen und der ihm benachbarten Gebärmutter. Die hastigen Ärzte in London einigten sich, wie gewöhnlich in solchen Fällen, auf eine Blinddarmentzündung. Mein Freund erbat und erhielt einen Aufschub von zwei Tagen. Man operierte die Frau. Der Blinddarm war, wie jeder zweite Blinddarm, den man herausnimmt, natürlich vereitert. (Der Ihrige, der meinige, sie sind auch vereitert.) Die Ärzte und mein Freund bildeten sich ein, die Frau sei aus großer Lebensgefahr errettet. Beglückt, wie jeder Liebende, über die Rettung des geliebten Wesens, fuhr mein Freund auf seinen neuen Posten nach Belgrad.

Es blieb dennoch bei der Abmachung. Etwa Mitte April kam Frau Gwendolin zu mir, in meinen Kurort. Natürlich holte ich sie bei der Bahn ab. Sie sah aus wie eine Göttin, eine Göttin ohne Blinddarm, eine Göttin in Rekonvaleszenz. Sie litt und triumphierte zugleich und bezog aus ihrer Rekonvaleszenz allerhand Kräfte für ihren Triumph. Selbstverständlich hatte ich etwa eine halbe Stunde zu tun, bevor alle Koffer abgeholt und verstaut waren. Es waren etwa zwölf Stück. Kleider und Wäsche genug, um zwanzig Frauen für zwei bis drei Jahre auszustatten. Ich brachte Frau Gwendolin im Hotel Imperial unter und bat sie, morgen in meine Sprechstunde zu kommen.

Sie kam, ich untersuchte sie. Ich erinnere mich genau an diese Untersuchung, nicht nur, weil Gwendolin die Frau meines Freundes, sondern auch, weil sie eine meiner ersten Patientinnen war. Der Blinddarm war weg. Man sah den Schnitt, aber die Frau behauptete, man hätte ›etwas

drin vergessen‹. Sie hatte Hunger, Übelkeiten, Herzweh, Herzklopfen, Magenschmerzen, Krämpfe und immer wieder Hunger. Schwangerschaftserscheinungen, wie Sie wissen. Aber nein, sie war nicht schwanger! Es ist so ziemlich das einzige, was ein Frauenarzt feststellen kann, mit einiger Sicherheit. Sie war nicht schwanger! Nach einiger Überlegung kam ich auf die banalste aller Krankheiten. Diese schöne, elegante Dame – nichts Menschliches ist einem Menschen fremd – hatte leider einen Bandwurm.

Aber wie sollte ich ihr das mitteilen, ohne sie zu kränken? – Ich begann zuerst, von Parasiten zu sprechen, von harmlosen, dann von gefährlichen und schilderte den Bandwurm als einen der gefährlichsten Feinde der weiblichen Schönheit. Als ich sie endlich soweit hatte, daß sie selbst ihren Wurm für äußerst interessant halten mußte, begann ich mit Vorschriften, Diät und Rezepten. Und noch niemals, seitdem Bandwürmer bestehen, ward einer so ernst genommen. Er war für Frau Gwendolin eine besondere Persönlichkeit. Alle ihre Gelüste und Schwächen schob sie seinem Einfluß zu. So kam sie zum Beispiel zu mir am Morgen und sagte: ›Denken Sie, heute nacht hat er mich geweckt, er wollte absolut Champagner!‹ – Er – das war der Bandwurm natürlich. Oder ein anderes Mal: ›Ich wollte zu Hause bleiben, wie Sie es mir geraten haben, Doktor, aber er wollte nicht, er machte mir Übelkeiten, ich mußte ausgehn, tanzen.‹ Und so fort. Sie schätzte ihren Wurm weit höher als ihren Mann. Er war ihr Verführer, ihr Ablaßgeber, ihr Held. Er gab ihr alles, was eine Frau ihresgleichen brauchte: Leiden, Schwäche, Lust, Gelüste. Er ließ sie tanzen, trinken, essen, alles Verbotene entschuldigte dieser Wurm. Er nahm sozusagen alle ihre Sünden auf sein Gewissen. Eine Woche später sogar eine wirkliche Sünde.

Geben Sie zu, daß ich der einzige Arzt der Welt sein dürfte, der einen solchen, geradezu schlangenartigen Bandwurm behandelt hat?

VII

Etwa eine Woche später schrieb mir mein Freund aus Belgrad, ich möchte ja nicht den Geburtstag seiner Frau vergessen. Er fand statt am 1. Mai, ein Datum, das man leicht behält. Am frühen Nachmittag, bevor meine Sprechstunde begann, ging ich mit einem gewaltigen Strauß

roter Rosen ins Hotel Imperial zu meiner Schutzbefohlenen. Eigentlich hatte ich die Blumen unten beim Portier zurücklassen wollen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so geht, manchen Männern geht es jedenfalls ähnlich wie mir: Ich komme mir sehr lächerlich vor mit Blumen in der Hand. Ein Mann, der etwas auf sich hält, sollte keine Blumen tragen. Aber es war die Frau meines Freundes, meine Schutzbefohlene, meine Patientin und ein ›Geburtstagskind‹. Ich entschloß mich also, den Rosenstrauß unter den Arm zu nehmen und in den Lift zu steigen. Ich ließ mich im ersten Stock anmelden. Ich sah, wie der livrierte Kellner an die Tür der Frau Gwendolin klopfte, einmal, zweimal, dreimal. Keine Antwort. ›Die Dame schläft vielleicht – oder sie badet‹, sagte ich. ›Nein‹, erwiderte der Etagenkellner, ›ich habe ihr soeben Champagner gebracht, mit zwei Gläsern.‹ ›Hat sie Besuch?‹ ›Gewiß‹, sagte der Kellner, ›der Doktor von Nummer 32.‹ ›Wer ist das?‹ ›Das ist der junge Rechtsanwalt aus Budapest, Herr Doktor Jenö Lakatos.‹
Nun, ich wußte genug. Zwar war es meine erste Saison in diesem Badeort. Aber ich war ja kein ›heuriger Has'‹, wie man bei uns sagt; und ich wußte, was die jungen Advokaten aus Budapest in Frauenbädern zu suchen hatten. Im allgemeinen, im Prinzip sozusagen, hatte ich ja nichts dagegen. Hier aber handelte es sich um die Frau meines Freundes, für die ich ihm einigermaßen verantwortlich war. Ja, ich selbst fühlte mich schon betrogen an seiner Statt. Ich bin Junggeselle geblieben. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß wir gar nicht selbst zu heiraten brauchen, wenn wir verheiratete Freunde haben. Es ist, als heiratete man gewissermaßen die Frauen aller seiner guten Freunde mit, ließe sich mit den Freunden von den Frauen scheiden und würde mit den Freunden von den Frauen betrogen – wenn man nicht zufällig selbst der Betrüger seines Freundes ist.
Ich stand also ratlos da, in dem noblen, blendend weiß getünchten Korridor des Hotels, auf einem dunkelroten Läufer und blickte ratlos auf den blaubefrackten Zimmerkellner, den Blumenstrauß unter dem Arm, sehr lächerlich – nicht wahr?! Mir war, als fühlte ich an meiner Hüfte die schönen Rosen welken, Rosenleichen hielt ich schon. Ich beschloß, wieder hinunterzugehn. Da öffnete sich auf einmal die Tür. Heraus kam, aber mit dem Rücken zuerst, der Lakatos von Nummer 32. Ich sah ihn also zuerst von hinten. Aber es genügte vollkommen. Ein kleines, rundes Köpfchen mit glänzenden, schwarzen, geölten Haaren: als ob die Natur selbst Perücken herstellte. Ein großer, qua-

dratischer Rumpf, eine Art bekleideter Kommode. Darunter der Körperteil, den man nicht nennt, mindestens sechsmal umfangreicher als der Kopf, hellgraue Hose, knallgelbe Schuhe. Dies war Lakatos. Er warf durch die halboffene Tür Kußhändchen ins Zimmer, kicherte, verneigte sich, schloß endlich die Tür, wandte sich um – und sah sich dem Kellner und mir gegenüber. Sein Angesicht, das lediglich aus schwarzen Knopfäugelchen, einem Näschen und einem pechschwarzen Schnurrbärtchen bestand, war wie aus Wachs, gerötetem Wachs. Er hatte keine Hautfarbe, sondern eine Art Schminke. Im übrigen: Er wurde gar nicht verlegen. Er lächelte uns zu. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und ging zu seinem Zimmer, zur Nummer 32. Wie gerne hätte ich ihm mit meinem mächtigen Rosenstrauß ins Gesicht geschlagen. Ich hätte so gewußt, warum ich eigentlich zum ersten und einzigen Male in meinem Leben Blumen schleppte. Aber ich mußte zur Frau Gwendolin und ihr zum Geburtstag gratulieren.
In einem Anfall törichter Ratlosigkeit sagte ich zum Kellner: ›Die gnädige Frau ist sehr krank! Sie hat nämlich einen Bandwurm.‹
›Jawohl, Herr Doktor‹, sagte der Schlingel. ›Er ist soeben weggegangen.‹«

VIII

Doktor Skowronnek machte eine Pause, sah auf die Uhr, bestellte einen Cognac und sagte: »Ich sehe eben, daß ich Sie schon lange aufhalte. Gedulden Sie sich bitte, meine eigentliche Geschichte kommt erst.«
Er trank den Cognac und fuhr fort:
»Die Begebenheiten, von denen ich zuletzt gesprochen habe, fallen in das Jahr 1910. Sie erinnern sich an jene Zeit, es gab Stürme auf dem Balkan, mein Freund in Belgrad hatte keinen leichten Posten. Seine Briefe wurden immer seltener, zwei-, dreimal im Jahr besuchte er seine Eltern, ich sah ihn nur außerhalb meiner Saison, das heißt, wenn er zufällig im Winter kam – denn ich wohnte immer noch in jener mittelgroßen Stadt, in der ich meine Praxis angefangen hatte, und zog nur im Frühling in meinen Kurort.
Die Besuche meines Freundes waren so kurz, daß wir kaum Zeit fanden, ein Konzert zu besuchen, geschweige denn, gemeinsam zu musi-

zieren. Die seltenen Abende, an denen wir uns trafen, wollten wir mit Gesprächen verbringen. Aber es kam im Laufe dieser Jahre zwischen uns zu keinem richtigen Gespräch mehr. Die Musik hatte uns zu Freunden gemacht. Ohne Musik – so empfand ich es damals deutlich – erstarrte das von Natur diskrete Herz meines Freundes. Wir saßen hart nebeneinander, aber wie getrennt durch eine Wand aus Eis. Unsere Blicke mieden sich gegenseitig. Trafen sie sich manchmal für eine Sekunde, so war's eine fast körperliche, zärtliche, aber flüchtige Berührung. Wenn du nur alles wüßtest, schienen seine Augen zu sagen. Und meine Augen fragten: Also, was ist denn geschehen? Es war nichts zu machen. Die Musik fehlte uns. Sie allein war das fruchtbare Feuer unserer Freundschaft gewesen. Mein Freund schämte sich – das wußte ich. Einen vornehmen Menschen hindert nichts so sehr am Sprechen und Erzählen wie die Scham. Wenn ein vornehmer Mensch sich schämt, schweigt er, verschweigt er sogar Wichtiges – und die Scham kann ihn sogar bis zur vulgärsten aller menschlichen Schwächen führen: nämlich bis zur Lüge. Ja, ich hatte ein paarmal die Empfindung, daß mein Freund lüge. Aber Sie kennen mich: Ich bin kein Moralist. Das will heißen: Ich beurteile die Menschen nicht nach ihren Handlungen und Reden, sondern nach den Gründen ihrer Handlungen und Reden. Und ich tat also, als nähme ich seine Lügen für pure Wahrheiten. Er aber fühlte, daß ich genauso log wie er selbst. Es waren peinliche Gespräche. Sein Gesicht war verändert. Er hatte, trotz seiner Jugend, leicht angegraute Schläfen, statt einer gesunden, gebräunten Hautfarbe eine bleiche und gelbliche. Über dem ursprünglichen Glanz seiner schönen, hellen Augen lag ein grauer Schleier, der graue Schleier der Lüge eben. Nach jedem neuen Besuch, den er mir im Laufe dieser Jahre abstattete, fand ich, daß seine Schultern schmaler und abfallend geworden waren, sein Rücken runder, seine Arme schlaffer. Immer fragte ich ihn nach seiner Frau. Dann begann er, von ihr zu erzählen; so viel zu erzählen, daß ich mit Recht glauben konnte, er verschwiege noch viel mehr, als er erzählte. Es war, als ob ein Mensch mit sehr viel Kleidern, mit viel zuviel Kleidern und Mänteln Blößen zudecken wollte. Frau Gwendolin war – wollte ich meinem Freund glauben – brav, heiter, treu, ernst und ausgelassen zugleich, ein Sprühteufel und eine gütige Fee, eine Hausfrau und eine flotte Tänzerin, verführerisch und außerordentlich bescheiden, eine Dame und ein süßes Mädchen, kurz: eine Gattin, wie sie ein Diplomat brauchen konnte.

›Und was macht der Bandwurm?‹ fragte ich hie und da, in Erinnerung an die freche Antwort des Zimmerkellners aus dem Hotel Imperial.
›Meine Frau ist ganz gesund‹, sagte mein Freund.
Ich zweifelte nicht daran. An ihrer Gesundheit hätte ich am wenigsten und zuallerletzt gezweifelt.

IX

Dann kam der Krieg.
Mein Freund (er war Oberleutnant der Reserve bei den Neuner-Dragonern) rückte am ersten Tage der Mobilisierung ein. Sein Regiment stand an der russischen Grenze. Frau Gwendolin kam in unsere Stadt, zu den Eltern meines Freundes, mit einem Empfehlungsbrief an mich ausgerüstet. In diesem Brief wünschte mein Freund, ich möchte in der Saison seine Frau mit mir nehmen und – so hieß es wörtlich – ›auf sie achtgeben‹.
Man rechnete damals, wie Sie wissen, mit einem Feldzug von einigen Monaten. Ich selbst ahnte, daß es Jahre dauern würde. Auch wußte ich, daß es mir nicht möglich sein werde, auf die Frau ›achtzugeben‹. Aber ich tat, wie mir geheißen ward. In der Saison nahm ich die Frau mit mir, in den Kurort.
Nun, ich bekam leider sofort, das heißt: kurz nachdem die Saison begonnen hatte, den Befehl, als Landsturmarzt einzurücken. Und ich überließ Frau Gwendolin der Obhut eines meiner Kollegen, der durch einen körperlichen Fehler – er hatte einen Buckel – vom Militärdienst befreit war.
Erst zwei Jahre später – ich hatte in einem Typhus-Spital gearbeitet und war selbst erkrankt – durfte ich ins Hinterland zurück. Am Vormittag war ich Landsturmarzt in Uniform und untersuchte kranke Soldaten. Am Nachmittag behandelte ich die weniger kranken Frauen, deren Männer meist im Felde standen und die ich mit ruhigem Gewissen eigentlich der weniger dezenten Behandlung durch meine rekonvaleszenten Soldaten hätte überlassen dürfen. Es war damals eine günstige Zeit für die Damen. Ein Lakatos, von der Art, wie ich ihn einst aus dem Zimmer der Frau meines Freundes hatte kommen sehn, war ein Waisenknabe gegen die robusten Bauern aus Bosnien, Herzegowina, Kroatien, Slowenien. Niemals hatten die wunderbaren Quellen

unseres Frauenbads so herrliche Heilerfolge gehabt wie in der Zeit des Krieges, in der in unserem Kursalon die braven Krieger ihre Heilung abwarteten.
Frau Gwendolin war natürlich da... Sie schien ihr Vaterland, das feindliche England, ihre Abstammung vergessen zu haben. Die äußerst bunte Männlichkeit der österreichisch-ungarischen Armee hatte wahrscheinlich jedes Gefühl für England in ihrem schönen Busen ausgelöscht. Sie war eine österreichische Patriotin geworden, kein Wunder! – Liebe allein bestimmt die Haltung der Frauen.
Als der Krieg zu Ende war, kam mein Freund zurück, immer noch verliebt und wie jeder verliebte Mann überzeugt, daß ihm seine Frau die Treue gehalten habe. Nun, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Frau Gwendolin ziemlich erbittert war über das Ende des Krieges, vielleicht auch über die Rückkehr ihres Mannes. Sie fiel ihrem Mann um den Hals mit der Gewandtheit, die sie im Lauf der Kriegsjahre angenommen hatte und die mein Freund selbstverständlich mit der Leidenschaft für ihn verwechselte.
Es gab keine österreichisch-ungarische Monarchie mehr. Mein Freund, der noch im verkleinerten und veränderten Österreich seine Karriere hätte fortsetzen können (denn er war im Grunde ein leidenschaftlicher Diplomat), gab seinen Beruf auf. Er hatte Geld genug. Reich genug waren auch die Eltern seiner Frau. Und er beschloß, sein Leben der Frau Gwendolin zu widmen.

X

Sie reisten durch die neutral gebliebenen Länder. Mein Freund wollte, wie er sagte, den ›guten alten Frieden‹ wiederfinden. Er fand ihn nirgends. Er kehrte heim. Die Fabrik seines Vaters hatte keine Möglichkeit mehr, Waffen und Munition herzustellen. Alle vorhandenen Waffen mußten vernichtet oder den siegreichen Mächten ausgeliefert werden. Eines Tages erkrankte auch noch der Vater meines Freundes. Man durfte immerhin die Fabrik nicht ohne weiteres zugrunde gehen lassen. Anderen Munitionsfabriken war es gelungen, ihre Werke umzuwandeln: Statt der Granaten und Gewehrläufe erzeugte man Fahrräder, Maschinenteile, Wagen, Räder, Automobile. Auch mein Freund wollte es versuchen. Mit der Gewissenhaftigkeit, die ihm eigen war,

begann er, die Industriefächer von Grund auf zu studieren. Er besichtigte Fabriken in England, Deutschland, in der Schweiz. Als er genügend Erfahrung zu haben glaubte, kehrte er zurück: Allein – er hatte seine Frau in London bei ihren Eltern gelassen. Er war unternehmungslustig, voller Hoffnung. Fast schien es, als begrüße er das Schicksal, das ihn aus seiner noblen Laufbahn geworfen hatte. Er hatte in der Tat auch kaufmännische Fähigkeiten, einen Instinkt für Menschen und Dinge. Wir kamen oft zusammen. Natürlich musizierten wir und besuchten Konzerte.

Einmal kam er zu mir, zu einer außergewöhnlichen Stunde. Er wußte, daß ich spät zu Bett zu gehen pflegte. Es war eine Stunde nach Mitternacht. Er legte eine Aktenmappe auf den Tisch, blieb vor mir stehen und fragte:

›Sagen Sie mir die Wahrheit, Sie wissen es, ist meine Frau treu? – Hat sie mich betrogen? Wie oft? Mit wem?‹

Eine schwierige Situation, Sie begreifen. Es gehört zu den Gesetzen der Ritterlichkeit, eine Frau nicht zu verraten. Außerdem hatte ich ein paarmal gesehen, daß sich der Zorn verliebter Männer nicht gegen die betrügerischen Frauen kehrt, sondern gegen die warnenden und mahnenden Freunde. Ich weiß heute noch nicht, welche Pflicht die dringlichere ist: die Frau zu schonen oder dem Freund die Wahrheit zu sagen. Im Lauf meiner langen Praxis als Frauenarzt bin ich zwar sozusagen immer ritterlicher geworden, das heißt, ich habe Übung bekommen in der rücksichtsvollen Behandlung der Frauen; aber auch immer rücksichtsloser in der Beurteilung dieses schwachen Geschlechts, dessen Kräften wir niemals gewachsen sein werden. Es war mein bester, mein einziger Freund. Ich sah ihn an, ich erhob mich auch nicht und sagte ruhig:

›Ihre Frau hat Sie oft betrogen.‹

Er setzte sich, kehrte die Aktentasche um und leerte auf meinem Tisch ihren Inhalt aus: Militärschleifen, Kokarden, Edelweiß, Metallknöpfe, Spiegelchen, lauter Zeug, wie es die Soldaten den Mädchen während des Krieges zu schenken pflegten.

Schließlich gab's auch Liebesbriefe, kleine, große, einfache, bunte Kärtchen und blaue Feldpostkarten. Mein Freund stand da und starrte auf den bunten Haufen. Dann sah er mich lange an und fragte:

›Warum haben Sie mir nichts gesagt?‹

›Das war nicht meine Aufgabe‹, erwiderte ich.

›So!‹ schrie er plötzlich, ›nicht Ihre Aufgabe! Ich pfeife auf Ihre Freundschaft, hören Sie, ich pfeife auf Sie!‹

Er raffte den ganzen Kram in die Aktentasche, schloß sie, sah mich nicht mehr an und verließ das Haus.

›Nun hab' ich einen Freund verloren!‹ sagte ich mir. – Schlimmer, viel schlimmer, als wenn man eine Frau verliert.

Ich hätte noch zwei Wochen Zeit gehabt. Aber ich fuhr schon am nächsten Morgen in meinen Kurort.

Dorthin wurde mir ein aufgeregtes Telegramm der Frau Gwendolin nachgeschickt. Auch ihr sollte ich umgehend die Wahrheit sagen: ob ihr Mann erkrankt sei, sie wüßte nicht, warum sie plötzlich zu ihm kommen müsse.

Ich schickte das Telegramm ohne ein begleitendes Wort meinem Freunde zu.

XI

Vier Wochen später kamen beide plötzlich zu mir. Das heißt: Zuerst stürzte mein Freund in mein Zimmer. Es hatte sich etwas Furchtbares ereignet. In hastigen Sätzen erzählte er: Es hatte eine der üblichen Szenen gegeben. Die Frau versuchte zu leugnen. Er nannte und zeigte die sogenannten ›erdrückenden Beweise‹. Die Frau entschloß sich, unter Tränen natürlich, nach London für immer zurückzufahren. Die Koffer waren gepackt, das Billett gekauft. Eine Stunde vor der Abfahrt des Zuges kam sie in seine Fabrik. Das bekannte ›letzte Lebewohl‹. Selbstverständlich brachte sie Blumen. Sie glauben gar nicht, welch ein elender Abklatsch schlechter Romane das Leben ist. Oder: wie Sie gleich sehen werden: medizinischer Lehrbücher. Sie benahm sich merkwürdig. Sie sank auf die Knie und küßte meinem Freund die Schuhspitzen. Er konnte sich ihrer nicht erwehren. Sie schlug ihn auch ins Gesicht. Hierauf fiel sie, steif wie eine Kleiderpuppe, auf den Boden. Man konnte sie nicht aufheben. Sie haftete am Teppich wie angelötet. Hierauf verfiel sie in Zuckungen. Man brachte sie nach Hause, man berief Ärzte, man fuhr mit ihr nach Wien, zu den Koryphäen. Ihr Zustand ist beinahe unverändert schlecht, aber innerhalb der Krankheit gibt es muntere Abwechslungen. Bald ist ein Arm gelähmt, bald ein Bein. Einmal zittert ihr Kopf, ein anderes Mal ein Augenlid. Tagelang kann

sie nichts essen, sie erbricht sich beim Anblick von Nahrungsmitteln. Ein paarmal mußte man sie auf der Bahre in die Kirche tragen, sie wollte beten. Auf den Mann ist sie böse. Ihrer Meinung nach ist er der Urheber ihrer Leiden.

Mein armer Freund hielt sich tatsächlich für den Schuldigen. ›Ich habe sie vernichtet‹, sagte er. ›Meine Schuld! Alles, was sie getan hat: meine Schuld! Ich war taub und blind. Junge Frauen läßt man nicht allein. Was hätte sie tun sollen, ganze Tage und Nächte, ohne mich? Und wie brutal hab' ich mit ihr abgerechnet! Es tat mir ja gar nicht wirklich weh! Nur mein elender Stolz war beleidigt. Gekränkte, blöde, männliche Eitelkeit. Kein Doktor kann ihr helfen. Nur Sie, mein Freund! Verzeihen Sie mir alles!‹

›Auch ich kann ihr nicht helfen, lieber armer Freund!‹ sagte ich. ›Nur sie selber könnte sich helfen, wenn sie wollte. Aber sie ist ja eben krank, weil sie sich nicht helfen will. Wir nennen das in der Medizin: die Flucht in die Krankheit. Es ist geradezu ein Musterbeispiel für diese pathologische Erscheinung. Es gibt nur eines: Retten Sie sich selbst. Geben Sie Ihre Frau in ein gutes Sanatorium.‹

›Niemals!‹ schrie er. ›Ich verlasse sie niemals.‹

›Gut!‹ sagte ich. ›Wie Sie wollen. Gehn wir zu Ihrer Frau.‹

Sie empfing mich mit einem holden Lächeln, ihren Mann mit einem strengen Blick. Keine geniale Schauspielerin hätte das vermocht. Ihr rechtes Auge leuchtete mir selig entgegen, ihr linkes sandte finstere Blitze gegen meinen Freund. Gestern noch hatten ihre Lider gezuckt. Heute konnte sie mir nur die Linke geben, denn die Rechte war steif. Die Beine? – Ja, die waren heute gut. – ›Stehen Sie auf!‹ befahl ich in dem Ton, in dem ich als Militärarzt zu den Soldaten hatte sprechen müssen. Sie erhob sich. ›Kommen Sie ans Klavier! Wir wollen versuchen zu spielen!‹ Sie trat ans Klavier. Wir setzten uns. Und nun brachte ich meinem Freund ein unerhörtes Opfer. Denken Sie: Ich, ich spielte – nun, was, glauben Sie, spielte ich? – Wagner! – Und was von Wagner? – Den Pilgerchor. – Und ihre rechte Hand bewegte sich. – ›Wagner ist ein großer Meister!‹ sagte sie, als wir fertig waren. ›Ja, gnädige Frau! Als Heilmittel für kranke Damen ist er unübertrefflich‹, erwiderte ich.

›Sie sind der einzige Arzt in der Welt!‹ jubelte mein Freund. Denken Sie, er hatte gar nicht gemerkt, daß ich zum erstenmal in meinem Leben Wagner gespielt hatte!

So viel vermag eine Frau, und noch mehr! Denn von dieser Stunde an ließ sie mir nur ein paar Pausen am Tag, meinem Freund nicht eine einzige. Wir saßen Tag um Tag, Nacht um Nacht neben ihr, besser gesagt: um sie herum. In den kurzen Pausen, in denen ich allein sein durfte beziehungsweise meine anderen Patientinnen behandelte, hatte mein Freund kein leichtes Leben. Ich fühlte, mit welcher Inbrunst er mich erwartete. Wenn ich kam, umarmte er mich, blieb mit mir eine lange Weile im Vorzimmer, ich wußte genau, wie er sich danach sehnte, mit mir allein zu sein, zwei Stunden, einen Abend; und ich fühlte sein Herz klopfen, sein armes, furchtsames Herz, das Herz eines Sklaven, den die Herrin drohend erwarten kann. Kamen wir dann ins Zimmer, so fragte die Frau regelmäßig: ›Was habt ihr so lange draußen zu tun? Es ist ja warm! Der Doktor hat ja keinen Mantel! Was habt ihr vor mir für Geheimnisse? Ach Gott! Immer werde ich betrogen!‹

Ich konnte mich nicht enthalten, ihr eines Tages zu antworten: ›An jeden von uns kommt einmal die Reihe...‹

Sie rächte sich an jenem Tage. Ihr linker Fuß erstarrte, erkaltete, und ich mußte ihn eine Stunde lang frottieren.

Mein Freund stand ihr zu Häupten und streichelte ihre Haare. Wir sprachen kein Wort.

Als der linke Fuß beinahe wieder warm geworden war, fragte ich meinen Freund: ›Und was ist eigentlich mit Ihrer Fabrik?‹

›Fabrik? – Welche Fabrik?‹ rief die Kranke.

›Beruhige dich‹, sagte der Mann. ›Der Doktor meint meine Fabrik. Ich habe sie längst verkauft, lieber Freund, wir leben vom Konto.‹

Tag für Tag wiederholten sich derartige Szenen. Manchmal gingen wir alle drei aus. Dann führten wir, nein, wir schleppten geradezu die Frau in der Mitte. An unser beider Armen hing sie, die süße Last. Wir aßen, tranken und schwiegen.

Einmal, ich erinnere mich, gingen wir in ein Tanzlokal. Sie wissen, daß ich kein leidenschaftlicher Tänzer bin. Ich hasse jede Art von Exhibitionismus – und das ist – offen gestanden – der Tanz seit dem Ende des Krieges. Da ich aber nun einmal schon, meines Freundes wegen, Wagner mit der Frau gespielt hatte, beschloß ich auch, mit ihr zu tanzen. Was muß ein Frauenarzt nicht alles! Nun, wir tanzten. Mitten im Shimmy flüsterte sie: ›Ich liebe dich, Doktor, ich liebe nur dich.‹ – Ich antwortete natürlich nicht. Als wir zum Tisch zurück-

kehrten, sagte ich zu meinem Freunde: ›Ihre Frau hat mir eben ihre Liebe gestanden. Ich bin der einzige Arzt, den sie liebhat.‹
Ein paar Tage später, die Saison ging schon zu Ende, riet ich meinem Freund, er möchte mit seiner Frau nach England fahren, zu den Schwiegereltern, und – wenn er wolle – im nächsten Jahr wieder zu mir kommen.
›Im nächsten Jahr kommen wir als Gesunde zu Ihnen‹, sagte er. Und sie fuhren nach London.

XII

Im nächsten Jahr kamen sie wieder, aber keineswegs als Gesunde. Ich spreche in der Mehrzahl: Denn mein Freund war genauso krank wie seine Frau. Typhus ist weniger ansteckend als Hysterie, müssen Sie wissen. Ein Irrsinniger ist nicht deshalb gefährlich, weil er seine normale Umgebung körperlich bedrohen könnte, sondern weil er die Vernunft seiner normalen Umgebung allmählich vernichtet. Der Irrsinn in dieser Welt ist stärker als der gesunde Menschenverstand, die Bosheit ist mächtiger als die Güte.
Ich hatte den Winter über wenig Nachrichten von meinem Freund bekommen. Mein Rat war vielleicht ein schlimmer gewesen. Im Hause ihrer Eltern gewann die Bosheit der Frau neue Kräfte, es war geradezu eine Schmiedeanstalt für ihre Waffen. Ärzte, Hypnotiseure, Gesundbeter, Magnetiseure, Pfarrer, alte Weiber: nichts konnte ihr helfen. Eines Tages behauptete sie, die Beine nicht mehr bewegen zu können. Und kennzeichnenderweise war es kurz nach einem Abend, an dem ihr Mann – mit seinem Schwiegervater übrigens – zum erstenmal seit dem Ausbruch ihrer Krankheit zu irgendeinem Bankett gegangen war. Nun, die Beine waren tatsächlich steif. Krücken, Holzbeine, Prothesen sind beweglicher. Die unbewegten, unbeweglichen Beine magerten rapide ab, indes der Oberkörper der Frau ständig zunahm. Man mußte sie im Rollstuhl fahren. Und da sie keinen fremden Menschen um sich duldete, mußte sie natürlich ihr Mann, mein Freund, im Rollstuhl fahren. Als er wieder zu mir kam, war er alt und grau geworden. Aber, schlimmer als dies: Dieser noble Mensch hatte die Haltung und die Allüren eines Dieners – was sag' ich: eines Knechtes angenommen. Wie ein Rekrut beim Anruf seines Feldwebels, so erstarrte er, wenn

seine Frau ihn rief. Ihre Stimme war heiser und zugleich schärfer geworden. Wie eine sirrende Säge schnitt sie durch die Luft. Dabei hatte sie blitzende, lachende, heitere Augen, ein angenehmes Lächeln, rosige Wangen, die immer voller wurden, ein Grübchen im Kinn, das immer fetter wurde, sie glich einem gelähmten Weihnachtsengel, ohne Flügel, auf armseligen, stockdünnen, harten, unbeweglichen Beinen. Mein Freund aber, wie gesagt, sah aus wie ein Lakai. Ein alter Herrschaftskutscher hätte sich neben ihm wie ein Fürst ausgenommen. Mein Freund schlich mit schiefen Schultern einher, auf geknickten Beinen, vielleicht kam es davon, daß er ewig den Karren mit seiner süßen Last durch das Leben stoßen mußte. Ja, verprügelt – das ist das richtige Wort: verprügelt sah er aus! Vielleicht schlug sie ihn auch dann und wann.
Ich fragte ihn, wie es mit der Liebe sei, ich meine, mit der körperlichen. Nun, denken Sie: Dieser Mann mußte Nacht für Nacht seine Frau entkleiden, auf seinen Armen ins Bett tragen und selbstverständlich neben ihr liegen. Er fürchtete, der Arme, diese Frau würde ihn noch einmal betrügen, wenn er sie nicht liebte. Ja, er schwärmte noch von ihrer Schönheit! Mir schwärmte er von ihrer Schönheit vor, der ich ihren fett gewordenen Oberkörper und ihre stabdünnen Beine gesehen hatte!
Am stärksten plagte ihn ihre Eifersucht. Sie konnte keinen Augenblick allein bleiben, sie lehnte Krankenschwestern ab – aus Angst, ihr Mann könnte sich in die Schwester verlieben. Aber sie war auch auf mich eifersüchtig, auf das Zimmermädchen, den Zimmerkellner, den Hotelportier, den Liftboy. Ins Konzert und ins Café und ins Restaurant schleppten wir sie beide gemeinsam, wie Zugesel, angeschnallt an den Griff ihres elenden, knarrenden Karrens, keuchend durch die schwülen Abende, manchmal durch Regen und Wind, einen Schirm haltend über ihren immer modischen Hut, die Decken unaufhörlich glättend über ihren steifen Knien. Modistinnen, Näherinnen, Schneiderinnen flatterten, wie Falter um das Licht, ins Hotel, in dem sie wohnte. Vor jedem dritten Schaufenster blieb man stehen. In Juwelierläden ließ sie sich rollen, stundenlang suchte sie nach passendem Schmuck. Jeden Vormittag kam der Friseur ins Haus. Jeden Morgen mußte sie mein Freund ins Bad legen. Und während sie im Wasser mit Gummitieren spielte, las er ihr aus törichten englischen Gesellschaftsromanen und Magazinen vor. Meine Behandlung nützte gar nichts mehr. Es war, wie wir Ärzte sagen, kein ›Gesundheitswillen‹ mehr in der Frau, die Psychose war schon

allzu heimisch in ihr geworden. Sie lachte mich aus. Ich hatte keine Macht mehr über sie.

Niemals gelang es mir, allein mit meinem Freund zu sein. Sie ließ uns nicht eine Viertelstunde allein. Ich suchte nach einem Ausweg. Ich glaubte schließlich, einen gefunden zu haben: Da sie aus Eifersucht eine Schwester ablehnte – wie war es da mit einem Wärter? Ich kannte einen braven jungen Burschen aus unserem Krankenhaus. Ich sprach mit ihm, er war einverstanden. Ich brachte ihn zu Frau Gwendolin, er gefiel ihr. ›Aber nicht jetzt‹, sagte sie, ›wir werden ihn mitnehmen, wenn wir zurückfahren. Hier mag ich euch beide nicht allein lassen.‹ Dabei blieb es. Kurz vor Saisonende fuhren sie mit dem jungen Wärter nach London.

Ich hatte eine kleine Genugtuung: Vielleicht konnte dieser Wärter wenigstens in London meinem armen Freund ein paar Atempausen verschaffen.

Aber es kam anders! Kaum zwei Monate später erhielt ich einen kurzen Brief meines Freundes.

Ich hätte immer recht gehabt, so schrieb er mir, jetzt wisse er es endlich, aber es sei nie zu spät, jetzt würde er seine Frau verlassen. Er hätte sie bei einer innigen Umarmung mit dem jungen Wärter ertappt. Ich würde bald Näheres hören.

Aber zwei Jahre vergingen, ich schrieb, ohne Antwort zu erhalten, ich hörte nichts mehr von meinem lieben Freund.

XIII

Eines Tages fuhr ich nach Paris und besuchte mehr aus langer Weile denn aus Interesse eines der vielen nächtlichen Lokale auf dem Montmartre, vor deren Türen falsche Kosaken Wache halten und echte Amerikaner hereinzulocken versuchen. Müde und fast gekränkt über meine eigene Dummheit, saß ich da und sah den tanzenden Paaren zu.

Auf einmal erblickte ich Frau Gwendolin. Sie war es, kein Zweifel! Im Arm eines glattgekämmten, ölig-schwarzhaarigen Gigolos tanzte sie einen sogenannten Java. Der Mann konnte kein anderer sein als Lakatos. Das heißt: Lakatos aus Budapest ist ein Typus, keine Persönlichkeit. Es mußte nicht unbedingt der alte Lakatos von Zimmer 32 sein.

Plötzlich fiel ihr Blick auf mich. Sie ließ ihren Tänzer stehen, kam an

meinen Tisch, gesund, heiter, lächelnd, eine Göttin. Unwillkürlich bückte ich mich, um ihre Beine zu sehn. Gesunde, tadellose Beine in hellgrauen seidenen Strümpfen.
›Sie wundern sich, Doktor, was?‹ sagte sie. ›Ich setzte mich ein bißchen.‹
Sie setze sich.
›Wo ist Ihr Mann?‹ fragte ich. ›Warum schreibt er nicht?‹
Zwei große, glänzende Tränen erschienen auf Kommando, zwei Wachtposten der Trauer, in ihren Augenwinkeln.
›Er ist tot!‹ sagte sie. ›Er hat sich leider umgebracht. Wegen einer Dummheit.‹
Sie zog das Taschentuch und gleichzeitig den Spiegel aus dem Handtäschchen.
›Wann denn?‹ fragte ich.
›Vor zwei Jahren!‹
›Und wie lange sind Sie schon gesund?‹
›Anderthalb Jahre!‹
›Und ist das Ihr neuer Mann, mit dem Sie hier sind?‹
›Mein Bräutigam, Herr Lakatos, ein Ungar, famoser Tänzer, wie Sie vielleicht gesehen haben.‹
Ach, der Bandwurm! dachte ich und rief: ›Zahlen!‹ und bezahlte schnell und ließ die Frau sitzen, und ohne von ihr Abschied zu nehmen, ging ich hinaus.
Viele, viele Frauen gingen an mir vorüber, manche lächelten mir zu.
Lächelt nur, dachte ich, lächelt nur, dreht euch, wiegt euch, kauft euch Hütchen, Strümpfchen, Sächelchen! Rasch naht euch das Alter! Noch ein Jährchen, noch zwei! Kein Chirurg hilft euch, kein Perückenmacher. Entstellt, vergrämt, verbittert sinkt ihr bald ins Grab, und noch tiefer, in die Hölle. Lächelt nur, lächelt nur!...«

DIE BÜSTE DES KAISERS

Novelle

1935

I

Im früheren Ostgalizien, im heutigen Polen, sehr ferne der einzigen Eisenbahnlinie, der Przemysl und Brody verbindet, liegt das Dörfchen Lopatyny, von dem ich im Folgenden eine merkwürdige Geschichte zu erzählen gedenke.

Mögen die Leser freundlicherweise dem Erzähler nachsehen, daß er den Tatsachen, die er mitzuteilen hat, eine historisch-politische Erläuterung vorausschickt. Die unnatürlichen Launen, welche die Weltgeschichte in der letzten Zeit gezeigt hat, zwingen ihn zu dieser Erläuterung.

Denn die Jüngeren unter seinen Lesern bedürfen vielleicht der Erklärung, daß ein Teil des Gebietes im Osten, das heute zur polnischen Republik gehört, bis zum Ende des großen Krieges, den man den Weltkrieg nennt, eines der vielen Kronländer der alten österreichisch-ungarischen Monarchie gewesen ist.

In dem Dorfe Lopatyny also lebte der Nachkomme eines alten polnischen Geschlechts, der Graf Franz Xaver Morstin – eines Geschlechtes, das (nebenbei gesagt) aus Italien stammte und im sechzehnten Jahrhundert nach Polen gekommen war. Der Graf Morstin hatte als junger Mann bei den Neuner-Dragonern gedient. Er betrachtete sich weder als einen Polen noch als einen Italiener, weder als einen polnischen Aristokraten noch als einen Aristokraten italienischer Abkunft. Nein: Wie so viele seiner Standesgenossen in den früheren Kronländern der österreichisch-ungarischen Monarchie war er einer der edelsten und reinsten Typen des Österreichers schlechthin, das heißt also: ein übernationaler Mensch und also ein Adeliger echter Art. Hätte man ihn zum Beispiel gefragt – aber wem wäre eine so sinnlose Frage eingefallen?–, welcher »Nation« oder welchem Volke er sich zugehörig fühle: der Graf wäre ziemlich verständnislos, sogar verblüfft vor dem Frager geblieben und wahrscheinlich auch gelangweilt und etwas indigniert. Nach welchen Anzeichen auch hätte er seine Zugehörigkeit zu dieser oder jener Nation bestimmen sollen? – Er sprach fast alle europäischen Sprachen gleich gut, er war fast in allen europäischen

Ländern heimisch, seine Freunde und Verwandten lebten verstreut in der weiten und bunten Welt. Ein kleineres Abbild der bunten Welt war eben die kaiser- und königliche Monarchie, und deshalb war sie die einzige Heimat des Grafen. Einer seiner Schwäger war Bezirkshauptmann in Sarajevo, ein anderer Statthaltereirat in Prag, einer seiner Brüder diente als Oberleutnant der Artillerie in Bosnien, einer seiner Vettern war Botschaftsrat in Paris, ein anderer Grundbesitzer im ungarischen Banat, ein dritter stand in diplomatischen Diensten Italiens, ein vierter lebte aus purer Neigung zum Fernen Osten seit Jahren in Peking. Von Zeit zu Zeit pflegte Franz Xaver seine Verwandten zu besuchen, häufiger natürlich jene, die innerhalb der Monarchie wohnten. Es waren, wie er zu sagen pflegte, seine privaten »Inspektionsreisen«. Sie waren nicht nur den Verwandten, sondern auch den Freunden zugedacht, einigen früheren Mitschülern der Theresianischen Akademie, die in Wien lebten. Hier hielt sich der Graf Morstin zweimal im Jahr, Sommer und Winter, (zwei Wochen und länger) auf. Wenn er so kreuz und quer durch die Mitte seines vielfältigen Vaterlandes fuhr, so behagten ihm vor allem jene ganz spezifischen Kennzeichen, die sich in ihrer ewig gleichen und dennoch bunten Art an allen Stationen, an allen Kiosken, in allen öffentlichen Gebäuden, Schulen und Kirchen aller Kronländer des Reiches wiederholten. Überall trugen die Gendarmen den gleichen Federhut oder den gleichen lehmfarbenen Helm mit goldenem Knauf und dem blinkenden Doppeladler der Habsburger; überall waren die hölzernen Türen der k.u.k. Tabaktrafiken mit schwarz-gelben Diagonalstreifen bemalt; überall trugen die Finanzer die gleichen grünen (beinahe blühenden) Portepees an den blanken Säbeln; in jeder Garnison gab es die gleichen blauen Uniformblusen und die schwarzen Salonhosen der flanierenden Infanterieoffiziere auf dem Korso, die gleichen roten Hosen der Kavalleristen, die gleichen kaffeebraunen Röcke der Artillerie; überall in diesem großen und bunten Reich wurde jeden Abend gleichzeitig, wenn die Uhren von den Kirchtürmen neun schlugen, der gleiche Zapfenstreich geblasen, bestehend aus heiter tönenden Fragen und wehmütigen Antworten. Überall gab es die gleichen Kaffeehäuser mit den verrauchten Wölbungen, den dunklen Nischen, in denen Schachspieler wie merkwürdige Vögel hockten, mit den Buffets voll farbiger Flaschen und glitzernder Gläser, die von goldblonden und vollbusigen Kassiererinnen verwaltet wurden. Fast überall, in allen Kaffeehäusern des Reiches, schlich, die Knie

schon etwas zittrig, auf aufwärts gestreckten Füßen, die Serviette im Arm, der backenbärtige Zahlkellner, fernes, demütiges Abbild der alten Diener Seiner Majestät, des hohen backenbärtigen Herrn, dem alle Kronländer, all die Gendarmen, all die Finanzer, all die Tabaktrafiken, all die Schlagbäume, all die Eisenbahnen, all die Völker gehörten. Und man sang in jedem Land andere Lieder; und in jedem Land trugen die Bauern eine andere Kleidung; und in jedem Land sprach man eine andere und einige verschiedene Sprachen. Und was den Grafen so entzückte, war das feierliche und gleichzeitig fröhliche Schwarz-Gelb, das mitten unter den verschiedenen Farben traulich leuchtete; das ebenfalls feierliche und heitere »Gott erhalte«, das heimisch war unter allen Volksliedern, das ganz besondere, nasale, nachlässige, weiche und an die Sprache des Mittelalters erinnernde Deutsch des Österreichers, das immer wieder hörbar wurde unter den verschiedenen Idiomen und Dialekten der Völker. Wie jeder Österreicher jener Zeit liebte Morstin das Bleibende im unaufhörlich Wandelbaren, das Gewohnte im Wechsel und das Vertraute inmitten des Ungewohnten. So wurde ihm das Fremde heimisch, ohne seine Farbe zu verlieren, und so hatte die Heimat den ewigen Zauber der Fremde.

In seinem Dorf Lopatyny war der Graf mehr als jede amtliche Instanz, die die Bauern und die Juden kannten und fürchteten, mehr als der Richter im nächsten Kreisstädtchen, mehr als der Bezirkshauptmann dortselbst, mehr als einer der höheren Offiziere, die jedes Jahr bei den Manövern die Truppen befehligten, Hütten und Häuser zu Quartieren machten und überhaupt jene besondere kriegerische Macht des Manövers repräsentierten, die imposanter ist als die kriegerische Macht im wirklichen Krieg. Es schien den Leuten in Lopatyny, daß ein »Graf« nicht etwa nur ein Adelstitel sei, sondern auch ein ganz hoher Amtstitel. Die Wirklichkeit gab ihnen auch nicht unrecht. Denn der Graf Morstin konnte vermöge seines selbstverständlichen Ansehens Steuern ermäßigen, die kränklichen Söhne mancher Juden vom Militärdienst befreien, Gnadengesuche befördern, unschuldig oder zu hart Verurteilten die Strafe erleichtern, Fahrpreisermäßigungen für Arme auf der Eisenbahn durchsetzen, Gendarmen, Polizisten und Beamte, die ihre Befugnisse überschritten, einer gerechten Strafe zuführen, Lehramtskandidaten, die auf eine Stellung warteten, zu Gymnasial-Supplenten machen, ausgediente Unteroffiziere zu Trafikanten, Geldbriefträgern und Telegraphisten, studierende Söhne armer Bauern und Juden zu

»Stipendiaten«. Wie gerne erledigte er dies alles! Er war in der Tat eine vom Staat nicht vorgesehene Instanz, die gewiß mehr beschäftigt war als die meisten staatlichen Ämter, bei denen er vorzusprechen und zu vermitteln hatte. Um seinen Pflichten zu genügen, beschäftigte er zwei Sekretäre und drei Schreiber. Außerdem, der Tradition seines Hauses getreu, übte er »herrschaftliche Wohltätigkeit« – wie man im Dorfe sagte. Seit mehr als hundert Jahren versammelten sich jeden Freitag vor dem Balkon des Hauses Morstin Landstreicher und Bettler aus der Gegend, um von den Lakaien in Papier gewickelte Kupfermünzen entgegenzunehmen. Gewöhnlich erschien der Graf auf dem Balkon und begrüßte die Armen. Und es war, als dankte er den Bettlern, die ihm dankten; als tauschten Geber und Nehmer Dankbarkeit aus.
Nebenbei gesagt: Es war nicht immer die Güte des Herzens, die alle diese Wohltätigkeit gebar, sondern eines jener ungeschriebenen Gesetze so mancher noblen Familien. Ihre Urahnen mochten noch vor Jahrhunderten aus purer Liebe zum Volk Wohltaten, Hilfe und Unterstützung ausgeübt haben. Allmählich aber, im Wandel der Geschlechter, war diese Güte gewissermaßen zu Pflicht und Überlieferung gefroren und erstarrt. Im übrigen war die heftige Hilfsbereitschaft des Grafen Morstin seine einzige Tätigkeit und seine Zerstreuung. Sie gab seinem ziemlich müßigen Leben eines Grandseigneurs, den, zum Unterschied von seinen Nachbarn und Standesgenossen, nicht einmal die Jagd interessierte, ein Ziel und einen Inhalt und eine ständig wohltuende Bestätigung seiner Macht. Hatte er diesem eine Tabaktrafik, jenem eine Lizenz, dem dritten einen Posten, dem vierten eine Audienz verschafft, so fühlte er sein Gewissen, aber auch seinen Stolz befriedigt. Mißlang ihm aber eine Vermittlung für den und jenen seiner Schutzbefohlenen, so war sein Gewissen unruhig und sein Stolz verletzt. Und er gab nicht nach, und er appellierte an alle Instanzen, bis er seinen Willen, das heißt: den seiner Protektionskinder, durchgesetzt hatte. Deswegen liebte und verehrte ihn die Bevölkerung. Denn das Volk hat keine richtige Vorstellung von den Beweggründen, die einen mächtigen Mann dazu führen, den Kleinen und Ohnmächtigen zu helfen. Es will einfach einen »guten Herrn« sehn – und es ist oft edelmütiger in seinem kindlichen Vertrauen zum Mächtigen als dieser, in dem es immer gläubig den Edelmütigen sieht. Es ist der tiefste und edelste Wunsch des Volkes, den Mächtigen gerecht und adelig zu wissen. Darum rächt es sich so grausam, wenn die Herren es enttäuschen –

einem Kinde gleich, das zum Beispiel seine Spielzeuglokomotive vollends zerbricht, wenn sie einmal versagt hat. Deshalb gebe man dem Volk stabile Spielzeuge wie den Kindern und gerechte Mächtige.

Derlei Erwägungen hatte der Graf Morstin gewiß nicht, wenn er Protektion, Güte und Gerechtigkeit übte. Aber diese Erwägungen, die vielleicht den und jenen seiner Vorfahren zur Ausübung der Güte, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit geführt hatten, wirkten lebendig im Blut – oder, wie man heutzutage sagt: im »Unterbewußtsein« des Enkels.

Und ebenso wie er den Schwächeren zu helfen sich verpflichtet fühlte, ebenso empfand er Hochachtung, Respekt und Gehorsam gegenüber denjenigen, die höhergestellt waren als er. Die Person Seiner kaiser- und königlichen Majestät, der er gedient hatte, war für ihn immer eine außerhalb alles Gewöhnlichen bleibende Erscheinung. Es wäre dem Grafen zum Beispiel unmöglich gewesen, den Kaiser als einen Menschen schlechthin zu sehn. Der Glaube an die überlieferte Hierarchie war so seßhaft und stark in der Seele Franz Xavers, daß er den Kaiser nicht etwa wegen seiner menschlichen, sondern wegen seiner kaiserlichen Eigenschaften liebte. Er gab jeden Verkehr mit Freunden, Bekannten und Verwandten auf, wenn sie in seiner Anwesenheit ein seiner Ansicht nach respektloses Wort über den Kaiser fallenließen. Vielleicht ahnte er damals schon, lange vor dem Untergang der Monarchie, daß leichtfertige Witze tödlicher sein können als die Attentate der Verbrecher und die feierlichen Reden ehrgeiziger und rebellischer Weltverbesserer. Dann hätte allerdings die Weltgeschichte den Ahnungen des Grafen Morstin recht gegeben. Denn die alte österreichisch-ungarische Monarchie starb keineswegs an dem hohlen Pathos der Revolutionäre, sondern an der ironischen Ungläubigkeit derer, die ihre gläubigen Stützen hätten sein sollen.

II

Eines Tages, es war ein paar Jahre vor dem großen Krieg, den man den Weltkrieg nennt, wurde dem Grafen Morstin »vertraulich« mitgeteilt, daß die nächsten Kaisermanöver in Lopatyny und Umgebung stattfinden würden. Ein paar Tage, eine Woche oder länger, sollte der Kaiser in seinem Hause wohnen. Und Morstin geriet in eine wahre Aufre-

gung, fuhr zum Bezirkshauptmann, verhandelte mit den zivilen politischen Behörden und den Gemeindebehörden des nächsten Städtchens, ließ den Polizisten und Nachtwächtern der ganzen Umgebung neue Uniformen und Säbel anschaffen, unterhielt sich mit den Geistlichen aller drei Konfessionen, dem griechisch-katholischen und dem römisch-katholischen Pfarrer und dem Rabbiner der Juden, schrieb dem ruthenischen Bürgermeister des Städtchens eine Rede auf, die dieser nicht lesen konnte, aber mit Hilfe des Lehrers auswendig lernen mußte, kaufte weiße Kleidchen für die kleinen Mädchen des Dorfes, alarmierte die Kommandanten der umliegenden Regimenter und all das »im Vertrauen« – dermaßen, daß man im Vorfrühling schon, lange noch vor den Manövern, weit und breit in der Gegend wußte, daß der Kaiser selbst zu den Manövern kommen würde. Um jene Zeit war der Graf Morstin nicht mehr jung, früh ergraut und hager, Junggeselle, ein Hagestolz, etwas seltsam in den Augen seiner robusteren Standesgenossen, ein wenig »komisch« und »wie aus einer anderen Welt«. Niemals hatte man in der Gegend eine Frau in seiner Nähe gesehn. Niemals auch hatte er den Versuch gemacht, sich zu verheiraten. Niemals hatte man ihn trinken gesehn, niemals spielen, niemals lieben. Er hatte keine andere sichtbare Leidenschaft als die, die »Nationalitätenfrage« zu bekämpfen. Um jene Zeit begann nämlich in der Monarchie diese sogenannte »Nationalitätenfrage« heftig zu werden. Alle Leute bekannten sich – ob sie wollten oder so tun mußten, als wollten sie – zu irgendeiner der vielen Nationen, die es auf dem Gebiete der alten Monarchie gab. Man hatte im neunzehnten Jahrhundert bekanntlich entdeckt, daß jedes Individuum einer bestimmten Nation oder Rasse angehören müsse, wollte es wirklich als bürgerliches Individuum anerkannt werden. »Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität«, hatte der österreichische Dichter Grillparzer gesagt. Man begann just damals mit der »Nationalität«, der Vorstufe zu jener Bestialität, die wir heute erleben. Nationale Gesinnung: Man sah um jene Zeit deutlich, daß sie der vulgären Gemütsart all jener entsprang und entsprach, die den vulgärsten Stand einer neuzeitlichen Nation ausmachen. Es waren Photographen gewöhnlich, im Nebenberuf bei der freiwilligen Feuerwehr, sogenannte Kunstmaler, die aus Mangel an Talent in der Akademie der bildenden Künste keine Heimat gefunden hatten und infolgedessen Schildermaler oder Tapezierer geworden waren, unzufriedene Volksschullehrer, die gerne Mittelschullehrer, Apo-

thekergehilfen, die gerne Doktoren geworden wären, Dentisten, die nicht Zahnärzte werden konnten, niedere Post- und Eisenbahnbeamte, Bankdiener, Förster und überhaupt innerhalb jeder der österreichischen Nationen all jene, die einen vergeblichen Anspruch auf ein unbeschränktes Ansehen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft erhoben. Allmählich gaben auch die sogenannten höheren Stände nach. Und all die Menschen, die niemals etwas anderes gewesen waren als Österreicher, in Tarnopol, in Sarajevo, in Wien, in Brünn, in Prag, in Czernowitz, in Oderburg, in Troppau, niemals etwas anderes als Österreicher: sie begannen nun, der »Forderung der Zeit« gehorchend, sich zur polnischen, tschechischen, ukrainischen, deutschen, rumänischen, slowenischen, kroatischen »Nation« zu bekennen – und so weiter.

Um diese Zeit ungefähr wurde auch das »allgemeine, geheime und direkte Wahlrecht« in der Monarchie eingeführt. Graf Morstin haßte es, ebenso wie die moderne Auffassung von der »Nation«. Dem jüdischen Schankwirt Salomon Piniowsky, dem einzigen Menschen weit und breit, dem er einigermaßen Vernunft zutraute, pflegte er zu sagen: »Hör mich an, Salomon! Dieser ekelhafte Darwin, der da sagt, die Menschen stammten von den Affen ab, scheint doch recht zu haben. Es genügt den Menschen nicht mehr, in Völker geteilt zu sein, nein! – sie wollen bestimmten Nationen angehören. National – hörst du, Salomon?! – Auf solch eine Idee kommen selbst die Affen nicht. Die Theorie von Darwin scheint mir noch unvollständig. Vielleicht stammen aber die Affen von den Nationalisten ab, denn die Affen bedeuten einen Fortschritt. Du kennst die Bibel, Salomon, du weißt, daß da geschrieben steht, daß Gott am sechsten Tag den Menschen geschaffen hat, nicht den nationalen Menschen. Nicht wahr, Salomon?«

»Ganz recht, Herr Graf!« sagte der Jude Salomon.

»Aber«, fuhr der Graf fort, »etwas anderes: Wir haben diesen Sommer den Kaiser zu erwarten. Ich werde dir Geld geben. Du wirst deinen Laden ausschmücken und das Fenster illuminieren. Du wirst das Kaiserbild säubern und es ins Fenster stellen. Ich werde dir eine schwarzgelbe Fahne mit Doppeladler schenken, die wirst du vom Dach flattern lassen. Verstanden?«

Ja, der Jude Salomon Piniowsky verstand, wie übrigens alle, mit denen der Graf von der Ankunft des Kaisers gesprochen hatte.

III

Im Sommer fanden die Kaisermanöver statt, und Seine kaiser- und königliche Apostolische Majestät nahm Aufenthalt im Schloß des Grafen Morstin. Man sah den Kaiser jeden Morgen, wenn er ausritt, die Übungen zu besichtigen, und die Bauern und die jüdischen Händler aus der Umgebung versammelten sich, um ihn zu sehn, den Alten, der sie regierte. Und sobald er mit seiner Suite erschien, riefen sie: Hoch und Hurra und niech zyje – jeder in seiner Sprache.

Einige Tage nach der Abreise des Kaisers meldete sich beim Grafen Morstin der Sohn eines Bauern aus der Umgebung. Dieser junge Mensch, der den Ehrgeiz besaß, ein Bildhauer zu werden, hatte eine Büste des Kaisers aus Sandstein verfertigt. Der Graf Morstin war begeistert. Er versprach, dem jungen Bildhauer eine freie Stelle an der Akademie der Künste in Wien zu verschaffen.

Die Büste des Kaisers ließ er vor dem Eingang zu seinem Schlößchen aufstellen.

Hier blieb sie jahrelang, bis zum Ausbruch des großen Krieges, den man den Weltkrieg nennt.

Bevor er freiwillig einrückte, alt, hager, kahlköpfig und hohläugig, wie er im Laufe der Jahre geworden war, ließ der Graf Morstin die Kaiserbüste abnehmen, in Stroh verpacken und im Keller verbergen.

Dort ruhte sie nun, bis zum Ende des Krieges und der Monarchie, der Heimkehr des Grafen Morstin und der Errichtung der neuen polnischen Republik.

IV

Der Graf Franz Xaver Morstin war also heimgekehrt. Aber konnte man das eine Heimkehr nennen? Gewiß, es waren noch die gleichen Felder, die gleichen Wälder, die gleichen Hütten, die gleiche Art der Bauern – die gleiche Art, sagen wir –, denn viele von jenen, die der Graf noch gekannt hatte, waren gefallen.

Es war Winter, man fühlte schon die nahenden Weihnachten. Wie immer um diese Zeit, wie einst lange noch vor dem Krieg, war die Lopatinka gefroren, auf den nackten Kastanien hockten reglos die Krähen, und über die Felder, auf die die westlichen Fenster des Hauses gingen,

wehte der ewige sachte Wind des östlichen Winters. Es gab (infolge des Krieges) Witwen und Waisen im Dorf: genug Material für die Wohltätigkeit des heimgekehrten Herrn. Aber statt die Heimat Lopatyny als wiedergefundene Heimat zu begrüßen, begann der Graf Morstin, sich rätselhaften und ungewohnten Überlegungen über das Problem der Heimat überhaupt hinzugeben. Nunmehr, dachte er sich, da dieses Dorf Polen gehört und nicht Österreich: Ist es noch meine Heimat? Was ist überhaupt Heimat? Ist die bestimmte Uniform des Gendarmen und des Zollwächters, der uns in unserer Kindheit begegnet ist, nicht ebenso Heimat wie die Fichte und die Tanne, der Sumpf und die Wiese, die Wolke und der Bach? Verändern sich aber Gendarmen und Finanzwächter und bleiben auch Fichte und Tanne und Bach und Sumpf das gleiche: Ist das noch Heimat? War ich nicht – fragte sich der Graf weiter – nur deshalb heimisch in diesem Ort, weil er einem Herrn gehörte, dem ebenso viele unzählige andersartige Örter gehörten, die ich liebte? Kein Zweifel! Die unnatürliche Laune der Weltgeschichte hat auch meine private Freude an dem, was ich Heimat nannte, zerstört. Jetzt sprechen sie ringsherum und allerorten vom neuen Vaterland. In ihren Augen bin ich ein sogenannter Vaterlandsloser. Ich bin es immer gewesen. Ach! Es gab einmal ein Vaterland, ein echtes, nämlich eines für die »Vaterlandslosen«, das einzig mögliche Vaterland. Das war die alte Monarchie. Nun bin ich ein Heimatloser, der die wahre Heimat der ewigen Wanderer verloren hat.
In der trügerischen Hoffnung, außerhalb des Landes diesen Zustand vergessen zu können, beschloß der Graf, ehestens zu verreisen. Doch erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß man eines Passes und einiger sogenannter Visen bedurfte, um in die Länder zu gelangen, die er zu seinen Reisezielen erwählt hatte. Schon war er alt genug, um Paß und Visen und all die Formalitäten, welche die ehernen Gesetze des Verkehrs zwischen Mensch und Mensch nach dem Kriege geworden waren, für phantastische und kindliche Träume zu halten. Aber ergeben in das Schicksal, den Rest seines Lebens in einem wüsten Traum zu verbringen, und dennoch in der Hoffnung, draußen, in andern Ländern, einen Teil jener alten Wirklichkeit zu finden, in der er vor dem Kriege gelebt hatte, fügte er sich den Anforderungen der gespenstischen Welt, nahm einen Paß, besorgte sich Visen und fuhr zuerst in die Schweiz, in das Land, von dem er glaubte, daß in ihm allein noch der alte Friede zu finden wäre, einfach weil es nicht den Krieg mitgemacht hatte.

Nun, er kannte die Stadt Zürich seit vielen Jahren. Wohl an die zwölf Jahre hatte er sie nicht mehr gesehn. Er glaubte, daß sie ihm nichts Besonderes zu geben haben würde, weder Gutes noch Böses. Sein Eindruck entsprach der nicht ganz unberechtigten Meinung der etwas verwöhnteren, um nicht zu sagen, abenteuersüchtigeren Welt über die braven Städte der braven Schweiz. Was sollte sich schon in ihnen ereignen können? Immerhin: Für einen Mann, der aus dem Krieg und aus dem Osten der früheren österreichischen Monarchie kam, war die Friedlichkeit einer Stadt, die lediglich die vor dem Kriege Geflüchteten gekannt hatte, bereits so etwas wie ein Abenteuer. Franz Xaver Morstin ergab sich in diesen Tagen der langentbehrten Friedlichkeit. Er aß, trank und schlief.

Eines Tages aber ereignete sich jener häßliche Vorfall in einer nächtlichen Bar in Zürich, der den Grafen Morstin in der Folge zwang, sofort das Land zu verlassen.

In jener Zeit war in den Zeitungen aller Länder oftmals die Rede von einem reichen Bankier gewesen, der nicht nur den größten Teil der habsburgischen Kronjuwelen als Pfänder gegen ein Darlehen an die kaiserliche Familie Österreichs genommen haben sollte, sondern auch die alte Krone der Habsburger. Kein Zweifel, daß diese Nachrichten den Mündern und Federn der leichtfertigen Kundschafter entstammten, die man Journalisten nennt; und mochte vielleicht auch die Nachricht, daß ein bestimmter Teil des Vermögens der kaiserlichen Familie in die Hände eines gewissenlosen Bankiers geraten sei, wahr sein, so gewiß doch nicht die alte Krone der Habsburger, wie Franz Xaver Morstin zu wissen glaubte.

Nun gelangte er eines Nachts in eine der wenigen und nur Kennern zugänglichen nächtlichen Bars der sittsamen Stadt Zürich, in der, wie man weiß, die Prostitution verboten ist, die Sittenlosigkeit verpönt und die Sünde ebenso langweilig wie kostspielig. Nicht etwa, daß der Graf nach ihr gesucht hätte! Nein: Die pure Friedlichkeit hatte begonnen, ihn zu langweilen und ihm schlaflose Nächte zu bereiten, und er hatte beschlossen, die Nächte sei es wo immer zu verbringen.

Er begann zu trinken. Er saß in einem der wenigen friedlichen Winkel, die es in diesem Lokal gab. Zwar störten ihn die amerikanischen neumodischen, rötlichen Lämpchen, das hygienische Weiß des Barmixers, der an einen Operateur erinnerte, das künstliche Blondhaar der Mädchen, das die Assoziation an Apotheken unmittelbar wachrief: Aber

woran war er nicht schon alles gewöhnt, der arme, alte Österreicher? Immerhin schrak er aus der Ruhe auf, die er sich selbst mühsam in dieser Umgebung abgerungen hatte, als er eine knarrende Stimme rufen hörte: »Und hier, meine Damen und Herren, ist die Krone der Habsburger!«

Franz Xaver erhob sich. Er sah in der Mitte der länglichen Bar eine größere, heitere Gesellschaft. Sein erster Blick verriet ihm, daß alle Typen, die er haßte, obwohl er bis jetzt keinem einzigen ihrer Vertreter näher begegnet war, an jenem Tisch vertreten waren: blondgefärbte Frauen in kurzen Röcken und mit schamlosen (übrigens häßlichen) Knien, schlanke und biegsame Jünglinge von olivenfarbenem Teint, lächelnd mit tadellosen Zähnen wie die Propagandabüsten mancher Dentisten, gefügig, tänzerisch, feige, elegant und lauernd, eine Art tückischer Barbiere; ältere Herren mit sorgfältig, aber vergeblich verheimlichten Bäuchen und Glatzen, gutmütig, geil, jovial und krummbeinig, kurz und gut: eine Auslese jener Art von Menschen, die das Erbe der untergegangenen Welt vorläufig verwalteten, um es ein paar Jahre später an die noch moderneren und mörderischen Erben mit Gewinn abzugeben.

An jenem Tisch erhob sich nun einer der ältlichen Herren, schwenkte zuerst eine Krone in der Hand, setzte sie sich dann auf den kahlen Kopf, ging um den Tisch, trat in die Mitte der Bar, tänzelte, wackelte mit dem Kopf und mit der auf ihm sitzenden Krone und sang dabei nach der Melodie eines um jene Zeit populären Schlagers:

»Die heilige Krone trägt man so!«

Franz Xaver verstand zuerst keineswegs den Sinn dieses widerlichen Spektakels. Er empfand nur, daß die Gesellschaft aus würdelosen Greisen (betört von kurzgeschürzten Mannequins) bestand, aus Stubenmädchen, die ihren freien Tag feierten, aus Bardamen, die den Erlös für den Champagner und den eigenen Körper mit den Kellnern teilten, aus nichtsnutzigen Stutzern, die mit Frauen und Devisen handelten, breit wattierte Schultern trugen und flatternde Hosen, die wie Weiberröcke aussahen, ekelhaften Maklern, die Häuser, Läden, Staatsbürgerschaften, Reisepässe, Konzessionen, gute Ehepartien, Taufscheine, Glaubensbekenntnisse, Adelstitel, Adoptionen, Bordelle und geschmuggelte Zigaretten vermittelten. Es war die Gesellschaft, die in allen Hauptstädten der allgemein besiegten europäischen Welt, unwiderruflich entschlossen, vom Leichenfraß zu leben, mit satten und

dennoch unersättlichen Mäulern das Vergangene lästerte, die Gegenwart ausbeutete und das Zukünftige preisend verkündete. Dies waren nach dem Weltkrieg die Herren der Welt. Der Graf Morstin kam sich selbst wie sein eigener Leichnam vor. Auf seinem Grab tanzten jene nun. Um den Sieg dieser Menschen vorzubereiten, waren Hunderttausende unter Qualen gestorben – und Hunderte durchaus ehrlicher Sittenprediger hatten den Untergang der alten Monarchie vorbereitet, ihren Zerfall herbeigesehnt und die Befreiung der Nationen! Nun aber, siehe da: Auf dem Grabe der alten Welt und rings um die Wiegen der neugeborenen Nationen und Sezessionsstaaten tanzten die Gespenster der nächtlichen *American Bar*.
Morstin rückte näher, um besser zu sehn. Die schattenhafte Natur dieser wohlgenährten, fleischlichen Gespenster weckte seine Neugier. Und er erkannte auf dem kahlen Schädel des krummbeinigen tänzelnden Mannes das Abbild – gewiß war es das Abbild – der Stephanskrone. Der Kellner, beflissen, seinen Gästen alles Bemerkenswerte mitzuteilen, kam zu Franz Xaver und sagte: »Das ist der Bankier Walakin, ein Russe. Er behauptet, alle Kronen der entthronten Monarchen zu besitzen. Jeden Abend kommt er mit einer anderen. Gestern war's die Zarenkrone. Heute ist es die Stephanskrone.«
Der Graf Morstin fühlte sein Herz stocken, eine Sekunde nur. In dieser einzigen Sekunde aber – es schien ihm später, daß sie zumindest eine Stunde gedauert hatte – erlebte er eine völlige Verwandlung seiner selbst. Es war, als wüchse in seinem Innern ein ihm unbekannter, erschreckender, fremder Morstin, stieg und wuchs, breitete sich aus, nahm Besitz vom Körper des alten, wohlbekannten und, weiter noch, vom ganzen Raum der *American Bar*. Nie in seinem Leben, seit seiner Kindheit nicht, hatte Franz Xaver Morstin den Zorn gekannt. Er besaß ein weiches Gemüt, und die Geborgenheit, die ihm sein Stand, seine Wohlhabenheit, der Glanz seines Namens, seine Bedeutung sicherten, hatte ihn bis jetzt gleichsam abgeschlossen von aller Roheit dieser Welt, vor jeder Begegnung mit ihrer Niedrigkeit. Gewiß hätte er sonst den Zorn früher kennengelernt. Es war, als fühlte er selbst in dieser einzigen Sekunde, in der sich seine Verwandlung vollzog, daß sich, lange schon vor ihm, die Welt verwandelt hatte. Es war, als erführe er jetzt, daß die eigene Verwandlung lediglich eine notwendige Folge der allgemeinen Verwandlung war. Viel größer noch als der ihm unbekannte Zorn, der jetzt in ihm aufstieg und wuchs und über die Gren-

zen seiner Persönlichkeit schäumte, mußte die Gemeinheit gewachsen sein, die Gemeinheit dieser Welt, die Niedertracht, die sich so lange geduckt hatte und verborgen unter dem Kleide der schmeichelnden »Loyalität« und der sklavischen Untertänigkeit. Es war, als erführe er, der allen Menschen, ohne sie zu prüfen, von vornherein die selbstverständliche Eigenschaft, Anstand zu besitzen, zugetraut hatte, in dieser Sekunde erst den Irrtum seines Lebens, den Irrtum jedes noblen Herzens: nämlich den, Kredit zu gewähren, schrankenlosen Kredit. Und seine plötzliche Erkenntnis erfüllte ihn mit jener vornehmen Scham, die eine treue Schwester des vornehmen Zornes ist. Im Anblick der Niedrigkeit schämt sich der Vornehme doppelt: einmal, weil allein schon ihre Existenz ihn beschämt, dann auch, weil er sofort einsieht, daß sein Herz betört wurde. Er kommt sich betrogen vor – und sein Stolz rebelliert dagegen, daß man sein Herz hatte betrügen können.
Er war nicht mehr imstande, zu messen, zu wägen und zu überlegen. Es schien ihm, daß kaum irgendeine Art der Gewalttätigkeit bestialisch genug sein könnte, die Niedrigkeit jenes Mannes, der mit den Kronen auf dem kahlen Schädel eines Maklers tanzte, jeden Abend mit einer anderen, zu strafen und zu rächen. Ein Grammophon grölte das Lied vom »Hans, der was mit dem Knie macht«; die Barmädchen kreischten; die jungen Männer klatschten in die Hände; der Barmann, ganz in chirurgischem Weiß, klirrte mit Gläsern, Löffeln, Flaschen, schüttete und mixte, braute und zauberte aus metallenen Gefäßen die geheimnisvollen Zaubertränke der neuen Zeit, schepperte, rasselte und blickte von Zeit zu Zeit mit einem wohlwollenden Aug', das zugleich schon den Konsum kalkulierte, auf das Schauspiel des Bankiers. Die rötlichen Lämpchen zitterten bei jedem stampfenden Schritt des Glatzköpfigen. Das Licht, das Grammophon, die Geräusche, die der Mixer verursachte, das Gurren und Kreischen der Frauen versetzten den Grafen Morstin in eine verwunderliche Raserei. Es geschah das Unglaubliche: Er wurde zum erstenmal in seinem Leben lächerlich und kindisch. Er bewaffnete sich mit der halbgeleerten Sektflasche und mit einem blauen Siphon, trat nahe an die Fremden heran; während er mit der Linken das Sodawasser gegen die Tischgesellschaft verspritzte, als gälte es, einen häßlichen Brand zu löschen, hieb er mit der Rechten die Flasche gegen den Kopf des Tänzers. Der Bankier fiel zu Boden. Die Krone fiel ihm vom Kopf. Und während sich der Graf bückte, um sie aufzuheben, als gälte es, eine wirkliche Krone und alles, was sie dar-

stellte, zu retten, stürzten sich über ihn Kellner, Mädchen und Stutzer. Betäubt von dem starken Parfüm der Mädchen, den Schlägen der jungen Männer, wurde der Graf Morstin schließlich auf die Straße gebracht. Dort, vor der Tür der *American Bar*, präsentierte ihm der beflissene Kellner die Rechnung, auf silbernem Tablett, unter freiem Himmel, sozusagen in Anwesenheit aller gleichgültigen, fernen Sterne: Denn es war eine heitere Winternacht.
Am nächsten Tag kehrte der Graf nach Lopatyny zurück.

V

Warum – sagte er sich unterwegs – nicht nach Lopatyny zurückkehren? Da meine Welt endgültig besiegt zu sein scheint, habe ich keine ganze Heimat mehr. Und es ist besser, ich suche noch die Trümmer meiner alten Heimat auf!
Er dachte an die Büste des Kaisers Franz Joseph, die in seinem Keller ruhte, und an den Leichnam dieses seines Kaisers, der längst in der Kapuzinergruft lag.
Ich war immer ein Sonderling – so dachte er weiter – in meinem Dorfe und in der Umgebung. Ich werde ein Sonderling bleiben.
Er telegraphierte an seinen Hausverwalter den Tag seiner Ankunft.
Und als er ankam, erwartete man ihn, wie immer, wie in früheren Zeiten, als hätte es keinen Krieg gegeben, keine Auflösung der Monarchie, keine neue polnische Republik.
Denn es ist einer der größten Irrtümer der neuen – oder, wie sie sich gerne nennen: modernen – Staatsmänner, daß das Volk (die »Nation«) sich ebenso leidenschaftlich für die Weltpolitik interessiert wie sie selber.
Das Volk lebt keineswegs von der Weltpolitik – und unterscheidet sich dadurch angenehm von den Politikern. Das Volk lebt von der Erde, die es bebaut, vom Handel, den es treibt, vom Handwerk, das es versteht. (Es wählt trotzdem bei den öffentlichen Wahlen, es stirbt in den Kriegen, es zahlt Steuern den Finanzämtern.) Jedenfalls war es so in dem Dorfe des Grafen Morstin, in dem Dorf Lopatyny. Und der ganze Weltkrieg und die ganze Veränderung der europäischen Landkarte hatten die Gesinnung des Volkes von Lopatyny nicht verändert. Wie? – Warum? – Der gesunde Menschenverstand der jüdischen

Schankwirte, der ruthenischen und der polnischen Bauern wehrte sich gegen die unbegreiflichen Launen der Weltgeschichte. Ihre Launen sind abstrakt: die Neigungen und Abneigungen des Volkes aber sind konkret. Das Volk von Lopatyny zum Beispiel kannte seit Jahren die Grafen Morstin, die Vertreter des Kaisers und des Hauses Habsburg. Es kamen neue Gendarmen, und ein Steuersequester ist ein Steuersequester, und der Graf Morstin ist der Graf Morstin. Unter der Herrschaft der Habsburger waren die Menschen von Lopatyny glücklich und unglücklich gewesen – je nach dem Willen Gottes. Immer gibt es, unabhängig von allem Wechsel der Weltgeschichte, von Republik und Monarchie, von sogenannter nationaler Selbständigkeit oder sogenannter nationaler Unterdrückung im Leben des Menschen eine gute oder eine schlechte Ernte, gesundes und faules Obst, fruchtbares und kränkliches Vieh, die satte und die magere Weide, den Regen zu Zeit und Unzeit, die fruchtbare Sonne und jene, die Dürre und Unheil brachte; für den jüdischen Händler bestand die Welt aus guten und aus schlechten Kunden; für den Schankwirt aus guten und aus schwachen Trinkern; für den Handwerker wieder war es wichtig, ob die Leute neue Dächer, neue Stiefel, neue Hosen, neue Öfen, neue Schornsteine, neue Fässer brauchten oder nicht. So war es wenigstens, wie gesagt, in Lopatyny. Und was unsere besondere Meinung betrifft, so geht sie dahin, daß sich die ganze große Welt gar nicht so sehr von dem kleinen Dörfchen Lopatyny unterscheidet, wie es die Volksführer und Politiker wissen wollen. Nachdem sie Zeitungen gelesen, Reden gehört, Abgeordnete gewählt, selber mit Freunden die Vorgänge in der Welt besprochen haben, kehren die braven Bauern, Handwerker und Kaufleute – und in den großen Städten auch die Arbeiter – in ihre Häuser und Werkstätten zurück. Und Kummer oder Glück erwarten sie zu Hause: kranke oder gesunde Kinder, zänkische oder friedliche Weiber, zahlende oder säumige Kunden, zudringliche oder geduldige Gläubiger, ein gutes oder ein schlechtes Essen, ein sauberes oder ein schmutziges Bett. Ja, es ist unsere Überzeugung, daß sich die einfachen Menschen gar nicht um die Weltgeschichte kümmern, mögen sie auch an Sonntagen ein langes und breites von ihr reden. Aber dies mag, wie gesagt, unsere private Anschauung sein. Wir haben hier lediglich vom Dorfe Lopatyny zu berichten. Und dort war es so, wie wir es eben beschrieben haben.

Als der Graf Morstin heimgekehrt war, begab er sich sofort zu Salo-

mon Piniowsky, dem klugen Juden, bei dem, wie bei keinem zweiten Menschen in Lopatyny, die Einfalt und die Klugheit einträchtig nebeneinander lebten, als wären sie Schwestern. Und der Graf fragte den Juden: »Salomon, was hältst du von dieser Erde?« »Herr Graf«, sagte Piniowsky, »nicht das geringste mehr. Die Welt ist zugrunde gegangen, es gibt keinen Kaiser mehr, man wählt Präsidenten, und das ist so, wie wenn ich mir einen tüchtigen Advokaten suche, wenn ich einen Prozeß habe. Das ganze Volk wählt sich also einen Advokaten, der es verteidigt. Aber – frage ich, Herr Graf, vor welchem Gericht? – Vor dem Gericht anderer Advokaten wiederum. Und hat das Volk selbst keinen Prozeß und hat es auch nicht nötig, sich zu verteidigen, so wissen wir doch alle, daß die Existenz des Advokaten allein uns schon Prozesse an den Hals schafft. Und so wird es jetzt fortwährend Prozesse geben. Ich habe noch die schwarz-gelbe Fahne, Herr Graf, die Sie mir geschenkt haben. Was soll ich mit ihr? Sie liegt auf dem Dachboden. Ich hab' noch das Bild des alten Kaisers. Was soll ich nun? Ich lese Zeitungen, ich kümmere mich ein bißchen ums Geschäft, ein bißchen um die Welt, Herr Graf. Ich weiß, was sie für Dummheiten machen. Aber unsere Bauern haben keine Ahnung. Sie glauben einfach, der alte Kaiser hätte neue Uniformen eingeführt und Polen befreit. Er residiert nicht mehr in Wien, sondern in Warschau.«
»Laß sie nur«, sagte der Graf Morstin.
Und er ging nach Hause und ließ die Büste des Kaisers Franz Joseph aus dem Keller holen, und er stellte sie auf, vor dem Eingang zu seinem Haus.
Und vom nächsten Tage an – als hätte es keinen Krieg gegeben – als gäbe es keine neue polnische Republik – als ruhte der alte Kaiser nicht längst schon in der Kapuzinergruft – als gehörte dieses Dorf Lopatyny noch zu dem Gebiet der alten Monarchie: zog jeder Bauer, der des Weges vorbeizog, den Hut vor der sandsteinernen Büste des alten Kaisers, und jeder Jude, der mit seinem Päckchen vorbeizog, murmelte das Gebet, das der fromme Jude zu sagen hat beim Anblick eines Kaisers. Und die unscheinbare Büste, hergestellt in billigem Sandstein, von der unbeholfenen Hand eines Bauernjungen, die Büste im alten Waffenrock des toten Kaisers, mit Sternen, Abzeichen, goldenem Vlies, festgehalten im Stein, so wie das kindliche Auge des Burschen den Kaiser gesehen und geliebt hatte, gewann mit der Zeit auch einen besonderen, einen ganz eigenen künstlerischen Wert – selbst in den

Augen des Grafen Morstin. Es war, als wollte der erhabene Gegenstand, je mehr Zeit verging, das Werk, das ihn darstellte, verbessern und veredeln. Wind und Wetter arbeiteten, wie mit künstlerischem Bewußtsein, an dem naiven Stein. Es war, als arbeiteten auch Verehrung und Erinnerung an diesem Standbild und als veredelte jeder Gruß der Bauern, jedes Gebet eines gläubigen Juden bis zu künstlerischer Vollkommenheit das hilflose Werk der jungen Bauernhand.
So stand das Bild jahrelang vor dem Hause des Grafen Morstin, das einzige Denkmal, das es im Dorf Lopatyny jemals gegeben hatte und auf das alle Einwohner des Dorfes mit Recht stolz waren.
Dem Grafen selbst aber, der das Dorf niemals mehr verließ, bedeutete dieses Denkmal mehr: Es gab ihm, verließ er das Haus, die Vorstellung, daß sich nichts geändert hatte. Allmählich – er wurde früh alt – ertappte er sich von Zeit zu Zeit auf ganz törichten Gedanken. Stundenlang verharrte er – obwohl er ja den gewaltigsten aller Kriege mitgemacht hatte – in der Vorstellung, dieser sei nur ein wüster Traum gewesen, und alle Veränderungen, die ihm gefolgt waren, seien noch wüstere Träume. Zwar sah er, jede Woche fast, daß seine Fürsprache bei Ämtern und Gerichten für seine Schutzbefohlenen nichts mehr nutzte, ja, daß sich neue Beamte über ihn lustig machten. Er war eher entsetzt als beleidigt. Schon war es allgemein bekannt in dem nächsten Städtchen wie in der Umgebung und auf den Gütern der Nachbarn, daß der »alte Morstin halb verrückt« sei. Man erzählte sich, daß er zu Hause die alte Uniform eines Rittmeisters der Dragoner trage, mit allen alten Orden und Auszeichnungen. Eines Tages fragte ihn ein Gutsbesitzer der Umgebung – ein gewisser Graf Walewski – geradeheraus, ob es wahr sei.
»Bis jetzt noch nicht«, erwiderte Morstin, »aber Sie bringen mich auf eine gute Idee. Ich werde meine Uniform anziehn – und zwar nicht zu Hause. Ich werde sie auch draußen tragen.«
Und also geschah es auch.
Von nun an sah man den Grafen Morstin in der Uniform eines österreichischen Rittmeisters der Dragoner – und die Einwohner verwunderten sich durchaus nicht darüber. Trat der Rittmeister aus dem Hause, so salutierte er vor seinem Allerhöchsten Kriegsherrn, vor der Büste des toten Kaisers Franz Joseph. Dann ging er den gewohnten Weg zwischen den zwei Tannenwäldchen, die sandige Straße entlang, die zum nächsten Städtchen führte. Die Bauern, die ihm begegneten,

zogen die Hüte und sagten: »Gelobt sei Jesus Christus«, und sie fügten noch die Anrede »Herr Graf« dazu – als glaubten sie, der Herr Graf sei eine Art näherer Verwandter des Erlösers und zwei Titel wären besser. Ach! – seit langem nicht mehr konnte er ihnen helfen, wie er ihnen früher geholfen hatte! Zwar waren die kleinen Bauern immer noch ohnmächtig. Er aber, der Herr Graf, war kein Mächtiger mehr! – Und wie alle, die einst mächtig gewesen waren, galt er nunmehr noch weniger als die Ohnmächtigen: Fast gehörte er schon zu der Kaste der Lächerlichen in den Augen der Beamten. Aber das Volk von Lopatyny und Umgebung glaubte an ihn, immer noch, wie es an den Kaiser Franz Joseph glaubte, dessen Büste es zu grüßen pflegte. Den Bauern und den Juden von Lopatyny und Umgebung erschien der Graf Morstin keineswegs lächerlich, sondern ehrfurchtsvoll. Man verehrte seine hagere, dürre Gestalt, sein graues Haar, sein aschfarbenes, verfallenes Gesicht, seine Augen, die in eine Weite ohne Grenze zu blicken schienen; kein Wunder: Sie blickten nämlich in die verlorene Vergangenheit.

Da ereignete es sich eines Tages, daß der Woiwode von Lwow, das früher Lemberg hieß, eine Inspektionsreise unternahm und sich aus irgendeinem Grunde in Lopatyny aufhalten mußte. Man bezeichnete ihm das Haus des Grafen Morstin, zu dem er sich auch sofort aufmachte. Zu seinem Erstaunen erblickte er vor dem Hause des Grafen, mitten in einem Boskett, die Büste des Kaisers Franz Joseph. Er betrachtete sie lange, beschloß endlich, das Haus zu betreten und den Grafen selbst nach dem Sinn dieses Denkmals zu fragen. Aber er erstaunte noch mehr – ja, er erschrak beim Anblick des Grafen Morstin, der dem Woiwoden in der Uniform eines österreichischen Rittmeisters der Dragoner entgegenkam. Der Woiwode war selbst ein »Kleinpole«, daß heißt: Er stammte aus dem früheren Galizien. Er selbst hatte in der österreichischen Armee gedient. Der Graf Morstin erschien ihm wie ein Gespenst aus einem für ihn, den Woiwoden, längst abgelaufenen Kapitel der Geschichte.

Er bezwang sich und fragte vorerst gar nicht. Dann aber, als sie bei Tisch saßen, begann er, sich vorsichtig nach dem Denkmal des Kaisers zu erkundigen. – »Ja«, sagte der Graf, als ob es gar keine neue Welt gäbe, »Seine hochselige Majestät war acht Tage hier. Ein sehr begabter Bauernjunge hat die Büste gemacht. Sie hat immer hier gestanden. Solange ich lebe, wird sie hier stehen.«

Der Woiwode verschwieg den Entschluß, den er eben gefaßt hatte, und sagte lächelnd und wie nebenbei: »Sie tragen immer noch die alte Uniform?«
»Ja«, erwiderte Morstin, »ich bin zu alt, um eine neue anzulegen. Im Zivil, wissen Sie, fühle ich mich seit dieser Veränderung der Verhältnisse nicht ganz wohl. Ich fürchte, man könnte mich dann mit manchen anderen verwechseln. – Auf Ihr Wohl«, fuhr der Graf fort – hob das Glas und trank seinem Gast zu.
Der Woiwode saß noch eine Weile, verließ dann den Grafen und das Dorf Lopatyny, setzte seine Inspektionsreise fort, kam in seine Residenz zurück und gab Auftrag, die Kaiserbüste vor dem Hause des Grafen Morstin zu entfernen.
Dieser Auftrag gelangte schließlich an den Bürgermeister (»Wojt« genannt) des Dörfchens Lopatyny und also unmittelbar hierauf zur Kenntnis des Grafen Morstin.
Zum erstenmal befand sich also der Graf im offenen Konflikt mit der neuen Macht, deren Dasein er bis jetzt kaum zur Kenntnis genommen hatte. Er sah ein, daß er zu schwach war, sich gegen sie aufzulehnen. Er erinnerte sich an die nächtliche Szene in der Züricher *American Bar*. Ach! Es hatte keinen Sinn mehr, die Augen vor der neuen Welt der neuen Republiken, der neuen Bankiers und Kronenträger, der neuen Damen und Herren, der neuen Herrscher der Welt zu schließen. Man mußte die alte Welt begraben. Aber man mußte sie würdig begraben.
Und der Graf Franz Xaver Morstin berief zehn der ältesten Einwohner des Dorfes Lopatyny in sein Haus – und darunter befand sich der kluge und zugleich einfältige Jude Salomon Piniowsky. Es kamen ferner: der griechisch-katholische Pfarrer, der römisch-katholische und der Rabbiner.
Und als sie alle versammelt waren, begann der Graf Morstin folgende Rede:
»Meine lieben Mitbürger,
ihr alle habt noch die alte Monarchie gekannt, euer altes Vaterland. Seit Jahren ist es tot – und ich habe eingesehen – es hat keinen Sinn, nicht einzusehn, daß es tot sei. Vielleicht wird es einmal auferstehn, wir Alten werden es kaum noch erleben. Man hat uns aufgetragen, die Büste Seiner hochseligen Majestät, des Kaisers Franz Joseph des Ersten, ehestens wegzuschaffen.
Wir wollen sie nicht wegschaffen, meine Freunde!

Wenn die alte Zeit tot sein soll, so wollen wir mit ihr verfahren, wie man eben mit Toten verfährt: Wir wollen sie begraben.
Infolgedessen bitte ich euch, meine Lieben, mir zu helfen, daß wir den toten Kaiser, das heißt seine Büste, mit aller Feierlichkeit und Ehrfurcht, die einem toten Kaiser gebühren, von heute in drei Tagen auf dem Friedhof bestatten.«

VI

Der ukrainische Schreiner Nikita Kolohin zimmerte einen großartigen Sarg aus Eichenholz. Drei tote Kaiser hätten in ihm Platz gefunden.
Der polnische Schmied Jaroslaw Wojciechowski schmiedete einen gewaltigen Doppeladler aus Messing, der auf den Deckel des Sarges genietet wurde.
Der jüdische Thoraschreiber Nuchim Kapturak schrieb mit seinem Gänsekiel auf eine kleine Pergamentrolle den Segen, den die gläubigen Juden zu sprechen haben beim Anblick eines gekrönten Hauptes, wikkelte sie in gehämmertes Blech und legte es in den Sarg.
Am frühen Vormittag – es war ein heißer Sommertag – zahllose unsichtbare Lerchen trillerten unter dem Himmel und zahllose unsichtbare Grillen wisperten ihnen Antwort aus den Wiesen – versammelten sich die Bewohner von Lopatyny um das Denkmal Franz Josephs des Ersten. Graf Morstin und der Bürgermeister betteten die Büste in den prachtvollen, großen Sarg. In diesem Augenblick begannen die Glokken der Kirche auf dem Hügel zu läuten. Alle drei Geistlichen stellten sich an die Spitze des Zuges. Den Sarg nahmen vier alte, kräftige Bauern auf die Schultern. Hinter ihm, mit gezogenem Säbel, im feldgrau verdeckten Dragonerhelm, ging der Graf Franz Xaver Morstin, in diesem Dorfe dem toten Kaiser der Nächste, ganz allein in jener Einsamkeit, welche die Trauer gebietet, und hinter ihm, mit rundem, schwarzem Käppchen auf dem silbrigen Kopf, der Jude Salomon Piniowsky, den runden Samthut in der Linken, die große schwarz-gelbe Fahne mit dem Doppeladler in der erhobenen rechten Hand. Und hinter ihm das ganze Dorf, die Männer und die Frauen.
Die Kirchenglocken dröhnten, die Lerchen trillerten, die Grillen wisperten unaufhörlich.
Das Grab war bereit. Man ließ den Sarg hinab, breitete die Fahne über

ihn – und Franz Xaver Morstin grüßte zum letztenmal mit dem Säbel den Kaiser.
Da erhob sich ein Schluchzen in der Menge, als hätte man jetzt erst den Kaiser Franz Joseph begraben, die alte Monarchie und die alte Heimat. Die drei Geistlichen beteten.
Also begrub man den alten Kaiser zum zweitenmal im Dorfe Lopatyny, im ehemaligen Galizien.
Ein paar Wochen später geriet die Kunde von diesem Vorfall in die Zeitungen. Diese schrieben ein paar witzige Worte über den Vorfall, unter der Rubrik »Glossen«.

VII

Der Graf Morstin aber verließ das Land. Er lebt jetzt an der Riviera, ein alter, verbrauchter Mann, der am Abend mit alten russischen Generälen Schach und Skat spielt. Ein paar Stunden am Tage schreibt er an seinen Erinnerungen. Wahrscheinlich werden sie keinen bedeutenden literarischen Wert besitzen: denn der Graf Morstin hat keine literarische Übung und auch keinen schriftstellerischen Ehrgeiz. Da er aber ein Mann von besonderer Gnade und Art ist, gelingen ihm zuweilen ein paar denkwürdige Sätze, wie, zum Beispiel, die folgenden, die ich mit seiner Erlaubnis hierhersetze:
»Ich habe erlebt«, schreibt der Graf, »daß die Klugen dumm werden können, die Weisen töricht, die echten Propheten Lügner, die Wahrheitsliebenden falsch. Keine menschliche Tugend hat in dieser Welt Bestand, außer einer einzigen: der echten Frömmigkeit. Der Glaube kann uns nicht enttäuschen, da er uns nichts auf Erden verspricht. Der wahre Gläubige enttäuscht uns nicht, weil er auf Erden keinen Vorteil sucht. Auf das Leben der Völker angewandt, heißt das: Sie suchen vergeblich nach sogenannten nationalen Tugenden, die noch fraglicher sind als die individuellen. Deshalb hasse ich Nationen und Nationalstaaten. Meine alte Heimat, die Monarchie, allein war ein großes Haus mit vielen Türen und vielen Zimmern, für viele Arten von Menschen. Man hat das Haus verteilt, gespalten, zertrümmert. Ich habe dort nichts mehr zu suchen. Ich bin gewohnt, in einem Haus zu leben, nicht in Kabinen.«
So stolz und so traurig schreibt der alte Graf. Gefaßt und friedvoll

wartet er auf seinen Tod. Wahrscheinlich sehnt er sich auch nach ihm. Denn er hat in seinem Testament bestimmt, daß er im Dorfe Lopatyny bestattet werde – und zwar nicht in der Familiengruft, sondern neben dem Grab, in dem der Kaiser Franz Joseph liegt, die Büste des Kaisers.

DIE HUNDERT TAGE

Roman

1936



ERSTES BUCH
DIE HEIMKEHR DES GROSSEN KAISERS

I

Die Sonne tauchte blutrot, winzig und vergrämt aus den Nebeln. Bald verschwand sie wieder im kalten Grau dieses Morgens. Ein mißmutiger Tag brach an. Es war der zwanzigste März, also ein Tag vor dem Anfang des Frühlings. Man spürte ihn noch nirgends. Es regnete und stürmte im ganzen Lande, und die Menschen froren.

Es hatte noch gestern nacht in Paris gestürmt und geregnet. Heute verstummten die Vögel jäh, nach einem kurzen, morgendlichen Jubel. In dünnen, gehässigen und kalt schwelenden Fäden stieg der Nebel aus den Ritzen zwischen dem Pflaster empor, näßte die Steine aufs neue, die der Morgenwind soeben getrocknet hatte, schwebte um die Weiden und Kastanien in den Parks und an den Rändern der Alleen, ließ die fürwitzigen Knöspchen der Bäume erzittern, jagte deutlich sichtbare Schauder über die feuchten Rücken der geduldigen Fiakergäule und drückte den Rauch, der hier und dort aus morgenfleißigen Kaminen aufzusteigen versuchte, gegen die Erde. Es roch nach Brand, Nebel, Regen, feuchten Kleidern, lauernden Schneewolken und vorderhand verhindertem Hagel, nach unfreundlichem Wind, durchnäßtem Lederzeug und nach häßlich dünstenden Kanälen.

Dennoch hielt es die Einwohner der Stadt Paris nicht in ihren Häusern. Zu früher Stunde schon drängten sich die Menschen in den Straßen. Sie versammelten sich vor den Wänden, an denen Zeitungsblätter klebten. Diese Zeitungen enthielten die Abschiedsworte des Königs von Frankreich. Es waren kaum leserliche, geradezu verweinte Zeitungen, denn der nächtliche Regen hatte ihre frischen Lettern verwischt und hie und da auch den Leim gelöst, mit dem sie an den Stein geklebt waren. Von Zeit zu Zeit riß ein stürmischer Windstoß ein Blatt vollends von der Mauer und schleuderte es in den schwarzen Kot der Straße. Also wurden die Abschiedsworte des Königs von Frankreich schmählich vernichtet, im Kot der Straße, unter den Rädern der Wagen, unter den Hufen der Pferde, unter den achtlosen Tritten der Fußgänger.

Manche, die dem König treu geblieben waren, sahen diesen Blättern wehmütig und ergeben nach. Der Himmel selbst schien ihm ungünstig gesinnt. Sturm und Regen ließen es sich angelegen sein, seine Abschiedsworte zu vernichten. In Wind und Regen hatte er gestern abend sein Schloß und seine Residenz verlassen. »Macht mir das Herz nicht schwer, Kinder!« sagte er, als sie ihn auf den Knien baten zu bleiben. Er konnte nicht bleiben, der Himmel war gegen ihn... man sah es.

Er war ein guter König. Wenige liebten ihn, aber viele im Lande hatten ihn gern. Er hatte kein gutes Herz, aber es war ein königliches. Er war alt, wohlbeleibt, schwerfällig, friedfertig und stolz. Er kannte das Unglück der Heimatlosigkeit, denn er war in der Verbannung alt geworden. Er traute den Menschen nicht, wie jeder Unglückliche. Er liebte das Maß, die Ruhe und den Frieden. Einsam war er und den Menschen fremd – denn die wahren Könige sind fremd und einsam. Er war arm und alt, wohlbeleibt und schwerfällig, würdig, bedächtig und unglücklich. Wenige liebten ihn, aber viele hatten ihn gern im Lande.

Der alte König floh vor einem großen Schatten, dem Schatten des gewaltsamen Kaisers Napoleon, der sich seit zwanzig Tagen der Hauptstadt des Landes näherte. Der Kaiser warf seinen Schatten voraus, und es war ein schwerer Schatten. Er wuchtete auf dem Lande und fast auf der ganzen Welt. Man kannte ihn gut im Lande und überall auf Erden. Seine Würde war eine andere als die der geborenen Könige: Er besaß die Würde der Gewalt. Seine Krone hatte er erworben und erobert und nicht geerbt. Er stammte aus einem unbekannten Geschlecht. Und selbst seinen namenlosen Vorfahren verlieh er noch Ruhm. Er schenkte Glanz seinen Ahnen, statt ihn von ihnen zu empfangen wie die geborenen Kaiser und Könige. Also ward er allen Namenlosen ebenso verwandt wie den Trägern altererbter Würden. Indem er sich selbst erhob, adelte, krönte, erhob er alle Namenlosen im gemeinen Volk, und also liebte es ihn. Erschreckt, besiegt und im Zaum gehalten hatte er eine geraume Zeit die Großen dieser Erde, und deshalb hielten ihn die Kleinen für ihren Rächer und anerkannten ihn als ihren Herrn. Sie liebten ihn, weil er ihresgleichen zu sein schien – und weil er dennoch größer war als sie. Ihnen gab er ein Beispiel; eine Aufmunterung war er ihnen.

Überall in der Welt kannte man den Namen des Kaisers – aber wenige wußten von ihm. Denn wie ein wahrer König war auch er einsam. Er wurde geliebt und gehaßt, gefürchtet und verehrt und selten erkannt.

Man konnte ihn nur hassen, lieben, fürchten, anbeten, als wäre er ein Gott. Und er war ein Mensch.
Er selbst haßte, liebte, fürchtete und verehrte. Er war stark und schwach, verwegen und mutlos, treu und verräterisch, leidenschaftlich und gleichgültig, hochmütig und einfach, stolz und niedrig, gewaltig und armselig, treuherzig und mißtrauisch.

Er verhieß den Menschen Freiheit und Würde – aber wer in seine Dienste trat, verlor die Freiheit und ergab sich ihm vollends. Er schätzte das Volk und die Völker gering, und er buhlte um die Gunst des Volkes. Er verachtete die geborenen Könige, und wollte ihre Freundschaft und ihre Anerkennung. Er glaubte an Gott, und er fürchtete ihn wenig. Vertraut war ihm der Tod, und er wollte nicht sterben. Er achtete das Leben gering, und er wollte es genießen. Er schätzte die Liebe nicht, und er wollte die Frauen besitzen. Er glaubte nicht an die Treue und an die Freundschaft, und er suchte unermüdlich, Freunde zu gewinnen. Er schätzte diese Welt wenig, und er wollte sie erobern. Er traute den Menschen nicht, bevor sie nicht bereit waren, für ihn zu sterben: also machte er aus ihnen Soldaten. Damit er ihrer Liebe sicher sei, lehrte er sie, ihm zu gehorchen. Damit er ihrer sicher sei, mußten sie sterben. Beglücken wollte er die Welt, und er verschaffte ihr Plage. Ach, und man liebte ihn noch seiner Schwäche wegen. Denn wo er sich schwach erwies, sahen die Menschen, daß er ihresgleichen sei, und sie liebten ihn, weil sie sich ihm verwandt fühlten. Und wenn er sich stark zeigte, liebten sie ihn gerade deswegen und weil er nicht ihresgleichen zu sein schien. Und wer ihn nicht liebte, haßte ihn oder fürchtete ihn. Er war stark und wankelmütig, treu und verräterisch, mutig und furchtsam, erhaben und gering.
Jetzt stand er vor den Toren der Stadt Paris.
Aus Furcht warfen die einen und andere aus Freude die Abzeichen weg, die der König eingeführt hatte.
Die Farbe des Königs und seines Hauses war die weiße gewesen. Die sich zu ihm bekannt hatten, trugen weiße Schleifen am Rock.
Heute aber verloren Hunderte, wie durch einen Zufall, ihre weißen Schleifen. Nun lagen sie, geschändete, verleugnete Schmetterlinge, im schwarzen Kot der Straße.
Die Blume des Königs und seines Hauses war die unnahbare, jung-

fräuliche Lilie gewesen. Jetzt lagen Hunderte weggeworfene, verleugnete, geschändete Lilien aus Stoff und Seide im schwarzen Kot der Straße. Die Farben des herannahenden Kaisers aber waren: Blau und Weiß und Rot: blau wie der Himmel und die Ferne; weiß wie der Schnee und der Tod; rot wie das Blut und die Freiheit.
Auf einmal sah man in der Stadt Tausende von Menschen mit blau-weiß-roten Schleifen an den Röcken und an den Hüten.
Und statt der keuschen, stolzen Lilie trugen sie die bescheidenste aller Blumen: das Veilchen.
Es ist eine demütige und eine tapfere Blume. Sie hat die Tugenden des namenlosen Volkes. Kaum erkannt blüht sie im Schatten der großen Bäume, und mit einer bescheidenen und würdigen Tollkühnheit begrüßt sie als erste aller Blumen den Frühling. Und ihr dunkelblauer Schimmer erinnert ebenso an den morgendlichen Dunst vor dem Aufgang der Sonne wie an den abendlichen vor dem Anbruch der Nacht. Es war die Blume des Kaisers. Man nannte ihn den »Vater des Veilchens«.
Nun sah man Tausende aus dem Volk, aus den Vorstädten von Paris gegen den Mittelpunkt der Stadt, gegen das Schloß heranziehen, alle mit Veilchen geschmückt. Es war ein Tag vor dem Anfang des Frühlings, ein unfreundlicher Tag, ein mißmutiger Frühling. Aber das Veilchen, die mutigste aller Blumen, blühte schon vor den Toren der Stadt, in den Wäldern. Und es war, als trüge das Volk aus den Vorstädten den lebendigen Frühling in die steinerne Stadt, vor das steinerne Schloß. Die frischgepflückten Veilchensträuße blauten an den Spitzen der erhobenen Stöcke der Männer, zwischen den warmen und schwellenden Brüsten der Frauen, an den hochgeschwenkten Hüten und Mützen, in den grüßenden Händen der Arbeiter und Handwerker, an den Degen der Offiziere, an den Trommeln der alten Tamboure und an den silbernen Trompeten der alten Trompeter. An der Spitze mancher Gruppen marschierten die Taboure der alten kaiserlichen Armee. Sie trommelten die alten Schlachtenmelodien auf die alten Kalbfelle, ließen die beschwingten Schlegel in der Luft wirbeln und fingen sie, die heimkehrenden schlanken Vögelchen, in den väterlich geöffneten Händen wieder auf. An der Spitze anderer Gruppen, oder auch in ihrer Mitte, marschierten die alten Trompeter der alten Armee, und von Zeit zu Zeit setzten sie ihre Hörner an die Lippen und bliesen die alten Schlachtrufe des Kaisers, die wehmütigen und einfachen Rufe des To-

des und des Sieges, von denen jeder jeden Soldaten an seinen Schwur erinnerte, für den Kaiser zu sterben, und auch an den letzten Seufzer der geliebten Frau, bevor man sie verließ, um für den Kaiser zu sterben. Mitten zwischen vielen Menschen und rittlings auf Schultern sah man die alten Offiziere des Kaisers. Sie schwankten, ja, sie wurden geschwenkt über den wogenden Köpfen der Menge wie lebendige, menschliche Fahnen. Sie hatten ihre Degen gezogen. An deren Spitzen flatterten ihre Hüte wie kleine, schwarze Fahnen, geschmückt mit den dreifarbigen Kokarden des Kaisers und des Volkes von Frankreich. Und von Zeit zu Zeit und als bedrückte der nicht oft genug ausgestoßene Schrei immer noch die Herzen der Frauen und Männer, riefen sie: »Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser! Es lebe das Volk! Es lebe der Vater des Veilchens! Es lebe die Freiheit! Es lebe der Kaiser!« Und noch einmal: »Es lebe der Kaiser!« – Manchmal auch, mitten in einer Gruppe, begann ein Begeisterter zu singen. Er sang die alten Lieder der alten Soldaten, aus alten Schlachten, die Lieder, die den Abschied der Menschen vom Leben besingen, ihr Gebet vor dem Tod, die gesungene Beichte des Soldaten, der keine Zeit hat zur letzten Absolution, seine Liebe zum Leben und seine Liebe zum Sterben, die Lieder, die den Tritt der Regimenter enthalten und das Knattern der Gewehre. Plötzlich stimmte einer das längst nicht mehr gehörte Lied, die Marseillaise, an – und alle Tausende fielen ein in diesen Gesang. Es war das Lied des Volkes von Frankreich. Es war das Lied der Freiheit und des Gehorsams. Es war das Lied des Vaterlandes und der ganzen Welt. Es war das Lied des Kaisers, wie das Veilchen seine Blume war, wie der Adler sein Vogel war, wie die Farben Blau, Weiß, Rot seine Farben waren. Es adelte den Sieg und überglänzte auch noch die verlorenen Schlachten. Es enthielt den Triumph und seinen Bruder, den Tod. Es enthielt die Verzweiflung und die Zuversicht. Jeder einzelne, der die Marseillaise vor sich hinsingt, wird der mächtige Genosse und Freund der vielen, deren Lied sie ist. Und wer sie gemeinsam mit vielen anstimmt, fühlt seine ewige Einsamkeit, obwohl er mitten unter vielen ist. Denn die Marseillaise verkündet den Triumph und den Untergang, die Gemeinschaft mit der Welt und die Verlassenheit jedes einzelnen, die trügerische Macht des Menschen und seine sichere Ohnmacht, es ist das singende Leben und der singende Tod. Es ist das Lied des Volkes von Frankreich.

Man sang es an dem Tage, an dem der Kaiser Napoleon heimkehrte.

II

Manche seiner alten Freunde eilten ihm entgegen, um ihn noch unterwegs einzuholen. Andere machten sich bereit, ihn erst in der Stadt zu empfangen. Schon war die weiße Fahne des Königs vom Turm des Rathauses verschwunden, schon flatterte an ihm die blau-weiß-rote des Kaisers. Und an den Mauern, an denen heute morgen noch die Abschiedsworte des Königs geklebt hatten, hafteten jetzt neue, nicht mehr verweinte, vom Regen verwüstete, sondern klare, leserliche, saubere und trockene Blätter. Über ihnen schwebte in mächtiger Beharrlichkeit der kaiserliche Adler, als beschützten seine starken, schwarzen Schwingen die schwarzen, sauberen Schriftzeichen und als hätte er sie selbst, Zeichen um Zeichen, aus seinem gefährlichen und beredten Schnabel fallen gelassen. Es war das Manifest des Kaisers. Und wieder versammelten sich die Leute vor den gleichen Mauern, und in jeder Gruppe las einer mit lauter Stimme die Worte des Kaisers vor. Das war ein anderer Klang als der wehmütige Abschied des Königs. Die Worte des Kaisers waren blank und stark, in ihnen schwang das Rattern der Trommeln, der harte Ruf der Trompeten und die anstürmende Stimme der Marseillaise. Und es war, als verwandelte sich die Stimme eines jeden, der die Worte des Kaisers vorlas, in die Stimme des Kaisers selbst, und es war, als spräche er, noch nicht angekommen, bereits aus zehntausend vorausgesandten Boten zum Volk von Paris. Ja, bald war es, als sprächen die Zeitungen selbst von den Wänden. Die gedruckten Worte verlauteten sich selbst, die Lettern riefen, und über ihnen schien der mächtig und geruhsam schwebende Adler seine Schwingen zu rühren. Der Kaiser kam. Schon hallte seine Stimme von allen Wänden.

Die alten Freunde, die alten Würdenträger und ihre Frauen eilten zum Schloß. Die Generäle und Minister zogen ihre alten Uniformen an, legten ihre kaiserlichen Auszeichnungen um, und nun, da sie sich im Spiegel besahen, bevor sie ihr Haus verließen, war es ihnen, als hätten sie seit der Abwesenheit des Kaisers gar nicht gelebt, sondern einen tauben Schlaf getan und wären erst heute zum Leben erwacht. Glücklicher noch waren die Damen des kaiserlichen Hofes, als sie ihre alten Kleider wieder anzogen. Schon hatten sie gedacht, ihre Jugend sei verloren, ihre Schönheit verwelkt, ihr Glanz erloschen. Nun aber, da sie

ihre Kleider anlegten, die Zeugen ihrer Jugend und ihrer seligen Triumphe, glaubten sie zu sehen, daß die Zeit stillgestanden sei seit der Abfahrt des Kaisers. Ja, die Zeit, die Feindin der Frauen, hatte gelähmt innegehalten, ein wüster Traum waren die rollenden Stunden gewesen, die schleichenden Wochen, die langweiligen und langsam mordenden Monate. Die Spiegel trogen nicht mehr. Sie gaben die wirklichen Bilder der Jugend wieder. Und mit triumphierenden Schritten, auf seliger beschwingten Füßen, als es jugendliche sein können – denn es waren verjüngte und zur Jugend wiedererwachte Füße –, bestiegen die Damen ihre Wagen und fuhren zum Schloß, umjubelt vom nachdrängenden und vom wartenden Volk.
In den Gärten vor dem Schloß wartete es, vor den Toren stieß es sich. In jedem ankommenden Minister und General sah es einen neuen Boten des Kaisers. Es kamen auch die niederen Bedienten, die alten Köche und Kutscher und Bäcker und Wäscherinnen des Kaisers, die Stallmeister und die Pferdeknechte, die Schneider und die Schuster, die Maurer und die Tapezierer, die Lakaien und die Dienstmägde. Und man begann, das Schloß für den Kaiser herzurichten, damit er es wiederfinde, wie er es verlassen hatte, und damit ihn nichts mehr an den geflohenen König erinnere. In dieser Arbeit vereinigten sich die hohen Damen und Herren mit den niederen Bedienten. Ja, eifriger als diese begannen die Damen des kaiserlichen Hofes, ohngeachtet ihrer Würde, ihrer leicht zu verderbenden Kleider und ihrer behüteten Fingernägel, die Tapeten, die weißen Lilien des Königs, von den Wänden zu schälen, zu reißen, zu kratzen, mit Rachsucht, Wut, Ungeduld und Begeisterung. Unter den Tapeten des Königs erschienen wieder die alten, wohlbekannten Zeichen des Kaisers, unzählige goldfarbene Bienen mit gläsernen, zart geäderten, gespreizten Flügelchen und schwarzgestreiftem Hinterteil, kaiserliche Insekten, die emsigen Bereiter der Süße. Soldaten der alten Armee brachten die kaiserlichen Adler aus golden glänzendem Messing und stellten sie an allen vier Ecken auf, damit der Kaiser in dem Augenblick seiner Ankunft wisse, daß die Soldaten ihn erwarteten – auch jene, die ihn nicht bei seinem Einzug begleiten konnten.
Inzwischen brach die frühe Dämmerung herein – und der Kaiser war noch immer nicht gekommen. Die Laternen vor dem Schloß entzündeten sich. Die Windlichter flammten an den Rändern der Straßen auf. Sie kämpften gegen Nebel, Feuchtigkeit und Wind.

Man wartete, man wartete. Endlich hörte man das regelmäßige Getrappel militärischer Pferdehufe. Man wußte: Es waren die Dreizehner-Dragoner. Ihnen voran ritt der Oberst, sein Säbel glänzte, ein silberner, schmaler Blitz, in der trüben Finsternis – und der Oberst rief: »Platz für den Kaiser!« Hochragend auf seinem braunen Roß, das im Dunkel kaum sichtbar wurde, das weiße, breite Angesicht mit dem großen, schwarzen Schnurrbart über den Köpfen der herandrängenden Menschen, die blanke Waffe in erhobener Hand, von Zeit zu Zeit seinen Ruf: »Platz dem Kaiser!« wiederholend, von Zeit zu Zeit gelblich umschimmert von den flackernden Windlichtern und schnell wieder aus ihrem Leuchtkreis verschwindend, erinnerte er das Volk an den leibhaftigen, kriegerischen, ja grausamen Schutzengel, dessen sich der Kaiser versichert haben mochte. Denn es war dem Volk, als befähle der Kaiser sogar seinen Schutzengeln in dieser Stunde...

Und da kam auch, begleitet von den Dragonern, schon sein Wagen, auf hurtigen Rädern, deren Rollen erstarb unter dem Getrappel der Hufe.

Man hielt vor dem Schloß.

Als der Kaiser aus dem Wagen stieg, streckten sich ihm viele weiße, offene Hände entgegen. In diesem Augenblick, gebannt von den beschwörenden Händen, verlor er Willen und Bewußtsein. Diese liebenden, weißen Hände, die sich ihm entgegenstreckten, schienen ihm furchtbarer als feindliche und bewaffnete. Jede einzelne Hand war wie ein weißes, liebevolles und sehnsüchtiges Angesicht. Die Liebe der ausgestreckten, blanken Hände strömte dem Kaiser entgegen, eine heftige und gefährliche Beschwörung. Was verlangten diese Hände? Was alles wollten sie von ihm? Diese Hände beteten, forderten und befahlen zugleich: Hände, die man Göttern entgegenstreckt.

Er schloß die Augen und fühlte schon, wie ihn die Hände hoben und wie er auf unbekannten Schultern dahinzuschwanken begann, die Treppe zum Schloß empor, und er hörte noch die wohlbekannte Stimme seines Freundes, des Generals Lavalette: »Sie sind es! Sie sind's! Sie sind's – mein Kaiser!« Er erkannte an der Stimme und am Atem, die ihm zugewandt waren, daß sein Freund rücklings vor ihm die Treppe hinanstieg. Der Kaiser öffnete die Augen – und er sah die ausgebreiteten Arme seines Freundes Lavalette und die weiße Fläche seines Gesichts.

Er erschrak und schloß wieder die Augen. Einem Schlafenden und Ohnmächtigen ähnlich, erreichte er, getragen, geführt und gestützt, sein altes Zimmer. Schrecken und Glück, also ein schreckliches Glück im Herzen, setzte er sich an den Schreibtisch.

Er sah wie durch einen Nebel einige seiner Freunde im Zimmer. Von der Straße her, hinter den geschlossenen Fenstern, hörte er die lärmenden Rufe des Volkes, das Wiehern der Pferde, das Klirren der Waffen, das helle Klingeln der Sporen, und aus dem Vorzimmer, hinter der hohen, weißen Tür, der gegenüber er saß, Gemurmel und Geflüster vieler Stimmen, und von Zeit zu Zeit war es ihm, als erkenne er diese und jene. Alles nahm er wahr, deutlich und verschwommen, ferne und nah zugleich, und alles beglückte und alles schauderte ihn zu gleicher Zeit. Es war ihm, als sei er endlich heimgekehrt und zugleich weit von irgendeinem Sturm davongetragen worden. Allmählich zwang er sich achtzugeben, befahl er seinen Augen zu beobachten, seinen Ohren zu horchen. Er saß reglos vor dem Schreibtisch. Ihm allein galten die Rufe draußen vor den Fenstern. Seinetwegen standen die Freunde hier im Zimmer und warteten. Seinetwegen murmelten und flüsterten die vielen Stimmen hinter der geschlossenen Tür im Vorzimmer. Auf einmal war es ihm, als sähe er im ganzen großen Lande Frankreich alle, viele Tausende Freunde stehen und warten. Im ganzen Lande riefen Millionen wie hier die Hunderte: »Es lebe der Kaiser!« In allen Zimmern flüsterte, murmelte und sprach man von ihm. Er hätte sich gerne noch ein wenig Muße gegönnt, um über sich so nachzudenken, als wäre er ein Fremder. Da hörte er hinter seinem Rücken auf dem Kamin das regelmäßige und unbarmherzige Ticken der Standuhr. Die Zeit lief – auf einmal begann die Uhr mit ihrer dünnen, wehmütigen Glocke zu schlagen. Es war elf Uhr, eine Stunde vor Mitternacht. Der Kaiser erhob sich.

Er trat zum Fenster. Von allen Türmen der Stadt verkündeten die Glocken die elfte Stunde. Er liebte die Glocken. Seit seiner Kindheit hatte er sie geliebt. Er schätzte die Kirchen gering, er stand ratlos und manchmal sogar furchtsam vor dem Kreuz, aber die Glocken liebte er. Sein Herz antwortete ihnen. Ihre Stimmen machten ihn feierlich. Ihm schien es, daß sie mehr verkündeten als nur die Stunden und die Gottesdienste. Sie waren die Zungen des Himmels. Welcher Irdische verstand ihre goldene Sprache? Jede Stunde schlugen sie fromm, sie allein mochten wissen, welche die entscheidende war. Er blieb am Fenster

und genoß ihren mählich verklingenden Nachhall. Dann wandte er sich um. Er ging zur Tür und riß sie auf. Er blieb an der Schwelle stehn und überflog die Gesichter der Versammelten. Da waren sie alle, er erkannte sie, er hatte sie nie vergessen, denn er hatte sie ja selbst geschaffen: der Herzog von Bassano und Cambacérès, die Herzöge von Padua, von Rovigo, von Gaëte, die Thibeaudeau, die Decrès und Daru und Davout. Er warf einen Blick ins Zimmer zurück, da waren seine Freunde Caulaincourt und Exelmans und der junge, unschuldsvolle Fleury de Chaboulon. – Ach, es gab noch Freunde. Der und jener hatte ihn verraten. War er ein Gott, zu strafen und zu zürnen? Er war nur ein Mensch. Sie aber hielten ihn für einen Gott. Und wie von einem Gott verlangten sie von ihm Zorn und Strafe, und wie von einem Gott erwarteten sie von ihm Verzeihung. Er aber hatte keine Zeit mehr, wie ein Gott zu zürnen und zu strafen und hierauf zu verzeihen. Er hatte keine Zeit. Deutlicher als die Rufe der Menge vor den Fenstern und die vielfältigen Geräusche seiner Dragoner in den Gärten und im Haus hörte er das zarte, aber unbarmherzige Ticken der Standuhr auf dem Kamin hinter seinem Rücken. Er hatte keine Zeit mehr zu strafen. Er hatte nur noch Zeit, zu verzeihen und sich lieben zu lassen, zu schenken und zu geben: Gnaden, Titel und Ämter, alle armseligen Gaben, die ein Kaiser zu vergeben hat. Die Großmut verlangt weniger Zeit als der Zorn. Er war großmütig.

III

Die Glocken schlugen Mitternacht. Die Zeit lief, die Zeit rannte. Das Ministerium! Die Regierung! Der Kaiser mußte eine Regierung haben! Kann man ohne Minister und ohne Freunde regieren? Die Minister, die man bestellt, damit sie andere überwachen, müssen auch noch bewacht werden! Die Freunde, denen man vertraut, werden selber mißtrauisch und erwecken Mißtrauen! Das Volk, das vor den Fenstern jubelt und heute die Nacht zum Tage macht, ist wankelmütig! Der Gott, auf den man vertraut, ist unbekannt und unsichtbar! Jetzt hat der Kaiser das Ministerium: Namen! Namen! Decrès verwaltet die Marine und Caulaincourt das Ministerium des Äußeren; Mollieu den Staatsschatz und Gaudin die Finanzen; Carnot wird hoffentlich der Minister des Innern werden; und Cambacérès wird Erzkanzler: Namen! Na-

men! – Von den Türmen schlägt es eins und zwei, und bald bricht der Morgen an... Wer wird die Polizei übernehmen?
Eine Polizei braucht der Kaiser, ein Schutzengel genügt nicht. Der Kaiser erinnert sich seines alten Ministers der Polizei, Fouché hieß er. Der Kaiser konnte Befehl geben, den Gehaßten zu verhaften und sogar zu töten. Der hatte ihn verraten. Der kannte alle Geheimnisse im Lande, alle Freunde und alle Feinde des Kaisers. Er konnte verraten und beschützen – und beides zugleich. Ach, alle Freunde, denen man eben noch vertraut hatte, nannten seinen Namen! Er sei geschickt und dem Mächtigen treu, sagten sie. War der Kaiser nicht mächtig? Konnte jemand an seiner Macht zweifeln, und durfte jemand seine Angst sehen? Gab es einen Mann im Lande, den der Kaiser fürchten durfte?
»Holt mir den Fouché!« befahl der Kaiser. »Und laßt mich allein!«

IV

Er sah sich im Zimmer um, zum erstenmal, seitdem er es betreten hatte. Er stellte sich vor den Spiegel. Er sah sein Spiegelbild bis zur Brust. Er runzelte die Brauen, versuchte zu lächeln, prüfte seine Lippen, öffnete den Mund und betrachtete seine weißen, gesunden Zähne. Er kämmte mit den Fingern sein schwarzes Haar in die Stirn, lächelte seinem Spiegelbild zu, der große Kaiser dem großen Kaiser. Er war mit sich zufrieden. Er trat ein paar Schritte zurück und betrachtete sich aufs neue. Er war allein, stark, jung und gesund. Er fürchtete keinen Verräter.
Er ging rundum durch das Zimmer, betrachtete die eben abgerissenen Tapeten, die zerfetzten Lilien des Königs, schmunzelte, hob einen der messingnen Adler hoch, der in der Ecke lehnte, und blieb schließlich vor einem kleinen Altar stehn. Es war ein glattes Stück aus schwarzem Holz. Ein verlorener, ferner Duft von Weihrauch entströmte dem verschlossenen Schubfach, und auf dem Altar stand, weiß und gespenstisch, ein kleines, elfenbeinernes Kruzifix. Unbeweglich, unveränderlich, ewig ragte das knöcherne, spitze, bärtige Angesicht des Gekreuzigten in die unstete, von unsteten Kerzen erhaltene Helligkeit des Zimmers. Sie haben vergessen, den Altar zu entfernen, dachte der Kaiser. Hier hat jeden Morgen der König gekniet. Und Christus hat ihn nicht erhört! »Ich brauche keinen!« sagte der Kaiser plötzlich laut.

Und: »Weg mit ihm!« Er hob die Hand. Und es war ihm in diesem Augenblick, als müßte er knien. Und er fegte dennoch in diesem gleichen Augenblick mit einer flachen, wie zur Ohrfeige geöffneten Hand das Kruzifix vom Altar zu Boden. Es fiel auf den schmalen Streifen unbedeckten Parketts, mit trockenem, hartem Schlag. Der Kaiser bückte sich. Das Kreuz war zerbrochen. Mit ausgebreiteten, elfenbeinernen, dünnen Armen, die ihren schmerzlichen Halt nicht mehr hatten, lag auf dem nackten, blonden, schmalen Brett des Parketts der Erlöser, das weiße Bärtchen und die spitze Nase gegen den Plafond gestreckt, nur noch die verschlungenen Beine und Füße am unversehrt gebliebenen Stamm des kleinen Kreuzes.
In diesem Augenblick klopfte es an der Tür, und man meldete den Minister der Polizei.

V

Der Kaiser blieb an der gleichen Stelle stehn. Sein linker Stiefel verdeckte die weißlichen Trümmer des Kruzifixes. Er verschränkte die Arme, wie es seine Art war, wenn er etwas erwartete, wenn er etwas überlegte oder wenn er den Anschein erwecken wollte, daß er etwas überlege. Er hielt sich so selbst gleichsam fest, er fühlte seinen Körper mit seinen eigenen Händen, den Schlag seines Herzens prüfte und ordnete er mit der rechten Hand. Man kannte und liebte diese seine Haltung. Vielhundertmal hatte er sie vor dem Spiegel probiert. Vieltausendmal hatte man ihn so gemalt und gezeichnet. Diese Bilder hingen in vieltausend Stuben, in Frankreich und in allen Ländern der Welt, in Rußland und Ägypten. Ach, er kannte seinen Polizeiminister, den gefährlichen, ungläubigen, alten und ewigen, der niemals jung gewesen war und der niemals geglaubt hatte. Eine dürre, glänzende Spinne, hatte er Netze geflochten und zerstört, zähe, geduldig und ohne Leidenschaft. Den ungläubigsten aller Menschen, den eidbrüchigen Priester, empfing der Kaiser in der Haltung, in der ihn Millionen Gläubige zu sehen gewohnt waren. Da er jetzt die Arme verschränkte, fühlte er nicht nur sich selbst, sondern er ließ auch den Gehaßten den Glauben der Millionen Gläubigen fühlen, die den Kaiser mit seinen verschränkten Armen verehrten und liebten. Als sein eigenes Denkmal erwartete der Kaiser den Minister.

Der Minister stand schon da, er hielt den Kopf geneigt. Der Kaiser rührte sich nicht. Es war, als hätte sich der Minister verneigt, nicht wie man den Kopf beugt vor den Großen, sondern wie man ihn hält, um das Gesicht zu verbergen und wie um irgend etwas auf dem Boden zu suchen. Der Kaiser dachte an das zerbrochene Kruzifix, das sein linker Stiefel verdecken mochte – und vor jedermann gewiß verborgen hätte, nur nicht vor dem Blick dieses Polizisten. Es erschien dem Kaiser unwürdig, seinen Platz zu verlassen, und unwürdig auch, daß er etwas verbarg. »Sehen Sie mir ins Gesicht!« befahl er, und er legte den alten, siegreichen Klang in seine Stimme. Der Minister hob den Kopf. Er hatte ein dürres Gesicht, Augen von unbestimmbarer Farbe, zwischen hell und dunkel, die sich vergeblich bemühten, ganz geöffnet zu sein, dem Zwang der Lider zu widerstehen, die von selbst immer wieder niederfielen, obwohl er sich den Anschein gab, als versuchte er, sie immer wieder zu heben. Seine kaiserliche Uniform war tadellos und vorschriftsmäßig, aber wie um die ungewohnt nächtliche Stunde anzudeuten, in der sich ihr Träger befinden sollte, nicht ganz geschlossen. Wie durch Zufall war ein Knopf an der Weste offen. Der Kaiser sollte diesen Mangel sehn – und er sah ihn auch. »Ordnen Sie Ihr Kleid!« sagte der Kaiser. Der Minister lächelte und schloß den Knopf.
»Majestät!« begann der Minister, »ich bin Ihr Diener!«
»Ein getreuer Diener!« sagte der Kaiser.
»Einer Ihrer treusten!« erwiderte der Minister.
»Man hat nicht viel davon gemerkt«, sagte der Kaiser sanft, »in den letzten zehn Monaten.«
»Aber in den letzten zwei«, antwortete der Minister. »An meinem Glück, Eure Majestät heute hier wiederzusehn, habe ich seit zwei Monaten gearbeitet.«
Der Minister sprach langsam und leise. Er hob nicht, er senkte nicht den Ton. Aus seinem schmalen Mund schlichen die Worte hervor, eine Art rundlicher, wohlgenährter Schatten, stark genug, wahrgenommen zu werden, behutsam genug, um nicht ebenso kräftig zu werden wie die Worte des Kaisers. Seine langen, sacht gekrümmten Hände hielt der Minister hilflos und respektvoll an den Schenkeln. Es war, als verneigte er sich auch mit den Händen.
»Ich habe beschlossen«, sagte der Kaiser, »die Vergangenheit zu begraben. Hören Sie, Fouché? Die Vergangenheit. – Es ist nicht erfreulich.«
»Sie ist nicht erfreulich, Majestät.«

Er wird zutraulich, dachte der Kaiser.
»Es wird viel zu tun geben, Fouché«, sagte er. »Man darf den Leuten keine Zeit lassen. Man muß ihnen zuvorkommen. Haben Sie übrigens Nachrichten aus Wien?«
»Schlechte Nachrichten, Majestät«, sagte der Minister. »Der kaiserliche Minister des Äußern, Herr Talleyrand, hat alles verdorben. Dient den Feinden Eurer Majestät besser, als er jemals Eurer Majestät gedient hat. Ich habe ihn nie – Eure Majestät erinnern sich – für ehrlich gehalten. Es wird viel zu tun geben, gewiß! Um all die Aufgaben zu lösen, bedarf es einer festen Hand –«
Fouché hielt seine Hände derart an den Schenkeln und halb geschlossen, als verberge er etwas in ihnen. Die etwas allzu langen, goldenen, gestickten Palmen am Ärmel verbargen wie absichtlich die Handgelenke. Man sah nur die langen, griffigen Finger. – Verräterfinger, dachte der Kaiser. Damit kann man kleine, niederträchtige Zetteleien am Schreibtisch spinnen. Diese Hände haben keine Muskeln. Ich werde ihn nicht zu meinem Außenminister machen!...
Der Kaiser hatte, während er überlegte, unwillkürlich den Fuß von den Scherben des Kreuzes weggeschoben. Er wollte zum Fenster gehn. Er glaubte zu sehen, daß Fouché aus seinen verdeckten Augen auf das Kreuz schiele, und es war ihm peinlich. Er trat rasch einen Schritt vor, warf das Kinn hoch und sagte, um die Audienz schnell zu beenden, laut und befehlend: »Ich ernenne Sie zu meinem Minister!«
Der Minister blieb unbeweglich. Nur das Lid seines rechten Auges hob sich ein wenig über die Pupille, als wenn es gleichsam erwachte. Es war, als ob sein Auge lauschte und nicht sein Ohr.
In einem Tonfall, der dem Minister von allzu lässiger Selbstverständlichkeit schien, fuhr der Kaiser fort:
»Sie übernehmen das Ministerium der Polizei, das Sie so verdienstvoll geleitet haben.«
In diesem Augenblick fiel das neugierig gehobene Lid wieder über die Pupille. Es verhüllte einen kleinen, grünen Blitz.
Der Minister blieb unbeweglich. – Er überlegt, dachte der Kaiser, er überlegt zu lange.
Endlich verbeugte sich Fouché. Aus einer ganz trockenen Kehle kamen seine Worte:
»Ich freue mich aufrichtig, Eurer Majestät wieder dienen zu dürfen.«
»Auf Wiedersehn, Herzog von Otrante!« sagte der Kaiser.

Fouché erhob sich aus der Verbeugung. Er stand eine geringe Weile starr da, mit ganz geöffneten, gleichsam erstaunten Augen blickte er genau in die Richtung der kaiserlichen Stiefel, zwischen denen die elfenbeinernen Splitter des Kreuzes schimmerten.
Dann ging er.
Er schritt, ein paarmal halbe Grüße mit gesenktem Kopf austeilend, durch das Vorzimmer. Man hörte seinen Tritt nicht. Lautlos ging er, in zarten Schuhen, wie in Strümpfen, die steinernen Stufen hinunter, an den kauernden, hingelagerten, schnarchenden Dragonern vorbei, in den Garten, an den wiehernden und mit den Hufen scharrenden Pferden, an den halberleuchteten Zimmern und an den noch nicht ganz geschlossenen Türen vorbei. Sorgsam wich er dem verstreuten Sattel- und Lederzeug aus. Als er vor dem Gitter stand, pfiff er leise. Sein Sekretär kam heran. »Guten Morgen, Gaillard«, sagte er. »Nun sind wir wieder ein bißchen Polizeiminister. Er kann nur Krieg machen und keine Politik! In drei Monaten bin ich mehr als er!« Er wies mit dem Finger rückwärts über die Schulter nach dem Schloß.
»Es sieht schon jetzt aus wie ein Heerlager«, sagte Gaillard.
»Es sieht schon jetzt aus wie ein Krieg«, antwortete der Minister.
»Ja«, sagte Gaillard, »aber wie ein verlorener.«
Nebeneinander, brüderlich, gingen sie die Straße dahin, hinein in den nächtlichen Nebel, heimisch in ihm und bald von ihm verschlungen.

VI

Die Zeit ging unaufhaltsam, hurtiger schien sie dem Kaiser als je zuvor in seinem Leben. Zuweilen hatte er die beschämende Empfindung, daß sie ihm nicht mehr gehorchte wie einst, wie vor Jahren. – Vor Jahren! sagte er sich, und er rechnete nach, und er ertappte sich dabei, daß er zu denken und zu zählen begann wie ein Greis. Früher bestimmte und lenkte er allein den Gang der Stunden, sein Maß hatten sie und seine Fülle, seine Macht und seinen Namen verkündeten sie in vielen Teilen der Welt. Heute gehorchten ihm noch vielleicht die Menschen, die Zeit aber rannte ihm davon, zerfloß und verschwamm, sobald er sie greifen wollte. Vielleicht gehorchten ihm nicht einmal mehr die Menschen! Er hatte sie eine Weile nur freigelassen. Ein paar kurze Monate hatten sie nicht mehr seinen zähmenden und lockenden Blick gespürt, nicht den

festen und schmeichelnden Griff seiner Hand, nicht den drohenden und zärtlichen, den grollenden und den lüsternen Ruf seiner Stimme. Gewiß, so war es, sie hatten ihn nicht vergessen – konnte man seinesgleichen vergessen? –, aber sie waren seiner entwöhnt. Ohne ihn hatten sie gelebt, manche auch gegen ihn und im Einvernehmen mit seinen königlichen Feinden. Sie hatten sich daran gewöhnt, ohne ihn zu leben.

Er saß da, allein zwischen vielen und häufig wechselnden Menschen und Freunden. Bald kamen seine Brüder, seine Schwestern, seine Mutter. Die Zeit ging, es wurde heller und wärmer, der Frühling von Paris wurde stark und prächtig, er sah fast aus wie ein Sommer. Die Amseln schmetterten in den Gärten der Tuilerien, bedächtig und schwer begann schon der Flieder zu duften, die Nachtigall vernahm der Kaiser an manchen Abenden, wenn er allein durch den Garten ging, die Hände am Rücken, den Blick gesenkt auf den Kies der Wege. Der Frühling war da. In solchen Stunden fiel ihm ein, daß er ein ganzes Leben den ewigen Wechsel der Jahreszeiten so zur Kenntnis genommen hatte, wie er gewohnt gewesen war, günstige oder ungünstige Gelegenheiten wahrzunehmen, in seinem Sinne ausgeführte oder mißverstandene Befehle, gelungene oder widerwärtige Situationen, wohlwollende oder gehässige Launen der Natur. Die Erde war ein Terrain, der Himmel ein Bundesgenosse oder ein Gegner, der Hügel ein Punkt der Beobachtung, das Tal eine Falle, der Bach ein Hindernis, der Berg eine Deckung, der Wald ein Hinterhalt, die Nacht eine Rast, der Morgen ein Angriff, der Tag eine Schlacht und der Abend ein Sieg oder eine Niederlage. So einfach war es früher gewesen. – Vor Jahren! dachte der Kaiser.

Er kehrte ins Haus zurück. Er wollte das Bild seines Sohnes sehn. Es verlangte ihn in trüben Stunden eher nach seinem Kind als nach seiner Mutter. Außergewöhnlich, wie er war, Erzeugnis einer Willkür der Natur und ihre Ausgeburt, hatte er gleichsam auch ihre Gesetze verkehrt, und er war nicht mehr das Kind seines Geschlechts, sondern geradezu wie der Vater seiner Vorfahren. Von seinem Namen lebten seine Ahnen. Und die Natur war rachsüchtig – er kannte sie! Da sie ihm erlaubt hatte, Glanz den Vorfahren zu verleihen, mußte sie ihn seinen Nachkommen verweigern. – Mein Kind! dachte der Kaiser. Er dachte an seinen Sohn mit der Zärtlichkeit eines Vaters, einer Mutter und mit der eines Kindes. Mein unseliges Kind! dachte der Kaiser. Er

ist mein Sohn – ist er auch mein Erbe? – Ist die Natur so wohltätig, daß sie meinesgleichen wiederholt? Ich habe ihn gezeugt, mir ist er geboren. Ich will ihn sehn.
Er betrachtete das Bild, das pausbäckige Antlitz des Königs von Rom. Es war ein braves, rundliches Kind, wie es deren Tausende geben mochte, gesund und unschuldig. Ergeben sahen seine sanften Augen dem noch unbekannten, schrecklichen, schönen und gefährlichen Leben entgegen. Es ist mein Blut! dachte der Kaiser. Er wird nichts mehr zu erobern haben, aber er wird bewahren können. Ich hätte ihm gute Ratschläge zu geben ... Ich kann ihn nicht sehn! ...
Der Kaiser trat zwei Schritte zurück. Es war später Nachmittag, durch die offenen Fenster schwebten die Dämmer ins Zimmer und schlichen langsam die Wände entlang. Das dunkle Kleidchen des kaiserlichen Sohnes verschwamm unsichtbar in ihnen. Bleich leuchtete nur noch sein liebliches und sehr fernes Antlitz.

VII

Auf dem Tisch stand die Sanduhr aus geschliffenem Beryll. Durch ihren schmalen Hals floß der gelbliche, zarte Strahl des Sandes und füllte unaufhaltsam die untere Schale. Sachte schien der Strahl zu fließen; schnell schien sich die untere Schale zu füllen. So hatte der Kaiser seine Feindin, die Zeit, ständig vor Augen. Er vergnügte sich manchmal damit, die Uhr umzustülpen, ehe sie abgelaufen war, ein kindisches Spiel. Er glaubte an die geheimnisvolle Bedeutung der Daten, der Tage, der Stunden. Am zwanzigsten März war er heimgekehrt. Am zwanzigsten März war ihm sein Sohn geboren. An einem zwanzigsten März hatte er einst einen seiner unschuldigen Feinde erschießen lassen, den Herzog von Enghien. Der Kaiser hatte ein gutes Gedächtnis. Die Toten ebenfalls. Wie lange brauchte der Tote noch, um sich zu rächen?
Der Kaiser hörte den Gang der Stunden, auch im Gespräch mit Ministern, Freunden und Ratgebern und auch, wenn draußen vor den Fenstern das jubelwütige Volk seine Rufe ausstieß. Stärker als das Heulen der Menge war die geduldige, gleichmäßige und eintönige Stimme der Uhr. Und er liebte sie mehr als die Stimme des Volkes. Das Volk war ein unzuverlässiger Freund, die Zeit war eine getreue, zuverlässige Feindin. Noch klangen in seinen Ohren die gehässigen Schreie, die er

vernommen hatte, als er vor zehn Monaten, geschlagen und ohnmächtig, das Land verlassen hatte. Jeder jubelnde Ruf der Menge erinnerte ihn schmerzlich an alle gehässigen Rufe einer anderen.
Ach! er mußte dennoch die Wankelmütigen halten, selbst die Lügenden noch glauben machen, daß sie ihn nicht belogen, und den Ungeliebten zeigen, daß er sie liebe. Er beneidete seinen Feind, den alten, schwerfälligen König, der vor ihm geflohen war. Der König hatte im Namen Gottes regiert, und kraft seiner Ahnen hatte er Frieden gehalten. Er aber, der Kaiser, mußte Kriege führen. Er war nur der General seiner Soldaten.

VIII

Es war ein milder Vormittag im April. Der Kaiser verließ das Schloß. Er ritt durch die Stadt, in seinem grauen Soldatenmantel, auf seinem Schimmel, in seinen kriegerischen und dennoch delikaten Stiefeln aus zartem Chevreau, an denen die silbernen Sporen schimmerten, artig und gefährlich, den schwarzen Hut auf dem gesenkten Haupt, das sich von Zeit zu Zeit und überraschend emporreckte, als führe der Kaiser plötzlich aus irgendeiner Versunkenheit auf. Er hielt das Tier im Schritt. Es trommelte mit seinen Hufen gleichmäßig, zärtlich auf den Steinen. Es war den Menschen, die den Kaiser so vorüberreiten sahen, als vernähmen sie aus dem Getrappel der Schimmelhufe schon einen gemäßigten, liebenswürdigen Ruf jener gefährlichen Trommel, die zu den Kriegen ruft. Sie blieben stehn, entblößten die Köpfe und riefen: »Es lebe der Kaiser!« – gerührt, erschüttert und gewiß auch erschrocken von seinem Anblick. Dieses Bild, das er heute darbot, kannten sie von vieltausend Konterfeien her, in ihren Stuben hing es und in den Stuben ihrer Freunde, es schmückte die Ränder der Teller, aus denen sie jeden Tag aßen, die Tassen, aus denen sie tranken, den metallenen Griff des Messers, mit dem sie das Brot schnitten. Es war ein vertrautes, ein heimisches, ja ein heimliches Bild des großen Kaisers im grauen Mantel mit seinem schwarzen Hut, auf seinem weißen Roß. – Deshalb auch erschraken sie manchmal, wenn sie es so lebendig erblickten: den lebendigen Kaiser, das lebendige Roß, den wirklichen Mantel, den echten Hut. Er ritt ziemlich weit seiner Suite voran, Generäle und Minister in prunkvollen Kleidern folgten ihm in respektvollem Abstand.

Das gute, junge Sonnenlicht sickerte durch die hellgrünen, frischen Kronen der Bäume an den Rändern der Alleen und in den Gärten von Paris. Den finsteren Gerüchten, die aus vielen Teilen des Landes kamen, mochten die Menschen heute nicht gerne glauben. Seit vielen Tagen sprach man von den Aufständen der Königstreuen im Lande gegen den Kaiser. Man erzählte auch, daß die Mächtigen dieser Welt beschlossen hätten, den Kaiser zu vernichten und Frankreich mit ihm. Wehrhaft und schrecklich standen die Feinde an allen Grenzen des Landes. Die Kaiserin war in Wien, im Hause ihres Vaters, des österreichischen Kaisers. Sie kam nicht heim, man ließ sie nicht nach Frankreich zurück. In Wien hielt man auch den Sohn des Kaisers gefangen. An allen Grenzen Frankreichs lauerte schon der Tod. Dennoch vergaßen die Menschen an diesem hellen Tage bereitwillig die finsteren Gerüchte, den Krieg an den Grenzen und den lauernden Tod. Sie waren geneigt, den hellen Nachrichten zu trauen, welche die Zeitungen verbreiteten. Da sie nun den Kaiser durch die Stadt reiten sahen, genau so, wie sie ihn zu kennen glaubten, mächtig und besonnen, klug und groß und kühn, den Herrn der Schlachten, mitten im jungen Frühling der Straßen von Paris, erschien es ihnen selbstverständlich, daß der Himmel ihnen und dem Kaiser zugetan sei – und sie überließen sich der tröstlichen Melodie dieses seligen Tages und ihrer beseligten Herzen.

Der Kaiser ritt nach Saint-Germain, es war der Tag der Parade. Der Kaiser hielt an. Er nahm den Hut ab. Er grüßte das versammelte Volk von Saint-Germain, die Arbeiter und Soldaten. Er wußte, daß die einfachen Menschen sein schwarzes, glattes Haar liebten und die glatte Locke, die ihm eigenwillig und doch gefügig in die Stirne fiel. Er war ärmer und einfacher vor den Armen und Einfachen, wenn er vor ihnen barhäuptig erschien. Die Sonne näherte sich dem Mittag, sie brannte schon beträchtlich auf seinen entblößten Kopf. Er hielt still. Er zwang sein Tier und sich selbst zu der monumentalen Unbeweglichkeit, deren Wirkung und Gewalt er seit Jahren kannte. Aus der Menge des Volkes, in der vielhundert rote Kopftücher der Frauen aufglühten, stieg der wohlbekannte säuerliche und fette Geruch des Schweißes empor, der üble Duft der Armen, die Feste feiern, der Geruch ihrer freudigen Erregung. Rührung ergriff den Kaiser. Er behielt den Hut in der Hand. Er liebte das Volk nicht, er mißtraute seinem Jubel, seiner Begeisterung und seinem Geruch. Und er lächelte dennoch, auf seinem Schimmel, unbeweglich, der Liebling dieses Volkes, ein Kaiser und ein Stein.

In starren Karrees standen die Soldaten, seine alten Soldaten. Wie glichen sie einander alle, die Feldwebel, die Korporale, die Gefreiten, alle, die der Tod verschont und die ihre heimische, bürgerliche, säuerliche Armut wieder aufgenommen hatte. Ein Name nach dem andern fiel dem Kaiser ein. An den und jenen erinnerte er sich genau, er hätte den und jenen aufrufen können. Es kam kein Ton aus seinem Herzen. Er schämte sich. Man liebte ihn – er schämte sich, daß man ihn liebte, weil er nur Mitleid mit den Liebenden haben konnte. Er saß auf seinem hellbesonnten und also doppelt strahlenden Schimmel, das Haupt entblößt, umbraust und bedrängt von den Rufen. Innerhalb des Karrees der alten Soldaten begannen jetzt die Tamboure zu trommeln. Wie gut, daß sie trommelten! Jetzt schwenkte er den Hut – und während er die Zügel ein wenig lockerte und den Druck seiner Schenkel milderte, dermaßen, daß der Schimmel ihn begriff und auf der Stelle tänzelte, begann der Kaiser zu sprechen – und es war den Menschen aus dem Volk, als sprächen die Trommeln, die sie soeben vernommen hatten, nunmehr in menschlicher, kaiserlicher Sprache. »Meine Kameraden«, begann der Kaiser, »Genossen meiner Schlachten und meiner Siege, Zeugen meines Glücks und meines Unglücks . . .«
Der Schimmel spitzte die Ohren und rührte leise den Vorderhuf im Takt der kaiserlichen Worte.
Die Sonne stand im Mittag, sie glühte jugendlich und milde.
Der Kaiser setzte den Hut auf und stieg vom Pferde.

IX

Er näherte sich den Menschen. Ihre Liebe schlug ihm entgegen mit ihrem Atem, sie strahlte aus ihren Gesichtern kräftig wie heute die Sonne vom Himmel, und auf einmal war es ihm, als wäre er immer ihresgleichen gewesen. In diesem Augenblick sah sich der Kaiser selbst ebenso, wie ihn seine Anbeter sahen, auf vieltausend Bildern, auf den Tellern, auf den Messern, an den Wänden der Stuben, schon eine Sage und noch lebendig.
Nach diesem Volk hatte er sich lange Monate in der Verbannung gesehnt. Es war das Volk von Frankreich, so kannte er es. Es war schnell bereit, zu lieben und zu hassen. Es war feierlich und spöttisch, leicht zu begeistern, schwer zu überzeugen, stolz im Elend, großmütig im

Glück, gläubig und leichtfertig im Sieg, bitter und rachsüchtig im Unglück, spielerisch und kindlich im Frieden, unerbittlich und unwiderstehlich in der Schlacht, leicht enttäuscht, zutraulich und mißtrauisch zugleich, vergeßlich und rasch durch ein treffliches Wort zu versöhnen, ewig zum Rausch bereit und immer voller Liebe zum Maß. Dies war das Volk der Gallier, das Volk von Frankreich. So liebte es der Kaiser.
Er hatte kein Mißtrauen mehr. Sie umringten ihn. Sie schrien in seiner Nähe: »Es lebe der Kaiser!«, während er mitten unter ihnen stand, in ihrer Mitte, und es war also, als wollten sie ihm beweisen, daß sie auch, wenn er in ihrer Mitte stand, nicht vergessen konnten, er sei ihr Kaiser. Ihr Kind war er und ihr Kaiser.

Er umarmte einen älteren Unteroffizier. Der Mann hatte ein düsteres, gelbliches, kühnes, knöchernes Antlitz, einen graumelierten, gewaltig herabhängenden und sauber gestrählten Schnurrbart, er überragte den Kaiser wohl um einen Kopf, und es war, während sie sich umschlungen hielten, als hätte sich der Kaiser in den Schutz des mageren, knöchernen Unteroffiziers begeben. Der Mann neigte das Haupt linkisch, ein wenig lächerlich, von seiner eigenen, ungelenken Größe und auch von der korpulenten Kleinheit der Majestät behindert, und ließ sich auf die rechte Wange küssen. Der Kaiser schmeckte den Geruch der gelblichen Haut, den scharfen Essig, den der Mann auf seine frischrasierten Wangen getan hatte, den Schweiß, der ihm in winzigen Tropfen von der Stirn perlte, den Tabak auch, der aus seinem Munde dünstete. Auf einmal war dem Kaiser das ganze Volk vertraut und heimisch. Ja, das war der Geruch des Volkes, das die Soldaten gebar, die wunderbaren Soldaten des französischen Landes, so roch die Treue selbst, die Treue der Soldaten: nach Schweiß, Tabak, Blut und Essig. Indem der Kaiser einen einzigen küßte, umarmte, küßte und roch er das ganze Volk, seine ganze große Armee, alle ihre Toten und ihre überlebenden Erben. Indessen war es dem Volk, das den fetten und kurzen Körper des Kaisers von dem langen, mageren und knöchernen Unteroffizier umschlungen und wie beschützt sah, als würde es ganz, so wie es dastand, vom Kaiser umarmt, als umarmte es selber den Kaiser. Tränen erfüllten die Augen der Zuschauer, und mit heiseren Stimmen brüllten sie: »Es lebe der Kaiser!« -- und die Wollust zu weinen beengte ihre jubelnden Kehlen. Der Kaiser löste seine Arme. Der Mann trat drei

Schritte zurück. Er erstarrte, der alte Soldat. Unter seinen buschigen, strotzenden Brauen leuchteten seine kleinen, schwarzen Augen, ergebene, gefährliche Feuerchen der Treue.
»Wo hast du gekämpft?« fragte der Kaiser.
»Bei Jena, Austerlitz, Eylau, Moskau, mein Kaiser!« erwiderte der Unteroffizier.
»Wie heißt du?«
»Lavernoile, Pierre Antoine!« schmetterte der Unteroffizier.
»Ich danke Ihnen«, rief der Kaiser mit lauter Stimme, so daß ihn alle hören mußten, »ich danke Ihnen, Leutnant Pierre Antoine Lavernoile!« –
Der neue Leutnant erstarrte abermals. Er trat noch einen Schritt zurück, er hob seine magere, braune Hand, schwenkte sie wie ein Fähnchen und schrie mit erstickter Stimme: »Es lebe der Kaiser!« Er trat in die Reihe der Kameraden zurück, aus der ihn der Kaiser hervorgeholt hatte, und halblaut erzählte er allen, die sich um ihn sammelten: »Denkt euch, er hat mich sofort erkannt! Du warst, sagte er, bei Jena, Austerlitz, Eylau und in Moskau, mein lieber Lavernoile! Du hast noch keine Auszeichnung. Du wirst sie haben. Ich ernenne dich zum Leutnant.«
»Uns alle kennt er«, sagte einer der Unteroffiziere.
»Er hat keinen einzigen vergessen!« sagte ein anderer.
»Er hat ihn erkannt«, tuschelten Dutzende. »Er kannte ihn beim Namen. Er kannte sogar seine beiden Vornamen: Pierre Antoine Lavernoile, sagte er, ich kenne dich.«
Indessen bestieg der Kaiser wieder das Pferd. Lavernoile, dachte er, armer, großer Lavernoile! Glücklicher Lavernoile! – Der Kaiser zieht den Hut, und allen sichtbar, aufrecht in den Steigbügeln, ruft er mit jener Stimme, die gewohnt ist, im Lärm der Kanonen gehört und verstanden zu werden: »Volk von Paris!« ruft er. »Es lebe Frankreich!«
Er wendet sein Pferd. Und alle stürzen ihm nach – und trennen ihn, sein strahlendes Tier und seinen grauen Mantel von seiner Suite. Es sind viele hundert Menschen, Männer in Uniform und in Zivil und Frauen, deren rote Kopftücher in der jugendlichen Sonne flackern.

X

Er kehrte heim, beschämt, müde und traurig. Immer wieder mußte er unbekannte, arme Menschen umarmen, ihnen Titel und Orden geben, um sie werben und sie kaufen. Sie liebten ihn. Ihm waren sie gleichgültig. Er schämte sich. Noch einen Lavernoile umarmen! Hieß er auch so: »Lavernoile?« Vieltausend Unteroffiziere gab es in der großen Armee des Kaisers, vielhunderttausend Soldaten. Er schämte sich, der große Kaiser der kleinen Lavernoiles...

XI

Der Kaiser befahl, daß in jeder Stadt des Landes je hundert Kanonenschüsse abgefeuert würden. Dies war seine Sprache. Auf diese Weise gab er dem Volke kund, daß er über die aufständischen Feinde, die Freunde des Königs, gesiegt hatte.
Die Kanonen dröhnten durch das ganze Land und widerhallten mit gewaltigem Echo. Die Menschen hatten lange Zeit keinen Kanonendonner gehört. Sie erschraken, da sie ihn nunmehr vernahmen. Sie erkannten wieder einmal die Stimme des heimgekehrten, gewaltsamen Kaisers. Auch den Frieden noch verkündete er mit Geschützen.
Der Bruder des Kaisers sagte: »Es wäre besser gewesen, die Glocken läuten zu lassen, nicht die Kanonen abzuschießen.«
»Ja«, erwiderte der Kaiser. »Ich liebe die Glocken, du weißt es! Ich hätte sie gerne gehört. Aber: die Glocken – damit warte ich noch. Ich werde sie läuten lassen, wenn ich die mächtigen Feinde besiegt habe, die wirklichen.«
»Wen meinst du?« fragte der Bruder.
Der Kaiser sagte langsam und feierlich: »Die ganze Welt!«
Der Bruder erhob sich. Er hatte in diesem Augenblick Angst vor der ganzen Welt, die der Feind des Kaisers war, aber auch Angst vor diesem Bruder, der die ganze Welt zum Feind hatte. Draußen noch, vor der Tür, bevor er eingetreten war, hatte er Mitleid mit dem Kaiser und Furcht um ihn empfunden, und er hatte sich vorgenommen, Furcht und Mitleid im Angesicht des Kaisers nicht zu zeigen. Wie er nun aber vor ihm stand, erlag er, wie seit Jahren, dem kaiserlichen Blick und der kaiserlichen Stimme. Es war dem Bruder, als wäre er einer der namenlosen Grenadiere des gewaltsamen Kaisers.

»Setz dich«, sagte der Kaiser, »ich habe dir sehr Ernstes zu sagen. Nur dir, dir allein, kann ich es sagen: Ich hätte lieber die Glocken läuten lassen, aber ich habe die Kanonen befohlen, weil die Glocken eine Lüge gewesen wären – eine Lüge – und ein Versprechen, das ich nicht halten kann. Noch ist kein Friede, mein Bruder! Ich muß die Menschen mit den Kanonen vertraut machen. Ich möchte den Frieden, sie zwingen mich zum Krieg. Wenn mein Postmeister ihnen nicht die Pferde vorenthalten würde – alle Gesandten aller Länder hätten längst Paris verlassen. Sie sind beim König akkreditiert gewesen. Sie sind nicht beim Volk von Frankreich und nicht bei seinem Kaiser zu Gast. Oh, sie hassen mich noch mehr, als ich sie verachte. An den Grenzen fangen sie meine Boten ab. An die Kaiserin gelangt keiner meiner Briefe. Oh, mein Bruder! Wenn man aus unserer Familie kommt, kennt man die große Welt nicht genau. Das ist unser Irrtum, mein Bruder, der Irrtum der Kleingeborenen. Ich habe die Könige gedemütigt, aber von mir gedemütigt zu werden, von meinesgleichen, von unseresgleichen, macht sie nicht klein. Es macht sie rachsüchtiger, als sie schon sind. Der letzte meiner Grenadiere hat mehr Adel als sie. Es war leicht, die armseligen Aufständischen im Lande zu besiegen. Das verdient noch keinen Glockenklang. Es gibt noch mehr Feinde, auch im Lande: die Abgeordneten. Sie sind nicht das Volk: Sie sind die Gewählten des Volkes. Das Parlament! Ihm bin ich untertan. Aber ich allein darf die Freiheit wollen, ich allein, weil ich mächtig genug bin, sie zu erhalten. Ich bin der Kaiser der Franzosen, weil ich ihr General bin.«

»Also wirst du Krieg führen«, sagte leise der Bruder.

»Krieg«, antwortete der Kaiser.

XII

Er brauchte dreihunderttausend neue Gewehre. Er befahl sie. Und es begann in allen Fabriken des Landes ein gewaltiges Hämmern und Schmieden und Gießen und Löten und Schweißen. Er brauchte Männer für die neuen dreihunderttausend Gewehre. Und die jungen Männer des ganzen Landes verließen ihre Bräute, ihre Mütter, ihre Frauen und ihre Kinder. Er brauchte Nahrungsmittel. Und alle Bäcker des Landes begannen mit dreifachem Eifer, haltbare Brote zu backen, und

alle Fleischer im Lande begannen, ihre Ware einzusalzen, damit sie lange dauere, und alle Schnapsbrenner brannten zehnmal mehr Schnaps als sonst, den Schnaps, das Getränk für die Schlachten, das die Feigheit mutig macht und die Mutigen noch mutiger.
Er befahl, er befahl. Wollüstig genoß er den Gehorsam seines Volkes; und aus dieser Wollust noch bezog er Kraft zu neuen Befehlen.

XIII

Es regnete heftig, als der Kaiser das andere Schloß bezog, das Elysée, das außerhalb der Stadt lag. Man hörte nichts mehr als den kräftigen, regelmäßigen Aufschlag der starken Regenschnüre auf die dichten Baumkronen im Park. Man hörte nicht die Stimmen der Stadt und nicht mehr die getreuen und zudringlichen Rufe des Volkes: Es lebe der Kaiser! Es war ein guter, warmer, frühsommerlicher Regen. Die Felder brauchten ihn, die Bauern segneten ihn, die Erde gab sich ihm willig und sehnsüchtig preis. Der Kaiser aber dachte daran, daß der Regen die Eigenschaft hat, den Boden aufzuweichen, so daß die Soldaten es nicht leicht haben vorwärts zu marschieren. Der Regen durchtränkt die Kleider der Soldaten. Der Regen macht den Feind fast unsichtbar (unter Umständen). Der Regen macht die Soldaten feucht und krank. Man braucht die Sonne, wenn man einen Feldzug plant. Die Sonne macht bedenkenlos und heiter. Die Sonne macht die Soldaten trunken und die Köpfe der Generäle klar. Der Regen nützt nur dem Feind, der nicht angreift, sondern der den Angriff abwartet. Der Regen macht den Tag fast zu einer halben Nacht. Wenn es regnet, denken diejenigen Soldaten, die Bauern waren, an ihre heimatlichen Äcker, hierauf an ihre Kinder, hierauf an ihre Frauen. Der Regen war der Feind des Kaisers.
Seit einer Stunde wohl stand er am offenen Fenster und lauschte dem ständigen Rauschen mit einer ergebenen und müden Andacht. Er sah das ganze Land, das ganze Land, dessen Kaiser und oberster Herr er war, aufgeteilt in Äcker, Gärten und Wälder, in Dörfer und in Städte. Er sah vieltausend Pflüge, er hörte das bedächtige Sirren der Sensen und das schnellere, kurze Schwirren der Sicheln. Er sah die Männer in den Scheunen, in den Ställen, in den Schobern, in den Mühlen, jeden der Männer in friedlicher Liebe der Arbeit ergeben, auf die warme

Suppe wartend nach vollendetem Tag und hierauf auf den wollüstigen Schlaf in den Armen seiner Frau. Sonne und Regen, Wind und Tag, Nacht und Nebel, Wärme und Kälte waren den Bauern vertraut, gute oder unangenehme Gaben des Himmels, jedenfalls immer vertraute. Zuweilen stieg eine alte, in den Tiefen der kaiserlichen Seele verborgene, niemals in den wirren Jahren seiner Siege und Niederlagen gefühlte Sehnsucht in dem Kaiser auf: das Heimweh nach der Erde. Ach! – auch seine Vorfahren waren einmal Bauern gewesen!

Der Kaiser, das Gesicht zum Fenster gewendet, blieb allein mit der Dämmerung. In das Zimmer drang nun der bittere Duft der Erde und der Blätter, vermischt mit dem süßen der Kastanienkerzen und des Flieders, dem feuchten Atem des Regens, der nach Verwelkung riecht und nach fernem Tang. Es raschelte gut durch die gute Dämmerung, friedlich sprachen miteinander der Regen, der Abend und der Park.

So wie er war, barhäuptig, verließ der Kaiser das Zimmer. Er wollte in den Park, den süßen Regen fühlen. Überall im Hause brannten schon die Lichter. Der Kaiser schritt schnell, fast zornig, durch die satte Helligkeit, mit gesenktem Haupt an den Garden vorbei. Er ging in den Park, wandelte auf und ab, die Hände am Rücken, immer hin und zurück, durch die gleiche kurze und breite Allee und lauschte der emsigen Sprache des Regens und der Blätter.

Plötzlich hörte er rechts, zwischen dem dichten Dunkel der Bäume, ein Geräusch, das ihm merkwürdig erschien und auch verdächtig. Es gab Menschen, die ihn töten wollten, er wußte es. Einen Augenblick dachte er daran, daß es für einen Kaiser seiner Art ein lächerliches Ende wäre, im friedlichen Park, mitten in diesem törichten, guten Regen, ein kümmerliches Attentat, ein kümmerlicher Tod. Er trat zwischen die Bäume, auf den aufgeweichten Boden, ging in die Richtung, aus der die Stimme zu kommen schien, und er erblickte, bestürzt und zugleich erheitert, ein paar Schritte vor sich eine Frau. Ihre weiße Haube schimmerte. »Hierher!« rief der Kaiser. »Hierher!« rief er noch einmal, da sich die Frau nicht rührte. Jetzt kam sie näher. Jetzt stand sie dem Kaiser gegenüber, kaum zwei Schritte von ihm entfernt. Es war, ohne Zweifel, eine Frau vom Gesinde. Wahrscheinlich, dachte der Kaiser, hat sie ein Mann verlassen. Die alten Geschichten! (Sie amüsierten ihn, die gewöhnlichen, die ganz gewöhnlichen Geschichten.)

»Warum heulst du?« fragte der Kaiser, »und was machst du hier?«

Die Frau antwortete nicht, sie ließ den Kopf sinken.

»Antworte!« befahl der Kaiser. »Komm näher!« – Die Frau trat ganz nahe an ihn heran.
Jetzt konnte er sie sehen. Sie war gewiß eines seiner Mädchen vom Gesinde.
Die Frau fiel nieder in die Knie, auf die nasse Erde. Sie hielt den Kopf gesenkt. Ihr Haar berührte fast den Rand seiner Stiefelschäfte. Er neigte sich zu ihr hinunter. Jetzt sagte sie etwas. »Der Kaiser«, sagte sie. Und nach einer Weile: »Napoleon! – mein Kaiser!«
»Aufstehn!« befahl der Kaiser. »Sag, was los ist!«
Sie mochte Ungeduld und auch Gefahr in seiner Stimme spüren. Sie erhob sich. »Erzählen!« befahl der Kaiser. Er ergriff ihren Arm und führte sie in die Allee. Er blieb stehen, ließ sie los und befahl noch einmal: »Erzählen!«
Jetzt sah er im Widerschein, der aus den Fenstern in die Allee fiel, daß die Frau jung war.
»Ich werde dich bestrafen lassen!« sagte der Kaiser – und zugleich strich er mit der Hand über das nasse Angesicht der Frau. »Wer bist du?«
»Angelina Pietri!« sagte die Frau.
»Aus Korsika?« fragte der Kaiser – der Name war ihm vertraut.
»Ajaccio!« flüsterte die Frau.
»Lauf! – Schnell!« befahl der Kaiser.
Die Frau wandte sich um, hob den Rock mit beiden Händen, lief über den Kies und verschwand um die Ecke.
Er ging langsam weiter. Ajaccio! dachte er, Angelina Pietri aus Ajaccio.
Er ließ sich umkleiden. Er fuhr heute in die Oper. Er kam mitten in den zweiten Akt. Er stand aufrecht in der Loge, den Hut auf dem Kopf. Über der samtenen, dunkelroten Brüstung schimmerte ein blendendes Stück seiner schneeweißen Reithose. Die Leute erhoben sich und sahen starr auf die Brüstung, und die Kapelle spielte die Marseillaise.
»Es lebe der Kaiser!« rief von der Bühne her ein Schauspieler. Das ganze Haus antwortete: »Es lebe der Kaiser!«
Er winkte und verließ wieder die Loge. Auf der Treppe wandte er sich zum Adjutanten und sagte: »Notieren Sie: Angelina Pietri aus Ajaccio.«
Er vergaß sofort wieder den Namen. Er dachte nur noch: Ajaccio.

XIV

Er brauchte Waffen, Soldaten und eine große Parade.
Vor den gewählten Abgeordneten des Volkes, die er geringschätzte, vor seinen Soldaten, die er liebte, vor den Priestern des Glaubens, den er nicht achtete, und vor dem Volk von Paris, dessen Liebe er fürchtete, gedachte der Kaiser, sich zu zeigen als der Beschützer des Landes und der Freiheit. Für ein paar Stunden an diesem Tage ruhten alle Werkstätten, in denen man den Krieg vorbereitete. Es ruhten die Schmiede und die Schlosser. Aber die Müller, die Bäcker, die Fleischer und die Schnapsbrenner arbeiteten für das Fest. Für diesen Tag durften die Soldaten die neuen Uniformen anziehn, die man ihnen für den Krieg bereitet hatte.
Der Zeremonienmeister verfaßte den Plan zu einer großartigen und langwierigen Zeremonie.
Das Fest fand am ersten Juni statt. Dieser Tag war einer der wärmsten Tage seit der Heimkehr des Kaisers. Es war ein heißer und reifer Sommertag. Es war eine seltsame, um diese Zeit des Jahres nie gekannte Hitze. Das Jahr verriet überhaupt eine eilfertige Reife. Schon verblühte der Flieder. Schnell waren die Maikäfer verschwunden. Schon breiteten sich mächtig und tiefgrün die großen Blätter der Kastanien. In den Wäldern reiften längst schon die Erdbeeren. Gewitter brachen häufig und mit hochsommerlicher Wucht hernieder. Die Sonne brannte, ihr Glanz war grausam. Auch an heiteren, wolkenlosen Tagen schossen die Schwalben sehr tief, fast knapp über dem Pflaster der Straßen dahin, wie sonst, in anderen Jahren, nur kurz vor dem Regen. Man sprach von kommendem Unheil, hier und dort, laut und leise. Die Zeitungen des Landes versicherten den Frieden. Aber in allen Dörfern, in allen Städten hob man neue Rekruten aus und holte wieder die alten Soldaten in die Armee. Und man hörte auch nicht ohne Schrecken das fleißige Hämmern der Waffenschmiede, und man vernahm mit Entsetzen beim Fleischer von den Bestellungen des Staates, und man sah auf den Exerzierplätzen den unheilverkündenden Eifer der übenden Soldaten. Und man erhob sich an diesem festlichen Tage neugierig zwar, aber auch mißmutig.
Schon begann die Feier auf dem großen Festplatz. Von jedem Regiment sah man Abgeordnete, Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten; zweihundert Männer trugen die blinkenden Adler des Kaisers aus Messing

und Gold; hier standen die Würdenträger der Ehrenlegion, hier die Staatsräte, dort die Professoren der Universität, die Richter, die Räte der Stadt, die Kardinäle, die Bischöfe, die kaiserliche Garde und die Garde Nationale. Es blitzten die Säbel und die Bajonette von fünfundvierzigtausend Bewaffneten. Es donnerten hundert Kanonen. Ringsum stauten sich die Menschen aus dem Volke, unzählbar, namenlos, neugierig, armselig und voller Eifer. Die Sonne brannte immer stärker auf den weiten, schattenlosen Platz. Man hörte von Zeit zu Zeit einen harten Kommandoruf, einen kurzen Trommelwirbel, die schmetternde Trompete, das scheppernde Rasseln der Waffen, den dumpfen Aufschlag der Gewehre auf den Boden. Man wartete. Und immer grausamer glühte die Sonne.

Nun hörte man den Kaiser kommen. Er kam in einer vergoldeten Karosse, gezogen von acht Pferden, die weißen Federbüsche auf ihren Häuptern schwankten übermütig, stolze, silberne Flämmchen; zu beiden Seiten seines Wagens ritten seine Marschälle. Grün, rot und golden waren seine Pagen gekleidet. Dragoner und berittene Grenadiere folgten hinterdrein. Der Kaiser kam. Man erkannte ihn kaum in seinem perlmutterfarbenen Mantel, in seinen Hosen aus weißem Satin, unter seinem schwarzen Velourhut mit weißen Federn. Man erkannte ihn kaum in der Begleitung seiner weißgekleideten Brüder. Er bestieg die Tribüne, einen übermäßig erhöhten Thron. Zu beiden Seiten standen seine Brüder, unter ihm Kanzler, Minister und Marschälle. Man erkannte sie alle kaum. Zu prächtig waren sie.

Er selbst fühlte sich einsam wie noch nie. Er fühlte, daß man ihn nicht erkannt hatte. Er stand da, allein auf seinem erhabenen Thron, unter blauem Himmel, unter der heißen Sonne, hoch über dem Volk und den Soldaten, zwischen dem Himmel, der weit, blau, heiter und rätselhaft war, und seinen Zuhörern, die ebenfalls weit und ebenso rätselhaft waren.

Er begann zu sprechen. Er vertraute der Kraft seiner Stimme. Aber heute klang ihm auch die eigene Stimme fremd: »Wir wollen nicht den König«, schrie er, »den unsere Feinde wollen. Vor die Wahl gestellt, zwischen dem Krieg und der Schande zu wählen, wählen wir den Krieg ...«

Vor ein paar Tagen noch, als er die Worte niedergeschrieben hatte, waren sie ihm sehr einfach und selbstverständlich gewesen. Er kannte die Franzosen. Die Ehre war ihr Gott, die Schande der Teufel. Sie

waren die besten Soldaten der Welt, denn die Göttin der Ehre befehligte sie, die unerbittlichste Herrin der Krieger. Er aber, der Kaiser, welchem Gott gehorchte er selbst?
Diese Frage begann ihn zu peinigen, während er mit einer fremden Stimme sein Manifest hersagte. Zum erstenmal sprach er zu den Franzosen von einer übermäßig erhöhten Tribüne aus, zum erstenmal war er angetan mit einem perlmutterfarbenen, seidenen Umhang, zum erstenmal trug er einen fremden Hut mit fremden Federn auf dem Kopf. Zum erstenmal glaubte er, die unerbittlich wüste Leere der körperlichen Einsamkeit zu fühlen. Ach! Es war nicht die Einsamkeit, die ihm immer wohlbekannt und vertraut gewesen war! Es war nicht die Einsamkeit der Mächtigen, auch nicht die der Verratenen, auch nicht die der Verbannten, und auch nicht die der Gedemütigten. Hier, auf dieser übermäßig erhöhten Tribüne herrschte die Einsamkeit der körperlich Verlassenen. Er war sehr arm in seiner Höhe, der große Kaiser. Er konnte kein einziges der vieltausend Gesichter sehn. Er sah nur über die Köpfe, über die Mützen, die Zweispitze, die Hüte hinweg und weit im Hintergrund erst die unkenntlichen Gesichter der Menge, die man »das Volk« nannte. Und seine Worte klangen ihm selbst fremd und leer, und ihre Feierlichkeit schien ihm ebenso wüst wie seine Einsamkeit. Er fühlte sich auf dieser Tribüne wie auf einem seltsamen lächerlichen Gerät und so, als stünde er auf einem Thron und zugleich auf Stelzen. Sein Kleid war eine Verkleidung, die Versammlung ein Publikum, die Würdenträger und er selbst waren Schauspieler. Er war immer gewohnt gewesen, seine Sätze mitten unter den Soldaten, angetan mit seiner gewohnten Uniform, zu sprechen, den Atem der Versammelten zu spüren, den geliebten Schweiß- und Tabakgeruch der Soldaten, das scharfe Leder und die beizende Stiefelwichse. Jetzt aber stand er hoch über diesen Gerüchen, arm und groß und leer und verkleidet, allein unter der glühenden Sonne. Selbst die gewichtlosen Federn auf seinem Hut fühlte er wie eine schwere Last, Federn aus zwecklosem, törichtem und wuchtigem Blei. Plötzlich nahm er den Hut ab, er riß ihn sich geradezu vom Kopfe. Nun sah man von allen Seiten sein vertrautes, dunkles, glänzendes Haar. Hierauf warf er mit einem kräftigen Ruck seiner Schultern den Mantel ab – und es war, als hätten die Schultern den Mantel weggeschleudert, wie es sonst nur Hände können. Jetzt sahen ihn alle in seiner vertrauten Uniform, genau so, wie er abgebildet war an hunderttausend Wänden, auf den Tellern, auf den Mes-

sern, in allen Stuben, in allen Hütten vieler Länder. Und mit einer veränderten Stimme, das heißt, mit seiner alten, wohlbekannten, rief er: »Und ihr, Soldaten, meine Brüder im Leben und vor dem Tod, Kameraden meiner Siege!«... Es wurde ganz still. Die Stimme des Kaisers dröhnte durch die heiße Luft. Die Abgeordneten und die Würdenträger hörten nicht mehr zu, sie sehnten sich nach einem Schatten. Das Volk aber und die Soldaten waren zu weit vom Kaiser entfernt. Sie verstanden nur jedes dritte Wort. Aber sie sahen jetzt den Kaiser genau so, wie sie ihn liebten. Und also riefen sie: »Es lebe der Kaiser!«

Der Kaiser beendete hastig seine Rede. Er eilte die Stufen hinunter, den Rufen der Versammelten entgegen. Es war im Zeremoniell vorgeschrieben, daß er mit gewichtiger Langsamkeit diese Treppe hinunterzusteigen hatte. Ihn aber überfiel die Ungeduld eines Heimkehrenden. Zu lange hatte er hoch oben verharrt in der Heimatlosigkeit. Immer schleuniger wurde sein Schritt. Und einem Soldaten mehr gleich als einem Kaiser sprang er schon fast von der letzten Stufe zu Boden.

Man sah oben, auf der verlassenen Tribüne, seinen perlmutterfarbenen Umhang, schlaff und kümmerlich, einen armen, prächtigen, abgeworfenen Irrtum des Kaisers. Seinen Hut mit den weißen Federn hatte einer der Würdenträger aufgehoben. Er trug ihn jetzt feierlich und ratlos in beiden Händen. Das Volk und die Soldaten drängten sich schon vor den freigebigen Zelten der Marketender. Man begann bereits, Schnäpse, Blutwürste und Brote zu verschenken.

Mittag war längst vorbei. Aber die Sonne brannte weiter, unersättlich, festlich und sehr grausam.

XV

Auf diese feierliche Weise hatte der Kaiser dem Volke von Frankreich die Freiheit beschworen. Es schien also, als sei er nicht mehr der gewaltsame Kaiser von einst. Aber die Menschen im Lande hörten nur den Lärm der Waffen, den Gesang der Soldaten, der alten Soldaten, die nach langen Monaten in ihre Kasernen heimkehrten, und den Gesang der jungen Rekruten. Der Kaiser berief die Armee, es war kein Zweifel. Die Menschen glaubten den Zeitungen nicht mehr, die schrieben, alle Mächte der Welt wollten sich bald mit dem Kaiser versöhnen. Die

Lügen flatterten über die Städte und Dörfer, falsche, bunte Zaubertäubchen, in Schwärmen erhoben sie sich aus den Zeitungen, kamen sie aus den Mündern der Schleicher, der Horcher, der Schwätzer und der Alleswisser. Sie kreisten auch über den Köpfen der Soldaten, die aus allen Richtungen nach der Hauptstadt zu marschieren hatten und aus der Hauptstadt weiter nach Nordwesten. Es mußte also Krieg werden, und die buntbeflügelten Nachrichten waren Lügen. Ach, das Volk von Frankreich kannte alle die Anzeichen, die der Krieg vorausschickt. Ein großes Entsetzen verbreitete sich über Nacht in allen Teilen des Landes auf einmal. Die bunten Täubchen, die Lügen vom Frieden, schwärmten nicht mehr in den Lüften; umgekommen waren sie in dem großen Entsetzen, in dem grausamen Schweigen, in dem sich die Wahrheit allein verkündete: die Wahrheit vom kommenden Krieg. Nächtens brannten die Wachtfeuer der Soldaten, die unterwegs auf dem Marsch nach Nordwesten Rast gemacht hatten. Des Morgens dröhnten ihre Trommeln durchs Land. Auf den heißen, trockenen Straßen marschierten sie, blühende Felder zu beiden Seiten, das Brot sahen sie heranreifen, sie fragten sich, ob sie es auch einmal würden essen können. Vielleicht waren sie tot, noch ehe dieses Korn gemahlen war, vielleicht waren sie selbst schon ein Teil der Erde, ein Dünger der Äcker – und wer weiß, welcher fremden Äcker? Und die älteren unter den Soldaten, die schon viele Kriege des Kaisers mitgemacht hatten, gedachten ihrer Kameraden, die in den fremden Ländern geblieben waren. Die älteren unter den Soldaten kannten einander alle. Und sie unterschieden sich von den anderen dadurch, daß sie sich in einer Art eigener Sprache unterhielten, jener Sprache, die alle Soldaten der Welt nur im Angesicht des Todes erlernen. Sie hatten hunderttausend gemeinsame Erinnerungen: Gewitter und Hitze, Vollmond und Abende, Mittag und Morgen, ein Heiligenbild und einen Brunnen, einen Schober und eine Rinderherde sahen sie mit andern Augen als die Jungen. »Weißt du noch«, konnte einer zum andern sagen, »damals in Sachsen? Das war der Brunnen, wo wir von der dritten Kompanie zwei blöde, verfluchte, lange Tage warten mußten.« – »Ja, ja«, erwiderte der andere, »der Brunnen, ich weiß, das war drei Meilen vor Dresden!« – »So hat die Wurst bei Eylau geschmeckt!« sagte einer. – Und der andere darauf: »Gewiß, gewiß, auch diese Wurst stammt von einem braven Roß!« – »Es war damals das Pferd von einem Obersten.« – »Diesmal ist es nur das eines Hauptmanns.« – »Wo ist denn eigentlich der kleine,

dumme Desgranges geblieben?« – »In der Beresina, glaube ich. Ein alter Karpfen hat ihn verschluckt, so klein war er!« – »Und der Korporal Dupuis?« – »Bei Austerlitz, zum Donnerwetter! – Hast du gar kein Gedächtnis mehr? Vergißt du auch den guten Dupuis?«
Von diesen Reden verstanden die jungen Rekruten gar nichts. Sie wußten nur, daß auch sie in den Tod gingen. Vielleicht, so dachten sie, war es den Alten leicht, in den Tod zu gehn, da sie den Kaiser doch kannten. Ihnen aber war der Kaiser fremd und das Leben nahe. Wozu wollte er den Krieg? Wozu, wohin und warum mußten sie marschieren?
Aber sie marschierten dennoch, sie marschierten, sie marschierten. Und wenn sie durch Paris zogen, so kamen sie am Schloß vorbei, wo der Kaiser wohnte, und sie riefen: »Es lebe der Kaiser!«
Er aber, der Kaiser, war allein. Einsamer, immer einsamer saß er vor den Karten, den großen, bunten und verwirrenden, seinen lieben Karten. Sie enthielten die ganze große Welt. Die ganze große Welt bestand aus lauter Schlachtfeldern. Ach, wie leicht war die Welt zu erobern, sah man nur die Karten, auf denen sie abgebildet war! Hier war jeder Fluß ein Hindernis, die Mühle ein Stützpunkt, der Wald ein Versteck, der Hügel eine Beobachtungsstätte, die Kirche ein Angriffsziel, der Bach ein Bundesgenosse, und all die Felder der ganzen Welt, die Wiesen und die Steppen: Welch prachtvolle Schauplätze prachtvoller Schlachten! Schön waren die Karten! Schöner als Gemälde stellten sie die Erde dar! Klein erschien die Erde, betrachtete man sie nur recht auf den Landkarten: schnell zu durchschreiten, so schnell, wie die Zeit es erforderte, die unerbittlich tickende Standuhr, der unaufhörlich rinnende Sand...
Der Kaiser zeichnete Kreuze, Sterne, Striche in die Karten ein, bedächtig, wie er Schach zu spielen pflegte. Er schrieb Zahlen auf diese und jene Stelle. Hier waren die Toten, dort die Überlebenden, hier Kanonen und dort Reiter, drüben der Train und hüben die Sanität. Lauter Pferde, Mehlsäcke, Schnapsfässer, Feinde, Menschen, Pferde, Schnäpse, Hammel, Ochsen – und Menschen, Menschen, Menschen: immer wieder Menschen.
Manchmal erhob er sich, verließ den Tisch und die Karten, öffnete das Fenster und sah auf den Platz, den großen, weiten Platz, auf dem er einst, als ein kleiner, unbekannter Offizier, viele unbekannte Soldaten befehligt hatte. Viele Tausende kleine Soldaten marschierten jetzt nach

Nordwesten. Er lauschte ihren Liedern. Er hörte ihre Trommeln. Es waren noch die alten Tamboure. Er vernahm ihren schnellen und festen Schritt. Ja, es war der wunderbare, hurtige und siegreiche Schritt der Franzosen, der Rhythmus der geschwinden, tapferen Füße, die über die Landstraßen der halben Welt gewandert waren: brave Füße, die Füße der kaiserlichen Soldaten, nützlicher und notwendiger noch als ihre Hände.

In solchen Minuten hörte er lüstern und gierig die Rufe: »Es lebe der Kaiser!« Frohgemut setzte er sich wieder an den Tisch, vor die Karte und zeichnete mit roter, mit blutiger Tinte hier und dort Zahlen ein. Sie bedeuteten: Schnäpse, Pferde, Ochsen, Wagen, Kanonen, Soldaten – Soldaten, die gerade am Schlosse vorbeimarschierten und riefen: »Es lebe der Kaiser!«

XVI

Lange hatte der Kaiser seine Mutter nicht mehr gesehn. Sehr wenig hatte er an sie gedacht, an die alte Frau. Er kam jetzt, um Abschied von ihr zu nehmen, bevor er in den Krieg zog. Die Sitte erforderte es und auch sein Herz.

Schwerfällig, einfach und würdig saß sie im breiten Lehnstuhl, im verdunkelten Zimmer. Sie liebte den kühlen Dämmer, dunkelrote, schwere Vorhänge vor zugemachten Fenstern, die milde, schützende Stille des verschlossenen Hauses aus dicken Mauern. Sie war alt, sie konnte den Lärm der sommerlichen Sonne nicht vertragen.

Es war Vormittag, als ihr Sohn eintrat. Er schien etwas von der satten, leuchtenden Hitze mitzubringen, die heute in der Stadt herrschte. Mitten im sanften, dunkelroten, leise durchsonnten Schatten, der das Zimmer erfüllte, schimmerten seine schneeweißen, prallen Hosen allzulaut, sie schmetterten beinahe. Er war zu Pferd gekommen, seine Sporen verbreiteten ein zierliches, aber in diesem Zimmer unpassendes und peinliches Klirren. Er neigte sich, küßte die Hand seiner Mutter und empfing ihren Kuß auf seinen Haaren, auf dem gesenkten Scheitel. Er blieb eine Weile so, gebückt, in einer höchst unbequemen Stellung. In seinen allzu engen Hosen hätte er kaum niederknien können. Die weiche, große, sehr weiße Hand der Mutter streichelte ein paarmal seine Haare. Sie schwiegen beide.

»Setz dich, Kind!« sagte die alte Frau endlich. Er erhob sich, er blieb stehen, er stand hart vor der Mutter. Sie wußte nicht, ob es Ehrfurcht war oder Ungeduld. Sie kannte ihn. Er war ebenso ehrfürchtig wie ungeduldig. – »Setz dich, mein Kind!« wiederholte sie. Und er gehorchte.

Er saß jetzt rechts von der Mutter, gerade dem Fenster gegenüber, auf sein Angesicht fiel der Widerschein des dunkelroten, durchsonnten Vorhangs.

Die Mutter wandte sich ihm ganz zu. Sie betrachtete ihn eine lange Weile. Der Kaiser hielt ihr seine offenen, hellen Augen entgegen, er ließ sich von der Mutter prüfen. Auch er betrachtete ihr altes Angesicht, ihren großen, schönen Mund, ihre glatte Stirn, an der noch keine Falte zu sehn war, das starke Kinn und die schöne, gerade Nase. Ja, es war kein Zweifel, viel hatte er von ihr geerbt. Sie sah aus wie die Mutter des großen Kaisers, der er war. Er fand sein Gesicht und beinahe auch sein Geschick bestätigt, wenn er sie betrachtete. Er hatte nur jetzt keine Geduld und keine Zeit zur Betrachtung. Er schob sachte einen Stiefel vor. Die Mutter bemerkte es.

»Ich weiß«, sagte sie, und ihr Kopf zitterte ein wenig, und ihre Stimme war wehmütig und leise, »ich weiß«, sagte sie, »daß du keine Zeit hast. Du hast niemals Zeit gehabt, mein Sohn. Aus Ungeduld bist du so groß geworden. Gib acht, daß dich die Ungeduld nicht zugrunde richtet. Aus Ungeduld bist du jetzt zurückgekommen. Du hättest bleiben sollen!...«

»Ich konnte nicht«, sagte der Kaiser. »Sie hassen mich zu sehr, meine Feinde. Sie hätten mich auf eine ferne, wüste Insel verschleppt. Ich mußte schneller sein als sie. Ich mußte sie überraschen.«

»Ja, überraschen!« sagte die Mutter. »Das ist deine Art. Das Warten aber hat auch seinen Wert.«

»Ich habe lange genug gewartet!« rief der Kaiser laut. Er stand auf. Er sprach jetzt sehr laut – und seine Stimme nahm sich schon wie eine Lästerung aus. – »Ich kann nicht mehr warten!« schrie er. »Sie werden einbrechen, wenn ich noch warte!...«

»Jetzt ist es zu spät zu warten!« sagte die Mutter leise. »Bleib nur sitzen, mein Kind, ich habe dir vielleicht noch etwas zu sagen!«

Der Kaiser setzte sich wieder.

»Ich sehe dich vielleicht zum letztenmal, mein armer Sohn!« sagte sie. »Ich bete, daß du mich überlebst. Ich habe nie oder nur selten um dein

Leben gezittert. Jetzt aber habe ich Angst. Und ich kann dir nicht helfen: denn du bist ja selbst der Mächtige. Ich kann dir nicht raten: denn du bist ja selbst so klug! Ich kann nur für dich beten.«
Jetzt senkte der Kaiser den Kopf. Er blickte auf den dunkelroten Teppich. Er stützte den Ellenbogen auf seine blendende, weiße Hose und das Kinn auf die geschlossene Hand. »Ja, bete für mich, Mutter!« sagte er.
»Wenn dein Vater noch lebte«, fuhr sie fort, »er wüßte sicher einen Ausweg.«
»Der Vater hätte mich nicht begriffen!« sagte der Kaiser.
»Schweig!« rief sie, schrie sie fast, ihre metallene, schöne, dunkle Stimme klirrte. »Dein Vater war groß, klug, tapfer und bescheiden. Du hast ihm alles zu verdanken. Du hast alle seine Eigenschaften geerbt – außer der Bescheidenheit. Er, er hatte Geduld, dein Vater!«
»Ich habe ein anderes Schicksal, Mutter!« antwortete der Kaiser.
»Ja, ja«, sagte die alte Frau. »Du hast freilich ein anderes Schicksal.«
Sie schwiegen eine Weile. Dann begann die Mutter wieder: »Du scheinst mir gealtert, mein Sohn, wie fühlst du dich?«
»Ich werde manchmal müde, Mutter!« sagte der Kaiser. »Ich werde manchmal plötzlich müde.«
»Wo fehlt es?«
»Ich frage keinen Arzt. Wenn ich die Doktoren kommen lasse, heißt es, ich sei todkrank.«
»Wirst du es aushalten?«
»Ich muß, Mutter, ich muß. Ich werde größer heimkehren als je. Ich werde sie niederschlagen.«
Er hob den Kopf. Er blickte geradeaus an der Mutter vorbei, auf ein Ziel, das er allein sehen mochte ... auf eine siegreiche Heimkehr.
»Gott segne dich!« sagte die Mutter. »Ich werde für dich beten.«
Der Kaiser stand auf. Er ging an die alte Frau heran und verbeugte sich. Sie machte das Zeichen des Kreuzes über ihm und gab ihm ihre weiße, alte, große, weiche Hand. Er küßte sie. Sie umschlang seinen Nacken mit dem linken Arm. Er spürte am Halse, durch die schwarze Seide ihres Ärmels, die weiche, mütterliche Wärme ihres vollen Armes. In diesem Augenblick wurde ihm weh zumut. So möchte ich meinen Sohn umarmen können, dachte er, und: Glücklich ist sie, meine Mutter: Sie darf ihren Sohn umarmen! –
Ein warmer Tropfen, ein zweiter, ein dritter fiel auf seinen gesenkten

Scheitel. Er wagte nicht aufzusehn, er konnte es auch nicht, niedergehalten, wie er war, von der guten Fessel des mütterlichen Armes. Als sie sich endlich lockerte und er sich erheben konnte, sah er seine Mutter weinen. Sie weinte mit einem unbewegten Gesicht, ohne daß sich ein Zug darin veränderte. Nur die Tränen flossen unermüdlich aus ihren großen, offenen Augen.
»Weine nicht, Mutter!« sagte der Kaiser, ratlos und leise.
»Ich weine aus Stolz!« sagte die alte Frau, mit ihrer gewöhnlichen Stimme, und so, als weinte sie gar nicht. Ihre Kehle, ihr Mund, ihre Stimme hatten nichts mit ihren Tränen zu tun.
Sie schlug vor dem Kaiser noch einmal ein Kreuz in die Luft und murmelte etwas Unhörbares. Dann sagte sie: »Geh, mein Kind! – Gott segne dich, mein Kind, Gott segne dich, mein Kaiser!«
Er verneigte sich noch einmal. Dann ging er schnell hinaus. Seine Sporen klirrten, seine schwarzen Stiefel blitzten trotz der Dämmerung durch das dunkelrote Zimmer, und seine schneeweißen Hosen blinkten grell und schmetternd.

XVII

Als er eine halbe Stunde später die Truppen der Pariser Garnison inspizierte, zum letztenmal, bevor sie in den Krieg marschieren sollten, fühlte er zwar noch auf seinem Scheitel den Kuß und die Tränen der alten Frau, aber es war ihm dennoch, als wäre schon eine recht lange Zeit seit dem Augenblick vergangen, in dem er den rötlich-dunklen Raum verlassen hatte. Die Soldaten der Pariser Garnison waren für diesen Feldzug sorgfältiger ausgerüstet worden als alle anderen im Lande. Auch die Rekruten hatten stramme, heitere und wohlgenährte Gesichter. Zufrieden blickte er in die braven, jungen, gehorsamen Augen der jüngst und zum erstenmal Eingerückten und in die wissenden, treuen und ergebenen seiner alten, erfahrenen Soldaten. Solide waren Tornister und Mäntel und Stiefel. Die Stiefel prüfte er mit doppelter Aufmerksamkeit, beinahe mit Liebe. In den Feldzügen, wie er sie zu unternehmen pflegte, hing sehr viel von den Stiefeln und Füßen der Leute ab, fast ebensoviel wie von den Händen und den Gewehren, ja mehr noch vielleicht. Und auch mit diesen war er zufrieden. Die Läufe waren frisch eingefettet worden, und sie schimmerten sanft und ge-

fährlich, mattblau und zuverlässig. Wohlgeschliffen blinkten die Spitzen der Bajonette. Der Kaiser ging langsamer als gewöhnlich, bedächtig fast, zwischen den starren Reihen einher, hier und dort zerrte er an einem Knopf, um zu prüfen, ob er festsitze, an einem Riemen, an einem Koppel, an einer Schnur. Er ging zu den großen Feldkesseln, fragte, was für ein Fleisch man heute zubereite, und als man ihm sagte, es würde Hammel gekocht, befahl er, man möge ihm einen Bissen reichen. Seit seinem letzten, unseligen Feldzug hatte er nicht mehr Hammelfleisch mit Bohnen gegessen. Er lieh sich einen Löffel aus Zinn von einem Sergeanten, führte mit der Linken die Brotkante zum Munde, mit der Rechten den gefüllten Löffel, stand da mit gespreizten Beinen, im Angesicht seiner Soldaten, und in allen, die ihn so essen sahen, jauchzte das Herz. Die Augen glühten vor Stolz und auch von verdreifachtem Hunger. Eine robuste Andacht erfüllte sie wie niemals bei einer Feldmesse oder in einer Kirche und eine feierliche, kindliche und zugleich auch väterliche Zärtlichkeit für ihren großen Kaiser. Gewaltig war er und auch rührend. Er ließ sie im Karree antreten und sprach zu ihnen, wie immer – und aufs neue die alten Worte, die er so oft erprobt hatte: von den Feinden des Vaterlands, von den Bundesgenossen des schmählichen Königs, von den alten Siegen, von den Adlern und von den Toten und schließlich von der Ehre, der Ehre, der Ehre. Und wieder zogen die Offiziere ihre Degen. Noch einmal brüllten die Regimenter: »Es lebe der Kaiser! Es lebe die Freiheit! Es lebe der Kaiser!« Und wieder einmal lüftete er seinen Hut und rief: »Es lebe Frankreich!« mit erstickter Stimme und ehrlicher gerührt, als er es im dunklen Salon seiner Mutter gewesen war. Er wollte noch jemanden umarmen, bevor er die Regimenter verließ, er suchte nach einer geeigneten Persönlichkeit. Zu oft schon hatte er Generäle, Oberste, Sergeanten und auch Mannschaften umarmt. Da erblickte er einen kleinen Trommler, einen der halbwüchsigen Jungen, deren es viele in seiner großen Armee gab, die guten Kinder seiner Regimenter, gezeugt vielleicht von mehreren Vätern vor einer Schlacht, geboren vielleicht auf dem Zeltwagen einer Marketenderin, in Deutschland, in Italien, in Spanien, in Rußland oder in Ägypten. »Komm, Kleiner!« sagte der Kaiser. Und der Junge trat vor, mit der Trommel, er hatte kaum Zeit, die beiden Klöppel in die Schlaufe zu stecken, und stand dann unbeweglich vor dem Kaiser da, unbeweglicher noch als ein alter Soldat. Der Kaiser hob ihn hoch, samt der Trommel, hielt ihn und schwenkte

ihn noch eine Weile in der Luft, so daß es alle sehen mußten, und küßte ihn auf beide Wangen. »Wie heißt du?« fragte der Kaiser. »Pascal Pietri«, sagte der Kleine mit klingender Stimme, wie ein Junge in der Schule einem Lehrer antwortet. Der Kaiser erinnerte sich, diesen Namen vor einigen Tagen gehört zu haben, er wußte nur nicht mehr, bei welcher Gelegenheit. – »Lebt dein Vater?« – »Jawohl, Majestät!« sagte der Junge. »Er ist Wachtmeister bei den Dreizehner-Dragonern.« »Notieren Sie: Wachtmeister Pietri«, sagte der Kaiser zum Adjutanten. – »Verzeihung, Majestät!« sagte der Knabe, »mein Vater heißt Levadour, Wachtmeister Levadour!« Der Kaiser lächelte – und alle Offiziere und Soldaten in der Nähe lächelten mit. »Kennst du deine Mutter?« – »Meine Mutter, Majestät, ist Wäscherin am Hofe.« – Der Kaiser erinnerte sich plötzlich: »Angelina heißt sie?« – »Jawohl, Angelina, Majestät!« – Und alle Offiziere und Soldaten in der Nähe lächelten noch einmal – und wurden sofort wieder ernst. »Notieren Sie«, sagte der Kaiser zum Adjutanten, »die Wäscherin Angelina Pietri.«

Seine Inspizierung hatte lange gedauert. Absichtlich hatte er sie lange dauern lassen, er hatte nicht heimkehren wollen mit der frischen Erinnerung an den dunklen Salon seiner Mutter. Als er wieder das Schloß betrat, war es später Nachmittag, in einer Stunde mußte der Abend dasein, es dämmerte bereits. Er war mit diesem Tag zufrieden. Es war ihm, als hätte er seine Mutter nicht heute vormittag erst, sondern bereits vor sehr langer Zeit schon gesehn. Er erinnerte sich an Angelina Pietri, die kleine Frau aus dem Hausgesinde, die er im nächtlichen Park gesehen hatte. Die Erinnerung stimmte ihn heiter, der Name Angelina, ihr kleiner Sohn, der in seiner Armee die Trommel schlug, und die brave Frische, mit der der Knabe den Namen seines Vaters richtiggestellt hatte, rührte ihn fast. Ja, das war sein Volk, so waren seine Soldaten! Zuversichtlich wie seit Tagen nicht mehr, beugte er sich über die Karten auf seinem Tisch. Er hatte sie, seine Feinde, er hielt sie, diesmal wie so oft, Parlament und Polizeiminister konnten ihm vielleicht gefährlich werden. Generäle und Armeen konnte er besiegen: Es war ein guter Tag.

Was für ein Tag war eigentlich heute? Seine alte abergläubische Laune überfiel ihn. Er ging zur Tür, riß sie auf und rief ins Vorzimmer hinein: »Was haben wir heute für einen Tag?« – »Majestät, Freitag!« antwortete Marchandeau, der Diener.

Er erschrak für die Dauer einer Sekunde, er liebte keine Freitage. Man

mußte den Freitag gewissermaßen wettmachen, und er kannte auch das unfehlbare Mittel. Seine Frau Josephine hatte es ihm oft gesagt. Und er erinnerte sich auch an den Namen der unfehlbaren Kartenlegerin, die der Kaiserin und ihm so oft die Zukunft schon prophezeit hatte. »Ist sie noch im Hause«, fragte er, »die Veronique Casimir?« – »Jawohl, Majestät!« sagte der Diener. – »Hol sie!« befahl der Kaiser.
Es schien ihm ein gutes Zeichen, daß sie im Hause war. Die selige Kaiserin Josephine hatte sie mitgebracht. Wie alles, was von ihr kam, war auch die alte Veronika Casimir gut. Er erinnerte sich genau an die dicke Alte. Er wartete zuversichtlich.

XVIII

Ihre Herrin, die gottselige Kaiserin Josephine, die ihr oft im Traum erschien, hatte Veronika Casimir in dankbarer und ehrfürchtiger Erinnerung. Eine einfache Wäscherin war sie einmal gewesen, aber seit ihrer frühen Jugend schon eine ungewöhnliche Kartenlegerin. Noch als der große Kaiser Konsul gewesen war, hatte Veronika Casimir aus den Karten gelesen, daß er bestimmt sei, eine Krone zu tragen. Seitdem waren ihr zahlreiche Ehren zuteil geworden; und selbst höhere, so meinte sie, als irgendeinem der Würdenträger, der Minister und der Marschälle. Sie durfte dem Kaiser gelegentlich weissagen. Sie war die erste Wäscherin des kaiserlichen Hofes. Ihr oblag die Sorge um die blauseidenen Hemden und die Spitzentaschentücher der ersten Kaiserin, um die solideren, weißseidenen Hemden und die batistenen Taschentücher der zweiten. Die Geschicke des kaiserlichen Hauses las sie aus den Karten und manchmal auch aus der Wäsche, die man ihr jeden Abend übergab. Vierunddreißig Wäscherinnen und Badedienerinnen standen unter ihrem strengen Befehl. Sie liebte militärischen Gehorsam, und sie hatte in den langen Jahren ihres Dienstes gelernt, Schweigsamkeit und Verschwiegenheit zu üben, obwohl sie redselig und sogar geschwätzig von Natur war.
Jeden Abend, bevor sie sich schlafen legte und nachdem sie die Wäschestücke an die ihr untergeordneten Frauen und Männer verteilt hatte, setzte sie sich an den großen Tisch, der um diese Stunde einsam und feierlich in dem still gewordenen Eßzimmer stand... denn sie brauchte sehr viel Platz für ihre Karten, und sie arbeitete mit mehreren

Päckchen verschiedener Karten nach einem verwickelten System. Manchmal versammelten sich auch die Dienstboten zu später Stunde. Der schwarze Tisch aus Ebenholz, lang, schmal, mit glänzender polierter Fläche, war düster, unheimlich, fast ein Katafalk. Da saß Veronika Casimir und legte Karten. Man hörte die Mitternacht von verschiedenen Türmen schlagen. Da hielt sie inne und wartete, bis alle Glocken verklungen waren. Endlich raffte sie die verschiedenen Kartenpäckchen zusammen, umwickelte sie mit einer alten, fettigen Schnur und erhob sich, ohne ein Wort zu sagen. Man fragte sie auch nicht. Sie verriet selten die Geheimnisse der Überwelt, zu der sie so innige Beziehungen unterhielt.

Seit der Heimkehr des Kaisers hatte sie gewartet, zu ihm gerufen zu werden. Jetzt begann sie, die Karten nicht mehr nach dem Schicksal des Kaisers zu befragen, sondern nach ihrem eigenen, das heißt: ob sie der Kaiser während seiner Abwesenheit nicht vergessen hätte. Nein! sagten die Karten.

Dennoch war sie heute überrascht und fast erschrocken, als man sie zu ihm befahl. Sie stand im großen Waschraum, umgeben von ihrem Gesinde, es war die Stunde, in der sie ihre Untergebenen zu versammeln pflegte, sie erwartete die Diener mit den Wäschekörben, und sie hielt den Zettel in der Hand, auf dem ihre Aufträge, Befehle, Tadel, Ermahnungen aufgezeichnet waren. Nun eilte sie stracks in ihr Zimmer. Sie hatte eine halbe Treppe zu steigen. Jetzt nahmen ihre kurzen, fetten Beine zwei Stufen auf einmal. Sie hastete in ihr Zimmer, zu dem kleinen, ovalen Spiegel zwischen den zwei Leuchtern am Tisch, sie entzündete die Kerzen, sie zog eine frischgestärkte Haube an, setzte sich und begann, mit ihren kurzen, starken Fingern ihr gelbliches, sehr fleischiges Angesicht zu pudern. Sie spritzte ein paar Lavendeltropfen über die Brust, aus der geweihten Flasche, die ihr einst die erste Kaiserin, ihre Herrin Josephine, geschenkt hatte, und erhob sich, zufrieden, duftend, in einer leichten, weißen Wolke von Puder und ganz großartig. Aus dem Koffer holte sie ihre Kartenpäckchen, mit einem sicheren, heftigen, beinahe kriegerischen Griff, wie ein Soldat seine Waffen nimmt, wenn er zu plötzlicher Fehde gerufen wird. Jetzt war sie fertig. Sie stand nach langen Monaten wieder vor dem Kaiser. Er saß an seinem Tisch, vor seinen bunten, verwirrenden Karten, die sie schon ein paarmal gesehn hatte, wenn sie vor den großen Feldzügen die Gnade erfahren hatte, berufen und befragt zu werden. Sie versuchte den

Knicks, den die Damen im Angesicht des Kaisers zu vollführen pflegten. Mit beiden Händen spreizte sie die Schöße, einen Fuß schob sie rückwärts, einen streckte sie vor, einen Schritt versuchte sie in dieser schwierigen Haltung vorwärts zu gleiten und hierauf ein Knie leicht zu beugen – und nachdem sie all dies in graziöser Weise vollzogen zu haben glaubte, blieb sie stehn, fett und stramm, mit schamhaft gesenkten Augen. Die Fenster waren offen. Der späte, goldiggrüne Dämmer des sommerlichen Abends drang in das Zimmer und wetteiferte mit den tiefgelben, unruhigen Flämmchen der drei Kerzen. Man hörte den leisen Atem des Windes und das laute, fleißige Wispern der Grillen.
»Hierher!« befahl der Kaiser. Sie beeilte sich, an seinen Tisch zu kommen. Sie wackelte heran, fett, würdig, unterwürfig. Wie hatte sie diese Stunde ersehnt! In dem ehrfürchtigen Schauer noch, der sie im Angesicht des Kaiser erfüllte, und im Anblick der verwirrenden Landkarten, die auf seinem Schreibtisch ausgebreitet waren, fühlte sie auch ihre eigene Bedeutung, einen Schauder vor sich selbst und vor dem geadelten und erhobenen Sinn ihres Werkzeuges, den Spielkarten. Ja, sie erschauerte vor dem Gedanken, daß ihre Karten nicht weniger wichtig, vielleicht noch wichtiger waren als die Landkarten des Kaisers, und vor ihrer eigenen Genugtuung darüber, daß der größte aller Kaiser der Welt von dem Geheimnis ihrer, der Veronika, Karten ebensowenig begriff wie sie von dem Geheimnis seiner geographischen. In dieser Stunde war sie berufen, die Geschicke der Welt vielleicht zu bestimmen, wie es sonst nur der Kaiser tat. Und also stand sie da, vor dem Kaiser ebenso schaudernd wie vor sich selber. Sie hielt den Blick gesenkt. Er fiel auf ihre beträchtliche Brust, tiefer konnte er nicht gelangen, und sie hätte gerne auf den Boden geblickt, aus Demut und Stolz und auch aus Verlegenheit. Durch die gesenkten Lider fühlte sie den spöttischen, lächelnden Blick des Kaisers. Wie ein Soldat hielt sie die Arme gesenkt an den fetten Hüften, tiefer konnten ihre Hände nicht reichen. Sie liebte – sie brauchte auch – glatte Tische, auf denen gar nichts liegen durfte, sie wollte den Kaiser bitten, seine verwirrenden Landkarten wegzuräumen, aber sie wagte es nicht.
»Also los!« sagte der Kaiser.
Es wurde zusehends dunkler im Zimmer – eine Art makabren Lichts verbreiteten die spärlichen Kerzen jetzt und verstärkten den Mut und den Glauben der alten Veronika an ihre prophetische Sendung. Sie wagte nun, die Augen zu erheben. Sie sah das wächserne Angesicht des

Kaisers, ein erstarrtes Lächeln auf seinem Angesicht – die Leiche eines Lächelns. Und sie begann, zuversichtlich und ohne Respekt, ihre fettigen Spielkarten über die bunten Landkarten des Kaisers zu legen. Sie gab sich Mühe zu vergessen, daß sie vor dem gewaltigsten aller Kaiser stand, und sie dachte daran, daß sie hier im Dienst der Überwelt stehe, und sie flüsterte: »Dreimal abheben bitte, Majestät!« Der Kaiser hob dreimal ab. In den dunkelblauen, glatten Rücken der Karten spiegelten sich die unsteten Flämmchen der Kerzen. »Was vor mir liegt«, murmelte sie nun, »was vor mir fliegt, was mich angeht und was mir verweht, was mich liebt, was mich betrübt!« Sie mischte schnell, mit kurzen, flinken Fingern, deren Hurtigkeit den Kaiser oft verblüfft hatte. »Bitte noch sechsmal abheben, Majestät!« sagte sie. Und der Kaiser hob sechsmal ab. Er dachte dabei an seine erste Frau, die tote Josephine, und an die Abende, an denen sie versucht hatte, ihr Geschick, das seine, das Schicksal des Landes und der Welt aus den fettigen Karten dieser Frau Veronika zu lesen, mit geringer Kenntnis und mit ihren langen, schlanken, geliebten Fingern. Er dachte nicht mehr an die Karten. Er verlor sich in süßen Erinnerungen an seine tote Frau. Er lächelte. Er hörte nicht, wie Veronika murmelte: »Pique zur Rechten, das geht zum Schlechten; Treff-Schwarz zur Linken bedeutet Sinken; Caro-Schwarz ist nah, die Gefahr ist da; Coeur-Rot ist weit, die Liebe ist schneller als die Zeit; Treff-Dame ist drüber, vorüber, vorüber; Treff-Acht, Treff-Acht...« Sie hörte auf. Sie raffte plötzlich die Karten zusammen. Sie sah den Kaiser an. Er hatte einen fernen Blick, er schien durch ihre massive Gestalt hindurchzudringen, in die Welt vielleicht, vielleicht auch in das Grab, in dem die teure Kaiserin Josephine jetzt verdorrte und zerfiel. Veronika schwieg, krampfhaft preßte sie ihre Karten mit der Linken an die Brust.

Der Kaiser sah sie jetzt an, spöttisch und lächelnd. »Nun, Veronika?« fragte er, »gut oder schlimm?«

»Gut, gut, Majestät!« sagte sie eilfertig. »Lange Jahre sind noch Eurer Majestät beschieden. Lange Jahre!«

Der Kaiser öffnete eine Schublade. Darin standen kleine Säulchen aus Goldstücken, säuberlich, schimmernd, Türmchen aus Gold. Von einem dieser Türmchen hob der Kaiser zehn Münzen ab, es waren lauter Napoleons. »Hier, zum Andenken!« sagte der Kaiser.

Man öffnete die Tür. Die Frau Veronika zog sich zurück, eilfertig, rückwärts schreitend, krampfhaft bemüht, ihren schweren Atem zu-

rückzuhalten. Als sie im Rücken die Nähe der offenen, rettenden Tür verspürte, versuchte sie noch einmal ihren schwerfälligen, lächerlichen Knicks. Draußen war sie, die Tür schloß sich. Sie knickste zum drittenmal vor der verschlossenen Tür. Dann wackelte sie, würdig und eilig, die Treppe hinunter. Auf der vorletzten Stufe aber mußte sie einhalten. Sie fühlte, zum erstenmal in ihrem Leben, eine Ohnmacht nahen. Das Geländer der Treppe, an das sie sich zu retten gedachte, schien vor ihr zurückzuweichen. Sie fiel plötzlich nieder, schwer, mit plumpem Aufschlag. Zwei Gardisten hoben sie auf. Man trug sie in den Park. Sie erwachte, sah die Soldaten, richtete sich auf und sagte: »Gott helfe uns allen... und ihm besonders...!«
Dann hastete sie keuchend hinüber, in den großen Speisesaal des Gesindes. Es war spät. Man trug schon das Essen auf.

XIX

An dem Abend, an dem der Kaiser seine Residenz verließ, um in den Krieg zu fahren, wölbte sich der Himmel klar, tiefblau und reichbestirnt über der Stadt. Auf der Straße vor dem Park warteten Neugierige und Begeisterte. Das Gesinde versammelte sich, in respektvoller Entfernung, neben dem kaiserlichen Wagen. Der Kaiser trat rasch aus dem Tor, früher, als es vorausgesehen war. Die Diener waren noch damit beschäftigt, Papiere, Karten, Feldstecher in den Wagen zu laden. Ein Lakai stürzte herbei, eine brennende Fackel in der Hand. Die Nacht war klar genug, sie verströmte ein gutes, blausilbernes Licht. Die dunstige, rötliche Flamme der Fackel sah zwecklos aus und hatte dennoch etwas Schreckliches. Sie war nur die Folge einer ganz bestimmten Hausordnung, ein unschuldiges Gerät. In diesem Augenblick aber war es, als versuchte sie einen grausamen Einbruch in die nächtlich bestirnte Stille. Zutraulich tuschelten die Bäume im Park. Lautlos zuckten ein paar Fledermäuse über die Köpfe der Menschen hin, mitten durch den Lichtschein, der aus den Fenstern brach. Es war ganz still, trotz den Bewegungen und den halblauten Reden der Menschen und dem Geräusch, das Pferde und Wagen verursachten. Die Stille dieser Nacht war mächtiger als jedes Geräusch. Die Fackel aber empfand man als einen lauten, ja ungehörigen Einbruch, man vernahm deutlich das Knistern ihrer Flamme, man roch das verbrennende Harz, als wäre

es der Geruch der Gefahr selbst. Der Kaiser schien müde. Er hatte bis zu diesem Augenblick gearbeitet. Die versammelten Diener wurden still, als er erschien. Alle wandten ihm ihre Blicke zu. Im blausilbernen Schimmer dieser Nacht erschien ihnen sein Angesicht besonders bleich. Übrigens dachten sie alle an die Ohnmacht der Kartenlegerin Veronika.

Der Kaiser blieb eine Weile auf der letzten Stufe stehen. Er blickte lange zum Himmel hinauf, es war, als suchte er unter den unzähligen Sternen den seinen. Gespenstisch hell leuchteten seine weißen Hosen. Sein schwarzer Hut erinnerte an eine kleine Wolke, die einzige, die es unter diesem klaren Himmel zu sehen gab. Er stand unbeweglich wie eines seiner vielen Bildnisse, allein in der großen, stillen Sommernacht, obwohl man knapp hinter ihm die Herren seiner Suite sehen konnte, auf den oberen Stufen. Allein war er und einsam; und er suchte seinen Stern.

Er wandte sich um, winkte den Adjutanten heran, sprach ein paar Worte. Dann verließ er die Treppe. Er ging schnell die paar Schritte zum Wagen. Da riefen die Diener: »Es lebe der Kaiser!« Sie winkten ihm zu, mit den Händen, mit nackten Händen. Der Ruf überraschte ihn. Er wandte sich um, er war schon im Begriff, den Wagen zu besteigen. Er trat einen Schritt vor. Die Frauen unter der Dienerschaft fielen in die Knie. Zögernd folgten ihnen die Männer. Das sind sie gewohnt, wenn der König abreist! dachte der Kaiser. – So dürften sie gekniet haben, als er vor mir floh. »Aufstehn!« befahl er, und alle erhoben sich. – Er mußte noch etwas sagen, er gehorchte dem theatralischen Gesetz, das ihn immer befehligte, nicht minder als er seine Armee. Was hatte er Lakaien, Dienern, Sklaven zu sagen? – »Es lebe die Freiheit!« rief er. Und alle erwiderten: »Es lebe der Kaiser! Sieg! Sieg!«

Er wandte sich schnell um. Er stieg schnell ein. Die Wagentür fiel mit ungewöhnlich lautem Schlag zu. Neben dem Kutscher flackerte die Fackel. Noch ein leises, fast kosendes Schnalzen der Peitsche, ein paar bläuliche Funken unter den Hufen der Pferde. Schon liefen sie, schon flogen sie aus dem Park.

Noch ein Wagen rollte heran. Hier stiegen die Begleiter des Kaisers ein. Es ging hastig zu und in kalter Geschäftigkeit.

Als sie alle eingestiegen waren und noch ehe sich ihr Wagen in Bewegung gesetzt hatte, kehrte der Lakai die Fackel um – er bohrte das Feuer geradezu in die kühle, feuchte, nächtliche Erde. Dann trat er

noch mit dem Fuß auf die noch mühselig glimmenden Reste der Fakkel. Es war allen, die ihm zusahen, als hätte er soeben eine ganz andere Flamme begraben.

Unter den Dienerinnen im Park befand sich damals auch die Magd Angelina Pietri.

ZWEITES BUCH
DAS LEBEN DER ANGELINA PIETRI

I

Um jene Zeit lebte Angelina Pietri unter dem niederen und namenlosen Gesinde des kaiserlichen Hofes. Sie entstammte einem Geschlecht, das in seiner korsischen Heimat Ansehn und Ehre genoß. Allein der Vater Angelinas war ein armer Fischer gewesen; und fünfzehn Jahre war sie alt, als er starb. Viele junge Menschen, Jünglinge und Mädchen, verließen damals die Insel Korsika. Nach Frankreich gingen sie, wo der größte aller Korsen herrschte: der Kaiser Napoleon.
In Paris wohnte eine Tante Angelinas, Veronika Casimir, erste Wäscherin am kaiserlichen Hofe, kinderlos, gütigen Herzens und eine Meisterin im Wahrsagen aus den Karten. Von ihr ging in Ajaccio die Sage um, daß sie dem großen Kaiser selbst den Ausgang seiner Schlachten prophezeie.
Ein Freund, der alte Benito, brachte Angelina auf seinem winzigen Segler nach Marseille. Er bezahlte ihr die Post nach Paris und begleitete die Kleine zum Postwagen. Feierlich und wehmütig nahm er Abschied von ihr; und so laut, daß auch alle andern Passagiere es hören mußten, sagte er:
»Du wirst ihm einen treuen Gruß vom alten Benito ausrichten. Ich habe seinen seligen Vater gut gekannt. Wenn er dich fragt, warum ich nicht selbst nach Paris komme, so sagst du ihm, daß ich zu alt bin. Wäre ich jünger, ich wäre längst gekommen, um mit ihm zu kämpfen und die Welt zu erobern. Mein Sohn ist statt meiner unter die Soldaten gegangen. Sie kennen sich beide sicherlich gut, er dient bei den Sechsundzwanzigern -- ein prachtvolles Regiment! – So! – Fahr mit Gott, und vergiß nichts von alledem, was ich dir aufgetragen habe!«
Dies ließ der alte Croce dem Kaiser persönlich ausrichten.
Angelina kam freilich nicht dazu, den Auftrag auszuführen. Der Kaiser war unerreichbar. Und vom Kaiser träumte sie. Sein Konterfei hing in allen Stuben, das gleiche Konterfei, das sie in Korsika in allen Stuben gesehen hatte. Es stellte den Kaiser dar, wie er, nach einer gewonnenen Schlacht, auf schneeweißem Roß, seine gelichteten Truppen mustert.

Sein Pferd schimmert, sein Auge blitzt. Er hält die Rechte ausgestreckt und zeigt irgendwohin, in eine unerforschliche Richtung. Er ist herrlich anzuschauen: Weit und nah zugleich ist er, herzensgut ist er und gleichzeitig furchtbar.

Angelina unterstand der Befehlsgewalt der Veronika Casimir. Sie gehörte also zu der Abteilung der sechsunddreißig Diener und Dienerinnen, denen es oblag, die Wäsche der Damen und Herren des Hofes zu säubern und die Badezimmer in Ordnung zu halten.

Sie wusch die himmelblauen, die rosafarbenen und die weißen Hemden aus Seide, die batistenen Taschentücher, die Kragen, die Manschetten, das zarte Linnen der Betten, in denen die Herrschaften schliefen, und die edlen Strümpfe, in denen sie einhergingen. Frühmorgens, im grauen Dunst der Waschküche, zwischen Bottich und Kessel, wrang und bürstete sie die Stücke, hieb kräftig mit dem hölzernen Pracker auf die nassen, zusammengerollten Bündel, entrollte sie wieder und hängte sie über die Schnüre, die zahllos, dicht und regelmäßig den Raum überspannten, ein seltsames Netz, ein zweiter, ein zarterer Plafond aus Seilen. Am Nachmittag lagen die Stücke auf dem breiten Tisch, getrocknet, gebauscht und verknittert, und erwarteten ihre Auferstehung. Dann nahm Angelina, wie sie es zu Hause gelernt hatte, einen Mund voll Wasser und spritzte aus vollen Backen auf Seide, Leinen und Batist. Hierauf schwenkte sie mit starken Armen das Bügeleisen, auf dessen Grunde die Holzkohlen glommen. Sie legte, um die Wärme zu prüfen, einen angefeuchteten Finger an den Boden des Eisens und freute sich, wenn es zischte. Sie begann zu bügeln: das starke Leinen zuerst, hierauf die zarte Seide, endlich den Batist, zuletzt die vielgefältelten Kragen und Manschetten. Und es war ihr, als käme sie den Damen und Herren und dem Kaiser selbst immer näher, je emsiger sie arbeitete. Dieses Hemd, das sie eben bügelte, konnte vielleicht morgen schon der Kaiser anziehen. Seine blendenden weißen Hosen rieb sie mit einer besonderen, fetten, unlösbaren Kreide ein. Dank ihrem Eifer schimmerten sie wie frischer Schnee.

Es gab Tage, an denen Veronika Casimir plötzlich zu ungewohnter Stunde in einer ungewohnten Tracht erschien. Dann hörten auf einen Schlag die jungen Wäscherinnen zu singen auf. Man wußte, daß Veronika einer hohen Persönlichkeit soeben aus den Karten geweissagt hatte. Sie trug ihre schwere, schwarze, seidene Robe und am Hals, an einer wuchtigen, goldenen Kette, den giftgrünen Zauberstein aus Jade,

ein Geschenk der Kaiserin Josephine. Fleischig, schwerfällig und feierlich stand sie da, im Dunst der Waschküche, vor den weißgekleideten jungen Mädchen, eine wahre dunkle Priesterin des großen Kaisers. Welch gewaltiges Geschehen mochte sie eben prophezeit haben? – Welchem Teil der Welt hatte sie eben das Schicksal vorausgesagt?
Zweimal in der Woche war Angelina befohlen, die Badezimmer im Schloß zu besorgen. Sie kam zuerst in das Badezimmer des Kaisers. Die frischen Spuren seiner nassen Füße sah sie auf dem Boden. Sie roch den Geruch seines Körpers in den feuchten Tüchern und verharrte eine lange Weile auf der Stelle, reglos, betäubt und pflichtvergessen. Manchmal aber brachte sie einen ungeheuren Mut auf: Sie preßte ein Tuch an ihr Herz, sie drückte einen Kuß auf das Leinen, flüchtig und verstohlen, und obwohl sie allein war, errötete sie. Sie liebte noch die geringste der kaiserlichen Spuren. Angst hatte sie, dem Kaiser durch Zufall zu begegnen. Aber bittere Enttäuschung im Herzen, als hätte er selbst ihr versprochen zu kommen und als hätte er sein Wort nicht gehalten, verließ sie endlich sein Bad. Vernichtet war sie und gleichzeitig beseligt.

Eines Tages fiel ihr eines der einfachen soldatischen Taschentücher in die Hand, die der Kaiser manchmal benutzte wie jedermann in seiner Armee. Es war ein großes Taschentuch aus hartem Leinen. Die roten breiten Ränder umrahmten eine hellblaue Mitte, die eine Landkarte darstellte. Hier waren alle Orte, an denen der Kaiser gekämpft hatte, mit roter Farbe gekennzeichnet. Es war die Landkarte der einfachen kaiserlichen Soldaten.
Andächtig betrachtete Angelina dieses Tuch. Es enthielt grünliche Spuren des Tabaks, den der Kaiser geschnupft hatte. Sie sah ihn wieder wie auf den Bildern, auf weißem Roß, die Rechte ausgestreckt in eine unerforschliche Ferne.
Mit der ganzen Liebe ihres jungen, heftigen und törichten Herzens begann sie, das Tuch zu behandeln. Eine besondere Botschaft des Kaisers schien es ihr. Am Abend lag es glatt gebügelt vor ihr, und sie fuhr zärtlich darüber hin mit ihren roten, guten, jungen Fingern. Sie verbarg es unter dem Kleid, an der Brust, und allmählich, während sie so das wunderbare Tuch am Herzen fühlte, begann sie zu glauben, ihr gehöre es bereits. Man war nicht gewohnt, dergleichen gewöhnliche Stücke unter der kaiserlichen Wäsche zu sehn. Es hatte sich gewisser-

maßen eingeschlichen, es war von selbst zu Angelina gekommen, ein Gruß, eine Botschaft -- was konnte man wissen? Wahrscheinlich war es auch schon zerknittert an ihrem Busen und in einem Zustand, in dem man es nicht mehr abliefern konnte. Vielleicht auch gelang es ihr, es morgen oder übermorgen, oder bei Gelegenheit einmal, abzugeben -- obwohl alle Stücke gezählt wurden. Die kleine Angelina hatte große Angst. Sie stand da, pünktlich um acht Uhr, in der militärisch ausgerichteten Reihe der Dienerinnen und Diener, der gestrengen Veronika harrend, den Wäschepack auf ausgebreiteten Armen, wie alle andern sechsundzwanzig Stück; das siebenundzwanzigste trug sie am Herzen.

Veronika Casimir begann zu zählen: einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig --- Sie hielt ein langes, schmales Buch in einer Hand, in der andern ein Binokel, wie es die Herrschaften gebrauchten. Jetzt hob sie das Glas. »Ein Stück fehlt, Angelina!« sagte sie.

Angelina rührte sich nicht.

»Ein Stück fehlt!« wiederholte Veronika.

Angelina sah bereits, wie man sie entkleidete und untersuchte. Lakaien betasteten mit neugierigen Händen ihren Körper. Man fand das Tuch. Man jagte sie, die nackte, aus dem Schloß, aus der Stadt, aus dem Lande.

Sie schwieg dennoch.

»Antworten, Angelina!« befahl Veronika Casimir.

In diesem Augenblick erfüllte eine große Kraft die kleine Angelina Pietri, und sie sagte fest und ruhig:

»Es waren sechsundzwanzig Stück!«

Sie log zum erstenmal in ihrem Leben.

In der Nacht, im Gesindezimmer, in dem noch zwei andere Mädchen schliefen, wartete Angelina, bis das Licht ausgelöscht war. Dann entkleidete sie sich und breitete das Tuch des Kaisers über das Kissen. In dieser Nacht schlief sie nicht, zum erstenmal in ihrem jungen Leben. Sie ergab sich einer seligen Wachheit, die zärtlicher noch und friedlicher war als ein guter Schlaf...

II

Jeden Tag und jede Stunde konnte sich das Wunder ereignen, daß Angelina den Kaiser erblickte. Es war eigentlich kein Wunder, wenn sie es genau überlegte, sondern ein selbstverständliches Ereignis, das bestimmt eintreten mußte. Am Sonntag begleitete sie die Tante Veronika zu zahlreichen Freundinnen. Es waren ausgezeichnete Frauen, in besonderen Stellungen. Ihre Männer waren niedere Hof- und Staatsbeamte: ein Wachtmeister der Gendarmerie, der Portier des Elysée, ein kaiserlicher Förster, ein Spitzel des Polizeiministers, ein Schreiber des Rathauses, der Profos vom Militärgefängnis, ein Sequester von der Steuerbehörde. So sehr alle diese Frauen auch von ihrer gesellschaftlichen Wichtigkeit überzeugt waren, so wagte doch keine, die unheimliche Bedeutung der Veronika Casimir zu bestreiten. Jedes Haus, das sie besuchte, gab sich dem Glauben hin, es empfinge eine Vertraute der irdischen und auch der himmlischen Gewalten. Mit splendider Großmut verteilte Veronika Ratschläge und Weisungen. Die Ratschläge erwiesen sich als kostbar, die meisten Weissagungen trafen ein. Wie sollte es auch anders sein? Wußte sie doch sogar den Ausgang der kaiserlichen Schlachten!

Manchmal prophezeite sie auch der kleinen Angelina die Zukunft. Nicht an Sonntagen, sondern am Freitag zwischen elf und zwölf Uhr nachts. Da saß Angelina am langen Tisch im großen Gesindezimmer, ihrer Tante gegenüber, die mageren Ellenbogen auf der Tischplatte. Ihre roten, verlegenen Hände fuhren hilflos über ihr flammendes Gesicht, nestelten am schwarzen Leibchen und an der weißen Schürze, der Livree der kaiserlichen Wäscherinnen. Grauen und Neugier erfüllten ihr Herz. Ringsum an den Wänden und unter dem Plafond des geräumigen Saales wallten und wogten geheimnisvoll die Schatten, die von den zwei Wachskerzen auf dem Tisch, rechts und links von den ausgebreiteten Karten, nicht etwa verjagt, sondern nur noch verstärkt und verdichtet wurden. Dazu kam, daß Veronika, einer geheimen Zaubervorschrift gemäß, das Wachs der Kerzen mit Weihrauch getränkt hatte. Der Raum war völlig verändert, nicht mehr der große, gewohnte Speisesaal, in dem alle jeden Tag aßen, sondern eher etwa eine geräumige Gruft, in der die Schatten der ringsum an den Wänden Begrabenen umhersegelten.

Der jungen Angelina sagten die Karten immer das gleiche: Ihr zu Fü-

ßen lag ein schöner Mann mit Bart und in Uniform. Ein Kind, ein Knabe, tauchte auf in den bereits etwas gelichteten Nebeln der nächsten Zukunft. In den weniger durchsichtigen der fernen aber wartete der Tod, seltsamerweise in einer nicht zu leugnenden Beziehung zu einem blutigen Krieg. Geld – und plötzliches gar – war weit und breit nicht zu sehen. Krankheit kam auch nicht in Betracht. Ruhm kündigte sich irgendwo rätselhaft an, war aber selbst von dem scharfsinnigen Aug' der Veronika nicht genau zu unterscheiden. – Mit dünner und hohler Stimme schlug endlich die Mitternacht. Man hörte draußen die halblauten Kommandos der Posten, die sich ablösten, und das gedämpfte Geräusch der präsentierten Waffen. – Da erhob sich Veronika, bündelte die Karten und schritt, Angelina voran, die zwei flackernden Kerzen in beiden Händen, hinaus. »Gute Nacht, Kind!« sagte sie. – Angelina knickste, und die Tante küßte sie auf die Stirn, die Leuchter in beiden ausgestreckten Armen.
Bitterlich enttäuschte die ewig unabänderliche Stimme der Karten die kleine Angelina. Jeden Freitag erwartete sie einen neuen Klang, sie ahnte wohl, was für einen, und sie getraute sich nicht, ihn zu gestehen. Eine bestimmte Art von Gerüchten beherrschte oftmals die Gespräche unter dem Gesinde, und Angelina verstand nicht alles, sie erriet nur das Wichtigste. Manchmal hörte sie Lakaien und Diener sagen: »Gratuliere, Pierre! Deine Caroline war gestern nacht verschwunden!« Oder: »Guten Morgen, lieber Freund, nimmst du sie zurück, oder duellierst du dich mit dem Kleinen?« Und sie sah an dem schamlosen, offenen und dennoch Geheimnis verhüllenden Lächeln der Männer, daß es sich um Liebesnächte handelte, und sie erriet, daß es die Liebesnächte des Kaisers waren. Sie kannte diese Caroline, jene Babette, die Cathrin und die Arlette. Wie hochmütig rauschten sie unter dem Gesinde plötzlich einher, in ihren gewohnten und dennoch wie durch Zauber verwandelten Dienstkleidern! War der Mächtige so gering in manchen Stunden, daß er nach Mägden begehrte? Und war er nicht so groß, daß ihm alles in der Welt gehörte? Die Berge, die Täler, die Flüsse gehörten ihm, die Könige, ihre Länder, ihre Kronen, ihre Töchter, ihre Frauen, die hohen Generäle und die gemeinen Soldaten. Alles, alles gehörte ihm, das Hohe und das Niedrige, das Großartige und das Einfache. Warum nicht auch die Mägde? – Es war selig, seine Magd zu sein, von ihm erniedrigt, von ihm erhoben zu werden! Das kleine Herz Angelinas flatterte und zappelte, ein gefangenes Vögelchen. Das Blut

wallte ruhelos und sehnsüchtig. Sie konnte nicht mehr dem wunderbaren Drang widerstehn, sich in jedem der zahlreichen Spiegel zu betrachten, die in den köstlichen Badezimmern aufgestellt waren. Es war einfach über sie gekommen. Es begann mit einem furchtsamen Mißtrauen gegen die eigene Anmut und mit einer schrankenlosen Anerkennung für die Vollkommenheit der anderen Mädchen. Sie lernte ihren Hals, ihre Brust, ihre Hände und Füße mit den Hälsen, Brüsten, Händen und Füßen der anderen vergleichen. Sie begann, in der Nacht nach den fremden Leibern zu spähen, bewundernd zuerst und später mit Neid. Eines Tages – in dem einfachen Leben der kleinen Angelina Pietri aber hatte dieser Tag eine besondere Bedeutung – verließ eine der Hofdamen das Bad später als gewöhnlich. Angelina sah sie noch nackt. Sie erschrak vor dieser stolzen, unbekümmerten Nacktheit. Sie vergaß sogar, einen Knicks zu machen. Eine schreckliche Bewunderung lähmte sie. Es war, als sei die Dame nicht ganz nackt, sondern gehüllt in eine Art völlig durchsichtiger Schönheit. Ihr Körper war preisgegeben den Augen Angelinas, aber dennoch sehr weit und sicherlich unberührbar. Und wenn sie gewagt hätte, ihn zu fassen, hätte er sich wahrscheinlich angefühlt wie Stein. Die Dame lächelte freundlich. »Du kannst ruhig anfangen, Kind!« sagte sie. Angelina errötete und erblaßte in der gleichen Sekunde. Auf einmal fühlte sie eine nie gekannte Empörung. Zum erstenmal glaubte sie, eine Kränkung zu erfahren. Die schöne Frau hatte das Recht, »Kind« zu ihr zu sagen. Es war Angelina in diesem Augenblick, als bedeutete dieses zärtliche Wort Verachtung und als wäre es ein Urteil, das sie zur ewigen Unansehnlichkeit verdammte.

Die Kammerfrau kam und umkleidete ihre nackte Herrin mit einem blauen Mantel. Angelina blieb allein.

Zum erstenmal roch sie wollüstig und zugleich gehässig den großartigen Duft des Badezimmers. Zum erstenmal betrachtete sie die gelben, saphirgrünen, rubinroten Flakons mit Parfüm, die Seifen, die Schwämme, die Mandelmilch und die indischen Salben. Sie schöpfte langsam das milchige Wasser aus der Wanne, begann mit Wut und Andacht zu säubern, hauchte gegen den Spiegel heftig ihren Atem, als schleuderte sie dem Glas eine böse Beschwörung entgegen – und rieb es hierauf nachdrücklich, wie um es zu zerdrücken. Ihr junges Angesicht leuchtete ihr gefällig entgegen. Ja, zum erstenmal erschien sie sich selbst gefällig und, nach einer Weile, hübsch sogar. Sie war ein rothaa-

riges und sommersprossiges Mädchen, ihre Stirn war zu hoch, zu stolz, hätte man sagen können, wäre sie nicht von Sommersprossen übersät gewesen. Die Augen waren viel zu klein und von grauer Farbe. Ihre Lippen waren voll und bildeten einen zierlichen, nach unten gekrümmten Bogen. Im Kinn nistete ein Grübchen. Leider war es, nach der Meinung Angelinas, durch eine Sommersprosse entstellt und fast unsichtbar.

Ein sinnloses Verlangen erfaßte sie, auch ihren Körper zu prüfen. Sie streifte die Schürze und das Kleid ab. Ihr Hals war schmal und fest, ihre hilflosen, jungen Schultern erschienen ihr ebenmäßig und vollkommen, ihre Brust zu klein. Es gab immerhin Mittel, Sommersprossen verschwinden zu lassen. Sie war entschlossen, hübsch zu werden. Sie war es bereits.

Seit diesem denkwürdigen Tage prüfte sie jeden Tag aufs neue ihren erwachenden Körper. Vor dem Spiegel hielt sie verliebte, stumme Zwiesprache mit ihm, mit ihrem Gesicht, mit den Lippen, den Augen, den Brauen. Man riet ihr zu einer bestimmten Salbe gegen Sommersprossen, aber sie dachte nie mehr daran, auch ihre kleinen Fehler hatte sie bereits liebgewonnen. Sie war gläubig und fromm, und sie wußte, daß sie eine Sünde beging. Und sie nahm sich vor zu beichten.

Eines Tages aber erlag sie sogar dem Spiegel im kaiserlichen Badezimmer. Lange genug hatte sie ihm widerstanden, aus Angst und Ehrfurcht. Nun zwang er sie mit doppelter Gewalt. Mit einer jähen Gebärde trat sie vor ihn, riß die Schürze herunter, öffnete den Kragen. Ihre langen, weißen Schürzenbänder schleiften am Boden. Plötzlich ging die Tür hinter ihrem Rücken auf. Im Spiegel sah sie, wie der Diener des Kaisers eintrat. Sie hatte keine Zeit mehr, die Schürze und das Kleid zu ordnen. »Wo ist die Dose?« fragte der Diener. »Hast du die Tabaksdose nicht gesehn?« Seine Augen flogen flink und mürrisch durchs ganze Zimmer. Sie erstarrte und erwiderte nichts. Sie stand da, immer noch dem Spiegel zugewandt. Im Spiegel sah sie, wie der Diener näher herankam. Schon stand er dicht hinter ihrem Rücken. »Umwenden!« befahl er. Sie schlug beide Hände vor den entblößten Hals und wandte sich dem Mann zu. Ihre Schürzenbänder schleiften immer noch am Boden.

»Was hast du hier gemacht? Was versteckst du da?« fragte er.

»Nichts, nichts!« hauchte sie.

Ihre Augen flatterten nach rechts und nach links, sie versuchten, die stämmige Gestalt und das breite Gesicht des Dieners zu fliehen.

Plötzlich erblickte sie die Dose. Sie lag, zierlich und silbern, auf einem kleinen Tisch neben der Wanne. Sie streckte den Arm aus und sagte: »Dort, dort!«

»Gesteh sofort, was du gemacht hast!« sagte der Mann mit flüsternder Stimme, die stärker, gefährlicher und bedrohlicher klang, als wenn er geschrien hätte. »Gestehe, gestehe, gestehe«, wiederholte seine tonlose Stimme, und zugleich kam er Angelina immer näher, immer näher – er ging auf den Zehenspitzen, sein leiser Schritt war noch gefährlicher als sein Geflüster.

Endlich stand er vor Angelina. »Der Kaiser ist noch hier«, flüsterte er, sein Atem zischte. »Ich rasiere ihn eben. Leise, leise, nicht schreien! Sag schnell!« Er streckte den Arm aus. Es schien, als machte er Anstalten, Angelina das Kleid vom Leibe zu reißen. Nicht schreien! – Nicht schreien! dachte sie. Da entrang sich schon ein schriller, betäubender Schrei ihrem Herzen. Zugleich sprang sie in die Richtung des Vorhangs zu ihrer Linken, der ihr Rettung zu versprechen schien. Sie wußte nicht mehr, was sie tat, sie streifte den Toilettentisch, und mit klirrendem Getöse stürzten Gläser und Flakons zu Boden.

Der Diener wich zurück, zur Tür, durch die er gekommen war, und verschwand. Durch die geschlossene Tür vernahm sie jetzt den zornigen Klang einer mächtigen Stimme. Die Worte konnte sie nicht verstehen, die Stimme erahnte sie wohl. Es war die scheltende Stimme des Kaisers. Dann wurde es still. Sie hielt den Atem an. Ihr Herz flatterte. Sie bezwang sich, bückte sich und begann, mit leisen flinken Fingern die Scherben aufzusammeln. Dann wartete sie reglos. Sie hörte kein Geräusch mehr. Sie ging zur Tür, die in den Korridor führte, drückte behutsam die weiße Klinke nieder und trat in den Gang. In diesem Augenblick vernahm sie zartes Sporenklirren. Sie erzitterte. Da kam er schon, der Kaiser, an ihr vorbei. Sie stand auf, in der gerafften Schürze die Scherben der Gläser und der Flakons, gelähmt und aufrecht, und sah den Kaiser nicht, obwohl ihre Augen weit aufgerissen waren. Sie wußte nur: Es hatte einen ewigen Augenblick weiß geschimmert und silbern geklingelt. Nichts mehr behielt sie in der Erinnerung. Leer und wüst war ihr kleiner Kopf.

Sie lief, sie rannte, sie verirrte sich in den Gängen, fand endlich die Treppe, flatterte die Stufen hinunter und erreichte das Freie.

III

Man erfuhr nichts von ihren Verfehlungen, und sie schätzte sich glücklich. Sie betete inbrünstig, der Himmel möge ihre Sünden verzeihen. Sie küßte das Kruzifix, das über ihrem Bette hing, drückte es ans Herz und legte sich getrost schlafen. Aber ehe sie einschlief, zog sie das Tuch hervor, das sie zwischen Polster und Überzug verborgen hatte, und preßte es ebenfalls an die Brust. Das Kreuz beruhigte sie; aber das Tuch machte sie selig.

Eines Abends, beim Wäscherapport, als alle sechsunddreißig in tadelloser Reihe dastanden, sagte Veronika Casimir: »Angelina liefert zuerst ab. Hierher, Angelina! Man erwartet dich!«

Vor der Tür im schwach beleuchteten Korridor stand ein fremder Lakai, den sie noch nie gesehn hatte, in blauem Tuch; er schien zierlicher und schmächtiger als die anderen Männer aus dem Gesinde, die sie kannte; er trug eine feine Goldborte um den Kragenrand und am Rockaufschlag; er glich einem dunkelblauen, zart vergoldeten, sehr feierlichen Schatten.

»Folgen Sie mir, Fräulein!« sagte er. Zum erstenmal sagte man zu Angelina »Sie« und »Fräulein«. Ihr Mut sank mit jedem Schritt, den sie machte. Bei jeder Wendung des Korridors wuchs die Unheimlichkeit. Sie gelangten in den nächtlichen Garten, in einen unbekannten Teil des nächtlichen Gartens. Es waren kaum ein paar Minuten verflossen, aber es war Angelina, als wäre sie schon stundenlang hinter dem Lakaien einhergewandert. Sie betraten wieder das Schloß, und wiederum durch eine unbekannte Tür. Angelina hatte diesen Eingang noch niemals gesehn, auch nicht die Treppe, die sie eben folgsam hinaufschritt. Sie hielt sich am Geländer fest, sie ging auf dem schmalen Streifen, den der dunkelrote Teppich vom weißen Stein sichtbar ließ. Der Teppich schien ihr gefährlich und vertraut lediglich der schmale Steinrand. Sie kam in ein geräumiges Zimmer. Eine starke, grüne Portiere fiel über die Tür hernieder, in wuchtigem, seidenem Gefäll. Zwei Lehnstühle standen an einem kleinen Tisch. Auf dem Tisch sah sie Flaschen und Gläser, kaltes Fleisch und Käse auf Porzellantellern mit dem kaiserlichen Wappen. Der Lakai schob einen Lehnstuhl vor und sagte: »Setzen Sie sich, Fräulein!« Dann schüttete er aus der Karaffe goldfarbenen Wein ins kristallene Glas. Dann verschwand er hinter der Portiere, schmächtig,

zierlich, dunkelblau. Schwer und lautlos schlugen ihre grünen Wogen hinter ihm wieder zusammen.
Angelina saß steif in dem breiten, weichen Fauteuil vor dem goldenen Weinglas. Mit leeren Augen sah sie die breiten Fenster, die feierlichen Bilder an den Wänden, die ihr nur wie bunte, goldgerahmte Flecke erschienen, den großen kristallenen Lüster in der Mitte, über dem Tisch, die schweren silbernen Armleuchter in allen vier Ecken des Zimmers. Von den brennenden Kerzen roch es nach Wachs und Veilchen. Zu ihrer Linken stand das breite Bett, halb verhüllt von einem goldgelben, von goldenen Bienen übersäten Vorhang. Aufrecht und starr saß sie da und bemühte sich vergeblich nachzudenken.
Alles war bekannt, alles war fremd. Vielleicht hatte sie all dies schon einmal geträumt, vielleicht träumte sie jetzt, in diesem Augenblick. Vielleicht kam jemand, um sie zu töten. Vielleicht kam jemand, nur um sie zu bestrafen. Ein Dutzend seltsamer Geschichten, die sie als Kind in der Heimat gehört hatte, fielen ihr jetzt ein. Es wurde ihr heiß, die Wärme, der Duft, die Angst und das Licht der Kerzen betäubten sie. Sie hätte aufstehn mögen und ein Fenster öffnen. Sie wollte aufstehn und die Kerzen auslöschen. Ihr Glanz war allzustark, er lärmte fast. Angelina dachte, daß sie hier ganz gerne sitzen würde, wenn es nur finster wäre. Ganz finster, wie es jetzt in ihrer Schlafstube war. Sie wagte nicht, sich zu rühren.
Allmählich wurde sie müde. Sie lehnte sich zurück und spürte die gütige Weichheit der Lehne und der Armstützen wie eine neue, noch größere Gefahr. Sie neigte sich wieder vor und griff nach dem Glas. Ihre Hand zitterte. Sie trank, lehnte sich zurück, tat noch einen Schluck und noch einen. Es war Wein, es war gleichsam mehr als Wein. Es war süß, herb, gefährlich, tröstend und verheißend. Es war das Getränk der Sünde. Sie versuchte, sich ein wenig aufzurichten, um das Glas wieder auf den Tisch zu stellen. Sie konnte nicht mehr. Zu spät, zu spät – dachte sie, und sie trank weiter.
Jetzt saß sie da, das geleerte Glas in der Hand. Schon fühlte sie sich heimischer, schon wurde ihr der fremde Raum vertraut. Sie wagte, mit einem kühnen Entschluß, aufzustehn, sie hatte bei sich beschlossen, wenigstens einmal rings ums Zimmer zu gehn. Sie blieb vor dem ersten Bild stehn: Es war der Kaiser, ein großes Porträt, es reichte bis zum Boden. Man mußte den Kopf heben, um sein Ange-

sicht zu sehen. Man sah seine Stiefel zuerst, die Hosen dann, später erst den Rock und schließlich, wie in Wolken, hoch oben sein Antlitz.
Die kleine Angelina ging nicht mehr weiter. Sie flüchtete sich wieder zurück, in den Lehnstuhl, in die heimische Gefahr. Sie zitterte, sie fürchtete, das Glas fallen zu lassen, das sie immer noch in der Hand hielt, und sie stellte es also äußerst vorsichtig wieder auf den Tisch. Eine schreckliche, wunderbare, gewaltige Ahnung überfiel sie, eine feurige, eine gefährliche Ahnung, die von außen kam, aus dem Wein aufzusteigen schien, aus dem Bild des Kaisers zu strömen, aus dem Bett in der Ecke und aus den betäubend duftenden Kerzen.
Jetzt richtete sie den Blick auf die schweren, grünen Wogen der Portiere, und jeden Augenblick glaubte sie, eine Bewegung an ihr wahrzunehmen. Bald lauschte sie und glaubte, Stimmen zu hören. Bald war es ihr, als ginge der Vorhang auseinander, und der Kaiser erschien wie auf dem Bilde: Sein Kopf war unsichtbar unter dem Plafond, groß war er, immer größer wurde er. Sie neigte sich vor, schüttete sich ein neues Glas ein und nippte daran. Gleich darauf stellte sie es furchtsam und ehrfürchtig wieder auf den Tisch.
Jetzt glaubte sie genau zu wissen, weshalb man sie hierhergebracht hatte. Eine süße Furcht überfiel sie, und sie ergab sich ihr, wollüstig, träumerisch, kindlich und stolz. Sie trank noch einmal. Sie lehnte sich zurück und hielt krampfhaft das Glas in ihren roten, jungen Händen. Ihr Blick schweifte von den Wänden zu den Kerzen, von diesen zu den Fenstern und immer wieder zu der Portiere. Sie bemerkte, wie sich eine der Kerzen in der Ecke infolge der Hitze stark zu biegen anfing, und schon wollte sie aufstehen, um sie gerade zu richten; aber sie wagte es nicht. Mit dem pflichttreuen Ohr eines Mädchens aus dem Gesinde vernahm sie erschreckt das sachte, regelmäßige Tropfen des Wachses auf den Teppich. Ihr kindlicher Stolz erstarb, ihre wollüstige Furcht verdrängte nun eine andere, eine ganz gewöhnliche, die Furcht der Dienerin vor einer versäumten Pflicht. Dennoch vermochte sie sich nicht zu erheben. Und um die Kerze nicht mehr ansehn zu müssen, schloß sie die Augen.
Sie schlief sofort ein, das Glas aufrecht und brav in den törichten Händen und auf dem reglosen Schoß. Wirre Traumfetzen flogen an ihr vorbei. Sie hielt die Lippen geöffnet, sie lächelte, ein bißchen ängstlich, im Schlaf und atmete kaum; auch im Schlaf noch wagte sie nicht zu atmen.

Sie erwachte beim ersten sommerlichen Jubel der Vögel. Durch alle hohen und breiten Fenster strömte siegreich der Junimorgen, gedämpft von dem Grün der Bäume im Park. Angelinas gewissenhafter Blick suchte sofort die verbogene Kerze. Ein kleines, buckliges Stückchen Wachs nur war noch im Leuchter übriggeblieben; auf dem schönen Teppich aber hafteten jetzt der Kerze unheilvolle Reste, ein kleiner, trockener, gelber Teich aus Wachs. In der Luft stand der blaue, kalte Dunst der längst erstorbenen Lichter.

Ratlos und verloren war Angelina. Sie dachte nicht mehr an die Portiere. Sie sehnte sich weit weg, nach Hause, nach Ajaccio, zu den geliebten Netzen, dem steinigen Strand, den goldenen, silbernen und stahlblauen Fischen, nach dem Duft der Algen und der Muscheln. Sie hielt immer noch das Weinglas in der Hand; nun stellte sie es auf den Tisch und erhob sich.

Ein Geräusch von Stimmen und Schritten vernahm sie plötzlich. Eine Tür ging, ein Ruck riß gewaltsam die Portiere auseinander, der Kaiser stand da. Sein Haar war wirr, ein paar Knöpfe an seiner Weste waren offen, übernächtigt erschien er, älter und kleiner, als er sein mochte, im jungen Licht des Morgens. Mit einem lächerlichen, plumpen Ruck fiel Angelina in die Knie, als hätte man sie niedergestoßen. Sie senkte den Kopf, und nichts mehr sah sie als die schwarzen kaiserlichen Stiefel auf dem roten Teppich. Sie hörte, wie hinter dem Kaiser jemand lautlos eintrat, sie sah einen blauen Schuh und eine goldene Schnalle, und sie erriet, daß es der blaue Lakai von gestern war.

»Dummkopf!« sagte jetzt die Stimme des Kaisers – und: »Laß sie hinaus!«

Als sie den Kopf hob, war der Kaiser verschwunden. Vor der grünen Portiere stand der schmächtige blaue Lakai.

»Kommen Sie, Fräulein!« sagte er.

Im Garten ließ er sie stehen. Es schlug sechs von einem Turm. Um halb sieben begann die Arbeit.

Beschämt, verworren und betäubt lief sie durch die breite Allee. Dort schimmerte schon der heimische Trakt, den sie kannte. Als erste von allen Dienerinnen betrat sie heute die Waschküche.

Seit dieser merkwürdigen Nacht war das Herz der kleinen Angelina lahm und verwundet. Vergebens versuchte sie, sich einzureden, daß sie jene Nacht nur geträumt habe. Immer unerbittlicher stiegen in der

Erinnerung alle Begebenheiten wieder auf, jede mit genauem Gesicht und grausamer Kontur. Sie weigerten sich entschieden, von Angelina für Träume und Schatten gehalten zu werden. Jene Nacht verfolgte Angelina hartnäckig. Immer noch roch sie den heißen Duft von brennendem Wachs und Veilchen; immer noch schmeckte sie das kühle, herbe und süße Gold des Weines; immer noch spürte sie den plötzlichen, schmerzlichen Schlag der Schande. Ihr erwachtes, ahnungsreiches Blut wußte, daß man es verschmäht hatte.

Mit einem dumpfen Haß begann die kleine Angelina die großen Damen zu verabscheuen, von denen sie glaubte, sie wären niemals verschmäht worden, auch nicht vom Kaiser. Ihre eben erblühte Eitelkeit erlosch und verwelkte, ein ärmlicher, kurzer Frühling, in der Scham, in der Schande und im Haß. Sie betrachtete nicht mehr ihr Angesicht, alle Spiegel der Welt waren auf einmal erblindet. In der Nacht betete sie nur noch flüchtig, und nur flüchtig küßte sie das Kreuz. Das Tuch des Kaisers lag verborgen auf dem Grunde ihres hölzernen Koffers.

Eines Sonntags, als sie ihre Tante wieder auf ihren Besuchsgängen begleitete, trat ihr im Hause des Profosen dessen Neffe entgegen, der großartige Wachtmeister Sosthène, dessen Herz sie in der ersten Stunde entzündete.

Nichts unterschied ihn von den meisten Wachtmeistern der kaiserlichen Kavallerie. Groß, kräftig, tapfer, ausgezeichnet und ein paarmal verwundet, war er wie die meisten seiner Kameraden. War Angelina einige Schritte von ihm entfernt, so sah sie ihn nur als eine Welt für sich, eine Welt mit Säbel, Sporen, Stiefeln, geflochtenen Schnüren, eine Welt in Blau-Rot; und auch sein Angesicht war ein Teil seiner Uniform. Es war eine Erscheinung, die nicht, wie alle anderen menschlichen Erscheinungen, aus Gliedmaßen und Körperteilen bestand, sondern eher aus Farben. Näherte er sich der Kleinen, so mußte sie, um ihm zu antworten, an ihm emporblicken wie an einem bunten Berg, und es dauerte eine geraume Weile, ehe sie oben auf dem Gipfel einen gewaltigen, furchtbar glänzenden, blauschwarzen Schnurrbart erblickte und über diesem zwei breite, schwarze, offene Nüstern wie Krater.

Es ließ sie gleichgültig – und sie gab sich nur den Anschein, zufrieden zu lauschen –, wenn er von seinen Schlachten erzählte und von den fremden Ländern, in denen er gekämpft, gelebt und geliebt hatte. Mit

Wohlwollen und nicht ohne Kritik sprach er von der Strategie des Kaisers. Es hätte nicht viel gefehlt, und der Kaiser hätte diese Schlacht verloren und wäre in jener glatt umgekommen, zumindest aber in Gefangenschaft geraten. Alle Leute, der Profos einbegriffen, die nur die Paraden des Kaisers kannten, hatten keinen Begriff von der Rolle, die der Zufall und das Glück in der Schlacht spielten. Vielleicht war es nur Zufall, daß der Oberst des Wachtmeisters nicht Kaiser geworden war.
»Das kann nur Gott wissen!« sagte die Frau des Profosen.
»Gott gibt's nicht!« sagte der Wachtmeister entschieden. Und mit der gleichen Entschiedenheit und mit der galanten und geräuschvollen Verbeugung eines gewappneten Ungetüms lud er Angelina und ihre Tante ein, mit ihm am Abend zu essen.
Sie aßen in einem noblen Gasthaus gebratene Scholle, Rindfleisch mit grobkörnigem Salz, süßliche Karotten und zarte, junge Zwiebelköpfchen: ein soldatisches Mahl. Der Wachtmeister stieß den Säbel dreimal auf den Boden, und man brachte einen herben Wein aus der Rheingegend. Auch dort hatte der Wachtmeister die Deutschen gezähmt, und jeder Schluck entrang ihm bestimmte Erinnerungen. Kaffee und mehrere Cognacs trank man am Schluß. Hierauf erklärte die Tante, daß ihr Dienst sie riefe. »Einen Augenblick!« sagte der Wachtmeister, »ich begleite Sie, Madame!« Er beugte sich tief, die Tante reckte sich ein wenig, und also geriet er mit seiner mächtigen Faust an ihren Arm, erfaßte ihn und führte sie klirrend bis zur Tür. Er grüßte militärisch und kehrte, ein strahlender Fels, zu Angelina zurück.
An diesem Abend sollte sie noch ein gut Stück Welt kennenlernen: eine Wagenfahrt, einen Jahrmarkt, von unzähligen Windlichtern taghell erleuchtet, noch einen Cognac, schließlich ein kleines, rotgoldenes Zimmer, eine Flasche Champagner und die Liebe auf einem schmalen Sofa, das nicht größer war als eine geräumige Wiege. Der Kopf Angelinas hing wirr und betäubt über die Lehne, deren schmerzenden Druck sie im Nacken spürte. Es war ihr, als bestünde ihr Körper aus einzelnen unordentlichen Stücken wie in dieser Stunde ihre Kleider. Ein bunter, fremder Berg umarmte sie mit aller Kraft und war im Begriff, sie vollends zu zermalmen.
Draußen erst, unter dem grauenden Morgenhimmel, fand sie sich wieder, im Wagen ordnete sie Haar und Kleider und überzeugte sich allmählich, daß kein Stück von ihrem Körper fehlte. Der Bart des Wachtmeisters fegte noch einigemal über ihr Gesicht und ihren Nacken, als

sie vor dem Schloß standen. Er ließ sie los, befahl ihr zu winken, sie gehorchte und sah, daß auch er winkte. Sie huschte die wohlbekannte Treppe hinauf ins Zimmer. Ihre Genossinnen schliefen. Sie betete heute nicht mehr, zum erstenmal in ihrem Leben.
Mit der dunklen Empfindung, daß das Leben sehr schwer und sehr unverständlich sei, ein gefährliches, außerordentliches Gewicht, versank sie in einen schweren Schlaf.

IV

Auf diese Weise erfüllte sich die Prophezeiung der Veronika Casimir: Ein bärtiger Mann in Uniform lag Angelina zu Füßen. Er wartete auf sie jeden Abend, nachdem ihr Dienst beendet war, vor dem Ausgang der höfischen Dienstboten. Pünktlich stand er da, mächtig und bunt. Lange noch bevor sie ihn erreichte, sah ihn Angelina durch das Gitter des Parks und das Grün der Bäume farbenprächtig schimmern. Am klaren Himmel erglommen schon die ersten silbernen Sterne. Und der glänzende Dragonerhelm mit der mächtig gebogenen Rippe und mit dem schwarzen Pferdeschweif schien sie fast zu berühren. Nicht aus Sehnsucht – aus Furcht und ängstlicher Ungeduld lief ihm Angelina entgegen. Er wartete starr, ein bunter Felsen, bis sie an ihn herantrat. Sie traute sich nicht, zu seinem Haupt aufzusehen, zu dem ragenden, glänzenden Gipfel. Ihr hellblaues Häubchen reichte gerade bis zum Knauf seines Säbels und bis zum untersten Knopf seiner Weste. Mit einem gewaltigen Arm, ohne sich auch nur um ein geringes zu bücken, hob er sie in die Höhe seines Angesichts, und während ihre Beine haltlos in der Luft zappelten, strich sein Schnurrbart wie eine zärtliche Bürste über ihre Stirn, ihre geschlossenen Lider und ihre sommersprossigen Wangen. Atemlos schwebte sie so zwischen Himmel und Erde, Ewigkeiten lang, so schien es ihr. Endlich durfte sie taumelig zu Boden gleiten. An seiner rechten Hüfte schwankte sie dahin, an seiner Linken schepperte der Säbel. Seine Sporen klirrten gefährlich und leise, aber scharf knirschten seine Stiefel. So gingen sie den Freuden des Abends entgegen.
Sein Urlaub wollte kein Ende nehmen. Offenbar hatte der Wachtmeister bei seinem Regiment sehr viel Einfluß. Offenbar auch war sein Bedürfnis nach der Liebe Angelinas noch lange nicht gestillt. Er

konnte sich auch, er hatte es ein paarmal angedeutet, zu einem Kavallerieregiment nach Paris versetzen lassen. Daran dachte Angelina mit ehrlichem Entsetzen. Sie wagte nicht zu fragen, wann er wieder wegfahren würde. Wenn er seine Andeutung wiederholte, daß er ja ebenso in Paris wie in Lyon oder in Grenoble dienen könnte, fühlte sie wohl, daß er von ihr Zustimmung und Ermunterung erwartete. Sie nahm ihn hin und erkannte ihn an, wie man ein Schicksal hinnimmt. Wie eine farbige und klirrende Lawine fiel er jeden Abend regelmäßig, zu bestimmter Stunde, über sie nieder, und daß sie sich dennoch, gebrochen zwar und müde, aber mit heilem Körper wieder erheben durfte, schien ihr Gnade genug. Sichtlich war ihr dieser Mann bestimmt gewesen, vom Anfang der Zeiten. Auch die Karten hatten ihn vorausgesagt.
Hoch über ihrem Kopfe, so daß sie ihn kaum verstand, redete er unermüdlich daher. Sie vernahm grollende Laute, kleine Donner, und wenn er manchmal nieste, klang es wie ein kurzer Platzregen. Erst wenn sie einander am Tisch gegenübersaßen, begann sie, den Inhalt seiner Reden zu verstehen, wenn auch nicht vollkommen deren Sinn. Gebannt und nicht ohne Gehässigkeit, wie man zuweilen von etwas Verhaßtem und Häßlichem gebannt sein kann, sah die kleine Angelina die heftigen Bewegungen des mächtigen, männlichen Mundes, der zu kauen schien, wenn er sprach, die große, rote Unterlippe und den Schnurrbart, der unermüdlich durch die leere Luft fegte. Große und großartige Worte sprach der Wachtmeister. Wuchtig fielen sie auf Angelina nieder, wuchtig und langweilig. Sie wagte nicht einmal, ihren Blick von seinem Angesicht abzuwenden.
Obwohl sie das Gefühl hatte, daß er allein der Anlaß ihrer schwersten Sünden war, schien es ihr dennoch, als sei es noch mehr Sünde, ihm zu widerstehen und ihm nicht zu gehorchen. Also wurde sie ganz ratlos, und es schien ihr, daß sie verurteilt sei, von nun ab nie mehr wählen zu können zwischen Tugend und Sünde, sondern immer schwanken zu müssen zwischen zwei Arten von Sünden. Sie dachte daran, daß sie, seitdem dieser gewaltige Mann über sie eingestürzt und hereingebrochen war, nicht mehr nach alter, tröstlicher Gewohnheit die Kirche besucht hatte, aus Angst, sie könnte, ratlos und beschmutzt, wie sie sich vorkam, durch ihre Anwesenheit allein Gott selbst beleidigen. Sie sehnte sich nach den endgültig versunkenen Tagen ihrer kindlichen Reinheit zurück. Eines Abends auf dem Heimweg, als sie schon nahe dem Schlosse waren, hob der Wachtmeister den Finger, zeigte gegen

das Schloß und sagte: »Glück hat er eben gehabt. Vielleicht mehr Glück, als er verdient!«
Es war schon spät am Abend, und die Straße so still, daß Angelina die Worte genau hören konnte, obwohl sie hoch über ihrem Kopfe dahinrollten. Sie verstand zuerst nicht, wen der Wachtmeister meinte. Aber sofort fühlte sie einen Widerwillen, und ehe sie noch recht begriffen hatte, wen der Wachtmeister meinen mochte, begann sie ihn zu hassen, und lediglich wegen dieses einen Satzes. – »Wer hat Glück gehabt?« fragte sie mit ihrer dünnen, zaghaften Stimme. »Er natürlich, der Bonaparte!« Es war ungewöhnlich, daß man den Kaiser mit diesem Namen bezeichnete, und Angelinas Haß gegen den Wachtmeister wurde noch größer. »Der Kaiser?« fragte sie. »Ja, er, gewiß!« sagte der Wachtmeister. »Sie dienen in seiner Armee!« sagte Angelina. Sie sprach diesen Satz mit einer großen Anstrengung, und ihre Stimme zitterte schon. »In seiner Armee«, sagte der Wachtmeister (und er betonte das Wort »seiner« mit Gehässigkeit), »dienen viele, die ihn nicht mögen. Aber davon verstehst du nichts, Kleine!« Sie waren vor dem Gitter angelangt, und in Angelina erwachte der Verdacht – es war der erste Verdacht in ihrem jungen Leben –, daß der Wachtmeister nur deshalb aufgehört hatte, über den Kaiser zu sprechen, weil ihn irgend jemand hätte hören können.
Nun hob er sie hoch wie jeden Abend beim Abschied, aber nicht mit einem Arm wie bei der Begrüßung; denn die Gardisten sahen nicht mehr zu, und es lohnte nicht, Kräfte zu verschwenden, wenn keine Zeugen da waren. Also hob er sie mit beiden Armen hoch, küßte sie laut, daß es in der stillen Nacht widerhallte, auf beide Wangen und ließ sie mit einem Ruck, weniger sanft als bei der Begrüßung, zur Erde nieder. Als sie wieder unten stand, sagte er: »Morgen feiern wir Abschied. Übermorgen ist mein Urlaub endgültig und unwiderruflich aus. Übermorgen früh muß ich einrücken. Wirst du traurig sein?«
»Ja, ich werde traurig sein!« murmelte Angelina.
Zum erstenmal, seitdem ihre Freundschaft mit dem Wachtmeister angefangen hatte, lief sie munter die Treppe hinauf, und seit langer Zeit war heute ihr Schlaf sanft und heiter und ohne schreckhafte Träume. Am nächsten Morgen erwachte sie ebenso heiter, wie sie eingeschlafen war. Es war der letzte Tag ihrer qualvollen Liebe angebrochen, und sie fühlte sich wie einst als Kind am Vortag eines fröhlichen Festes. Am Abend, als der Wachtmeister pünktlich und schimmernd wie gewöhn-

lich vor dem Gitter erschien, lief ihm Angelina beinahe freudig entgegen. Zum erstenmal empfand sie eine Art von Dankbarkeit diesem Koloß gegenüber, und sie schämte sich ein wenig vor ihm. Zum erstenmal auch graute ihr nicht vor seinem Bart, der über ihr Angesicht zärtlich dahinfegte.

Später aber, als sie das Café »Zur ewigen Freude« betraten, verschwand ihre muntere Laune. Der Wachtmeister Sosthène hatte, um seinen Abschied zu feiern, mehrere Kameraden eingeladen, Unteroffiziere, zwei Profosen und einige Beamte. Als er mit Angelina eintrat, waren die meisten schon versammelt. Sie drängten sich an der blechbeschlagenen Theke. Hinter ihr hastete der Wirt einher, in grüner Schürze und in weißen Hemdsärmeln, rot und gedunsen und mit einem fröhlichen, schwarzen Schnurrbart, der den gleichen Glanz hatte wie seine Augen. Alle wandten sich, wie auf ein Kommando, den Eintretenden zu und riefen: »Es lebe Sosthène!« Mächtig und großartig blieb Sosthène an der Schwelle stehen, die offene Tür im Rücken, denn es dünkte ihm unpassend, sie in dieser Stunde selbst zu schließen. An seiner rechten Hüfte, viel kümmerlicher als sein Säbel an der Linken, haftete Angelina. Er erhob die Hand, er ließ dabei den Arm Angelinas los, so daß es ihr in diesem Augenblick vorkam, als verließe er sie vollends in der Stunde seines Triumphes, und er donnerte: »Da bin ich, Kameraden!«

Zu gleicher Zeit begann in einer Ecke eine Ziehharmonika einen der üblichen Armeemärsche zu spielen.

Alle begannen sie sofort zu essen, eilig, andächtig und schweigsam. Sie aßen gewaltige Bissen, mit großem Appetit, tranken dazu gewaltige Gläser und sahen beflissen auf ihre Teller. Angelina wollte nicht zu den anderen hinsehen, aber irgend etwas zwang sie dazu, jeden Augenblick, und sooft sie sah, wie einer der Gäste einen großen Bissen verschlang, nahm sie einen kleinen und immer kleineren, einen zierlichen und immer zierlicheren. Ihr war es, als würde dieser Abschiedsabend ewig dauern, und auch, als wären alle die hier versammelten fröhlichen Männer ihre Bräutigame und als wäre es also gleichgültig, ob ihr Wachtmeister Sosthène morgen seinen Urlaub beendet hätte oder nicht. Allen seinen Freunden war sie angelobt und preisgegeben.

Da erhob sich, nachdem man das Rindfleisch verzehrt hatte, ein Korporal der Artillerie, klopfte an sein Glas und begann eine Rede.

Er sprach von allen Heldentaten des Wachtmeisters Sosthène, und es

war so, als hätte der Kaiser selbst keinem anderen als dem Wachtmeister Sosthène all seine Siege zu verdanken.
Nach dem Korporal erhob sich der Wachtmeister, und er bestätigte mit ein wenig veränderten Worten alles, was der Korporal gesagt hatte. Und alle klatschten ihm Beifall.
Als die Mitternacht schlug, waren die meisten Teilnehmer bereits betrunken und ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Und sie begannen, über den Kaiser zu sprechen.
Als erster sprach der Wachtmeister Sosthène. »Jeder von uns, die wir hier sitzen«, sagte er, »hätte dasselbe Glück haben können.« – Aber er meinte in Wirklichkeit, daß nur er allein, der Wachtmeister Sosthène Levadour, dieses Glück hätte haben können, und kein anderer.
»Jeder von uns«, wiederholte der Korporal, der die Rede auf den Wachtmeister gehalten hatte.
»Er ist ein Glückspilz!« sagte einer der Profosen, die am Fest teilnahmen, ein grauhaariger Mann mit einem zusammengeschrumpften Gesicht.
»Er ist ein Schlauer!« sagte ein anderer.
»Er ist ein Unbedenklicher und Gewissenloser«, begann ein dritter. »Denkt daran, meine Kameraden, denkt daran, wie leichtfertig er das Volk verraten hat und die Freiheit des Volkes.«
»Des französischen Volkes!« warf ein vierter ein.
»Er hat die Freiheit des Volkes verraten«, sagte der Wachtmeister Sosthène, »jawohl, das hat er! Das muß ich sagen, obwohl ich sein Soldat bin, ein Soldat unserer glorreichen Armee.«
»Gewiß, Ruhm haben wir in Hülle und Fülle«, ließ sich da der Korporal der Artillerie vernehmen. »Und sicherlich hätten wir ohne ihn die Welt nie gesehn, und sie hätte auch nicht vor uns gezittert. Dennoch aber muß ich sagen...« Der Profos vollendete den Satz des Korporals: »Dennoch aber muß ich sagen, daß wir ihm alles zu verdanken haben, unserm kleinen Korporal.«
Man stimmte ihm nicht durchwegs zu. Es blieb sogar eine Weile still nach diesen Worten. Allein der Wachtmeister Sosthène, trunkener als die anderen, sagte mit verbitterter Stimme und nicht mehr ganz sicherer Zunge: »Was mich und Kerle meiner Art betrifft, so hätten wir die Welt auch so erobert. – Nicht, meine Kameraden?« Er sah von einem zum anderen, seine Lippen lächelten noch unter dem gesträubten und feuchten Schnurrbart, seine schwarzen Augen in dem roten und heißen

Angesicht glühten schon gehässig. Keiner antwortete ihm. Alle machten sich an irgend etwas zu schaffen. Einer hob sein Glas gegen die Kerzen und betrachtete es, als verdächtigte er es, irgendwelche Stäubchen zu enthalten. Ein anderer putzte die Gabel mit dem Tischtuch. Ein dritter lächelte verloren vor sich hin, als hätte er seit Stunden nicht mehr dem Gespräch zugehört. Ein vierter trank, mit auffälliger Langsamkeit, den Rest seines Weins zu Ende und tat so, als schmeckte er jeden Schluck mit der Zunge nach. Trotz seiner Trunkenheit merkte der Wachtmeister Sosthène, daß ihn die ganze Runde im Stich gelassen hatte. Er stützte seine beiden großen Fäuste auf den Tisch, erhob sich, und es sah aus, als stünde er eher auf seinen Armen als auf den Beinen. Und er sagte mit einem Blick auf Angelina an seiner Seite: »Kameraden! Was ist ein General ohne uns? – Was ist ein Kaiser ohne Soldaten? Wer ist größer: der Kaiser oder die Armee? Wer ist größer, frage ich? Wer ist größer, frage ich?«

Aber keine Antwort kam.

»Ich sage also«, fuhr Sosthène fort, »die Armee ist größer! Es lebe die Armee!«

Angelina hatte die ganze Zeit stillgesessen. Eine gewaltige Angst und eine große, nie gekannte Scham hielten ihr Herz gefangen. Sie glaubte, genau zu spüren, wie Angst und Scham ihr Herz umschlossen hielten, von beiden Seiten gleichsam, zwei eiserne Klammern. Sie wußte nicht, woher die Scham und woher die Ängste kamen. Sie fühlte sich beschmutzt in dieser Gesellschaft und auch schuldig, weil sie ihr ohne Widerspruch zuhörte. Plötzlich erfüllten sie auch Haß und Wut gegen alle Männer am Tisch und besonders gegen den Wachtmeister Sosthène. Ihr war, als müßte sie um Hilfe rufen. Mit ungeheurer Mühe hob sie die Hand aus dem Schoß – ihre rötliche, kleine, junge, hilflose Hand – und griff nach dem Glas. Sie trank einen kleinen Schluck – und auf einmal sah sie sich wieder im großen Saal, neben der wogenden, schweren grünen Portiere, vor der kristallenen Karaffe. Sie sah auch das Bild des Kaisers an der Wand. Sie fühlte sich auf einmal frei, stark und kühn. Eine große, fröhliche, heimische und vertraute Gewalt zwang sie, sich zu erheben. Sie stand auf. Ein freudiger Haß stärkte ihr Herz. Ein nie gekannter, gütiger, lieber Geist gab ihr mutige Worte ein: »Schämen müßt ihr euch«, sagte sie, »den Kaiser zu lästern. Nichts – weniger als nichts wäret ihr ohne ihn. Ihr hättet weder die Welt gesehn, noch auch wäret ihr eine Meile weitergekommen aus

euren Dörfern oder Städtchen. Ihr hättet ohne den Kaiser keine Säbel, keine Helme, keine Schnüre, kein Geld, den Wein zu zahlen, den ihr trinkt! Schlachten habt ihr mitgemacht, nur, weil er euch geführt hat. Wenn einer von euch irgendeinmal Mut hatte, so habt ihr auch ihn nur Napoleon zu verdanken. Er allein gibt euch den Mut, und hierauf gibt er euch auch die Orden für Verdienste, die gar nicht die euren sind. Deshalb, hab' ich gesagt, solltet ihr euch schämen!«

Sie setzte sich wieder. Sie sah, wie aus weiter Ferne, obwohl der Wachtmeister Sosthène doch hart an ihrer Seite saß, daß er nach der Karaffe griff und sein Glas aufs neue füllte. Sie sah diese Hände, die sie so genau kannte, die feisten, kurzfingrigen, fleischigen, reichlich behaarten und muskulösen Hände – sie sah beide, obwohl der Wachtmeister nur mit einer nach der Flasche griff –, und sie erinnerte sich, tief erschrocken und beschämt, daß diese Hände nach ihrem Fleisch, ihrer Brust, ihren Armen und Schenkeln zu greifen gewohnt waren, schamlose, behaarte, lasterhaft behaarte Werkzeuge.

Es war allen plötzlich, als habe sich eine große Bangnis über den Tisch gebreitet. Es schien ihnen allen, als brennten die Kerzen schneller und eifriger und als verminderte sich hurtiger der Talg und als würde es zusehends düsterer im Raum und als dürften sie gar nicht mehr miteinander reden. Es war ein trauriges, ein mißlungenes Fest – kein Zweifel. Alle schwiegen.

Allein, in dem Augenblick, in dem sich die Gemüter aller Gäste unheilbar zu verfinstern drohten, wurde die Tür aufgerissen, und zugleich mit dem frischen Nachtwind, der die Kerzen aufflackern ließ, und gewissermaßen von ihm getragen, stürmte Veronika Casimir in den Raum. Sie kam gleichsam angeritten, in außerordentlich festlicher Kleidung, in voller Rüstung, das heißt mit nackten Schultern und wogendem Busen, in jener hellgrauen, seidenen Robe, die sie dem Gerücht nach von der Kaiserin Josephine persönlich erhalten hatte und die sie nur bei besonderen Festen anzulegen pflegte. Zwischen ihren übernatürlich weißen Brüsten, die eine zarte, mehlfarbene Puderwolke ausströmten, ruhte schwer und wuchtig und an den Rändern blitzend der von Diamanten umkränzte, große Jadestein, Geschenk der Kaiserin und ohne Zweifel Zauberstein erster Ordnung. Eine geraume Weile noch blieb die Tür offen, und der frische Luftstrom der Nacht bewegte immer noch die goldenen Kerzenflämmchen. Eilfertig stellte der Wirt einen Sessel an das Kopfende des Tisches. Und ehe man sich noch

Rechenschaft über den ganzen glänzenden Vorgang gegeben hatte, saß Veronika bereits an der Spitze. »Ich sehe«, begann sie mit der sicheren Stimme der beruflichen Seherin, »daß ihr euch gezankt habt. Unter euch muß aber Frieden herrschen.«

Ihre weißen, fleischigen Finger bewegten sich redselig auf dem weißen Tischtuch, jeder einzelne Finger eine lautlose Zunge. Eine sachte, weiße Puderwolke wehte vor ihrem breiten Antlitz einher. Hinter dieser Puderwolke sahen die Gäste ihre schwarzen Augen leuchten. Alle schwiegen. Veronika war die Vertraute des kaiserlichen Hauses. Schlachten, Siege und Niederlagen hatte sie aus den Karten prophezeit. Eine Vertraute der Kaiserin war sie und, wer weiß, vielleicht auch eine Vertraute des Kaisers selbst.

Sie wußte wohl, was in den Männern vorging. Ihr handelte es sich vor allem darum, die Ehe ihrer Nichte mit dem Wachtmeister Sosthène zu sichern. Sie wußte, daß Angelina, wie alle Frauen des Landes, den Kaiser liebte und nicht den Wachtmeister Sosthène -- denn alle Frauen im ganzen Lande (und vielleicht auch in der ganzen Welt) liebten um jene Zeit den Kaiser und nicht ihre Männer. Wenn man lästerliche Reden über den Kaiser führte, so schien es der Veronika ebenso sinnlos, wie wenn man sich etwa gegen irgendeine Einrichtung der Natur aufgelehnt hätte. – In dieser Stunde jedenfalls handelte es sich um das Glück Angelinas. Mochte der Wachtmeister Sosthène zu jenen Jakobinern gehören: Er sollte eines Tages Angelina heiraten.

Und es tat auch der Veronika Casimir weh, wenn sie den Kaiser lästern hörte. Es geschah um jene Zeit nicht selten, es war sogar üblich unter den Dienern am Hofe, in manchen Regimentern, unter den Unteroffizieren, die unzufrieden waren. Ja, früher einmal, als der Kaiser noch Bonaparte geheißen hatte, war auch die Veronika Casimir, manchmal sogar in vertrauten Unterredungen mit seiner eigenen Frau, versucht gewesen, ein gestrenges Wort über den großen Mann fallen zu lassen. Die Erinnerung daran machte sie heute nur noch unerbittlicher gegen jene, die etwas Abfälliges über den Kaiser sagten.

In dieser Stunde beschloß sie, die Lästerer für eine spätere Gelegenheit wohl im Gedächtnis zu behalten und es sich im Augenblick nicht anmerken zu lassen. Bald aber schien es ihr, daß sich die Männer durch allerhand stumme und freche Zeichen, die sie für geheime und unkenntliche halten mochten, untereinander verständigten. Nur der Wachtmeister Sosthène saß riesig, unbewegt und anscheinend ohne

Verständnis für das Gehaben seiner Freunde neben der kleinen Angelina. Er bot der Veronika Casimir Wein an. Sie trank sachte. Sie spreizte den kleinen Finger, wenn sie das Glas hob, ihre Ringe funkelten im Schein der Kerzen. Sie nippte nur am Glas, setzte es jeden Augenblick wieder ab und beobachtete mit gehässiger Klugheit die Verschwörung der Männer. Zugleich lauschte sie mit offenen, mit doppelt geschliffenen Ohren. Und plötzlich hörte sie den Korporal einem Wachtmeister zuflüstern: »Er wird eben ohnmächtig. Im Bett ist unsereins besser...!«
Die Veronika Casimir wußte im Nu, wovon die Rede war. Ach! – sie kannte alle heimlichen Gerüchte und Geschichten von des Kaisers Art, mit flüchtiger und schamloser Hast zu lieben. Dienstmägde und Wäscherinnen hatten diese Liebe erlebt, ebenso wie die Damen des Hofes und die Kaiserin auch. Dennoch waren alle die Frauen, die hochgestellten ebenso wie die niederen, dem Kaiser dankbar noch für seine hastige, achtlose und gleichgültige Umarmung. Sie vergaßen niemals, daß er ein Gott war, und es war die Art der Götter, hurtig zu lieben. Es war jene Zeit, in der die Frauen den Namen des Kaisers nur mit Haß oder mit Furcht oder mit Liebe aussprechen konnten, als erlebten die Frauen, die sich in seine Umarmung begaben, während der kurzen Minute, die seine Leidenschaft währte, alle Leidenschaften der ganzen Welt: den Haß und die Furcht und die Liebe. Es gab, Veronika Casimir wußte es, für die Frauen eine noch stärkere Lust als die leibliche, und das war der Ehrgeiz. Ungesättigt zwar, aber erhoben und geadelt kamen sie aus dem Zimmer des Kaisers. Schnell entließ er sie, schnell entschwand er ihnen. Mit einem ewigen Hunger verließen sie ihn und mit der dauernden Sehnsucht, zu ihm zurückzukehren. Er besaß alle Eigenschaften der Götter: Mächtig war er, schrecklich war sein Zorn, und sehr kurz währte seine Gnade: Die Götter sind flüchtig.
Deshalb erhob sie ihr Glas mit einer raschen Gebärde, trank den Rest aus, mit einem einzigen männlichen Zug, und sagte mit jener harten und militärischen Stimme, mit der sie gewohnt war, ihr Personal zu befehligen: »Meine Herren!« Diese Anrede unterbrach das freche Geflüster der Männer. Alle blickten auf. »Meine Herren!« wiederholte sie. Sie blieb sitzen, aber ihr Gesicht zeigte so viel Erhabenheit, daß alle den Eindruck hatten, sie sei von ihrem Sitz aufgestanden. »Sie scheinen«, sagte sie, »nicht gewohnt, auf Damen Rücksicht zu nehmen. Sie müßten außerdem wissen, daß ich zum Hofe gehöre und meine Nichte

auch.« (Sie sagte »Hof« und nicht etwa »Gesinde«.) »Ihre Gespräche, die Sie sich so furchtsam zuflüstern, sind vielleicht in der Kaserne angebracht, obwohl ich weiß, daß sie auch dort nicht üblich sind. Ich verlasse Sie, meine Herren! Einen vergnügten Abend! Und Sie, Herr Wachtmeister Levadour, bringen Sie mir die Kleine rechtzeitig nach Haus! Ich werde sie erwarten. Du sprichst noch bei mir vor!« sagte sie zu Angelina. »Gute Nacht!« sagte sie und hatte sich schon erhoben. Und ehe man sich versah, galoppierte sie hinaus, ebenso plötzlich, wie sie hereingeritten war – und auch jetzt blieb eine geraume Weile die Tür hinter ihr offen, und der Wind blähte die Enden des Tischtuchs auf und ließ die Kerzen aufflackern.

Alle schwiegen. Es war ihnen allen ein paar Augenblicke so, als hätte sie ein Vorgesetzter getadelt. Sehr kläglich sahen sie jetzt aus, in ihren bunten Kleidern.

Jetzt glaubte Angelina zu fühlen, daß sie arm sei, verlassen, verraten. Sie sehnte sich nach den guten heimatlichen Ufern und dem väterlichen Haus in Korsika und nach ihrer armen und milden Kindheit. Auf einmal begriff sie auch, daß sie dem fremden, farbigen Felsen gegeben hatte, was ihm nicht zukam. Es schien ihr, daß sie, bis zu diesem Augenblick, fern ihrem eigenen Körper gelebt hätte; und als hätte sie ihn fortgegeben wie einen beliebigen Gegenstand. Sie ahnte das große und strenge Gesetz, das die Natur den Frauen vorgeschrieben hat, und sie wußte, daß sie gegen dieses Gesetz verstoßen hatte. Erhaben, schön und unerbittlich, befahl es den Mädchen, dem Geliebten zu gehören und sich dem Ungeliebten zu widersetzen. Sie dachte an das Zimmer mit den wogenden, grünen Portieren und dem Bild des Kaisers an der Wand. Und plötzlich fiel die Scham von ihr ab, und es war ihr, als wenn sie ihre große Sünde bereits gesühnt hätte. Sie fühlte, daß sie lieben dürfe, den einzigen, den es gab – und diese Liebe allein, die Fähigkeit und die Bereitschaft, ihn zu lieben, war ein so großes Ereignis, daß Sünde, Verfehlung, Irrtum und Scham gar keine Bedeutung mehr hatten.

Jetzt hob sie die Augen, jetzt zum erstenmal waren ihre Augen stolz und gleichgültig. Und also sah sie, daß der bunte Berg an ihrer Seite sich nur deshalb so steif und stumm hielt, weil er die Besinnung verloren hatte. Es war offenbar seine eigene, eine besondere Art der Trunkenheit. Sie war noch schrecklicher als die lärmende und gewöhnliche. Reglos saß er da, der Wachtmeister, offen starrten seine schwarzen,

kleinen Augen. Er war eher versteinert als betrunken. Die kleine Angelina tippte sachte an seinen steinernen, blauen Ärmel. Sosthène rührte sich nicht. Sie sah nach den Männern. Keiner beachtete sie. Ein paar waren aufgestanden, sie spielten an einem anderen Tisch Würfel und Karten. Einer der Profosen, der Korporal und zwei Wachtmeister erzählten einander flüsternd Geschichten, und nach jeder Geschichte brachen alle vier in ein törichtes Kichern aus. Angelina erhob sich. Sie entfernte sich, ohne ein Wort, mit sanften Schritten vom Tisch. Nicht einmal der Wirt bemerkte sie.
Sie stand draußen, sie hob den Blick zum Himmel. Sie hatte vergessen, im Restaurant nach der Uhr zu sehn. Es schien ihr, es sei längst nach Mitternacht, und sie hob den Blick nach den Sternen, in einer plötzlichen und süßen Erinnerung an manche Nächte ihrer längst versunkenen Kindheit, wenn sie mit dem Vater aufs Meer hinausgesegelt war und der Alte nach dem Himmel gesehen hatte, um die Stunde zu erkennen. Heute gab es nur wenige Sterne zu sehen. Zwischen den schwarzen Wolken, die trotz ihrer gewichtigen Schwere mit einer verblüffenden Schnelligkeit unter dem Himmel einherjagten, blitzten da und dort ein paar silberne Fünkchen auf und verschwanden wieder. Der Wind wehte scharf, er schien aus verschiedenen Richtungen gleichzeitig zu kommen. Die Straßen waren leer, und die späten Laternen flackerten unstet, unglücklich und verlassen. Auf einmal zuckte über den Häusern ein blasser, ferner Blitz auf, und ein sehr entfernter, heimatloser Donner folgte ihm grollend. Die kleine Angelina fürchtete sich. Sie hüllte sich fester in ihre Mantille. Sie beschloß, unbekümmert auszuschreiten, obwohl sie die Richtung, die sie einzuschlagen hatte, nicht genau kannte. Als sie endlich an eine Ecke gelangte, wo sie den reichen Lichterschein einer großen Straße zu sehen glaubte, fingen die ersten, schweren Tropfen zu fallen an, und im nächsten Augenblick spaltete ein sehr greller und naher Blitz die Wolken. Immer schneller ging Angelina. Sie erreichte eine weite und dichter beleuchtete Straße, es regnete schon schwer und heftig, und sie stellte sich in das Portal eines großen Hauses, aus dessen Fenster volle Lichter strömten und die Regenschnüre vergoldeten und vor dem einige herrschaftliche Wagen warteten. Dieser Aufenthalt schien Angelina angenehm. Es war ihr überhaupt auf einmal alles, was sich heute ereignete, angenehm: der Regen, die Blitze, die Kutschen, das vornehme Haus und das gütige Portal. Eine große Heiter-

keit erfüllte sie und machte alles ringsum heiter: auch den Blitz, auch den Donner, auch den Regen.
Es mußte schon spät sein. Der livrierte Schweizer kam die Treppe herunter, öffnete beide Flügel des mächtigen Haustors und warf einen gebieterischen Blick auf Angelina. Als hätte man sie gerufen, erwachten alle Kutscher auf einmal und krochen aus dem Innern der Wagen, stellten sich an den Schlägen auf und ließen die Trittbretter herunter. Munter ging Angelina fort, die Straße entlang, in die Richtung, die das Herz ihr wies. Sie ging gleichmäßig, nicht langsam und nicht schnell, obwohl ihre Mantille, ihr Kleid, ihre Schuhe naß waren.
Als sie das Schloß erblickte, wurde der Regen gerade sanft, und der Morgen wurde zusehends stärker. Der Wachtposten schlummerte in seinem Häuschen, er sah Angelina nicht; sie ging, zum erstenmal, seitdem sie im Dienst in Paris war, ohne Bangnis durch das schmale Gittertor, das sich glatt, lautlos, beinahe gastlich öffnete. Sie ging die Treppe hinauf. Es war still und friedlich, durch die hohen, schmalen Fenster an den Absätzen der Treppe schimmerte der feuchte Morgen, und aus der Ferne kam der zaghafte erste Ruf der erwachenden Vögel. Angelina holte aus dem Koffer das Tuch des Kaisers, das sie lange nicht mehr angeschaut hatte, drückte es ans Herz und hierauf an die Wange, entkleidete sich und schlief schnell und leicht ein, das bunte Tuch unter dem Hemd, am beseligten Herzen...

V

Überall im Lande und in der Welt liebten die Frauen den Kaiser. Angelina aber schien es, daß es eine besondere, eine geheimnisvolle Kunst sei, den Kaiser zu lieben; angelobt fühlte sie sich ihm, dem erhabensten Herrn aller Zeiten. Ständig lebte er in ihr. So groß er auch war, er hatte doch Platz genug in ihrem kleinen Herzen: Es hatte sich geweitet, um ihn in seiner ganzen majestätischen Pracht aufzunehmen...
Sehr schnell vergaß sie den Wachtmeister Sosthène. In ihrer Erinnerung tauchte er manchmal auf wie ein riesiger Schatten aus verschütteten Träumen. Er ließ übrigens seit Wochen nichts von sich hören: kein Wunder, denn der Kaiser bereitete einen neuen Feldzug vor, seine Regimenter wechselten jede Woche ihren Standplatz, und nur wenige Soldaten schrieben in diesen Tagen ihren Bräuten und Frauen.

Eines Tages ereignete sich etwas Merkwürdiges mit Angelina, etwas Erschreckendes, Gefährliches und vollkommen Unverständliches. Während sie ihr offenes Bügeleisen mit kräftigem Arm schwenkte, um die Kohlen zu entfachen, flog es plötzlich aus ihrer Hand, entrissen wie von einer unsichtbaren Gewalt. Sie konnte noch sehen, daß es gegen die Mauer flog, mit der Spitze einschlug und hierauf mit seinem offenen, rötlich glühenden Rachen zu Boden fiel. Dann war es ihr, als fiele sie selbst in eine unermeßliche, tiefe Finsternis.
Sie erwachte wieder in ihrem Bett. Man hatte Veronika Casimir herbeigerufen. Jetzt saß sie neben Angelina, eine gute, vertraute Frau. Angelina erwachte mit der deutlichen Erinnerung an das Bügeleisen und an die merkwürdige Gewalt, die es ihr aus der Hand gerissen hatte. »Es ist also soweit!« hörte sie Veronika Casimir sagen. Es waren die ersten Worte, die sie vernahm, seitdem sie in die Welt zurückgekehrt war. Dieser Satz erschreckte sie. »Was ist soweit?« fragte sie.
Und sanft und gleichmütig antwortete ihr Veronika: »Du bekommst ein Kind, Angelina! – Ich werde dafür sorgen, daß Herr Levadour es erfährt. Hab nur keine Angst! Wir werden ihn schon kriegen!«
»Ein Kind?« fragte Angelina. »Wozu?«
»Das ist der Wille Gottes!« sagte leise Veronika, warf einen Blick auf den Plafond, ließ ihn dort haften und bekreuzigte sich. »Wir werden ihn schon kriegen«, wiederholte sie.
»Wen werden wir kriegen?« fragte Angelina.
»Nun, den Wachtmeister Sosthène Levadour, selbstverständlich!« erwiderte Veronika.
»Wozu sollen wir ihn kriegen?« fragte Angelina.
»Damit du einen Mann hast!« sagte Veronika.
»Ich brauche keinen Mann«, sagte Angelina, und sie dachte dabei an die allabendlichen Überfälle, die sie erlebt hatte, auf dem kleinen, roten Plüschsofa, den drückenden, harten Polster im Nacken.
»Natürlich brauchst du einen Mann!« sagte Veronika. »Vor allem brauchst du einen Mann, der ein Vater deines Kindes ist!«
»Ich will kein Kind«, sagte Angelina. »Ich brauche kein Kind und keinen Mann!«
»Du brauchst sie beide!« sagte Veronika Casimir leise.
Angelina schloß die Augen, als könnte sie so vermeiden, den großen Schrecken zu sehn, der jetzt auf dem Sessel Veronikas zu sitzen schien, neben dem Bett. Aber unter den geschlossenen Lidern sah sie ihn noch

stärker und näher. Er nahm die kolossalen Formen des Wachtmeisters Sosthène an, der plötzlich aus einem Schatten wieder eine wirkliche Gestalt geworden war, mochte er auch irgendwo jetzt in einer fernen Garnison sein und vielleicht – hoffentlich – selbst entschlossen, von Angelina nichts mehr zu wissen. Was half's? Sie soll ein Kind bekommen, und es war ein Kind des Wachtmeisters. In ihr selbst war er, der Koloß, und er regte sich in ihr. Mit ihren schwachen Kräften konnte sie ihn keineswegs aus ihrem schwachen Leibe reißen. Sie beschloß, die Augen wieder zu öffnen, denn die Gefahr schien immer näher und größer zu werden. Aber sie hatte keine Kraft, auch nur diesen Entschluß auszuführen.

Dies dauerte nur wenige Minuten. Veronika zeigte jetzt ein feierliches Gesicht, das Angelina noch mehr Angst bereitete. Es erschien ihr wie eine Art gefährlichen, dennoch äußerst heiteren Sonntags. Sie hörte nicht jedes Wort der Veronika, aber sie fühlte deutlich, daß sie gerade das am meisten fürchtete, was man ihr als Trost versprach. Sehr müde war sie, und es schien ihr, daß alles, was sich mit ihr heute und vor Wochen ereignet hatte, bereits sehr weit zurückliege und sich in einem anderen, früheren Leben abgespielt habe. Jetzt bereitete sich ein ganz neues, ganz unbekanntes und sehr gefährliches vor. Sie schloß die Augen und wartete darauf, daß die Tante sie verlasse und daß der Schlaf über sie komme. Aber der Schlaf kam nicht, und nur eine große, weise Milde erfüllte Angelina, ein großes Mitleid mit sich selbst, mit der Tante, mit dem Wachtmeister Sosthène sogar. Sie träumte mit wachen Augen ein gewaltiges Schlachtfeld, eines von den Schlachtfeldern des Kaisers. Glühende, rote Kugeln flogen durch die Luft, es knatterte und grollte, zuckte, blitzte, donnerte von allen Seiten. Den Kaiser selbst sah sie nicht, und sie hatte doch eine große Sehnsucht, ihn zu erblicken. Sie rief seinen Namen: »Napoleon!« schrie sie, »Napoleon!« Aber kraft- und klanglos erstarb ihre Stimme im gewaltigen Getümmel. Sie befand sich weit von den Kämpfenden entfernt, und dennoch war es so, als befände sie sich mitten unter ihnen. Auf einmal erblickte sie, neben sich, schwankend im Sattel, den Wachtmeister Sosthène. Gleich darauf fiel er vom Roß. Er streckte beide Arme zum Himmel und rief: »Angelina!« Sie aber kümmerte sich nicht um ihn. Sie empfand nur, daß er im nächsten Augenblick sterben müsse – und obgleich sie sich dessen schämte, wünschte sie ihm dennoch mit aller Kraft den Tod.

Sie erwachte, erinnerte sich an den Traum und schämte sich noch mehr. Zugleich aber durchströmte sie ein nie gekanntes, seliges Gefühl, ein sehr warmes und kühlendes; sie spürte keine Angst mehr.

VI

Sieben Monate später gebar sie einen Sohn im Hause der Hebamme Barbara Pocci aus Korsika, einer guten Bekannten der Veronika Casimir. Im breiten und hochgepolsterten Bett, in dem seit vielen Jahren viele ledige Mütter schon geboren hatten, wartete Angelina, geborgen, selig und ohne Angst. Vom Bett aus konnte sie manches Heimische und Vertraute sehn, das sie an Korsika und an die Kindheit erinnerte. Bunt und hölzern, lächelnd und hilflos stand im Zimmer der Hebamme die kleine Statue des heiligen Christophorus auf einem schwanken, langfüßigen Tischchen. Einen ebensolchen Heiligen hatte es im Hause Angelinas in Ajaccio gegeben. Daneben glänzte auf der Kommode die großbauchige Flasche, in die ein braver Schiffer, der Bruder der Hebamme, mit viel müßiger Gewissenhaftigkeit ein winziges Segelschiff gebaut hatte, eines der üblichen Kunststückchen seefahrender Leute. Auch im Hause Angelinas in Ajaccio gab es so eine Kommode und solch ein Segelschiff in einer Flasche. Über der Tür hing statt eines Vorhangs eines jener dichtgesponnenen Netze, wie sie die Fischer für den Fang der Kleintiere zu benützen pflegten. All diese gütigen Gegenstände strömten, obwohl sie längst ihre heimatliche Insel verlassen haben mochten, heute noch einen vertrauten, bittersüßen Geruch aus, einen Geruch von Tang, Algen und Meer, von perlmutternen Muscheln und braunschwarzen Seeigeln, und man sah die dunkelblauen Sturmwolken über den empörten Wogen der gewitterschwangeren See.
Eines Tages brachte Veronika Casimir Papier, Feder und Tinte an das Bett und sagte: »Ich habe seine Adresse!«
Angelina begriff, daß es sich um den Wachtmeister Sosthène handelte. Sie machte noch einen kümmerlichen Versuch, dem Unentrinnbaren zu entrinnen, und fragte: »Wessen Adresse?«
»Sosthènes Adresse!« antwortete Veronika. »Jetzt mußt du ihm schreiben!«
»Ich habe ihm nichts zu sagen«, sagte Angelina.
»Du mußt! Ich befehle es dir!« sagte Veronika. » Hier, schreib!« – Und

sie legte das Papier auf die Bettkante, tauchte die Kielfeder ins Tintenfaß, trat bedrohlich nahe an den Bettrand und hielt die Feder dermaßen gebieterisch vor das Angesicht ihrer Nichte, daß Angelina gehorchte. Sie schrieb.

»Mein Herr, meine Tante, Fräulein Veronika Casimir, gebietet mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich vor zwei Tagen ein Kind geboren habe. Es ist ein Junge. Ich grüße Sie, Angelina Pietri.«

Veronika nahm das Papier, las es, schüttelte den Kopf und sagte: »Gut! Das andere werde ich hinzufügen, mir wird er nicht entgehen!«

Sie kannte seine Adresse. Der Kaiser hatte eben eine große Schlacht gewonnen, die Truppen standen noch in Österreich. Veronika kannte nicht nur die Adresse des Wachtmeisters Levadour, sondern auch die Frau des Obersten, der sein Regiment befehligte.

Zwei Wochen später kam in der Tat der Wachtmeister Sosthène Levadour. Er hatte einen Urlaub erhalten, einen außergewöhnlichen Urlaub, und er beschloß, ihn auf eine außergewöhnliche Weise zu benutzen. Der große Sieg des Kaisers und der Umstand, daß er an einem denkwürdigen Gefecht teilgenommen hatte, von dem er annahm, es hätte den kaiserlichen Sieg entschieden, machte ihn noch hochmütiger, bunter gleichsam und kolossaler. Riesig nahm er sich in der niederen Stube aus, in der Angelina und das Kind wohnten. Er begrüßte sie mit seiner schneidigen und massiven Zärtlichkeit, er hob sie mit beiden Händen hoch, und es schien ihr in diesem Zimmer, sie schwebte in noch höheren Gegenden als damals an den Abenden im Sommer, als röche der Schnurrbart Sosthènes noch stärker, als fegte er noch heftiger und rauher über ihr Angesicht. Hierauf stellte er sie wieder vor sich hin, trat einen Schritt zurück, machte zwei gewaltige Schritte wieder nach vorn, erreichte das Bett, in dem sein Sohn lag, und beugte sich über ihn. Der Kleine winselte jämmerlich. Sosthène hob das eingewickelte Bündel hoch, es sah in seinen Armen beinahe schmählich aus, und fragte: »Wie heißt er? Wie habt ihr ihn genannt?« »Antoine Pascal«, sagte Angelina, »wie mein Vater!« »Freut mich, freut mich!« donnerte Sosthène. »Der wird ein Soldat, Soldatenblut hat er.« Und er legte das weiße Päckchen quer über das Bett.

Er zwängte sich in den viel zu engen Lehnstuhl aus rotem Plüsch, rückte mit ihm ein wenig im Zimmer herum und merkte, daß es schwer sein würde, seinen massigen Leib wieder aus den Klammern der beiden Lehnen zu befreien. Er fühlte dabei ein wenig Qual und ein

wenig Scham, und da er gerade jetzt etwas sehr Wichtiges zu sagen hatte, wurde er auch zornig, und sein Angesicht lief rotblau an. Jetzt sah es aus wie eine bunte Krönung seiner bunten Uniform. Er suchte eine Weile nach einem gehörigen Anfang, dachte an die freundlichen Drohbriefe, die ihm Veronika Casimir geschrieben hatte, und daran, daß er jetzt durch dieses jämmerliche Klümpchen in dem Wickelkissen gezwungen werden sollte, ein rothaariges, sommersprossiges Mädchen zu heiraten. Für einen Augenblick erhellte sein schweres und dämmriges Gehirn der ferne Widerschein einer Erkenntnis von Schicksal, Verfehlung und Sühne. Aber auch diese schwache Regung seines tauben Herzens vergrößerte nur noch seinen Zorn. In diesem Augenblick hätte er sogar an Gott glauben mögen, lediglich, um auch ihm zu zürnen und um irgendein Wesen zu haben, dem alle Schuld zugeschoben werden könnte. Allein, er glaubte nicht an Gott, und er bedachte also mit seinem Zorn nur das, was er sehen konnte.
Er dachte mit Bitterkeit an die flüchtigen und mannigfaltigen Frauen, die er nach Dragonerart besessen hatte, und es schien ihm, daß sich Angelina mit keiner einzigen vergleichen ließ, was Schönheit betraf. Und er wurde nur immer zorniger und bitterer, der Wachtmeister Sosthène. Von den Wachtmeistern seines Regiments war nur einer verheiratet, ein gewisser Renard, der zählte aber auch schon mehr als fünfzig Jahre, und seine törichte Handlung lag also so weit zurück, daß sie kaum noch lächerlich genannt werden konnte. Er aber, der Wachtmeister Sosthène Levadour, konnte noch Karriere machen und sogar Oberst werden. Ein Mann wie er mußte Geld haben, um selbst zu leben und die anderen leben zu lassen. Außerdem hatte er gerade in Böhmen eine großartige Müllerin kennengelernt, aufreizend widerspenstig, von allen anderen heiß begehrt, gehorsam nach der Liebe wie ein Hund und zugleich gewaltsam wie eine Schlacht. Welch ein Weib! Mit ihr verglich er Angelina, die jetzt ihm gegenüber auf dem Bett saß, das Kind an der Seite, mit niedergeschlagenen Augen, mit kleinem, gramvollem und blassem Angesicht, an dem die Sommersprossen noch stärker sichtbar waren als früher im Sommer. Oh, welch ein Jammer, großer Sosthène!
»Ich werde dich nun heiraten!« sagte er endlich.
»Wozu heiraten?« sagte Angelina, ohne den Blick zu heben und so, als spräche sie zu irgend jemand Unsichtbarem zu ihren Füßen.
Der Wachtmeister Sosthène begriff nicht sofort. Er fühlte nur undeut-

lich, daß man seiner Großmut wehe tat und seinen Wünschen wohl. Er fühlte undeutlich irgendeine Kränkung und gleichzeitig irgendeine Erlösung.
»Ich will Sie nicht heiraten!« sagte Angelina.
Er starrte sie an, unfaßbar war sie, gefährlich und dennoch eine Art Rettung. Vor einer Weile noch hatte er die ganze niederträchtige Schwere dieser Heirat gefürchtet, jetzt aber war es ihm, als geschähe ihm ein Schimpf, wenn er nicht heiratete. Vor einer Weile noch hatte er an die böhmische Müllerin mit wollüstigem Heimweh gedacht, nun aber erschien ihm Angelina begehrenswert. Er war sehr erstaunt über diese nie gekannten, unerhörten Vorgänge in seinem Innern. Ein schrecklicher Verdacht erwachte in ihm, und obwohl dieser Verdacht ihm sehr weh tat, hielt er ihn doch fest mit aller Kraft, denn er half ihm wenigstens, alles Ungewöhnliche zu erklären, das jetzt in ihm vorging.
»Du hast mich also betrogen?« fragte er.
»Ich habe dich betrogen!« log sie. »Es ist nicht dein Sohn!« Die Worte klangen fremd in ihren Ohren, als hätte sie eine andere Frau neben ihr gesprochen.
»Aha!« sagte Sosthène, nach einer Weile.
Dann stützte er sich mit seinen starken Fäusten auf die beiden Lehnen des Sessels, die ihn einriegelten, und befreite sich mit einem mächtigen Ruck von seinem Sitz. Er nahm seinen Helm, der neben ihm auf dem Boden lag wie ein zauberhaftes, blinkendes Tier mit gewaltigem, schwarzem Roßschweif, und setzte ihn auf sein Haupt. Jetzt erreichte er die Decke. Jetzt stand er da, mächtiger noch als vorher, nicht nur aus Stolz, sondern auch aus Verachtung mächtig. Angelina saß, winzig und kümmerlich und dennoch verwegen, auf dem Bettrand.
»Sag mir die Wahrheit!« donnerte Sosthène.
»Ich sag' die Wahrheit!« sagte Angelina.
Sie sah zu ihm auf. Sie legte eine große Strecke mit den Augen zurück – ihr war, als würden auch ihre Füße müde von dieser Bergwanderung, die ihr Blick vollführte. Der Gedanke, daß er sie jetzt (und niemals wieder) hochheben und küssen würde, machte sie glücklich.
Plötzlich wandte er sich um, erreichte mit einem seiner gewaltigen Schritte die Tür, maß ihre Höhe, fand sie zu gering, bückte sich ein wenig, und ohne sich noch einmal umzusehn, schlug er sie heftig zu. Angelina hörte noch, wie er draußen ein paar grollende Worte zu der Hebamme sprach. Sie beugte sich über das schreiende Kind und lallte

Worte, die ihr selbst unverständlich waren, die sie aber fröhlich machten. »Du bist mein«, sagte sie, »er ist es nicht, sei still, du bist mein, mir gehörst du...«
So redete sie sanft und lange zu ihrem Kinde.
Der Wachtmeister Sosthène Levadour aber machte sich, ohne seine Freunde in Paris gesehen zu haben, noch am selben Tage auf den Weg zu seinem Regiment nach Böhmen. Er traf es unterwegs. Es befand sich bereits auf dem Rückmarsch nach Frankreich. Als er ankam, erzählte er seinen Kameraden, daß er einen herrlichen Sohn habe. Es war ein prachtvoller Kerl und, obwohl kaum drei Wochen alt, bereits von soldatischem Aussehen und Gehaben. Ferner erzählte der Wachtmeister Sosthène, daß er dank seiner Schlauheit die Mutter des Kindes nicht geheiratet habe.

VII

An den Kaiser dachte Angelina immer. Aber auch er, der Einzige und Gewaltige, war nicht mehr, wie früher, ein lebendiger Mensch, dessen Atem glücklich, dessen Stimme und Blick selig machten und dessen nasse Fußspuren auf den Fliesen des Bades man einst mit demütiger Sorgfalt betrachtet hatte. Jetzt war er wirklich der große Kaiser von den Bildern, er selbst wie ein Abbild seiner eigenen Porträts, ja, noch ferner als diese. Fern war er den kleinen Menschen seines Landes. Vom Schlachtfeld eilte er zur Unterhandlung und von hier kehrte er zu den Schlachten zurück. Und unbegreiflich wie seine Siege waren auch seine Verhandlungen. Längst war er nicht mehr der Held der Geringen. Man begriff ihn nicht mehr. Es war, als ob die Gewalt, die er ausströmte, ihn selbst ringsum einschlösse, eine durchsichtige, aber undurchdringliche Kugel aus blankem Eis. In dieser Kugel lebte er, erhaben eingeschlossen, fürchterlich, feierlich. Er schickte die Kaiserin weg, er heiratete die Tochter eines großen, fernen und fremden Kaisers, als ob es im Lande nicht genug Frauen gegeben hätte. So, wie er bestimmte Waren aus den Ländern kommen ließ, die ihm gehorchen mußten, hatte er einst den Papst aus Rom bestellt; ebenso bestellte er nun die Tochter eines fremden Kaisers; und wie er den Donner der Kanonen in vielen Teilen der Welt befehligte, so befahl er jetzt den Glocken in Paris und im Lande zu dröhnen; und wie er den Soldaten befahl, seine Schlach-

ten zu schlagen, ebenso gebot er ihnen, seine Feste zu feiern; und wie er Gott einst herausgefordert hatte, ebenso befahl er jetzt, zu ihm zu beten. Die geringen Untertanen des Kaisers spürten seine gewaltsame Ungeduld, und sie sahen, daß er groß und klein, töricht und klug, gut und böse handelte wie sie alle selber. Aber um soviel gewaltiger waren seine Tugenden und seine Schwächen als die ihrigen, daß sie ihn nicht verstanden.

Angelina allein liebte ihn, obwohl sie zu den Geringsten zählte. So sehr liebte sie ihn, daß sie manchmal den dummen Wunsch hegte, den Großen klein und geschlagen zu sehn, vertrieben aus allen Ländern und auf einer schmählichen Heimkehr nach Korsika. Jetzt war er beinahe so gering wie sie, ohne den Glanz, den er immer wieder aufs neue seinen eigenen Abbildungen verlieh.

Den Verfügungen gemäß, die das Leben der Leute aus dem kaiserlichen Gesinde regelten, kehrte Angelina drei Monate nach ihrer Niederkunft zu ihrem Dienst zurück. Der Frühling floß bereits in großen, starken Strömen durch die verjüngte Stadt. Voll und stolz schimmerten die Kerzen der Kastanien an den Rändern der Straßen. Angelina begegnete vielen Müttern mit Kindern; auch die armselig gekleideten Mütter, auch die blassen und kränklichen Kinder lächelten und leuchteten. Bei jeder dieser Begegnungen wollte Angelina umkehren, um nur noch für einen Augenblick wenigstens ihren Sohn wiederzusehn. Als sie vor dem Gitter stand, vor dem sie kaum ein Jahr früher der bunte Berg mit dem flatternden Helmbusch allabendlich erwartet hatte, blieb sie eine Weile stehn, wie vor einer gewaltigen Entscheidung. Immer noch konnte sie umkehren und ihren Sohn sehn und ein wenig später wiederkommen. Im Garten des Schlosses erhoben die Drosseln einen betäubenden Jubel, und aus dem Park – aus der Luft selbst – antworteten ihnen ebenso betäubende Gerüche, die Stimmen der Akazien, des Flieders und des Holunders. Weiß wie Sonntage leuchteten die Westen der Schildwachen, und das dunkle Grün ihrer Röcke erinnerte an satte Wiesen. Der reglose Wachtposten sah sie an. Sie glaubte, den Mann zu erkennen, und auch, daß sie von ihm erkannt wurde. In seinem gläsernen, dienstlichen Blick leuchtete ein winziges Fünkchen auf, es war, wie wenn Glas lächelte, und Angelina nickte. Dieser flüchtige Glanz im gläsernen Auge des Soldaten gab ihr Mut; und sie ging mit schnellen Schritten, als hätte sie Angst, sie könnte ihn wieder verlieren, auf das Gitter zu.

Sie arbeitete nur mehr im Waschraum. Getreulich und fleißig wie früher schwenkte sie das Eisen mit kräftigem Schwung, bespritzte sie aus vollen Backen, mit gespitzten Lippen, Seide, Leinen und Batist, schwang sie den hölzernen Pracker mit geübter Hand, glättete sie zärtlich die Hemden, die Kragen, die vielgefälteten Manschetten. Wenn sie an ihren Sohn dachte, wurde sie wehmütig und fröhlich zugleich. Auch am Mittwoch, ja am Dienstag schon, schien der nächste Sonntag fast so nahe wie der heutige Abend. Der Montag aber, ein Tag, nachdem sie im Hause der Pocci gewesen war, war der traurigste Tag der Woche; und der Samstag der heiterste. Am Samstagabend schon, nach dem Rapport im großen Saal, packte sie alles zusammen, Nützliches und Überflüssiges. Sie brachte Salben und Puder, Windeln, Milch, Sahne und Brot, rote Korallenschnürchen gegen den bösen Blick, Ranunkelwurz gegen Fraisen, Helldorn gegen Scharlach, und einen Kräutertee, von dem man ihr gesagt hatte, er verhüte die Pocken. Sie machte sich um sieben Uhr morgens auf den Weg. Unterwegs überfiel sie die Furcht, sie könnte ihren Sohn krank vorfinden. Sie blieb eine Weile stehn, ohnmächtig, einen Fuß noch vorzusetzen, und zerschmettert, als wäre ihre fürchterliche Vorstellung bereits eine grausige Gewißheit. Dann wieder beflügelte Zuversicht ihre Schritte. Als sie endlich im Zimmer der Pocci stand und sich über ihr Kind beugte, begann sie, heftig zu weinen. Ihre Tränen tropften heiß und schnell auf das lächelnde Angesicht des Kleinen. Sie hob ihn hoch, wanderte mit ihm durchs Zimmer und sagte ihm sinnlose Reden. In dem Maße, in dem ihr kleiner Sohn wuchs, kräftiger wurde und sich veränderte, merkte sie allein den unaufhaltsamen Lauf der Monate und der Jahre. Es war, als ob sie vorher in der Meinung gelebt hätte, die Zeit ginge nicht vorwärts, sondern rollte gewissermaßen im Kreise.

Ihr Wunsch erfüllte sich, der Kleine sah keineswegs dem Wachtmeister Sosthène ähnlich, sondern seiner Mutter. Er hatte rötliches Haar und Sommersprossen, war mager, kräftig und behende. Es war ihr Sohn, kein Zweifel! Dennoch schien es ihr, daß er schon früh anfing, ihr zu entgleiten, und daß er ihr von einem Sonntag zum anderen immer fremder wurde. Ja, manchmal glaubte sie, daß er lediglich aus kindischer Scheu ihre Zärtlichkeiten gelten ließ und daß er gleichsam jeden Kuß verkaufte für eines ihrer Geschenke. Er war ihr Sohn, er war rothaarig und von Sommersprossen übersät, sie brauchte ihn nur anzusehn, und es war, als sähe sie sich selbst im Spiegel. Dennoch ent-

schwand zuweilen das Spiegelbild, verflüchtigte sich, veränderte sich plötzlich. Es gab Sonntage, an denen sie den Kleinen nicht zu Hause traf. Er trieb sich mit seinen Gefährten – die sie haßte – in unbekannten Gegenden herum, sie hatte Mühe, ihn zu finden, und fand sie ihn, so entwich er ihr bald, ihren Zärtlichkeiten und ihrer Sorge.
Als er sieben Jahre alt war, ergriff den Kleinen eine heftige Leidenschaft für alles Militärische – wie übrigens viele Kinder jener Zeit. Er strich um die Kasernen herum, befreundete sich mit den Wachtposten, exerzierte mit den Kameraden, stahl und sammelte Schlachten- und Kaiserbilder, gelangte bald in die Kasernenhöfe, aß aus den Menageschalen gutmütiger Soldaten, lernte von ihnen Soldatenlieder, Hörnerblasen, Gewehrgriffe sogar und das Trommelschlagen; und als er eines Tages einen jener kleinen Knaben-Tamboure sah, deren es viele in der kaiserlichen Armee gab, entschloß er sich, ebenfalls Tambour zu werden. Er wußte, daß er das Kind eines Soldaten war, er verstand wohl alles, was zwischen seiner Mutter Angelina, der Hebamme, der Veronika Casimir an manchen Sonntagen gesprochen wurde. Und er machte sich von seinem unbekannten Vater eine ganz besondere, unübertreffliche Vorstellung.
Also blieb er eines Tages, von einem etwas angeheiterten und den Knaben wohlgesinnten Feldwebel in seinem Entschluß bestärkt, über Nacht in der Kaserne des Zweiundzwanzigsten Infanterieregiments. Er erfuhr manche Zärtlichkeiten, die ihn erschreckten und von denen er glaubte, sie gehörten zum soldatischen Leben, und wurde erst zwei Wochen später dank den Nachforschungen der einflußreichen Veronika Casimir entdeckt. Nunmehr war der Kleine Soldat der kaiserlichen Armee, und Angelina ging an Sonntagen in die Kaserne des Zweiundzwanzigsten Infanterieregiments.
Das erstemal kam sie verwirrt, erschrocken und beleidigt zurück. Ihr Sohn erinnerte sie jetzt, obwohl er ihr so ähnlich sah, an den Wachtmeister Sosthène. Sie hatte sein winziges, sommersprossiges Angesicht kaum sehen können – der viel zu große Tschako mit dem jähen Dachschild verdeckte es fast, der viel zu weite Uniformrock flatterte um die schwachen Hüften des Kleinen, die Hosen waren zu lang und die Stiefel grausam gewaltig. Sie sah, daß ihr Sohn verloren war, für immer. Zu Hause schaute sie in den Spiegel, nach langer Zeit wieder aufmerksam spähend nach den Spuren der Zeit und den Zeichen der Schönheit und der Jugend, wie einst in den ersten Jahren. Sie fand den ewigen und

einzigen Trost, den die Natur den Frauen geschenkt hat: Sie begann, auf neue Wunder zu warten. Das Wunderbare ereignete sich auch am nächsten Sonntag, nachmittags, als sie die Kaserne der Zweiundzwanziger verlassen wollte. Vor ihr stand ein Mann in der Uniform eines Intendanturbeamten, diese Uniform schien ihr den Weg zu versperren. Als sie den Kopf hob, erblickte sie ein lächelndes, blondes, schnurrbärtiges Angesicht, das ihr vertraut und zugleich unangenehm vorkam. Sie lächelte aus Ratlosigkeit. Der Mann blieb stehen. »Fräulein Angelina«, sagte er und grüßte. – Erst an seiner Stimme erkannte sie ihn sofort. Es war der galante Artilleriekorporal, Gast bei ihrer Verlobungsfeier mit dem Wachtmeister Sosthène. – »Woher kommen Sie?«

»Ich habe meinen Sohn besucht!« sagte Angelina.

»Und Ihr Mann? Mein lieber Kamerad? Was macht er?«

»Ich habe nicht geheiratet. Er ist nicht mein Mann. Ich habe nur meinen Sohn!« antwortete Angelina.

»Auch ich«, begann der frühere Korporal – und so, als hätte sein Schicksal irgendeine Ähnlichkeit mit dem der Angelina, »auch ich habe Veränderungen durchgemacht...«, und er wies auf seine Uniform. »Ich bin jetzt bei der Intendantur. Ich habe seine Feldzüge satt...« – und bei dem Wort »seine« zeigte er mit ausgestrecktem Daumen über die Schulter, als stünde hinter ihm der Kaiser leibhaftig. »Ich habe eine schwere Verwundung am Bein, nichts als Unheil! Nichts als Unheil! Ich habe mich rechtzeitig gerettet. Ich warte in Ruhe die Ereignisse ab. Oh, ich erinnere mich, Fräulein, an Ihren großen Zorn damals bei der Verlobungsfeier! Sie müssen jetzt zugeben, daß Sie nicht ganz recht hatten! Sie müssen doch wissen, was vorgeht!«

»Ich weiß nicht, was da vorgeht!« flüsterte Angelina. »Ich weiß nur, daß die Reste dieses Regiments da in Bereitschaft sind.« Und sie deutete auf die Kaserne. »Und ich habe Angst um meinen Sohn«, fügte sie hinzu.

»Mit Recht!« sagte der Intendanturbeamte. »Wir sind geschlagen! In zwei Tagen sind sie in Paris, die Feinde. Der Kaiser kommt morgen. Mich kümmert das nicht. Ich habe ihm jahrelang treu gedient. Jetzt warte ich ab, was die Großen beschließen werden. Ich bin ein Philosoph, Fräulein!«

Obwohl Angelina die Stimme, das Lächeln und die Reden des früheren Korporals unangenehm waren, nickte sie doch, sobald er seinen Satz beendet hatte, und sie wußte nicht, warum. Diese Begegnung beküm-

merte und freute sie zugleich. Sie spürte, obwohl sie die Augen niedergeschlagen hatte, den wohlgefälligen und zärtlichen Blick des Mannes. Daß er, wie er gesagt hatte, ein Philosoph sei, eine Verwundung habe, der Kaiser morgen komme, Frankreich geschlagen sei, die Feinde in zwei Tagen in Paris wären, die »Großen« irgend etwas beschließen würden: all dies beunruhigte sie ebenso heftig wie sein wohlgefälliger und peinlicher Blick.

Er schlug ihr vor, »irgendwohin zu gehen«. Dieser Vorschlag verwunderte sie nicht: Sie hatte ihn erwartet und vielleicht sogar gewünscht. Sie hätte jetzt keineswegs nach dem Schloß, zu ihren Gefährtinnen in ihr Zimmer zurückkehren können. Sie fragte auch nicht, wohin er sie führen wollte. Sie setzte sich sofort in Bewegung. Nach ein paar Schritten nahm er ihren Arm. Ein leises, ein wenig schauerliches, ein wenig auch wohltuendes Zittern ging von seinen strammen Muskeln aus. Es war ein gebieterisches, ein männliches Beben, sie fühlte es im Arm, im ganzen Körper, es beleidigte sie, aber es tröstete sie auch. Es war ihr, als bestünde sie jetzt aus zwei Teilen. Es waren zwei Angelinas: die eine hochmütig und voller Abscheu vor dem Mann an ihrer Seite und die andere hilflos und diesem Mann dankbar für irgendeine namenlose Art von Rettung, die er darbot. Sie schwieg, während er redete. Er sprach von der Politik, von der Welt, von den Schwierigkeiten und von den Fehlern des Kaisers. Er führte sie sehr lange durch die Stadt, so schien es ihr. Ein anderer dachte für sie, ein anderer hatte ihr ein Ziel bestimmt. Es war schändlich, aber angenehm. Man war so einsam und so verraten! Der Mann war ein Fremder, aber er versprach irgendeine Zuflucht, immerhin eine Zuflucht. Man mußte nicht nach Hause gehn. Man wurde müde. Es war eine gütige Müdigkeit. Es war ein kühler Tag im Herbst. Violette, böse Wolken wehten knapp über den Dächern einher, und an den Kreuzungen blies der Wind gleichzeitig aus allen vier Richtungen. Manchmal trat der Fuß auf ein hartes, gelbes, aus irgendeinem Garten verwehtes Blatt. Es zerbrach unter dem Tritt mit dem trockenen, toten Laut, der eher an zertretene Knochen als an zertretene Blätter erinnert. Sehr schnell fiel die Dunkelheit ein; längst sprach der Intendanturbeamte nicht mehr.

Sie ließen sich in einem bunten, von Lichtern, Ziehharmonikas, Unteroffizieren und Dienstmädchen erfüllten Haus in Vanves nieder. Lange hatte Angelina nicht mehr so viel und so hastig getrunken. Sie saß auf

dem weichen, roten Sitz aus Plüsch neben dem Mann. Der Sitz war weich, die gleichfarbige Lehne aber war trügerisch und hart, ein rot überzogenes Holzbrett, das eine sanfte Güte vortäuschte. Wie um den Rücken der Angelina vor dieser tückischen Lehne zu bewahren, streckte der Intendanturbeamte seinen rechten Arm aus und legte ihn um ihren Nacken. Mit der Linken schüttete er neuen Wein in die Gläser. Er neigte sein rosiges, freundliches, blondes Haupt über Angelinas Angesicht. Sie fühlte es kommen, durch einen dünnen, graublauen Dunst. Sie schämte sich, und sie wehrte sich nicht. Sie küßte den süßlichen sanften Schnurrbart. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. Sie schlug die Augen auf. Es war ihr eingefallen, daß sie nicht einmal den Namen des Mannes kannte. Und als würde, wenn sie nur seinen Namen wüßte, alles ordentlich und selbstverständlich und vor Gott und aller Welt zu verantworten, fragte sie: »Wie heißt du?« »Charles!« sagte der Mann. »Das ist gut!« sagte Angelina. Und ihr schien, daß jetzt alles in Ordnung und gut sei.

Diese Nacht verbrachte sie mit dem Intendanturbeamten Charles Rouffic. Zwar nahm sie zuerst mit einigem Schrecken wahr, daß er gleichsam die Fähigkeit hatte, sich von Stunde zu Stunde – und sogar in noch kürzeren Zeitabständen – zu verändern. Zuerst, als er den Rock ablegte, war er ein zweiter Charles, ein Charles in einer Weste, mit Hemdsärmeln; als er die Weste auszog, war er ein dritter Mann, noch fremder als der zweite; und als er sich über sie beugte und sie zu liebkosen begann, glaubte sie, es sei ein schrecklich fremder vierter. Nach einigen Stunden weckte er sie, frisch, munter, mit gebürstetem und pomadisiertem Schnurrbart, und sein Angesicht glich einem runden, güldenen, rosa durchsonnten Morgenwölkchen. Er war vollkommen angekleidet, der Degen hing treu an seiner Hüfte, als wäre er niemals von seiner Seite gewichen. Nun war's wieder ein fünfter Mann, noch fremder als die früheren.

Tagsüber vergaß sie ihn, und wenn er ihr zuweilen dennoch in den Sinn kam, gelang es ihr, sein Bild schnell zu verscheuchen. Sie schämte sich seiner, weil er ein Fremder war und weil sie ihn dennoch brauchte, und auch, daß sie einen Fremden brauchte, verursachte ihr noch tiefere Scham. Aber schnell näherte sich die Stunde, in der sie versprochen hatte, ihn wiederzutreffen. Er näherte sich ihr nun, wurde immer deutlicher, immer vertrauter und schließlich wahrhaftig lebendig.

All dies ereignete sich mit Angelina in den letzten Tagen vor der großen Verwirrung im Lande. Und vielleicht war auch die Verwirrung, in der sie sich befand, die Folge jener allgemeinen Schrecken, die damals wie böse, tiefhängende Gewitterwolken über das Land dahinzogen. Noch ehe der wirkliche Donner der feindlichen Kanonen in der Stadt Paris hörbar wurde, schien es aller Welt, als hörte man schon die Vorboten der feindlichen Kanonendonner. Noch ehe man wußte, daß der Kaiser geschlagen war und daß er mit den Resten der Armee der Hauptstadt entgegenflüchtete, ahnte man bereits, daß er geschlagen sei und daß er flüchtete. Und diese Ahnung war schrecklicher als ein paar Tage später die Gewißheit. (Die bösen Ahnungen verwirren die einfachen Herzen der Menschen, die böse Gewißheit aber schwächt und bekümmert sie nur.)
Angelina gehorchte diesen Gesetzen. Verworren lebte sie in der allgemeinen Verwirrung und erschrocken im allgemeinen Schrecken.
Eines Tages verschwand Charles, der Intendanturbeamte. Ein paar Tage lang war seine Anwesenheit am bestimmten Platz zu bestimmter Stunde eine schmähliche, aber sichere Zuflucht gewesen. Heute wartete Angelina vergebens. In der kleinen Schenke saß sie, umrauscht von den Klängen der Ziehharmonika, umzingelt von den Blicken der Wirtsleute, die sie kannten und die selber den Intendanturbeamten Charles Rouffic zu erwarten schienen. Ringsum sprach man schon vom Unglück des Kaisers, vom Unglück des Landes. Angelina ging endlich.

VIII

Viele Menschen in Frankreich lebten damals, im Herbst des Jahres 1814, in einer stürmischen Trübsal. Die Feinde kamen. Sie kamen, wie Feinde kommen, mit dem ganzen höllischen Gefolge des Siegers: mit der Rachsucht, mit der Willkür und mit der Wollust, zwecklosen Jammer zu bereiten. Zahlreich waren die Feinde Frankreichs und untereinander sehr verschieden; aber alle verbreiteten sie den gleichen Schrekken, und alle schufen sie auf die gleiche Art Kummer und Unheil. Größer noch als im Lande und in der Stadt Paris war die Verwirrung am Hofe des Kaisers, und stärker noch als unter den hohen Herren, die in seinen Diensten standen, herrschte sie unter dem niederen Gesinde.

Denn immer sind es die Einfachen und die Geringen, die das Unheil zuerst nahen fühlen, und sie zuerst macht es zittern. Die Einfachen und Geringen sind unschuldig an den Fehlern, den Irrtümern, den Sünden und den Schicksalen der Großen. Und dennoch leiden sie mehr als die Namhaften. Die Stürme vernichten die armen und schwächlichen Hütten; an den steinernen und starken Häusern aber rauschen sie vorbei.

Zwei Tage noch bevor der Kaiser die Stadt und das Land verließ, begannen die Geringen, ihn selbst zu verlassen. In ihren einfachen Herzen lebte jetzt nichts mehr als die Angst um das Leben, die Angst vor einer Gefahr ohne Angesicht, also einer schrecklichen Gefahr. Man floh ohne Sinn nach verschiedenen Richtungen. Die Männer und Frauen aus dem Gesinde begaben sich zu Freunden, ebenfalls Dienern des Kaisers, aber Diener in anderen Schlössern, als wären jene, die nicht unter einem Dach mit dem Kaiser gelebt hatten, sicherer und als wäre die tägliche Begegnung mit ihm, dem großen Kaiser, bereits eine Gefahr verheißende Schuld. Indessen entfernten sich auch die Bedienten der anderen kaiserlichen Schlösser, auch sie ratlos, ziellos und töricht. Auch Veronika Casimir ging. Man sah sie, die einst so Großartige, vorsichtig ausgerüstet mit viel Gepäck, im geräumigen Wagen davonrollen, in dem sogar ihre Gestalt, die einst so viel gewichtige Würde verbreitet hatte, sich im Augenblick der Abreise verringert zu haben schien.

Angelina nahm einen betrübten Abschied von ihr. Allein blieb sie im feindlichen Schloß. Neue Bediente tauchten auf, in königlichen Livreen, die sie noch nie gesehen hatte. Tag für Tag wartete sie auf ein Zeichen ihres Sohnes. Es gab keine Arbeit mehr, kein Bügeleisen zu schwenken, keinen Batist, keine Seide. Es gab nur feindliche, neue Gesichter. Vielleicht war auch der Sohn schon tot. Sie erinnerte sich an die Stunde, in der sie ihn geboren hatte – lang war es her, die Schneeflocken fielen damals sacht und gütig vor den Fenstern. Sie erinnerte sich an sein erstes Lallen und sein erstes Lächeln und an den seligen Sonntag, an dem sie zuerst gesehn hatte, daß er richtig gehen konnte – und an jenen anderen furchtbaren Sonntag, viel später, an dem sie zuerst gemerkt hatte, daß er ihr fremd war, der Sohn seines Vaters. Jener, den sie geboren und gesäugt hatte, war lange schon verloren gewesen. Der kleine Tambour war fremder noch als der Wachtmeister Sosthène.

Eines Tages, drei Tage nachdem der gutmütige und kaltherzige König wieder eingezogen war, erschien unter dem höfischen Gesinde eine neue Befehlshaberin, die Nachfolgerin der Veronika Casimir. Hart und mager, hager und häßlich, erinnerte sie an einen Eiszapfen. Da sie aber weiße Lilien im Haar, an der Brust und an der Hüfte trug, gemahnte sie gleichzeitig an einen Friedhof.

Diese Frau sagte zu Angelina, sie möchte das Schloß des Königs verlassen.

Angelina ging zu der einzigen Frau, die sie kannte, zur Hebamme Pocci. Ihr armseliger Koffer aus geflochtenem Stroh, mit dem sie einst munter in Paris angekommen war, wurde schwer, wuchtig sogar. Bald schleppte sie sich nur noch dahin, stellte ihre Last an den Rand des Bürgersteigs und setzte sich. Sie glaubte, alle Not und die ganze Verlassenheit kämen nur von der Müdigkeit ihrer Füße. Da sie aber saß, fühlte sie nach einigen Augenblicken eine Unrast, noch größer als ihre Schwäche. Seltsame Gefahren schienen sich ihr zu nähern, an der nächsten Ecke lauerten sie schon. Sie blickte empor und sah dicht über den Dächern böse Wolken dahinwehen. Aus einer nahen Straße kamen die verworrenen Rufe des triumphierenden Volkes, das den König feierte und den geschlagenen Kaiser verdammte. Die Menge kam näher, jetzt hörte sie deutlich die Rufe: »Es lebe der König!« Die Tränen kamen ihr in die Augen. Sie hatte Angst, man würde sie weinen sehen, auch das konnte eine schreckliche Gefahr bringen. Der Lärm verzog sich wieder. Angelina ging jetzt langsam und regelmäßig, mit besonnenen Schritten. Sie war einsam, furchtsam und geschlagen – wie der Kaiser: so dachte sie. Dieser Gedanke minderte ihren dunklen Schmerz. Es war ihr, als ginge sie so trostlos durch die Straßen für ihn, für den Kaiser. Unsichtbar ging auch er die furchtbarste aller Straßen dahin. Wer weiß, vielleicht war es auch gar nicht wahr, daß sie ihn verschickt hatten: Verkleidet, als einfacher Soldat zum Beispiel, lebte er noch in seiner Hauptstadt, und man konnte ihm begegnen und ihm verschiedene Dinge sagen.

Der Abend dämmerte, da stand sie vor dem Hause und blickte zu dem vertrauten Fenster hinauf. Es war dunkel, vielleicht war auch die Hebamme Pocci geflohen. Angelina wartete eine Weile, aus Angst vor einer viel zu schnellen Gewißheit und mit der zagen Hoffnung, daß jemand aus dem Hause treten würde, um sie hineinzuführen. Zugleich aber hatte sie Angst, daß es der polnische Schuster sein könnte, der

tagsüber vor seiner Tür im dunklen Hausflur arbeitete. Sie kannte ihn seit zwei Jahren, aber sie fürchtete sich vor ihm. Sie hatte sich vor ihm vom ersten Augenblick an gefürchtet. Mit seinem Stelzbein, das einen unheimlichen Lärm auf den Fliesen des Hausflurs und auf dem Kopfsteinpflaster vor dem Haus verursachte, mit seinem fremdartigen, aschfarbenen Schnurrbart eines polnischen Legionär-Ulanen, mit seiner fremden, harten Zunge, die die Worte zermalmte, statt sie auszusprechen, mit dem grollenden Blick eines gefährlich scheinenden Kriegers, mit den vom Leder geschwärzten Händen flößte er Angelina eine ungenaue, aber große Furcht ein. Seinen fremden Namen vergaß sie immer wieder; auch hatte sie Bedenken, ihn auszusprechen. Dadurch wurde der Schuster noch unheimlicher.
Indessen täuschte sie sich; ebensowenig, wie sein Name schwer auszusprechen gewesen wäre – denn der Schuster hieß Jan Wokurka, und sein Name stand mit rotem Lack auf einem schwarzen Täfelchen an der Haustür deutlich geschrieben –, ebensowenig war sein Charakter finster oder gar gefährlich und unheimlich. Alles an ihm war sanft und still, nur sein Holzbein klapperte. Er war ein freiwilliger Legionär gewesen, hatte den unseligen Feldzug des Kaisers mitgemacht und war nach seiner Verwundung nach Paris gekommen, wo er die Pension gesichert glaubte und wo er obendrein mit mehr Aussicht auf Gewinn als in seinem heimatlichen Dorf seinen alten Beruf ausüben konnte. Er hatte auch die Pension und den erhofften Gewinn. Aber er sehnte sich dennoch nach seiner Heimat. Denn er war sehr einsam, obwohl er mit allen Nachbarn lange, genau, aber den meisten ganz unverständlich zu sprechen liebte. Er verstand alles, was die Leute sagten, und er glaubte deshalb, sie verstünden auch ihn. Sobald ihn aber die Leute verließen, merkte er immer wieder mit bitterer Gewißheit, daß sie ihn nicht verstanden hatten. Und nach jedem Gespräch wurde es stiller um ihn, und seine Einsamkeit wuchs und sein Heimweh auch, und die linke Hüfte tat noch mehr weh als zuvor, und selbst sein Bein, das irgendwo an der Oder begraben sein mußte, schmerzte ihn noch.
Deshalb war er entschlossen, Geld zu sparen und nach Polen zurückzukehren. Er wartete nur noch auf eine »runde Summe« – wie er sagte. Sobald einmal eine Summe sich »gerundet« hatte, tat es ihm wieder leid, und er verschob seine Abreise. Dazu kam noch, daß er, trotz seinem Gebrechen, eine Frau zu finden wünschte, die ihn liebte – und da er auch als unversehrter Mann noch schüchtern gewesen war,

wurde er jetzt vollends verzagt. Um so heftiger sehnte er sich nach den Frauen. Er bürstete seinen kühnen Bart, legte einen kriegerischen Glanz in seine gutmütigen, hellen Augen und verliebte sich ehrlich und schnell.

Angelina gefiel ihm, weil sie ein scheues Gesicht und schüchterne Gebärden hatte. Ihr aber jagte er nur Furcht ein. Auch jetzt, da sie verloren und verlassen dastand und zum Fenster emporblickte, hatte sie mehr Angst vor dem Schuster als vor der Nacht, die unerbittlich hereinfiel. Bei der Hebamme Pocci brannte immer noch kein Licht. Sie ging dennoch hinüber, hinein ins Haus. Munter hämmerte, wie gewöhnlich, der Schuster. Schon hatte er sie erblickt. Da er ihren Korb sah, erhob er sich, sein Stelzbein streckte sich erstaunlich weit vor, und wunderbar schnell stand er neben ihr und ergriff ihren Koffer. Das volle Licht seiner dreikerzigen Laterne huschte durch die zauberhafte, große, baumelnde Schusterkugel über den schattigen Flur und über sein Angesicht. Er humpelte die drei Stufen hinunter, die in seine Stube führten, stellte den Koffer hin und war bewundernswert schnell wieder im Flur. Vergebens streckte Angelina ihre Hand nach dem Koffer aus. Wokurka nahm ihre Hand und sagte, rasch und also noch weniger verständlich, als er sonst zu sprechen pflegte: »Alle sind sie fort! Frau Pocci heute morgen. Frau Casimir war gestern abend noch hier. Alle fürchten sich sehr. Ich nicht. Kommen Sie, Fräulein!« Er ließ ihre Hand los, ergriff aber ihren Arm und drängte sie in die Stube. Angelina ging hinunter. Sie hatte das Gefühl, daß sie zu ihrem Koffer gehöre.

Sie sank sofort in den einzigen, engen Sessel vor dem Tisch. Der Schuster Wokurka rückte sie links, rechts, vorwärts, als könnte der Sessel dadurch bequemer werden. Hierauf, als er glaubte, er habe seinen Zweck erreicht, ging er zum Herd, blies die glimmenden Kohlen an und begann, einen Rotwein mit Wasser zu kochen. Indessen spähte er immer wieder zu Angelina hinüber. Da es ihm schien, daß sie die Augen geschlossen hatte, erfüllte ihn eine jähe Freude, und er blies mit Wonne in die Glut.

Angelina hielt die Augen nicht geschlossen, sondern sie beobachtete den Schuster, seine Handlungen und alle Gegenstände im kleinen Zimmer. Ganz sachte bewegte sich die große, gläserne Kugel vor der sonderbaren Laterne, die an einen gläsernen Käfig erinnerte, ihrer kupfernen Verzierung wegen. Wie ein Käfig war sie, in dem drei ein-

gefangene Kerzenflämmchen flatterten. Ein dunkelgrüner Vorhang, hinter dem man die Schlafstätte Wokurkas ahnte, erweckte in Angelina die ferne Erinnerung an jene traumhafte Nacht vor zehn Jahren – aber es schien ihr, als läge sie schon hundert Jahre zurück – und an die schweren Wogen der mächtigen kaiserlichen Portiere. Ja, und auch an die kristallene Karaffe von damals dachte sie in dem Augenblick, in dem der Schuster eine Tasse mit heißem, duftendem Rotwein vor sie hinstellte. Die Tasse zeigte, von einem grünen Lorbeerkranz umrahmt, das Bild des Kaisers, das bekannte, heimische und stolze Bild, und es erinnerte Angelina an das große Porträt an der Wand des geheimnisvollen Saales. Überhaupt schien es ihr, es sei jetzt alles unwirklich, wie es auch damals gewesen war. Alles, was sie hier sah, die kümmerlichen, gefangenen Kerzen, der armselige Vorhang, der billige Wein, das bunte Miniaturbild des Kaisers, war gleichsam verwandt mit den kostbaren und erhabenen Gegenständen, die sich im kaiserlichen Raum befunden hatten. Vielleicht waren es sogar dieselben Gegenstände, aber im Lauf der vielen, vielen der unzähligen Jahre und durch das Unglück, das ihren Herrn und Gebieter betroffen hatte, verkümmert und heruntergekommen.
Der Schuster Wokurka stand ihr gegenüber. Er stützte sich mit einer Hand am Tischrand und blickte sie an, ohne ein Wort. Sein Kopf mit dem reichen, zurückgekämmten, graublonden Haar berührte fast die sachte, baumelnde Kugel und empfing von ihrem zauberhaften Licht einen unwirklichen Schimmer. »Trinken Sie!« sagte Wokurka endlich – und die sanfte Eindringlichkeit seiner Stimme zwang sie ebenso wie der heiße verführerische Duft, der aus der Tasse aufstieg, sich vorzuneigen und einen Schluck zu tun. Es wurde warm in ihrem Herzen, sie erhob den Blick und sah die grauen, großen Augen des Schusters. Es waren ganz andere Augen als jene, die sie so lange schon zu kennen geglaubt hatte. Es war keine blanke Gier in ihnen, sondern ein lächelndes Licht. Und auch der mächtige Bart war nicht fürchterlich mehr, sondern hing wie friedliches, haariges Schutzfell über dem unsichtbaren Munde des Mannes.
»Trinken Sie nur!« sagte dieser unsichtbare Mund. »Es wird Ihnen guttun!« – Sie trank mit vergnügtem Eifer und lehnte sich wieder zurück.
Der Schuster Wokurka wandte sich um und schlug den grünen Vorhang zurück, da wurde tatsächlich sein Bettgestell sichtbar. Er setzte

sich darauf, sein Holzbein ragte empor und berührte fast die Tischkante, aber auch das Holzbein erschreckte Angelina nicht mehr.
»Ja«, begann Wokurka, »alle sind vor dem König geflohen wie vor der Pest. Ich begreife nicht, was sie so fürchten, aber ich weiß wohl, was der Schrecken anrichten kann. Er verwirrt den Verstand auch der Vernünftigen. Frau Pocci zum Beispiel war eine vernünftige Frau. Gott weiß, wohin sie gegangen ist. Fräulein Casimir, Ihre Tante, ich kenne sie gut, hat sogar an hohen Stellen aus den Karten gelesen. Die Zukunft konnte sie erkennen, die Gegenwart nicht. Und so sind Sie eben allein geblieben, liebes Fräulein!«
Er wartete eine Weile. Da Angelina nicht antwortete, fuhr er fort: »Ich fürchte, Sie verstehen mich nicht genau. Ich weiß, daß ich nicht ganz verständlich sprechen kann.«
Diesmal aber hatte ihn Angelina genau begriffen. Sie sagte: »Doch, ich verstehe vortrefflich.« »Da Sie nun so allein sind, liebes Fräulein«, fuhr er fort, »bitte ich Sie, vorläufig hierzubleiben. Ich werde Sie nicht stören. Sie können ruhig abwarten, liebes Fräulein! Die Welt wandelt sich schnell heutzutage! Wer hätte das noch vor einem halben Jahr geglaubt? Der Kaiser war groß, und ich war sein Soldat, und ich hab' ihn geliebt. Aber, sehn Sie, wir Kleinen bezahlen unsere Liebe zu den Großen teuer.« Ihm fiel, während er so sprach, ein Vergleich ein, den er für sehr glücklich hielt, und er sagte: »So habe ich mein Bein zum Beispiel verloren, und Sie Ihre Stelle. Und es sind vergebliche Opfer. Wir Kleinen sollten unser Leben nicht von den Großen bestimmen lassen. Wenn sie siegen, leiden wir, und wenn sie besiegt werden, leiden wir noch mehr. Nicht wahr, Fräulein?«
»Ja«, sagte sie, »Sie haben recht.«
Er griff nach der Weinflasche, die über dem Kopfende seines Bettes auf einem Brettchen stand, tat einen tiefen Schluck aus der Flasche, stellte sie wieder hin und wartete eine Weile. Es war, als erwartete er den Mut, den der Schluck in seinem Herzen erzeugen sollte. In der Tat, er fühlte ihn jetzt, und er sagte beinahe übermütig, und sein buschiger Schnurrbart bewegte sich seltsam und verriet, daß sein unsichtbarer Mund lächelte:
»Ich kenne Sie schon lange, Fräulein Angelina, und ich kenne auch Ihr Leben!« Er machte noch eine kurze Pause, holte Atem und fuhr leise fort: »Ich kenne auch den Vater Ihres Kindes, den Herrn Leva-

dour. Und ich habe Ihrer Tante gesagt, daß Sie recht hatten, ihn nicht zu heiraten.«
»Wissen Sie, ob mein Sohn noch lebt? wo er ist?« fragte Angelina.
»Ich weiß es nicht«, sagte Wokurka. »Aber morgen früh werde ich mich auf den Weg machen, und ich werde ihn suchen. Fast in jeder Pariser Kaserne habe ich gute Freunde.« Er log, und er freute sich, daß sie ihm vertraute.
»Ich danke Ihnen«, sagte Angelina. In der Tat stieg eine unermeßliche Dankbarkeit in ihrem Herzen auf, und es war ihr, als wäre sie nach langen Irrfahrten zu Hause, wie einst daheim in ihrem väterlichen Hause. Ihre Augen fielen zu, sie schlief ein, so wie sie saß. Wokurka hob sie aus dem Sessel, legte sie auf das Bett, schob den Vorhang wieder vor und setzte sich, selig zum erstenmal, seitdem er sein Bein verloren und das Heimweh angefangen hatte, seine Seele zu quälen, in den engen Lehnstuhl neben den Vorhang. Die Kerzen in seiner Laterne erstarben, eine nach der andern, mit friedlichem Geflacker. Von fernen Straßen her hörte er die Rufe der unermüdlichen Königstreuen, die den König hochleben ließen und den verbannten Kaiser verfluchten. Der Schuster Wokurka aber befand sich auf einer glücklichen Insel, unabhängig von den wechselnden Geschicken der Welt. Was ging ihn der Kaiser an, was ging ihn der heimgekehrte König an? Was ging ihn das Volk an, das draußen Tumult machte? Er träumte davon, daß er bald heimkehren würde, mit der Frau, die hier, hinter dem Vorhang, schlief. Es kam gar nicht mehr auf runde Summen an. Jede Summe war rund. Er hörte den sanften Atem Angelinas hinter dem Vorhang. Sie war zu ihm gekommen, und von selbst! So, wie er da saß, schlief er ein, mit dem beglückenden Entschluß, morgen in der Frühe den Sohn Angelinas zu finden.

IX

Es gelang Wokurka auch, den Kleinen zwei Wochen später zu finden. Während dieser Zeit humpelte er jeden Tag ein paar Stunden durch die Stadt, besuchte er alle Kasernen, die er erreichen konnte. Als er ihn endlich ausfindig gemacht hatte, hinkte er eilig heim, ihm schien es, auch sein hölzernes Bein sei beflügelt. »Morgen können wir ihn sehen!« sagte er und schlug die Augen nieder, denn er schämte sich,

Angelinas Glück zu sehn. Es dauerte lange, ehe sie etwas sagte. Es dunkelte schon, als sie zu sprechen anfing, als hätte sie sich geschämt, im hellen Tageslicht zu sprechen. »Wo und wann werden wir ihn sehn?« »Um sieben Uhr«, sagte er, »abends, nach dem Rapport. Der Unteroffizier vom Dienst ist mein Freund.«
Am nächsten Abend sah Angelina ihren Sohn wieder. Sein Regiment wohnte in einer anderen Kaserne, dezimiert, geschlagen, gedemütigt, wie es von der Niederlage heimgekehrt war. Zwei Unteroffiziere aus früherer Zeit waren noch da, sie erkannten Angelina auch, und ihr war, als begegnete sie wohlvertrauten, lieben Gespenstern. Sie trugen nicht mehr den Adler des Kaisers, sondern die Lilien des Königs. Sie waren nicht mehr die Soldaten des Kaisers, sondern die Untertanen des Königs. In düstere Scham gehüllt erschien Angelina auch der kleine Pascal. Zuerst breitete er die Arme aus, ließ sie aber gleich wieder sinken. Und als Angelina zu weinen anfing, ergriff er ihre Hand und küßte sie. Er war schon so groß wie sie, wenn er seinen Tschako aufhatte. Nun aber, in einem plötzlichen Anfall von Zärtlichkeit und Heimweh, nahm er den Tschako ab, und er reichte Angelina bis zur Schulter. Und sie sah sein dichtes, rotes Haar, und es war, als hätte er seiner Mutter beweisen wollen, daß er ihr Sohn sei und keines anderen. Sie begann, noch heftiger zu weinen. Sie dachte an ihre Kindheit, ihren töricht und sinnlos verschenkten Körper, an den widerwärtigen Sosthène, an den zufälligen Korporal, an die beschämende Nacht im traumhaften Gemach, an die schweren Wogen der Portiere, an den frühen Tod ihres Vaters, an ihre kindischen und schamlosen Entblößungen vor den fremden Spiegeln -- und alles, alles erschien ihr unendlich traurig, schlimmer noch, nämlich trostlos und dumpf. Sie wußte auf einmal genau, daß sich alles Sinnlose und Törichte, das ihr geschehen war, gleichsam im gnadenreichen Schatten des großen Kaisers ereignet hatte. Sein Schatten noch hatte alles sinnlose Geschick vergoldet; nun war er fort, sein gnadenreicher, goldener Schatten! Jetzt erst wurde das Törichte töricht, das Unglück wurde gemein. Sie weinte nicht mehr aus Rührung darüber, daß sie ihren Sohn wiedergefunden hatte, sondern über eine ganze tote Welt, an deren ewigen Bestand sie geglaubt hatte. Nichts mehr war vorhanden seit der Abfahrt des Kaisers. Sie wußte auf einmal, daß ihre Liebe zu ihm größer und mächtiger war als eine gewöhnliche Liebe. Sie weinte nicht wegen ihres Sohnes, sondern wegen der Lilien des Königs, der weißen Fahne der Bourbonen, die

vor dem Eingang der Kaserne hing, und wegen des Untergangs des Kaisers. Sie vernahm und verstand dennoch, was ihr der Kleine erzählte: Sein Vater, der Wachtmeister Sosthène Levadour von den Dreizehner-Dragonern, wäre gekommen, um seinen Sohn zu suchen. Der Wachtmeister hätte sich auch nach Angelina erkundigt; er hätte gesagt, er würde bald wiederkommen. Dies alles betraf sie nicht. Sie sagte nur: »Ja, er ist dein Vater! Ich liebe ihn aber nicht. Ich werde dich wieder besuchen. Ich liebe dich, mein Kind!« Sie küßte seine roten Haare, seine sommersprossigen Wangen und seine blauen, kleinen Augen.

In der Straße faßte sie den Arm des Schusters Wokurka. Sie weinte immer noch. Sie bemühte sich, mit dem Hinkenden Schritt zu halten, und es schien ihr zuweilen, als müßte sie sich schämen, weil sie zwei gesunde Beine hatte und er nur eines. Dennoch war es ihr auch, als wäre sie schwächer auf ihren gesunden Beinen als der Mann an ihrer Seite auf seinem einzigen, und sie faßte seinen Arm, um sich an ihm zu halten. Sie gingen so, Arm in Arm, sehr lange durch die Straßen. Sie sprachen gar nichts auf dem langen Weg. Erst als sie vor der Tür standen, spürte sie, daß er ihr etwas sagen wolle. Er hielt ihren Arm fest. Sie sah von der Seite zu ihm auf. Das armselige Licht einer verlorenen Laterne, der einzigen in dieser Gasse, fiel auf das bekümmerte und hohle Angesicht Wokurkas. Ihr war, als erblicke sie ihn jetzt zum erstenmal, als hätte das trübselige, ölige und unstete Licht der Laterne seine Züge deutlicher gemacht und den ganzen Kummer, der in seinem Angesicht wohnte. In einem einzigen Augenblick wurde ihr klar, daß er ihr längst kein unheimlicher Fremder mehr war, sondern ein vertrauter, stiller Genosse; daß er sie lieben mußte, wie sie noch niemand geliebt hatte; und daß er lange Nächte ihretwegen wachte, in seinem engen Sessel, mit seinem hölzernen Bein. Sie senkte den Kopf. »Ich will Ihnen etwas sagen«, begann Wokurka leise. – Er wartete. Sie sagte nichts. »Wollen Sie mich anhören?« fragte er und sah sie an. Sie nickte. »Nun«, fing er wieder an, »nun, ich habe mir gedacht, ich könnte Sie fragen – Sie fragen – ob Sie bei mir bleiben wollen?« »Ja!« sagte sie, mit einer klaren Stimme, die sie selbst verwunderte. »Sie haben mich vielleicht nicht verstanden«, begann er, »ob Sie mit mir bleiben wollen? Mit mir?« »Ja!« wiederholte sie, mit der gleichen klaren Stimme.

Sie gingen ins Haus. Sie entzündete selbst die Lichter in der Laterne, zum erstenmal, seitdem sie bei Wokurka wohnte. Sie machte sich zu schaffen, an den Töpfen, am Herd. Sie fühlte den ständigen Blick des

Mannes und vermied es, ihn anzuschauen. Mit Angst dachte sie an die Nacht, die jetzt heranschlich, die Liebe, die sie barg, und auf einmal erfaßte sie Entsetzen vor dem Holzbein des Mannes, als käme sie jetzt erst auf den Gedanken, daß es nicht ein natürlicher Teil seines Körpers war.

Sie aßen schweigsam und verlegen, wie an allen Abenden vorher, die Milchsuppe mit Kartoffeln, die Wokurka liebte und die sein Heimweh ein wenig linderte. Sie tranken dann, und sie bemerkte jetzt, daß Wokurka den Wein nicht aus einer gewöhnlichen Flasche einschenkte, wie an den Abenden zuvor, sondern aus einer kristallenen Karaffe. Auch diese Karaffe zeigte ein kleines, glattes Oval just vorne, unter dem geschwungenen Schnabel und in der Mitte ihrer pompösen Wölbung. Im Oval war der Kaiser Napoleon zu sehn, in seiner gewohnten Tracht, ein gläserner Kaiser, gefärbt und gleichsam durchblutet vom roten Wein, ein Napoleon aus Glas, Stein und Blut. In dem Maße, in dem sich die Karaffe leerte, wurde der Kaiser blasser, ferner und wirkliches Glas, und es war Angelina, als sähe sie ihn sterben, Stück für Stück seines Körpers, den Kopf zuerst, dann die Schultern, den Oberkörper, die Schenkel und zuletzt die Stiefel. Sie sah unermüdlich auf dieses Oval, ihr fröstelte, sie wollte die Karaffe wieder gefüllt sehen. »Haben Sie noch Wein?« fragte sie. »Eine schöne Karaffe!« »Ja, ein gutes Stück«, sagte Wokurka. »Unser Graf Chojnicki hat es mir einmal geschenkt. Er hat uns damals ausgerüstet, uns Legionäre, meine ich. Wir waren auf seinem Schloß, er selber exerzierte mit uns. Der Kaiser kannte ihn gut. Er ist gefallen, an dem Tage, an dem mir mein Bein abhanden kam. Aber ich habe noch Wein, ich trinke aus dieser Karaffe nur bei besonderen Festen. Und es ist heute für mich ein besonderes Fest, Angelina, nicht wahr?« Er war aufgeräumt, beweglich, erhob sich schnell, füllte die Karaffe aufs neue, schenkte ein. Seine Wangen waren rötlich, seine Augen blank, und sein Schnurrbart schien zusehends blonder zu werden, als wüchsen ihm unversehens neue, blonde, buschige Härchen und überwucherten die zahlreichen früh ergrauten. Er wurde redselig, erzählte von Schlachten und Kameraden, spottete über das Bein, das er verloren hatte, sagte, es hätte zum Unterschied vom anderen ohnehin niemals viel getaugt, verspürte aber in diesem Augenblick einen heftigen Schmerz an der Hüfte und im halben Schenkel, der ihm noch verblieben war, und verstummte plötzlich. Er erinnerte sich nicht genau an alles, was er erzählt hatte, wußte nicht mehr, ob Ange-

lina ihm geantwortet oder ob sie ihm auch nur zugehört hatte, und fühlte nur, sobald er sie ansah, ein unbändiges Verlangen nach ihr, ein Verlangen, das der Schmerz keineswegs betäubte, sondern noch zu steigern schien. Er saß wie gewöhnlich am Bettrand, ihm gegenüber war Angelina. Er erhob sich plötzlich, stützte sich auf den Tischrand, setzte sich in Bewegung, auch Angelina erhob sich. Sie wartete auf ihn zitternd, sie wußte genau, was nunmehr kommen mußte, es war nicht zu ändern, sie wünschte plötzlich, das Unabänderliche möchte nur sehr schnell geschehen, sie ging ihm sogar entgegen. Sein Atem roch nach Glut und Wein, auch Güte leuchtete in seinen blanken Augen, sein Bart sträubte sich, er erweckte viel Angst, ein wenig Widerwillen und sehr viel Mitleid. Jetzt lag sie da, sie schloß die Augen, und sie hörte deutlich, wie er die Krücke ablegte, das leise Geräusch des aufschnellenden Leders und das zarte Klirren der metallenen Spangen.

X

Sie gewöhnte sich an die Nächte, an die Tage und an den Mann. Als der Winter kam, fühlte sie sich bei ihm schon heimisch und beinahe glücklich. Je kürzer die Tage wurden, desto heftiger wurde auch das Heimweh Wokurkas. Er begann, immer häufiger davon zu sprechen, daß man heiraten müßte und nach Polen zurückkehren und alles vergessen und ein neues Leben anfangen. Daheim in Polen, in seinem Gora Lysa, war jetzt dichter, guter Schnee, ein klirrender, gesunder Frost, es gab große, runde Brote mit schwarzbrauner Rinde, und man bereitete sich schon für Weihnachten vor. In dieser Welt hier regnete es auch im Dezember, der Wind blies feucht und gehässig, der Wind und der heimgekehrte König und die Feinde Frankreichs und Polens waren Bundesgenossen, weit war der große Kaiser, der allein imstande gewesen wäre, Wokurkas Heimweh auszulöschen. Aber er selbst, der Kaiser, mochte jetzt noch größeres Heimweh haben als der Schuster Wokurka. Die Zeitungen schmähten den Kaiser jeden Tag, sie erzählten von dem großen Kongreß in Wien, lobten den Verräter Talleyrand und den guten heimgekehrten König, der Wokurka die Pension nicht bezahlte. Alle Mächtigen, die einst Napoleons Freunde gewesen waren, verrieten und verleugneten den Kaiser. Was hatte der Schuster Wokurka aus Gora Lysa noch in diesem Lande zu tun? Hier und da

besuchten ihn ein paar Polen, frühere Legionäre wie er, Soldaten, die keinen anderen Beruf hatten, die, ohne Pension, ohne Brot und ohne Obdach und obwohl mit heilen Gliedern versehen, noch verstümmelter waren als der Schuster. Sie zogen als Bettler durch die Stadt.
Einige träumten davon, soviel Geld zu bekommen, daß sie den gefangenen Kaiser erreichen könnten; und jeder von ihnen war überzeugt, daß nur er und gerade er dort fehle und daß er allein dem Kaiser sagen könne, wie man Frankreich wiedererobert, die Welt aufs neue besiegt und Polen wieder auferstehen läßt. Der einfache Jan Wokurka aber wußte, daß sie alle törichte Reden führten; er hatte einen schlichten Beruf, seine Arbeit machte ihn bedenklich, geduldig und vernünftig, und sein Gebrechen behütete ihn vor leichtsinnigen Träumen. Er bereitete die Abreise vor. Er sagte Angelina, sie müßte ihn begleiten. Sie ließ ihren Sohn zurück. Aber war es noch ihr Sohn? Wurde er nicht fremder, jedesmal, wenn sie ihn besuchten? Ach, es war wohl so! Der Kleine war Soldat, er hatte schon das Feuer der Schlacht ertragen, er hatte nur eine Mutter, das war die Armee. Der König von Frankreich lebte mit aller Welt in Frieden, in der Armee war Platz genug für einen kleinen Pascal Pietri und auch Aussicht genug für eine friedliche Zukunft des Jungen.
So sprach Wokurka zu Angelina. Sie war dreißig Jahre alt, und ihr war, als wäre sie sehr schnell gealtert, jedes ihrer Jahre hatte so viel Verwirrung und Pein enthalten. Betäubt und müde war sie. Und sobald Wokurka von seiner Heimat erzählte, begann auch sie zu glauben, daß jenes sonderbare Land den Frieden beherberge. Ferne war es allen Übeln und Verwirrungen. Sanft war es wie der Schnee, der es bedeckte, in einem sanften Unglück lebte es, in unendlicher, weißer Trauer um den verlorenen Kaiser. Sie sah das Land als eine sanfte, um den Kaiser trauernde, weiß verschleierte Witwe. Allmählich erwachte auch in ihr eine gute, gelinde Sehnsucht nach diesem Lande. Allmählich auch verlöschte ihre mütterliche Zärtlichkeit für ihren Knaben. Allmählich glitt sie ganz in die Welt des Schusters Wokurka hinüber.
Wokurka feierte Weihnachten in seiner Weise, nach seiner heimischen Sitte. Er brachte einen gewaltigen Tannenbaum herbei, der die ganze enge Stube ausfüllte. Er schaffte alle Werkzeuge fort, den Schemel, auf dem er im Flur zu hocken pflegte, und sogar die Kugel, die ihn an seine harten Wochentage erinnerte. Er schenkte einen seidenen Schal, Ohrgehänge aus böhmischem Glas und Pantoffeln, die er selbst hergestellt

hatte, Pantoffeln aus weißem Leder. Es wurde auch Angelina sehr leicht ums Herz. Wokurka umarmte sie feierlich, herzlich und dankbar. Sein Gesicht roch nach Seife, Pfeife und Schnaps. Er schwankte ein wenig, merkwürdigerweise schien er lediglich an seinem Holzbein noch einen Halt zu finden. Er hatte ein rotes, strahlendes Angesicht und festliche Augen. Sie setzten sich an den Tisch, hart bedrängt von den Zweigen und Kerzen des Tannenbaums. »Hast du deinen Sohn gefunden?« fragte Wokurka. »Nein!« sagte Angelina. »Er war schon fort.« »Schade, schade!« sagte er. »Es wäre hübsch gewesen, wenn wir ihn hier gehabt hätten!« Aber er sagte das nur, um Angelina gefällig zu sein. Er dachte an seine Heimat und ihre gemeinsame Abreise.
Er begann selbst, die Speisen aufzutragen, die er bereitet hatte. Es waren die Speisen seiner Heimat und seiner Jugend. Sie hatten den Duft seines heimatlichen Dorfes, sie rochen wahrhaftig nach Gora Lysa: die Suppe aus roten Rüben und Sahne; der Speck mit Erbsen; und der weiße Käse. Auch Schnaps hatte er beschafft. Man trank keinen Wein in Gora Lysa. Er sang mit einer unsicheren und heiseren Stimme seine heimatlichen Weihnachtslieder. Die Tränen traten in seine festlichen, blanken Augen. Er mußte abbrechen und wieder ansetzen.
»Dies ist das letzte Weihnachtsfest, das ich in Paris erlebe«, sagte er, nachdem er geendet hatte. »Von heute übers Jahr sind wir zu Hause!« Und er klopfte an die lederne Kapsel seiner Krücke.
Wie sie ihn so sprechen hörte, fühlte Angelina einen jähen Schmerz, obwohl sie sich längst schon auf die Reise vorbereitet hatte. Niemals hatte sie gewagt, an eine bestimmte Woche, an einen bestimmten Tag, an eine bestimmte Stunde dieser Abreise zu denken. Es war einfach, gut und schön, mit Wokurka in seine Heimat zu fahren, aber einmal, man konnte nicht wissen, wann, zu einer Zeit, die irgendein unbekannter Zufall bestimmen würde. Da sie nun hörte, daß nicht jener Zufall, sondern Wokurka selbst den Zeitpunkt bestimmte, erfüllte sie Angst vor allem, was sie in dem weiten, fremden Lande erwartete, und Schmerz um alles, was sie hier zurückließ. Sie begann heftig zu weinen, sie mußte das Glas hinstellen, das sie eben an die Lippen hatte führen wollen, um mit dem Mann, wie er ausgerufen hatte, auf eine »glückliche Fahrt ohne Wiederkehr« zu trinken. »Ohne Wiederkehr!« Dieser Ausdruck erweckte in ihr eine Kette schneller, fürchterlicher Vorstellungen: Nie mehr sollte sie ihren Sohn sehn, die Stadt und diese Straße, in der sie ihn geboren hatte, das Schloß, in dem sie jung und töricht,

glücklich und unselig, heiter und heillos verworren gewesen war. Sie hatte keinen deutlichen Begriff von den wirklichen Entfernungen, die Frankreich von Wokurkas Heimat trennten; also schien ihr diese Heimat in einer wüsten, kaum erreichbaren Weite zu liegen. Sie legte die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Arme und schluchzte heftig und bitterlich. Der Dunst der erlöschenden Kerzen an den Zweigen des Baumes, der Schnaps, den sie getrunken hatte, die Erinnerung an den vergeblichen Gang in die Kaserne zu ihrem Sohn, eine plötzliche, besorgte Zärtlichkeit für den Kleinen, die Reue darüber, daß sie sich diesem Mann ohne Bedenken versprochen hatte, und auch noch darüber, daß sie ihn jetzt mit ihrem Schmerz betrübte und mit ihrer Angst enttäuschte: all das verwirrte sie, fiel über sie nieder, verschüttete sie gleichsam. Wokurka streichelte ihr sprödes, rötliches Haar. Er ahnte alles, was sich in ihr zutrug. Er fühlte auch, daß ihre Verzweiflung sie taub machte für alle Tröstungen und Versprechungen. Es blieb ihm nichts anderes übrig als die stumme Zwiesprach zwischen seiner zärtlichen Hand und ihren roten Haaren. Nach einer Weile hob sie ihm ihr nasses, bleiches Angesicht entgegen. »Ich verstehe, Angelina!« sagte er. »Es geht vorbei, glaub mir, es geht vorbei! Alles geht vorbei!« Sie begann zu lächeln, ein folgsames Lächeln, das ihr Angesicht noch trauriger machte. Es war ein dankbares und zugleich ein vorwurfsvolles Lächeln, ein ergebenes, der schmerzliche und ehrwürdige Glanz, der auf den Gesichtern der Schwachen liegt, die sich aufgeben.

XI

Schon hatte sie alles aufgegeben. Schon begann sie, mit der gewissenhaften Entschlossenheit, die den endgültig Ergebenen ebenso wie den Starken eigen ist, ihre Vorbereitungen zu treffen. Es war beschlossen worden, daß sie im Januar heiraten und einen Monat später wegfahren sollten. Es waren also noch lange Wochen bis zu dieser Abreise. Angelina aber schien es, das gewaltige Vorhaben Wokurkas lösche die Gesetze der Zeit aus. Weil sie fürchtete, ihre Entschlossenheit wieder zu verlieren, glaubte sie, es sei kein Tag länger zu verlieren.

Sie dachte nach, was sie ihrem Sohn hinterlassen hätte – denn sie war sicher, daß sie ihn niemals mehr wiedersehen würde. Das Kreuz, das sie aus der Heimat mitgebracht, das Tuch, das sie aus törichter Liebe

zum Kaiser gestohlen hatte: Beides konnte sie ihrem kleinen Pascal schenken. Sie stellte sich genau vor, was sie ihm sagen wollte. Es seien geringe, aber für sie, seine Mutter, wichtige Sachen und sie gebe sie ihm, damit er immer an sie denke. An sie, aber auch an den Kaiser.
Also packte sie das Tuch aus dem Koffer, hakte das Kreuz ab, das sie über dem Bett Wokurkas aufgehängt hatte, und ging in die Kaserne.
Wokurka begleitete sie. Er hatte ein Paar Stiefel für den Sohn Angelinas verfertigt, feste, gute Stiefel, wie sie sich für einen Tambour geziemten.
Sie fanden den Kleinen, sie gingen mit ihm in die Kantine. Er ließ sich von seiner Mutter umarmen, von Wokurka die Hand drücken, nahm die Geschenke entgegen, zeigte Freude über das Tuch und die Stiefel, und was das Kreuz betraf, sagte er: »Ich brauche das nicht. In unserm Regiment braucht man das nicht!« Er gab es seiner Mutter zurück und sagte: »Du brauchst es, glaube ich!« Und er hatte in diesem Augenblick die grollende Stimme seines Vaters, des Wachtmeisters Sosthène.
Die Kantine war voll von lärmenden Soldaten. Hinter dem Büfett an der Wand, über der Etagere mit den vielfarbigen Flaschen, hing, von einem durchsichtigen Schleier überdeckt, der Adler des Kaisers, allzugroß und deutlich über ihm das Porträt des heimgekehrten Königs. Sein gutmütiges und gleichgültiges Angesicht, seine hängenden, fetten Wangen, seine halbgeschlossenen Augenlider erschienen ferner noch und undeutlicher als der verschleierte Adler aus blankem Messing. Es war, als verschleierte sich das Porträt des Königs von selbst; und als sei der Schleier über dem kaiserlichen Adler nur ein vorüberziehender Nebel.
Ringsum an allen Tischen sprachen die Soldaten, die nüchternen und die angeheiterten, vom Kaiser; die trunkenen aber riefen sogar von Zeit zu Zeit: »Es lebe der Kaiser!« Der kleine Pascal breitete das Tuch vor sich aus und sagte mit einer erkünstelten tiefen Stimme: »Alle sagen, daß er wiederkommt, der Kaiser! Wir pfeifen auf die Bourbonen!« Und er wies mit seinem kleinen Finger auf das Porträt des heimgekehrten Königs an der Wand.
»Er wird nicht wiederkommen«, sagte der Schuster Wokurka. »Und ich wollte dir sagen, daß du, wenn du willst, mit uns gehen kannst, mit deiner Mutter und mit mir in meine Heimat.«
»Wozu?« fragte der Kleine. »Der Kaiser kommt bald zurück. Alle sagen es!«

Angelina schwieg. Sie hörte die Soldaten ringsum vom Kaiser reden. Der Kaiser war nicht tot und vergessen, lebendig war er in den Herzen der Soldaten, jeden Tag erwarteten sie ihn. Nur sie erwartete ihn nicht mehr, sie allein durfte ihn nicht mehr erwarten.

Und sie merkte, daß ihr der Mann fremd war und der Sohn auch, sobald sie an den Kaiser dachte. Ja, daß ihr der Sohn lediglich deshalb vertraut erschien, weil er vom Kaiser mit Liebe gesprochen hatte. Und aus Angst, sie könnte ihre Verworrenheit verraten und ihren Entschluß aufgeben müssen, Wokurka zu folgen, sagte sie: »Gehn wir!«, stand auf, küßte ihren Sohn auf die Wangen, die Stirn und die roten Haare und wandte sich zum Gehen, noch ehe Wokurka Zeit gefunden hatte, sich zu erheben.

Unterwegs sprach er zu ihr, ein wenig furchtsam, unsicher und gelinde. Er sagte ihr, daß die Soldaten sich täuschten, die Welt der großen Politik nicht kannten und infolgedessen glaubten, der Kaiser müsse heimkehren. Aber wolle sie selbst annehmen, die Soldaten hätten recht und der Kaiser käme zurück, so dürfte all dies sie beide, Angelina und den Schuster Wokurka, nicht hindern, ein neues Leben, im fernen Lande, weitab von den Verwirrungen, die von den Großen in dieser Welt angerichtet werden, nur damit die Kleinen leiden, zu beginnen. »Ja, ja«, sagte sie, aber sie glaubte nicht mehr daran.

Zu Hause sah sie die Einwohner, kleine Handwerker, Kutscher und Lakaien, vor dem Tor stehen. Es war etwas Ungewöhnliches geschehen: Die Hebamme Pocci war zurückgekommen und mit ihr Veronika Casimir. Doch hatten beide jedwede Auskunft verweigert, sich nur nach Angelina erkundigt und ganz allgemein und sehr feierlich verkündet, sie seien zurückgekommen, weil »eine ganz neue Zeit anbreche«.

Sie hatte sich nicht geändert, die Veronika Casimir, ebensowenig wie die Hebamme Pocci. Wo sich die beiden Frauen so lange aufgehalten hatten, wagte man nicht zu fragen. Man sah nur, daß sie beide auf den ersten Blick wiederzuerkennen und durchaus nicht verändert heimgekehrt waren: die Hebamme Pocci mit ihrer unversehrten, knochigen, bedrohlichen und dennoch Zutraulichkeit ausströmenden Hagerkeit; Fräulein Casimir in ihrer ganzen, unversehrt gebliebenen, rundlichen und dennoch behenden Fülle.

»Das werden Sie nicht tun«, sagte sie zum Schuster Wokurka. »Sie verlieren jedes Anrecht auf die Pension, wenn Sie gehen und der Kaiser

zurückkommt. Und so wahr ich Veronika Casimir heiße, so wahr ich, was alle Welt noch weiß, dem Kaiser Schlachten, Siege, Niederlagen prophezeit habe: Jetzt sehe ich es, er kommt bald zurück, und es ist nichts daran zu ändern.«
Sie sprach all dies nicht so leichtfertig daher, die Veronika Casimir. Sie bewies es auch. Sie bewies es, in Anwesenheit aller Einwohner des Hauses, herbeigerufener oder herbeigeeilter Nachbarn aus dem Viertel und vieler Fremder, die sich in der Stube des Schusters andächtig, gläubig und hoffnungsfroh versammelten, auch den Flur noch füllten und manchmal auf der Straße warten mußten. Sie bewies es durch die unwiderleglichen Karten. Sie wiederholte jeden Abend: »Der Kaiser bereitet seine Abreise vor. Elfhundert Mann begleiten ihn. Sie haben viele Gefahren erwartet, aber alle diese Gefahren zerstieben und zerstäuben vor dem Kaiser. Alle Tore öffnen sich ihm. Das Volk jubelt ihm zu. Er siegt, er siegt! Er kommt, er kommt!«
»Und dann?« fragte manchmal der Schuster Wokurka, »und was wird dann sein?«
»Das sehe ich nicht«, antwortete Veronika Casimir. Und sie packte ihre Karten zusammen und rollte hurtig hinaus, durch das Spalier der ehrfürchtigen Zuhörer.

XII

Eines Abends (der Frühling hatte sich schon längst angekündigt, war aber schnell wieder von einem unbarmherzigen, neugeborenen Winter unterdrückt worden) vernahm Angelina das Holzbein des heimkehrenden Wokurka heftiger und hurtiger und lauter auf dem Pflaster vor dem Hause als an allen anderen Tagen.
Er trat ein, er war außer Atem. Es hagelte draußen, er hatte nasse, kleine Körnchen auf den Schultern, und von seinem einen Stiefel rann das Wasser auf den Fußboden und bildete eine große, schwarze Lache. Er legte die Mütze nicht ab. Er blieb an der Tür stehn und sagte: »Angelina, es ist soweit! Morgen kommt er! Der König flieht!«
Sie stand auf. Sie hatte auf dem Schemel gesessen, Kartoffeln schälend, die Früchte fielen zu Boden, mit lautem Gepolter. »Er kommt?« fragte sie. »Morgen? – Und der König flieht?«
»Er kommt!« wiederholte Wokurka. Und obwohl er in diesem Augen-

blick wußte, daß er Angelina verloren hatte, sagte er zum drittenmal, den Glanz des Glücks im Angesicht und den Klang des Glücks in der Kehle: »Er kommt! Es ist gewiß!«

An diesem Abend kam Veronika Casimir nicht mehr. Die Bewohner des Hauses, die Nachbarn, die Fremden kamen und fragten nach ihr. Sie kam nicht. Auch die Tür der Hebamme Pocci blieb verschlossen.

»Ist es wirklich wahr, daß er kommt?« fragte Angelina.

»Morgen kommt er, ganz bestimmt morgen!« sagte Wokurka.

Sie aßen schweigsam. Sie waren beide selig und unselig zugleich, befreit und zugleich gequält, glücklich und zugleich unglücklich. Und sie hätten nicht sagen können, weshalb sie selig und unselig, befreit und gequält, glücklich und unglücklich waren.

Sie legten sich schlafen. Aber sie schliefen nicht ein. Jedes von beiden blieb wach und hoffte und glaubte, das andere schliefe.

Als sie den Morgen grauen fühlte, erhob sich Angelina leise. Sie glaubte, sie weckte Wokurka nicht. Er aber hatte gar nicht geschlafen. Er sah wohl, daß sie sich erhob. Er sah, daß sie sich hastig wusch und anzog. Sie kam noch einmal ans Bett und küßte ihn. Er fühlte, daß es der letzte Kuß war, aber er bewegte sich nicht. Zwischen halbgeschlossenen Lidern sah er, wie sie dahinging, und er wußte, daß sie nicht mehr wiederkommen wollte.

Er rührte sich nicht. Er war tot. Er hatte einst sein Bein verloren für den Kaiser; nun verlor er eine Frau für den Kaiser.

Sechs Wochen später erfuhr er von der Hebamme Pocci, Angelina sei wieder im Schloß des Kaisers. Er machte sich sofort auf den Weg zu ihr. Er traf sie, sie kam ihm entgegen, er erwartete sie vor dem Gitter.

»Guten Tag«, sagte sie, »es ist gut, daß du mich wiedersehen willst!«

Sie trug die Livree des kaiserlichen Gesindes, das dunkelblaue Kleid, die weiße Schürze und die blaue Haube. Sie erschien ihm schön und fremd. Er sagte: »Ich bin gekommen, Angelina, um dich noch einmal zu fragen, ob du mit mir gehen willst!«

»Nein!« sagte sie, als hätte sie ihm niemals »Ja, ich will« gesagt.

Sie sagte es genauso heiter, wie sie damals »Ja, ich will« gesagt hatte. Er erkannte sie wohl, es war Angelina. Sie war niemals seine Frau gewesen: Sie hatte immer dem Kaiser gehört: immer dem Kaiser.

Es begann, sachte zu regnen, dann immer stärker. Es war ein warmer, guter, beinahe schon sommerlicher Regen. Er sah, wie die Kleider Angelinas naß wurden, er hörte den Regen immer stärker rauschen, er

sah, wie sie ratlos dastand, er wußte, daß sie einander nichts mehr sagen konnten. »Adieu, Angelina!« sagte er nur. »Wenn du mich wieder brauchst – ich fahre nicht heim, ich warte, bis du mich wieder brauchst.«
Sie gaben sich die Hände. Beider Hände waren naß vom Regen, es war gar keine Wärme mehr in diesen Händen. Es war, als tauschten sie Regen aus. Angelina sah ihn mühsam und vorsichtig davonhumpeln und im Regen verschwinden.

XIII

Große Aufregung herrschte im ganzen Lande, eine noch größere aber, wenn auch eine ganz andere, herrschte im Schloß, unter den Damen und Herren des Kaisers und auch unter dem Gesinde. Alle großen Ereignisse, die sich damals in der Welt zutrugen, und die noch gewaltigeren, die sich schon vorbereiteten, hatte der Kaiser Napoleon selbst verursacht und hervorgerufen. Er war groß und plötzlich, aber die Welt wollte klein und bedächtig bleiben, wie sie war. Die Diener des Kaisers wußten nichts von den Schrecken, die er in der Welt verbreitete. Sie kannten lediglich die Schrecken, die er im Hause zu bereiten pflegte. Gewiß waren die Diener geringer in der Nähe des großen Kaisers als die Könige, seine Feinde. Aber die Diener lebten rings um ihn, vernahmen jeden Tag seine Stimme, empfingen seinen gnädigen oder strafenden Blick, eine zärtliche Auszeichnung und einen grimmigen Fluch. Also nannten sie seinen zufälligen Blick, seine gute Laune und sein böses Wort die wichtigen Ereignisse – im Gegensatz zur Welt. Die Welt nämlich rüstete schon zum Krieg, aus Furcht vor dem Großen und Plötzlichen. Das Hofgesinde aber rüstete zur Übersiedlung des Kaisers aus den Tuilerien ins Elysée. Bedeutender erschien den Männern und Frauen des Hofgesindes die Übersiedlung, die der Kaiser beschlossen hatte, als der Krieg, den ihm die Länder der Welt schon zu bereiten anfingen. Ja, hätte die längst in alten Rang und alte Würde wieder eingesetzte Veronika Casimir den nahenden Krieg nicht aus den Karten prophezeit, die Männer und Frauen vom Gesinde des Kaisers hätten sich keinerlei Gedanken über die Welt, die Gefahr, über Tod und Leben gemacht. Aber den Weissagungen der Veronika Casimir zum Trotz und obwohl das Unheil schon seine düsteren Fittiche

über dem Hause des Kaisers ausbreitete, fühlten seine Diener es nicht kommen, und sie fuhren fort, das Unheil nur dann nahe zu fühlen, sobald der Kaiser grollte, und fern, sobald er eine angenehme Laune verriet. Mit redlichem Eifer begannen sie, die Übersiedlung vorzubereiten. Und allerlei unzutreffende Gründe wußten sie für den Entschluß des Kaisers zu übersiedeln anzugeben. Einen Abend, bevor sie das andere Schloß beziehen sollten – zwölf Stunden vor der Abreise des Kaisers –, versammelten sie sich zu einem gründlichen Rapport im Saal vor Veronika Casimir. Zwölf Wagen warteten schon unten auf Gepäck und Gesinde. Zum letztenmal – und sie ahnten nicht, daß es zum letztenmal geschehe – aßen sie in diesem großen Saal. Sie sprachen von nichts anderem als von dieser Übersiedlung. Einer wollte bestimmt wissen, der Kaiser übersiedele, weil seine Frau übermorgen aus Wien komme und sich in den Tuilerien nicht sicher genug fühle; hierauf äußerte ein anderer, dies sei nicht richtig, sondern der Kaiser habe ohne Zweifel nur die Absicht, so zu tun, als ob er übersiedelte, und zwar, um die Spitzel des tückischen Ministers der Polizei, den er hasse, irrezuführen; ein dritter behauptete, er wisse es ganz genau, und zwar vom Kammerdiener des Kaisers selbst, daß Napoleon weder in diesem noch in jenem Schloß zu leben gedenke, sondern nach Malmaison gehen wolle, ein für allemal, um fortan nur noch in der Erinnerung an seine erste Frau zu leben. Man widersprach dem ersten, dem zweiten und dem dritten. Veronika Casimir, an der Spitze der langen Tafel, gebot Schweigen; man möchte derlei Unsinn nicht reden; man wisse nicht, wer sicher sei, wer unsicher, überall habe Fouché seine Spitzel.
So war es auch. Es war längst nicht mehr wie an jenem ersten Tage des Frühlings, an dem der Kaiser wieder sein Land, sein Schloß, seine Diener zu beherrschen begonnen hatte. Kaum eine Woche später waren neue, unbekannte Menschen aufgetaucht, Diener, Handwerker, Wäscher und Barbiere, jeder mit dem treuherzigen Gesicht und dem falschen Blick, den beiden wichtigsten Eigenschaften der Spione, ausgestattet. Es gab Zwietracht, Mißtrauen, Lüge und Doppelzüngigkeit. Längst Vertraute trauten einander nicht mehr, alte Freunde belauerten einander. So war es im Schloß, und so war es im Lande.
Unter den Dienern des Kaisers gab es damals wenige Aufrichtige und Furchtlose; und zu ihnen gehörte Angelina. Sie schwieg; was auch hätte sie zu sagen gehabt? Einsamer noch als früher lebte sie und selbst von ihrer Tante getrennt durch die Erinnerung an die Monate, wäh-

rend derer Veronika unsichtbar, unerreichbar geblieben war. Hart und stumm war Angelina. Ihr Sohn gehörte ihr nicht mehr, den Schuster Wokurka hatte sie verlassen, den großen Kaiser allein liebte sie, verloren hatte sie sich selbst, Sünden lasteten auf ihr, in der Verwirrung hatte sie gelebt, schwach und nachgiebig, töricht und leicht ergeben. Verloren und vertan war sie. Dem großen Kaiser gehörte sie. Er wußte gar nichts von ihr. Winzig war sie und gering, geringer als eine der geringen Fliegen, die durch die Zimmer des Kaisers summten, unbemerkt und gar lästig. Unbemerkt und gar lästig: Wie sie auch sein mochte, sie liebte ihn. Heiß, zart und jung war ihr Herz. Manchmal, wenn sie eines seiner vielen Porträts inbrünstig betrachtete, fühlte sie sich selbst einer der winzigen Fliegen ähnlich, die oft bedachtsam, ja inbrünstig, wie sie selbst, und gering und abscheulich an einem der Bilder des Kaisers entlangkrochen.

Ihr aber gebot das Herz, in seiner gnadenreichen Nähe zu bleiben, gering und mißachtet, wie sie war: In dem goldenen Schatten zu leben, den er allein, unter allen Menschen der Welt, seinen Dienern spenden konnte, war Seligkeit. Von ihm nicht einmal bemerkt zu werden, jede seiner Bewegungen aber, die man erspähen konnte, zu verfolgen, mit Liebe, Andacht und Inbrunst, war Glück. In seiner Nähe war man gering und stolz. Sein Schatten war golden und strahlender als das Licht der anderen. Ihm diente man, und er wußte es nicht. Ihm untertan sein war Stolz.

Ja, man sprach allerorten vom Krieg, und man fürchtete ihn. Krieg brachte der Kaiser! Er schien zu groß, um Frieden zu halten. Er kam nicht daher wie ein Mensch, er brauste ins Land wie ein Wind. Schon begann man, ihn zu hassen. Blanke Schwerter schienen ihm auf all seinen Wegen voranzuschweben, über seinem Haupt kreiste der kriegerische Adler. Wenn er Feste feierte, dröhnten seine Kanonen durch Städte und Dörfer. Angelina liebte seine Schwerter, seinen Adler, die dröhnenden Donner seiner Feste. Ja, da sie ihn liebte, liebte sie auch den Krieg. Seine Feinde waren auch ihre Feinde. Seine Größe sollte noch gewaltiger werden, ihre Kleinheit noch geringfügiger. Sie allein sehnte sich nach dem Krieg, vor dem sich alle anderen fürchteten. Längst hatte sie ihren Sohn preisgegeben. Als sie von ihm Abschied nahm, im großen, mitleidlos besonnten Hof der Kaserne zwischen vielen fremden Frauen und Soldaten, war ihr Herz eingeschlossen in Eisen und Stein. Ihre Augen waren trocken und hart, und sie blickte

gleichsam durch eine blanke, durchsichtige Schicht aus gefrorenen Tränen auf ihren armen, kleinen Sohn. Sie weinte nur an jenem Abend, an dem sie den Kaiser wegfahren sah, nachdem der Lakai die Fackel ausgetreten hatte. Ein plötzlicher Schrecken stieg in ihr auf, beklemmte ihr Herz, würgte in der Kehle. Sie fiel auf die Knie und begann zu beten.

Ein paar Tage später, als die Glocken den ersten Sieg des Kaisers verkündeten, betrat sie nach langen Jahren zum erstenmal wieder eine Kirche. Es war die kleine Kirche des heiligen Julian, in der man ihren Sohn getauft hatte. Sie war allein. Niemand betete für den Kaiser und seine Soldaten, nur hoch oben, auf dem Gestühl, die befohlenen Glokken. Es war später Abend. Im goldenen Schimmer der gütigen Wachskerzen, vor dem rubinroten Ewigen Licht, umbraust von den Glokken, deren starker, goldener Gesang die schwarzen Bänke und den kleinen, hellen, heiteren Altar erzittern ließen, umgeben von der atmenden Einsamkeit des Raumes und umweht von seiner lebendigen und frommen Leere, begann Angelina, die längst nicht mehr gesagten Worte des Vaterunser zu beten und »Gelobt seist Du, Gebenedeite«. Sie betete, sündhaft und gefangen in ihrer großen Liebe, für den Tod all der Feinde des Kaisers. Sie sah, mit einer sündigen Wollust, vieltausend zerfetzte Leiber; die Leiber der Engländer, Preußen, Russen; bunte Uniformen durchlöchert, aus denen Blut sickerte; zerspaltene Schädel; hervorquellendes Hirn und verglaste Augen. Über all dieses Grausen galoppierte der Kaiser dahin, mit blankem Degen, auf schneeweißem Pferd, und ihm nach jagten die völlig unversehrten Franzosen, über unübersehbare Felder. Diese Bilder machten Angelina glücklich, und sie betete immer inbrünstiger. In einem besonderen Gebet wünschte sie den schrecklichsten aller Tode auf die Kaiserin Maria Louise herab, und sie sah wahrhaftig, wie die Kaiserin starb, umgeben von allen vorzeitig erschienenen Schreckgestalten der Hölle, gemartert von den Gespenstern, die ihr böses Gewissen gebar, verflucht von dem Sohn Napoleons, der zornig und rachsüchtig am Bett der Sterbenden stand.

Angelina bekreuzigte sich und dankte dem Herrn aus vollem Herzen für alles Übel, das er den Feinden des Kaisers antat, und trat hinaus. Immer noch dröhnten die Glocken, die den Sieg verkündeten. In den Straßen begegnete sie lauter hellen und glücklichen Gesichtern. Leichte, weiße Flaumwölkchen zogen unter dem dunkelnden Himmel

dahin wie muntere, triumphierende Fähnchen. Silbern erschimmerten die ersten Sterne, die Sterne des Kaisers; alle Sterne des Himmels waren heute seine Sterne. Die Zeitungen, die frisch und feucht an den Wänden klebten, verkündeten Sieg, den Sieg des Kaisers über die ganze Welt.

Angelina lief ins Schloß. Es war ein weiter Weg von der Kirche des heiligen Julian bis zum Elysée, und sie legte ihn rasch und freudig zurück; es schien ihr, daß ihr der Weg selbst entgegenkomme. Der stürmische Jubel der Gruppen, die sich vor den Zeitungen an den Wänden versammelten und die den Sieg des Kaisers begrüßten, beflügelte ihren Schritt. Sie ging dahin, vom Jubel getragen und selig in dem Glauben, ihr Gebet habe dem Kaiser geholfen.

Ach! Sie wußte nicht, daß der große Kaiser um die gleiche Stunde unselig und ratlos, gezüchtigt und dennoch erhaben unter den toten Resten seiner letzten Armee umherirrte. Es war die Stunde, in der Paris über den Sieg jubelte. Auf dem Schlachtfeld von Waterloo aber jammerten die Sterbenden, es heulten die Verwundeten, und es flohen die Geschlagenen.

DRITTES BUCH
DER UNTERGANG

I

In dieser Stunde erkannte der Kaiser, daß er die Schlacht von Waterloo verloren hatte. Hinter einer bösen violetten Wolkenwand verbarg sich die Sonne, kurz bevor sie untergehen wollte. Eiliger als sonst hatte sie es an diesem Abend unterzugehen. Aber ohnedies achtete kein Mensch auf die Sonne. Alle Männer, die sich auf dem Schlachtfeld befanden, die Freunde wie auch die Feinde, achteten lediglich auf die Garde des Kaisers. Stetig und festlich und in einem erhabenen Rhythmus schritten die Gardisten des Kaisers vorwärts, durch den Boden, den der Regen aufgeweicht hatte und der sich bei jedem Schritt an ihre Stiefel heftete, zäh und glucksend. Von der Anhöhe aus, gegen die des Kaisers Gardisten also anrückten, schossen die Feinde ohne Unterlaß. Und es fielen die Grenadiere des Kaisers, die Schrecken der Feinde, die Auserwählten des Volkes von Frankreich, die Brüder des Kaisers und seine Söhne.

Sie glichen einander wie Brüder.

Wer sie so vorrücken sah, glaubte, zwanzigtausend Brüder sehe er vorwärtsmarschieren, zwanzigtausend von einem einzigen Vater gezeugte Brüder. Sie waren einander ähnlich wie zwanzigtausend Schwerter, in der gleichen Werkstatt gezeugt. Groß geworden waren sie alle auf den gleichen Schlachtfeldern, im goldenen, im blutigen und auch im tödlichen Schatten des Kaisers. Der mächtigste ihrer Brüder aber, einer, der jeden einzelnen dieser zwanzigtausend zu Fuß und berittenen viertausend hundertmal berührt oder geküßt oder angehaucht hatte, war nicht der Kaiser, sondern ein weit stärkerer Kaiser noch als der Kaiser Napoleon: nämlich der Kaiser Tod. Nicht seine hohlen Augen fürchteten sie. Dem Druck seiner stets empfangsbereiten knöchernen Arme gingen sie mit dem festen Vertrauen entgegen, mit dem Brüder zum Bruder kommen. Sie liebten den Tod genauso, wie er sie liebte. Die Liebe zum Tode machte sie alle einander ähnlich. Und da sie einander so ähnlich waren, war es, sobald einer fiel, als stünde er sofort wieder auf, während in Wahrheit nur ein gleicher Bruder an seine Stelle getreten war. Es schien also, als sähe man immer zuerst nur die gleichen Män-

ner vorrücken. Die feindlichen Soldaten schossen nur um des seligen Entsetzens willen, das in ihnen immer wieder erwachte, nach jedem Schuß, sobald sich der Rauch verzogen hatte und sie den unverwandelten Schritt der gleichen Männer erblickten. Bald aber bemerkte man, daß ihr Karree immer enger wurde. Und nun erfaßte die Feinde einen Augenblick lang ein noch stärkeres Entsetzen: Denn also vollbrachten die Grenadiere des Kaisers ein größeres Wunder als jenes billige aus den Märchen, das darin besteht, gegen den Tod gefeit zu sein. Nicht gefeit waren die Grenadiere des Kaisers gegen den Tod, sondern geweiht selbst waren sie dem Tode. Und seitdem sie erkannt hatten, daß sie ohnmächtig waren gegen den überzähligen Feind, gingen sie auch gar nicht mehr dem Feinde entgegen, sondern ihrem vertrauten Bruder, dem Tod. Um aber ihrem anderen, ihrem irdischen, großen Bruder zu beweisen, daß sie ihn in der letzten Stunde noch liebten, riefen sie mit dröhnenden Stimmen, aus gewaltigen Kehlen, die mehr Kraft hatten als die Schlünde der Kanonen, weil die Treue selbst aus diesen ihren Kehlen schrie: »Es lebe der Kaiser!« – Und so gewaltig war dieser Ruf, daß er den läppischen und sinnlosen Groll der Kanonen übertönte. Am lautesten aber riefen jene, die soeben getroffen worden waren. Aus ihnen schrie nicht nur die Treue, sondern auch der Tod: »Es lebe der Kaiser!«

Der Tod selbst war es also, der die Kanonen übertönte.

Als der Kaiser diese Rufe hörte und da er sah, daß alle seine zwanzigtausend Brüder zu Fuß und seine viertausend Brüder zu Pferde – und selbst diese Pferde noch waren ihm in diesem Augenblick Geschwister – verloren waren, ergriff auch ihn ein unwiderstehliches Heimweh nach dem Tode, und er mengte sich unter seine Brüder, war jetzt an ihrer Spitze, gleich darauf an der und jener ihrer Flanken, hierauf in ihrem Rücken, dann wiederum an ihrer Spitze und schließlich wieder in ihrer Mitte. Sein Kreuz schmerzte ihn, fahlgelb war sein Angesicht, sein Atem keuchte, und wie er so vernahm, daß seine Gardisten riefen: »Es lebe der Kaiser!«, zog er den Degen, streckte ihn dem Himmel entgegen, einen stählernen, beschwörenden, gleichsam sechsten Finger, und schrie durch den Tumult aus heiserer Kehle: »Es *sterbe* der Kaiser! Es *sterbe* der Kaiser!« Aber der Tod achtete weder auf seinen beschwörenden Degen noch auf seinen Ruf. Zum erstenmal in seinem stolzen Leben begann der Kaiser zu beten, atemlos, mit weit geöffnetem Mund, immer hin und her galoppierend, aus tonloser Kehle. Er

betete nicht zu Gott, den er nicht kannte, sondern zum Tode, seinem Bruder: denn von allen überirdischen Mächten hatte er nur diesen gesehn und oftmals gefühlt: »O Tod, süßer guter Tod!« – so betete er atemlos und tonlos, »ich erwarte dich, komm! Mein Tag ist erfüllt wie der Tag meiner Brüder. Komm bald, solange noch die Sonne am Himmel steht! Auch ich war einst eine Sonne. Ich will nicht, daß sie vor mir untergehe! Vergib mir diese törichte Eitelkeit! Ich hatte ihrer viele; auch hatte ich Weisheit und Tugenden; alles hab' ich genossen: die Macht und die Übermacht, die Tugend, die Güte, die Sünde, den Übermut und den Irrtum! Ich habe gelebt, Bruder Tod! Ich habe alles genug gelebt! Komm und hol mich, bevor unsere Schwester, die Sonne, untergeht!«
Der Tod aber holte den Kaiser nicht. Der Kaiser sah die Sonne untergehn. Er hörte seine verwundeten Soldaten röcheln. Die Feinde gewährten ihm eine kurze Rast, Zeit genug, damit er ratlos, krank und mit dem treulosen Tode hadernd, zwischen den Toten und Verwundeten umherwandle. Ein Soldat führte sein Pferd am Zaum, sein Adjutant hinkte hinter ihm einher. Noch begriff er nicht, daß alles untergegangen und verloren war und daß er allein noch lebte. Vorgestern noch hatte ihn einer seiner Generäle verraten. Töricht war ein anderer gewesen, leichtsinnig ein dritter. Der Kaiser aber haderte nur mit dem größten aller Generäle und mit dem größten seiner Brüder: mit dem Tode. Zugleich rief er mit einer fremden Stimme, die er einmal – lang war es her! – besessen haben mochte und die ihm heute nicht mehr zu gehören schien, den Soldaten zu, die rings um ihn und an ihm vorbei flüchteten wie zerstiebende Gespenster: »Aufhalten! Aufhalten! Bleiben! Bleiben!« Sie hörten ihn nicht. Sie gingen weiter und zerstoben in der Nacht. Vielleicht hatten sie ihn gar nicht gehört. Vielleicht hatte er nur gedacht, er riefe etwas – und er hatte in Wirklichkeit gar nichts gerufen.
Ein Soldat begleitete ihn mit einem Windlicht, der Kaiser winkte es immer wieder herbei. Denn immer wieder schien es ihm, er müsse just diesen Toten oder jenen Verwundeten zu seinen Füßen erkennen. Ach, er kannte sie ja alle besser als ihn selber die lebenden und fliehenden Soldaten in dieser Stunde! Noch einmal winkte er den Mann mit dem Windlicht herbei. Er beugte sich über einen winzigen, merkwürdig winzigen, toten Soldaten. Es war einer der kleinen Tamboure der kaiserlichen Armee. Das Blut sickerte noch sachte aus seinen kindlichen

Mundwinkeln und verkrustete sich zusehends. Der Kaiser bückte sich und kniete nieder. Der Soldat senkte das Windlicht, um dem Kaiser zu leuchten. Auf dem schmalen, armseligen Bauch des kleinen Toten lag sein Instrument, die Trommel. Einen Klöppel hielt er noch krampfhaft in der rechten Hand, der andere war ihm entfallen, der kleine Tote lag halb versunken im schwarzen, fetten Kot. Seine Uniform war von dem längst vertrockneten Kot bespritzt. Sein Tschako war vom Kopf gerollt. Der kleine Tote hatte ein blasses, mageres Angesicht, von Sommersprossen übersät. Rötlich, ein kleines, loderndes Feuerchen, standen seine Haare über der niederen Knabenstirn. Seine hellen, blauen, kleinen Augen waren offen und verglast. Er hatte keine sichtbare Wunde am Körper. Nur aus seinem Munde sickerte das Blut, immer neues Blut, immer neues Blut. Der Hufschlag eines Pferdes mochte ihn umgestoßen und getötet haben. Der Kaiser betrachtete den kleinen Leichnam äußerst sorgfältig. Er zog ein Taschentuch aus dem Rock und trocknete das rinnende Blut an den Mundwinkeln der Leiche. Er öffnete die Weste des Jungen. Ein rotblaues Taschentuch lag, vierfach gefaltet, an der Brust des Kleinen. Der Kaiser entfaltete es. Ach, er erkannte es wohl! Es war eines jener hunderttausend Taschentücher, die er einst, als er noch der General Bonaparte gewesen war, für seine Soldaten hatte herstellen lassen, zugleich mit den Taschenmessern und den Trinkbechern! Ach, er kannte es wohl, dieses Taschentuch! Es enthielt auf blauem Grund, zwischen roten Rändern, eine Landkarte, und blau-weiß-rote Kreise bezeichneten die Stellen, an denen er seine Schlachten geschlagen hatte. Dieser Junge – er mochte kaum vierzehn Jahre alt gewesen sein – war also wahrscheinlich der Sohn eines seiner ältesten Soldaten. Er breitete das Taschentuch auf seinen Knien aus. Das halbe Europa, das Mittelmeer und auch Ägypten waren auf diesem Tuch aufgezeichnet. Wie viele Schlachten fehlten noch! Niemals mehr, dachte der Kaiser, werden französische Soldaten derlei Taschentücher bekommen! Niemals mehr werde ich neue Schlachten einzeichnen können! So möge denn die letzte hier stehn! Er befahl Schreibzeug. Man reichte es ihm. Und er tauchte die Kielfeder in das silberne Tintenfaß, und er spannte das Tuch über seine Knie, zog einen festen Strich nach Norden, bis zu der Stelle, wo der rote Rand bereits anfing. An dieser Stelle zeichnete er ein großes, schwarzes Kreuz hin. Hierauf legte er sorgsam das Tuch über die Trommel des Kleinen, sah noch einmal in sein Angesicht, erinnerte sich plötzlich an einen sonnigen,

strahlenden Vormittag, an dem er diesen Jungen angesprochen hatte, glaubte, noch den hellen Klang der Knabenstimme in den Ohren zu haben, und befahl, die Taschen des kleinen Toten zu durchsuchen. Man fand einen zerknitterten Zettel mit der Unterschrift: »Deine Mutter Angelina«. Auf diesem Zettel hatte ihm die Mutter mitgeteilt, daß er sie bestimmt am nächsten Sonntag in seiner Kaserne um vier Uhr nachmittags erwarten solle. Der Kaiser faltete den Zettel sorgfältig zusammen und gab ihn dem Adjutanten. »Erkundigen Sie sich!« sagte er, »und geben Sie mir gelegentlich Bescheid!« Dann erhob er sich. »Schnell!« befahl er. »Begraben Sie den Kleinen!«
Zwei Soldaten schaufelten flüchtig ein flaches Grab. Man legte den Knaben hinein, hastig, schon hörte man wieder verlorene, unregelmäßige Schüsse. Das Windlicht flackerte, der Wind erhob sich heftig von Zeit zu Zeit. Die Wolken verzogen sich, der Mond stieg auf, klar war die Nacht, grausam und kalt. So klein der Leichnam auch war, das hastig bereitete Grab konnte ihn nicht fassen. Der Kaiser stand da, stumm und fahlgelb, und hinter seinem Rücken wieherte trostlos der Schimmel. Es war wie ein heftiger Seufzer, auch klang es ein wenig wie eine menschliche Klage und wie ein menschlicher Fluch. Der Kaiser rührte sich nicht. Man schüttete die winzige Leiche wieder zu. Der Soldat erhob sein Windlicht. Er präsentierte es wie ein Gewehr.
Der Kaiser zog seinen Degen und senkte ihn über dem frischen, flachen Grabe. »Für alle! Für alle!« hörte man ihn murmeln. Sein Adjutant, der General, der hinter dem Kaiser stand, hatte keine Waffe. Er zog nur den Hut. Auf einmal waren auch die anderen Generäle des Kaisers da, Gouraud, Labédoyère, Drouot. Sie hatten ihn von ferne beobachtet: Sie näherten sich jetzt, betroffen, verworren und ehrfürchtig.
»Das Pferd!« befahl der Kaiser.
Sie ritten schweigsam, der Kaiser voran. Um fünf Uhr morgens, es war schon ganz hell, und die zärtlichen, bläulichen Nebel stiegen sachte von den dunkelgrünen, fetten Wiesen auf, machte er halt. Ihn fröstelte. – »Feuer!« befahl er – und man entzündete ein kümmerliches Feuerchen. Es brannte gelblich, schwächlich im silberblauen Glanz des erwachenden Morgens. Der Kaiser umwandelte unermüdlich das gelbliche, schwächliche Feuerchen. Er sah die Soldaten, seine Soldaten. Sie flüchteten von allen Seiten her, am Feuerchen vorbei, die Infanteristen, die Artilleristen, die Kavalleristen. Von Zeit zu Zeit hob der Kaiser den

Kopf. Manche der vorbeiziehenden Soldaten erkannten ihn. Sie grüßten ihn schweigend, sie riefen nicht mehr: »Es lebe der Kaiser!« – Immer schwächer brannte das Feuerchen, immer stärker und siegreicher wurde der Morgen. Ein großes Schweigen war rings um den Kaiser. Es schien zu brennen, weit stärker als das Feuer. Es schien dem Kaiser, daß die fliehenden Soldaten seiner Armee immer weitere Kreise um ihn zogen. Eine ganze große Stille war rings um den Kaiser. Und die Soldaten, die vorüberzogen und ihn so stumm grüßten – die Offiziere mit den Säbeln, die Mannschaften mit starrem Blick –, schienen ihm nicht mehr lebendige Soldaten zu sein. Gefallene und Tote waren es vielmehr. Deshalb schwiegen sie eben. Deshalb hatten sie keine Stimme mehr.

Das Feuerchen erlosch. Siegreich erhob sich der Tag. Der Kaiser setzte sich auf einen Stein am Wegrand. Man brachte ihm Schinken und Ziegenkäse. Er aß hastig und achtlos, wie es seine Art war. Immer mehr flüchtende Soldaten zogen an ihm vorbei. Der Kaiser erhob sich. – »Weiter!« befahl er.

Er bestieg sein Pferd. Er hörte den Galopp der Generäle im Rücken und von fern her manchmal das Rollen der Räder seines Wagens, der weit hinten fuhr. Und er schloß die Augen.

Er schlief im Sattel ein.

II

Nach Paris! Es war der einzige klare Entschluß des Kaisers. Einer der Generäle ritt hart neben ihm. Obwohl alle in seinem Gefolge schon wußten, daß er beschlossen hatte, nach Paris zurückzukehren, sagte der Kaiser noch einmal: »Nach Paris, General!« »Zu Befehl, Majestät!« sagte der Offizier.

Der Kaiser schwieg eine Weile. Der junge Tag kündigte sich als ein strahlender an, ein triumphierender Tag. Man hörte aus der blauen Höhe den sorglosen Jubel der unsichtbaren Lerchen, aus der Ferne den gedämpften, schwachen Widerhall dahinziehender Soldaten. Man hörte ein wehmütiges Klirren der Waffen, ein sehnsüchtiges und müdes Wiehern der Pferde, das bald ersterbende und bald wieder erstarkende Gemurmel der Menschenstimmen und hie und da einen lauten und schnell verhallenden Ruf, viel eher einen Fluch. Links und rechts,

mitten durch Wiesen und Felder, stampften die regellosen Truppen dahin. Der Kaiser senkte den Kopf. Er zwang sich, nichts anderes zu sehen als die wehende, silberne Mähne seines Tiers und das gelblichgraue Band der Straße, auf der er dahinritt. Er vertiefte sich geradezu in ihren Anblick. Aber gegen seinen Willen drangen alle die traurigen Geräusche zu beiden Seiten auf ihn ein, und es war ihm, als wimmerten die Waffen seiner Armee jämmerlich, als weinten sie, die guten, starken, geschlagenen, die beschämten, die erniedrigten Waffen. Er wußte auch, daß er niemals mehr, und hätte er noch hundert Jahre zu leben, dieses Weinen der Waffen und der Pferde und das Ächzen und Stöhnen der Wagen vergessen würde. Von den dahinwandernden Soldaten konnte er wohl den Blick abwenden. Das klirrende Wimmern der Waffen aber vernahm sein Herz. Um sich selbst und auch den andern vorzutäuschen, daß er dennoch irgend etwas zu unternehmen gedenke, befahl er, man solle Posten aufstellen, auf Deserteure achtgeben, Fliehende und vom Weg Abweichende packen und bestrafen. Er dachte aber gar nicht an seine überflüssigen Befehle, während er sie so geschäftig ausstreute. Er dachte an Paris, an seinen Polizeiminister, an die Abgeordneten, an alle seine wahren Feinde, die ihm in diesen Stunden noch gefährlicher erschienen als die Preußen und die Engländer. Zweimal ließ er halten, er hatte beschlossen, in der Nacht anzukommen. In Laon, vor der winzigen Poststation, standen die Menschen, Beamte und Offiziere der Nationalgarde und die neugierigen Kleinstädter mit den gutmütigen, bäuerlichen Gesichtern. Es war ganz still, der Himmel verdunkelte sich zusehends, vor der Post wieherten die Pferde an den Pflöcken, erfreut über den Hafer, den man ihnen darbot, eine Gänseschar zog schnatternd und emsig dem heimischen Stalle zu, aus der Ferne kam das friedliche Wiehern der Kühe, das fröhliche Knallen einer Hirtenpeitsche, ein süßer Duft von Flieder und Kastanien, vermischt mit dem beizenden von Dünger, Heu und Mist. In dem niederen Zimmer der Poststation dämmerte es schon dunkelgrau. Man entzündete die einzige, dreikerzige Laterne. Es war dem Kaiser, als würde es dadurch noch dunkler im Zimmer. Man brachte noch vier Windlichter mit Schutzgläsern. Vier Soldaten stellten sich in den vier Ecken des Zimmers auf und hielten reglos die Lichter. Die zweiflügelige, breite Tür der Poststation stand weit offen, ihr gegenüber saß der Kaiser auf der glattgehobelten Bank, die für Reisende und auf den nächsten Postwagen Wartende bestimmt war. Also saß er da, mit gespreiz-

ten Beinen, in den vielfach geschwärzten, fleckigen, weißen Hosen, in kotbespritzten Stiefeln; die Hände stützte er auf die prallen Schenkel, und den Kopf hielt er gesenkt. Das Licht fiel auf ihn von allen vier Seiten und von der Laterne in der Mitte. Er saß genau gegenüber der offenen Tür, und alle Einwohner von Laon standen draußen und sahen den Kaiser unverwandt an. Es war ihm, als hielten sie ein fürchterliches, stummes Gericht über ihn und als säße er auf der Bank der Angeklagten. Es war ihm, als müßten sie bald ein Urteil über ihn fällen, ein fürchterlich stummes Urteil, und als berieten sie schon tonlos, lautlos, dieses taube und stumme und schreckliche Urteil. Er sah lange auf das Stückchen Boden zwischen seinen Stiefeln, auf die zwei schmalen, schmutzigen Planken. Er dachte an Paris und an seinen Polizeiminister, und auf einmal erinnerte er sich an das zerbrochene Kruzifix, das er in seinem Schloß hinuntergeworfen hatte, und die zwei grauen, schmutzigen Planken verwandelten sich plötzlich in die schmalen, goldbraunen Parkettbretter in seinem Zimmer, und man meldete den Minister Fouché, und ein Stiefel verbarg die Trümmer des elfenbeinernen Kreuzes. Der Kaiser erhob sich, er konnte nicht mehr sitzen bleiben. Er begann, auf und ab zu gehn, auf und ab, auf und ab, durch das kleine, niedrige Zimmer der Poststation, er hörte keinen Laut von den vielen Menschen, die sich draußen vor der offenen Tür drängten, und er wartete dennoch auf irgendeine menschliche Stimme. Dieses Schweigen war fürchterlich, ein einziges Wort erwartete der Kaiser, keinen Ruf, keinen Jubel, nur ein Wort erwartete er, nur ein einziges menschliches Wort. Aber gar nichts kam. Er ging auf und ab, er tat, als wüßte er gar nicht, daß die Menschen vor der Tür ihn sahen, aber es tat ihm sehr weh, daß er gesehen wurde. Und das tödliche Schweigen, das die Menschen ausströmten, ihre Reglosigkeit, ihre unermüdlich starrende Geduld, ihre ruhigen Augen und ihre unermeßliche Trauer bereitete ihm einen nie gekannten Schrecken. Mit ihm hatte sich auch der schweigsame, hinkende General erhoben, sein Adjutant, sein Schatten. Genau drei Schritte hinter dem Kaiser hinkte er einher. Plötzlich wandte sich der Kaiser zur offenen Tür. Er blieb einen kurzen Augenblick stehn, als erwartete er den gewohnten Ruf: »Es lebe der Kaiser!« – den Ruf, den sein Ohr so liebte, den Ruf, der sein Herz so zärtlich streichelte. Der Kaiser trat an die Schwelle. Die Lichter des Zimmers beleuchteten seinen Rücken, sein Angesicht aber sahen die Leute nicht, die draußen warteten. Die Menschen draußen sahen nur

das Licht im Rücken des Kaisers. Sein Angesicht, ihnen zugewandt, vermischte sich mit dem blauen Schwarz der stark einbrechenden Sommernacht. Es war, als würden die Menschen noch schweigsamer, die schon so still gewesen waren. Die nächtlichen Grillen zirpten ringsum ganz laut in den Feldern. Schon glitzerten die Sterne am Himmel, silbern und gütig. Der Kaiser stand an der offenen, zweiflügeligen Tür: Er wartete. Er wartete auf irgendein Wort. Er war an Rufe gewöhnt, an die Rufe: »Es lebe der Kaiser!« Jetzt aber strömte ihm die schwarze Stummheit der Menschen und der Nacht entgegen, und selbst die silbernen, gütigen Sterne schienen ihm verdrossen und feindlich. Knapp vor ihm sagte einer der Bauern in der ersten Reihe, barhäuptig, mit einfachem Gesicht, das die helle Nacht deutlich sichtbar machte, laut zu seinem Nachbarn: »Das ist der Kaiser Napoleon nicht! Der Hiob ist er! Der Kaiser ist es nicht!« Sofort wandte sich der Kaiser um. »Weiter! Vorwärts!« sagte er zum General Gouraud.
Und er bestieg den Wagen. »Hiob ist er! Hiob ist er!« klang es in den Ohren des Kaisers.
»Der Kaiser Hiob ist er!« antworteten die Räder.
Der Kaiser Hiob fuhr nach Paris.

III

Er saß allein im Wagen. Sein Rücken schmerzte entsetzlich. Der Wagen jagte die glatte Straße dahin. Der Wagen durchschnitt die Nacht, die ihren silberblauen Glanz, ihre süßen, sommerlichen Gerüche von Tau und Gras immer wieder zu beiden Seiten, durch die offenen Coupéfenster hereinschickte. Längst hatte der Kaiser seine fliehenden Soldaten überholt. Man hörte weit und breit nicht mehr den wimmernden Klang der geschlagenen Waffen. Man hörte nur den gleichmäßigen, raschen Hufschlag der Pferde auf Kiesel, Erde, hölzerne Brücken und das dunkle Rollen der Räder. Von Zeit zu Zeit schienen sie zu sprechen. Sie wiederholten öfters: »Hiob ist er, Hiob ist er, Hiob ist er!« Dann verstummten sie wieder, als hätten sie sich darauf besonnen, daß sie nur Wagenräder seien und kein Recht hätten, menschliche Reden zu führen. Da ihm der Rücken so weh tat, lehnte sich der Kaiser zurück. Aber wie er, fast gerade ausgestreckt, in den Polstern lag, erwachte plötzlich ein anderer, ein neuer Schmerz, fuhr wie ein Dolch

durchs Herz, dauerte nur eine Sekunde, glitt plötzlich wieder aus der Brust, schien sich in eine zierliche Säge zu verwandeln und begann, fein und sachte die Eingeweide zu durchschneiden. Der Kaiser setzte sich wieder aufrecht hin. Er blickte durch die Fenster seines Wagens, rechts und links. Diese Sommernacht war unendlich. Weiter als je schien ihm heute die Stadt Paris. So schnell sie auch fuhren: Dem Kaiser schien es, die Pferde verringerten allmählich den Lauf, und er beugte sich zum Fenster hinaus und befahl: »Schneller! Schneller!« Schon knallte die Peitsche, ein flinker Schuß, und weckte ein länger knallendes feierliches Echo in der stillen Nacht. Da begannen die Räder mit ihrem alten, grollenden Lied: »Hiob ist er!« Und der getreue Schmerz kehrte wieder heim, in den Rücken des Kaisers.

Er dachte an den alten Hiob. Er hatte keine genaue Vorstellung mehr von den Geschichten, die in den göttlichen Büchern standen. Niemals hatte er den Wunsch gefühlt, sich einen der geschlagenen Knechte Gottes vorzustellen. Wenn er sich überhaupt jemals ein flüchtiges Bild von einem unter ihnen machte, so sah er ihn etwa in der Gestalt und in den weibischen Kleidern eines Priesters. Ja! eines Priesters! – In diesem Augenblick aber sah er zum erstenmal den alten Hiob ganz genau, er erinnerte sich sogar, daß er ihm einmal begegnet war, es war sehr lange her, unermeßliche Jahre lagen dazwischen. Jahre, die groß waren wie Ozeane. Und rot waren sie wie Ozeane aus Blut. Der Kaiser hatte einmal den alten Hiob selbst gesehn. Es war der schwächliche, gute, arme Greis, den man den »Heiligen Vater« nannte und den er, der Kaiser, einmal aus der heiligen Stadt geholt hatte, damit er ihn salbe. Den alten, traurigen Mann sah jetzt der Kaiser wieder: Es war, als säße er ihm gegenüber, demütig auf dem Rücksitz, wie er einst demütig auf dem Sessel im kaiserlichen Palast gesessen hatte. Mit den alten, geduldigen Augen sah er in die kühnen und ungeduldigen des Kaisers. Und so scharf und hellsichtig die Augen des Kaisers auch waren, so wußte er doch, daß der demütige und ohnmächtige Greis noch mehr sehen konnte als er selbst, der Kaiser. Ja, dieser Alte war Hiob gewesen, dachte Napoleon. Und einen Augenblick tröstete ihn dieser Gedanke. Gleich darauf aber schien es ihm, daß der Alte irgend etwas flüstere, sich vorneige, gleichsam, um besser verstanden zu werden, und daß er wiederhole: »Auch du bist Hiob! Wir alle sind eines Tages Hiob!« – Ja, so ist es, nickte der Kaiser.

Diese schnellen Hufe trommelten in diesem Augenblick hart auf eine

hölzerne Brücke, und der Kaiser erwachte. Er sah zum Fenster hinaus. Es schien ihm, daß der Horizont schon erhellt sei von den Lichtern der nahen, großen Stadt, seiner Stadt Paris, in der sein Thron stand; und er dachte nicht mehr an den alten Hiob; und die Räder schienen ihn auch vergessen zu haben, denn sie sangen jetzt einen andern Text: »Nach Paris! nach Paris! nach Paris!« – Jetzt wird alles wieder gut, dachte der Kaiser. – Jetzt werde ich die Betrüger entlarven und bestrafen und die Advokaten züchtigen und die Soldaten sammeln und die Feinde schlagen. Noch bin ich der Kaiser Napoleon! Noch steht mein Thron! Noch kreist mein Adler! – Aber einige Minuten später, je näher er die Hauptstadt fühlte, befielen ihn wieder die Kümmernisse. Und es war, als sähe er zwar seinen Adler noch schweben, aber schon gefolgt und gleich darauf umgeben von vielen schwarzen Raben, die noch schneller flogen als er: Umkreist von Raben schwebte der kaiserliche Adler. Was war ein Thron? – Ach, er, der Kaiser, der so viele zerbrochen und so viele geschaffen hatte, wußte wohl, daß es ein Gerät war, vergänglich und durch einen Zufall zersplittert. Was war ein leerer Thron, ein Thron ohne Nachfolger? Was war ein Kaiser ohne Sohn? Ja, wenn sein Sohn noch in dieser Stadt lebte! – Für wen sonst als für diesen Sohn würde man die Betrüger entlarven, die Advokaten züchtigen, die Soldaten sammeln, die Feinde schlagen? Für die törichten und eitlen Brüder? Für das kleine Geschlecht, dem er entstammte und das in Wahrheit von ihm stammte, als hätte er es gezeugt und als wäre er nicht von ihm gezeugt worden? Für die schwachen und treulosen Freunde? Für die Weiber, die ihm anheimgefallen waren, wie es in ihrer Natur lag, und die genauso einem seiner braven, guten Grenadiere zugefallen wären? Für die Kinder, die er mit achtloser Leidenschaft vielleicht gezeugt hatte? Für die Armee? Ja, vielleicht für sie allein! Aber er selbst hatte sie ja vor ein paar Stunden erst vernichten lassen. Es gab keine Armee! Der Sohn und Erbe war weit und ohnmächtig! Nur der Thron stand in der Stadt Paris, ein leerer Thron, ein Sessel aus Holz und Samt und Gold! Im Holz nagten schon die Würmer. Im Samt fraßen schon die Motten. Nur das Gold harrte noch aus, der ständigste und der trügerischste aller Stoffe, die Treue des Teufels! Auf einmal erschien dem Kaiser der Lauf der Pferde zu schnell, das Rollen der Räder zu hastig, er wollte befehlen, man solle langsamer fahren. Plötzlich erfaßten ihn auch Furcht vor der Stadt Paris und vor dem leeren Thron und vor den Verrätern und vor den Advokaten. Er wollte noch eine Weile

überlegen dürfen. Die Stadt aber näherte sich eiliger, immer schneller, als liefe sie ihm entgegen, um ihn auf halbem Wege noch zu erreichen, mit ihrem verweinten Angesicht und mit dem gespenstischen Thron. Er wollte eben rufen: Langsamer! Langsam! Aber da erreichten sie die ersten Gassen, schon ahnte er die Nähe der Rue du Faubourg Saint-Honoré. Er wollte fragen, wieviel die Uhr sei; denn er war bestürzt über die Dunkelheit in den Straßen. Es sah aus, als sei es spät nach Mitternacht. Nach seiner Berechnung aber konnte es kaum eine so vorgerückte Stunde sein. Alle Läden waren schon geschlossen. Alle Häuser waren starr. Aus den Fenstern grinste die hohle Finsternis. Er beugte sich einmal zum Fenster seines Wagens hinaus, er sah gar nicht, wer jetzt neben dem Wagen dahinritt. Er hatte fragen wollen, wieviel die Uhr sei. Aber er vergaß sich und fragte: »Was ist heute für ein Tag?« »Der zwanzigste Juni, Majestät!« schrie der Offizier neben dem Wagen.

Der Kaiser lehnte sich zurück, der alte Schmerz im Kreuz wurde viel heftiger. Er wußte nicht mehr, ob er falsch gefragt oder ob ihn der Mann draußen nicht richtig verstanden hatte. Der zwanzigste Juni! Genau am zwanzigsten März erst war er in seine Hauptstadt gekommen. Genau wie sein Schmerz und diesem ähnlich wie ein Bruder kehrte sein alter Aberglaube wieder in ihn ein und schreckte ihn. Am Zwanzigsten! Welch ein Datum! Am Zwanzigsten hatte er seinen Sohn bekommen, am Zwanzigsten hatte man einst, in seinem Namen, den Prinzen d'Enghien getötet, am Zwanzigsten war er zum erstenmal heimgekehrt! Ja, es war heute der zwanzigste Juni! Drei Monate waren es, im ganzen drei Monate! Damals – oh, er erinnerte sich genau, es war ein böser Abend, es rieselte kalt und tückisch vom Himmel – aber das Volk von Frankreich, das Volk des Kaisers, wärmte mit seinem Atem die Stadt. Es rief: »Es lebe der Kaiser!« Fackeln und Windlichter schienen ewig und stark zu sein wie die Sterne, die der Himmel hartnäckig verweigerte, und das Lied der Marseillaise, das zu ihm emporstieg, schien mächtig genug, um selbst die Wolken des Himmels zu vertreiben. Tausend nackte, weiße Hände streckten sich dem Kaiser entgegen, und jede Hand war wie ein Gesicht, und er mußte die Augen schließen, vor soviel Sieg, Licht und Gläubigkeit. Jetzt aber waren sogar die Fenster schwarz in der Stadt Paris. Die Sommernacht war gütig, blausilbern und gelinde. Stark und betäubend dufteten die Akazien. Die Sterne glitzerten doppelt hell, weil die Lichter in den Straßen

fehlten. Gütig war heute die Nacht, da er geschlagen war, der Kaiser! Grimmig war sie damals gewesen, als er triumphiert hatte! Grausam war der unbegreifliche Gott, und mit welch hämischem Hohn bedachte er den Kaiser Napoleon!
Als der Wagen hielt, gab es keine jubelnden Rufe, nur eine fürchterlich friedliche, eine gehässig friedliche Sommernacht. Der Kaiser vernahm den ächzenden Ruf eines Käuzchens im tiefen Park des Schlosses. Es war ihm, dem der Rücken so weh tat, als hätte er selber gestöhnt, während man das Trittbrett herunterließ und er sich bereit machte, den Wagen zu verlassen. Er erblickte seinen alten Freund, den Minister Caulaincourt. Der gute Mann wartete allein auf der weißen, steinernen Treppe, unter dem silberblauen Glanz des nächtlichen Himmels, im Rücken den goldenen Widerschein des Lichts, das aus den Fenstern des Elysées strömte. Der Kaiser erkannte ihn sofort. Er umarmte ihn. Es war, als hätte der Minister seit Ewigkeiten hier auf dieser Treppe auf den Kaiser gewartet, allein auf den unglücklichen und jämmerlichen geschlagenen Kaiser gewartet. Der Minister hatte bei sich beschlossen, den heimkehrenden Kaiser mit einem ganz bestimmten, tröstlichen Satz zu empfangen. Majestät! – hatte er sagen wollen, es ist noch nichts verloren! Als der Kaiser aber vom Wagen stieg, erstarb dieser oft im stillen wiederholte Satz auf der Zunge des Ministers. Und da ihn der Kaiser umarmte, begann Caulaincourt zu weinen, und seine Tränen tropften auf den dicken Staub, der sich auf den Schultern des kaiserlichen Mantels seit vielen Tagen angesammelt hatte, hörbar, hart, deutlich; es war, wie wenn Kerzen tropften auf die Schultern des Kaisers. Der Kaiser löste sich schnell aus der Umarmung und ging rasch durch das Tor die Stiege hinauf. Und als wollte er die Treue dieses Ministers, den er in diesem Augenblick mehr liebte als einen seiner Schlachtengefährten, belohnen, berichtete er schnell und demütig, warum die Schlacht verloren wäre. Zugleich aber fühlte der Kaiser, welch eine jämmerliche und unselige Auszeichnung er seinem Freund erteile – und er schwieg plötzlich.
»Was sagen Sie?« fragte er, als sie im Zimmer waren.
»Ich sage, Majestät«, erwiderte der Minister, und er bemühte sich, die Stimme fest und klar zu machen und die Tränen nicht merken zu lassen, die seine Kehle würgten und die schon in seine Augen stiegen, »daß es besser gewesen wäre, wenn Sie nicht zurückgekommen wären.«

»Ich habe keine Soldaten«, sagte der Kaiser. »Ich habe keine Gewehre! Ich habe den Tod gesucht. Er hat mich verschmäht.« Er lag auf dem Sofa. Er erhob sich plötzlich, setzte sich auf, in einer törichten, trügerischen Hoffnung, die ihm eine Rettung zu bedeuten schien. – »Ein Bad!« befahl er. »Ein heißes Bad!« Er reckte die Arme. »Ein Bad sofort!« wiederholte er. Wasser, heißes, brühendes Wasser! dachte er – er hatte keinen andern Gedanken mehr. Heißes, siedendes Wasser schien ihm auf einmal die Fähigkeit zu haben, alle Rätsel, alle Rätsel zu lösen, das Gehirn zu läutern und das Herz zu klären.
Als er das Badezimmer betrat, gefolgt von seinem Minister Caulaincourt, erblickte er zuerst seinen Diener, der treu und starr neben der dampfenden Wanne stand, als bewachte er das trügerische Element des Wassers, das den Kaiser vielleicht verraten könnte, wie ihn ein General und seine Frau verraten hatten. Durch die zweite Tür, die aus dem Badezimmer des Kaisers zu dem Korridor der Bediensteten führte, sah er im gleichen Augenblick eine seiner Dienerinnen hinausgehn. Es schien ihm plötzlich, daß er die Pflicht habe, auch dieser noch, wahrscheinlich einer der letzten an seinem Hof, ein gutes Wort zu sagen, ein Wort des Abschieds vielleicht, und er gab seinem Diener einen Wink, sie zurückzuholen. Sie kehrte um, nun stand sie vor ihm. Nun fiel sie nieder und begann, laut zu schluchzen. Sie verbarg ihr Angesicht auch gar nicht. Sie lag auf den Knien und hob es zu ihm empor. Die Tränen überströmten es, ein heißer, nasser Schleier. Der Kaiser neigte sich ein wenig zu ihr nieder. Er erkannte sie. Er sah ihr mageres, sommersprossiges Antlitz, erinnerte sich an sie, an den Abend im Park, und zugleich sah er auch das Angesicht ihres Sohnes, des kleinen Tambours, wieder. »Steh auf!« befahl er. Sie erhob sich gehorsam. Er fuhr flüchtig und sachte mit der Hand über ihre Haube. »Du hast einen kleinen Sohn, nicht wahr, wo ist er?« fragte der Kaiser. »Er war mit Ihnen im Feld!« sagte Angelina. Durch den warmen, nassen Schleier ihrer Tränen sah sie ihn mit furchtlosen, klaren Augen an, und auch ihre Stimme war klar und klingend. – »Nun geh, mein Kind!« sagte der Kaiser. Und da sie noch eine Weile wartete, wiederholte er: »Geh nur, geh!« – Er faßte sie sanft an den Schultern und drehte sie sachte um. Sie ging. – »Man wird ihr sagen«, befahl der Kaiser, »daß ihr Sohn gefallen ist und daß ich selbst ihn begraben habe! Man wird ihr morgen fünftausend auszahlen. Du tust es!« fügte der Kaiser hinzu und wandte sich an seinen Diener. Er ließ sich auskleiden und stieg ins

Bad. Er hatte gedacht, er würde hier allein bleiben können, allein in dem heißen Wasser, das er liebte und in dem er heimisch war. Aber es kamen sein Bruder Joseph und der Kriegsminister. Er ließ sie nahe an die Wanne treten, erzählte ihnen den Hergang der Schlacht, geriet in eine törichte Aufregung, die ihm selbst sinnlos erschien, die er aber nicht bezähmen konnte, klagte den Marschall Ney an. Hochmut erfüllte ihn und Scham, nackt saß er da im Wasser: Durch den Dampf sah er die Gesichter verschwimmen, er fuchtelte mit den nackten Armen, schlug mit der Hand auf das Wasser, es spritzte über die Wanne, hoch und weit, auf die Uniformen der Männer neben ihm und befleckte sie. Die Männer rührten sich nicht. Plötzlich schien es ihm wieder, alles sei verloren, und seine Munterkeit erlosch, und er hörte auf zu sprechen, und er lehnte sich zurück, und er verspürte mitten im heißen Wasser ein starkes Frösteln, und er fragte, nur um nicht merken zu lassen, daß er plötzlich schwach und hilflos geworden sei, und um es dennoch zu gestehen: was er tun solle?

Er wußte in diesem Augenblick aber, daß er nur das würde tun müssen, was nicht mehr von ihm noch von andern Menschen abhing, sondern was ihm ein fürchterlich unbekanntes, ein übermächtiges Gesetz längst vorgeschrieben hatte. – Ach! Er hatte gedacht, das gewohnte, hilfreiche Bad würde ihm Trost und Kraft bringen. Zum erstenmal aber fand er sich darin hilflos. Müde, wie er war, vom Unglück und von vielen durchwachten Nächten, erblickte er mit seinen großen Augen, die lediglich seine maßlose Trauer noch offen und wach erhielt, und trotz dem Dunst, den sein heißes Wasser im Zimmer ausströmte, ganz deutlich und zum erstenmal derart deutlich die Zeichen der Schwachheit in den Gesichtern seines Bruders und seiner Freunde. – Was sie mir sagen, dachte er, wird unsinnig sein, und raten können sie nur einem Menschen, der ihresgleichen ist. Andern Gesetzen habe ich gehorcht, als ich groß und stark war; andern Gesetzen auch muß ich gehorchen, da ich hilflos und geschlagen bin. Was wissen sie von mir? – Sie kennen mich nicht! – Sie kennen mich nicht, ebensowenig kennen sie mich, wie die Sterne von der Sonne wissen, von der sie leben und um die sie kreisen! – Zum erstenmal in seinem Leben hatte der große, immer wache Kaiser müde Augen; und zum erstenmal fühlte er, daß man mit müden und unglücklichen Augen deutlicher und weiter sehen konnte als mit frischen und scharfen. Noch einmal dachte er an den alten Hiob und an den alten Heiligen Vater und an die

Freunde, die gekommen waren, den Geschlagenen zu trösten. Und er erhob sich und trat nackt wie Hiob vor seine Freunde. Einen Augenblick nur sahen sie so den Kaiser, seinen gelblichen, faltigen Bauch, die fettigen Schenkel, die sonst in den schneeweißen kaiserlichen Hosen so kräftig und muskulös erschienen, den kurzen, starken Nacken, den rundlichen Rücken, die kleinen Füße und die zarten Zehen. Dies dauerte nur einen Augenblick. Sofort kam der Diener und hüllte den kleinen Körper in den breiten, weißen Flanell. Die nackten Füße des Kaisers hinterließen auf dem Boden deutliche nasse Spuren nach jedem Schritt. Ein paar Minuten später kam Angelina wieder, wie es ihr Dienst vorschrieb. Sie sah die Spuren der kaiserlichen Füße, und während sie sich daranmachte, den Boden zu säubern, dachte sie, sie schände und beleidige die Spuren des Kaisers, weil sie gezwungen war, sie auszulöschen. Der Diener, der noch die Flaschen, die Seifen und die Tücher ordnete, kam an sie heran und sagte ganz leise: »Ich muß dir was Schlimmes sagen. Hörst du? Etwas ganz Schlimmes!« – »Sag's!« antwortete sie. »Dein Sohn –«, begann er. – »Er ist gestorben«, sagte sie ganz ruhig. – »Ja. Und der Kaiser selbst hat ihn begraben.« – Angelina lehnte sich gegen die Wand. Sie schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie: »Er war mein Sohn. Er hat den Kaiser geliebt. – So, wie ich ihn liebe –«
»Du bekommst fünftausend Goldstücke«, sagte der Diener.
»Ich brauche sie nicht. Kannst sie behalten«, erwiderte Angelina. »Geh«, sagte sie, »stör mich nicht! Ich muß arbeiten!«
Als sie allein war, fiel sie nieder auf die Knie, schlug das Kreuz, wollte beten und vermochte es nicht. Sie blieb lange Zeit so, eine Bürste in der Hand und auf den Knien. Es sah aus, als ob sie dem Boden diente, dieweil sie dem Himmel zugewandt war, ihrem toten Kind und dem Kaiser.
Ihr Herz war schwer, ihre Augen blieben trocken. Sie beweinte ihren Sohn, und sie beneidete ihn auch. Tot war er, tot! Aber begraben hatte ihn die Hand des Kaisers.

IV

Am nächsten Vormittag um zehn Uhr versammelten sich die Minister im Schloß des Kaisers. Die Generäle und die großen Herren des Reiches erwarteten ihn, reglos im Korridor aufgestellt in zwei Reihen,

andächtig und ängstlich und traurig und ehrfürchtig sahen sie aus: In Wirklichkeit aber waren die meisten eher von der Furcht um das eigene Schicksal betroffen als von der Furcht um das Schicksal des Landes und des Kaisers; und einige waren sogar mehr von der Neugier bewegt als vom Schmerz. Andere wieder waren noch um die Wirkung besorgt, der sie ihren Ruf zu verdanken glaubten, von dem sie seit der Rückkehr des Kaisers gelebt hatten: Sie standen feierlich da und meinten, gerade sie seien die wichtigsten Bereiter der wichtigsten Geschicke. Fouché wartete schon im Saal. Sein Angesicht war noch blasser und gelber als gewöhnlich. Er neigte sehr tief seinen schmalen, langen Kopf, als der Kaiser eintrat. Der Kaiser aber sah keinen an. Er fühlte dennoch den verschleierten Blick seines Polizeiministers und gleichzeitig den unerbittlichen und aufrichtigen des alten Carnot. Er hatte es nicht nötig, der Kaiser, alle anzusehn: Jeden einzelnen kannte er längst. Im voraus wußte er, was sie dachten und was sie sagen würden. Er setzte sich. »Die Sitzung ist eröffnet!« begann er mit ruhiger Stimme. – »Ich bin zurückgekommen«, fuhr er fort, »um das Unheil aufzuhalten, das uns betroffen hat. Aber ich brauche eine Zeitlang absolute Gewalt.«

Alle senkten die Blicke. Fouché allein sah den Kaiser unverwandt mit seinen hellen Augen an. Inzwischen schrieb er unaufhörlich kleine Zettelchen, Gott weiß an wen; und der Kaiser sah es wohl. Der Polizeiminister schrieb, ohne auf die Blätter zu schauen. Er hielt seinen Blick ständig auf den Kaiser gerichtet, es war, als hätte seine unermüdlich kritzelnde Hand eigene Augen. Nun erhob sich der Kaiser: »Ihr wollt, ich spüre es, daß ich abdanke«, sagte er. »So ist es, Majestät!« antwortete einer der Minister. Der Kaiser hatte es gewußt. Er stellte jede Frage nur, um die Antworten zu bekommen, die er längst erwartet hatte. Dennoch sagte er – und es war ihm selbst, als spräche ein Fremder aus ihm: »Der Feind ist im Lande. Ich bin, was immer auch kommen möge, der Mann des Volkes und der Soldaten. Ein Wort von mir – und alle Abgeordneten sind erledigt. Hundertunddreißigtausend Mann bringe ich auch heute noch auf die Beine. Die Engländer und die Preußen sind ermattet. Sie haben gesiegt, aber sie sind erschöpft. Und die Österreicher und die Russen sind weit!« Alle Minister schwiegen. Noch einmal, zum letztenmal, fühlten sie alle die Erhabenheit der kaiserlichen Stimme. Sie lauschten ihr, aber der Stimme nur, dem Klang der Worte, und nicht ihrem Sinn. Der Kaiser selbst wußte wohl, daß er

vergeblich sprach. Er hielt plötzlich inne. Jedes Wort war umsonst. Er wollte gar nicht mehr um seinen Thron kämpfen. Zum erstenmal in seinem Leben, seitdem er mächtig geworden war, fühlte er die Seligkeit, die der Verzicht gewährt. Mitten in seiner Rede überkam ihn die Gnade der Demut. Er fühlte plötzlich den Segen der Niederlage und eine ganz, ganz heimliche Genugtuung darüber, daß er jeden Augenblick, wenn er nur wollte, diese Minister, zu denen er jetzt sprach, jene Parlamentarier, die darauf warteten, ihn zu stürzen, abschaffen lassen konnte, gefangensetzen, ja sogar köpfen oder erschießen. Wenn er nur wollte! ... Er wollte eben nicht. Es war ein wonniges Gefühl – er erlebte es zum erstenmal –, zu können und dennoch nicht zu wollen! Sein ganzes unendlich reiches und sattes Leben lang hatte er viel mehr gewollt und gewünscht, als einem Irdischen zu können gegeben war. Jetzt zum erstenmal und just in der Stunde seiner Schmach und seiner Niederlage fühlte er, daß er sehr viel Macht besaß, aber daß er sie gar nicht wünschte. Es war ein wonniges Gefühl. Es war, als hielte er in der Hand ein scharf geschliffenes Schwert, das ihn selig machte, und gerade deshalb, weil er es nicht gebrauchte. Er, der immer gedacht hatte, man müsse schlagen und auch treffen, erlebte die erste Ahnung von dem Glück, das die Schwäche bereitet, das die Ergebenheit beschert. Zum erstenmal in seinem stolzen und starken Leben ahnte er die edle Seligkeit der Schwachen, der Geschlagenen und der Verzichtenden. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er die Sehnsucht, ein Knecht zu sein und nicht ein Herr. Zum erstenmal in seinem Leben empfand er auch, daß er viel zu büßen hatte, weil er so viel gesündigt hatte. Und es war ihm, als müßte er um das Heil seiner Seele willen die Hand öffnen, in der er das geschliffene Schwert hielt, auf daß es hinfalle, ohnmächtig und demütig, wie er selbst in dieser Stunde war.
Dennoch lebte immer noch ein anderer in ihm, nämlich der alte Kaiser Napoleon, und dieser war es, der jetzt zu den Ministern aufs neue zu sprechen begann: Er könne in zwei Wochen eine neue Armee haben, er könne bestimmt die Feinde schlagen, so sagte er. – Aber schon wußte er, daß er die Abgeordneten nicht überzeugen konnte wie die Minister. Die Advokaten haßte er, wohl konnte er ihnen den Garaus machen, aber er verachtete sie zu sehr, um ihnen Gewalt anzutun, und außerdem liebte er, der allzeit Gewaltsame, in dieser Stunde nicht mehr die Gewalt. Genug der Gewalt hatte er ausgeübt! Abdanken wollte er. Er wollte nicht der Kaiser mehr sein. – Von Zeit zu Zeit, aus

weiter Ferne, aber immer deutlicher, glaubte er, einen Ruf zu vernehmen, die lockende Stimme des Unglücks. Diese Stimme wurde allmählich lauter und deutlicher noch als die Rufe der Menschen vor dem Schloß: »Es lebe der Kaiser!« Denn immer noch riefen sie vor seinen Fenstern: »Es lebe der Kaiser!« – Arme Freunde, dachte er: Sie lieben mich, und auch ich liebe sie, und für mich starben sie, und für mich leben sie, ich aber konnte nicht für sie sterben. Sie wollen mich mächtig sehn, so sehr lieben sie mich! Ich aber, ich liebe jetzt die Ohnmacht. Die Ohnmacht liebe ich! Ich war so lange unselig groß: Ich will einmal klein und selig sein!...

Aber immer wieder riefen die Menschen: »Es lebe der Kaiser!« – als ahnten sie, was in ihm vorging, und als wollten sie ihm weniger huldigen als ihn daran erinnern, daß er ihr Kaiser sei und daß er ihr Kaiser bleiben müsse. Es gab Augenblicke, in denen diese Rufe mitten in sein Herz drangen; und dann erkannte er, daß sein alter Hochmut noch darin lebte, in seinem Herzen; und dieser alte kaiserliche Hochmut antwortete auch auf die Rufe, unhörbar den Rufern, aber stark in der Brust des Kaisers. Sie rufen mir zu, also bin ich noch ihr Kaiser! sprach der alte Hochmut in seiner Brust. Aber bald darauf sagte eine andere Stimme: Ich bin mehr als ein Kaiser, ich bin ein Kaiser, der verzichtet. Ich halte ein Schwert in der Hand, und ich lasse es fallen. Ich sitze auf einem Thron, und ich höre schon die Holzwürmer in ihm klopfen. Ich sitze auf dem Thron, und ich sehe mich schon im Sarg liegen. Ich halte ein Zepter, und ich wünsche mir ein Kreuz – ja, ich wünsche mir ein Kreuz!...

V

In dieser Nacht schlief er nicht. Sie war schwül und trächtig. Zwar standen alle Millionen Sterne am silberblauen Himmel: Dem Kaiser aber war es, wenn er zu ihm emporsah, als seien es nicht die wirklichen Sterne, sondern nur die blassen, fernen Bilder von wirklichen Sternen. In dieser Nacht war es ihm wieder, als durchschaute er die falsch erhabenen Absichten des Lenkers der Welt. Noch hatte er Gott nicht erkannt, und schon glaubte er, ihn zu durchschauen. Er glaubte zu wissen, der Kaiser, Gott sei auch ein Kaiser, genauso wie er, klüger und vorsichtiger und infolgedessen beständiger. Er aber, der Kaiser Napo-

leon, war aus Großmut töricht gewesen, aus Großmut hatte er die Macht verloren. Ohne seine Großmut hätte auch er Gott sein können, das blaue Gewölbe des Himmels schaffen, den Glanz und den Lauf der Sterne regeln, das Geschick der Menschen und die Richtung der Winde regieren, den Zug der Wolken und den Flug der Vögel. Er aber, der Kaiser Napoleon, war bescheidener als Gott, aus Edelmut nachlässig und aus Großmut leichtfertig. Er öffnete die Fenster. Er hörte den freudigen, eintönigen Gesang der Grillen im Park. Er roch den satten, friedlichen Duft der sommerlichen Nacht, den betäubenden Flieder und die allzu süßen Akazien. All das machte ihn grimmig.

Er wollte keinen Thron und keine Krone und keinen Palast und kein Zepter mehr. Er wollte so einfach sein wie einer der vieltausend seiner Soldaten, die gestorben waren, für ihn und für das französische Land. Er verachtete die Leute, die ihn morgen oder übermorgen zwingen würden abzudanken; aber er war ihnen auch dankbar, daß sie ihn zwangen abzudanken. Er haßte seine Macht und zugleich auch seine Ohnmacht. Er wollte kein Kaiser mehr sein, und er wollte dennoch ein Kaiser bleiben. Heute um diese Stunde berieten sie im Haus der Abgeordneten, ob er Kaiser bleiben solle oder nicht.

Ratlos und rastlos ging er auf und ab, blieb einen Augenblick am offenen Fenster, machte wieder kehrt, setzte sich an den Tisch, öffnete die geheime Schublade, versuchte, seine Papiere zu ordnen, in drei Haufen. Die einen waren gleichgültig: Sie konnten bleiben; andere waren gefährlich: Sie mußten vernichtet werden; wieder andere wollte er behalten, auch mitnehmen. Ein paar Briefschaften hielt er an die goldenen Flammen der Wachskerzen. Die Asche verstreute er achtlos auf dem Tisch und auf dem Teppich. Auf einmal hielt er inne, legte die verurteilten Papiere wieder sachte hin und begann von neuem seine Wanderung. Es war ihm eingefallen, daß es vielleicht zu früh war, die Briefschaften zu vernichten — und die Furcht, seine alte, abergläubische Furcht, erfaßte ihn, daß er vielleicht soeben leichtfertig dem Schicksal einen Wink, eine Richtung gegeben hatte. Dieser Gedanke machte ihn auch müde, und er versuchte, sich auf dem Sofa auszustrecken. Sobald er aber lag, war es ihm, als sei er noch hilfloser und als stießen die schwarzen Kümmernisse auf ihn hernieder wie finstere Raben auf einen Leichnam. Er mußte sich erheben. Er sah wieder nach dem Himmel, dann auf die Uhr: Diese Nacht nahm kein Ende. Wirre Bilder zogen an ihm vorbei, Bilder ohne zeitlichen und sinnvollen Zu-

sammenhang stiegen auf, gleichsam aus ganz verschiedenen, plötzlich aufgeschlossenen Schubfächern der Erinnerung. Kraftlos ergab er sich ihnen, setzte sich, stützte den Kopf in die Hände und schlief im Sitzen ein.

Der erste zage Ruf eines erwachenden Vogels weckte ihn. Der Tag graute, sacht bewegte ein guter Wind die Kronen der Bäume und die hohen Fensterflügel. Sie krächzten ein wenig in den Angeln, und sie erschreckten den Kaiser. Er verließ das Zimmer. Sein Diener, der draußen vor der Tür auf seinem Stuhl kauerte, sprang auf und machte sich bereit, ihm zu folgen. Der Wachtposten aber, vor dem Tor, schlief steif und starr, im Stehen, mit geschultertem Gewehr. Der Kaiser blieb vor ihm stehen. Es war ein ganz junger Bursche, über seinen Lippen, die sich bei jedem Atemzug öffneten und wieder schlossen, sproß das zarte, schwarze, flaumige Bärtchen, und die rundlichen, bäuerlichen Wangen waren ebenso gerötet, als hätte der Mann nicht im Stehen und mit dem Gewehr im Arm geschlafen, sondern im Bett daheim an der Seite seines Mädchens. – Einmal wird vielleicht mein Sohn so aussehn, dachte der Kaiser. Und ich werde es nicht sehen. Solch ein Bärtchen wird auf seiner Oberlippe sprießen, schlafen wird auch er im Stehen können, ich aber werde es nicht erleben. – Er streckte die Hand aus und zupfte am Ohrläppchen des jungen Mannes. Der Soldat erwachte und erschrak, er riß seine runden, goldbraunen Augen weit auf, er erinnerte an ein uniformiertes und erstarrtes Reh. Erst ein paar Sekunden später erkannte er den Kaiser, präsentierte mechanisch das Gewehr, halb noch im Schlaf und dennoch bereits in Furcht und Bangnis. Der Kaiser ließ ihn stehn und ging weiter.

Alle Vögel jubelten dem siegreichen Morgen zu. Der Wind war verstummt, in einem hellblauen, stillen Glanz standen die Bäume unbeweglich und wie für alle Ewigkeit gewachsen. Das ist der letzte Tag, an dem ich noch der Kaiser von Frankreich bin, dachte der Kaiser. Ja, es war schon gewiß. Der Morgen selbst schien es ihm zu sagen, die Vögel jubelten heute allzu boshaft und allzu schrill, die Sonne sogar, die sich schon hinter dem dichten, satten Grün ankündigte, hatte ein böses, gelblichrotes Angesicht. Den sommerlichen Frieden dieses Morgens fühlte der Kaiser nicht, er wollte ihn auch nicht fühlen. Dennoch empfand er, sekundenlang, während er im Gehen die Augen schloß, daß Gott und Seine Welt gut zu ihm sein wollten und daß

andere Menschen, an seiner Stelle, in diesem Garten, zu dieser Stunde, im grün-blau-goldenen Schimmer des auferstehenden Tages dankbar, demütig und selig gewesen wären. Ihn aber verhöhnte der Morgen geradezu. Ja, die ewige Sonne Gottes ging auf, sie ging auf wie seit undenklichen Zeiten: als wäre nichts geschehen, als ginge seine, des Kaisers, Sonne nicht gerade heute unter. Nacht, Nacht hätte heute sein müssen! Und um den Tag nicht noch stärker werden zu sehen, kehrte der Kaiser plötzlich um. Er befahl, die Vorhänge zu schließen. Noch ein paar Stunden wollte er Nacht haben.

Er schlief ein, in Stiefeln, im Anzug. Er hatte verboten, daß man ihn wecke, und dennoch getraute man sich, es zu tun, und sein erster Gedanke beim Erwachen war, daß nicht einmal seine Lakaien mehr seine Befehle befolgten: Aber es war sein Bruder Lucien, der jüngste und liebste seiner Brüder. Er stand vor ihm, vor dem Sofa, durch die geschlossenen Gardinen sickerte schon kräftig, golden und voller Saft das Sonnenlicht, der Bruder Lucien aber stand noch da, blaß und fahl und übernächtigt, ein Stück der vergangenen Nacht.

»Sie wollen nicht!« sagte er nur.

»Ich wußte es!« erwiderte der Kaiser und erhob sich.

Schon erschollen vor dem Schloß die täglichen Rufe, die er kannte: »Es lebe der Kaiser!« Er setzte sich und sagte zu seinem Bruder: »Hörst du? Das Volk will, ich solle leben, die Vertreter des Volkes aber wollen meinen Tod. Ich glaube dem Volk nicht, und ich glaube auch den Vertretern nicht. Ich habe nur meinem Stern geglaubt. Und der ist untergegangen.«

Der Bruder schwieg. Er senkte den Kopf. Er war jung, und ihm war, als wäre er noch jünger und törichter durch das Unglück geworden, und zugleich auch, als hätte er die Pflicht, den Kaiser, seinen Bruder, der ihm wie ein Vater schien, auch jetzt noch zu kräftigen und zu retten. Und deshalb sagte er zaghaft: »Noch bist du der Kaiser! Noch bist du der Kaiser! Du darfst nicht abdanken!«

»Ich werde abdanken«, antwortete Napoleon. »Ich bin nicht müde, aber ich bin, mein lieber Bruder, liebster meiner Brüder: Ich bin verwandelt. Siehst du: Ich glaube nicht mehr an all das, woran ich immer geglaubt hatte: an die Gewalt, an die Macht und an den Erfolg. Deshalb, siehst du, werde ich abdanken. Noch kann ich zwar nicht an das andere glauben, an die Macht, die wir nicht kennen. Aber dazwischen stehe ich eben heute, siehst du, mein Bruder! An die Menschen glaube

ich nicht mehr, und an Gott glaube ich noch nicht. Ich fühle ihn aber schon, ich beginne schon, ihn zu fühlen.«

Er sprach für sich hin, und er wußte wohl, daß ihn sein Bruder nicht verstand. Und in der Tat, sein Bruder Lucien verstand ihn nicht und meinte, der Kaiser sei müde und rede irre.

Er war gut und brav und treu, und er hatte keine Ahnung von den Wirrnissen des Kaisers, von seinen Reden und von seiner Trauer. Der Kaiser wußte es wohl. Aber er sprach dennoch, weil er eine ganze, unendlich lange Nacht geschwiegen hatte, und deshalb auch, weil er wußte, daß Lucien, der liebste und einfältigste seiner Brüder, ihn nicht verstand.

Lucien hielt den Kopf gesenkt. Er begriff in der Tat gar nichts. Nur ein Gedanke erfüllte ihn mit Schrecken: Bald werden sie kommen! Bald werden sie kommen!

VI

Sie kamen auch, um zehn Uhr vormittags. Sie hatten feierliche, traurige und verzweifelte Gesichter. Der Kaiser betrachtete sie, wach und aufmerksam, einen nach dem andern: den alten Caulaincourt, seinen Bruder Joseph, den lieben Regnault. Andere warteten nebenan, im Saal des Ministerrats. Man meldete Fouché, den Minister der Polizei. »Er soll kommen«, sagte der Kaiser, »und sofort!«

Er trat ein. Er verneigte sich tief und blieb in dieser Haltung so lange, daß es scheinen konnte, er hätte ehrliche Mühe, seinen Rücken wieder geradezustrecken und seinen Kopf wieder zu erheben. Er trug in der Rechten eine schmale Mappe aus dunkelgrünem Saffian, in der Linken den Ministerhut. Aufmerksamer noch und genauer als vorher die anderen betrachtete der Kaiser den häßlichsten seiner Feinde. Es war, als wollte er sich für die Zeit seines übrigen Lebens die Gestalt dieses Mannes genau, mit allen ihren Einzelheiten, einprägen; als hätte er ihn lediglich zu diesem Zweck bestellt. Es war, als weidete er sich mit der Wonne eines Künstlers, der ein vollkommenes Objekt gefunden hat, an dem häßlichsten seiner Minister. Noch fürchtet er mich, dachte der Kaiser. – Noch könnte ich ihn stören, stören zuerst, dann vielleicht vernichten. In seiner grünen Mappe dort trägt er mein Todesurteil, aber ich allein bin imstande, es zu unterzeichnen, und er hat Angst, ich

wollte noch immer nicht. Er kennt mich nicht, und wie sollte er auch! So wenig kennt der Teufel den Herrn! Ich werde ihn noch eine Weile warten lassen! Welch ein vollendetes Exemplar! Welche Harmonie zwischen Gesicht, Händen, Haltung und Seele! Ich habe ihn leben und gewähren lassen, wie Gott den Teufel leben und gewähren läßt. Jetzt aber, da ich kein Gott mehr bin, lebt er von seinen eigenen Gnaden; morgen aber schon von der Gnade der Engländer, der Österreicher, der Preußen und des Königs.

»Sehen Sie mich an!« sagte der Kaiser.

Fouché hob den Kopf. Er wollte etwas sagen, aber er konnte nichts hervorbringen, als er dem Blick des Kaisers begegnete. Vor diesem Blick hatte er oft nur gezittert. Jetzt aber, zum erstenmal, lähmte ihn dieser Blick auch. Er hatte plötzlich trockene, spröde Lippen, durch die kein Wort schlüpfen konnte, er benetzte sie unwillkürlich mit der schmalen, blassen Zungenspitze. Welche Harmonie! dachte der Kaiser. – Er läßt nicht die geringsten Bewegungen aus, die man an der Schlange kennt.

Wie wahr ist sie, die banale Symbolik!

»Schreiben Sie den Herren, die darauf warten, ein Wort, daß ich bald soweit bin. Sie können zufrieden sein!«

Fouché näherte sich dem Tisch des Kaisers. Er legte den Hut auf einen Sessel, behielt aber die Mappe, nahm ein leeres Blatt mit behutsamen Fingern vom Tisch, legte es auf die Mappe und schrieb so, im Stehen.

Der Kaiser sah ihn nicht mehr an. Er wandte sich seinem Bruder zu und befahl: »Schreiben Sie!« – Und er begann zu diktieren: »... Ich biete mich dar als ein Opfer des Hasses, den die Feinde Frankreichs gegen mich hegen. Möchten ihre Erklärungen aufrichtig sein und sie nur meine Person verfolgt haben... Einiget Euch alle für das allgemeine Wohl, auf daß Ihr eine unabhängige Nation bleibet!...«

Soweit kam er. Rings um ihn standen seine alten Freunde und Diener. Durch die offenen Fenster drang die blendende, sommerliche Hitze ins Zimmer, in heftigen, betäubenden, wuchtigen Wogen. Nichts rührte sich. Die Menschen und die Dinge waren erstarrt, selbst die zarten Vorhänge aus gelblichem Musselin vor den Fenstern hingen da in reglosen, gleichsam versteinerten Falten. Man hätte glauben können, auch draußen sei die Welt erstarrt, Paris atmete nicht mehr unter der Last der Hitze, deren Gold schwerer war als Blei; und ganz Frankreich dämmerte mitten im strahlenden Glanz, es dämmerte dahin und war-

tete; die Dörfer und die Städte schliefen, indessen sich ihnen die Feinde schon vom Norden näherten; das Gras auf den Wiesen dämmerte und wartete darauf, zertreten zu werden; und die Ähren auf den Feldern wußten schon, daß sie umsonst gewachsen waren; kein Korn würde in diesem Jahr mehr gemahlen und gebacken werden; und man fühlte die reglosen, toten Mühlen, verstreut im ganzen Lande. Die toten Steine allein in den Straßen und Gassen atmeten noch: Aber auch ihr Atem war nur tote Hitze...

Da auf einmal drang der schrille Schrei einer Frau von der Straße her durch die Fenster: »Es lebe der Kaiser!« Dieser Schrei fuhr in das brütende Schweigen des Sommers wie ein greller Funke in dürren, stummen Zunder. Die Menschen im Zimmer des Kaisers begannen, hörbar zu atmen. Ihre Augen öffneten sich weit und lebendig und richteten sich auf den Kaiser. Jemand bewegte sich leise, als prüfte er, ob seine Starre wirklich schon gewichen sei, andere wiederholten diese Bewegung. Noch war der gellende Schrei der Frau nicht verklungen, und schon folgte ihm der dumpfe Donner aus tausend männlichen Kehlen von der Straße her: »Es lebe der Kaiser!« Einer der Männer im Zimmer öffnete die Lippen, als wollte auch er in den Ruf einstimmen; der Kaiser sah es, und seine Augen geboten ihm dermaßen bedrohlich zu schweigen, daß der Mund des Freundes eine Weile offen blieb und alle fast zu sehen glaubten, wie seine Huldigung zwischen Zunge und Zähnen erstarb. Noch einmal, ein drittes, ein zehntes Mal donnerte es draußen: »Es lebe der Kaiser!« – Der Kaiser diktierte nicht mehr. Er wandte sich nicht um. Er saß mit dem Rücken zu den Fenstern, durch welche die Rufe kamen, es war, als wandte er mit Absicht und Unwillen diesen Rufen den Rücken. Sie machten ihn aber in Wirklichkeit traurig und zugleich auch stolz. Er dachte noch an den letzten Satz, den er eben diktiert hatte: »Einiget Euch alle für das allgemeine Wohl, auf daß Ihr eine unabhängige Nation bleibet!« – Diesen Satz hatte er gestern und vorgestern schon gedacht, er hatte schon lange, dieser Satz, in seinem Herzen gelebt. Nun, da er ihn ausgesprochen und lebendig gemacht hatte, war es, als hätte die Frau aus dem Volke draußen den Satz bereits gehört und das ganze Volk ebenfalls. Ja, es war sein Volk, es waren seine Franzosen! So sprach er zu ihnen immer das rechte Wort in der rechten Zeit, und hätte er es selbst nicht gesprochen, sie hätten es erahnt und gewußt, wie eben jetzt. Er kannte all die Menschen draußen, das Volk aus den Vorstädten, die Unteroffiziere

und die Offiziere, die Frauen mit den roten Tüchern, viele mit Veilchen geschmückt, all die Kinder des Vaterlandes, und die süßen Trommeln der Marseillaise zitterten durch den großen Paukendonner, den sie draußen ertönen ließen. Es war plötzlich auch ein alter, lieber, vertrauter Geruch im kaiserlichen Zimmer, wie ein lieber Gast kam er durch die Fenster: der Geruch der Soldaten, der Geruch des Volkes, des Pulvers, der dampfenden Suppe im Biwak, des knisternden angezündeten Reisigs, und auch der Geruch des warmen menschlichen Blutes: ja, auch er, der Dunst des warmen menschlichen Blutes.

Der Kaiser fühlte einen ungekannten Stolz in sich aufsteigen, einen ganz andern als jenen, den er am Abend nach den siegreichen Schlachten empfunden hatte, nach einer Begegnung mit hochmütigen und geschlagenen Feinden, die ihn um Frieden baten: Es war ein neuer Stolz, ein ferner und sehr adliger Bruder jenes Stolzes, den er so gut gekannt hatte. In der Stunde, in der er sich selbst auslöschte und gering machte, erhob ihn und erhielt ihn das Volk von Frankreich selbst. Die Krone, die er sich selbst aufgesetzt hatte, legte er jetzt nieder; da setzte ihm das Volk eine neue auf, eine unsichtbare, aber eine echte, eben jene, die er immer ersehnt und nie zu erreichen verstanden hatte. Solange er dieses Volk von Frankreich beherrscht hatte, war es ihm unsicher und wankelmütig erschienen. Nun aber, da er sein Zepter zerbrach, wurde er der wirkliche Kaiser von Frankreich. Immer noch rief man draußen: »Es lebe der Kaiser!« Im Zimmer verrieten die Versammelten eine noch größere Unruhe. »Schließt die Fenster!« befahl der Kaiser. Man schloß sie, und die Rufe kamen dennoch immer noch fern und gedämpft herein.

In diesem Augenblick schluchzte einer der Männer laut auf, es war ein heftiger Ton, schnell wieder gebändigt, wie in der Mitte zerschnitten, aber stark und erschütternd genug, so daß den andern die Tränen in die Augen stiegen. »Ich kann nicht weiterschreiben«, sagte der Bruder des Kaisers ganz leise. Er flüsterte fast, aber in der Stille hörten es alle deutlich. Sie kennen mich nicht, auch jetzt noch nicht, dachte der Kaiser. Ich bin stolz und gleichgültig, die Trauer habe ich eben kennengelernt, die Wehmut tut mir wohl, ich könnte sagen, ich sei glücklich. Und sie weinen, meine Freunde! Jeder Grenadier hätte mich verstanden ... Und unwillig befahl er: »Fleury de Chaboulon, setzen Sie sich hin, und schreiben Sie weiter:

Mein politisches Leben ist zu Ende. Ich ernenne meinen Sohn, unter dem Namen Napoleon der Zweite, zum Kaiser der Franzosen.«

Alle schwiegen. Die Feder kratzte hurtig und unwirsch. Plötzlich hörte man einen starken Tropfen auf das Papier fallen. In dieser Stille klang es hart, wie wenn ein Tropfen Wachs von einer Kerze aufs Papier gefallen wäre. Aber es war kein totes Wachs, es war eine lebendige Träne. Sie fiel aus dem Auge des Schreibers aufs Papier, die nächste hielt er schnell mit dem linken Ärmel auf, ohne mit dem Schreiben aufzuhören.

Der Kaiser riß ihm das Papier aus der Hand. Er unterschrieb, mit fliegender Schrift, wie es seine Art war. Und während des kurzen Augenblicks, den seine Unterschrift brauchte, lag ein großer, starker und hehrer Glanz in seinen gesenkten Augen, die niemand sah, und seine Lippen krümmten sich ein wenig. Seinen Mund sahen alle, und sie hielten dafür, daß der Kaiser leide. Er aber litt nicht: Er verachtete nur. Er stand auf, umarmte den Schreiber und verabschiedete alle. Er hatte abgedankt. Und ihm war, als hätte man ihn jetzt erst zum erstenmal gekrönt.

VII

Er blieb allein bis zum Abend. Nur sein Diener kam, der junge Mann, den er liebte. Er brachte ein Essen, wie es der Kaiser mochte, wenn er allein war: ein schnell verzehrbares, ein mit Ungeduld zu verzehrendes. Die sanften Augen des jungen Mannes waren verschleiert, auch hielt er die Lider halb geschlossen, sein sonst gesund gebräuntes und straffes Angesicht war gelblich und plötzlich von vielen Falten gezeichnet. Er sah aus, als käme er aus einem großen Schrecken oder von einer weiten, harten Wanderung oder aus einem wüsten Traum. »Bleib hier!« sagte der Kaiser. »Setz dich hin, nimm jenes Buch dort«, er wies auf das kleine Tischchen, auf dem Bücher und Karten aufgehäuft lagen. »Lies mir vor, Anfang oder Mitte, es ist gleich!«

Der Diener gehorchte. Er setzte sich und begann zu lesen. Es war ein Buch über Amerika, und er begann von der ersten Seite an zu lesen, aus Hochachtung vor dem Buch und auch vor dem Kaiser. Er las fleißig, aufmerksam, eintönig, wie er einst als Knabe in der Schule gelesen hatte, er prägte sich alles ein, die Art des Bodens, der Pflanzen, der Menschen, er las viele Seiten, wagte nicht, die Augen von den Seiten zu erheben, fühlte nur, daß der Kaiser nicht immer zuhörte, bald aufstand

und zum Fenster trat, dann wieder an den Tisch zurückkehrte, ahnte, daß der Kaiser bald anfangen würde zu sprechen, wurde unruhig und las immer schneller. »Genug!« sagte der Kaiser. »Sieh mich an!« – Mitten in einem Satz unterbrach sich der Diener. Er sah den Kaiser an. »Hast du auch geweint, mein Sohn?« fragte der Kaiser.
»Jawohl, Majestät!«, und schon fühlte er, daß er wieder weinen müsse. »Siehst du«, begann der Kaiser, »du bist jung, du bist noch nicht in Ordnung gekommen mit der Welt und den Gesetzen des Lebens. Merk dir, was ich jetzt sage, aber wiederhol's nicht vor aller Welt – und vor allem schreib's niemals auf. Denn eines Tages, ich weiß es, wirst auch du deine Erinnerungen aufschreiben wollen, das wollen wir alle, die wir etwas erlebt haben. Also behalt es für dich, was ich dir sage: Alles gehorcht unbegreiflichen, aber ganz bestimmten Gesetzen: die Sterne, die Winde, die Zugvögel, die Kaiser, die Soldaten, alle Menschen, alle Pflanzen. Das Gesetz, nach dem ich gehandelt habe, ist erfüllt. Jetzt will ich endlich versuchen zu leben. Verstehst du?« – Der Diener nickte. »Sag«, fragte der Kaiser, »weinst du über mein Unglück? Hältst du mich für einen Unglücklichen?« Der Diener erhob sich, er konnte nicht antworten. Er öffnete den Mund, zögerte, senkte die Augen und sagte: »Majestät, ich weiß nur, daß ich selbst sehr unglücklich bin!« »Also, geh!« befahl der Kaiser. »Ich will allein sein!«
Jetzt, da kein Laut mehr im Zimmer zu hören war, vernahm er wieder die unermüdlichen Rufe des Volkes vor dem Schloß. Der Abend näherte sich schon, nur das Volk, sein Volk, nur das Volk von Frankreich war so beharrlich in der Liebe. Sie wußten schon, daß er kein Kaiser mehr war, aber sie kümmerten sich nicht um seine Abdankung, sie riefen, sehnsüchtig, wie damals an jenem Abend, als er wieder heimgekommen war: »Es lebe der Kaiser!« – als hätte er nicht die größte aller Schlachten und das Leben aller Soldaten verloren. Nicht aller, dachte er plötzlich. Sein soldatisches Gehirn begann auf einmal, gleichsam gegen seinen Willen, noch einmal – ach, zum wievieltenmal schon – zu rechnen, daß er noch 5300 Gardisten hatte, 6000 Infanteristen, 700 Gendarmen, acht Kompanien Veteranen, die Armee des Generals Crouchy war noch vorhanden – und im Nu vergaß der Kaiser den ganzen verflossenen Tag, seine Abdankung, seine Pläne; er hörte nur noch die Rufe: »Es lebe der Kaiser!« – die beharrliche Werbung des Volkes, und er war wiederum der Kaiser Napoleon, ging schnell an

den Tisch, schlug hastig die Karten auf, nie – so schien es ihm – hatte sein Kopf so schnell und sicher gearbeitet, Fehler, die er begangen hatte, schienen ihm kindisch, lächerliche Verirrungen, er begriff nicht mehr, warum er so blind gewesen war, auf einmal fühlte er, daß er geradezu erleuchtet sei, wie eine Gnade kam es über ihn, zu erraten, ja, besser noch: zu wissen glaubte er die Pläne seiner Feinde, er überlistete, lockte, verriet, verstrickte, schlug und verdarb sie, befreit war endlich das Land, er schlug sie noch weiter, die Feinde, weit über die Grenzen, schon erreichte er die Küste, England floh auf seinen Schiffen den sichern Ufern der Insel zu – wie lange war sie selbst noch vor dem Kaiser sicher? Eines Tages überquert man auch das Meer, das ewig feindliche, manchmal aber auch gnädige Element und nahm Rache, Rache! Oh, süße Rache!

Es wurde schon dunkel, der Kaiser aber las so eifrig in den Karten, daß er es kaum bemerkte – ja, er las gar nicht in der Karte, er sah die lebendigen Dörfer, die Weiler, die Wege, die Hügel, das Schlachtfeld, alle möglichen, alle künftigen Schlachtfelder, viele Schlachtfelder, tausend Schlachtfelder, und auf einmal auferstanden sie auch alle, die geliebten Kampfgenossen seiner Jugend, die gefallenen Brüder, die Generäle und die Grenadiere, der Tod gab sie ihm wieder, keinen, keinen brauchte er mehr, mit den zurückgekehrten Toten allein siegte er. Es war die größte Schlacht seines Lebens, die wunderbarste, die kunstreichste, der Sieg war ein Spiel, anmutig beinahe in seiner ganzen Furchtbarkeit.

Es klopfte, er wachte auf. Man meldete ihm den Minister Carnot. Man brachte zwei Armleuchter mit brennenden Kerzen. Man entzündete den Kronleuchter. Man ließ den Minister ein.

»Sie haben mich gestört!« sagte der Kaiser.

»Ich bitte um Verzeihung, Majestät!«

»Ich verzeihe. Aber Sie haben mir die schönste Schlacht zerstört. Ich kann siegen. Ich kann sie bis zu den Grenzen jagen. Ich brauche nicht mehr Soldaten, als mir zur Verfügung stehen. Ich kann siegen!«

»Es ist zu spät, Majestät. Man wird Ihnen den Aufenthalt hier verbieten. Sie sind gefährdet, wenn die Feinde kommen. Die Minister können nicht für Ihr Leben haften. Sie müssen fort!«

Es wurde plötzlich sehr heiß im Zimmer, der Kaiser öffnete selbst eines der Fenster, und mit unendlicher Wucht donnerte ihm der Ruf der Menschen entgegen: »Es lebe der Kaiser!«

Er wandte sich nicht um, er sagte laut (den Rücken wandte er dem Minister zu, seine Ohren atmeten den liebenden, geliebten, tosenden Ruf der Menge ein): »Ich muß also fort! Ich muß also dennoch fort!«

VIII

Es war ein warmer, goldener Sommer. Er sah aus wie die letzte, strahlende Huldigung des Landes, der Erde Frankreichs, des französischen Himmels. Es schien, als sprächen der französische Himmel und die französische Erde: »Du wirst niemals mehr einen französischen Sommer sehen, Kaiser Napoleon! Nimm hier die Erinnerung an den schönsten mit, den wir dir geben können!«

Er war kein Kaiser mehr, er war ein Gefangener, im Schloß Malmaison, im Schloß seiner ersten Frau, der toten Kaiserin Josephine. Ihre Tochter Hortense wohnte hier. Manchmal erinnerte sie ihn an die tote, geliebte, jetzt doppelt geliebte Mutter. Die Art, wie sie den Nacken beugte, die Speisen zerschnitt, wie sie sich zurücklehnte, ein ganz bestimmtes Lächeln zeigte, wenn man etwas sagte, was sie nicht begreifen konnte und auch nicht zu begreifen wünschte: dies hatte sie von der Mutter, und deswegen war sie dem Kaiser teuer. Zugleich fühlte er auch eine kleine, eine ganz winzige Eifersucht gegen sich selbst: Seine Frau, die Kaiserin Josephine, sollte die einzige Frau bleiben, die er geliebt hatte, ebenso wie er der einzige Kaiser des Volkes von Frankreich gewesen war.
Ach, es gab nichts mehr zu tun, als sich den Erinnerungen an diese Frau hinzugeben. »Hier bin ich mit ihr gegangen«, sagte er in der und jener Allee, als wäre es gerade nur diese Allee, in der er mit ihr gewesen war. – »Sehen Sie«, sagte er zum Minister Carnot – und er merkte gar nicht, daß er, mitten im Erzählen, in einen anderen Weg eingebogen war – »hier, ich wollte es Ihnen längst sagen, hat sie mein Sohn besucht. Sie hat ihn geküßt. Welch eine Frau. Sie hat das Kind geliebkost, das Kind der anderen, und eigentlich dieses Kindes wegen hatte sie doch aufgehört, Kaiserin zu sein. Hören Sie, Carnot!«
»Jawohl, Majestät!« sagte der Minister.
Dieser Minister war, solange er lebte, ein Feind des Kaisers, einen Verräter an der Freiheit nannte er ihn; oh, ein hartes und eindeutiges Herz zeichnete diesen Minister aus. Jetzt aber, im goldenen Abend, während

sie so dahingingen, während er dem Kaiser zuhörte, seinen Erzählungen, die die Wahrheit liebevoll entstellten, seinen Irrtümern, seinen Kümmernissen, die er preisgab, begann er, zum erstenmal, sachte nur, aber ganz deutlich zu erkennen, daß es noch andere Gesetze in der Welt gab als jene, nach denen er selbst lebte, andere Gesetze als die der starren Überzeugung und des Gewissens, der Treue und des Verrats. »Majestät«, sagte er, mit der groben Offenheit eines alten Jakobiners, »ich frage mich, wenn ich Sie so sprechen höre, weshalb ich so lange geglaubt habe, ich müsse Sie für einen Verräter halten. Heute – aber es ist leider zu spät – halte ich Sie für den treuesten Mann auf dieser Welt!«
»Dafür ist es nie zu spät«, sagte leise der Kaiser.
Der Diener kam ihnen entgegen. Er meldete die Gräfin Walewska. Lange, so schien es dem Kaiser, hatte er sie nicht mehr gesehen. Sie stand da, ihr Kind, sein Kind, an der Hand, das Angesicht halb verschleiert und im schwarzen Kleid, er erschrak eine Sekunde lang und stockte, er hatte die Empfindung, sie sei zu seinem Begräbnis gekommen, er sei schon eine Leiche. Vielleicht bemerkte sie sein Erschrecken, sie kam ihm entgegen, beugte sich über seine Hand. Er nahm ihren Arm und führte sie in das Zimmer, das er einst für sich hatte herstellen lassen, nur um die Kaiserin Josephine zu trösten und um sie glauben zu machen, er wolle sich häufig hier aufhalten. Er gab dem Knaben die Hand, lächelte und stand lange stumm da vor der Frau. Er zeigte ein paarmal mit der Hand auf das Sofa. Aber sie blieb stehen. »Ich wollte Sie noch sehen«, sagte sie. Vor kurzem noch war ihr Angesicht schmal und fein gewesen, wie vor Jahren, als er sie kennengelernt hatte. Jetzt erschien es hager, wüst und abgehärmt. Wie schnell verwandelten sich die Frauen, und besonders die liebenden und die leidenden! Ein zarter, silberblonder Flaum hatte einst ihre weißen, schmalen Wangen bedeckt, ein süßes Moos, sein Mund hatte einst darauf geruht. Jetzt waren die Wangen nackt, kahl und eingefallen. Die Lippen bildeten einen schmalen, strengen Spalt.
»Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, Majestät«, sagte dieser sparsame Mund.
»Keineswegs, keineswegs, wofür, wozu?« rief der Kaiser.
»Doch«, sagte die Gräfin, »deswegen bin ich gekommen, ich muß es Ihnen sagen. Ich muß es Ihnen sagen«, wiederholte sie.
»Ja, bitte!« sagte der Kaiser, fast ungeduldig. Er wußte alles, was sie ihm sagen wollte.

Sie schwieg, erschreckt durch seine Ungeduld. Alles hatte sie sich genau zurechtgelegt, jetzt waren alle Worte verschwunden und ausgelöscht. Nicht einmal weinen konnte sie.
Der Kaiser trat an sie heran, legte sachte beide Hände an ihre Arme, die großen, hellen Augen näherte er ihrem Angesicht und sagte: »Sie wollten mir gestehen, daß Sie mich nicht immer geliebt haben. Ich weiß es längst. Sie haben nur Polen geliebt, Ihr Vaterland. Sie haben meine Liebe angenommen, um Polen frei zu machen. Hierauf erst lernten Sie ein klein wenig den Kaiser lieben. Nicht wahr? Dies wollten Sie mir sagen?«
»Es ist nicht alles!« sagte sie.
»Was sonst?«
»Ich liebe Sie heute, Majestät!« erwiderte sie und hob das Angesicht, trotzig beinahe. »Ich liebe Sie heute, Sie allein, nicht mehr mein Vaterland, nicht mehr den Kaiser. Wohin Sie auch gehen, ich will Ihnen folgen.«
Der Kaiser trat zurück. Er schwieg eine Weile, dann sagte er hart und klar, mit jener Stimme, mit der er gewohnt war, zu Soldaten zu sprechen: »Gehen Sie, Gräfin! Es ist wenig Platz neben mir. Gehen Sie, bitte. Ich liebe Sie immer. Ich werde Sie nie vergessen. Ich liebe Sie immer.«
Er sah ihr zu, wie sie hinausging, stolz und fest, auf den schlanken, starken Beinen, die er liebte, mit dem kühnen Schritt, der den ganzen Körper bewegte und noch die zarten, schwachen Schultern straff, stark und königlich machte.
Er dachte daran, daß er hart gewesen war. Aber es war die einzige Frau, von der er wußte, daß sie ihn begriff, seine Härte liebte sie. Und sie verstand wohl auch, daß er mit ihr nicht länger hätte bleiben können. Er lauschte eine Weile. Er hörte ihr Schluchzen draußen hinter der Tür und die tröstende Stimme seiner Tochter Hortense.
Eine große Ungeduld erfaßte ihn, er wollte keine Stunde mehr bleiben. Er hatte sein Gesetz erfüllt, schon eilte er neuen Horizonten entgegen. Er ließ seinen Bruder kommen, seine Freunde Bassano, Flahaut, Lavalette. »Ich will fort!« rief er. »Wo wartet das Schiff? Wo sind die Pässe? Wohin darf ich endlich? Ich will fort, ich will fort!«
»Die Feinde sind da«, erwiderte ganz ruhig der General Lavalette. »Die Preußen sind in Bourget.«
»Und die Engländer?«

»Man hat noch keinen gesehn!« erwiderte der General.
Der Kaiser verließ plötzlich das Zimmer. Stumm und bestürzt sahen sich die vier Männer an. Ehe noch einer etwas sagen konnte, trat er wieder ein, mit dem Degen, gestiefelt und gespornt, in der Uniform der Gardejäger.
»Ich werde sie aufhalten!« schrie er, so laut, daß der Kronleuchter klirrte. »Laßt die Pferde satteln! Ich werde sie aufhalten! Alles kann ich, alles können die französischen Soldaten! Geht hin und sagt den Herren, ich wünsche Vollmacht, die Preußen aufzuhalten. Ich brauche keine Krone mehr. Ich bin kein Kaiser mehr. Ich brauche eine Division! Ich bin ein Divisionär!«
Jetzt schwieg er. Alle waren stumm und starr, nur der Kronleuchter zitterte und klirrte. Da ertönte draußen der Gesang der vorbeiziehenden Soldaten. Man hörte deutlich das Halt-Kommando des Offiziers und den jähen Aufschlag der Stiefel. Die Soldaten machten Front zum Schloß: »Es lebe der Kaiser!« riefen sie.
»Also, morgen reiten wir!« befahl der Kaiser.

IX

Nein! Sie ritten morgen nicht. Kaum hatten die Männer das Zimmer verlassen, so wußte der Kaiser auch schon, daß man ihm nicht einmal gestatten würde, ein Divisionär zu werden. Er schnallte seinen Degen ab und schleuderte ihn auf den Tisch. Er rief nach seinem Diener. Er ließ sich die Stiefel und die Uniform ausziehen. Er kam sich selbst sehr lächerlich vor, knabenhaft war sein Elan gewesen, ach, es war wie ein alter Traum gewesen, ein eitler Traum; wer eine große Schlacht als Kaiser verloren hatte, gewann keine kleine mehr als Oberst oder als General. Er sah es ein, er schwieg, als man ihm berichtete, daß es ihm verboten sei, die Stadt zu verteidigen. Paris erwartete schon die Feinde, er wußte es längst, obwohl sie draußen immer wieder riefen: »Es lebe der Kaiser!« Paris erwartete sie schon, die Feinde und den König, und die Rufe draußen hatten keinen wirklichen Klang mehr, sondern einen historischen. Sie waren wie Rufe im Theater. Sie galten gar nicht mehr ihm, dem lebendigen Napoleon, sondern bereits dem toten, dem verewigten.
Er hatte nur noch Abschied zu nehmen und dann zu gehen, weit weg,

irgendwohin sollte ihn irgendein Wind verwehn, ein gnädiger oder ein gehässiger. Er war bereit, sich dahintragen zu lassen, er wartete sogar sehnsüchtig darauf. Nur schnell Abschied nehmen, vom Bruder, von der Tochter, von den Freunden. Nun blieb der schwerste Abschied, der Abschied von der Mutter.

Er bestimmte für diesen Abschied das dunkelste Zimmer im Hause, die Bibliothek. Schwach und lichtscheu wurden seit langem schon die Augen seiner Mutter. Sie kam am Vorabend, gestützt von zwei Hofdamen, gefolgt vom Diener des Kaisers, im schwarzen Kleid, ohne Schmuck. Als sie eintrat, war es, als verdunkelte sich der Raum noch mehr. So groß erschien sie, so stark, obwohl sie sich stützen ließ, so gewaltig, obwohl ihr Angesicht schmal war, blaß und abgehärmt, daß sie sofort den ganzen Raum erfüllte mit dem düstern Atem ihrer betrübten Würde. Schatten verbreitete sie. Es sah aus, als käme sie nicht, vom lebenden Sohn Abschied zu nehmen, sondern bereits, einen toten zu bestatten. Das zartbraune Gold der Bücherrücken ringsum an den Wänden erlosch, das ohnehin verdunkelte Zimmer, vor dessen Fenstern die dunkelgrünen Portieren zugezogen waren, verfinsterte sich zusehends. Nur das blasse Angesicht der Mutter schimmerte, nur ihre dunklen, großen, schwachsichtigen Augen leuchteten. Sie machte eine Bewegung, der Diener verschwand, die Frauen folgten ihm. Der Kaiser selbst stützte die Mutter. Er hatte sie kaum fünf Schritte zu führen, bis zum breiten, dunkelgrünen Lehnstuhl, aber er wünschte, dieser Weg würde immer weiter und weiter werden, bei jedem Schritt blieb er stehen, schwächer noch war er als die Mutter, seine Knie wankten, und sein Arm zitterte. An seinem rechten Arm ging sie, mit der Linken faßte er nach ihrer linken Hand und küßte sie bei jedem Schritt. Es war eine große, kräftige Hand, mit langen, starken Fingern, mit winzigen Runzeln an den Kuppen und erschreckend weißen Nägeln, entspringend einem knochigen und muskulösen Handgelenk, mit dicken, blauen Adern am Rücken. Wie oft hatte ihn diese Hand gezüchtigt und auch geliebkost und auch in der Züchtigung noch geliebkost. Ein kleines Kind war er wieder, ausgelöscht waren die stürmischen und blutigen Jahre seines Ruhms und seiner Furchtbarkeit, der Anblick der mütterlichen Hand allein machte ihn klein und jung, jetzt erst dankte er ab, jeden Augenblick, jeden Augenblick, in dem er die Hand seiner Mutter aufs neue an die Lippen führte. Als er sie sachte in den Lehnstuhl bettete, rührte sein Ellenbogen einen kurzen Augenblick an ihre

volle Brust, ein guter Schauer durchrann seinen Arm, gelangte von hier in sein Herz, er zitterte leicht, es war ein wonniges Zittern, wie einst, das wonnige Zittern des Kindes an der Brust der Mutter. Sie überragte ihn, er kam sich ganz klein vor, er schob einen Sessel nahe an den Lehnstuhl, aber ihm war, als müßte er auf einem Schemel Platz nehmen, zu ihren guten Füßen. Jetzt saß er ihr ganz nahe gegenüber, ihre Knie berührten sich fast, immer größer, stolzer, erhabener schien sie in ihrem Lehnstuhl zu werden, immer kleiner machte sich der Kaiser, er duckte sich geradezu, und sein Kopf sank auf die Brust. »Sieh mich an«, sagte die Mutter mit ihrer tiefen, starken Stimme, und sie streckte die Hand aus und hielt die Finger unter das Kinn ihres Sohnes, um es emporzuheben. Er gehorchte, hob einen Augenblick den Kopf, ließ ihn aber sofort wieder sinken, seine Schultern bebten. Die Mutter breitete die Arme aus, da fiel er vornüber mit dem Kopf in ihren Schoß. Ihre Finger begannen, sein glattes Haar zu streicheln, langsam zuerst, dann immer heftiger und schneller, sie kämmte die Haare mit den Fingern, fühlte mit mütterlicher Wollust, wie sie sich sträubten, und glättete sie wieder, streichelte den Scheitel, beugte sich nieder und küßte den Kopf ihres Sohnes. Dabei hielt sie ihn an den Schultern fest, als fürchtete sie, er könnte ihr entweichen. Er wollte es gar nicht, er wollte ewig so liegen, im guten Schoß der Mutter, auf dem schwarzen, schwarzen Kleid. Ihre Hände wanderten über seinen Kopf, zehn gute, mütterliche Finger, hoch oben sagte ihr Mund etwas, in der alten Sprache seiner Heimat, er hörte nicht genau den Sinn, er wollte es auch nicht, ihm genügte der altvertraute Klang der Stimme, der Sprache seiner Mutter, der Muttersprache. Oft, sehr oft, dachte er, hätte man so daliegen müssen, den Kopf im Schoß der Mutter! Wozu hatte man in allen Sätteln gesessen, wozu war man durch alle Länder gegangen, gut, gut war der Schoß der Mutter, böse, bös sind die Sättel und die Schlachtfelder, die Throne auch, und die Kronen tun weh, in den Schoß der Mutter gehört der Kopf des Sohnes. Aus diesem Schoß war er gekommen, wie lange war es her, sechsundvierzig Jahre, über die Welt hatte er geherrscht, könnte er doch jetzt sofort sterben, so, wie er dalag, gleichsam in den Schoß der Mutter zurückkehren. Seinetwegen, des Kaisers wegen, waren Vieltausende gestorben, vieltausend Söhne hätten jetzt, wie er, sich betten können im Schoß ihrer Mutter. Er rührte sich nicht, er lag ganz still da, seine Mutter erschrak einen Augenblick, sie sagte: »Steh auf, steh auf, Nabulio!« »Nabulio«, sagte sie,

wie sie ihn als Knaben genannt hatte. Er erhob sich rasch, gehorsam, seine Augen waren ganz trocken und glänzten stark und blank, wie erfüllt waren sie von gefrorenen Tränen.
»Ich gehe«, sagte die Mutter. »Ich werde dich nicht verlassen, mein Kind! Ich folge dir überallhin, schönstes, liebstes meiner Kinder!«
»Ich gehe allein, Mutter«, sagte der Kaiser, stark und laut. Und da er schon fürchtete, er sei zu hart gewesen, sagte er: »Sei gewiß, Mutter, ich kehre zurück, wir sehen uns wieder!« Er log, sie wußten es beide, die Mutter und der Sohn.
Sie erhob sich, ging zur Tür, sah sich noch einmal um, umfaßte den Nacken des Kaisers, küßte ihn auf die Stirn. Die Tür öffnete sich, sie ging hinaus, der Kaiser folgte ihr bis zur Treppe, aber sie wandte sich nicht mehr um, von dem Augenblick an, in dem die Hofdamen herangetreten waren. Wie er sie so die Treppe hinuntersteigen sah, mit starkem Rücken, aufrecht, mit herrschaftlichen Schultern und sicherem Schritt, rief er laut: »Adieu, Mutter!«
Sie blieb stehn, wandte sich auf der vorletzten Stufe um und sagte: »Adieu, mein Sohn!«
Er kehrte schnell um, ging ins Zimmer der toten Kaiserin, ins Zimmer mit dem himmelblauen Plafond, vor dem breiten Bett stand er eine geraume Weile. Es war fast so gütig wie der Schoß der Mutter; nur diese beiden Seligkeiten gab es, den Schoß der Mutter, das Bett der Geliebten – und noch eine dritte vielleicht, die kannte man noch nicht, die wird man schon kennenlernen, die Umarmung des Todes, des alten, guten Bruders. Es war späte Nacht, der Morgen graute schon, da ging er in sein Zimmer, legte seine Uniform ab, zog einen braunen Rock an, einen runden Hut, eine blaue Hose, gürtete den Degen um und verließ das Schloß durch eine Hintertür. Draußen vor dem Portal wartete das Volk und schrie unermüdlich, unerbittlich: »Es lebe der Kaiser!« Er blieb noch einen Augenblick stehen. Die Rufe donnerten, die beharrlichen Rufe des beharrlichen Volkes. Eine leere Kalesche wartete vor dem Hauptportal, damit das Volk glaube, dort wolle der Kaiser einsteigen. Die nächtlichen Grillen zirpten noch schwach und immer schwächer, der Morgen brach wuchtig und siegreich an. Die ersten Vögel zwitscherten schon. Als flöhe er vor der Sonne, stieg der Kaiser hastig in den Wagen. Jetzt sah er sich nicht mehr um. Er zog selbst die Vorhänge vor die Fenster des Coupés. »Vorwärts!« rief er mit fester Stimme. Und sie fuhren.

Die Räder knirschten zart und wehmütig, und die Achsen stöhnten wie menschliche Stimmen.

X

Er schlief ein in der Kalesche. Die Sonne erhob sich, wie an allen vorhergehenden Tagen, wuchtig und golden. Schon der Morgen war heiß wie ein Mittag. Die Räder der Kalesche knirschten, und die Achsen stöhnten. Die drei Begleiter des Kaisers schwiegen. Sie sahen auf das schlafende Antlitz des Kaisers. Es war blaßgelb, manchmal öffneten sich die Lippen, ließen die blanken, gleichmäßigen, blitzenden Zähne frei, stießen einen leisen Seufzer aus, schlossen sich wieder. Man ließ sachte die Fenster herunter, die Hitze im Wagen war unerträglich. Vom frischen Windzug erwachte der Kaiser. Er schlug seine großen, hellen Augen auf, fuhr mit der Hand über seine Stirn, sah einen Augenblick fremd und ratlos seine Begleiter an, als erkenne er sie nicht wieder. Hierauf lächelte er ihnen zu, wie um sie zu versöhnen, fragte, ob er lange geschlafen habe und wo sie sich befänden. »Bei Poitiers«, sagte der General Bekker. – Poitiers – es war noch weit von der Küste! Der Kaiser war sehr ungeduldig, er wollte schnell die Küste erreichen. »Beeilen wir uns, meine Herren!« sagte er, »ich habe Sehnsucht nach dem Meer. Ich will das Meer sehn, ich will das Meer sehn!...«
Sie blieben stumm, erstaunt und auch ein wenig erschrocken. Sonderbar erschien ihnen die Rede des Kaisers, sie tauschten untereinander ein paar unruhige Blicke. Der Kaiser bemerkte die Unruhe seiner Begleiter. Er lächelte. »Wundert euch nicht«, begann er, »daß ich mich nach dem Meer sehne. Ich habe genug von der Erde. Das Schicksal hat wahrhaftig billige Einfälle, wie ein billiger Dichter. Ich bin mitten im Meer geboren, ich möchte es wiedersehn. Ich möchte auch Korsika wiedersehn, aber dazu wird es nicht kommen. Das Meer aber, meine Herren, jedes Meer erinnert mich an Korsika.«
Keiner von seinen Begleitern begriff deutlich, was er sprach, aber sie hatten alle feierliche, lauschende Gesichter. Er sah wohl, daß sie ihn keineswegs verstanden. Wie weit bin ich schon von den Menschen entfernt! dachte er. – Vor einer Woche noch verstanden sie einen Wink meines Fingers, einen Blick, jede Bewegung meiner Lippen, nun aber verstehen sie nicht mehr meine deutlichen Worte. Man muß ihnen,

dachte er weiter, ganz einfache Sachen sagen. Und obwohl ihn im Augenblick gar nicht danach gelüstete, sagte er aus Gefälligkeit: »Bitte Schnupftabak!«

Man reichte ihm eine offene Dose, er nahm eine Prise, zog sie langsam ein und mit gespieltem Genuß und schlug den Deckel zu. Er wollte schon das Kästchen zurückgeben, da fiel sein Blick auf den Deckel. Er enthielt das Miniaturporträt der Kaiserin Josephine, das lächelnde, liebe Angesicht, die bräunlichen, breiten Wangen, den großen, edlen, roten Bogen des Mundes. Schlank und kräftig leuchtete der Hals, lockend, zierlich und neugierig lugten die Brüste aus dem Ausschnitt. Der Kaiser betrachtete die Dose genau, fuhr mit der Hand über den Deckel, führte ihn ganz nahe an die Augen, hierauf an die Lippen und sagte: »General, darf ich sie behalten?« Der General verneigte sich stumm. Der Kaiser behielt die Dose in den gefalteten Händen. Er schloß die Augen. Er schlief wieder ein.

Am frühen Abend erreichten sie Niort. Er stieg im Hotel »Zur goldenen Kugel« ab. Man erkannte ihn nicht. Der Wirt kam, dick, rundlich, lautlos auf ihn zu, er selbst eine Kugel, eine sanfte Kugel aus rotem Gummi, er bewegte sich so, als hätte ihm irgendein unsichtbarer Spieler einen Stoß gegeben, damit er seinen jeweiligen Zielen zurolle. Er rollte sogar auch die Treppe empor, öffnete das Zimmer, versuchte eine Verbeugung, die vollkommen mißlang, und sagte, aus verzweifeltem Respekt und verwirrt von dem Glanz der Kalesche und der vornehmen Herren: »Euer Hochwürden, hier ist das Zimmer!« – zum Kaiser. »Diesen Titel hätten Sie Herrn Talleyrand sagen können!« murmelte der Kaiser. Als der Wirt Anstalten machte, die Treppe wieder hinunterzurollen, hielt ihn der Kaiser am Rock fest und befahl: »Bleiben Sie!«

Der Kaiser warf den runden Hut auf das Bett, der Wirt erblickte seine Stirn, die schwarze Haarsträhne, das helle Aug' – und er erschrak gewaltig. Unten in seiner Gaststube hing das Bild des barhäuptigen Kaisers. Auf alle Teller gemalt, auf alle Messergriffe graviert war dieses Angesicht, unvergeßlich eingeprägt auch dem Hirn der Menschen. Dieser Herr sah aus wie der Kaiser – und der Wirt rollte einen Schritt zurück zur Tür. Zwischen dem Drang, auf die Knie zu fallen, und der Furcht, die ihm riet, das Zimmer so schnell wie möglich zu verlassen, schwankte er noch eine Weile; und der Kaiser, der den Jammer des Mannes erkannte, lächelte und sagte noch einmal: »Bleiben Sie! Haben Sie keine Angst!«

Ja, jetzt wußte der Wirt genau, vor wem er hier stand. Er wollte niederknien, aber seine fette Gestalt erlaubte ihm nur niederzufallen, und also lag er nun vor den Füßen des Kaisers und stammelte unverständliche Sätze. »Stehn Sie auf!« befahl der Kaiser, und überraschend schnell erhob sich der Mann, schon stand er nahe an der Tür, sein fetter, rundlicher Rücken berührte sie, und seine schwarzen, großen, hervorstehenden Augen rollten (auch sie wie Kugeln) nach allen Richtungen, jammervoll und ratlos.
Durch das Fenster drangen in diesem Augenblick die fröhlichen und wehmütigen Stimmen wiehernder Pferde, das laute Sprechen und das rauhe Lachen der Männer. – Sofort trat der Kaiser ans Fenster. Unten auf dem Platz vor der Herberge sah er Soldaten, seine Soldaten, seine Pferde. In einem Augenblick vergaß er alles: seine Abdankung und das Meer, nach dem er sich soeben gesehnt hatte, nur die Soldaten sah er noch. Er vergaß sogar den Wirt, der noch an der Tür lehnte, jetzt gleichsam eine gelähmte Kugel. Auf einmal hob einer der Soldaten den Kopf zum Fenster, erblickte und erkannte den Kaiser, und im nächsten Augenblick standen alle Soldaten in einem Haufen da, hart unter dem Fenster, mit sehnsüchtig emporgestreckten Gesichtern, und aus ihren weitgeöffneten Mündern kam der alte Ruf: »Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser!«
Er wandte sich um, da stand der Wirt an der Tür, und auch er schrie: »Es lebe der Kaiser!« – so laut und schallend, als schrie er unter freiem Himmel und als stünde der Kaiser nicht ein paar Schritte vor ihm. Da klopfte es, und man brachte dem Kaiser die Nachricht, daß die Feinde vor Paris seien und daß ein Artilleriefeuer begonnen habe. »Schreiben Sie sofort nach Paris!« befahl der Kaiser. Der General setzte sich, der Kaiser diktierte: »Wir hoffen, daß Paris sich verteidigen wird und daß die Feinde Euch inzwischen Zeit genug lassen werden, den Ausgang der Verhandlungen zu übersehen, die Eure Gesandten eingeleitet haben ... Über Euren Kaiser könnt Ihr verfügen als über Euren General, der einzig von dem Wunsch beseelt ist, dem Vaterland nützlich zu sein ...«
Kaum aber hatte der General mit der Botschaft das Zimmer verlassen, da überfielen den Kaiser wieder das bereits vertraute Unglück, der Jammer, die Ungläubigkeit und die Reue über den Brief, den er soeben hatte abschicken lassen. Er war kein Kaiser mehr. Er hatte abgedankt. Wie hatte er einen Augenblick glauben können, er könnte noch ein

General sein? Das Land brauchte ihn nicht! Es schickte ihn fort. Von der Küste aus hatte er es gewonnen. Es schickte ihn wieder an die Küste zurück! Er wußte es. »Weiter, weiter«, befahl er, und: »Das Meer! Das Meer!«

XI

Jetzt war das Meer da, nach dem er sich so gesehnt hatte, das ewige Meer. Jetzt saß er in einer engen Stube, im ersten Stock eines kleinen Hauses auf der Île d'Aix. Das Bett, der Tisch und der Schrank waren schwarz wie Särge aus Ebenholz. In der Nacht erwachte der Kaiser oft, das Meer ließ ihn nicht schlafen. Es war lange her, seit der Zeit, in der er hatte selig schlafen können, beim Gesang des Meeres. Jung war er damals gewesen; es war auch ein heimatliches Meer gewesen, das Meer rings um Korsika. Selbst wenn es sich empörte, zeigten seine schäumenden Wogen noch eine Art liebender Wollust mitten im Zorn, und mit ihren gischtigen Kämmen stürmten sie nicht die Küste an, sondern liebkosten sie vielmehr stürmisch. So schien es dem Kaiser heute in der Nacht, da er nicht schlafen konnte, das Fenster öffnete und den gleichmäßigen, über Gebühr tosenden Anschlag der Wellen an die Küste hörte. Ach, wie gütig war das heimatliche, das korsische Meer einst gewesen! Dies hier aber war kein französisches Meer, es war, als sprächen seine Wogen Englisch, die Sprache des Feindes, des ewigen Feindes. Ein paar Meilen weiter konnte man vom Fenster aus die Lichter sehn. Es wartete schon das englische Schiff, »Bellerophon« hieß es, Maitland hieß sein Kapitän. Diese Namen, dachte der Kaiser, werden durch mich ewig werden, sie verdienen es nicht! »Bellerophon« und »Maitland«! Nach Jahrhunderten wird man von ihnen sprechen – das Schiff wird versunken sein, oder man wird seine Bestandteile zu einem neuen gebraucht haben; dieser Kapitän wird auf dem Grunde des Wassers liegen oder auf einem der englischen Friedhöfe. Ich selbst werde tot sein und in einem solideren Sarg liegen wahrscheinlich! Aber auch den werden die Würmer eines Tages zernagen. Solch ein Sarg wird es sein, wie dieser schwarze Schrank aus Ebenholz hier im Zimmer, wie dieses schwarze Bett, in das ich mich lege und das jetzt schon aussieht wie ein Katafalk. Ihre Namen aber wird man kennen, »Maitland« und »Bellerophon«, »Bellerophon« und »Maitland«...

Es kam der Bruder des Kaisers, Joseph. Der Kaiser hatte ihn längst erwartet. Als er eintrat, dachte Napoleon: Du hättest früher kommen können. Aber er sagte: »Gut, daß du da bist!« Sie umarmten sich, kurz und kalt. »Nun?« fragte der Bruder. Es war, als forderte er Rechenschaft. »Ich weiß, was du meinst«, sagte der Kaiser. »Du meinst, ob ich mich entschlossen habe, vor den Engländern zu fliehen. Nein! Ich habe mich entschlossen, mich den Engländern zu ergeben!«
»Du hast alles genau bedacht?«
»Nein. Nicht bedacht. Ich überlege längst nicht mehr, seitdem ich erfahren habe, daß mein armer Kopf versagt. Ich überlasse mich meinem Herzen. Ich weiß, ich weiß, so erscheint man undankbar, undankbar, ich weiß. Ein paar edle Menschen haben genaue Pläne, sie wollen mich entführen, sie können es wahrscheinlich. Ich will aber nicht, hörst du? Ich will nicht! Manchmal, wenn ich nicht schlafe – ich kann nur selten schlafen –, sehe ich Leichen, Leichen; all die Leichen, die auf meinem langen Wege liegen. Häufte man sie übereinander, es wäre ein Berg, mein Bruder; breitete man sie aus, sie wären wie das Meer. Ich kann nicht! Wieviel Kanonen hat man meinetwegen abgeschossen? Kannst du die Schüsse zählen, nur die Geschütze? Ich will nicht mehr, daß meinetwegen ein einziger Schuß noch abgefeuert wird. Verstehst du?«
»Dir droht Gefahr«, sagte der Bruder. »Sie können dich töten.«
»Dann werde ich noch ein Leben verlieren«, erwiderte der Kaiser. »Ich habe schon so viele verloren!«
Er legte sich auf das schwarze, hochgepolsterte Bett, neben dem auf einem Tischchen aus Ebenholz ein dreiarmiger Leuchter stand, er schloß die Augen, die flackernden Kerzen warfen böse, unstete Lichtflecke über sein Gesicht. Dem Bruder schien es, der Kaiser sei schon tot und liege hier aufgebahrt.
Mein Bruder sollte wegfahren, dachte der Kaiser, allein, mit dem Geld, das er erworben und gerettet hat. Was will man noch von mir?
»Laßt mich endlich, alle!« sagte der Kaiser. »Kümmert euch nicht um mich, mein Schicksal erfüllt sich selbst. Geh hin, in die neue Welt, fang ein anderes Leben an!« Den leisen Verdacht, der ihn selbst bekümmerte, spürte der Kaiser wieder: Sie wollten ihn alle retten, und sie liebten ihn auch, aber auch an sein Unglück noch hefteten sie ihre Namen, genauso, wie sie sich früher an sein Glück geklammert hatten.

»Laßt mich endlich!« wiederholte er. »Ich habe das Schicksal des Themistokles. Auch er war allein. Ich gehe zu den Feinden. Ich habe dem englischen Prinzregenten geschrieben. Ich gebe mich in seine Hände.«
»Ich muß dich noch einmal warnen«, sagte der Bruder. »Sie werden dich gefangennehmen. Sie werden dich in einem Käfig halten wie ein gefährliches Tier. Ich habe vertrauliche Berichte. Der Kapitän Maitland hat den geheimen Befehl vom Admiral, dich auf sein Schiff zu bringen, auf jede Weise, mit List oder Gewalt.«
»Er wird weder diese noch jene brauchen. Morgen oder übermorgen gehe ich freiwillig zu ihm.«
»Also nehmen wir Abschied!« sagte der Bruder kalt, feindlich fast, und er erhob sich. Der Kaiser sprang auf. Er breitete die Arme aus. Sie küßten sich zweimal, auf die Wange und auf die Stirn.
»Wir sehn uns niemals wieder!« sagte der Kaiser. Er wartete. Er hoffte, daß der Bruder jetzt, jetzt sagen würde: Nimm mich mit dir! Ich verlasse dich nicht!
Aber der Bruder sagte nur: »Du wirst wiederkommen. Wir werden dafür kämpfen und arbeiten.«
»Armer Kämpfer!« murmelte der Kaiser. Und »Leb wohl!« sagte er laut und hart. Er wandte sich um, dem Fenster zu, und er lauschte dem grollenden, gleichmäßigen Anschlag der Wogen, denen er sich morgen oder übermorgen ergeben wollte; einem feindlichen Schiff und den feindlichen Wogen.

XII

Er legte sich zeitig aufs Bett, in den Kleidern. Die sommerliche Sonne sank eben langsam, groß und wuchtig ins Meer, warf ihren roten, lodernden Widerschein gegen die Fenster und spiegelte sich in den schwarzen Möbeln. Die weißen Kissen, auf denen der Kaiser ruhte, waren wie getaucht in eine Art goldenen Blutes. Auf dem schlafenden Angesicht des Kaisers schwebte lange Zeit der rote Schimmer und verwandelte es in ein bronzenes Angesicht. Ein paar Schritte weit vom Bett, steif auf einem der steifen, schwarzen Stühle, saß der Diener des Kaisers. Pünktlich zur Mitternacht wollte der Kaiser geweckt werden.

Der rote Widerschein verblaßte, es wurde silbergraues Licht im Raum, der Leuchtturm blinkte in der Ferne und schickte einen flinken, verhuschenden Schimmer durchs Fenster, man hörte nichts, nur den stillen Atem des schlafenden Kaisers und den grollenden des ewig wachen Meeres. Der Diener rührte sich nicht. Es wurde dunkel, und er machte kein Licht. Von Zeit zu Zeit blickte er auf die kleine Standuhr am Kaminsims. Die Zeit ging langsam, die Stunden flossen nicht dahin wie sonst, obwohl die Uhr fleißig und gleichmäßig tickte wie alle Tage. Auch hörte man vom Kirchturm her die tiefe Glocke. Aber zwischen einem Glockenschlag und dem nächsten lagen Ewigkeiten, erfüllt von düsterer Stille, tiefschwarze Ewigkeiten.

Der Diener saß steif da, er fürchtete, er könnte einschlafen, er stand endlich vorsichtig auf, ging auf den Zehenspitzen durchs Zimmer, aber so sacht er auch war, der Kaiser erwachte doch sofort, richtete sich auf und fragte: »Wie spät?« – »Noch nicht Mitternacht, Majestät«, erwiderte der Diener. – »Wird alles bereit sein?« fragte der Kaiser. – »Gegen elf Uhr wird alles verladen sein, Majestät!« – »Es ist gut!« sagte der Kaiser. Er blieb noch lange liegen, mit offenen Augen.

Auf einmal schien es ihm, daß die Tür aufgehe. Er wollte rufen, aber er konnte nicht einen einzigen Laut hervorbringen. Er wußte wohl, daß er dalag, ausgestreckt und ohnmächtig, aber zugleich sah er sich aufrecht, gestiefelt und gespornt durch das große, rote Zimmer im Schloß der Tuilerien herumgehen. Die Tür schloß sich wieder, es war nicht mehr die Tür des kleinen, armseligen Zimmers, in dem er dalag, ausgestreckt und ohnmächtig, sondern die zweiflügelige, große, mit goldenen Leisten verzierte im Schloß der Tuilerien. Herein trat mit zaghaften Schritten unter unaufhörlichen Verbeugungen ein Greis, angetan mit einer langen, roten Soutane, unter der seine glatten Schnallenschuhe schamhaft sichtbar wurden. Der Kaiser stand vom Bett auf, auf einmal war er wach und jung, gestiefelt und gespornt, er ging durch das Zimmer, dem Greis entgegen, und bei jedem Schritt klirrten seine Sporen stark, allzu stark, obwohl sie der dichte Teppich hätte dämpfen müssen, und der Degen schlug mit ungeziemlichem Laut an den harten Lack der Stiefel.

»Setz dich, Heiliger Vater!« sagte der Kaiser, und er wies dem Greis einen breiten Sessel aus rotem Plüsch an, und er wunderte sich darüber, daß er dem Greise du sagen konnte.

Der Greis setzte sich und ordnete sorgfältig die Falten seiner Soutane über den Knien. Geschämig versuchte er, seine Schnallenschuhe zu verbergen. Er faltete die Hände im Schoß, und der Kaiser sah, daß es weiße, magere, von tausend blauen Äderchen durchzogene Greisenhände waren.
»Majestät«, sagte der Greis – und seine bläulichen Lippen zitterten –, »wozu haben Sie mich kommen lassen?«
Der Kaiser blieb hart vor dem Alten stehen und erwiderte: »Weil ich der Kaiser Napoleon bin! Ich brauche die Krone und den Segen des Himmels. Mir steht es nicht an, nach Rom zu pilgern. Ich habe den Himmel selbst bezwungen. Ich habe den Himmel auf die Erde gebracht. Mir steht es nicht an, nach Rom zu pilgern! Was ist Rom gegen den Himmel? Die Sterne sind meine Freunde! Was ist der Stuhl Petri gegen die Sterne? Ich will die kaiserliche Krone. Ich will, daß sie gesalbt sei. Die Sterne selbst haben mich gesegnet, die göttlichen Sterne. Damit die Menschen es mir auch glauben, habe ich dich kommen lassen, Heiliger Vater!«
»Du bist nur ein Kaiser«, sagte der Greis. »Nichts verstehst du von den Sternen! Gewalt hast du mir angetan. Gewalt tust du allen an! Alle gehorchen dir, aber der Gehorsam der Gewaltsamen ist anders als der meine. Denn ich bin kein Gewaltsamer! Ich bin der einzige Gewaltlose, der dir gehorcht – und daran wirst du untergehen. Nur Gewaltsame hast du bis jetzt bezwungen. Ich allein, ich habe keine Waffen, keine Soldaten, und ich gehorche dir, weil ich ohnmächtig bin. Und nichts ist einem Gewaltigen gefährlich, so gefährlich wie der Gehorsam der Ohnmächtigen. Der Schwache wird den Starken besiegen!«
»Ich werde«, sagte der Kaiser, »die Kirche Christi groß und mächtig machen!«
»Die Größe und die Macht der Kirche kann der Kaiser Napoleon nicht sichern«, erwiderte der Greis. »Die Kirche braucht keine gewaltsamen Kaiser. Du hast mich kommen lassen, nicht umgekehrt! Die Kirche ist ewig, der Kaiser ist vergänglich.«
»Ich bin ewig!« rief der Kaiser.
»Du bist vergänglich«, sagte der Greis, »wie ein Komet. Du leuchtest allzu stark! Dein Licht verzehrt sich selbst, indem es leuchtet, während es leuchtet. Aus dem Schoß einer irdischen Mutter bist du geboren!«
In diesem Augenblick war es dem Kaiser, als verwandelte sich die Gestalt des Greises in die Gestalt seiner Mutter. Er sank auf die Knie und

verbarg seinen Kopf in ihrem Schoß.»Nabulio!« sagte sie zu ihm. Sie trug das rote, wallende Gewand des Heiligen Vaters, und sie sagte: »Ich vergebe dir alles! Ich vergebe dir alles! Nabulio, liebstes meiner Kinder!«
Er erhob sich, da schlug es Mitternacht von den Türmen der stillen Stadt.

Es schlug Mitternacht vom Turm, mit schweren, dröhnenden Schlägen. Ihnen erwiderte mit zartem, silbernem Glöckchen die kleine Standuhr auf dem Kamin. »Licht!« befahl der Kaiser. Er erhob sich schnell. Er trat vor den Spiegel, ordnete die Haare und rief: »Meine Uniform! Meinen Degen! Meinen Hut!«
Der Diener kleidete ihn um. Er stand da, vor dem Spiegel, betrachtete unentwegt sein Gesicht, hob willenlos den Fuß und das Bein, sah zu, wie man ihn verwandelte. Die weißen Hosen, frisch mit Kreide eingerieben, leuchteten ihm fast schallend entgegen, die Stiefel blinkten, sie selbst schwarze Spiegel. Die Schärpe schimmerte. Der Griff des Degens funkelte. »Ist der Rock eigentlich blau?« fragte er. Er hatte niemals die Farben genau unterschieden, er dachte in diesem Augenblick eigentlich gar nicht an den Rock und an dessen Farbe, sondern daran, daß ihm manchmal dünkte, Rot sei nicht vom Grün verschieden. An einem Tage, er wußte nicht mehr genau, wann und wo, hatte er das Blut aus der Wunde eines Toten über das grüne Gras der Wiese fließen sehen, und es hatte ihm geschienen, das Blut des Menschen hätte die Farbe des Grases angenommen. Und er war erschrocken gewesen. Er hatte dieses lächerliche Ereignis längst vergessen, jetzt fiel es ihm wieder ein, da er den Rock anzog. »Blau?« fragte er. »Der Rock Eurer Majestät ist grün«, sagte der Diener. Der Kaiser sah genauer in den Spiegel. Ein paar Sekunden lang, während er sich gründlich im Spiegel betrachtete, kam es ihm vor, als lebte er gar nicht wirklich, als wäre alles gespielt, heute und immer. So, er hatte es oft beobachtet, pflegte sein Freund, der Schauspieler Talma, in den Spiegel zu sehen, vor einer seiner großen Szenen. Der wirkliche Kaiser Napoleon war verborgen, tief drinnen, im letzten Winkel seines Herzens, der wirkliche Kaiser kam niemals zum Vorschein. Alles auf Erden war Spiel und sinnloser Schauplatz, und er selbst, der Kaiser Napoleon, spielte jetzt die Rolle des Kaisers Napoleon, der sich in die Hände der Feinde begibt. Deshalb hat er die zivilen Kleider abgelegt und die Uniform angezogen;

genauso, wie er auf den vielhunderttausend Bildern gezeigt ist, die ihn in der ganzen Welt darstellen, will er sich zum Feind begeben. »Zwischen Grün und Blau«, sagte der Kaiser, als spräche er zu seinem Spiegelbild, »habe ich niemals genau unterscheiden können.« – Dem Diener schauderte. Er hatte niemals den Kaiser so sprechen hören. »Und einmal«, fuhr der Kaiser fort, »habe ich auch gedacht, das Blut der Menschen sei gar nicht rot.« »Jawohl, Majestät!« sagte der Diener verlegen und schaudernd.

Stimmen wurden draußen laut, unter dem Fenster. Man verlud unten das Gepäck des Kaisers und das des Gefolges. Er ging zum Fenster, sah hinaus, rührte sich nicht. »Mein Freund«, sagte er nach langer Zeit und wandte sich um, »dies ist meine letzte Nacht in Frankreich.«

»Dann soll es auch meine letzte Nacht sein – wenn es so ist«, stammelte der Diener.

»Komm her!« sagte der Kaiser. »Sieh sie dir gut an!« Der Diener trat zu ihm. Sie standen beide lange so, stumm und reglos, nebeneinander am Fenster.

Der Himmel lichtete sich, ein silberner Schleier wogte über dem Meer, ein Wind erhob sich, und leise und zärtlich klirrten die Fenster.

»Es ist Zeit!« sagte der Kaiser. »Wir gehen!«

Sie gingen. Der Kaiser voran, mit starkem Schritt, den Kopf aufrecht, in den blendenden weißen Hosen, in den blitzenden, blanken Stiefeln, bei jedem Schritt klirrten wimmernd seine Sporen. Die frühen Fischer der Insel standen vor ihren Hütten, barhäuptig und reglos. Der Kies knirschte unter den Schritten des Kaisers und seiner Gefolgschaft. Man hörte die Füße der Menschen, die Antwort des Kiesels und manchmal den Schrei einer Möwe. Es wartete schon das Boot, mit geblähten Segeln. Der Kaiser betrat es. Er sah sich nicht um.

Die Brise war schwach. Man sah das Schiff »Bellerophon«.

Als die Schaluppe ankam, um den Kaiser zu holen, tauchte zur Rechten die Sonne aus dem Meer, rot und gewaltig rollte sie langsam am klaren Horizont empor. Ein dichter Schwarm weißer Möwen erhob sich von den Molen und flatterte mit Gekreisch über dem Boot in unermüdlichen Schwärmen.

Nichts mehr war zu hören als das Kreischen der Möwen und das

zärtliche Anschlagen des Wassers an das Boot. Auf einmal riefen die Matrosen: »Es lebe der Kaiser!« Sie warfen die Mützen in die Luft und schrien: »Es lebe der Kaiser!« Die Möwen flogen erschreckt in die Weite.

Dies ist das letzte Mal, dachte der Kaiser, daß ich diesen Ruf höre. Bis zu diesem Augenblick hatte er noch gehofft, er spiele, wie in der Nacht, vor dem Spiegel; er sei nicht der Kaiser Napoleon selbst, sondern ein Komödiant, der ihn darstelle. Aber die Matrosen, die da gerufen hatten: »Es lebe der Kaiser!« – sie hatten nicht gespielt. Ach, es war keine Szene! Er war der Kaiser, der wirklich dahinging, um zu sterben, und die Matrosen riefen aus voller Brust: »Es lebe der Kaiser!«

Da er nun an Bord der »Bellerophon« trat, fühlte er, daß ihm die Tränen kamen. Er durfte sie aber nicht sehen lassen. Der Kaiser Napoleon durfte nicht weinen. »Die Lorgnette!« rief er. Man reichte sie ihm. Er kannte sie gut! Durch diese Gläser hier hatte er viele Schlachtfelder betrachtet, Feinde erspäht, ihre Pläne errechnet. Jetzt führte er sie schnell an die Augen. Seine heißen Tränen rannen in die schwarzen Höhlungen, trübten im Nu die Gläser, und er tat so, als blickte er angestrengt aufs Meer. Er wandte sich rechts und links, und alle, die ihn damals ansahen, glaubten, er blicke auf die See oder auf die Küste. Er aber sah gar nichts durch das Glas, nichts sah er, er fühlte nur die heißen Tränen, und jede einzelne Träne schien ihm so groß zu sein wie das ganze Meer. Er preßte die Gläser fest gegen die Augenhöhlen, senkte den Kopf, der Hut beschattete sein Angesicht. Er strengte sich gewaltig an, um die Tränen zu ersticken. Er setzte das Glas ab. Nun sah er die Küste Frankreichs, stark und heiter schien sie ihm, anmutig und voller Wonnen. »Zurück!« sagte er ganz leise – und wußte dabei, daß er niemandem mehr befehlen dürfe. Auf der stillen Fläche des Meeres spielte in Millionen winzigen Wellen der silberne Glanz der Sonne. Weit war das Meer, weiter als alle Schlachtfelder gewesen waren. Weiter war es auch als das Schlachtfeld von Waterloo. All die weiten Schlachtfelder des Kaisers reihten sich jetzt aneinander, über dem grenzenlosen Spiegel des Meeres. Es war dem Kaiser, als erblickte er alle seine Schlachtfelder auf der weiten, schimmernden Oberfläche des Meeres hingelagert, und viele Tote auch, aus deren offenen Wunden das Blut rann. Das Meer war grün wie eine Wiese, Tote lagen auf den Wiesen, ganz vorne unter ihnen ein kleiner Tambour, ein Knabe noch, das Gesicht zugedeckt mit dem rot-blauen Tuch, das der Kaiser

einst allen Soldaten seiner Armee geschenkt hatte und auf dem alle seine Schlachtfelder verzeichnet waren.
Der Kapitän des Schiffes kam heran. Er grüßte, drei Schritte vor dem Kaiser blieb er stehen.
»Ich begebe mich unter den Schutz Ihres Fürsten und Ihrer Gesetze«, sagte Napoleon. Und während er diesen Satz sagte, dachte er einen andern, der lautete:
Ich begebe mich in Ihre Gefangenschaft!

XIII

Die Matrosen präsentierten die Gewehre. Ach! – Anders präsentierten sie die Gewehre als die französischen Soldaten, als die Männer von Frankreich! Englische Soldaten waren es, besiegt hatten sie den Kaiser, aber exerzieren konnten sie nicht! Und in dem Kaiser erwachte plötzlich die alte, die einfache, die kindliche Lust des Soldaten, den Männern zu zeigen, wie man ein Gewehr präsentiert. In diesem Augenblick vergaß er, daß er ein großer und geschlagener, daß er der größte geschlagene Kaiser war; ein kleiner Instruktionsoffizier war er, der die Leute französisches Exerzieren lehrt, und er nahm einem der Matrosen aus der tadellos ausgerichteten Reihe das Gewehr aus der Hand und zeigte ihm, wie man in der französischen Armee die Waffen präsentierte, und sagte: »So, mein Sohn! So präsentiert man bei uns das Gewehr!« Er dachte, während er diese einfache Bewegung ausführte, an einen, an irgendeinen namenlosen Soldaten seiner großen Armee, und er hörte dabei das große, unsterbliche Lied der Marseillaise, das seine Militärkapellen zu spielen pflegten, während man die Gewehre präsentierte.
Er gab dem Matrosen das Gewehr zurück und ließ sich vom Kapitän in die Kabine führen, die man für ihn vorbereitet hatte. Als er sie betrat, sagte er: »Laßt mich allein!« – so heftig und so laut, daß sie alle erstaunt und erstarrt einen Augenblick stehenblieben – und sich dann erst bis zur Tür zurückzogen. Der Kaiser blieb allein und betrachtete seine Kabine. Sie war geräumig und hatte zwei runde Fenster, ein Zimmer mit zwei Augen, zwei Augen eines Wächters. Durch diese Augen, dachte der Kaiser, wird mich tagelang, wochenlang, das Meer bewachen, das feindliche Meer. Immer war es mein Feind gewesen! Welch

ein Feind! – Es wird mich nicht begraben, es wird mich nicht verschlingen! Hintragen wird es mich zu einer Küste, die noch feindlicher ist als es selbst!
In diesem Augenblick begann die kleine Standuhr auf dem Tisch, die achte Stunde zu schlagen, und kaum waren ihre acht wehmütigen Schläge verklungen, so ertönte aus ihrem Innern das Lied der Marseillaise, eine sehr dünne, sehr zarte, beinahe zitternde Marseillaise. Es war, als weinte die kleine Uhr die mächtigste und männlichste aller Melodien der Welt. Dünn und zaghaft kam das Lied aus dem Innern des Instruments, es klang so, als beweinte die Melodie sich selbst, es klang, als tönte die Melodie aus dem Jenseits wider, eine tote Marseillaise, die noch immer singt. Dennoch vernahm der Kaiser, während er ihr zuhörte, den allmächtigen Gesang aus vielhunderttausend Kehlen, dazwischen die Rufe: »Es lebe der Kaiser!«, die allmächtigen Rufe aus vielhunderttausend lebendigen Herzen, das Lied des Volkes von Frankreich, das Lied der Schlachten und das Lied der Freiheit: Wer es allein, für sich singt, wird der Genosse der Millionen, und wer es gemeinsam mit den andern singt, wird ihnen allen gleich und der geborene Bruder der Millionen. Es ist das Lied der Einfachen, und es ist das Lied der Stolzen. Es ist das Lied des Lebens, und es ist das Lied des Todes. Das Volk von Frankreich, das Volk des Kaisers, sang es, wenn es in die Schlachten ging, in seine Schlachten, und wenn es aus seinen Schlachten heimkehrte. Auch die Niederlagen noch verwandelte dieses Lied in Siege. Es besiegte auch die Toten noch, und es belebte die Lebendigen. Es war das Lied des Kaisers, wie das Veilchen seine Blume war, wie die Biene sein Tier war. – Als er die zaghafte, dünne Stimme aus der Uhr tönen hörte, erschrak er zuerst, blieb stehen, schlug endlich die Hände vor das Angesicht, wünschte sich, weinen zu können, und konnte es nicht. Lange noch, nachdem die Spieluhr aufgehört hatte, blieb er so, mitten in der Kabine, angeglotzt von den zwei toten, runden Fenstern. Mit einer erstickten Stimme rief er nach seinem Diener, den er draußen, vor der Tür, wußte. »Marchand«, rief er, »stell die Uhr ab! – Ich kann die Marseillaise nicht mehr hören.« – »Majestät«, sagte der Diener, »ich höre keine Marseillaise.« – »Ich aber höre sie«, sagte der Kaiser leise. »Ich höre sie. Sei still, Marchand! Horch zu! – Dann hörst du sie!«
Und obwohl die Uhr schon lange schwieg und obwohl man nichts anderes hören konnte als den zärtlichen, plätschernden Anschlag der

Wellen an die Wände der »Bellerophon«, tat der Diener Marchand so, als ob er lauschte, und nach einer Weile sagte er:
»Jawohl, Majestät, man hört die Marseillaise.«
Und er ging an die kleine Standuhr heran, machte sich an ihr zu schaffen und meldete hierauf:
»Majestät! Sie spielt nicht mehr!«
Eine Möwe schlug in diesem Moment ans Fenster.
»Öffnen!« befahl der Kaiser.
Der Diener machte eines der runden Fenster auf. Der Kaiser stellte sich davor und sah hinaus. Er sah nur noch einen schmalen, silbernen Streifen von der Küste Frankreichs.

VIERTES BUCH
DAS ENDE DER KLEINEN ANGELINA

I

In diesen Tagen kamen viele Menschen zu Jan Wokurka. Seine alten Kameraden, die polnischen Legionäre, brachten immer wieder neue Menschen mit, heimatlose Freunde, Soldaten der kaiserlichen Armee, die das neue große Unheil des Kaisers noch ratloser gemacht hatte, als sie vorher schon gewesen waren. Früher waren sie nur unglücklich gewesen; jetzt aber waren sie bereits verloren. Der Boden wankte unter ihren Füßen, sie begriffen es nicht; war es doch ihr heimatlicher Boden. Es war ja Paris, die Hauptstadt ihres Landes! Dennoch wankte die heimatliche Erde unter den Füßen ihrer eigenen Söhne. Die Soldaten der feindlichen Armee marschierten bewaffnet durch die Straßen von Paris. Man hörte die feindlichen Märsche, gespielt und getrommelt von feindlichen Militärkapellen. Alle Armeen von Europa, so schien es den alten Soldaten der kaiserlichen Armee, hatten sich in Paris verabredet. Jeden Morgen exerzierten sie. Jeden Vormittag marschierten sie, gut gefüttert, in tadellosen Kleidern, durch die Straßen der Stadt. Am Rande der Bürgersteige schlichen die Soldaten der kaiserlichen Armee einher, zerlumpt und verhungert. Herrenlosen Hunden glichen sie. Der Kaiser war weit! Auf unbekannten Meeren segelte er herum, irgendwo, einem unbekannten, aber gewiß schrecklichen Schicksal entgegen! Ein neuer, ein alter Herr saß auf dem Throne Frankreichs, ein dicker, gutmütiger König. Sie haßten ihn nicht; aber mit ihm waren die Feinde gekommen, die wohlgenährten Truppen mit der feindlichen Marschmusik. Vor der Kalesche, in der er seine Residenz und seinen Thron zum zweitenmal erreicht hatte, waren – so erzählte man sich unter den Soldaten – englische Kanonen gefahren, preußische Reiter und österreichische Husaren geritten. Ebenso dachten die Menschen aus dem Volke. Da die Feinde den König gebracht hatten, war auch der König ein Feind. War es überhaupt noch der Herr von Frankreich, durch dessen Hauptstadt die fremden Soldaten marschierten? Hatte Frankreich noch einen Herrn? War es nicht schon die Beute der Welt? Einst war die ganze Welt die Beute des großen Kaisers gewesen. In jedem Lande der ganzen großen, bunten Welt war jeder Soldat der

kaiserlichen Armee heimisch gewesen. Jetzt aber schlichen sie alle durch die Straßen der heimatlichen Hauptstadt wie Fremde und Landstreicher. Deshalb versammelten sie sich, wenn der Abend kam und die Dämmerung sie noch heimatloser zu machen schien, bei alten Freunden. Auch hungrig waren sie; eine Pfeife Tabak und ein Glas Wein wünschten sie sehnsüchtig. Und Leute wie der Schuster Wokurka waren gastfreundlich.
Es waren klare, wolkenlose Sommertage. Es war den alten Soldaten, als höhnte sie dieser Sommer; als zeigte ihnen der Himmel deutlich, daß er sich um das Unglück Frankreichs und des Kaisers nicht kümmerte. In einem beständigen, heiteren Blau wölbte er sich über der Trauer dieser Erde. Fern und unbekümmert strahlte die Sonne über den verhaßten Fahnen der Feinde. Der Sommer selbst feierte den Sieg der Feinde.

II

An einem dieser heißen Tage ging der Schuster wieder nach dem Schloß, um Angelina zu suchen. Er war bereits ein paarmal dort gewesen. Er liebte sie mit allen Kräften seiner einfachen Seele. Er zitterte auch um sie in diesen Tagen. Sie konnte etwas Unbedachtes sagen und sich Gefahren bereiten, den Tod sogar heraufbeschwören. Sie kam nicht selbst zu ihm, obwohl er ihr doch gesagt hatte, daß er sie erwarte, wenn sie in Not gerate. Nun war sie gewiß in Not geraten, und sie kam dennoch nicht. Er machte sich auf den Weg, um sie wiederzugewinnen.
Er schritt munter aus unter der glühenden Sonne. Der Schweiß rann über sein Angesicht, machte seinen buschigen Schnurrbart klebrig, näßte sein Hemd, und sein armer Beinstumpf, eingebettet in ledernes Polster, glühte wie ein offener Brand. Es war kurz nach Mittag, als er das Elysée erreichte. Er verlangte, Veronika Casimir zu sprechen. Einer von den Soldaten der Wache ging, sie zu suchen... es dauerte lange, ehe sie kam. Unerbittlich brannte die Sonne, und man ließ Wokurka nicht einmal in den schmalen Schatten durch das Tor. Veronika kam endlich, umarmte ihn vor Rührung und Trauer und auch mit ein wenig vorgetäuschter Herzlichkeit. Sie brauchte ihn jetzt, welch ein Wunder, daß er gerade gekommen war! Sie hatte einen Handwagen,

sie packten gerade, sie und Angelina. Alle Dienerschaft des Schlosses hatte einen neuen Eid dem König zu leisten – und wer ihn verweigerte, mußte es verlassen. Selbstverständlich ging sie mit Angelina. Wie wohl tat ihr da eine männliche Hilfe, sagte sie und blickte dabei auf das Holzbein Wokurkas. Er sah es wohl, klopfte darauf mit dem Knöchel des Zeigefingers und sagte: »Es hält gut, Fräulein Casimir! Besser als mein altes!«

Sie verließ ihn. Er mußte warten, einen halben Nachmittag, aber er war gar nicht müde, trotz der Hitze. Er humpelte auf und ab, auf und ab, auf und ab, schon weckte er das Mißtrauen der geheimen Polizisten, die rings um das Schloß patrouillierten. Er bemerkte sie wohl, und er hatte keine Angst vor ihnen. Er machte sich auf eine Antwort bereit, für den Fall, daß ihn einer fragen sollte. Er arbeitete an dieser Antwort redlich, er gedachte, etwa zu sagen: Fragen Sie Ihren Minister, den Minister Fouché, was er beim König zu suchen hat! Eine geistreiche Antwort, so schien es ihm, vieldeutig, sinnreich, und sie ließ keinen Widerspruch zu.

Endlich, die Schatten waren schon länger, man löste gerade den Wachtposten ab, kamen sie, Veronika Casimir und Angelina. Sie rollten einen mäßigen, zweirädrigen Karren vor sich her. Auf dem lag, aufgetürmt und mit Stricken festgehalten, ihre Habe. Jede der beiden Frauen hielt je einen der beiden Griffe. Beim Ausgang hielt sie der Posten auf, hierauf ein Polizist in Zivil, Veronika sprach viel und wies Papierchen vor. In einer Stunde komme sie zurück, sagte sie.

Wokurka hatte Angelina lange nicht mehr gesehen. Da er sie jetzt wieder erblickte, war es ihm, als sei kaum ein Tag seit dem letztenmal vergangen. So vertraut und nahe kam seinem verliebten Auge das geliebte Angesicht vor. Der Kaiser war gekommen und geflohen, der König war heimgekehrt, vieltausend Menschen waren gefallen, auch der Sohn Angelinas war tot... dem Schuster Wokurka aber schien es, gestern erst oder vorgestern habe ihn Angelina verlassen. Die ganze Zeit, in der er sie nicht gesehen hatte, war groß und ewig gewesen, auf einmal aber, in dieser Sekunde, war die ganze Zeit ausgelöscht. Er gab Angelina die Hand und sagte gar nichts. Dann nahm er die beiden Griffstangen des Karrens in seine harten Fäuste und fragte: »Wohin also?« mit ängstlichem Herzen. »Zur Pocci, natürlich!« sagte Veronika Casimir.

Er humpelte dahin zwischen den beiden Frauen, den schweren Karren

rollte er dahin wie ein Spielzeug. Er war aufgeräumt, und er redete laut, um das Stampfen seiner Krücke und das Rollen des Karrens auf den holprigen Steinen zu übertönen. Was ging ihn, Jan Wokurka, in dieser Stunde das ganze Unheil der Welt, des Landes und dieser Stadt an? Mochten hundert große Kaiser gehen, hundert alte, wohlbeleibte Könige wiederkommen – meinetwegen, meinetwegen, dachte er – und er äußerte auch seine Meinung: »Siehst du, Angelina, ich hab' es dir gesagt! Was geht uns Kleine das Schicksal der Großen an? Wären wir damals in meine Heimat nach Polen gefahren! Heute schon wärst du heimisch dort und hättest alles vergessen!« Darunter stellte er sich nichts Genaues vor, unter dem allen, was Angelina vergessen haben könnte; aber er wurde gerührt in dem Augenblick, in dem er die beiden Worte »alles vergessen« aussprach, und ein gewaltiges Mitleid mit Angelina erfüllte ihn. »Man soll«, fuhr er fort, »sein Herz nicht an die Großen und Mächtigen hängen, wenn man unsereins ist, klein und gering. Ich habe es längst gesagt, seit vielen Tagen wiederhole ich es meinen unglücklichen Freunden. Siehst du, Angelina, sehen Sie, Fräulein Casimir! Was habe ich davon gehabt? Ich habe mein Herz an eine große Sache gehängt und an den großen Kaiser. Ich habe das Vaterland befreien wollen. – Ich bin ein Schuster geblieben, ich habe ein Bein verloren, mein Vaterland ist nicht befreit, der Kaiser ist geschlagen! Mir soll noch einer sagen, ich soll mich um die große Geschichte kümmern! Die kleinen, die kleinen Geschichtchen sind es, die ich liebe. Du allein kümmerst mich, Angelina! Sag, jetzt, nach all dem: Willst du fahren? mit mir?«
»Ich danke dir!« sagte sie nur. »Später, wir sprechen noch davon.« Sie hätte nicht erklären können, was in ihr vorging, denn es fehlte ihr ebenso an dem Mut, ihre Gedanken auszudrücken, wie auch an den Worten, die dazu nötig waren, und an der Fertigkeit, sie gehörig zu setzen. Sie dachte, es sei nicht falsch, was der Wokurka sage, aber ihre große Sache, an die sie das Herz verloren hatte, sei eben ihre kleine Sache und es sei gleichgültig, ob man von Anfang an, auf Gottes Geheiß gewissermaßen, einen großen Kaiser liebhaben müsse oder irgendeinen beliebigen andern. Die Sachen waren eben groß und klein zugleich, so dachte sie. Aber konnte sie es ausdrücken? Und, wenn sie es könnte, würde man sie begreifen? Soviel Verwirrung, Qual und Schande sie auch schon erlebt hatte seit ihrer Ankunft in dieser Stadt, sie wußte es, nichts war mächtiger gewesen als ihre jähe Liebe, in der

alles enthalten war: Sehnsucht und Heimweh, Stolz und Scham, Begierde und Trauer, Leben und Tod. Jetzt, da der Kaiser für alle Zeiten verloren war (oh, wie gut wußte sie es!), fühlte sie deutlich, daß sie nur von ihm gelebt hatte; weit von ihm; abseits von ihm; aber von seinem kaiserlichen Dasein. Ihr Sohn war tot, und der Kaiser war gefangen! Was konnte sie noch fühlen? Gut zu ihr war der Wokurka. Aber war die Güte groß und stark genug, um ein Herz zu beleben, ein totes, kleines Herz? – Wenn ich ein Mann wäre! dachte sie. Sie sagte es laut, gegen ihren Willen. »Wenn ich ein Mann wäre!« – »Was tätest du?« – »Ich hätte ihn nicht gehen lassen. Auch wäre ich mitgegangen!« – »Auch von Männern hängt nichts ab«, sagte Wokurka, »was in der Welt Großes vorgeht. Man müßte schon ein so großer Mann sein, wie er selbst einer gewesen ist, um etwas zu ändern. Wenn man klein ist, ist es gleich, ob Mann oder Frau!«
Es war schon voll in der Werkstatt Wokurkas, als sie ankamen, wie alle Tage um diese Zeit. Er ließ seine Stube unverschlossen, seine Freunde konnten gehen und kommen nach Belieben. Einige standen vor dem Tor und sprachen mit den Nachbarn. Die Dämmerung nahte schon, die gefürchtete Dämmerung nahte den Einsamen und den Geschlagenen. Man half das Gepäck zur Hebamme Pocci hinaufbringen. Man fragte Veronika Casimir, wie es im Schloß aussehe und ob sie den König gesehen habe. Einer fragte, ob die Frauen wüßten, wo der Kaiser jetzt hingebracht würde. Ein anderer antwortete, er selbst wisse es genau: nach London, und dort würde man ihn sicher köpfen. Angelina zitterte. Es war, als hätte man ihr selbst das Todesurteil verkündet. »Wer sagt es? Wer sagt es?« schrie sie mitten durch das Gewirr der Stimmen. – »Es ist doch nichts zu machen!« sagte ein Mann. »Sie haben es so beschlossen, die Großen.« – Die kleine Stube war voll. Da sie so nahe beieinander standen und auch auf herbeigeholten Kisten, Stühlen, Schemeln hockten und auf dem Bett Wokurkas, dichte, graue Wolken aus ihren Pfeifen aufwallten und das Licht verdunkelten, sah es aus, als wären ihrer noch viel mehr im Zimmer und als wären alle ihre Gesichter gleich. Einer, ein alter polnischer Legionär mit der Ehrenlegion an der zerschlissenen und arg befleckten Uniform, mit grauschwarzem Bart und stark geröteten Wangen, zog eine Flasche aus der Rocktasche, setzte an, tat einen tiefen Schluck, sagte: »Ah!« – so laut und so grimmig, als wäre es nicht ein Laut der Zufriedenheit, sondern des Grolls und des Unmuts – und so war es auch: Unmut und Groll,

die längst in ihm geschlummert hatten, lockte jetzt dieser Schluck aus seinem Herzen. Er tat noch einen, denn er fühlte, daß er jetzt, bald, irgend etwas Außerordentliches werde tun müssen. Seine Ehre verlangte es einfach. Er war ein alter, gutherziger und leicht erregter Polterer. Wokurka kannte ihn gut, zusammen waren sie marschiert, zusammen hatten sie geschossen, zusammen hatten sie getrunken, aus einer Schüssel gegessen, aus einer Pfeife geraucht. Obwohl in dem dichten Rauch die Gesichter aller vernebelt und entstellt waren, erkannte Wokurka in den Augen seines Freundes – Jan Zyzurak hieß er, und er war einmal Schmied gewesen – das alte, flackernde Flämmchen, das den höchsten Grad der Aufregung Zyzuraks verkündete. Er fürchtete ihn, der Frauen wegen. Die Hebamme Pocci, Angelina und Veronika Casimir saßen still da, auf dem Bett, das man ihnen eingeräumt hatte. Sie fürchteten sich sehr, sie wußten nicht genau, wovor. Aber die Männer, der Schnaps, den sie tranken – jeder hatte eine Flasche in seiner zerschlissenen Tasche –, ihre verzweifelten Gesichter, ihre trostlosen Reden jagten den Frauen einen großen Schrecken ein. Dennoch wagten sie nicht aufzustehn. Was den Schmied Zyzurak anbetraf, so sah er schon nach dem zweiten tiefen Schluck die Versammelten nicht doppelt, sondern zehnfach. Ihm schien es, er stünde unter freiem Himmel, vor vielem, vielem Volk, und der Geist kam über ihn, der Geist seines unseligen polnischen Vaterlandes und auch der Geist des Kaisers, und diese beiden Geister geboten ihm zu reden, und es schien ihm, daß er viel und Bedeutendes zu sagen habe. Er hob beide Hände, wie zu einer Beschwörung, verlangte mit lauter Stimme Ruhe und Licht (»denn es ist schon Abend«, sagte er, »und ich muß euch sehen können, wenn ich euch etwas zu sagen habe«). Man entzündete die drei Kerzen in der Laterne. Die Lichter verloren sich elendiglich in dem graublauen Rauch und verbreiteten durchaus nicht Helligkeit genug, als daß der Schmied seine Freunde hätte sehen können. Er aber glaubte, er sehe sie jetzt genau, die vielen Tausende seiner Zuhörer. Unter freiem Himmel stand er, in der warmen Sommernacht, und acht Windlichter leuchteten wie acht Monde. »Volk von Paris!« begann er – »ja, Volk von Frankreich! Man schleppt den Kaiser Napoleon – ich habe geheime Kunde erhalten – in dieser Stunde nach England, auf die Festung des Prinzregenten, nach London also. Man schleift schon das Beil, das ihn köpfen wird. Hört ihr, wie man es schleift? Sind wir Weiber oder Männer? Der Kaiser hat nicht freiwillig das Land verlas-

sen, wie die Zeitungen erzählen. Verraten und auf ein Schiff geschleppt haben ihn die Leute, die er für seine liebsten Freunde hielt. Ein General – ihr kennt ihn alle – ich schäme mich, seinen Namen vor euch auszusprechen – hat drei Stunden vor der Schlacht dem Feind seine Pläne verraten. Verrat, Verrat, überall Verrat!« – Er hielt ein und streckte die Hand aus. »Verrat, Verrat!« riefen die andern. »Recht hat er, recht hat er!« Der Schmied Zyzurak sprach noch lange weiter, aber die Leute hörten ihm nicht mehr zu. Sie waren ein kleines Häuflein von zwölf Männern, aber jeder von ihnen hatte viel getrunken und wenig gegessen, und jeder von ihnen sah seinen Nächsten doppelt und auch vielfach, und in jedem von ihnen klang die Anrede nach: »Volk von Paris!«, und jeder einzelne fühlte sich allein schon als das Volk von Frankreich. Sie bemerkten nicht einmal, daß ihr Kamerad zu sprechen aufgehört hatte. Er hatte mitten in der Rede abgebrochen. Alle fühlten sie nur, daß unbedingt, um jeden Preis, irgend etwas getan werden müsse. Einer aber, ein Unteroffizier von den Dreizehner-Jägern, glaubte zu wissen, das einzige, was geschehen müsse, sei ein Ruf, der alte Ruf, den er so oft schon ausgestoßen hatte. »Es lebe der Kaiser!« schrie er. Alle antworteten mit dem gleichen Schrei. Sie nahmen die Pfeifen aus den Mündern und setzten noch einmal die Flaschen an. Plötzlich begann einer zu singen, das alte Lied, bei dessen Klang sie aufgewachsen und Männer und Soldaten geworden waren. Sie sangen mit heiseren Stimmen, aus trunkenen Herzen, das Lied der Marseillaise, den Gesang des französischen Volkes, das Lied des Kaisers und seiner Schlachten. Stark schaukelte die Laterne über dem Kopf Zyzuraks, die Scheiben klirrten. Die gesessen waren, erhoben sich und sangen mit. Sie traten den Takt mit den Füßen. Sie traten immerzu auf der Stelle, aber ihnen allen war, als marschierten sie weit, über die großen Straßen der Erde, über die sie der Kaiser einst geführt hatte. Erst als das Lied zu Ende war, sahen sie einander ratlos und töricht an. Der Zauber war von ihnen gefallen, sie erkannten, daß sie in der Stube Wokurkas geblieben waren, verschwunden waren die breiten Straßen, über die sie der Kaiser geführt hatte.

Es war lange still. Sie standen alle da, mit kraftlosen Armen, die Frauen mit heißen, roten, verlegenen Gesichtern. »Auf, gehen wir!« rief plötzlich einer in die Stille. – »Gehn wir!« sagten andere. »Wohin wollt ihr?« fragte Wokurka. – »Wohin? – hört nicht auf ihn«, rief der

Jäger, »ich führe euch. Was ist unser Leben? Wer von euch fürchtet, es zu verlieren?!«
Sie waren begeistert vom Lied, von ihren eigenen Stimmen, betäubt vom Hunger, der seit vielen Tagen in ihnen wütete, berauscht vom Schnaps, der allein sie noch erhielt, und benebelt vom Rauch und erschlagen vom Unglück. Das Sinnlose erschien ihnen einfach, das Törichte nützlich. Dennoch zögerten sie noch, unentschlossen und furchtsam. Plötzlich rief Angelina – aber sie rief nicht selbst und nicht mit eigenem Willen, irgendeine unbekannte Kraft schrie aus ihr –: »Gehn wir!« Sie schrie es mit gellender Stimme, erschrak selbst, lauschte eine Weile, sah sich um, als wollte sie erkennen, wer eigentlich gerufen habe. Sie trat vor, hin zur Tür, erschrocken machte man ihr Platz, es war, als ginge ihr scharfer Schrei vor ihr her und machte ihr den Weg frei. Sie war barhäuptig, ihre roten Haare brannten, ihr kleines, armseliges, sommersprossiges Angesicht war hart, gehässig, gramvoll und auf einmal ganz alt. Sie wußte nicht mehr, was mit ihr geschah, sie stand an der Tür, sie ging hinaus, die Männer folgten ihr. Auf der Straße gingen sie einher, eine arme, dunkle Gruppe, unter dem silberblauen, abendlichen Himmel dahin, stumm zuerst, man hörte nur das Holzbein Wokurkas auf den Stein schlagen. Plötzlich begann der Jäger, die Marseillaise zu singen. Sie sangen mit. Sie erfüllten die Gasse mit heiserem Gesang. Die Fenster gingen auf. Menschen sahen hinunter. Einige winkten. Andere riefen: »Es lebe der Kaiser!« Sie hatten nicht weit zum königlichen Schloß, und in allen Köpfen erwachte gleichzeitig der sinnlose, heiße Wunsch, vor das Schloß zu ziehn. Eine winzige, eine lächerlich winzige Schar! Aber, da sie so gewaltig johlten, Rufe ihnen von vielen Fenstern zuflogen, schien es ihnen, sie seien Hunderte, Tausende, das Volk von Frankreich. Im nächsten Augenblick aber vernahmen sie von den Ufern der Seine her, denen sie entgegenschritten, das feindliche Lied und den übermächtigen Schrei aus wirklich tausend Kehlen: »Es lebe der König!« – Sie stießen so, das ärmliche Häufchen, mitten in den großen Zug der Königlichen, blieben zuerst stehen, wandten sich um und zerstreuten sich. Wokurka nur, der als letzter ging, versuchte Angelina zu erreichen. Er sah, wie auch sie zuerst stehengeblieben war. Im nächsten Augenblick eilte sie vorwärts, der Menge entgegen, mitten in die Flanke der Menge. Er glaubte, ihre roten Haare loderten jetzt wie ein wirkliches Feuer. Ihr Kleid flatterte, die Arme hatte sie erhoben, es sah aus, als flöge sie, von

dem Brand ihres roten Haares überflackert. Mit einem grellen Schrei, der Wokurka wie ein unmenschlicher, tierischer, wilder und zugleich himmlisch-mächtiger vorkam, stürzte sie sich in die dunkle, dichte Schar. »Es lebe der Kaiser!« schrie sie. Und noch einmal: »Es lebe der Kaiser!« Wokurka sah, wie man sie faßte. Ein Teil der schreitenden Menge hielt einen Augenblick still, länger dauerte es nicht. Da wirbelte schon über den Köpfen Angelina durch die Luft. Ihr dunkles Kleid blähte sich weit, Hände hoben sich, um sie aufzufangen. Noch einmal warf man sie hoch, dann fiel sie irgendwo nieder, und unendlich marschierte die Menge weiter.

In der Mitte dieser königstreuen Menge, hoch über allen Köpfen, schwankte eine lächerliche Puppe, aus Fetzen zusammengeflickt, aus bunten, armen, lächerlichen Fetzen. Sie stellte den Kaiser Napoleon dar, den Kaiser in der Uniform, in der ihn das Volk von Frankreich kannte und verehrte, den Kaiser im grauen Rock, mit dem schwarzen, kleinen Hut auf dem Haupte.

An der Brust dieser Puppe hing, an einem groben Strick aufgehängt, ein schwerer, weißer Karton, auf dem mit groben, schwarzen Buchstaben, die weithin leserlich sein mußten, die ersten Verse der Marseillaise, des Liedes der Franzosen, aufgezeichnet waren: »Allons, enfants de la patrie!« Der armselige, aus armseligem Stoff hergestellte Kopf des Kaisers hing an einem äußerst nachgiebigen Lappen und wackelte jämmerlich rechts und links, fiel bald vornüber und hierauf nach hinten; es war gleichsam ein bereits geköpfter Kaiser, obwohl sein Kopf noch immer an dem schändlichen Lappen hing. Die Puppe, die den Kaiser Napoleon darstellte, schwebte und schwankte zwischen den zahllosen Fahnen des Königs, zwischen den weißen bourbonischen Fahnen, die Puppe selbst ein Spott und dennoch noch einmal verspottet, sie selbst ein Hohn und noch hundertmal verhöhnt.

Als die Königstreuen Angelina, die Kleine, sahen, die immer, auch während man sie hoch warf wie einen Ball, die Marseillaise zu singen versuchte, aus gepreßter Kehle und aus einem Herzen, das seinen Tod schon nahe fühlte, gefiel es einem der Königstreuen, ihr die Puppe, die den Kaiser Napoleon darstellen sollte, nachzuwerfen. Wie man also die kleine Angelina in der Luft herumwirbelte und schließlich an das steinige Ufer der Seine warf, geschah es, daß die jämmerliche Puppe knapp über ihren hingeschmetterten Körper fiel. Sie aber sah in diesem Augenblick nicht, daß es eine Puppe war, ein Hohn auf den Kaiser, ein

Hohn aus armen Lappen. Sie sah nicht den also verspotteten, sondern sie sah den wirklichen Kaiser neben sich, hart neben ihrem zerschmetterten Körper. Und sie las noch ganz deutlich die ersten Worte der Marseillaise, des Liedes der Franzosen: »Allons, enfants de la patrie!...« Als sie diese ersten Worte des großen Liedes las, begann sie auch, das Lied zu singen, das oft gehörte, niemals genug gehörte Lied. Mit dem Lied auf den Lippen schlief sie ein, hart neben der Figur des Kaisers, eines Kaisers aus Fetzen und Lumpen, und vor ihren brechenden Augen die ersten Verse der Marseillaise und den schwarzen, kleinen Hut Napoleons, den lächerlich gemachten, zerfetzten kaiserlichen Hut.

Als der Zug vorbei war (es dauerte eine Ewigkeit), humpelte Wokurka hinüber. Er fand Angelina an der Uferböschung. Ihr Blut rötete das Steingeröll. Es sickerte langsam und stetig aus dem Munde.

Er saß neben ihr die ganze Nacht. Er wagte nicht, sie anzusehen. Er streichelte unermüdlich ihr Haar, es knisterte noch. Eifrig gurgelte die Seine an ihm vorbei, er sah hartnäckig, gedankenlos, betäubt in das hurtig dahinfließende Wasser. Es trug den Himmel, der sich darin spiegelte, mit sich fort und alle seine silbernen Sterne.

EDITORISCHE ANMERKUNGEN

Abkürzungen

LBI	Archiv des *Leo-Baeck-Institute,* New York
AKL	Archiv des Gustav Kiepenheuer Verlags, Leipzig
Werke (1956), I-III	Joseph Roth, *Werke* in drei Bänden, herausgegeben und eingeleitet von Hermann Kesten, Amsterdam/Köln-Berlin 1956
Werke (1975/76), I-IV	–, *Werke,* herausgegeben und eingeleitet von Hermann Kesten, 4 Bände, Amsterdam/Köln 1975–76
Perlefter	–, *Perlefter.* Fragmente und Feuilletons aus dem Berliner Nachlaß, herausgegeben von Friedemann Berger, Gustav Kiepenheuer Verlag, Leipzig und Weimar, 2. Aufl. 1981
Briefe	–, *Briefe* 1911–1939, herausgegeben und eingeleitet von Hermann Kesten, Köln/Berlin 1970
Katalog	*Joseph Roth* 1894–1939. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek Frankfurt am Main, Katalog: Hrsg. von Brita Eckert und Werner Berthold, Buchhändler-Vereinigung, Frankfurt a.M., 2. Aufl. 1979
Bronsen	David Bronsen, *Joseph Roth.* Eine Biographie, Köln 1974
Hackert	Fritz Hackert, »Joseph Roths Nachlaß im *Leo-Baeck-Institute* in New York«, in: David Bronsen (Hrsg.), *Joseph Roth und die Tradition,* Darmstadt 1975, S. 374–399
Willerich-Tocha	Margarete Willerich-Tocha, *Rezeption als Gedächtnis.* Studien zur Wirkung Joseph Roths, Frankfurt a.M. u.a. 1984

WASSERTRÄGER MENDEL

Manuskript

M/1: AKL (Mappe 218): vermutlich ein »von Roth verworfener Anfang zum Roman ›Hiob‹« (Berger, in: Perlefter, S. 258). 7 mit Tinte beschriebene, karierte Blätter, ungefähr im A-4-Format; wenig korrigiert. Unterteilung in Kap. I.–III.; auf Blatt 7 nach Ende von Kap. III. die Kapitelzahl IV. eingetragen, der jedoch kein Text mehr folgt.

Druck

D/1: in: *Perlefter*, S. 91–113. – Überschrift von Berger.

Hier abgedruckt: D/1.

Wasserträger Mendel

Fragment eines Romans

I

Mendel war ein jüdischer Wasserträger. Er lebte in einer kleinen galizischen Stadt, an der russischen Grenze. Von den sieben Kindern, die ihm seine Frau geboren hatte, starben vier. Es waren zum Glück nur Mädchen gewesen. Die Jungen blieben am Leben. Sie lernten das Drechslerhandwerk und wanderten aus. Der Älteste ließ sich in Wien nieder. Der Zweite ging nach Berlin. Der Dritte floh aus Angst vor den Soldaten – er war der stärkste – in seinem einundzwanzigsten Lebensjahr nach Amerika. Mendels Frau starb an der Cholera. Mendel suchte nach einer neuen Frau, fand aber keine. Er blieb einsam und begann alt zu werden.

Jeden Tag von sieben Uhr früh bis drei Uhr nachmittags, Sommer und Winter, brachte Mendel Wasser in die Häuser der Wohlhabenden. Zwei hölzerne Kannen hingen, wie Waagschalen, an Schnüren von einem flachen Brett herab, das, ein anliegendes Joch, den Nacken Mendels drückte. Er fühlte die Last nicht mehr. Sein Vater war Wasserträger gewesen. Sein Großvater auch. Mendel war mit seinem Beruf zufrieden. Er hatte zwölf Kunden. In jedem Hause stand ein großes Faß. Jedes Faß mußte man dreimal bedienen. Dann war es voll. Sechsund-

dreißig Mal ging Mendel täglich zum Brunnen. Die Hausfrauen sahen immer nach, ob das Faß auch voll war. Mendel hegte aber auch nicht die Absicht zu betrügen. Leider hatten manche Fässer die Eigenschaft, das Wasser durchzulassen. So wurden sie niemals voll.
Im Winter trug Mendel pelzgefütterte Fäustlinge. Der Brunnenschwengel war mit einer Eisglasur bedeckt. Rings um den Brunnen wurde der Boden schlüpfrig, eine kreisrunde Scheibe aus Eis. Es war nicht leicht, sich auf eisenbeschlagenen Sohlen aufrecht zu halten. Die armen Leute, die sich keine Wasserträger leisten konnten und selbst zum Brunnen gingen, rutschten regelmäßig aus. Schon daraus mußte man folgern, daß eines Wasserträgers Handwerk nicht leicht war, wie manche glauben mochten. Auch zum Wassertragen gehörte Übung, wenn nicht Studium. Es war ein ehrlicher Beruf, und man konnte auf ihn stolz sein.
Leider beriet man gerade im Magistrat über den Bau einer Wasserleitung. Es war zu hoffen, daß die Stadt nicht genug Geld haben würde. Die Gemeinderäte hatten kein Herz für die armen Menschen. Mendel war sechzig Jahre alt. Er hatte die Wahl, entweder brotlos zu werden, oder zu einem seiner Söhne zu wandern.
Es waren gute Söhne. Sie schrieben ihrem Vater und schickten Geld. Die Briefe las Mendel sehr mühsam. Das Geld legte er in die Bettschublade. Er begann, an den Tod zu denken, er sammelte für ein Grab, ein anständiges Begräbnis und die vorschriftsmäßigen Leichengewänder. Er hatte keine Furcht vor dem Jenseits. Er war immer ehrlich gewesen, er hatte immer Gottes Gebote erfüllt. Er betete jeden Tag morgens und abends. Am Sabbat arbeitete er nicht. Er stand in einer bescheidenen Ecke des Bethauses, wie es einem Wasserträger geziemt. Er grüßte die reichen Juden. Er war freundlich mit seinesgleichen. Er beneidete niemanden. Er achtete niemanden gering. Den Todestag seiner Frau, seiner Eltern und seiner Kinder feierte er nach den Gesetzen der Religion. Vor den Christen, den Pferden, den Hunden und den Gendarmen hatte er Angst. Den Briefträger respektierte er. Von der Politik, dem Kaiser, dem Zaren, den Ministern hörte er gerne sprechen. Die Offiziere der kleinen Garnison grüßte er. Den Dragonern, die in dieser Stadt lagen, ging er aus dem Weg. Wenn ihm jemand eine alte Zeitung schenkte, las er sie zwei Wochen lang. Denn er hatte keine regelmäßige Schulbildung genossen.
Er hoffte, daß man die Wasserleitung erst nach seinem Tode einführen

würde, – wenn es Gott überhaupt gefiel, dieser Stadt eine Wasserleitung zu schenken. Denn alles hing von Gott ab. Gott war der Kaiser über den Kaisern. Es war nicht gut, zu viel nachzudenken. Gott lenkte doch alles anders.

Eines Tages erklärten die Herren der Welt einander den Weltkrieg. Mendel machte sich keine Sorgen. Seine beiden Söhne waren niemals Soldaten gewesen. Der jüngste Sohn lebte sicher in Amerika. Mendel selbst war zu alt. Auch arm war er. Einem Wasserträger konnte der Krieg nichts anhaben.

Dennoch erwies es sich, daß auch einem Wasserträger ein Weltkrieg nicht gut tut. Die wohlhabenden Leute verließen, einer nach dem andern, die Stadt und fuhren westwärts. Bald hatte Mendel nur noch drei Fässer zu bedienen. Zum Glück lag das Geld seiner Kinder noch in der Bettlade. Mendel kaufte Brot und Zwiebeln für ein Vierteljahr. Er war vor dem Hunger geschützt. Das Brot konnte er rösten, wenn es alt war. Die Zwiebeln hing er ins Fenster. So blieben sie frisch.

Eines Tages fand man mitten auf der Straße, die zum Bahnhof führte, ein totes Pferd. Das Gerücht erzählte zwar von einem toten Dragoner. Aber auch ein totes Pferd war schlimm genug. – Am Abend desselben Tages sprengte eine Kavalleriepatrouille aus der Stadt. Zwei Stunden später hörte man schießen. Nach Mitternacht kamen Kosaken. Die Feinde besetzten den Ort.

Mendel hoffte dennoch auf den Sieg der Österreicher. Denn erstens war der russische Zar ein Antisemit, und Gott strafte die Antisemiten. Zweitens war der österreichische Kaiser ein guter, alter Herr, den Gott liebte. Drittens war Mendel ein Patriot und ein Verehrer der Deutschen.

Die Deutschen waren lauter feine und gebildete Männer, in allen Wissenschaften voran und mindestens so stark an Körper und Muskeln wie die Russen. Die Kosaken dagegen waren besoffen. In Deutschland gab es keine Pogrome. In Rußland tötete man die Juden. Mendels Sohn schrieb wunderschöne Dinge aus Berlin. Der erste Sohn schrieb glückliche Briefe aus Wien. Das waren Beweise. In Moskau oder in Petersburg dagegen hätte sich kein jüdischer Drechsler niederlassen dürfen.

Deshalb war Mendel des deutschen und österreichischen Sieges sicher. Dennoch blieben die Russen in der Stadt. In den ersten Tagen schossen sie. Dann hörten sie auf zu schießen. Sie begnügten sich damit, Juden

in der Nacht zu prügeln. Eines Abends fiel Mendel einer Patrouille auf. Er hatte keinen Passierschein bekommen. Die Soldaten führten ihn in die Kaserne. Er mußte sich auf eine Bank legen und erhielt zwanzig Stockstreiche. Er nahm die Schläge hin wie Schläge Gottes. Vor jedem neuen Stockschlag erzitterte er. Er flüsterte ein Gebet, während er geschlagen wurde. Dann begab er sich eilig nach Hause. Er lag drei Tage im Bett. Die Schmerzen hörten auf. Blaue Striemen blieben längere Zeit. Er sprach mit jedem von den Schlägen, die er erhalten hatte. Es war selbstverständlich, daß man in einem Weltkrieg wenigstens zwanzig Prügel bekam.

Er war trotz seiner sechzig Jahre noch kräftig genug, und er beschloß, Rache zu nehmen. Einmal traf er einen betrunkenen Kosaken in einer stillen Straße. Mendel griff den Russen an, beraubte ihn des Säbels und schlug ihn so lange, bis der Soldat liegen blieb. Sehr zufrieden lief Mendel heim. Niemand erfuhr etwas von seinem Heldentum. Als man den Kosaken fand, konnte er sich an nichts mehr erinnern.

Vierzehn Monate blieben die Russen in der Stadt. Fast gleichzeitig mit den ersten Patrouillen der Österreicher kam ein Brief von Mendels Sohn aus Wien. Der Vater sollte sofort nach Wien kommen, schrieb der gute Sohn.

Da erschrak der Wasserträger Mendel sehr. Denn weder er, noch sein Vater, noch sein Urgroßvater waren jemals irgendwohin gefahren, es sei denn, zu einer Hochzeit in ein nahes Dorf.

Wien aber war kein Dorf. Wien war die Stadt, durch deren tausend, was sag ich? – zehntausend Straßen der Kaiser fuhr oder hoch zu Rosse ritt. In der Mitte der Stadt Wien stand der Palast des Kaisers. Er war aus Gold, Marmor und Brillanten. Vor dem Palast stand die Leibwache, in Rot, Gold und Eisen gekleidet. Die Leibwache war tausendmal größer als die Gendarmerie. Der Kaiser ritt oder fuhr in der Mitte der Minister. Die Minister waren tausendmal klüger als alle Bürgermeister.

Wien war eine andere Welt. Ein Drechsler in Wien war mehr als ein Doktor in einer kleinen Stadt an der russischen Grenze.

Ich glaube, sagen zu können, daß es ein freudiger Schrecken war, der Mendel erfaßt hatte.

Er zählte das Geld in seiner Bettlade, ging zur Bahn und fragte nach, was eine Karte nach Wien koste. Dann kehrte er wieder heim, verpackte seine Kannen, verkaufte das Bettzeug und ein Fleischmesser mit

silbernem Griff einer Nachbarin. Hierauf nahm er von den wenigen Freunden, die er hatte, Abschied. Das Geld knüpfte er in ein gelbes Taschentuch. Das band er sich um den Hals. In einen hölzernen Koffer packte er einige Hemden. In eine Hutschachtel legte er seinen Zylinder. Dann setzte er sich in ein Coupé dritter Klasse.
Nach einer halben Stunde warf ihn ein Feldgendarm hinaus. Der Zug hielt auf einer sehr kleinen Station. Mendel mußte aussteigen. Er war in ein Soldatenabteil geraten. Noch ehe Mendel den Waggon für das Zivil gefunden hatte, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Mendel wartete einen Tag und eine Nacht auf einen andern Zug.
Er saß im Wartesaal, Soldaten kamen, Soldaten gingen, jeder zweite fragte ihn nach dem Ziel seiner Fahrt. Und jedem Fragenden antwortete Mendel:
»Ich fahre zu meinem Sohn nach Wien!«
»Was ist denn Ihr Sohn in Wien?« fragte einer und ein anderer. »Mein Sohn ist ein Drechsler!« antwortete Mendel.
Gegen Mitternacht des nächsten Tages kam ein Zug, von dem alle sagten, er fahre wenigstens in jene Richtung, in der Wien aller Voraussicht nach liegen müsse. In diesen Zug stieg Mendel, der Wasserträger.
Er kam nach achtundvierzig Stunden am Wiener Nordbahnhof an. Ein Zollwächter untersuchte sein Gepäck. Der Beamte entnahm dem Pappkarton Mendels Zylinder. Der Beamte fragte: »Was machen Sie mit dem Zylinderhut?«
Darauf wußte Mendel keine Antwort. Er hatte diesen Zylinder von seinem Schwiegervater, der ein Fleischer war, geerbt, niemals getragen, aber immer für einen außerordentlichen Schatz gehalten.
»Trägt man hier in Wien keine Zylinder?« fragte Mendel.
»Ja«, sagte der Beamte, »wenn Sie in Audienz, zum Kaiser, gehn!«
»Vielleicht werde ich zum Kaiser gehn«, erwiderte Mendel; und der Beamte packte den Zylinder wieder ein.
Als Mendel den Bahnhof verließ, erblickte er seinen Sohn, Anselm geheißen.
Anselm war groß und mager, er sah aus wie ein Hungerkünstler, oder so, wie man sich einen Hungerkünstler vorstellt. Anselm hatte braune, eingefallene Augen, einen struppigen Schnurrbart und einen grünen Lodenhut mit einer Feder. Er küßte seinen Vater, nahm beide Gepäckstücke und lief zu einer Straßenbahn.
»Sind wir noch nicht in Wien?« fragte Mendel seinen Sohn.

»Natürlich, das ist Wien!« sagte Anselm.
»Wozu fahren wir denn mit der Bahn?« fragte Mendel.
»Weil Wien eine so große Stadt ist.«
Mendel schwieg und sah durch die große Fensterscheibe die zurückfliegenden Häuser der Stadt Wien. Es waren freilich große Häuser. Aber sie waren alt, gelb, und Risse zogen sich durch die Mauern, gezackt und in Wellen. Manchmal sah Mendel in einen Hof. Rotes und weißkariertes Bettzeug lag auf Balkonen, Federn schwammen durch die Luft.
Da nahm sich Mendel ein Herz und sagte, ein bißchen bitter, zu seinem Sohn Anselm: »Wien ist keine schöne Stadt!«
»Du wirst schon sehn!« – sagte Anselm.
Sie stiegen aus und gingen durch eine dunkle, alte und gekrümmte Straße. Mendel hätte nie geglaubt, daß es in Wien solche Straßen gebe. Dennoch war er nicht enttäuscht. Der Sohn Anselm schien ihm sehr vornehm. Mendel hätte sein Kind nicht wiedererkannt. Anselm kam ihm vor, wie ein vornehmer Förster. Hauptsächlich wegen des Lodenhuts.
Sie krochen vier steile Stockwerke empor und standen vor einer schmutzigen gelben Tür. Da wohnte Anselm. Seine Frau trug einen Schlafrock mit großen gelben Blumen. Sie war dick, dunkelhäutig, ihr aufgedunsener Leib hatte die Form einer großbäuchigen Flasche. Ihre runden großen Augen waren kalt, stumpf und dennoch feuchtglänzend wie die Fischaugen.
Mendel, der Wasserträger, küßte sie und ein Kind nach dem andern. Es waren sieben Enkel. Jeden einzelnen hob er hoch. Er war gerührt, und Tränen stiegen ihm in die Augen. Er hätte sich niemals vorgestellt, daß sein Stamm eine solche Verbreitung finden würde. Gleichzeitig dachte er daran, daß ein Wasserträger in dieser Stadt nichts zu suchen hätte. Er sah zum ersten Mal in seinem Leben das Becken und den Hahn einer Wasserleitung; jener Wasserleitung, vor der er sich fünf Jahre lang gefürchtet hatte. Der Hahn saß nicht fest, wenn die Kinder einige Augenblicke schwiegen, hörte man das Tropfen des Wassers, hell, gläsern und hart, im unerbittlichen Gleichmaß, wie eine hartnäckige Mahnung.
Und es war Mendel, als sängen die Wassertropfen nur für ihn und zu ihm. Zum ersten Mal fühlte er ein wenig Zugehörigkeit zum Wasser, zum Element, von dem er mehr als fünfzig Jahre gelebt hatte, und er

dachte an seine Kannen zu Hause. Würde er sie wiedersehn? Ganz deutlich sah er seine Kannen aus hartem Eichenholz mit den eisernen Reifen, und in den hohlen Händen, die er langsam schloß, fühlte er die gute Wärme der hölzernen Henkel. Er hatte niemals etwas von Wassergeistern gehört, und dennoch fiel es ihm in diesem Augenblick ein, daß er mit dem Wasser zusammenhing, wie ein Fisch, ein Frosch, eine Pflanze. In dem silbernen zögernden Tropfenfall hörte er das Rauschen, das dunkle, samtene Murmeln der Brunnengewässer, und noch einmal und eigentlich zum ersten Mal erlebte er das tausendfach erlebte Wunder: wie aus dem finstergrünen Grunde kristallene Flüssigkeit sich heben ließ, und wie das Wasser an der Oberfläche der Erde so ganz anders wurde, so hell und lebendig, wie man es ihm nie zugetraut hätte, wenn man es von oben her betrachtete. Es war, als hebe man einen modernen Leichnam aus der Gruft, und er verwandelte sich sofort in einen lebendigen Menschen.

Vor einer Schüssel, die man ihm hinstellte, damit er sich säubere, blieb Mendel schweigend stehn, und er sah in die Flüssigkeit, wie man auf bunte und merkwürdige Vorgänge und Bilder sieht. Er hielt das gelbe, rauhe, vierkantige Stück Seife in der Hand und wußte nicht, was damit anzufangen.

Schließlich bückte er sich tief, hob die Schüssel etwas hoch und nahm aus ihr einen Mundvoll Wasser, während seine Enkel, erfreut und jauchzend über diese neue Art der Reinigung ihn umstanden. Er spritzte mit blasenden Lauten aus dem Mund Wasser auf seine Hände, wie er es seit seiner Kindheit gewohnt war, und wusch das Gesicht, und schallend wurde der Jubel seiner Enkelkinder. Mendel war verlegen. Er wußte nicht, worüber sich die Kleinen so freuten. Dann schickte ihn der Sohn ins Bett, ein hartes und ächzendes Bett. Mendel schlief ein und träumte von seinen Wasserkannen. Sie bewegten sich selbst, wankten und schwankten durch die Gassen seiner Heimat, tauchten selbständig unter und kamen gefüllt wieder an die Oberfläche.

Mendel erwachte erst in der Frühe des nächsten Tages. Der Morgen graute, und der Lärm der großen Stadt stürmte, wie ein hastiger Fremder, an das Lager Mendels. Er konnte nicht mehr schlafen, er hörte das Klingeln der Straßenbahnen und das gleichmäßige Tropfen aus der Wasserleitung, erinnerte sich an seinen Traum von den selbständig schwankenden Kannen und begann sich erst jetzt darüber zu wundern,

daß er da war; daß er sechzig Jahre gelebt hatte in einer kleinen Stadt, jenseits der Welt, und daß er nun auszog, sie kennenzulernen, wie ein junger Mann.
Die Kinder erwachten, das jüngste schrie, Türen gingen und wurden zugeschlagen, Anselms Frau stand auf, Anselm ging in die Arbeit. Mendel kleidete sich an. Er wollte eine Mütze anlegen, wie es seine Religion vorschrieb, überlegte es sich aber und blieb barhäuptig, denn er dachte, daß man in Wien nicht mit einer Mütze bekleidet zu Hause herumgehen dürfe.
Er sah im Spiegel seinen grauen Kopf, das rote Gesicht, die zusammengekniffenen Augen, die hinter den Lidern halb verborgen waren, wie Lauschende hinter Vorhängen. Er beschloß, seinen runden Vollbart wieder einmal schneiden zu lassen. Dann betete er, wie immer, wie er, durch etwa sechzig Jahre, jeden Tag gebetet hatte. Aber seine Gedanken waren nicht bei Gott, sie schweiften herum, wie freie Fliegen, setzten sich da und dort, erhoben sich und flogen weiter.
Mendel, der Wasserträger, der zweiundsechzig Jahre zählte, war aufgeregt wie ein Jüngling.

II

Man sagte ihm, daß er einen Meldezettel ausfüllen müsse. Er schrieb mit harten Fingern, länger als eine Stunde, den Sohn Anselm an der Seite, auf ein blaues, verwirrend bedrucktes und poröses Papier Vor- und Zunamen. Er zeichnete klobige, viel zu große und viel zu kleine Buchstaben nebeneinander, er setzte jedes Mal die Feder ab, tauchte sie wieder ins Tintenfaß, bekam schmutzige Hände, ließ einen schwarzen Tropfen auf das gelbe Tischtuch fallen, und Anselm trocknete ihn mit Löschblatt und flacher Messerklinge. Dann stand Mendel auf, seine Hände schmerzten ihn, und sogar im Oberarm fühlte er einen unbarmherzigen, immer wiederkehrenden Stich.
Er sollte um die Ecke gehn, in das Polizei-Amt. Er hatte ein wenig Angst vor der Straße. Aber als er unten war, fühlte er sich wieder heimisch. Er sah mehrere polnische Juden. Es war das jüdische Viertel der Stadt. Ein Jude begrüßte Mendel: »Woher kommen Sie?« Und Mendel erzählte, daß er gestern gekommen war. »Eine bittere Stadt hier!« klagte der Jude. »Wohin gehn Sie?« »Zur Polizei!« sagte Mendel. »Da werden Sie schon sehn!« rief ihm der Fremde nach.
Wie? Was sollte er denn sehn? Was konnte man auf der Polizei von

ihm verlangen? Er sah einen Polizisten in der Straßenmitte. Dieser Mann trug einen Helm, weiße Handschuhe und einen langen Säbel. Mendel trat nahe an den Polizisten heran. Den Polizeileuten seiner Heimat war er immer aus dem Weg gegangen. Hier fühlte Mendel, daß es notwendig sein würde, sich an Polizei und Staatsgewalt zu gewöhnen. Er tat es lieber sofort. Er sagte: »Guten Tag, Herr Polizeimann!«
»Was wünschen Sie?« fragte der Polizist.
»Ich will zur Polizei gehn!« sagte Mendel.
»Hier um die Ecke!« sagte der Mann.
Nun, es war gut abgelaufen. Der Polizist hätte grob sein können, er hätte schreien können, dennoch war er fast freundlich gewesen. Mendel hatte sein Gesicht deutlich gesehn und in der Erinnerung behalten. Er vergaß diesen ersten Polizisten Europas niemals. Es war ein Mann mit blondem Schnurrbart, einem breiten runden und in der Mitte gebuchteten Kinn, einer sehr schönen, geraden und schmalen Nase und mit kalten blaublitzenden Augen, – ein Gesicht, wie aus einer Fabrik für Polizeigesichter.
Leider saß im Polizeibüro an diesem Tage der Inspektor Blunk. Er war nicht einer der schlimmsten. Er war sogar ein guter Mensch. Er hatte manchmal auch Straßendienst. Dann ließ er die kleinen Straßenhändler mit kandierten Früchten ungeschoren. Um die Straßenmädchen kümmerte er sich wenig. Ein gutes Herz schlug in seiner Brust.
Er saß hinter einem hölzernen Gitter an einem Tisch und schrieb einen Brief an seinen Sohn ins Feld. Da ging die Tür auf. Mendel trat ein. Wieder ein Jud! – dachte der Kriminalinspektor. Je mehr Juden kamen, desto schlimmer wurde es im Land. Die Juden aßen viel. Sie handelten viel. Sie zeugten viele Kinder. Sie machten die Stadt schmutzig. Sie gingen nicht in den Krieg.
Mendel, der Wasserträger, nahm die Mütze ab und verbeugte sich ein bißchen. Er blieb an der Tür stehn. Auf seinem kleinen runden Schädel kräuselten sich ein paar graue lange Haare und ließen die gelbe, etwas rissige Kopfhaut durchschimmern. Mendel sah den Polizeiinspektor an, den rothaarigen, das Profil der klobigen und dennoch flachen Nase. Der Beamte erhob sich. Er war so groß, daß er mit einer ausgestreckten Hand die Decke des Zimmers hätte berühren können.
Mendel sah das braune Holzgeländer, hinter dem der Beamte stand. Wozu das Geländer? fragte sich Mendel. Es war wie in einer Art Gotteshaus. In dem gelben Aktenschrank wohnte das Allerheiligste. Der

Beamte stand wie ein hütender Priester davor. Mendel hatte eine unbestimmte Vorstellung, daß es so in den Kirchen aussehen müsse. Hinter sich fühlte er die Tür, durch die er gekommen war, und hinter der Tür die freie Welt mit Luft, Licht und Sonne. Wie merkwürdig ist das Leben! dachte der Wasserträger Mendel. Ein freier, wenn auch alter und ungebildeter Mensch geht über die Straße, spricht, atmet, könnte singen, wenn er wollte. Dann tritt er in ein Haus, öffnet eine Tür und ist in der Falle, wie eine Maus. Es war unmöglich, sich zu wenden, wieder hinauszugehn. Wie aber, wenn man sagen würde, es sei ein Irrtum gewesen, nur ein kleiner Irrtum?
»Entschuldigen Sie«, sagte Mendel, »ich bin falsch gegangen!«
»Sie sind schon richtig gegangen«, sagte der Beamte und bemühte sich, die heisere, undisziplinierte, zitternde Stimme Mendels nachzuahmen. Denn er sah in Mendels Hand den blauen Meldezettel.
Die Stimme des Beamten schlug tausend Türen zu. Mendel trat, betäubt, näher an den hölzernen Zaun. Der Beamte nahm den Meldezettel. Die Schrift gefiel ihm nicht. Er suchte nach den Rubriken. Er fand eine, die nicht ausgefüllt war. Es war die Rubrik »Beschäftigung«.
»Womit beschäftigen Sie sich?« fragte er.
»Ich habe nichts, Herr, ich bin zu meinem Sohn gekommen.«
»Ich meine, was waren Sie? Zu Hause? Wovon haben Sie da gelebt?«
»Ich war ein Wasserträger!«
»Was waren Sie? Ein Wasserträger? Das ist mir noch nicht vorgekommen! Davon leben Sie?«
»Ja, ich habe zwölf Häuser gehabt. Gute Häuser. Da hab ich Wasser getragen.«
»Wozu haben Sie da Wasser getragen?«
»Die Menschen brauchen doch Wasser! Reiche Leute gehn nicht selbst zum Brunnen!«
»Wo sind Ihre Papiere? Geburtsschein, Paß oder sonstwas?«
»Was für Papiere?«
»Dokumente, zum Teufel!«
Mendel schwieg. Die Stimme des Beamten stand, wie eine Wand. Die Stimme verklang nicht, ging nicht über in Luft und Nichts. Sie stand, die Frage, und wartete. Dokumente?! Wozu Dokumente? War er ein Dieb?
»Ich bin noch nie eingesperrt gewesen!« sagte Mendel leise. Und: »Ich bin schon zweiundsechzig Jahre!«

»Wirklich nicht eingesperrt?« fragte der Kriminalinspektor.
»Nein, so wahr ich lebe, ich bin ein ehrlicher Mann!«
»Warum haben Sie keine Papiere?«
»Man hat mir nichts gesagt.«
»Haben Sie Steuern gezahlt?«
»Ja« – rief Mendel. Er hatte einmal Steuer bezahlt und eine Quittung erhalten. Sie lag, eingenäht im Futter seiner Mütze. Er riß mit furchtsamen Fingern das Innere der Mütze auf. Alte gelbe Watteknäuel fielen heraus. Der Beamte lächelte. Mendel gab ihm die Steuerquittung. Sie war in acht Teile zerfallen und nicht mehr zu lesen.
Der Beamte schüttelte sich vor Grauen. Er sah Läuse. Er fühlte am ganzen Körper gleichzeitig ein Jucken. »Ich glaub Ihnen! Bleiben Sie nur!« sagte er. »Ich werde schreiben: Flüchtling! Verstehen Sie mich? Ein Flüchtling sind Sie!«
»Ja, ja«, sagte Mendel und faltete den Steuerzettel und barg ihn im Futter der Mütze.
Er stand wieder draußen, sah Spatzen in der Straßenmitte, Menschen, Wagen und Pferde und lehnte sich gegen die Mauer. Er zitterte. Die Straße drehte sich. Er streckte beide Arme aus. Er fühlte ein blechernes Ladenschild im Rücken. Er griff nach beiden Seiten, um sich irgendwo festzuhalten. Er sah den Polizisten langsam und feierlich näherkommen. Je näher er kam, desto größer wurde er. Die Helmspitze berührte den Dachrand des unermeßlich hohen Hauses.
Der Polizist setzte Mendel auf eine Türschwelle. »Fehlt Ihnen was?« fragte er und zog die Handschuhe, die weißen, langsam von den Händen. Mendel atmete tief: »Nein«, sagte er, »es ist mir schon gut!«
Der Polizist holte Wasser aus einem Laden. Er rieb Mendels Schläfen, richtete den Alten auf.
Mendel ging langsam nach Hause. Niemand fragte ihn. Er erzählte nichts. Er hätte gerne gefragt, weshalb die Polizei in dieser Stadt so gut und so böse war und beides zugleich. Er grübelte lange darüber. Aber er sagte nichts.
Er lag die ganze Nacht wach in seinem knarrenden Bett. Er hörte Schreie in den Straßen, Pfeifen und Gesang, Klingeln der Bahnen, den Schrei eines erwachenden Kindes, das halblaute Reden des Sohns, das Kreischen ferner Türen, er setzte sich und sah einen kleinen Ausschnitt des nächtlichen Himmels, der über den Dächern klebte mit silbernen Sternen, und Gott fiel ihm ein, der oben saß und alles lenkte. Mendel

hatte niemals an den Tod gedacht. Jetzt hörte er den Todesengel galoppieren, Mandolinen klimperten unten, Menschen gingen lärmend, und die Nacht widerhallte von ihren Schritten.

III

Am nächsten Morgen sagte Mendel zu seinem Sohn: »Ich werde nach Hause fahren, Anselm!«

Anselm ging in die Arbeit. Er sagte schnell: »Später reden wir darüber, Vater!« Er wischte noch einmal mit der Serviette über den Mund und lief die Stiegen hinunter.

Mendel fuhr nicht nach Hause. Es gingen keine Züge. Die Stadt war abwechselnd von Russen besetzt und wieder befreit, und außerdem hatte Mendel kein Geld für die Eisenbahn. Mendel blieb in der Eisengasse, bei seinem Sohn, bei seiner Schwiegertochter, bei seinen sieben Enkelkindern.

Im Laufe der Wochen gewöhnte er sich an die Welt. Ja, er fand sogar Bekannte und Freunde in der Eisengasse. Es war nicht schwer, Bekannte und Freunde in der Eisengasse zu finden. Es lebten hier viele Schicksalsgenossen Mendels. Die Flüchtlinge lebten und starben in dieser Gegend.

Mendel befreundete sich mit dem hinkenden Bäcker Naphtali. Es ist merkwürdig – und ich habe es schon oft erfahren –, daß jüdische Bäcker hinken. Vielleicht kommt dieses Gebrechen von der schweren Nachtarbeit im Osten, während der man auf einem geknickten und einem geraden Bein stehn muß, um die Stärke des Feuers zu beobachten und den geformten Teig auf langstieligen und flachen Schaufeln in den Ofen zu schieben. Jedenfalls hinkte dieser Bäcker Naphtali. Seitdem er hier lebte, ein Flüchtling war und keine Arbeit hatte, war er unzufrieden und ein Pessimist und mit der Politik beschäftigt. Er prophezeite die Niederlage der Mittelmächte. Er war ein Krüppel, und niemand in der Welt wird ihm den Pessimismus übelnehmen.

Mendel lernte auch den Schneidermeister Korhus kennen, einen rothaarigen Juden in mittleren Jahren, der dünn und lang war, wie ein sehr großer Bleistift; ferner den Schuster Benjamin, einen kleinen stämmigen Juden mit slawischen Zügen und einem breiten Mund mit schmalen Lippen.

Aber so viele Juden auch da waren, es gab weit und breit keinen

Wasserträger. Und wie sollte man sich mit Bäckern, Schneidern und Händlern verstehn?
Ja, Händler waren auch da. Und auch diejenigen, die in der Heimat nicht gehandelt hatten, taten es hier. Man handelte mit Mehl und Lebzelten, mit Brotkarten auch. Die Polizei paßte auf, sperrte ein, beschlagnahmte und wies die Händler aus. Sie kamen zurück und handelten wieder. Denn sie waren hungrige und fremde Juden, denen man keine Arbeit gibt, wenn sie arbeiten wollen; und die man nicht gut bezahlt, weil man sie ohnehin für reich hält. Es war Krieg in der Welt, ringsum starben die Leute, aber die Lebendigen mußten leben.
Mendel verstand nicht zu handeln. Er war ein Wasserträger; der Sohn eines Wasserträgers und der Enkel eines Wasserträgers. Er war gewohnt, selbst jene Fässer zu füllen, die Wasser durchließen. Er bekam jeden Freitag seinen festen Lohn. Er war nur ein Wasserträger.
Er erhielt die staatliche Unterstützung für Flüchtlinge aus dem Osten. Sein Zahltag war Montag. Er steckte ein Stück Brot in die Rocktasche und eine Zwiebel und ging um sieben Uhr früh in den Prater.
Es war Herbst und kalt. Junge Rekruten marschierten vorbei, um auf den Wiesen den Krieg zu erlernen. Die Rekruten sangen. Viele hundert Juden standen und warteten, und ein Polizist bewachte sie, ein unwilliger Hirte. Um acht Uhr morgens öffnete man eine hölzerne Baracke. Drinnen wehte modrige Kälte. Die Kassierer klappten Schalterfenster hoch. Das Gemurmel der Wartenden schwebte an der Decke, wie geflüsterte Wolken. Durch ein Fenster sah man im Osten rot und groß die Sonne heraufsteigen. Sie stieg, sie verschwand, es wurde Mittag, und man bekam langsam das Geld.
Mendel brachte es seinem Sohn Anselm.
Es ging ihm schlecht, dem Sohn Anselm. Sieben Kinder hatte er zu ernähren. Das Geschäft schlief ein. Die Gehilfen gingen in den Krieg. Die Kunden blieben aus. Anselms Frau konnte nicht sparen. Sie war ein Koloß, sie mußte ihr Fett erhalten. Sie ging jeden Tag zum Friseur. Sie trug ganz kunstvolle Locken, die sie selbst nicht herstellen konnte. Die gelben Blumen ihres Schlafrocks wurden dunkel, immer dunkler. Aber ihr Haar wuchs und wuchs und wurde immer prächtiger.
Sie ging, im Schlafrock und mit dem prächtigen Haar, ins Kino. Es befand sich im selben Hause. Man spielte hier von vier Uhr nachmittags bis elf Uhr nachts dreimal dasselbe Programm. Anselms Frau ging um vier Uhr nachmittag hinein und kam um elf Uhr nachts nach

Hause. Sie begriff nicht leicht, sie mußte ein Drama dreimal sehn. In ihrer Küche hingen die Ansichtskarten, auf denen die Berühmten dieser Welt zu sehn sind; die schönen Schauspieler mit den Augen, die in weiten Fernen weilen.
Die Kinder fielen in die gefüllten Waschtröge. Sie lagen unter herabgestürzten Wandbildern. Sie spielten Schnee mit den Bettfedern.
Anselm kam nur einmal am Tag nach Haus. Er aß zu Mittag und zu Abend auf einmal und legte sich schlafen und wärmte das Bett für seine Frau. Seinen Vater sah er nur am Sonntag.
Mendel, der Wasserträger, bekam Essen in der Armenküche. Er ging eine Stunde in die Küche und wartete zwei auf die Marke. Dann ging er eine Stunde wieder zurück. Er aß jeden Tag Graupensuppe und Dörrgemüse. Dennoch blieb er gesund. Er hatte rote Bäckchen. Er sah aus wie ein altes Kind. Er lernte die Stadt kennen und hörte auf, sich zu wundern. Er sprach mit Bekannten über die Weltpolitik und las Zeitungen. Am Anfang buchstabierte er noch. Später las er immer fließender. Als er eine billige Bibliothek sah, abonnierte er. Er begann, Kinderbücher zu lesen, die Märchen von Andersen und Robinson Crusoe. Dieser beschäftigte ihn sehr lange. Er träumte vom Meer, von Stürmen und von wilden Völkern, wie ein Knabe. Er las auch populäre Broschüren, die vom Sozialismus und andere, die von den Juden handelten. Er las in Wärmehallen, in kleinen Volkskaffeehäusern, und wenn er auf die Unterstützung oder auf die Speisenmarken wartete. Er war nur ein Wasserträger, aber auch ein Jude. Sein Großvater war noch ein Wasserträger gewesen, aber seine Ahnen waren vielleicht Gelehrte, Dichter und Fürsten. Mendel hatte einen offenen Sinn. Er sah die Torheiten der Welt und suchte zu ergründen, ob hinter ihnen nicht doch eine Weisheit sich verbarg. Es ging ihm sehr schlecht, aber er war Gott dankbar, daß er ihn hierher geführt hatte, damit er nicht so dumm und ahnungslos sterbe, wie es einem Wasserträger geziemte.
Er lernte einmal den Philosophen Gabriel Tucher kennen, den man für irrsinnig hielt, weil er sich geweigert hatte, zu schießen und schießen zu lernen. Man entließ ihn auf unbestimmte Zeit aus dem Heeresdienst. Gabriel Tucher aß auch in der Armenküche. Er war Student der Mathematik. Er hieß überall »der Philosoph«. Mendel, der Wasserträger, verkehrte mit ihm, weil man von ihm etwas lernen konnte. Er war nicht so verrückt, wie er aussah.
»Sie sind ein Proletarier!« sagte einmal Gabriel Tucher zu Mendel.

herabgelassenen Lidern lauerten die Frauen aus Stein, jede hatte ein Bein vorgestreckt, als wollte sie ihre stille Ecke verlassen und Mendel, dem Hausierer, den Weg verstellen.

Mendel kaufte einen grauen Straßenanzug. Am nächsten Tag begab er sich in die Kleiderbörse. Aron Rufer und der hinkende Osias standen am Eingang. Sie sahen den grauen Straßenanzug und fragten Mendel, was er gezahlt hatte. Er nannte den Preis. Aron Rufer sagte: »Warten Sie nicht, bis die Börse beginnt! Es lohnt sich nicht! Ein schlechter Stoff!« Der hinkende Osias legte seine Finger auf den Anzug. Er berührte den Stoff, als wollte er ihn segnen, mit den Fingerspitzen beider Hände. »Ein schlechter Stoff!« wiederholte der hinkende Osias. »Es hat keinen Zweck zu warten«, fügte er hinzu.

Mendel ging hinein. Die Börse war noch nicht eröffnet. Zehn Händler warteten. Alle befühlten den Stoff des Anzugs, den Mendel auf dem Arm trug. »Ein schlechter Stoff!« sagten alle Händler.

Mendel hatte seine ganze Barschaft dem Offizier gezahlt. Jetzt konnte er den Anzug nicht loswerden. Da näherte sich ihm der hinkende Osias. »Mendel«, sagte er, »Sie sind unerfahren im Geschäft! Wir haben Mitleid mit Ihnen, Aron Rufer und ich. Wir haben uns das so überlegt: Wir zahlen Ihnen zehn Prozent mehr zum Einkaufspreis. Sie überlassen uns den Anzug. Gehn Sie sofort wieder zurück zu Ihrem Geschäft. Sie sind noch nicht eingearbeitet. Jetzt sind alle Händler hier. Vielleicht finden Sie noch einen jungen Mann mit guten Kleidern. Heute sind Sie allein auf dem Platz!«

»Gut«, sagte Mendel, »nehmen Sie den Anzug!«

Das war Mendels erstes Geschäft. Erst zwei Tage später erfuhr er, wie schlecht er den Anzug verkauft hatte. Rafael Bruck, der den Aron Rufer nicht leiden mochte, erzählte Mendel, wie schwer man ihn betrogen hatte. Es war der einzige Anzug aus Friedensstoff, der nach drei Jahren zum ersten Mal auf der Börse gesehen worden war.

Mendels ohnehin schwacher Glauben an seine Geschäftstüchtigkeit schwand. Dennoch stand er immer noch auf seinem Posten. Er gewöhnte sich an die Straße. Er wollte sie nicht verlassen. Er stand auf einem der belebtesten Plätze, im Innern der Stadt, und sah und hörte mancherlei. Allmählich befreundete er sich mit den Droschkenkutschern, die in der Nähe ihren Halteplatz hatten. Es dauerte lange, bis er ihre Dialektsprache verstehen lernte. Sie baten ihn um verschiedene Gefälligkeiten. Sie gingen jedesmal in die kleine Schenke, um sich zu

erwärmen. Dann gab Mendel auf die Pferde acht, und, wenn ein Fahrgast kam, lief er in die Schenke und klatschte in die Hände. Man lud Mendel ein, etwas zu trinken. Er hätte sich gern einmal betrunken, aber er wagte es nicht. Dies, so sagte er, ist die letzte Grenze, die den jüdischen Greis von seinen christlichen Altersgenossen trennt. Der Jude kann nicht trinken. Und als er einmal gezwungen wurde, zwei Flaschen Wein zu leeren, erfuhr er, daß er sich gar nicht betrinken konnte. Er blieb nüchtern, während die andern lärmten. Er verlor nicht für einen Moment die Besinnung, ja, nicht einmal seine Sorgen vergaß er.

Der Kutscher Wenzel Sirpa hatte zwei Söhne im Feld verloren. Dennoch lachte der Alte und war lustig. Es mangelte an Futter für die Pferde. Die Tiere gingen ein. Die schönen und gesunden Pferde requirierte der Staat. Aber die Kutscher lachten und lärmten und sangen. Ihre Lieder verstand Mendel nicht ganz, aber sie gefielen ihm. Wenn er in der Nacht nicht schlafen konnte, erwachten die Melodien in ihm, sie schlummerten in seinem Kopf, wie Walzer in einem Leierkasten.

Auch den Leierkastenmann Florian lernte Mendel in der Schenke kennen. Florian spielte Militärlieder und die Nationalhymne. Diese Melodien trugen viel ein. »Ich nütze die Konjunktur aus!« sagte Florian. Er ging mit seinem Enkel in die Höfe. Im Nebenberuf war Florian ein Dieb. Er stahl die Messingkugeln von den Treppengeländern. Er wurde eingesperrt und wieder freigelassen. Er kannte den Polizeiarrest wie seine Tasche, und er winkte den Polizisten auf den Straßen, wie guten Freunden.

Mendel war, wie gesagt, gerne auf der Straße. Am Abend stand er neben dem ungarischen Maronibrater. Der schenkte ihm ein paar gebratene Kastanien, eine Kartoffel und einen faulen Apfel. Die klare Luft machte Mendels Hunger größer, erhielt ihn aber gesund und jung. Es gab kleine graue eiserne Pumpen auf den Straßen, zum Tränken der Droschkenpferde. Diese Arbeit übernahm Mendel gerne. Es schlug in sein Fach. Er drückte den Schwengel, und das Wasser schoß klar, kristallen hervor und rauschte mächtig in den Eimer. Es war Mendel, als füllte er noch die Fässer in den Häusern wohlhabender Juden.

Er fragte die Passanten längst nicht mehr nach alten Kleidern. Was gingen ihn die alten Kleider an? Er war ein Wasserträger. Er hörte lieber, was in der Welt vorging, las die Zeitungen in der kleinen

Schenke und dachte über den Krieg nach und die Politik der Weltmächte. Sehr oft vergaß er zu beten. Er erinnerte sich spät, in der Nacht, daß er das Abendgebet vergessen hatte. So wurde der Mensch, wenn man ihn aus seinem Boden ausgrub und irgendwohin, in den Asphalt der großen Stadt pflanzte. Ob Gott ihn strafen würde, fragte sich Mendel. Er zweifelte schon lange an der Gültigkeit der Gesetze. Der und jener betete nicht, aber verschiedene fromme Juden seiner Heimat fielen im Krieg. Es gab keinen sicheren Erfolg der Gebete und der Frömmigkeit. Worin aber bewies Gott seine Existenz?
Gott hatte sich eigentlich niemals deutlich bewiesen, er belehrte nicht, er bestrafte nicht, er hielt Strafen und Belehrungen in den Händen, machte die Augen zu, öffnete die großen göttlichen Hände, und ein Regen von Fluch und Segen ging über die Erde nieder, und blind traf es den einen und den andern. Warum ist mir das früher niemals eingefallen? – fragte sich Mendel. Weil ich gearbeitet habe – war die Antwort. Die Arbeit verhinderte das Denken. Deshalb sind die arbeitenden Menschen dümmer und die nicht zu arbeiten brauchen gescheiter. Deshalb konnte der reiche Naphtali Bloch in meiner Heimat Kultusvorsteher sein und schöne Reden halten. Denn während ich sein Faß füllte, las er in heiligen und profanen Büchern, unterhielt er sich mit gescheiten Menschen und durfte über verschiedene Dinge nachdenken.
Also ist die Welt ungerecht, folgerte Mendel, und, wenn Gott sie regiert, ist Gott ungerecht. Es ist eine Sünde so zu denken, aber weshalb gibt Gott dem Menschen die Möglichkeit, Gedanken zu haben? Die unmittelbarste Folge des Denkens ist der Zweifel, und wer zweifelt, der leugnet, wer leugnet, der glaubt nicht mehr. Es gab freilich noch die Möglichkeit, Gottes Existenz überhaupt zu leugnen. Niemand war über der Welt, ja, seitdem er wußte, daß der Himmel nicht aus Porzellan oder Glas war, gab es ja auch keinen Platz für einen Gott! Wo war Gott?
Über diese Frage unterhielt sich Mendel in der Armenküche mit dem »Philosophen« und erfuhr, daß es verschiedene philosophische Anschauungen über Gott gebe und daß es durchaus keines gläsernen Himmels bedürfe, für eine Macht, welche die Geschicke der Welt lenkte. Man konnte auch annehmen, daß die Menschen zu gering seien, als daß sich Gott mit ihnen beschäftigte. Vom Standpunkt Gottes war die Welt zu klein, das, was ein Körnchen Staub für den Men-

schen war. Durfte man von einem Menschen verlangen, daß er sich mit einem Staubkörnchen abgebe?
Das war freilich noch nicht die letzte Erklärung. Denn, wenn man annahm, daß Gott sich um die Welt ebensowenig kümmern könnte wie ein Mensch um den Staub, so schrieb man ihm eigentlich menschliche Eigenschaften, ja sogar menschliche Fehler zu. Gerade von einem Gott mußte man annehmen, daß er sich sogar um ein Stäubchen kümmern könne. Wenn der Mensch das Stäubchen nicht begriff, so war das eben ein menschlicher Fehler. Was war das für ein Gott, der menschliche Fehler hatte?
Auf diese Frage konnte auch der »Philosoph« keine Antwort geben. Er konnte nur sagen: »Der Verstand des Menschen reicht nicht aus, Gott zu begreifen. Denn Gott ist außerhalb unseres Verstandes.«
»Wenn es so ist«, erwiderte Mendel, »warum legen die heiligen Schriften einen Sinn in die Gebote Gottes und in seine Existenz?«
»Das ist eben falsch in den heiligen Schriften«, erwiderte der Philosoph.
»Es steht aber doch auch sehr viel Kluges darin?«
»Ja, ohne Zweifel!«
»Glauben Sie nun, daß die Verfasser nicht so klug waren wie ich, Mendel, der Wasserträger?«
»Gewiß, aber in einem Punkte eben wollten sie nicht klug sein. Sie wollten nur glauben!«
»Aber sie versuchten gleichzeitig, ihren Glauben durch vernünftige Erklärungen zu entschuldigen!«
»Ja, allerdings!«
»Dann haben sie gelogen!«
»Vielleicht!«
»Nein, ganz bestimmt!«
In die hellen Augen des Wasserträgers Mendel kam ein fremder Schimmer, und die Lider, hinter denen seine Blicke immer gelauert hatten, wie Lauschende hinter Vorhängen, öffneten sich. Es schien Mendel, daß er jeden Tag neue Hüllen wegziehe, und er ging, den Blick zum Himmel erhoben, als hätte er die Absicht, ihn von allen Wolken zu reinigen. Nachdem er ein paar Mal vergessen hatte zu beten, hörte er überhaupt zu beten auf. Aber zwei Tage später blieben die regelmäßigen Briefe und Karten seines Sohnes aus. Da beschloß Mendel, Gott noch einmal auf die Probe zu stellen. Sein altes Herz erzitterte, wenn

er sich an den Sohn erinnerte. Er dachte an die Tage seiner Kindheit, an den kleinen Anselm, den er oft geprügelt, dem er aber auch dann und wann ein Eierplätzchen geschenkt hatte und einen runden Mohnkringel und einen großen kupfernen Dreier.
Mendel ging in ein kleines Bethaus und betete, schlug sich an die Brust, weinte, erhob die Arme, wie um Gott bei seinen erhabenen Kleidern zu fassen, und ging mit verweinten Augen, aber getröstet nach Hause. Trotzdem kam kein Brief. Nun bereitete sich Mendel auf die Todesnachricht vor. Aber sie kam nicht. Eine Woche später kam eine Postkarte. Anselm lebte noch. Also lebte auch Gott? Mendel wußte nicht mehr, was er denken sollte. Er wurde wieder gläubig. Da traf seinen Sohn Anselm eine Granate. Ein Bein mußte man ihm amputieren. Und Mendel war überzeugt von der Nutzlosigkeit aller Gebete.
Eines Tages erklärte sich Herr Bruck bereit, Mendel ein kleines Betriebskapital gegen angemessene Zinsen vorzuschießen.
»Niemals«, sagte Bruck, »werden Sie mit Anzügen Geschäfte machen. Ich habe gehört vom Unglück Ihres Sohnes. Ich werde Ihnen einen kleinen Koffer zusammenstellen, damit werden Sie auf die Tour gehn.«
Da fing Mendel an, auf die Tour zu gehn.

HIOB. ROMAN EINES EINFACHEN MANNES

Manuskripte

M/1: Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N. – 124 Blätter von unterschiedlichem Format zwischen Notizbuchgröße (Ringbuch!) und A-4-Format; zum Teil Benutzung von Hotelformularen und -briefpapier. Schrift in Tinte oder Bleistift. Text mit Korrekturen und Einschüben versehen. – Vermerk des Archivs: »Bl. 1 des Manuskripts fehlt. Bei der Reproduktion im Kiepenheuer-Verlag verschollen.« Die Reproduktion bzw. das Faksimile ist abgedruckt in: Bronsen, S. 383. – Dem letzten Satz dieses Eingangstextes (» [. . .] ging sie schwanger.«) schließt sich wie in der Druckfassung der erste Satz von Seite 2 als *Beginn der Handschrift* an: »Gott hatte seinen Lenden [. . .]«. – *Manuskript-Ende:* »[. . .] Er schlief ein. Er ruhte aus von der Schwere des Glücks und der Größe der Wunder.«
M/2: AKL (Mappe 218): »Handschrift der Kapitel IV und V der letzten Fassung des ›Hiob‹« (Berger, in: *Perlefter,* S. 258). – Insgesamt 9

Blätter. – 3 Blätter davon ungefähr im A-4-Format und tintenbeschrieben; numeriert mit den Seitenzahlen 2., 3., 4.; *Textanfang* auf Seite 2.: »gewesen sein konnte, vielleicht war es auch an jenem Morgen geschehen, an dem er selbst geschlafen und nur eines seiner Augen Deborah vor dem Spiegel überrascht hatte [. . .]«; *Textende* auf Seite 4.: » [. . .] ein Vater, der nicht aufhörte zu staunen, daß dieser Sohn seinen eigenen Lenden entsprossen war.« – 6 Blätter mit der Numerierung: V. Kapitel, 2., 3., 4., 5., 6.; Blätter 1 und 2 ungefähr im A-5-Format, Blätter 3–6 der Länge nach halbiertes A-4-Format; Blätter 1–3 tinten-, Blätter 4–6 bleistiftbeschrieben; *Textanfang:* »Am zwanzigsten August erschien bei Mendel Singer ein Bote Kapturaks [. . .].«
Textende: » [. . .] und hatte keine Schwierigkeiten mit den Vorgesetzten.
Also verrannen die Jahre.«
M/3: AKL (Mappe 214): erste Seite der Handschrift von Kapitel IV (vgl. M/2). – 1 Blatt ungefähr im A-4-Format, tintenbeschrieben und mit der Überschrift »IV. Kapitel«; *Textanfang:* »Nicht weit von den Kluczysker Verwandten Mendel Singers lebte Kapturak [. . .]«; *Textende:* »[. . .] Eines Tages, er erinnert sich nicht, wann es«.

Typoskripte

T/1: AKL (Mappe 218): Kapitel II. bis V.; die ersten 7 Blätter mit Kap. II. sind unpaginiert; Kapitel III. umfaßt die Seiten 7–18; Kapitel IV. die Seiten 19–25; Kapitel V. die Seiten 26–31.
T/2: AKL (Mappe 218): Durchschläge von T/1: Kap. II. mit den 7 unpaginierten Blättern; aus Kap. III. die Seiten 13–18; Kap. IV. vollständig mit den Seiten 19–25.

Drucke

D/1: Vorabdruck in der *Frankfurter Zeitung* vom 14. September 1930 bis 21. Oktober 1930.
D/2: Joseph Roth, Hiob. Roman eines einfachen Mannes. Berlin: Gustav Kiepenheuer 1930. 300 S. 8°.
D/3: Werke (1956), II, S. 5–137.
D/4: Werke (1975/76), I, S. 847–980.

Zur Textkritik

Die mit dem *Hiob* vollzogene Verabschiedung Roths vom Zeitroman skizziert Berger (in: Perlefter, S. 250–251); zur Entstehungsgeschichte des Romans vgl. Bronsen, S. 381–391. – Vom Erscheinungsbeginn an fühlten sich bildende Künstler vom Szenarium des *Hiob* zu dessen visueller Umsetzung herausgefordert. »Illustrationen zu Roths Roman ›Hiob‹« fanden die Leser am Sonntag, dem 31. März 1931, im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung, das seinen Kommentar zum Porträt des »Rabbi« und den Genre-Situationen »Deborah fegt die Stube«, »Der Säugling Menuchim« und »Fahrt zum Rabbi« folgendermaßen eröffnete: »Der Roman ›Hiob‹ von Joseph *Roth*, den unsere Leser kennen, die ergreifende Klage über das Schicksal eines galizischen Juden, mündend in den Lobgesang dieses Hiob, der den Weg zu Gott zurückfand und unter den Schauern des Glückes steht, hat die Zeichnerin Rosy *Lilienfeld* zu einer Bilderfolge angeregt.« Aus dem Buchdruck ein jüngeres Beispiel hervorragender graphischer Gestaltung ist die Ausgabe: Joseph Roth, *Hiob*. Roman eines einfachen Mannes. Mit 32 Kreidezeichnungen von Hans Fronius. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1986. – Bis zum 20. Tausend wurde das Buch im Berliner Kiepenheuer-Verlag veröffentlicht; dann ging es in die Exilproduktion über: Joseph Roth, *Hiob*. Roman eines einfachen Mannes. 21.–25. Tausend, Amsterdam: de Lange 1933. – Die Dramatisierung des Romans dagegen bot noch der deutsche Verlag an: Joseph Roth, *Hiob*. Die Geschichte eines armen Mannes. Schauspiel in der Bearbeitung von Victor Clement. (Bühnen-Manuskript) Berlin-Charlottenburg: Gustav Kiepenheuer 1937. 60 S. 8° (Exemplar im Deutschen Literaturarchiv, Marbach a. N.). Vgl. dazu wie auch zur ersten Verfilmung des Romans: Hackert, S. 378; Katalog, S. 447–451. Näher auf den Film »The Sins of Man«, zu dem Roths *Hiob* umgearbeitet worden war, geht ein: Gerhard G. Mack, Frederick Kohner, in: John M. Spalek und Joseph Strelka, *Deutsche Exilliteratur seit 1933*, 1. Kalifornien, Teil 1, Bern und München 1976, S. 764–765. Das aus wörtlichen Romanzitaten entwickelte Fernseh-Spiel von Michael Kehlmann behandelt ausführlich: Willerich-Tocha, S. 301–320. Ein in den 50er Jahren verfaßtes Opernlibretto blieb Fragment: vgl. Harry Zohn, John Kafka, in: John M. Spalek (s. oben), S. 426.

Hier abgedruckt: D/4.

RADETZKYMARSCH

Manuskript

LBI: Joseph-Roth-Collection, AR-C.661/1837. II.7. – 6 Blätter, teils mit Tinte, teils mit Bleistift beschrieben, ungefähr im A-4-Format (das Archiv gibt den Bestand mit 11 Blättern an); die Seitenzählung beginnt auf dem ersten Blatt mit 10., wo auch von fremder Hand die Überschrift »Joseph Roth/Radetzkymarsch/I. Kapitel« eingetragen ist, *Textbeginn:* »Die Trottas waren ein junges Geschlecht. Erst der Großvater Carl Josephs hatte [. . .]« (Reproduktion des Blattes in: Katalog, S. 458); die Seiten 11. und 12. setzen den Text lückenlos fort; das Blatt der Seite 13. ist in der Mitte durchgerissen, am Beginn der ersten Zeile ist das Wort »Gegenstand« vom Ende der Seite 12. wiederholt, das *Textende* lautet: »Ein paar Wochen später erhielt er die Mitteilung, daß der Kaiser geruht«; auf Seite 14. geht der Text ohne Unterbrechung weiter: »habe, dem Sohn seines Lebensretters für Studienzwecke aus der Privatschatulle [. . .]«, von dem Blatt ist nur die obere Hälfte vorhanden mit dem *Textende*: »[. . .] schob am Mittagstisch den Teller mit kühnem Schwung von sich [folgen schwer leserliche Wörter] und«; das sechste Blatt ist als Seite 18. numeriert, hat ungefähr A-5-Format, ist mit Tinte beschrieben und trägt Bleistiftkorrekturen, *Textbeginn:* »politische Behörde, und die fünftausend Gulden [. . .]«, *Textende:* » [. . .] in dem von ›unvergessenen Diensten‹ des selig Verstorbenen zweimal die Rede war.« – Wo der Großteil der Romanhandschrift verblieben ist, war auch nach der Sichtung des AKL nicht zu ermitteln: »Vom Roman *Radetzkymarsch*, der 1932 bei Kiepenheuer erschien, findet sich im Berliner Nachlaß keine Spur.« (Berger, in: *Perlefter*, S. 258).

Drucke

D/1: Joseph Roth, *Der Radetzky-Marsch,* in: *Frankfurter Zeitung,* 17. April 1932 (Sonntag, Zweites Morgenblatt) bis 9. Juli 1932 (71. Fortsetzung). – Am 17. April schickte Roth folgende Einleitung voraus:

Vorwort zu meinem Roman: »Der Radetzkymarsch«.

Ein grausamer Wille der Geschichte hat mein altes Vaterland, die österreichisch-ungarische Monarchie, zertrümmert. Ich habe es geliebt, dieses Vaterland, das mir erlaubte, ein Patriot und ein Weltbürger zugleich zu sein, ein Österreicher und ein Deutscher unter allen österreichischen Völkern. Ich habe die Tugenden und die Vorzüge dieses Vaterlands geliebt, und ich liebe heute, da es verstorben und verloren ist, auch noch seine Fehler und seine Schwächen. Deren hatte es viele. Es hat sie durch seinen Tod gebüßt. Es ist fast unmittelbar aus der Operettenvorstellung in das schaurige Theater des Weltkriegs gegangen. Die Militärkapelle, die meine Marschkompanie zum Wiener Nordbahnhof begleitete, spielte ein Potpourri aus den Melodien von Lehár und Strauß, und der Pfiff der Lokomotive, die uns zum Schlachtfeld führen sollte, verlor sich in den verwehenden Klängen der zurückgebliebenen Trommeln und Trompeten, während unser Zug dem Tod entgegenglitt. Es war eine Woche nach dem Tode des alten Kaisers. In der funkelnagelneuen Felduniform, die wir bei der Abfahrt trugen, hatten wir bei seinem Begräbnis vor der Kapuzinergruft Spalier gebildet. Und es war, als schickte uns noch der tote Kaiser in den Tod. Und während er mit dem gedämpften Pomp begraben wurde, den das ewige Schweigen der Gefallenen und die lauten Wehrufe der Verkrüppelten dem Zeremonienmeister diktiert hatten, wußten wir alle, seine Soldaten, daß unser letzter Kaiser dahingegangen war und mit ihm unsere Heimat, unsere Jugend und unsere Welt. Sein Nachfolger war lediglich der ohnmächtige und vorläufige Verwalter und Zusammenhalter eines Erbes, dessen neue Besitzer schon warteten, das verbriefte Recht der Weltgeschichte in Händen. Den Willen der Weltgeschichte erkannte ich wohl, ihren Sinn verstehe ich nicht immer. Wenn sie wirklich das Weltgericht ist, so erscheint sie mir zuweilen nicht weniger frei von Rechtsirrtümern und -fehlern als ein gewöhnliches Bezirks- oder Landesgericht. Denn auf eine äußerst sorglose Weise überläßt sie gelegentlich das Urteil über die alte österreichisch-ungarische Monarchie dem Kino, der Tonfilmoperette und den lächerlichen Verkündern der landläufigen Schablonenweisheiten. Und man mag daran erkennen, daß die bitter-ernste Klio ihre Aufgaben manchmal ihren leichteren Schwestern übergibt.

Mir und vielen anderen meiner internationalen Landsleute, die gleich mir ein Vaterland und damit eine Welt verloren haben, ist ein ganz anderes Österreich bekannt und vertraut als jenes, das sich in seinen Export-Operetten zu Lebzeiten offenbart hat und das sich nach dem Tode nur noch in seinem billigsten Export bewahrt. Ich habe die merkwürdige Familie der Trottas, von denen ich in meinem Buch »Radetzkymarsch« berichten will, gekannt und geliebt, die Spartaner unter den Österreichern. An ihrem Aufstieg, an ihrem Untergang glaube ich den Willen jener unheimlichen Macht erkennen zu dürfen, die am Schicksal eines Geschlechts das einer historischen Gewalt deutet.
Die Völker vergehn, die Reiche verwehn. (Aus den vergehenden besteht die Geschichte.) Aus dem Vergehenden, dem Verwehenden das Merkwürdige und zugleich das Menschlich-Bezeichnende festzuhalten ist die Pflicht des Schriftstellers. Er hat die erhabene und bescheidene Aufgabe, die privaten Schicksale aufzuklauben, welche die Geschichte fallen läßt, blind und leichtfertig, wie es scheint.

D/2: Joseph Roth, »Der Held von Solferino« (Fragment), in: *Arbeiter-Zeitung* (Wien), 4. Oktober 1932.
D/3: Joseph Roth, *Radetzkymarsch*. Roman. Berlin: Gustav Kiepenheuer 1932. 582 S. 8°.
D/4: *Werke* (1956), I, S. 1–311.
D/5: *Werke* (1975/76), II, S. 9–323.

Zur Textkritik

Zur Entstehung des Romans vgl. *Briefe*, S. 187–223; Bronsen, S. 391–418; Katalog, S. 457–462. – Die Zeitungsversion (D/1), an der Roth während des Erscheinens noch schrieb, wurde von ihm für die Buchfassung (D/3) überarbeitet, neu aufgeteilt und erweitert. Eine vorläufige Untersuchung der Fassungsdifferenzen lieferte Barbara Schlagenhauf 1975 mit ihrer Tübinger Examensarbeit. Sie zeigte darin unter anderem, daß Roth besonders den Romanschluß völlig neu gestaltet hat. – Nach wie vor zeichnete Georg Salter für die Graphik von Einband und Schutzumschlag des Buchs verantwortlich. Bereits im November 1932 wird vom *Radetzkymarsch* das 21.–25. Tausend aufgelegt, nachdem die Erstausgabe im September erschienen war. Die den Ausgaben beigefügten Verlagsanzeigen werben für: Anna Seghers, Die Gefährten; Hermann Kesten, Der Scharlatan; Josef Breitbach, Die

Wandlung der Susanne Dasseldorf; Arnold Zweig, De Vriendt kehrt heim. – Die deutschen Ausgaben bis 1965 sind aufgezählt bei: Hansjürgen Böning, *Joseph Roths ›Radetzkymarsch‹*, München 1968, S. 11. »Die Texte unterscheiden sich in Kleinigkeiten. Besonders die Absätze sind verschieden. Die Ausgabe von 1932 teilt z. B. größere Absätze durch Sternchen ab. Orthographie und Interpunktion divergieren in einigen Fällen.« (ebd.) – Ebenfalls bei Böning aufgeführt sind die Funkbearbeitung des *Radetzkymarsch* (Gert Westphal), die Schwarz-Weiß-Verfilmung von Michael Kehlmann und eine Bühnenfassung von Caspar Neher und Egon Monk (ebd., S. 12/13). Seine Verpflichtung auf den literarischen Text beweist Kehlmann schon in dieser ersten seiner Roth-Verfilmungen, was ihm prompt die Rügen der Filmkritik einträgt. Eine »Fragwürdigkeit des Kehlmann-Prinzips« nannte es Walter Jens, »den redenden Personen Rothsche Kommentare in die Münder zu legen« (Momos, in: *DIE ZEIT*, 30. 4. 1965, S. 16). – Erneut dramatisiert und im Gegensatz zur Neher/Monk-Fassung auch inszeniert wurde der *Radetzkymarsch* von Heinz Gerstinger und Erich Margo in Wien (vgl. Piero Rismondo, Beides probiert – kein Vergleich. Dramatisierung von Joseph Roths *Radetzkymarsch* im Volkstheater, in: *DIE PRESSE*, Wien, 25. 10. 1976). – Als Oper des französischen Komponisten René Koering erlebte ›La Marche de Radetzky‹ am 4. Oktober 1988 in der Opéra du Rhin von Strasbourg seine Uraufführung. Das Libretto verfaßte Daniel Besnehard.
Hier abgedruckt: D/5.

STATIONSCHEF FALLMERAYER

Typoskript

LBI: Joseph-Roth-Collection; AR-A.557/1838. III.7.6.: 29 Seiten maschinenschriftliche Durchschläge mit dem vollständigen Text (13 Kapitel, wobei Kap. XIII wie im Druck aus dem einzigen Satz besteht: »Hierauf [...] gehört.«)

Drucke

D/1: Joseph Roth, »Stationschef Fallmerayer«, in: Hermann Kesten (Hrsg.), *Novellen deutscher Dichter der Gegenwart*, Amsterdam: Allert de Lange 1933, S. 279–309.

D/2: *Werke* (1956), III, S. 67–90.
D/3: *Werke* (1975/76), III, S. 123–145.

Zur Textkritik

Vgl. zur Entstehung: Bronsen, S. 431/32.
Hier abgedruckt: D/3.

TARABAS. EIN GAST AUF DIESER ERDE

Manuskript

(Nach Bronsen, S. 569/70: »Quelle der Romanhandlung«) Deutsche Bibliothek, Frankfurt a. M.: »Das Haus des Herrn Kristianpoller«. – 3 Blätter mit der Paginierung von Seite 2. und 3.

Das Haus des Herrn Kristianpoller

Ich möchte Ihnen gerne die Geschichte dieses Hauses erzählen, ohne viel Umstände zu machen, aber ich fürchte, daß Sie der Geschichte nicht gewachsen sind, solange Sie das Milieu nicht kennen, in dem sie sich zugetragen hat. Es sind anderthalb Jahre her, seitdem sie sich zugetragen hat, aber das macht nichts. Die Geschichte bleibt immer aktuell, und wenn man sie genauer betrachtet, dauert sie heute noch an, hat sie heute noch nicht aufgehört, und, wie die Dinge liegen, hat sie keine Aussichten, jemals aufzuhören.
Das Haus des Herrn Joël Kristianpoller steht auf dem Ringplatz der kleinen Stadt Brody, die achtzehntausend Einwohner zählt, von denen mindestens fünfundzwanzigtausend Juden sind. Die Juden sind sehr fromm. Aber noch frömmer sind die Katholiken dieser Stadt, von denen man nicht weiß, wieso und zu welchem Zweck sie überhaupt in Städten vorhanden sind, in denen schon so viele Juden leben.
Herr Joël Kristianpoller gehört nicht nur zu den frömmsten, sondern auch zu den wohlhabendsten Männern seines Standes und seines Glaubens. Besitz und Glauben hat er von seinen Vätern redlich geerbt, unter anderem auch das Haus, das schon seinem Großvater gehört hatte. Aber dieses Haus war durchaus kein gewöhnliches. Es sieht sehr alt aus, hat unglaublich dicke Mauern, und an den Wän-

den seiner Wohnzimmer befinden sich alte Heiligenbilder, die natürlich übertüncht sind. Sehr tiefe und geheimnisvolle Keller liegen unter den Wohnzimmern. Manche Leute, die aber sehr verschwiegen sind, wollen gefunden haben, daß von den Kellern des Herrn Kristianpoller ein unterirdischer Gang führt. Wohin? – Zu keinem geringeren Ort, als zum alten Schloß, das außerhalb der Stadt steht und in dem der König Johann Sobieski einmal gewohnt haben soll.

Aus diesen und ähnlichen Anzeichen merkt man, daß des Herrn Kristianpollers großes Haus einmal ein Kloster war. Vielleicht hatte Josef der Zweite dieses Kloster aufgehoben und das Haus in den Besitz eines Juden gelangen lassen. Jedenfalls war der Herr Kristianpoller ohne Zweifel der rechtmäßige Besitzer, lange Jahre hindurch, bis eines Tages ein Wunder geschah.

Es geschah ungefähr fünf Jahre nach der Gründung der polnischen Republik. Ein einfacher polnischer [Bauer] – er soll den Vornamen: Nikolaj tragen – betrat eines Abends den großen Hof, – ich weiß nicht, zu welchem Zweck. Plötzlich erblickte er durch die dunklen Fenster eines Zimmers im ersten Stock einen silbernen Lichtschimmer. Neugierig wagte er sich die Treppe hinauf. Er betrat einen großen Saal, den Herr Joël Kristianpoller als Tanzsaal zu vermieten pflegte. An einer Wand dieses Saales stand – die Mutter Gottes.

Der Bauer bekreuzigte sich, betete und floh.

Den Bauern seines Dorfes erzählte er das Erlebnis. Die Bauern erzählten es in der Stadt. Ein antisemitischer Verein ließ die Bauern kommen, nahm ein Protokoll auf und am nächsten Tag berichteten die Zeitungen, daß sich im Tanzsaal des Hauses Kristianpoller die Mutter Gottes gezeigt habe.

Das hatte etwas zu bedeuten. Die Mutter Gottes war bestimmt gekränkt. Hier, an dieser Stelle, war einmal ihr Altar gestanden. Jetzt gehörte das Haus einem Juden. Außerdem tanzte man in diesem Saal. Es galt, dem Juden das Haus wegzunehmen und es wieder für jene heiligen Zwecke zu bestimmen, denen es von Anfang an gedient hatte.

An einem Sonntag morgen zog eine tausendköpfige Prozession römisch-katholischer Bauern zu dem Haus des Herrn Kristianpoller, blieb in dem geräumigen Hof, befestigte an einer Wand das Kreuz mit dem Heiland und begann zu beten. Von nun an blieb der Hof nicht mehr leer. Er wurde ein Wallfahrtsort. Tag und Nacht beteten fromme

Frauen und Männer aus der nächsten und weiteren Umgebung. Die Juden in der Stadt lebten in der Furcht vor einem Pogrom.
Der fromme jüdische Herr Kristianpoller lief zu den Behörden, die beim besten Willen nichts machen konnten. Sie fürchteten die gläubige Menge. Die polnischen Zeitungen schickten Berichterstatter. Sie berichteten über die Wunder in einem ganz selbstverständlichen Ton, so, wie man über Butterpreise berichtet und eine Messe und eine Frühjahrsausstellung. Das gläubige Volk wurde noch abergläubischer. Die Antisemiten wurden noch antisemitischer.
Der Herr Kristianpoller fuhr nach Warschau. Man schlug ihm einen Kompromiß vor. Ein Verein erklärte sich bereit, ihm das Haus abzukaufen. Aber der Verein bot zu wenig. Es begannen langwierige Verhandlungen bei den höchsten Instanzen des Reiches. Sie kosteten viel Geld und dauerten länger, als ein Jahr. Bis eines Tages die Entscheidung kam: selbst, wenn sich die heilige Mutter Gottes gezeigt haben sollte, so könnte nach den geltenden Gesetzen dem Juden, als dem rechtmäßigen Besitzer das Haus nicht genommen werden. Es hätte in seinem Besitz zu verbleiben. Er hätte das Recht, den Hof zu sperren und Prozessionen nicht mehr einzulassen.
So lautete die Entscheidung des höchsten Gerichts, die nicht ohne den Druck des Parlaments zustande gekommen war. Der Herr Kristianpoller hätte nun seines Hauses froh sein können, wenn nicht seine jüdische Frömmigkeit seiner Freude im Wege stehen würde.
Denn im Hof des Hauses steht heute noch das Kreuz mit dem Heiland. Es hinausschaffen oder vernichten, wäre eine Gotteslästerung. Hier und da geht ein Bauer in den Hof, kniet nieder und betet. Darf man ihn stören? – Ein kleiner Pogrom wäre die große Folge.
Die Geschichte hat vor ähnlichen den Vorzug, wahr zu sein. Die Akten der polnischen Gerichte zeugen dafür und die Parlamentsberichte des polnischen Sejms.
Und man lebt im Jahre 1924 nach der Geburt jenes Heilands, der, ohne es gewollt zu haben, in der Gestalt seiner Stammesgenossen immer wieder gekreuzigt wird.

Drucke

D/1: *Pariser Tageblatt;* II. Jg., Nr. 46 vom 26. 1. 1934 bis Nr. 94 vom 16. 3. 1934 (Ankündigung des Fortsetzungsabdrucks in der Sonntagsbeilage: Nr. 41 vom 21. 1. 1934).

D/2: *Die Sammlung.* Literarische Monatsschrift. Hrsg. von Klaus Mann; I. Jg. 1934, S. 26–33: Tarabas. Von Joseph Roth (dazu die Fußnote auf S. 26: »Aus dem demnächst im Verlag Querido erscheinenden neuen Roman ›Der rote Bart‹.«) – Abdruck des ersten Romankapitels.
D/3: *Die neue Weltbühne.* Jg. 1934, Nr. 19, S. 584–585: »Vater und Sohn«. Von Joseph Roth (*Textanfang:* »Unter diesen kläglichen Juden [...]«; *Textschluß:* »[...] An Frömmigkeit und Gesetzestreue übertraf er alle andern.« – Vermerk der Redaktion: »Aus: ›Tarabas, ein Gast auf dieser Erde.‹ Querido-Verlag, Amsterdam.«)
D/4: Unterhaltungsbeilage »Jüdische Bibiliothek« zum *Israelitischen Familienblatt,* 22. 11. 1934 ff.: »Das Wunder von Koropta« (vgl. Willerich-Tocha, S. 224/225 und S. 412, Anm. 7). – Abdruck des Romans in Fortsetzungen unter verändertem Titel.
D/5: Joseph Roth, *Tarabas.* Ein Gast auf dieser Erde, Roman, Amsterdam: Querido-Verlag 1943. 288 S. kl.8°. (S. 3 ff.: Erster Teil. Die Prüfung; S. 167 ff.: Zweiter Teil. Die Erfüllung)
D/6: Werke (1956), II, S. 139–285.
D/7: Werke (1975/76), II, S. 325–472.

Zur Textkritik

Die von Bronsen als eigener Besitz angezeigte Handschrift »Das Haus des Herrn Kristianpoller« (vgl. Bronsen, S. 664, Anm. 194) gelangte über das Auktionshaus Stargardt, Marburg (vgl. Katalog 622 zur Auktion vom 24. und 25. Februar 1981, S. 86, Nr. 243) zusammen mit 6 Porträtskizzen von Willy Freier (vgl. ebd. Nr. 245) an die Deutsche Bibliothek, Frankfurt a. M. – Eine Spur des Roman-Manuskripts findet sich im Briefnachlaß von Friederike Zweig (LBI: Joseph-Roth-Collection; AR–C. 1595/4011. VIII.). Ihr übergab mit einem Schreiben vom 8. 12. 1939 Andrea Manga Bell gegen 500 Francs »le manuscript de Joseph Roth ›Tarabas‹«, wobei sie sich das Rückkaufsrecht vorbehielt, denn »ce manuscript fait partie des ›Archives Joseph Roth‹«. (ebd., No. 3). Ob es tatsächlich wieder in ihre Hände gelangte oder sie es durch einen Dritten auslösen ließ, steht mit zwei weiteren Handschreiben von ihr zur Debatte: Am 6. Januar 1952 (86, rue Olivier de terres, Paris) gibt sie eine Eigentums- und Übereignungserklärung ab (ebd., No. 21: »Hiermit möchte ich bestätigen, daß das Originalmanuskript ›Tarabas‹ von Joseph Roth mir persönlich vom Autor als Geschenk gegeben worden ist, und daß dieses Manuskript vom heutigen

Tage an das Eigentum des Herrn Josef Riwkin ist.«) Am 5. November 1957 fordert sie Friederike Zweig zur Übermittlung des Skripts an Riwkin auf (No. 25: »Liebe Frau Zweig, zu Beginn des Krieges übergab ich Ihnen das Manuskript Joseph Roths ›Tarabas‹. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben [...], dieses Manuskript an Herrn Josef Riwkin, 65, rue de Provence, Paris, übersenden zu lassen?«). Riwkin war »Vertreter eines schwedischen Verlags in den dreißiger Jahren, bei dem er später Verlagsleiter wurde« (Bronsen, S. 679). Nach einem Brief von Ester Riwkin an Roth (Stockholm, den 28. Oktober 1936), die *Die Beichte eines Mörders* ins Schwedische übersetzt hatte, handelte es sich um den »Skoglunds Verlag« (LBI: Roth, Joseph; Bornstein-Collection; AR–B. 394/4152. V. Geschäftskorrespondenz A.–Z. No. 47). – Die Titelfrage für den Roman war während seiner Entstehungszeit lange ungeklärt. So schrieb Fritz Landshoff (Amsterdam, 24. Juli 1933) aus dem Querido-Verlag Roth zu diesem Thema nach Paris: »Das Kapitel für die Zeitschrift habe ich gelesen, es ist wunderschön. Ich wünschte, der Roman läge erst vor./Unbedingt muß die Titelfrage geklärt werden – einmal für das Kapitel, dann aber hauptsächlich für den Roman selbst – da angefangen werden muß, zu arbeiten. Der Titel ›Der Bart des Juden Manasse‹ ist schlecht. Seien Sie überzeugt, in diesem Fall hat Sie Zweig schlecht beraten.« (s. o.: Bornstein-Collection; No. 44). Möglicherweise stammt der hier noch verwendete Name aus Roths als Quelle benutzter »ukrainischer Zeitung« (Briefe, S. 265: 22. 5. 1933 an Stefan Zweig). – Zum Erscheinen des Romans schrieb Landshoff unter dem 25. Mai 1934 an Roth: »Wie der ›Tarabas‹ geht, läßt sich noch schlecht beurteilen. Es sind etwa 3000 Exemplare bei der ersten Auslieferung herausgegangen.« (s. o.: Bornstein-Collection; No. 44). Mit dem Umschlag einer Reihe, »Das gute billige Buch«, wurde der Roman 1936 vom Querido-Verlag angeboten. Jeder Band kostete 1.75 Gulden. Neben dem *Tarabas* erhältlich waren u. a.: Vicki Baum, *Der Eingang zur Bühne;* Lion Feuchtwanger, *Die Geschwister Oppenheim;* Bruno Frank, *Cervantes;* Leonhard Frank, *Das Ochsenfurter Männerquartett;* Ernst Toller, *Eine Jugend in Deutschland.* – Zur Entstehungsgeschichte des *Tarabas* vgl. Bronsen, S. 78/79 und S. 568–570; Hackert, S. 383/384; Katalog, S. 475–480; Fritz Hackert, Nachwort, in: Joseph Roth, *Tarabas.* Ein Gast auf dieser Erde, Frankfurt a. M.: Büchergilde Gutenberg 1987, S. 229–284 (Zur Figur des Moses Montefiore hegte Roth noch spezielle Publikations-Absichten, an die ihn unter dem 31. Oktober 1935 Gina Kaus mit ihrem

Brief aus London erinnerte: »[...] erinnern Sie sich, daß Sie mir einmal in Wien – wahrscheinlich in der Bristolbar – sagten, Sie wüßten einen besonders interessanten englischen Juden über den zu schreiben ein großes Geschäft wäre und ich solle dieses Geschäft hier in die Wege leiten?/Nun, jetzt bin ich hier und habe alles in die Wege geleitet. Ein neuer Verlag mit sehr viel Geld interessiert sich sowohl für Ihre wie für meine Person, er ist bereit, einen größeren Vorschuß zu zahlen – jetzt müssen Sie bloß sagen, um welche Persönlichkeit es sich handelt und wir können den Vertrag machen. [...]«. Roth antwortete am 4. November 1935 aus Paris: »[...] Es handelt sich darum, die Biographie des Moses Montefiore zu schreiben, von dem seine Nachkommen selbst wahrscheinlich nicht wissen werden, welche legendarische Bedeutung er unter den Millionen Ostjuden hat. Es wäre also wichtig, die Familie Montefiore in London zuerst dafür zu interessieren; hierauf sämtliche erreichbaren Dokumente zu bekommen; drittens für den Rest, das heißt die legendarische Darstellung würde ich garantieren. [...]« (LBI: Roth, Joseph; Bornstein-Collection; AR–B.394/4152. V. Geschäftskorrespondenz K–Z, No. 23) – Von der Beschäftigung Roths mit Lessing und der Aufklärungsthematik zeugt sein Artikel »Lessing, ein deutsches Genie« (in: Joseph Roth, *Berliner Saisonbericht,* hrsg. von Klaus Westermann, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1984, S. 449–454. – Vgl. dazu: Katalog, S. 390/391).
Hier abgedruckt: D/7.

TRIUMPH DER SCHÖNHEIT

Typoskript

LBI: Joseph-Roth-Collection; AR.–A.557/1838.III.No.7: 34 Seiten Maschinenschrift mit eigenhändigen Korrekturen; *Textbeginn* auf dem unpaginierten ersten Blatt: »Ich halte viel von [...]«; *Textschluß* auf Blatt 34: »[...] Lächelt nur, lächelt nur!...«.

Drucke

D/1: *Pariser Tageblatt,* III. Jg., von Nr. 510 (6. 5. 1935) bis Nr. 518 (14. 5. 1935). – In einem Kasten weist die Redaktion auf den Beginn des Abdrucks vom »Erlebnis eines Frauenarztes« hin (vgl. Nr. 510).
D/2: Joseph Roth, *Die Erzählungen.* Mit einem Nachwort von Her-

mann Kesten, Amsterdam und Köln: Allert de Lange und Verlag Kiepenheuer & Witsch 1973, S. 131–165.
D/3: *Werke* (1975/76), S. 146–171.

Zur Textkritik

Für die erste Werkausgabe stand die deutsche Fassung noch nicht zur Verfügung; die Erzählung wurde dort in der französischen Übersetzung von Blanche Gidon aus der Zeitschrift *Nouvelles littéraires* (1., 8., 15. und 22. 9. 1934) übernommen: Werke (1956), III, S. 201–227. – Blanche Gidon gegenüber äußerte sich Roth in Briefen vom 7. und 14. 6. 1934 über die Fertigstellung und die Intention des Textes (vgl. Briefe, S. 336/337). – Zur Entstehung und Verbreitung vgl. Bronsen, S. 433/434; Hackert, S. 384/385; Katalog, S. 467/468.
Hier abgedruckt: D/3.

DIE BÜSTE DES KAISERS

Manuskript

LBI: Joseph-Roth-Collection; AR–C.661/1837.II.1.: 13 Blätter (»handwritten pages (H)«; Johnston, S. 450; s. unten); enthalten in einem Kuvert mit der Aufschrift: »Handschrift der ›Büste des Kaisers‹« (tintengeschrieben) und dem Bleistiftzusatz »Eröffnet 11/7/62 in Anwesenheit Hermann Kesten Caroline Birmann«. – 9 der Manuskriptblätter haben Notizbuchformat, sind liniert, kariert oder blank und mit Tinte beschrieben; 4 Blätter haben Schreibheftformat, sind liniert und mit Bleistift beschrieben. – Die 9 Blätter tragen folgende Seitenzählung: 2. (im Text Übergang zu Kap. »II.«), 3., 4., 5. (im Text Übergang von Kap. »III.« zu »IV.«), unpaginiert (*Textanfang:* »Nebenbei gesagt: es war nicht eine Güte [...]«; *Textschluß:* »[...] dem Volk, wie den Kindern stabile Werkzeuge und gerechte Mächtige.«), 15. 1., 2. 16., 17. (im Text Übergang zu Kap. »V.«), 18.– Die Seitenzählung der 4 Blätter lautet: 18., 19. (*Textanfang:* »Dem Grafen Morstin aber, der das Dorf einmal mehr verließ, bedeutete dieses Denkmal mehr [...]«; *Textschluß:* »[...] Ach! Es hatte keinen Sinn mehr, die Augen vor der neuen Welt der neuen Republiken«), 20. (im Text Übergang zu Kap. »VI.«), 21. (mit Kap. »VII.«). – Die Hauptfigur heißt durchgehend Graf Morstin.

Typoskripte

T/1: LBI: Joseph-Roth-Collection; AR–A.557/1838.III.No. 7. Novellen A–Z. 2.: 33 Seiten Durchschläge einer Maschinenschrift (Fassung (Ta1–3) bei Johnston, S. 450; s. unten). – Überschrift: »Die Büste des Kaisers. Von Joseph Roth«. – *Textbeginn:* »Im früheren Ostgalizien, im heutigen Polen, sehr ferne der einzigen Eisenbahnlinie, die Przemsl und Brody verbindet [...]«. (S. 1) *Textschluß:* »[...] gelingen ihm zuweilen ein paar denkwürdige Sätze, wie, zum Beispiel, die folgenden, die ich mit seiner Erlaubnis hierher setze:« (S. 33). Es fehlen also die zwei Schlußabsätze. – Auch hier heißt die Hauptfigur Graf Morstin.

T/2: LBI: Joseph-Roth-Collection; AR–C.661/1837.II.2.: 31 Blätter Maschinenschrift mit eigenhändigen Korrekturen (zweites der unter dieser Position aufbewahrten beiden Exemplare; Fassung (Tb1–2) bei Johnston, S. 450, s. unten). – Die Blätter haben A-4-Format und tragen folgende Seitenzählung: 5 Bl. numeriert mit 1–5; 8 Bl. numeriert mit 5–12 (also doppelte Zählung von S. 5) und 1 oberes Viertelsblatt von S. 13 (auf diesen 9 Bl. wechselt die Maschinentype; es handelt sich wahrscheinlich um Durchschläge von T/1, die mit Kopierstift korrigiert sind); 16 Bl. numeriert mit 15–30 (Bl. 29 und 30 bestehen aus blauem Papier, auf dem wieder die größere Maschinentype wie zu Beginn erscheint); 1 Bl. nochmals von S. 30 (weißes Papier mit demselben, jedoch korrigierten Text wie auf dem blauen Blatt). – Die Namensschreibung für die Hauptfigur schwankt zwischen »Rej« und »Rey«; auf den S. 5–13 ist die Schreibung »Graf Morstin« zu »Rey« korrigiert.

T/3: LBI: Joseph-Roth-Collection; AR–C.661/1837.II.2.: 29 Blätter Maschinenschrift im Zweizeilenabstand (erstes der unter dieser Position aufbewahrten beiden Exemplare; Fassung (Tc1–2) bei Johnston, S. 450, s. unten). – Die Blätter haben A-4-Format und sind durchgezählt. Auf S. 1 sind die Nennung von Autor und Titel am Kopf des Blattes abgeschnitten. – *Textbeginn:* »Im früheren Ostgalizien, sehr ferne der Eisenbahnlinie [...]« (S. 1); *Textschluß:* »[...] sie suchen vergeblich nach sogenannten nationalen Tugenden, die noch fraglicher sind als die individuellen. Deshalb mag ich Nationen« (S. 29), also Abbruch im vorletzten Abschnitt von Kap. VII.– Die Hauptfigur heißt hier »Graf Franz Xaver Rey«.

Drucke

D/1: *Pariser Tageblatt,* III. Jg., von Nr. 592 (27. 7. 1935) bis Nr. 597 (1. 8. 1935). – Name der Hauptfigur: »Graf Franz Xaver Morstin«.
D/2: »Die Büste des Kaisers«, in: Joseph Roth, *Romane. Erzählungen. Aufsätze,* Köln: Kiepenheuer & Witsch 1964, S. 343–361.
D/3: »Die Büste des Kaisers«, in: Joseph Roth, *Die Erzählungen.* Mit einem Nachwort von Hermann Kesten, Amsterdam und Köln: Allert de Lange und Kiepenheuer & Witsch 1973, S. 166–194 – Im Nachwort (S. 282) wird auf den Abdruck D/1 im Jg. 1935 vom *Pariser Tageblatt* hingewiesen.
D/4: *Werke* (1975/76), III, S. 172–192.

Zur Textkritik

Bei der Vorbereitung von D/3 schrieb Frau Alexandra von Miquel, die im Verlag Kiepenheuer & Witsch Joseph Roths Werk als Lektorin betreute, zur Druckfassung der Novelle unter dem 12. Februar 1973 an Fritz Hackert: »›Die Büste des Kaisers‹, erstmalig abgedruckt in ›Romane-Erzählungen-Aufsätze‹, ist abgeschrieben worden bei uns nach einer Vorlage, die uns Richard Friedenthal aus dem Nachlaß Zweig 1961 schickte. Ich kann mich jetzt nur nicht mehr erinnern, ob wir abgeschrieben haben von einem handschriftlichen Manuskript, oder, was ich mehr in Erinnerung habe, von einem Schreibmaschinen-Manuskript. [...] Im übrigen stimmt diese Fassung von uns aber doch mit einem von den Schreibmaschinen-Manuskripten aus dem Baeck-Institut überein und außerdem mit dem Abdruck in der ›Pariser Tageszeitung‹ (sic!) von 1935.« Aus dem Typoskript, das im Verlag Kiepenheuer & Witsch erstellt worden war, notierte sich Hackert am 18. 4. 1962 eine Reihe von Textpassagen. – Textkritisch untersuchte die im Leo Baeck Institut befindlichen Skripten eingehend: Otto W. Johnston, »Joseph Roth's ›Büste des Kaisers‹ – the quest for an authentic text«, in: *Modern Language Notes,* 89 (1974), S. 448–458. Plausibel wurde von ihm dabei die Textabfolge innerhalb des Korpus (Manuskript, T/1, T/2, T/3) rekonstruiert. Hauptsächlich sucht er aber durch stilistische Vergleiche und Erwägungen die Behauptung Walther Killys zu stützen, bei D/2, woraus Killy die Kap. IV–VII in einer Anthologie abdruckte, handle es sich um eine »Rückübersetzung« aus dem Französischen (vgl. Walther Killy, Hrsg., *Die Deutsche Literatur.* Texte und Zeugnisse. 20. Jahrhundert: 1880–1933, München 1967,

S. 832–844 und S. 1189). Ausgehen kann Johnston von dem Sachverhalt, daß Blanche Gidons französische Version, die in der ersten Werkausgabe noch zu lesen ist (1956, III, S. 179–200), mehr als ein halbes Jahr vor dem deutschen Erstdruck (D/1) erschienen war, nämlich am 5. und 12. Dezember 1934 in der Pariser Zeitschrift »1934. Le magazine d'aujourd'hui«. Von den Fassungen des Korpus im Leo Baeck Institute sieht er T/1 ungefähr mit der deutschen Druckfassung und der französischen Übersetzung übereinstimmen, jedoch den deutschen wie den französischen Drucktext um identische Einschübe erweitert, die im Typoskript fehlen. Von den Druckfassungen gänzlich verschieden sind das Manuskript sowie T/2 und T/3. Die Authentizität des vom Verlag aus dem Zweig-Nachlaß abgeschriebenen Typoskripts bezweifelt er mit der Vermutung: »the typescript may simply have been made from the newspaper installments since the versions are identical.« (Johnston, S. 448) Die zentrale These ist nicht, daß der deutschen Zeitungsfassung die Rothsche Autorisierung fehle, sondern sie lautet: »the *printed* German text must be based on the French translation or have been constructed after the French version appeared.« (ebd., S. 452) – Roths Versuch, die ›Morstin-Fassung‹ (T/1) in eine ›Rey-Fassung‹ (T/2, T/3) umzuarbeiten, geht vielleicht auf die Bestellung eines Abdrucks durch den Wiener *Telegraf* zurück. Von dieser Zeitung erhält er unter dem 16. 12. 1936 bei einem Aufenthalt in Wien im Hotel Bristol die schriftliche Bestätigung der »mündlichen Übereinkunft [...] daß wir Ihnen eine Novelle ›Die Büste des Kaisers‹ im Ausmasse von 30 Maschinenschreibseiten, mehr oder weniger, zum Preise von franz. Francs 1500,– den Wert in Schillingen zum Tageskurs ankaufen. Sie liefern die Novelle in der ungefähren Zeit von drei Wochen, und wir bezahlen bei Ablieferung an die von Ihnen angegebene Ordre in Wien. Für den Vorabdruck kommt innerhalb Österreichs außer uns niemand in Betracht.« In einem zweiten Brief mit demselben Datum und an dieselbe Adresse wird Roth für seine angebotenen Feuilletons versichert, daß sich redaktionelle Streichungen »keinesfalls auf die legitimistische Moral des Artikels beziehen dürfen.« (LBI: Joseph-Roth-Collection; AR–C.663/1841.VI. Geschäftspapiere u. a. No. 3,1936–1939 A.–Z. [2 Originalbriefe der Telegraf-Zeitungs-Ges. m. b. H., Wien]). – Zur Entstehung und Einschätzung der Novelle vgl. Bronsen, S. 432/433.
Hier abgedruckt: D/4.

DIE HUNDERT TAGE

Manuskript

LBI: Joseph-Roth-Collection; AR–C.660/1836. I. No. 1: 206 Blätter mit Handschrift abwechselnd in Tinte und Bleistift; Formatgrößen zwischen Notizbuchblättern und A-4 (von der im Archiv genannten Blattzahl 220 ist eine Lage von 14 durchgezählten Blättern abzuziehen, die den Artikel über den »Kulturbolschewismus« enthalten: vgl. Werke (1975/76), IV, S. 589–597.) – Die Manuskriptblätter sind bis S. 61 fortlaufend numeriert, dann wiederholt sich diese Seitenzahl auf dem nächsten Blatt. Nach den ersten 65 Blättern wird die Paginierung kleinteiliger, umfaßt zunächst eine Lage von 23 Blättern und dann jeweils die Blattzahl der einzelnen Kapitel, die – soweit es ihre Bezifferung erlaubte – der Reihe nach angeordnet sind. Gelegentlich finden sich doppelte Seitenzählungen sowie eingeschobene unpaginierte Blätter. – Wie im Typoskript ist hier auch das Konzept der Rahmenerzählung erhalten: nach dem 169. Blatt folgen 4 Seiten mit der Paginierung 1., 2., 3., 3.a.; *Textbeginn:* »Diese Geschichte von den hundert Tagen, die ich auf den folgenden Blättern aufgeschrieben habe, hat mir der gottselige Anton Wokurka erzählt, der Freund meines Großvaters. [...]« (S. 1.) *Textschluß:* »[...] Aber in seinem Sinne und nach meinen schwachen Kräften, will ich versuchen, sie in den folgenden Blättern wiederzu« (S. 3.a.).

Typoskript

LBI: Joseph-Roth-Collection; AR–C.660/1836. I. No. 2: 88 Blätter Maschinenschrift mit eigenhändigen Korrekturen. – Die ersten 7 Blätter sind durchpaginiert und enthalten den oben aus dem Manuskript zitierten Rahmentext mit dem vervollständigten letzten Wort (»wiederzugeben«). – Es folgen 81 Blätter, deren Zählung erneut mit S. 1 beginnt; *Textanfang:* »Die Sonne tauchte blutrot, winzig [...]« (S. 1); *Textschluß:* »[...] Unter den Dienerinnen im Park befand sich auch die Magd Angelina Pietri.« (S. 81)

Drucke

D/1: Vorabdruck der Kapitel IV und V aus dem Ersten Buch des Romans, in: *Das Neue Tage-Buch,* 3. Jg., Heft 34 vom 24. August 1935.

D/2: Abdruck des Kapitels II aus dem Dritten Buch des Romans, in: *Pariser Tageblatt*, III. Jg., Nr. 666 vom 9. Oktober 1935.
D/3: Joseph Roth, *Die Hundert Tage.* Roman, Amsterdam: Allert de Lange 1936. 296 S. kl. 8°. – Das Impressum nennt als Datum des Copyrights 1935.
D/4: *Werke* (1956), II, S. 641–806.
D/5: *Werke* (1975/76), II, S. 473–641.

Zur Textkritik

Vgl. Bronsen, S. 570–572; Hackert, S. 379; Katalog, S. 480–483. – Auffällig ist die Ausstattung des Erstdrucks (D/3) mit weißen Einbanddeckeln, blauem Rücken und Autorenname wie Titel in Goldprägung. – Wahrscheinlich um Restbögen, die mit neuem Einband und Umschlag versehen wurden, handelt es sich bei der Ausgabe des Romans von 1948, wo mit dieser Datumsangabe das ursprüngliche Erscheinungsjahr auf dem Titelblatt überklebt ist (Exemplar in der Deutschen Bibliothek, Frankfurt a. M.). Auf der hinteren Innenklappe des Umschlags sind das 4.–6. Tausend des »Antichrist« und das 21.–25. Tausend des *Hiob* angezeigt.

NACHWORT

»Joseph Roth ist nicht von genügender Bedeutung, um den Ankauf von handschriftlichen Fassungen seiner Werke zu rechtfertigen.« Aus dem Department of Germanic Languages and Literatures der Harvard University erhielt Friederike Zweig im August 1945 diesen Bescheid (Brief 22. 8. 1945 von Taylor Starck, Original im LBI), den der Germanistikprofessor Karl Viëtor – Barock- und Goetheforscher, Interpret von Hölderlin und Büchner und 1937 knapp noch in die USA emigriert – mit seiner Autorität ausgestattet hatte. Wie vor dem Krieg im Fall der Tarabas-Handschrift, hatte die in Paris lebende Manga Bell sich an Friederike Zweig gewandt, um in bedrängter finanzieller Lage ein Skriptum Roths aus ihrem Besitz zu Geld zu machen. Für 200 US-Dollar bot Frau Zweig aus New York die Handschrift des »Antichrist« der Harvard-Autographensammlung an. Heute wird sie neben dem Hiob-Manuskript im Deutschen Literaturarchiv, Marbach a. N., aufbewahrt.

Interesse habe man »nicht, wie bei einem der größeren Dichter, an allem, was aus seiner Werkstatt ging, sondern hauptsächlich an den Aufzeichnungen, Briefen und dergleichen, die wirklich Licht auf die ganze Periode, in der er lebte, werfen könnten.« Der Zeitzeuge also war in Erinnerung geblieben und der Dichter in Vergessenheit geraten, der seine großen Publikumserfolge fatalerweise zu erringen anfing, als die Weimarer Republik am Ende war. Was anders sind jedoch die zum religiösen Traktat verarbeiteten Feuilletons des »Antichrist« als ein zeitgeschichtlicher Bannfluch auf die ganze Periode, in der Roth lebte?

Die Abwendung des Erzählers von seiner Epoche bahnt sich nicht nur in der politischen Kritik und Sozialpsychologie seiner Gegenwartsromane an. Roth hat nicht über Nacht den Stoff gewechselt, sondern den Schritt zu *Hiob* und *Radetzkymarsch* in seiner Prosa lange vorher reflektiert. Mitte der zwanziger Jahre hatte er unter dem Eindruck des aktuellen Antisemitismus und der Anfeindung ostjüdischer Einwanderer durch ihre assimilierten Glaubensgenossen das Plädoyer seiner »Juden auf Wanderschaft« (1926) verfaßt und mit ihm den Gang in die Kindheit angetreten. Den zweiten großen Erinnerungsbereich zitierte

er »Für Stefan Zweig« mit dem Feuilleton »Seine k. und k. Apostolische Majestät« herbei (*Frankfurter Zeitung*, 6. 3. 1928), nicht von ungefähr im Märchenton: »Es war einmal ein Kaiser. Ein großer Teil meiner Kindheit und Jugend vollzog sich in dem oft unbarmherzigen Glanz seiner Majestät, von der ich heute zu erzählen das Recht habe, weil ich mich damals gegen sie so heftig empörte.« Zwar stempeln Märchen- und Legendenformeln das Erzählte deutlich zur Fiktion, doch sind mit ihnen Unbarmherzigkeit und Grausamkeit so wenig aus der Erinnerung getilgt wie aus Märchenstoffen selbst. Keine heile Lebenswelt wird in Roths erzähltem jüdischen Shtetl oder in der Monarchie seiner Trottas beschworen, sondern – mit Claudio Magris gesprochen – eine »Ökumene von Bindungen und Beziehungen, in der Affekte und Gefühle geteilt und mitgeteilt werden konnten und die Übertragung von Werten möglich war, eine Ökumene also, die Epik im Sinne einer Hierarchie von Bedeutungen zuließ, als Ordnung von Ereignissen und Vermittlung eines solchen Vermögens in der Harmonie der Erzählung.« (*Weit von wo*, 1974, S. 15) Die Ermöglichung von geordnetem Erzählen also, nicht aber das Erzählen einer geordneten, heilen Welt. Vielmehr erleben die kleinen Helden, ob aus dem fernen Galizien oder der fernen Kaiserzeit, jeweils eine recht heillose Geschichte.

Von Ludwig Renns Roman *Krieg* (1928) – Erfahrungsnotizen, die in zähem literarischen Experiment auf die Optik einer soldatischen Durchschnittsfigur ausgerichtet wurden – meinte Carl von Ossietzky in seiner Rezension, der simple Erzählstil deute auf das dokumentarische Zeugnis etwa eines Friseurs oder Verfassers mit ähnlichem Beruf und Bildungsstand. Diesem Konzept von Dokumentarismus, das eine Schlichtheits-Ästhetik unvermittelt aus schlichter Klasse und Seele ableiten wollte, war Roth energisch entgegengetreten. Im jüdischen Stoff seines *Hiob* verwirklichte er gleichwohl wie Ludwig Renn oder auch Hans Fallada einen Programmpunkt der »Neuen Sachlichkeit«, nämlich die Schilderung von Alltagsleben aus der Perspektive einer passiven Zentralfigur, die den Kulturmustern und -normen ihrer Umwelt gleichermaßen angepaßt wie ausgeliefert ist. »Was nun?« fragt sich auch Mendel Singer, als seine Lebensordnung stückweise zu Bruch gegangen ist. Und mit ihm, dessen Name typisch für jemand und niemand unter seinem Volk ist, kennen auch Tausende anderer nichts Besseres als die Flucht. Einem breiten Leserinteresse und -verständnis

arbeitet nicht nur der sprichwörtlich populäre Bibelmythos vor, sondern auch eine literarische Tradition, in der »The Story of a Simple Soul« (H. G. Wells, Kipps., 1905) die Romanfabel bestimmt. Den vielkritisierten Schluß von Roths Opus schließlich bestreitet metaphorisch der Diskurs vom ›Wunderkind‹ Menuchim, die im kindlichen Krüppel verkannte musikalische Begabung, aus der für den Vater in seiner tiefsten Verlassenheit wunderbar Trost und Geborgenheit hervorgehen.
Handlungsbestimmende Funktion mochte die Kritik der Sprache Roths nicht zugestehen, so sehr ihr im übrigen Lob gezollt wurde. Daß »aus einem in jeder Hinsicht verkrüppelten Jungen schließlich ein berühmter Musiker und schöner Mensch wird«, sei eine Schwäche des Buchs, mit dem dennoch »einer der wirklichsten Romane der Gegenwart« vorliege. Und der Rezensent hebt gerade die Stil- und Gestaltungskriterien der zeitgenössischen Literaturprogrammatik hervor: »Man möchte seine Sprache als eine solche des magischen Realismus bezeichnen: statt psychologisierender Auflösung und breiter Erklärung Festigkeit und äußerste Knappheit, fern dem unmystischen Naturalismus wie dem wirklichkeitsfremden Expressionismus, ruhige und scheinbar alltägliche Sätze, die leuchten vor Geheimnis.« (Heinrich Lützeler, »Neue Romane«, in: *Hochland,* 29. Jg. 1931/32, Bd. 1, S. 267).
»Ein gutes Buch. Ein Buch von einem Juden für Juden geschrieben, aber darüber hinaus denen zugänglich, die hinter religiösen Formen das Mysterium des Göttlichen erkennen.« So stand es in der Besprechung der Leipziger *Hefte für Büchereiwesen* (XVI. Band 1932, Leipzig 1933, S. 45), mit der die Aufnahme des Buchs in die Öffentlichen Bibliotheken empfohlen wurde und über das Käuferpublikum hinaus dem Roman eine große Leserschaft in Aussicht stand. Die jüdische Literaturkritik allerdings entwickelte dem Werk gegenüber Vorbehalte, wie sie auch in den wissenschaftlichen Interpretationen von Roths *Hiob* nicht verstummten. Sie wurden speziell in der *Jüdischen Rundschau* formuliert und reichten von dem Vorwurf, das mit dem Titel angekündigte Handlungsschema zu verfehlen, über den Nachweis von falscher Terminologie bis zur Behauptung, die Diffamierungsgrenze zu überschreiten: »daß Mendel [...] seine Gebetriemen, die er aus Protest nicht mehr gebraucht, für ein kleines Entgelt verleiht, das ist lebensunwahr und muß als unverständliche Geschmacklosigkeit bezeichnet werden.« (Sch. Gorelik, in: *Jüdische Rundschau,*

Nr. 93 vom 25. 11. 1930, S. 627) Noch weiter in seiner Ablehnung ging bei aller Anerkennung von Roths dichterischem Können der Jiddischist, der »diesen ›Hiob‹ ... im Grunde nur eine Übersetzung aus dem Jiddischen« nannte und ihn als schwaches Echo auf die ostjüdischen Klassiker empfand. (A. Suhl, in: ebd., Nr. 25/26 vom 1. 4. 1931, S. 162)

Sein Bekenntnis zur österreichisch-ungarischen Monarchie, die dem Willen der Geschichte zum Opfer gefallen sei, eröffnet Roths Vorwort zum Zeitungsabdruck des *Radetzkymarsch*. »Ich habe es geliebt, dieses Vaterland, das mir erlaubte, ein Patriot und ein Weltbürger zugleich zu sein, ein Österreicher und ein Deutscher unter allen österreichischen Völkern.« Man muß sich die politische Entwicklung vor Augen halten, die in den beiden jungen Republiken Deutschland und Österreich nach 1930 auf faschistische Diktaturen zulief, um die Beschwörung eines solchen Vaterlands durch Roth zu verstehen. »Seine Fehler und seine Schwächen« leugnet er nicht. »Deren hatte es viele. Es hat sie durch seinen Tod gebüßt.« Eine nostalgische Verklärung der k.u.k.-Monarchie in dem Roman zu erblicken konnte keinem Zeitgenossen gelingen. Vielmehr fand er nachweisbar auf der politischen Linken Zustimmung, wie er auf Bedenken gerade konservativ-monarchistisch orientierter Leser stieß. Als die Wiener *Arbeiter-Zeitung* am 4. 10. 1932 eine längere Passage abdruckte, nahm von der Redaktion Otto Koenig zur Struktur und Tendenz der Geschichtsdarstellung das Wort und brachte deren Konzept exakt auf den Nenner: »Nichts andres und nichts mehr als eine Art militärischer Reflexbewegung hatte den Großvater und mit ihm seine Nachkommen in den Ruhmesglanz kaiserlicher Gunst gerückt, aber dieser Ruhmesglanz hat das ganze Geschlecht in den *Schatten* einer Tradition gestellt.« Einer Tradition, die in ihrem höchsten Repräsentanten sichtbar zum Untergang verurteilt war: »Die Gestalt des greisen Franz Josef, eine dichterische Verklärung seniler Vergeßlichkeit und Verstandesschwäche, ist von Josef Roth durch manchen unschuldig schlichten Satz ganz sardonisch charakterisiert.« (ebd.) Was Wunder, wenn der Hofrat von Wiesner, der zwischen Ständestaat-Regime und dem Thronprätendenten Otto von Habsburg agierte (vgl. *Briefe*, S. 282), dem Österreich-Patriotismus im *Radetzkymarsch* mißtraute: »Als Kunstwerk habe ich das Buch sehr bewundert.«, schrieb er am 25. September 1933 an Roth (Brief im LBI). »Über seinen propagandistischen Wert für die österr. Idee müs-

sen wir sprechen, da ich in diesem Punkt Vorbehalte habe.« Worum es sich bei diesen unter anderem handelte, vertraute Roth ein Jahr später Ernst Krenek in einer Charakteristik des Herrn von Wiesner an: »Er hält meinen ›Radetzkymarsch‹ z. B. für eine Beleidigung des Franz Joseph!« (*Briefe*, S. 391)

Ob im depremierenden Niedergangstenor des *Radetzkymarsch* nicht auch der Widerhall republikanischen Verfalls zu erkennen ist, dürfte als Frage nicht umgangen werden. Zunehmend hatte Roth im Lauf der zwanziger Jahre seine Aufenthalte in Deutschland verkürzt und sich wie andere deutsche Schriftsteller zu dieser Zeit in Frankreich ein politisch-zivilisatorisches Gegenbild errichtet. Dort auch waren in Gesellschaft von Stefan Zweig große Teile des *Radetzkymarsch* entstanden, zehn Jahre vor dessen Rückblick auf die »Welt von gestern« (1942). In der deutschen Situation entdeckten ihre intellektuellen Diagnostiker kaum noch einen Hoffnungsschimmer: »Auf die Frage, was denn heute noch sei,« gab Karl Jaspers 1931 die Antwort: »das Bewußtsein von Gefahr und Verlust als das Bewußtsein der radikalen Krise.« (*Die geistige Situation der Zeit*) Aufgefangen wurde der geschichtliche Sinn- und Wertverlust durch Regressionsmythen, welche in diesen Jahren auch das Rothsche Erzählwerk zu durchziehen beginnen. Nach dem Muster von Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes*, dieser von Roth angeblich geschätzten und nach dem Ersten Weltkrieg überaus populären Geschichtstheorie, ist es der naturverhaftete Bauernstand, an dem die historischen Entwicklungen vorübergehen und der somit auch ihren Katastrophen entkommt. Von Sipolje und ihrem ländlichen Ursprung gelöst, werden die Geschlechter der Trottas in den Untergang der Monarchie gerissen, dem sie immer wieder in ländliche Idylle und Naturverbundenheit zu entfliehen versuchen; vergeblich, wie sich am letzten von ihnen erweist, der vom Militär seinen Abschied nimmt und auf dem Gutshof seines polnischen Adelsfreunds Bauer spielt, um dann doch an die Front eingezogen zu werden, aber noch im Sterben den Ruf seiner Truppe aus ukrainischen Bauern zu vernehmen: »Gelobt sei Jesus Christus!« Im Epilog, den Roth aus dem 21. Kapitel der Zeitungsfassung für die Buchausgabe entwickelte, wartet dann der Bezirkshauptmann in einer Gruppe von »niederem Gesinde« vor dem Schloß von Schönbrunn auf den Tod des Kaisers. Ein Gärtner ist es, der sich nach dem Befinden des Herrschers erkundigt und die Antwort erhält: »›Nichts Neues! Er stirbt!‹ Der Gärtner entfernte sich, mit dem

Spaten ging er dahin, die Beete umgraben, die ewige Erde.« Und sie schickt in seinen Tod schließlich dem Bezirkshauptmann der einzige Freund nach, den er besessen hatte: Doktor Skowronnek »brach eine Scholle aus der nassen Erde und zerkrümelte sie in der Linken und warf mit der Rechten die einzelnen Krumen auf den Sarg.«

Daß in der Sterbeszene des Kaisers ein Kapuzinermönch die Beichte abnimmt, ist ein weiteres Indiz für den weltanschaulichen Standort, auf den sich Roth zubewegte. Nach Hitlers Machtergreifung ebenso wie davor ein kompromißloser Gegner der Nationalsozialisten, engagierte er sich – von Deutschland ausgeschlossen – für die politischen Separatlösungen, die Österreich seine Selbständigkeit zwischen Mussolinis Italien und dem Deutschen Reich erhalten sollten. Dem Sozialismus und seiner revolutionären Variante, von welcher in den zwanziger Jahren viele seiner Schriftsteller-Kollegen so enthusiastisch berichteten, hatte er schon vor der Rußland-Reise abgeschworen. »Ich glaube ... an die furchtbare Existenz einer Art von ›Spießproleten‹«, hieß es in einem Brief vom 2. 6. 1926 an die *Frankfurter Zeitung*, »... einer Spezies, die mir die Freiheit, die ich meine, noch weniger gestattet, als ihre bürgerliche Verwandtschaft.« (*Briefe*, S. 91) Im Fall der österreichischen Sozialisten blieb für Roth auch in der bedrohten Lage der Republik unvergessen, daß ihre Partei innerhalb einer massiven deutschnationalen Tradition den Anschluß an das Deutsche Reich vertreten hatte. Nun fand er sich in jenem bürgerlichen Lager Österreichs vor, das die Schollenmystik, von deren völkischer Version er sich distanziert hatte, in ihrer katholischen Version pflegte und ein politisches System erzwang, das sich nur durch seine ständisch-klerikale Struktur vom Faschismus mit Massenbasis in den Nachbarstaaten unterschied. Joseph Roth läßt sich auf Klerikalfaschismus und Christlichen Ständestaat ein in der Hoffnung, Österreich damit für das Haus Habsburg zu konservieren: »Aber in Österreich ist die Geschichte so, daß Herr Dollfuß innerlich bereit ist, die Monarchie anzuerkennen.« (*Briefe*, S. 282: an Stefan Zweig, 2. 10. 1933).

Den Grund für Roths Legitimismus, für seine Unterstützung einer Restauration des Hauses Habsburg, hat man mit Recht seiner jüdischen Herkunft zugeschrieben. Der Kaiser selbst hatte die Juden, welche vor zaristischen Pogromen nach Westen und damit in die österreichischen Gebiete der Ukraine und Polens flohen, unter seinen Schutz gestellt. Jetzt konnten sie nach Roths Auffassung seinem Nachfolger wieder

zum Thron verhelfen. Mit dem Plan, eine »Broschüre über die Habsburger« zu verfassen, vertraut er Stefan Zweig in einem Brief vom 9. Mai 1933 an: »*jetzt braucht man auch die Juden.* In aller Diskretion: die Christlichsozialen (Vaugoin-Richtung) sind im Augenblick mit uns.« (*Briefe, S.* 264) Katholiken vereinigt mit Juden: das politische Wunschziel konstituiert den nächsten Roman, über den es kaum zwei Wochen später wiederum brieflich heißt: »PAR DISCRETION: St. Julien l'hospitalier auf modern, statt Tiere: Juden, und zum Schluß die Entführung. Sehr katholisch.« (22. 5. 1933 an Stefan Zweig; *Briefe,* S. 265).

Die Tatsache, daß nach dem *Radetzkymarsch* Roths weitere Erzählwerke kontinuierlich in Exilverlagen und der Exilpresse erschienen, bezeugt ebenso wie seine ununterbrochene politische Polemik, daß er sich zur antifaschistischen Emigration zählte. Keineswegs ist damit aber gesagt, daß jeder Roman und jede Novelle von ihm politisch eine Botschaft oder ein Programm transportierte. Brauchen Flüchtlinge manchmal nicht auch Erholung von Kampf und Verfolgung? Vor dem problemgeladenen *Tarabas,* dessen Entwurf eben zitiert wurde, steuerte Roth zu Hermann Kestens *Novellen Deutscher Dichter der Gegenwart,* einer durchaus unterhaltsamen Exil-Anthologie, die schwermütige Liebesgeschichte vom *Stationschef Fallmerayer* bei.

Und selbst für den *Tarabas* vertrat er die Ansicht, er könne der jüdischen Zeitung, die ihn innerhalb des Dritten Reichs unter einem andern Titel veröffentlichte, keinen Schaden eintragen. »Ich glaube *nicht,*« schrieb er unter dem 12. 9. 1934 aus Nizza an die Redaktion des *Israelitischen Familienblattes* in Hamburg, »daß staatspolitische Bedenken in Deutschland gegen eine Veröffentlichung *dieses Romans bestehen.*« (Brief im LBI) Wenn die »ukrainische Zeitung«, der Roth seinen Stoff entnommen haben will (vgl. *Briefe,* S. 265), auch die Vorlage zu dem Fragment »Das Haus des Herrn Kristianpoller« lieferte, dann ist ihr Jahrgang vielleicht durch dessen letzten Satz zu datieren: »Und man lebt im Jahre 1924 nach der Geburt jenes Heilands, der, ohne es gewollt zu haben, in der Gestalt seiner Stammesgenossen immer wieder gekreuzigt wird.« Von einem Pogrom im ukrainischen Teil des nach dem Ersten Weltkrieg neugegründeten Polen handelt der Roman, und seine zu dem zitierten Fragmentschluß analoge Textstelle geht auf die Furcht der Juden vor den katholischen Mönchen ein, an denen sie »das starke, metallene Kreuz (erschreckte), das wie eine Waffe an der

Hüfte der Brüder hing, das Kreuz, das einst zu grauenhaftem Zweck errichtet zu haben man ihren Vorvätern vorwarf, das allen Völkern der Erde Segen zu bringen verhieß und ihnen allein nur Fluch und Jammer brachte.«

Bei einer ausführlichen Besprechung von »Roth's Hiob« im Literaturblatt der *Frankfurter Zeitung* vom 4. 1. 1931 hatte der Kunstkritiker Julius Meier-Graefe die neueren Klassiker legendarischen Erzählens herangezogen und Roths biblisierendes Verfahren, den Rekurs auf die vorgegebenen Formeln und Bilder, mit der Erzählweise Flauberts verglichen: »So löste einst Flaubert, der Literat im Elfenbeinturm, der alles Formulieren verdammte, den Vorhang von dem alten Glasbild einer Kirche und dichtete den Julian, sein Meisterwerk.... Flaubert wies dem alten Glasfenster, dem er die Geschichte zu entnehmen vorgab, die Verantwortung für die Formulierung zu. Daher hielt er es für angebracht, im Bereich der alten Legende zu bleiben und die Begebenheit glasfensterhaft zu malen. Er verbrämte sie mit archaischer Akribie. Am Schluß aber, wo Julian mit dem Aussätzigen zum Himmel fährt, geht die Stimme Gottes mit ihm durch, und die Gemeinde erlebt das Wunder. Hinterher mag uns der ungeheuerliche Aufwand dieser Regie lohnend erscheinen. Roth besitzt nicht das funkelnde Geschmeide des Julian-Dichters, der seinen Stramin mit Edelsteinen stickte, und er bedarf nicht dieser Akribie. Die Geschichte des Mendel Singer aus Polen ist gestern passiert und wird morgen wieder passieren, und trotzdem erreicht sie die gleiche Höhe des Sinnbilds. Hinterher mag uns der Aufwand an Menschenliebe klar werden und lohnend erscheinen.« Einer legendarischen Geschichte aus Polen wie seinem *Tarabas* das Exempel Flauberts zu unterlegen, dazu durfte sich Roth also angeregt und ermutigt fühlen. Und tatsächlich sind Aufstieg und Fall des soldatischen Pseudohelden in den Bildern erzählt, die er andern von sich vermittelt oder von seiner Umgebung wahrnimmt. Seine Passion deutet sich in ihnen an und vollzieht sich in ihnen, die angefangen vom Kino bis zur Ikone die Verheißung ausdrücken und schließlich bewahrheiten.

Wie der *Tarabas*, so wurden auch die beiden Novellen »Triumph der Schönheit« und »Die Büste des Kaisers« in Fortsetzungen des *Pariser Tageblatts* abgedruckt. Auf ein Unterhaltungs-Genre zielt die redaktionelle Ankündigung der ersten Geschichte, die das »Erlebnis eines Frauenarztes« schildere. Von Blanche Gidon übersetzt, erschienen die

zwei Erzählungen zuerst in französischen Blättern, ehe die deutschen Fassungen in der Pariser Emigrantenzeitung zu lesen waren. Roth kam nun um die Literaturszene nicht mehr herum, die er im Herbst 1932 noch seiner Übersetzerin voll Abscheu charakterisiert hatte: »Was mich ärgert, ist, ... daß man, besonders in Frankreich, die fremde Literatur schlecht bezahlt, schlecht übersetzt und schlecht verkauft. Mir ist das Wort zu teuer, als daß ich zusehen könnte, wie eines meiner Worte nach dem anderen verfälscht und verdreht wird – und nur, weil die Verleger weder den falschen Ehrgeiz aufgeben wollen, fremde Literatur herauszugeben, noch zugeben, daß sie nicht Geld genug haben, es *würdig* zu tun. Wenn ich mir diesen widerlichen Betrieb der Literatur: une heure avec, die kommunistisch kokettierende Nouvelle Revue Française, die stupiden ›konservativen‹ Zeitschriften in Paris ansehe, diese Freundschafts-Cliquen, diesen Snobismus, der vor jeder ›Neuheit‹ auf den Knien liegt, vor dem verworrenen Joyce, vor jedem Nachkriegstrottel Deutschlands, vor jeder ›Nouveauté‹, kurz gesagt: *faßt mich das Grauen!* Die Literatur-Wirtschaft ist ganz eine Mode- und Konfektions-Angelegenheit geworden ––«. (*Briefe*, S. 233/234) In ihr hieß es nun jedoch, sich zu behaupten. Und dabei war es mit der Verfechtung einer politischen Position nicht getan. Eindeutig spiegelt »Die Büste des Kaisers« Roths legitimistische Überzeugung, doch französischen Lesern war das merkwürdige und entlegene Ereignis wohl schwer nahezubringen.
Anders der historische Stoff, den Roth danach in Angriff nimmt, selbstverständlich in legendarischer Manier, denn darauf hatte er sich inzwischen spezialisiert, wie sein Plan einer Montefiore-Biographie uns verrät (vgl. Anhang zum *Tarabas*). Dem Untergang des kaiserlichen Österreich stellt er nun den Untergang des französischen Kaisers zur Seite, und zwar als Hiob-Schicksal und in einem Soldatengott, der ähnlich dem Tarabas seiner Macht beraubt wird und zu christlicher Demut gelangt. »Die Hundert Tage« wurden mit Leseproben nicht nur in Exilzeitschriften bekanntgemacht, sondern auch in deutschsprachigen Blättern wie der *Prager-Presse* (5. 11. 1935). Und Roths Versuch, den zeitgenössischen Diktatoren eine alternative Führerfigur gegenüberzustellen, fand in der Ausstattung des Buchs eine Würdigung fast über Gebühr. Der Roman nimmt sich in der Nähe des Traktats vom »Antichrist« wie eine weitere Schrift zu religiösem Gebrauch aus, ein historisches Exemplum mit dem Aufruf zur Nachfolge des Chri-

stus-Napoleon. Im *Neuen Tage-Buch* vom 11. 7. 1937 kam Roth bei der polemischen Kommentierung des Besuchs, den der italienische Chef des Geheimdienstes vor der Reise Mussolinis Berlin abstattete, auf den Unterschied zwischen dem historischen Typ des Gewalthabers und dem zeitgenössischen zurück: »Ein kultivierter Usurpator – Napoleon – der seinen Fouché voranreiten läßt, ist undenkbar. Er war zynisch, wie jeder Gewaltige auf Erden. Aber der Parvenu von heute *demonstriert* seinen Zynismus.«

Und das Volk? »... will einfach einen ›guten Herrn‹ sehn«, wie Roth in der »Büste des Kaiser« konstatiert hatte. Verkörpert in der Wäscherin Angelina Pietri, folgt es in den »Hundert Tagen« ergeben seinem Idol; als Masse auftretend, macht es johlend jeden Machtwechsel mit und trampelt nieder, wer sich ihm in den Weg stellt. Wieder einmal waren die Bourbonen am Zug, deren Anhängern die kaisertreue Angelina mit Hochrufen auf Napoleon entgegenstürzte. Man faßte sie und warf sie hoch, »dann fiel sie irgendwo nieder, und unendlich marschierte die Menge weiter.« Roths Monarchismus wird durch seine Absage an die Massengesellschaft ergänzt, die im Europa der dreißiger Jahre entweder zu militanten Gewaltposen überging oder vor diesen eine ängstliche Gaffer-Rolle einnahm. Daß in diesen Jahren deutsche Exilanten in Frankreich ihren Antifaschismus zu einer *Volksfront* formieren wollten, konnte bei ihm kaum auf Verständnis stoßen.

Fritz Hackert   Tübingen, im Oktober 1989